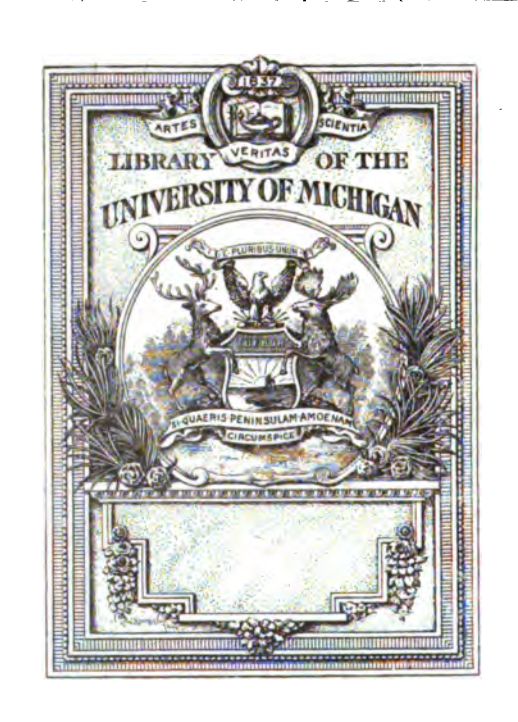

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

ZEITSCHRIFT

FÜR DAS

GYMNASIALWESEN

HERAUSGEGEBEN

VON

H. J. MÜLLER.

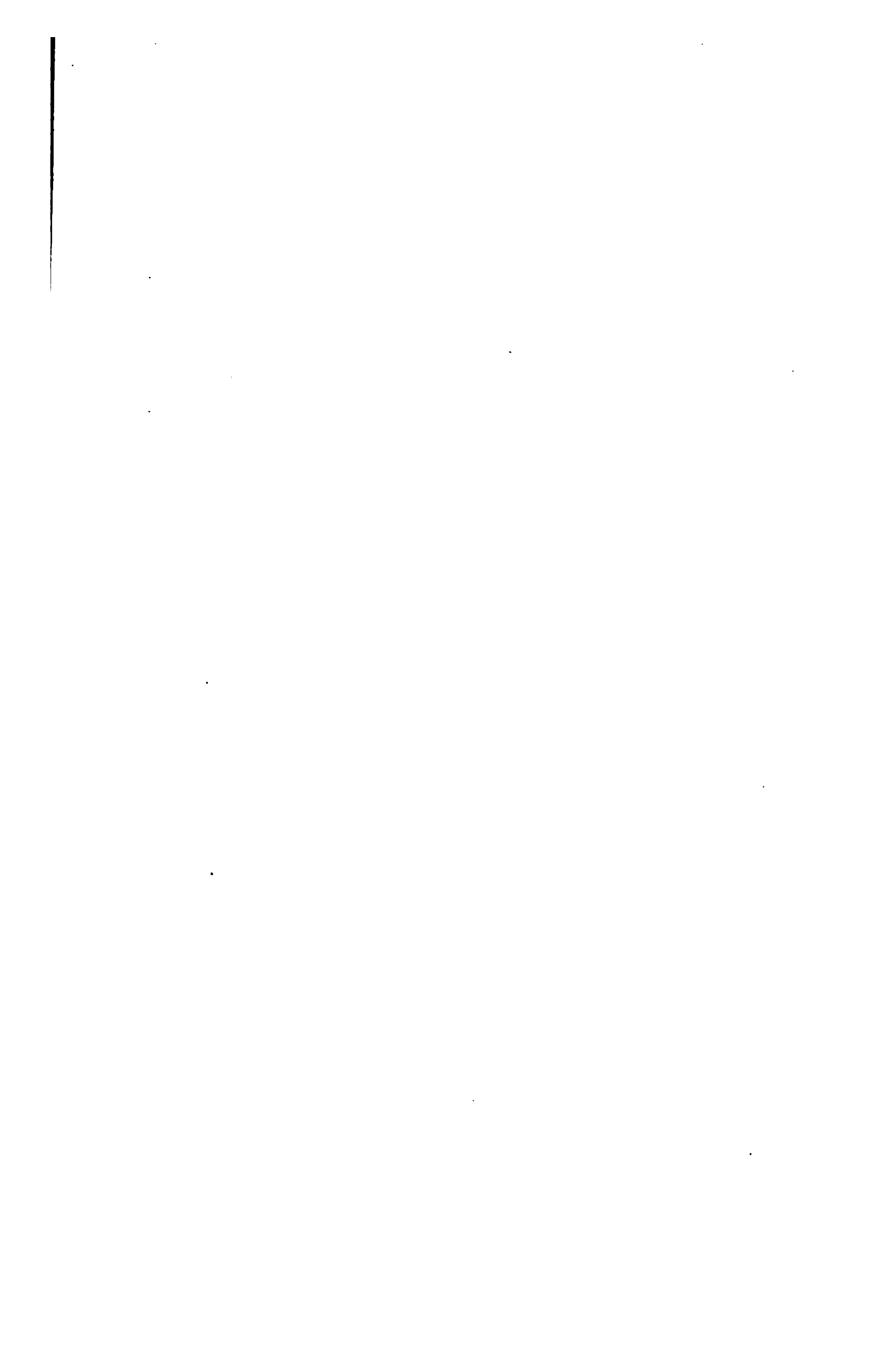
LIX. JAHRGANG.

DER NEUEN FOLGE NEUNUNDDREISZIGSTER JAHRGANG.

BERLIN 1905.

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

SW. ZIMMERSTRASZE 94.



INHALT DES LIX. JAHRGANGES,

DES NEUNUNDDREISZIGSTEN BANDES DER NEUEN FOLGE.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Seite

Seite

Seite

Seite

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISZELLEN.

VIERTE ABTEILUNG.

JAHRESBERICHTE
DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Kunstpflege in der Schule.

I.

In den letzten Jahren ist in Zeitungen und Zeitschriften, Broschüren und Büchern, Versammlungen und Vereinen so viel von Kunsterziehung gesprochen worden, daß sich vielleicht mancher Leser wundern könnte, warum ich nicht dies nun einmal gang und gäbe gewordene Schlagwort „Kunsterziehung" zum Thema meines Aufsatzes gewählt habe, da ich doch von Kunst in der Schule, also bei der Erziehung, sprechen will. Daß ich es nicht getan habe, mag vielleicht als eine Art Programm für meinen Standpunkt gelten können. — Kunsterziehung! Das ist ein hohes Wort, und durch die Erklärungen, die man vielfach dazu gegeben, durch die Forderungen, die radikale, schwärmende „Kunsterzieher" dazu gestellt haben, ist seine Bedeutung noch hochklingender geworden. In der Pädagogik aber ziemt es sich vielleicht noch mehr als sonstwo, die schönen, großen Worte zu vermeiden und sich lieber zunächst, statt sich gleich hochfliegend in ideale Regionen zu verlieren, auf den Boden der nüchternen Wirklichkeit zu stellen und zunächt an bescheidenen Taten die Kräfte zu probieren, um dann vorsichtig experimentierend allmählich weiter zu schreiten. Deshalb also habe ich statt des vielversprechenden Wortes „Kunsterziehung" lieber das bescheidener klingende „Kunstpflege" gewählt.

Es ist nicht meine Absicht, hier eine historische Übersicht über die Entwickelung der Bewegung zu geben, die der Kunst einen Platz in der Schule verschaffen will, und ich will auch nicht auf die manchmal recht seltsamen Auswüchse eingehen, die diese Bewegung gezeitigt hat. Gar mancher, der die Berichte des im ganzen ja sehr anregenden und dankenswerten Dresdener Kunsterziehungstages gelesen hat oder sonst manches auf diesem Gebiete verfolgt hat, wird mehr als einmal sich zum Kopfschütteln veranlaßt sehen, wenn er z. B. hören muß, daß nur das Original-

werk, niemals die Reproduktion der Schule würdig sei, daß das Kunstwerk in der Schule nur durch sich selbst ohne jede Vermittelung des erläuternden Wortes auf den Schüler wirken soll, daß dem Lehrer nur um Gottes willen jedes erklärende Wort verwehrt sein solle, weil er dadurch ja doch nur das Kunstwerk dem Schüler verekeln könne, oder gar daß die künstlerische Erziehung der intellektuellen und moralischen gleichwertig sei, sie womöglich ersetzen solle. Solche Auswüchse könnten leicht hier und da Abneigung gegen die Bestrebungen, Kunst in die Schule zu verpflanzen, hervorrufen. Indes einzelne Mißgriffe und ungeschickte Übertreibungen können doch die Berechtigung der Sache selbst nicht in Frage stellen. Es ist aber auch nicht meine Absicht, den Leser mit längeren theoretisch-philosophisch-ästhetischen Erörterungen darüber zu langweilen, warum der Kunst ein Platz in der Schule gebührt. Nur in ein paar kurzen Sätzen möchte ich meinen Standpunkt präzisieren, um dann zu meinem eigentlichen Gegenstande zu kommen, nämlich zu einigen praktischen Vorschlägen über Kunstpflege in der Schule.

Jeder Unterricht in den Geisteswissenschaften mit einziger Ausnahme des Unterrichts in der lateinischen Grammatik, der seinen besonderen, logisch bildenden Wert hat, ist Kulturunterricht oder sollte es doch sein. Erkennt man dies an, so ergibt sich damit eigentlich schon von selbst, daß man einen so wichtigen Teil der menschlichen Kultur wie die bildende Kunst nicht aus der Schule verbannen darf. Das tritt ja in der Praxis oft genug zutage. Ich will nur ein paar Beispiele anführen. In der alten Geschichte können wir das Zeitalter des Perikles den Schülern nicht klarmachen, wenn wir ihm nicht die Bauwerke und Bildwerke der Akropolis im Bilde vorführen; in der Reformationsgeschichte können wir Dürer, Cranach und Holbein nicht übergehen, bei der Renaissance von Raffael und Michelangelo nicht schweigen. Im deutschen Unterricht läßt sich Goethes Entwickelung nicht zum Verständnis bringen, wenn der Schüler nicht von den Künstlern und Kunstwerken, die auf ihn gewirkt, eine Vorstellung bekommt. Dasjenige Fach aber, das heute unter den Unterrichtsgegenständen des humanistischen Gymnasiums am meisten umstritten ist, ich meine natürlich das Griechische, wird sich vielleicht nur dann erfolgreich verteidigen lassen, wenn man hier wirklich Ernst macht mit der Auffassung als Kulturunterricht und daher zur Literatur in den griechischen Stunden als nicht minder wichtigen Zweig der Kultur die bildende Kunst treten läßt.

Bisher ist auf den Schulen eine Kunst fast ausschließlich gepflegt worden: die Poesie. Gerade wegen dieser Pflege der Poesie, meinte kürzlich ein Pädagoge, sei es gar nicht so dringend, auf der Schule auch bildende Kunst zu treiben. Wenn man die Schüler zum verständnisvollen Genusse poetischer Schöpfungen zu befähigen suche, so lehre man sie zugleich wie

an einem Beispiele die übrigen Künste in ihrem Wesen verstehen; denn alle seien doch nur Erscheinungsformen ein und desselben Schönen. Daß dies nicht richtig ist, braucht kaum gesagt zu werden, kennt doch wohl ein jeder Menschen, die für Poesie Verständnis haben, der bildenden Kunst aber ziemlich fremd gegenüberstehen. So nahe verwandt sind eben beide Künste nicht. Zum Verständnis der bildenden Künste bedarf es ebenso sehr oder vielleicht noch mehr der besondern Anleitung wie zum Verständnis poetischer Schöpfungen.

Daß in der Schule die intellektuelle Bildung stets die Hauptsache sein und bleiben wird, ist, gegenüber den vorerwähnten Verstiegenheiten, auch meine feste Überzeugung. Aber gerade wer dies glaubt, wird zugeben müssen, daß gegenüber der nun einmal notwendigen etwas einseitigen Verstandesbildung als Gegengewicht eine Ausbildung der Anschauung aufs innigste zu wünschen ist. Über diese Sätze dürfte sich vielleicht nicht schwer Einigkeit erzielen lassen. Aber damit ist noch wenig gewonnen; denn die Hauptschwierigkeit liegt gar nicht in der Frage, ob die Kunst in die Schule gehöre, sondern in der Frage, wie sie dort zu pflegen sei. Darüber aber können nicht theoretische Erwägungen entscheiden (obwohl mehr als genug darüber theoretisiert worden ist), sondern nur praktische Versuche. Wenn ich im folgenden einige praktische Vorschläge mache, so soll damit keineswegs gesagt sein, daß ich damit andere Wege für verfehlt erachte. Es führen eben viele Wege nach Rom, und es lassen sich keine allgemeinen Ziele für die Kunstpflege in der Schule aufstellen. Wege und Ziele werden verschieden sein je nach der Individualität des Lehrers, den vorhandenen Mitteln, der Art und vor allem dem Orte der Schule.

II.

Die Versuche, von denen ich berichten will, sind in Berlin angestellt. Hier in Berlin nun steht uns in den Museen ein vorzügliches Material für die Kunstpflege zur Verfügung. Vielleicht wird jemand meinen, es sei gerade hier gar nicht so notwendig, die Schüler zur Betrachtung von Kunstwerken anzuregen, weil eine solche Anregung ihnen schon von selbst durch die reichen Kunstschätze der Museen geboten werde, die ihnen ja täglich offen stehen. Wer so dächte, wäre im Irrtum. Nach meinen Erfahrungen steht die Sache so. Ein Teil der Schüler besucht die Museen überhaupt nicht. Die Mehrzahl geht in die Museen, sie verfährt aber dabei genau ebenso, wie die meisten der kunstfremden „Gebildeten“: im Laufe einer Stunde durchlaufen die Schüler ein ganzes Museum, und wenn sie herauskommen, so haben sie alles gesehen, mit anderen Worten, sie haben nichts gesehen. Sollen die Berliner Museen den Schülern wirklich nützlich werden, so bedürfen sie der Anleitung durch den Lehrer,

einer Anleitung, wie sie eben nur durch häufigere gemeinsame Besuche gegeben werden kann. Daß solche Besuche sich durchführen lassen, hat die praktische Erfahrung an unserem Sophiengymnasium bewiesen, an dem ich im Laufe eines Jahres 19 solcher Besuche veranstaltet habe. Der Vormittag ist freilich durch den Unterricht in Anspruch genommen, und auch wenn man öfters eine Schulstunde zu solchem Zwecke ausfallen ließe, so bliebe doch immer eine andere Schwierigkeit bestehen: in der Zeit, in der die Museen dem Publikum geöffnet sind, ist man natürlich durch die andern Besucher vielfach gehindert und gestört. Aber in dankenswerter Bereitwilligkeit gestattet die Verwaltung der Museen gegen eine geringe Entschädigung für die Museumsdiener solche Besuche nach Schluß der offiziellen Besuchsstunden, im Winter nach 3, im Sommer nach 4 Uhr. Freilich, wenn wir die Besuche auf die Nachmittagszeit verlegen, so bringt das einen scheinbaren Nachteil. Wir sind ja nicht in der Lage, die Zeit unserer Schüler noch außerhalb der Schulstunden regelmäßig in Anspruch zu nehmen. Finden die Führungen in den Museen also außerhalb der Schulzeit statt, so müssen wir uns auf die Teilnahme derjenigen Schüler beschränken, die freiwillig dazu bereit sind. Sollte dies aber wirklich ein Nachteil sein? Erst kürzlich hat Münch in seinem Buche „Zukunftspädagogik" mit Recht nachdrücklich betont, wie wünschenswert für den gereifteren Schüler ein größeres Maß individueller Bewegungsfreiheit in seinen Studien sei. Nun, hier bei der Kunst, wo uns keine Lehrpläne binden, können wir solche Bewegungsfreiheit ja ohne Gefahr gewähren. Es ist durchaus nicht notwendig, nicht einmal wünschenswert, daß alle Schüler unserer oberen Klassen, wenn sie der Geist nicht dazu treibt, zwangsweise sich Kunstwerke ansehen; wir Lehrer haben, glaube ich, unsere Pflicht zur Genüge getan, wenn wir denen, die Lust dazu haben, Gelegenheit und Anregung bieten. Nebenbei bemerkt, scheint es mir auch ein moralischer Gewinn, wenn wir, wie es am Sophiengymnasium geschehen, ohne Zwang erreichen können, daß eine, wenn auch kleine Zahl von Schülern trotz ihrer sonstigen, reichlich bemessenen Schulpflichten in zum Teil recht unbequemen Stunden regelmäßig alle 14 Tage zu solchen Museumsbesuchen erscheint — aus Interesse an der Sache. Eine Schwierigkeit freilich stellt sich fast in jedem Semester von neuem heraus. Es ist schwer, einen Nachmittag zu finden, an dem alle Schüler, die an den Besuchen teilnehmen möchten, auch teilnehmen können. Da sich die Teilnehmer aus Schülern verschiedener Klassen zusammensetzen, so ist dank der reichlichen Stundenzahl unserer oberen Klassen fast an jedem Nachmittage der eine oder der andere durch Nachmittagsunterricht oder durch die Ausdehnung des Vormittagsunterrichts bis 2 Uhr an der Teilnahme verhindert. Wesentlich reger wird die Beteiligung bei solchen freiwilligen

Leistungen erst dann sein können, wenn durch die Herabsetzung der Zahl der obligatorischen Stunden, die notwendig einmal kommen muß, den Schülern mehr Zeit zu freier Tätigkeit gewährt wird.

Auf zwei Arten von Museen haben sich in der Hauptsache die Führungen bisher erstreckt, die Altertumsmuseen und die Nationalgalerie. Ehe ich angebe, was wir bei solchen Besuchen treiben, möchte ich lieber erst mitteilen, was wir nicht treiben: keine lückenlose, streng systematische Kunstgeschichte, auch nicht bei der antiken Kunst, wo eine solche Behandlung vielleicht naheliegen könnte. Ich halte in den Museen keine zusammenhängenden Vorträge, bei denen die einzelnen Kunstwerke nur zur Erläuterung dienen, sondern das einzelne Bildwerk ist Ausgangspunkt und Mittelpunkt einer eingehenden Betrachtung, an der sich die Schüler nach Möglichkeit selbsttätig beteiligen müssen. Ein mustergültiges Beispiel dafür hat der treffliche Direktor der Hamburger Kunsthalle, Alfred Lichtwark, in seinen nachher noch näher zu srwähnenden „Übungen im Betrachten von Kunstwerken" gegeben, wenigstens für die Behandlung moderner Gemälde. Lichtwark will freilich von einer Behandlung antiker Kunstwerke in der Schule überhaupt nichts wissen; nur deutsche Meister solle man den Schülern zeigen. Er behauptet, die Schüler pflegten sich das Auge durch den Anblick der fremdartigen Formen antiker oder italienischer Kunstwerke (in Gipsabgüssen oder Photographien) derart zu verwöhnen, daß sie dann Dürer, Holbein, Rembrandt, Ostade nicht mehr unbefangen genießen könnten, abgesehen davon, daß diese ihnen, wenn überhaupt, wohl nur als Künstler, wenn nicht geringerer Art, so doch niedrigerer Entwickelungsstufe vorgestellt zu werden pflegten. Letzteres wird wohl kein verständiger Lehrer tun, und auch die erste Behauptung ist bei verständigem Verfahren zweifellos unrichtig. Sicherlich können wir auf dem Gymnasium, an dem das Griechentum eine so große Rolle spielt, nicht darauf verzichten, unsere Schüler, soweit sie überhaupt nach Kunst Verlangen tragen, in die antike Kunst als einen wertvollen Teil der antiken Kultur einzuführen, wobei bald die historische, bald die ästhetische Seite stärker zu betonen ist.

Über die notwendige Zahl solcher Führungen läßt sich natürlich kein ganz bestimmtes Maß aufstellen. Meines Erachtens sind etwa 10 bis höchstens 12 Führungen genügend, um eine solche Einführung in die antike Kunst zu gewähren. Ich betonte schon, daß wir keine systematische Kunstgeschichte treiben wollen, darum ist auch keine streng chronologische Reihenfolge notwendig, ja sie ist selbst nicht einmal zweckmäßig. Ich würde es für verfehlt halten, den Schülern, die der antiken Kunst noch ganz fremd gegenüberstehen, zuerst hochaltertümliche Bildwerke, etwa den Apoll von Thera und Tenea, zu zeigen, die ihnen nur seltsam oder gar komisch erscheinen können (ebenso wie ich es auch für verfehlt halte, als Illustrationen zu Homer archaische

Vasenbilder zu verwenden). Vielmehr beginne ich stets mit dem, was den Schülern nach allem, was sie von Griechenland in der Schule gehört haben, am nächsten liegt, mit der Akropolis von Athen. Gerade zu einer Behandlung der Akropolis aber bietet das Neue Museum in Berlin vorzügliches Material. Da haben wir zunächst das kleine Gipsmodell der Burg in ihrem heutigen Zustande und als Gegenstück an der Wand ein prächtiges rekonstruiertes Bild von Athen. Mag an diesem Bilde auch manches durch neuere Forschungen überholt sein, trotzdem ist es vortrefflich geeignet, den Schülern eine Vorstellung von dem glanzvollen Bilde der nachperikleischen Burg zu geben. An der Hand des Modells und des Bildes läßt sich die Beschaffenheit der Akropolis und die Lage der einzelnen Bauten leicht klarmachen. Außer den Propyläen, bei denen ein Hinweis auf die Münchener Propyläen und das Brandenburger Tor am Platze ist, kommen drei Bauten der Akropolis für unsere Schüler in Betracht: der Tempel der Athena Nike mit seinen reizenden Balustradereliefs, das Erechtheion und natürlich der Parthenon. Beim Erechtheion darf man sich meiner Meinung nach recht kurz fassen. Was für den Schüler von Interesse ist, sind in der Hauptsache die Koren, die in ihrer sicheren Ruhe im Vergleich mit den auch im Museum danebenstehenden lebhafter bewegten gleichartigen Figuren einer späteren Zeit die Vorzüge dieser älteren Kunst dem Schüler deutlich zum Bewußtsein bringen. Von dem ganzen Bau gibt dann noch der Aufbau der Korenhalle im Treppenhaus des Neuen Museums eine deutliche Vorstellung. Mehr Zeit widmen wir den Skulpturen des Parthenon, der kleinen Nachbildung des Goldelfenbeinbildes, den Giebelgruppen und dem großen Friese. Einer der verdienstvollsten Förderer der Kunstpflege in der Schule, Prof. Luckenbach in Karlsruhe (dessen Bilderhefte „Kunst und Geschichte" die weiteste Verbreitung unter den Schülern verdienen), will freilich die Giebelgruppen dem Unterrichte fernhalten[1]); ich glaube, doch nicht mit Recht. Der Westgiebel ist freilich zu arg zerstört, den Ostgiebel aber ziehe ich stets heran und habe immer genügendes Interesse der Schüler dabei beobachtet. Lassen sich auch nicht alle Feinheiten ihnen klarmachen, der herrliche Faltenwurf der Frauengewänder, der sogenannte Theseus, die prächtigen Pferdeköpfe machen ihnen doch Eindruck und erwecken ihnen wenigstens eine Ahnung von der Größe dieser Kunst. Der trümmerhafte Zustand gerade dieser Bildwerke gibt dabei Gelegenheit, was stets lebhaftes Interesse der Schüler erregt, etwas aus der merkwürdigen Geschichte des Parthenon zu erzählen, das ja seine lange Erhaltung der dreifachen Wandelung vom Heidentempel zur christlichen Kirche und dann zur Moschee verdankt, von seiner Zerstörung endlich in den Türkenkriegen, als die

---

[1]) Luckenbach, Die Akropolis von Athen S. 38.

Venetianer ihre Bomben auf den heiligen Bau, damals ein Pulvermagazin, richteten. Nicht im Zusammenhange dagegen mit den übrigen Bildwerken des Parthenon bespreche ich die Metopen, einmal aus einem äußeren Grunde, weil sie sich in einem anderen Saale befinden und das stete Hin- und Herlaufen sehr lästig und zeitraubend ist, dann aber, weil meines Erachtens die meisten weniger Eindruck machen; einige der schönsten lassen sich später noch nachholen, wenn man ohnehin im Lichthofe weilt, wo sie aufgestellt sind. Sehr anregend dagegen in ästhetischer wie vor allem in kulturhistorischer Beziehung ist der Fries, der uns ja nicht mythologische Darstellungen bringt, sondern ein lebensvolles Bild von dem athenischen Volke aus des Künstlers eigener Zeit vor die Augen zaubert. Zwei Besuche habe ich bei den letzten Zyklen den Bauten der Akropolis gewidmet, und ich glaube, daß die Schüler, denen größtenteils alle diese Dinge fremd oder doch nur sehr oberflächlich bekannt waren, erst durch diese zwei Wanderungen ein wirklich etwas lebendigeres Bild von der Stadt und dem Volke gewonnen haben, von dessen Literatur sie doch in ihrem Schulleben so viel zu hören und zu lesen bekommen. — Das Athenabild leitet bei einem dritten Besuche zu den Götterfiguren hinüber. Hier kann man anders verfahren als bei den beiden ersten Führungen. Dort, wo vielfach historische Dinge zur Sprache kamen, mußte in der Hauptsache der Lehrer das Wort führen. Hier, wie bei allen künftigen Besuchen, kann er es dem Schüler abtreten und braucht nur durch seine Fragen anzuregen und gelegentliche Ergänzungen zu geben. Der Schüler muß jetzt selbst angeben, was er sieht, muß beobachten, welche Eigenschaften der einzelnen Gottheiten der Künstler zum Ausdruck gebracht hat, welche Unterschiede in der Auffassung der Götter die Bilder aus verschiedenen Zeitepochen zeigen. Die ersten drei Besuche waren dem Neuen Museum gewidmet, in dem der Schüler nur Gipsabgüsse sieht. Da stellt es sich dann fast immer heraus, daß dem einen oder dem anderen Schüler der Unterschied von Gips und Marmor überhaupt noch nicht recht klar geworden ist, daß namentlich etwas getönter Gips für Marmor gehalten wird. Darum empfiehlt es sich, jetzt zunächst dem Alten Museum mit seinen Originalskulpturen einen Besuch abzustatten, damit der gewaltige Unterschied zwischen Marmorwerken und Gipsnachbildungen stark zum Bewußtsein kommt. Unter den Schätzen des Alten Museums muß freilich sehr sorgfältig gewählt werden; nur wenigen Werken wenden wir uns zu, vor allem den attischen Grabreliefs, dann den Bronzen und dem kleinen Athenakopfe, der den Typus der Athena des Phidias wiedergibt. Künftig würde ich vielleicht auch den neu eröffneten römischen Saal etwas ausführlicher behandeln.

Außer durch den Besuch im Alten Museum wurden die Führungen im Neuen Museum unterbrochen durch einen Besuch

in der Olympiasammlung. Die Olympiafunde sind bisher immer etwas stiefmütterlich behandelt worden; sie sind nur provisorisch aufgestellt, bis ein neuer Museumsbau einen würdigen Platz für sie schaffen wird. In ihrer jetzigen Aufstellung sind sie zudem dem Publikum offiziell noch nicht zugänglich, was sehr zu bedauern ist, denn trotz des unscheinbaren Raumes, in dem sie sich befinden, gehört die Olympiasammlung zu den gerade für den Genuß des Laien am besten eingerichteten Berliner Museen. Das Modell der Fassade des Zeustempels, das wir hier finden, gestattet, ein klares Bild von dem Äußeren eines griechischen Heiligtums zu geben, wobei ich es aber streng vermeide, etwa, wie es öfters geschieht, ausführlich und gelehrt die Schüler mit technisch-architektonischen Kunstausdrücken zu füttern. Abgesehen von der Tempelrekonstruktion bietet das Olympiamuseum auch noch den großen Vorzug, daß wir hier die Giebelgruppen in doppelter Form, unergänzt und ergänzt, vor uns haben. Letzteres aber ist für die Schule von außerordentlicher Wichtigkeit. Der Fachmann mag sich darüber Sorge machen, ob bei einer Rekonstruktion auch alles bis auf die kleinste Einzelheit gesichert sei, in der Schule braucht man damit nicht allzu ängstlich zu sein. Wir sollen natürlich den Schülern keine Phantasiegebilde vorführen; aber Rekonstruktionen von Bau- und Bildwerken, die auf Grund ernster, fachwissenschaftlicher Studien gemacht sind, mögen ruhig die Phantasie der Jungen beleben, ihnen ein lebendigeres Bild geben als der Torso oder die Ruine, die der Laie und vor allem der Schüler sich nicht so leicht ergänzen kann, — mag auch diese oder jene Kleinigkeit noch zweifelhaft sein. Außer den Giebelgruppen finden wir im Olympiamuseum noch ein anderes Kunstwerk rekonstruiert, das im Neuen Museum nur unergänzt steht, und zwar eines der Meisterwerke der hellenischen Kunst, die Siegesgöttin des Paionios. An diese Nike knüpft der nächste Besuch im Neuen Museum wieder an. Noch einmal treten wir vor das dort unergänzte Werk des Paionios, noch einmal wiederholen die Schüler, worin die eigentliche Größe dieses Werkes besteht, das ein scheinbar unlösbares Problem, das der fliegenden Marmorfigur, meisterhaft gelöst hat. Und nun erst, nachdem wir die Höhepunkte griechischer Kunst betrachtet, blicken wir zurück auf die Anfänge; jetzt erst führe ich die Schüler vor die altertümliche Nike des Achermos, die mit freundlich geziertem Lächeln, schön frisierten Löckchen, die Flügel nur als Dekoration verwendend, an dem Beschauer vorüberhumpelt, und so kommt es nun durch diese Gegenüberstellung den Schülern zum klaren Bewußtsein, daß die griechische Kunst nicht etwa in voller Blüte aus dem Haupte des Zeus entsprungen ist, sondern das endliche Ergebnis langer, mühevoller Arbeit vieler Geschlechter gewesen ist. Das wird dann weiter verdeutlicht an einigen anderen älteren Bildwerken, wie dem Apoll von Tenea und Thera, bei denen die Schüler meist ganz

zutreffende Beobachtungen in bezug auf die größere oder geringere Naturwahrheit der einzelnen Körperteile anstellen, ferner einigen Metopen von Selinunt und der Aristionstele, durch die sie eine Vorstellung von einem Athener aus der Zeit vor den Perserkriegen gewinnen, der in seiner steifen Paradehaltung ganz anders aussieht, als sie sich einen solchen Mann vorher vorgestellt haben.

Bisher waren es in der Hauptsache Götterbilder, Tempelskulpturen, die wir betrachtet hatten; nur ab und zu war ein anders geartetes Werk dazwischen eingeschoben. So folgen denn jetzt einige Darstellungen aus dem täglichen Leben, aus der Palästra, so der Diskuswerfer, der Speerträger, der Apoxyomenos, daran schließen sich bei weiteren Führungen Werke aus hellenistischer und römischer Zeit. Endlich widmeten wir noch zwei Besuche dem Pergamonmuseum. Letztere konnten freilich nicht für alle Schüler immer an den Schluß gestellt werden, weil nur zehn Besuche sich in einem Semester ausführen ließen und inzwischen stets neue Teilnehmer eintraten; es ist das aber auch verhältnismäßig gleichgültig, da wir ja, wie erwähnt, auf chronologische Reihenfolge kein Gewicht legten.

So viel von den Altertumsmuseen. Einen wesentlich anderen Charakter tragen die Besuche in der Nationalgalerie. In noch höherem Grade als bei den Skulpturen des Altertums ist hier das Ziel, und zwar, da die historische Betrachtungsweise hier fortfällt, das einzige Ziel, „sehen lernen“. Es sind Anschauungsübungen zum Teil recht elementarer Art, die wir dort anstellen, die sich aber als sehr notwendig herausstellen. Der Schüler soll durch diese Übungen daran gewöhnt werden, sich nicht, wie er es sonst zu tun pflegt, mit einem flüchtigen Blick auf ein Bild, mit einem allgemeinen Eindruck zu begnügen, sondern sich die Darstellung möglichst in allen Einzelheiten klarzumachen. Das ist natürlich an sich noch kein Kunstgenuß, wohl aber die notwendige Vorbedingung dafür. Hier bietet nun das schon vorher kurz erwähnte Büchlein von Lichtwark ein vorzügliches, wenn auch schwer erreichbares Muster. In diesen „Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken“ gibt Lichtwark die Unterhaltungen wieder, die er vor Gemälden der Hamburger Kunsthalle mit den Schülerinnen der Oberklasse einer Töchterschule (im Durchschnittsalter von 14 Jahren) gehabt hat. Über die Zwecke, die er verfolgt, hat Lichtwark in einer Einleitung gehandelt, aus der ich einige Bemerkungen mitteilen möchte, weil sie mir außerordentlich zutreffend erscheinen, auch für unsere im Sehen ungeübten Schüler der oberen Klassen, obwohl sie sich eigentlich auf eine niedrigere Altersstufe beziehen. „Die Betrachtung soll das Kind lehren und gewöhnen, genau und ruhig das einzelne Kunstwerk anzusehen. Dies ist die Hauptsache, denn das kann der nicht besonders Beanlagte nur durch Anweisung und Übung lernen. — Ob überhaupt und wie weit das Kind imstande ist, künstlerische

Qualitäten zu empfinden, möchte ich nicht entscheiden. Doch kommt es darauf für die Schule nicht an. Das Kind hat reichlich zu tun mit der Beobachtung und Aneignung des sachlichen Inhalts, dessen Bewältigung die Voraussetzung des künstlerischen Genusses bildet. Namentlich dem viellesenden Stadtkinde, das nicht von Hause aus gewohnt ist, mit dem Auge zu arbeiten, und das die Welt außerhalb des Straßennetzes gar nicht oder nur flüchtig kennt, bietet die bloße Beobachtung Schwierigkeiten die Hülle und Fülle. — Der Grundsatz, beim einzelnen Kunstwerk zu bleiben, muß in der Praxis eher übertreibend zur Anwendung gebracht werden. Denn da fehlt es dem Publikum gerade. Wir sind viel eher geneigt, ganze Epochen mit historischem oder kritischem Blick zu überfliegen, sogenannte Richtungen in Bausch und Bogen zu verdammen oder zu preisen, als ein einzelnes Kunstwerk genau zu betrachten und uns über den Eindruck Rechenschaft abzulegen".

Lichtwarks Buch hatte mir zuerst die Anregung gegeben, zu den Besuchen in den Altertumsmuseen auch solche in der Nationalgalerie zu fügen. Ich muß gestehen, als ich zuerst Lichtwarks Gespräche mit den Kindern las, hegte ich das Bedenken, ob wohl wirklich alles ohne Verbesserung wiedergegeben sei, ob wirklich 14jährige Kinder ganz so gut hätten antworten können, wie es in seinem Buche angegeben. Aber mein Zweifel wurde beseitigt, als ich den ersten praktischen Versuch machte. Um zu sehen, ob Lichtwarks Angaben wirklich zutreffen könnten, machte ich diesen Versuch zuerst mit einer Untertertia, und ich war von dem glücklichen Gelingen geradezu überrascht, so frisch und eifrig zeigten sich dabei die Jungen, so treffend waren viele ihrer Beobachtungen, — besser, wie ich hinzufügen muß, als bei den Schülern der oberen Klassen, mit denen ich später dieselben Bilder betrachtete. Ob dies nur daran liegt, daß die Obersekundaner und Primaner sich allzusehr scheuen, etwas Falsches zu sagen und deshalb lieber ganz schweigen, während die Tertianer auf die Gefahr hin, sich zu irren, darauflos sprechen, oder ob etwa in den dazwischenliegenden Schuljahren die Bücherweisheit so überwogen hat, daß die Anschauungsfähigkeit dadurch gelitten hat, das wage ich nicht zu entscheiden.

Es ist natürlich nicht jedes Bild geeignet, einer solchen Zergliederung unterzogen zu werden; ich glaube z. B., daß gerade die bedeutendsten Bilder der Nationalgalerie, ich meine die im wesentlichen Stimmungen wiedergebenden Bilder von Böcklin, sich nicht dazu eignen[1]). Als besonders für solche Übungen passend erwiesen sich mir bei meinen Versuchen u. a. Menzels Flöten-

[1]) Inzwischen — während der Drucklegung — habe ich auch Böcklinsche Bilder mit den Schülern besprochen. Das Verfahren mußte aber hier wesentlich anders sein als bei den oben geschilderten Anschauungsübungen.

konzert, Knaus' Kinderfest sowie seine Porträts von Helmholtz und Mommsen, Klaus Meyers Würfler, Meyerheims Tierbude, Leibls Dachauerinnen. In den beiden letzten Semestern haben wir zum ersten Male auch der Gemäldegalerie Besuche abgestattet und zunächst ältere deutsche und niederländische Bilder (Dürer, Holbein, Cranach, van Eyck, Ruisdael) betrachtet. Die kurze Erfahrung reicht aber noch nicht aus, um einen Bericht darüber zu gestatten.

III.

Mögen nun aber auch solche Museumswanderungen, wie ich sie vorgeschlagen und ausgeführt habe, den Schülern Anregung und Anleitung zum Kunstgenusse bieten, so leiden sie doch durch die Beschränkung auf das in den Museen gebotene Material notwendig an einer gewissen Einseitigkeit und bedürfen deshalb dringend einer Ergänzung. Bei den Besuchen der Antikensammlungen konnte ich Athen, Olympia, Pergamon den Schülern zu genügender Anschauung bringen: für Rom aber ist dies nicht möglich. Ich empfand es daher von vornherein als eine Unzuträglichkeit, daß unsere Schüler nicht im Anschluß an diese Besuche auch von Rom, in dessen Sprache und also auch Kultur sie ja durch die längere Dauer des Unterrichtes noch heimischer sein müßten als in der von Hellas, ein ebenso klares Bild erhalten sollten. Hier also mußte Abhilfe geschafft werden, und dazu verhalf das Skioptikon. Man hat gegen die Verwendung des Skioptikons in der Schule mancherlei Bedenken geltend gemacht. Luckenbach z. B., dessen Verdienste auf diesem Gebiete ich vorher betonte, steht ihm sehr mißtrauisch gegenüber[1]). Er meint, es sei nur zu empfehlen, wenn es sich darum handle, den Schülern eine vergnügte Stunde zu machen, oder wenn man ihnen eine Reihe vorher bereits gründlich besprochener Denkmäler noch einmal im Zusammenhang vorführe. Es sei aber unzulässig, mittels Skioptikonbilder die Einführung in die dargestellten Gegenstände vorzunehmen, denn da sei die Hauptsache, das eingehende Betrachten, das Suchen und Finden seitens der Schüler unmöglich, zumal bei einer solchen Vorstellung 30, 40 oder mehr Bilder vorgeführt würden. Ebenso äußert ein anderer kunstfreundlicher Pädagoge, Gerhard Schulz, in einem Aufsatze in Teubners Jahrbüchern sein Mißtrauen gegen diese Einrichtung, weil das Skioptikon die Bilder nur für kurze Zeit erscheinen lasse und auch zu teuer sei. Mit Nutzen sei es nur für Vorträge in größeren Räumen am Abend zu verwenden. Alle diese Bedenken halte ich auf Grund meiner praktischen Erfahrungen für unzutreffend. Von 40 bis 50 Bildern, im Laufe einer Stunde hintereinander vorgeführt, wird der Schüler allerdings wenig Nutzen haben. Aber wer

[1]) Antike Kunstwerke im klassischen Unterricht (Progr. des Gymn. zu Karlsruhe 1901) S. 4.

zwingt denn dazu? Man kann sich doch auch auf eine geringere Anzahl beschränken und die einzelnen Bilder ausführlicher betrachten lassen. Jedes einzelne Bild kann man natürlich beliebig lange festhalten, genau so lange, wie ich etwa im Museum vor einer Statue stehen bleibe oder in der Klasse ein anderes Bild zeige. Zum Suchen und Finden seitens der Schüler benutze ich die Skioptikonbilder allerdings nicht: wie erwähnt, lege auch ich das größte Gewicht auf die Selbsttätigkeit der Schüler gegenüber den Kunstwerken. Nur meine ich, braucht man sich nicht sklavisch stets und überall an diese Methode festschmieden zu lassen, und ich sehe nicht ein, warum man nicht einmal, namentlich wo es sich zugleich um historische Dinge handelt, den Schülern selbst etwas erzählen soll. Das ist aber nur meine persönliche Ansicht; das Skioptikonbild selbst gestattet ebensogut, wie jedes andere Bild, ein Frage- und Antwortspiel zwischen Lehrer und Schüler. Daß der Apparat nur für größere Räume und abends zu brauchen ist, trifft ebenfalls nicht zu. Wir können ihn, da wir das dazu nötige elektrische Licht nur im Physikzimmer, nicht in der Aula, haben, nur in einem kleinen Raum verwenden; das ist insofern unbequem, als nicht mehr als zwei Klassen darin Platz haben und deshalb die Vorträge öfters wiederholt werden müssen; für die Güte der Bilder aber ist der kleine Raum durchaus kein Nachteil. Am Tage können die Bilder natürlich auch ganz gut vorgeführt werden, da ja das Physikzimmer schon um der physikalischen Experimente willen mit festen Holzläden ausgerüstet ist, also genügend verdunkelt werden kann. Der Preis des Apparates ist freilich hoch, aber er ist deshalb zu erschwingen, weil das Skioptikon ja auch im naturwissenschaftlichen Unterricht gebraucht wird und für diesen bekanntlich sehr viel größere Mittel ausgeworfen werden als für den Unterricht in den Geisteswissenschaften. Ist der Apparat aber einmal vorhanden, so sind die Unkosten gering; denn die einzelnen Bilder, wie sie in Berlin in vorzüglicher Ausführung das Stöttnersche Institut liefert, kosten nicht mehr als 85 Pfennig. Diese kleinen Bilder aber vergrößern wir vermittelst des Skioptikons auf etwa 4 qm, erzielen also damit Bilder, und zwar recht scharfe Bilder, in einem Maßstabe, wie sie auf andere Weise die Schüler niemals zu sehen bekommen würden. Die Bedienung des Apparates, namentlich wenn er elektrisch beleuchtet wird, macht ja einige Schwierigkeiten. An unserer Anstalt sind sie dadurch gelöst, daß stets einer unserer kunstfreundlichen Physiker bereitwillig während des Vortrages die undankbare Aufgabe, den Apparat zu bedienen, übernimmt; aber auch da, wo die Physiklehrer etwa weniger kunst- und menschenfreundlich sein sollten, wird sich wohl ein Ausweg finden lassen.

Wir hatten zunächst mit zwei Vorträgen über Rom begonnen. Ein großer Plan, der beliebig zwischen den einzelnen Bildern eingeschoben werden kann, ermöglicht eine rasche Orientierung über

die Lage der gezeigten Bauten. Wir beginnen die Wanderung durch die Stadt mit dem Forum, das zunächst als Trümmerstätte vorgeführt wird. Nachdem sein ursprünglicher Zweck, seine Umgestaltung vom Verkaufsmarkt zur Feststätte und zum Platz für Volksversammlungen geschildert worden und einige wenige der hauptsächlichsten Bauten gezeigt sind, wechselt das Bild, und was eben als Ruine gesehen, steht jetzt rekonstruiert im alten Glanze vor den Augen des Schülers. Dieser Wechsel ist natürlich sehr instruktiv und eindrucksvoll, und ich glaube, daß in der Möglichkeit hierzu gerade ein Hauptvorzug des Skioptikons liegt. Im Hintergrunde des rekonstruierten Bildes sieht man die beiden Kuppen des Kapitols und dazwischen in der Einsenkung das zu Sullas Zeit erbaute römische Staatsarchiv, das Tabularium. Die Erwähnung dieser Einsenkung führt dazu, im nächsten Bilde die schöne zum Marsfeld führende Kapitolstreppe vorzuführen, durch die Michel Angelo das Tal überbrückt hat. Auf diesem Bilde sehen die Schüler zugleich das einzige aus dem Altertum erhaltene Reiterstandbild, die berühmte Statue des Kaisers Mark Aurel, die darauf noch einmal in größerem Maßstabe folgt. Dann geht's zum Forum zurück, das im nächsten Bilde von der anderen Seite, vom Kapitol aus gesehen, erscheint, abgeschlossen durch Titusbogen und Kolosseum. Bevor wir zum Titusbogen kommen, müssen wir am Vestalinnenhaus vorüber; da dessen Trümmer aber auf den Bildern wenig anschaulich sind, zeige ich als Ersatz dafür nur die Statue einer Vestalin und darauf als Gegenstück die eines opfernden Römers. Dann folgt der Titusbogen, zuerst von außen, dann das in seinem Innern befindliche Relief der triumphierenden Soldaten mit dem siebenarmigen Leuchter aus dem Tempel von Jerusalem. Daran schließt sich das Äußere des Kolosseums, während für das Innere das Bild eines andern Amphitheaters, des von Verona, eintritt, endlich als vorläufiger Abschluß das Trajansforum. Ein zweiter Vortrag setzt am Palatin ein, dessen Kaiserpaläste in Hülsens Rekonstruktion gezeigt werden. Dann zeigen wir Bilder der Via Appia, einige einzelne Gräber, darunter auch eines der Massengräber für die Ärmeren, ein Kolumbarium, darauf als Gegenstück das Kaisergrab der Engelsburg. Die Hadriansbrücke, die im Vordergrunde sichtbar, führt auf das Marsfeld hinüber, dessen schönster Bau, das Pantheon, in zwei vortrefflichen Bildern vorgeführt wird. Das Pantheon ist erhalten geblieben, weil es früh christliche Kirche geworden. Warum, diese Frage drängt sich jetzt auf, sind die anderen Bauten in Trümmer gesunken? Und so schließt denn der Vortrag mit einer kurzen Schilderung der Zerstörung des antiken Roms. Außer dem Plan wurden bei dem ersten Vortrag zwölf, bei dem zweiten elf Bilder gezeigt. Ich glaube nicht, daß dies eine Überfütterung der Schüler vorstellt, wie sie Luckenbach zu befürchten scheint. Daß sie alles einzelne be-

halten, ist natürlich durchaus nicht erforderlich; denn das Wort, das ich kürzlich einmal in einem pädagogischen Aufsatze las, jedes Wort des Lehrers, das der Schüler nicht in der nächsten Stunde wiedergeben könne, sei verloren, scheint mir töricht und banausisch. In ähnlicher Weise sind dann zwei Vorträge über das antike Privathaus uud die Bäder von Pompeji gefolgt; im Laufe dieses Jahres werden sich einige weitere über die Akropolis von Athen anschließen.

IV.

Museumsführungen und Projektionsvorträge erfordern aber als Ergänzung eine weitere Einrichtung, die es ermöglicht, Kunstwerke mannigfacher Art dem Schüler für längere Zeit vor Augen zu führen. Dies wird möglich durch die Verwendung der Bilder als Wandschmuck.

Es ist noch nicht lange her, daß fast allgemein die Wände unserer Klassen kahl und unfreundlich aussahen; ja, es ist bekanntlich auch heute vielfach noch recht arg mit dem Schmuck der Schulzimmer bestellt. Für den Wandschmuck lassen sich mancherlei Gründe anführen; dagegen — abgesehen von dem sehr triftigen Grunde, daß Bilder Geld kosten — hat man nur einen einzigen Grund angeführt: nämlich daß die Bilder die Aufmerksamkeit des Schülers ablenken. Dieses Bedenken ist leicht zu widerlegen: der Schüler, der sich in der Stunde langweilt, findet genug, woran er sich zerstreuen und unterhalten kann, wenn er nur die Augen zu diesem Zwecke aufmacht, von seinen Mitschülern bis zum Fleck oder der Fliege an der Wand oder schlimmstenfalls der eigenen Nasenspitze. Die Bilder braucht er wirklich nicht dazu. Den Wandschmuck aber brauchen wir aus sehr verschiedenen Gründen, zunächst schon um den Zimmern ihr unfreundliches, kahles, kasernenmäßiges Aussehen zu nehmen, um sie äußerlich etwas behaglicher zu machen. In unseren Wohnungen hängt ja das behagliche Aussehen nicht nur von den Möbeln, sondern auch von dem Schmuck der Wände ab, von den Bildern, die einen Schluß auf den Bewohner erlauben, ihn sozusagen charakterisieren. Warum sollte das Gleiche nicht auch für die Schule gelten, warum soll man der Schule nicht auch äußerlich etwas Behagliches geben, statt der üblichen Kasernenausstattung, ebenso wie wir doch auch dahin streben, es innerlich zu tun, und nicht im Unteroffizierston mit den Schülern verkehren, der freilich zu dem nüchternen Kasernenstil trefflich passen würde? Daß auch der kleine Junge für so etwas nicht ganz unempfänglich ist, mag der Entrüstungsruf eines kleinen Sextaners zeigen, der, als ein Bild, das lange Zeit in seiner Klasse gehängt hatte, herausgenommen wurde, mittags mit den empörten Worten nach Hause kam: „So 'ne Gemeinheit, sie haben uns unser Bild weggenommen!" Doch Scherz beiseite! Ich gebe gern zu, daß in der Sexta im ganzen noch

kein großes Gewicht auf den Wandschmuck zu legen ist und daß es verkehrt wäre, etwa schon auf dieser Altersstufe, wie es fanatische Schwärmer wünschen, mit einer „Kunsterziehung" ernsthaft zu beginnen. Ganz anders aber steht es bei den mittleren und oberen Klassen. Hier kann und soll der Wandschmuck dem gleichen Ziele dienen, wie die Museumsbesuche, der Aufgabe, das Interesse für Kunst bei den Schülern zu wecken, sie zur Betrachtung von Kunstwerken anzuleiten (wobei freilich eine gelegentliche Besprechung durch die Lehrer erforderlich ist), ihren Geschmack zu bilden, ihre Anschauung in mannigfacher Beziehung zu erweitern.

Die Wichtigkeit solchen Wandschmuckes hat denn auch die Schulverwaltung, das Unterrichtsministerium, erkannt und deshalb veranlaßt, daß in Berlin eine Art Musterausstattung in der Kgl. Augustaschule geschaffen wurde. Wer diese Schule besucht, wird gewiß einen hocherfreulichen Eindruck von diesen farbenfrohen, freundlichen Klassenzimmern bekommen, die sehr zu ihrem Vorteile abstechen von der Kahlheit und Nüchternheit, die wir so häufig in unseren Schulen finden. Aber für ein einfach nachzuahmendes Muster möchte ich diese Ausstattung doch nicht in jeder Beziehung erklären, was vielleicht damit zusammenhängt, daß die Auswahl der Bilder von künstlerisch gebildeten Männern, aber nicht von pädagogischen Fachleuten, ich meine von den Lehrern der Anstalt, getroffen ist. Ein verständig gewählter Wandschmuck soll die Bestimmung des Raumes, den er ziert, erkennen lassen. Ein Schulzimmer aber ist selbst für die unterste Stufe ein Arbeitsraum, und es erscheint mir deshalb verfehlt, ihn, wie ein Spielzimmer mit einem Fries von laufenden Hunden oder Ähnlichem auszustatten. Ein anderer Fries in einer der untersten Klassen stellt die Tiere der Arche Noah dar und zwar in der Art von Kinderspielzeug stark vereinfacht und stilisiert, zum Teil mit Holzklötzchen an den Füßen. Daß man Spielzeug so anfertigt, hat natürlich seinen guten Grund: erstens läßt es sich in der einfacheren Form billiger herstellen, und dann ist diese in der Hand des Kindes besser zu brauchen; warum das aber auch auf einem Wandbilde nachgeahmt werden muß, entzieht sich meinem Verständnis. Solche Spielerei erinnert etwas an die verfehlten Versuche von modernen Kinderbüchern, kindlich zu sein, indem sie in der Sprache das Kauderwelsch des kleinen Kindes nachahmen. Im übrigen enthält die Augustaschule außerordentlich viel Schönes an ihren Wänden. Aber etwas scheint mir doch nicht zweckmäßig eingerichtet. Die Bilder sind sämtlich fest gerahmt, d. h. es bleiben also dauernd dieselben Bilder in der Klasse hängen. Dadurch aber wird auf die Dauer die Wirkung des Wandschmucks illusorisch; denn darüber kann man sich meiner Meinung nach keinem Zweifel hingeben, ein Bild, das dauernd in einem Raume hängt, sieht der Schüler schließlich nicht mehr. Sollen die Bilder,

welche die Wände unserer Klassen schmücken, wirklich Eindruck machen, so müssen sie in nicht zu lang bemessenen Zeiträumen gewechselt werden, und das ist ja sehr leicht durchführbar durch die Einrichtung der Wechselrahmen. Am Sophiengymnasium schaffen wir daher jetzt, da wir nach und nach die Klassen mit allmählich reicher werdendem Wandschmuck versehen, fast nur noch Wechselrahmen an, deren Zahl augenblicklich bis auf etwa 50 gestiegen ist. Das regelmäßige Umwechseln einer größeren Zahl von Bildern macht ja allerdings eine nicht ganz unbeträchtliche und nicht gerade angenehme Arbeit, aber die Vorteile sind so groß, daß man diese Mühe in den Kauf nehmen muß. Man kann natürlich nicht für alle Bilder passende Rahmen haben, aber in der Regel werden drei oder vier Formate genügen, denen sich die meisten Bilder durch Beschneiden des Randes oder Herumlegen eines Kartonpassepartouts bequem anpassen lassen. Durch solche Wechselrahmen ist es dann auch möglich, Bilder, die als Anschauungsmaterial für irgendeinen Unterrichtszweig in verschiedenen Klassen verwertet werden sollen, in den Klassen jedesmal eine Zeitlang auszuhängen, statt sie, wie es so vielfach geschieht, nur für eine Stunde mitzubringen, wobei dann bei großen Klassen die Schüler kaum einen nennenswerten Eindruck von dem Vorgezeigten haben. Was für Bilder soll man denn nun als Wandschmuck verwenden? Wenn heute von künstlerischem Wandschmuck die Rede ist, so denkt man meist zunächst an die farbigen Künstlerlithographieen, die von Teubner und Voigtländer herausgegeben werden. Es liegt mir fern, ihren Wert irgendwie herabzusetzen, es sind gewiß eine ganze Anzahl unter ihnen recht gelungen, aber in die einseitigen Lobpreisungen, die diese Bilder heutzutage erfahren, kann ich nicht einstimmen. Es scheint mir dabei doch ein kleines Opfer an den Moloch Theorie unterzulaufen. Die Theorie, der dabei geopfert wird, ist der an sich zweifellos richtige Satz, daß Originalwerke den Vorzug vor den Reproduktionen verdienen. Denn Originalwerke sind diese Steindrucke allerdings: da sie direkt vom Künstler auf den Stein gezeichnet sind, ist jede vermittelnde, also auch abändernde Hand ausgeschieden, — und farbige Bilder sind für die Schule dringend zu wünschen. Originale sind aber doch nur dann für unsere Schulen vorzuziehen, wenn sie wirklich bedeutende, wertvolle Originale sind, was ja bei einer Reihe dieser Bilder der Fall ist. Aber es liegt ja auf der Hand, daß, wenn jetzt in rascher Folge eine große Zahl solcher ad hoc gefertigter Wandbilder erscheinen, dies unmöglich alles Meisterwerke oder auch nur für die Schule brauchbare Werke sein können. Es kommt hinzu, daß eine Anzahl dieser Bilder ihrem Inhalte nach nicht besonders geeignet erscheint für Schüler der unteren und mittleren Klassen, für die sie doch wohl vor allem gedacht sind, weil die Stimmungsmalerei, für die dieses Alter noch kein Interesse haben

kann, darin zu sehr überwiegt. Es ist also wünschenswert, daß manche dieser Blätter unsere Schulen schmücken; man muß sich aber hüten, wahllos zu viel davon anzuschaffen. Vor minderwertigen Originalen dieser Art werden wir jedenfalls gute oder doch leidliche Reproduktionen von Meisterwerken vorziehen. Ganz auf Reproduktionen werden wir ja überhaupt nie verzichten können, da wir es doch nicht versäumen wollen, die Schüler der oberen Klassen mit den Meisterwerken aller Zeiten bekannt zu machen. Nun gibt es ja allerdings bisher noch nicht gar zu viele billige farbige Reproduktionen großer Kunstwerke, indessen eine Anzahl ist doch schon vorhanden, und wir dürfen auf weitere Fortschritte der Technik hoffen, die sie vermehren werden. Ist es nun auch wünschenswert und mit Recht gefordert, daß wir farbige Bilder in die Schule bekommen, so braucht doch diese Forderung nicht gleich so einseitig übertrieben zu werden, daß man einfarbige Bilder ganz verbannen sollte. An nichtfarbigen guten, ja vorzüglichen Reproduktionen von Kunstwerken aller Art (Bauwerken, Skulpturen, Gemälden) steht uns aber schon heute zu billigem Preise eine solche Fülle zur Verfügung, daß wir nicht in Verlegenheit zu kommen brauchen, ich nenne nur die Seemannschen Wandbilder, die Bromsilberdrucke der Neuen Photographischen Gesellschaft in Steglitz und die außerordentlich billigen und dabei zum größten Teile recht guten Meisterbilder des Kunstwarts. Letztere verdienen auch noch der hübschen Texte wegen genannt zu werden, in denen der Herausgeber Avenarius gewissermaßen eine Anleitung zum Betrachten des Bildes gibt. Ich habe viele dieser Texte ganz oder teilweise auf Karton aufziehen lassen und hänge sie neben den Bildern auf; sie werden von den Schülern eifrig als Erläuterung dazu studiert, und ich habe den Eindruck, daß dieses Verfahren, durch die Texte zum genaueren Betrachten anzuregen, sich sehr bewährt hat. Eine wirklich systematische Reihenfolge der im Laufe eines Semesters oder Jahres ausgehängten Bilder läßt sich nicht gut durchführen, da wir ja natürlich auf das vorhandene mehr oder minder lückenhafte Material angewiesen sind. In der Regel werden die Bilder so gewählt, daß sie mit dem Unterrichtspensum der Klasse oder mit den eben gehörten Projektionsvorträgen oder in einer Klasse, aus der Schüler an den Museumsbesuchen teilnehmen, mit diesen zusammenhängen. So wurde z. B. im ersten Semester der Obertertia im Anschluß an den Geschichtsunterricht Holbeins Georg Gisze als Bild eines Handelsherrn der Hansa, Dürers Imhof und Holzschuher als Nürnberger Patrizier, dann Dürers Maximilian, Ambergers Karl V., Barlösius' Lutherbild und sein Bild der Wartburg ausgestellt; in einer Obersekunda wurde eine größere Anzahl von Bildern Dürers, in einer anderen Klasse Bilder der italienischen Renaissance ausgehängt. Außer den Werken der antiken Kunst und den Bildern älterer Meister (Dürer, Holbein, Cranach, Leonardo da Vinci, Raffael,

Michel Angelo, Tizian usw.) waren auch neuere Meister vertreten, wie Cornelius, Richter, Rethel, Lenbach, Böcklin. Im ganzen kommt es auf einen Zusammenhang der Bilder meines Erachtens nicht so sehr an wie darauf, daß die Schüler überhaupt Gelegenheit haben, Meisterwerke der Kunst zu betrachten. Daß alle diese Bemühungen nicht auf alle Schüler wirken, daß manche kühl und teilnahmslos an den Bildern vorübergehen, weiß ich sehr wohl, aber das ist kein ernsthafter Grund gegen die Kunstpflege in der Schule. Auch in den anderen Unterrichtszweigen wirken wir ja nicht auf alle Schüler gleichmäßig, und wenn wir bei den Kunstbestrebungen unsere Samenkörner auswerfen, so können und müssen wir zufrieden sein, wenn auch nur manches dieser Körner aufgeht. Wenn von 10 oder 20 Schülern auch nur einer wirkliche Anregung und Freude an der Kunst dadurch empfinge, so würde ich die aufgewandte Mühe nicht für verloren halten.

Berlin. Ernst Samter.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

W. Freund, Wie studiert man klassische Philologie? Ein Ratgeber für alle, die sich dieser Wissenschaft widmen. Sechste, vermehrte und verbesserte Auflage von H. Deiter. Stuttgart 1904, Violet. II und 212 S. 8. 2,50 ℳ.

Die fünfte Auflage dieses Buches war im Jahre 1885 erschienen unter dem Titel: „Wie studiert man Philologie? Eine Hodegetik für Jünger dieser Wissenschaft“. Der Titel ist nunmehr durch den Zusatz „klassische“ näher bestimmt, die „Hodegetik“ ist dem einfacheren und verständlicheren „Ratgeber“ gewichen; warum aber die „Jünger dieser Wissenschaft“ durch einen breiten Relativsatz verdrängt worden sind, verstehe ich nicht.

Der Herausgeber Deiter hat der Schrift Freunds 42 Seiten hinzugefügt. Ganz neu ist die kurze Einleitung über Schule und Universitätsstudium, das erste Kapitel „Die Universität und ihre Einrichtungen“, ferner das siebente „Die Staatsprüfung“, das achte „Die Promotion“ und der Anhang A, der die Immatrikulation Fr. Aug. Wolfs, dessen Entwurf zur Ankündigung der Eröffnung des Philologischen Seminars, Niebuhrs Brief an einen jungen Philologen und außerdem ziemlich überflüssigerweise einige alte Inschriften enthält. Die übrigen Kapitel sind nur zum Teil erweitert und umgearbeitet. So ist im vierten die Arbeit des Philologie Studierenden auf acht statt auf sechs Semester verteilt, im fünften „Die Meister der klassischen Philologie“ sind acht Nummern hinzugefügt, das sechste „Die Bibliothek des Studierenden der klassischen Philologie“ ist vermehrt, endlich sind „Die gegenwärtigen Lehrer der klassischen Philologie“ in Deutschland, Österreich und der Schweiz in den Anhang B verwiesen worden. Fast ganz unverändert geblieben sind die Kapitel II „Name, Begriff und Umfang der klassischen Philologie“ und III „Die einzelnen Disziplinen der klassischen Philologie“.

Welchen Nutzen werden nun die einzelnen Teile des Buchs dem angehenden klassischen Philologen bringen? Ich kann mir, um es gleich herauszusagen, nicht viel davon versprechen. Das Kapitel über „die Universität und ihre Einrichtungen“ mit seinen

Angaben über Wohnung, Lebensunterhalt, Immatrikulation, Vorlesungen, Bibliotheken, Krankenkassen, Lesehallen, Fakultäten, Stipendien und Preisaufgaben gehört erstens nicht in ein so spezielles Buch wie eine Anweisung zum Studium der klassischen Philologie ist, und hat zweitens für den einzelnen wenig Wert, weil die Verhältnisse an den Universitäten sehr verschieden sind und der Student durch eigene Erfahrung und durch den Umgang mit Kommilitonen sehr bald das für ihn Wesentliche und Wertvolle kennen lernt.

Das zweite Kapitel über „den Namen, Begriff und Umfang der klassischen Philologie" dürfte den angehenden Studenten eher abstoßen als anziehen. Es bringt die Begriffsentwicklung der Wörter „Philolog, Grammatiker, Philosoph" im Altertum, die Definition und Einteilung der Philologie in der neueren Zeit, wobei der jugendliche Leser mit Namen überschüttet wird, die ihm doch nur Schall und Rauch sind, und sich durch zum Teil recht langwierige Auszüge aus Plato, Seneca, Ritschl, Haase und besonders Wolf hindurcharbeiten muß. Was nützt ihm die ganze Nomenklatur und die strohernen Einteilungstabellen, die er da vorgesetzt bekommt? Worte statt Sachen. Das Kapitel müßte wesentlich modernisiert werden.

Das Einteilen und Tabellisieren wird im dritten Kapitel „Die einzelnen Disziplinen der klassischen Philologie" fortgesetzt und „einige besondere Bemerkungen" darangeknüpft. Seltsamerweise zunächst und am ausführlichsten über die agglutinierenden, isolierenden, flektierenden Sprachen und die Allgemeine Sprachwissenschaft. Dabei wird es als eine „unerläßliche Pflicht des angehenden Philologen" bezeichnet, Sanskrit zu studieren und die Veden zu lesen. Der Herausgeber hätte sich doch sagen sollen, daß das bei der weitvorgeschrittenen Arbeitsteilung und dem selbständigen Emporblühen der orientalischen Sprachwissenschaft für den klassischen Philologen eine bare Unmöglichkeit ist. Als Hilfsmittel, die vergleichende Sprachwissenschaft zu studieren, wird immer noch ganz harmlos der gute alte Schleicher empfohlen, dessen „Kompendium der vergleichenden Grammatik" bereits vor dreißig Jahren zu veralten anfing. Ebenso noch Curtius' „Grundzüge der griechischen Etymologie", in denen bekanntlich viel mehr steht, als man heutzutage weiß. Von den neueren Erscheinungen auf diesem Gebiete scheint der Herausgeber keine Kenntnis genommen zu haben. Ebenso veraltet sind die Hilfsmittel, die er für die Altertümer und die Archäologie angibt, für die letztere noch Otfried Müllers Handbuch (!).

Wozu führt er aber überhaupt den jungen Philologen auf diese Nebenwege? Er beklagt so sehr die mangelhafte Schulvorbildung der jetzigen Abiturienten für das altklassische Studium. Da sollte er ihnen doch lieber Konzentration empfehlen und Nachholen des auf dem heutigen unzureichenden Gymnasium

Nichtgelernten, statt Sanskrit und Schleicher. Auch die altitalischen Dialekte und die Inschriften, deren Studium dem Philologen sehr nachdrücklich ans Herz gelegt wird, führen doch zunächst vom Hauptziele ab. Wozu ferner einige altlateinische Inschriften abgedruckt worden sind — im Anhang noch mehr —, und was die Bemerkungen über die griechische Lyrik und Komödie sowie über die römische Satire sollen, ist mir unklar. Das alles gehört doch in eine Literaturgeschichte; ein Kompendium dieser will aber das Buch doch nicht geben.

Im vierten Kapitel tritt der eben schon gekennzeichnete trübe Pessimismus zutage. „Die heutigen Gymnasien geben durchschnittlich keine ausreichende Grundlage zum altklassischen Studium". Ja, wenn ein eleganter Gebrauch der lateinischen Sprache und womöglich die Fähigkeit, Griechisch zu schreiben, heute noch das Ziel des Philologiestudierenden wäre, wie in den Zeiten der Humanisten. Ich glaube vielmehr, daß die Interpretation der alten Klassiker heutzutage auch an den höheren Schulen geschmackvoller und tiefgehender, vor allem aber psychologischer und ästhetischer geworden ist, als sie früher zumeist war, wo grammatische und metrische Observationen und der Kampf der Lesarten untereinander die beste Zeit und Kraft der Lehrer und Schüler in Anspruch nahmen. Für die Schriftstellerlektüre sind die Abiturienten heute nicht schlechter vorbereitet als ehedem, und die ist doch beim späteren Studium die Hauptsache. Sehr vorteilhaft hat in dieser Hinsicht die Verwandlung der deutsch-griechischen in eine griechisch-deutsche Arbeit bei der Reifeprüfung gewirkt. Sie hat wenigstens den griechischen Unterricht der oberen Klassen von dem entsetzlichen grammatischen Ballast befreit und die Bahn frei gemacht für eine philosophische, ästhetische und historische Betrachtung der Schriftsteller. Der Herausgeber beklagt diese Verwandlung aufs tiefste. Ich halte sie für eine der glücklichsten Reformmaßregeln, die uns die neue Zeit gebracht hat.

Die Gründlichkeit des Verständnisses leidet durchaus nicht unter dieser Änderung, wohl aber stark durch den weitverbreiteten Gebrauch gedruckter Übersetzungen. Gegen diesen Bazillus gibt es nun leider kein unfehlbares Heilserum. Auch der Herausgeber weiß kein Mittel der Abhilfe anzugeben. Vielmehr passiert ihm in einer seltsamen Ironie des Schicksals, daß er diese gedruckten Eselsbrücken in einem Atem verwirft und — empfiehlt. Minderwertige Übersetzungen, die zweckwidrig gebraucht werden, verurteilt er, die „sachgemäße Benutzung guter Präparationen" rät er als vorteilhaft an. Als ob die Schüler solche Hilfsmittel je sachgemäß benutzten! Der Widerspruch erklärt sich, wenn man die letzte Seite des Umschlags betrachtet. Da zeigt nämlich die Verlagsbuchhandlung die bei ihr erschienenen „Präparationen zu den griechischen und römischen Schulklassikern" von Freund an.

Daher die Empfehlung „guter Präparationen“. Vielleicht werden die kleinen blauen Freundhefte zur Hebung der gesunkenen Schulleistungen auf dem Gebiete der altklassischen Philologie demnächst offiziell eingeführt. Dann wird dieses Studium vielleicht neu aufblühen, und die Abiturienten werden mit einer besseren Grundlage das Gymnasium verlassen.

Die Verteilung der Vorlesungen auf acht Semester ist nach meiner Ansicht zwecklos, da der Student doch jedesmal das hören muß, was gerade gelesen wird. Ebenso zwecklos ist die Philippika gegen das „leidige Nachschreiben“. Wenn der Dozent seine Vorlesung eben nicht drucken läßt — und die meisten werden dies aus guten oder weniger guten Gründen unterlassen —, so muß doch der Student eben nachschreiben. Außerdem bewirkt das Nachschreiben eine sehr gute Übung nicht nur der Hand, sondern auch des Geistes. Sie hält die Aufmerksamkeit wach und lehrt, rasch das Wesentliche vom Unwesentlichen zu sondern und jenes kurz und knapp zusammenzufassen.

Das fünfte Kapitel „Die Meister der klassischen Philologie in alter und neuer Zeit“ umfaßt 62 Seiten, fast den dritten Teil des Buches. Statt dieser 38 Lebensabrisse, die jedes Konversationslexikon bietet, samt massenhaften Büchertiteln wäre eine kurze Geschichte der klassischen Studien vom Altertum bis zur Gegenwart mit sorgfältiger Auswahl des wirklich Bedeutenden und einer scharfen Charakterisierung der jedesmal herrschenden Zeit- und Geistesrichtungen viel anregender und fruchtbarer gewesen.

Was sodann der junge Philologe eigentlich mit dem sechsten Kapitel „Die Bibliothek des Studierenden der klassischen Philologie“ anfangen soll, ist mir nicht klar. Die Bücher etwa alle kaufen? Es gibt keinen Studenten der Philologie, soweit die deutsche Zunge klingt, der dies auch nur annähernd vermöchte. Dafür ist die Zahl der genannten Werke viel zu groß, besonders da noch die gesamten Schriftstellerausgaben hinzukommen. Auch sind zahlreiche Bücher aufgeführt, die 40, 50 ℳ und mehr kosten, z. B. I. v. Müllers Handbuch, Paulys Realenzyklopädie, Burckhardts Griechische Kulturgeschichte, Dörpfelds Troja, Marquardt-Mommsens Römische Altertümer. Wenn er aber die Bücher nicht kaufen, sondern nur eine bibliographische Übersicht erhalten soll, so ist die Aufzählung nicht vollständig genug; es fehlt z. B. Roschers mythologisches Lexikon. Es mußte dann ferner jedes Werk kurz charakterisiert und die Stellung bezeichnet werden, die es in der Wissenschaft einnimmt. Ich frage also nochmals: Was macht der Student mit diesen Namen und Titeln?

Die Bemerkungen über die Staatsprüfung und die Promotion in den beiden letzten Kapiteln gehören zwar nicht mehr zum eigentlichen Thema des Buches, aber man kann sie sich gefallen lassen. Doch ist der Abdruck der Promotionsordnungen sämtlicher deutschen Universitäten unnütze Raumverschwendung.

In Summa, ich denke mir einen Ratgeber für Studierende der klassischen Philologie anders als den vorliegenden: ein kurzer Abriß der Geschichte der klassischen Studien und ihrer einzelnen Disziplinen, ein Kapitel über Vorlesungen, Übungen und Seminare, aber ohne semestrale Einteilung, ein Abschnitt über die häusliche Lektüre, von der in dem Buche nur auf einer halben Seite so gut wie gar nichts gesagt ist, über die indessen der Student gerade die eingehendste Belehrung bedarf. Es muß ihm gesagt werden, welche Autoren er in erster Linie lesen soll, worauf er bei der Lektüre eines jeden zu achten hat, welche Ausgaben und etwaige sonstige Hilfsmittel er bei jedem benutzen soll; er muß nachdrücklich gewarnt werden vor dem allzu langsamen Lesen, dem Festkleben an einzelnen Stellen, dem Anlegen endloser Exzerpte und Sammlungen usw. Dann sind die einzelnen Disziplinen durchzugehen und dem Studenten die neuesten und praktischesten Hilfsmittel zu ihrer Erlernung anzugeben. Nur diese haben für den Studenten Wert; beschäftigt er sich dann mit einem Fache, mit einem Autor spezieller, so lernt er von selbst auch die älteren Arbeiten darüber kennen. Insbesondere ist er darauf hinzuweisen, wie er das Philologenlatein, das er zu seiner Examenarbeit nötig hat, am besten und schnellsten erlernt, und wie er sich im Übersetzen ins Griechische üben kann. Denn auch das wird in der Staatsprüfung verlangt.

Das Buch macht den Eindruck eines alten, unmodernen Kleides, dem einige neue Flicken aufgenäht und angesetzt worden sind. Nutzbringender wäre eine neue Arbeit aus einem einheitlichen Gusse in wahrhaft modernem Geiste gewesen.

Luckau i. L. F. Seiler.

---

1) Karl Schirmer, Die gottesdienstlichen Einrichtungen der evangelischen Kirche. Zweite Auflage. Berlin 1904, Reuther u. Reichard. 66 S. gr. 8. 1 *M*.

2) Friedrich Hoffmann, Die Augsburgische Konfession, herausgegeben und erklärt. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin 1904, Reuther u. Reichard. 68 S. gr. 8. 0,90 *M*. (Hilfsmittel zum evangelischen Religionsunterricht, herausgegeben von Evers und Fauth, Heft 15 und 17.)

Die „Hilfsmittel zum evangelischen Religionsunterricht“ in der Fauth-Eversschen Sammlung finden die verdiente Verbreitung, das bezeugen die wiederholten neuen Auflagen, so auch der beiden vorgenannten Bändchen. Besonders erfreulich ist dies bei dem ersten, da es an sich seiner ganzen Art nach ein kleineres Absatzgebiet hat als das zweite, nämlich kaum irgendwo als Schulbuch eingeführt ist. Die Verfasser haben das ihre getan, um mit den neuen Auflagen nicht bloß einfach die alten zu wiederholen; beide haben ihren Büchern den Fortschritt ihrer Studien und ihrer Erfahrung zugute kommen lassen, können daher die zweite Auflage mit Recht als „vermehrt und verbessert“ bezeichnen.

Bei dem Schirmerschen Werke merkt man die verbessernde Hand auf vielen Seiten an kleinen Zusätzen oder Änderungen; und eine fast neue Arbeit ist der Abschnitt vom Kirchengesange geworden, — wie der Verfasser angibt, auf Grund der kürzlich erschienenen Geschichte des deutschen evangelischen Kirchenliedes von Nelle. Hier wird mancher verbreitete Irrtum beseitigt, manche herkömmliche schiefe Auffassung berichtigt (S. 33 ist übrigens „furchtbarste" in „fruchtbarste" zu ändern), und die Vermehrung des Stoffes erkennt man gerade hier aus dem Anwachsen des Abschnitts von 13 Seiten zu 21. Die Hoffmannsche Schrift ist namentlich in der Erklärung des 1. Artikels der Konfession gegen früher bedeutend und vorteilhaft verändert worden (Homousie müßte aber doch wohl mit „Wesenseinheit" statt -gleichheit wiedergegeben werden), nächstdem bei Artikel 2—6; sorgfältig sind Druckfehler und sonstige kleinere Versehen der vorigen Auflage, wie selbstverständlich, beseitigt. Auch im Abdruck der Vorrede zum Bekenntnis, die vom Kanzler Brück in dem ungeheuerlichen Periodenbau jener Zeit geschrieben ist, ist einiges gebessert worden, es hätte aber, um Verständlichkeit bei den Schülern zu erreichen, hier noch mehr geschehen müssen, namentlich wäre Verdeutlichung des Periodenbaues durch treffende Interpunktion nötig gewesen. — Beide Schriften werden in ihrer neuen Gestalt sich ohne Zweifel viele neue Freunde zu den alten hinzuerwerben.

Waren i. Mcklbg. Rud. Niemann.

H. Lorenz, H. Raydt, R. Rößger, Deutsches Lesebuch für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Leipzig 1904, R. Voigtländers Verlag. I. Teil: Prosa. 547 S. 8. geb. 2,80 M. — II. Teil: Gedichte für Untertertia. 192 S. 8. 1,20 M. — III. Teil: Von allen Zweigen, Sammlung deutscher Gedichte. o. J. 320 S. kl. 8. 2 M.

Dem ersten Teile ist der Geibelsche Spruch vorgesetzt:

Am guten Alten
in Treue halten,
am kräftigen Neuen
sich stärken und freuen.

Er ist kennzeichnend für das Ganze. Es ist ein durchaus modernes Buch, aber im besten Sinne modern. Es will das gute Alte nicht zurücksetzen oder gar verachten, aber es will auch nicht in überlieferter Ehrfurcht gegen das Hergebrachte ungerecht und blind sein gegen das Neue. So haben denn die Herausgeber mit kühner Hand hineingegriffen in das volle, uns reichumflutende Leben der Gegenwart, um die Jugend einzuführen in ihre mannigfaltigen Gestaltungen und ihren besonderen Gedankengehalt, um bei ihr Wissen und Einsicht zu fördern, aber auch für Herz und Gemüt gesunde Nahrung zu bieten. Und dies alles unter genauester

Berücksichtigung der in den neuen Lehrplänen aufgestellten Forderungen; so insbesondere derjenigen für die Prosalektüre, wonach diese in enger Verbindung mit der Geschichte stehen, die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwickelung zur Anschauung bringen soll. „Es wird so ein Gesichtskreis erzielt, dessen Geschlossenheit auf den Schüler seine Wirkung nicht verfehlen wird“. In der Tat ist die Auswahl wohl geeignet, solch löblichen Zweck zu fördern. Im Prosateile steht zunächst „Das deutsche Vaterland“ (A, S. 1—241) im Mittelpunkte: deutsche Götter- und Heldensagen, Geschichtsbilder aus der Vergangenheit (auch aus den Kämpfen um die Ostmark), aus der preußisch-deutschen Entwickelung vom Burggrafen bis zum Kaiser, Natur- und Landschaftsbilder aus den deutschen Gauen werden in guten, z. T. trefflichen Stücken vor Augen geführt. Ganz einverstanden, gewiß. Und doch vermisse ich gerade hier etwas sehr Wesentliches. Daß in die Entwickelung des deutschen Volkes einmal ein gewaltiges Ereignis, Reformation genannt, umgestaltend und heilbringend eingegriffen hat, davon erfährt der Leser nicht ein Wort, auch von Luther nicht! Sind wir schon so weit gekommen, daß wir davon nicht mehr reden dürfen? Das ist nicht eine Lücke in der Geschichtsbetrachtung, sondern ein Fehler und eine Sünde obendrein. Im übrigen ist die Auswahl so umsichtig, daß wohl nichts Wesentliches vermißt werden wird. Auch was über „Weltall und Natur“ (B, S. 242—282) geboten wird, über den „Menschen und sein Wirken“ (C, S. 283—470), Erbauliches und Beschauliches“ (D, S. 471—547), verdient gleiche Anerkennung. Hervorgehoben seien — besonders auch um eine Vorstellung von dem Reichtum und der Besonderheit des Inhaltes zu geben — die Aufsätze „Erhaltung des Stoffs und der Kraft“ von G. Dörge, „Die Wanderungen der Kulturpflanzen“ von V. Hehn, „Die Familie als Grundlage wahren Glücks“ von A. Matthias, „Das Geld in der Volkswirtschaft“ von G. Pachnicke, „Die Zwangsabgaben“ (Steuern) von Al. Meyer, „Der Mensch und das Klima“ von F. Ratzel, „Die Veredelung durch die Industrie“ von K. Müller, „Das Briefwesen“ von O. Weise, „An der Berliner Börse“ von O. Klaußmann, „Drei deutsche Männer eigner Kraft“ (Fraunhofer, Schliemann, Stephan). Auch zwei Spezialitäten der Herausgeber, „O Wandern, meine Lust“ von Lorenz und „Die Wichtigkeit der Leibesübungen für Deutschland“ von Raydt sollen gern entgegengenommen werden.

Der zweite Teil enthält neben einigen Abschnitten aus Edda, Nibelungen, Kudrun, Reineke Fuchs nicht nur den gewöhnlichen Bestand unserer gangbaren Lesebücher, sondern auch viel Modernes, z. B. von F. Dahn, K. F. Meyer, Th. Fontane, E. Wildenbruch, F. Schack, Gerok, J. Wolff, Klaus Groth, Reuter, J. Sturm, J. Hammer, Ph. Spitta, J. Lohmeyer, Th. Storm — und auch von H. Raydt.

Und noch tiefer hat sich in den neuesten deutschen Dichter-

wald der dritte — für O. III und U. II bestimmte — Teil hineingewagt. Hier erscheinen auch die modernen Dichterinnen Johanna Ambrosius, Stine Andresen, Marie von Ebner-Eschenbach, hier auch Ferd. Avenarius, V. Blüthgen, O. Roquette („Noch ist die blühende, goldene Zeit", doch unbegreiflicherweise mit Auslassung der zweiten Strophe — haben die Verf. Sorge um die höheren Töchter? —), A. Fitger, G. Keller, D. Liliencron, Mörike, E. Schönaich-Carolath, H. Seidel und noch manch anderer guter Kamerad: ja man wird bei solcher Übersicht mit Freuden inne, wie viel Gutes doch auch die Gegenwart hat, und es ist gut, daß das auch die Jugend wisse, damit sie Freudigkeit gewinne, in ihr zu leben und zu wirken. Auch die besonders vornehme Ausstattung dieses dritten Teiles und das abweichende (Klassiker-) Format sind ganz dazu angetan, das Buch zu dem zu machen, was es nach der Absicht der Herausgeber sein möchte, zu einem „anregenden Familienbuche, das dem Schüler das ganze Leben hindurch lieb und wert bleibt".

Summa: das Werk ist trotz mancher Bedenken im einzelnen eine schöne Gabe, und eine ganz eigenartige. Auch als Schulbuch wird es seinen Wert bewähren.

Magdeburg. K. Schirmer.

Albert Bachmann, Mittelhochdeutsches Lesebuch mit Grammatik und Wörterbuch. Dritte Auflage. Zürich 1904, Fäsi & Beer. VI u. 312 S. 8. 4,50 *M.*

Reicher an Inhalt als viele andere Bücher von gleicher Bestimmung ist das vorliegende Buch. Die Volksepik ist vertreten durch ansehnliche Abschnitte aus den Nibelungen, der Gudrun, dem Großen Rosengarten. Dann folgen zwei Stücke aus dem Reinhart Fuchs, eins aus dem Alexanderlied; weiterhin Proben aus der höfischen Epik, aus Iwein, Parzival, Tristan, dem Trojanerkrieg, schließlich Erzählungen, Otte mit dem Bart vollständig, dann Stücke aus dem Meier Helmbrecht, dem Passional, aus Strickers Amis, zuletzt Kobold und Eisbär. In entsprechender Weise ist die Lyrik vertreten, von den namenlosen Liedern und „Des Minnesangs Frühling" bis zu Neidhardt von Reuental und Johannes Hadlaub, dem in einer zunächst für die Schweiz bestimmten Sammlung natürlich eine Stelle gebührt. Auch ein paar Vagantenlieder — darunter das Meum est propositum — sind aufgenommen, was niemand tadeln wird. Auch von der didaktischen Poesie finden wir verschiedene Proben, die zunächst den Sprüchen Spervogels, dem Windbecken, Freidank entnommen sind, worauf die Parabel von dem Mann und dem Einhorn aus Barlaam und Josaphat und einige Fabeln Strickers und Boners folgen. Einige Prosaabschnitte aus Berthold von Regensburg, dem ältesten deutschen Jahrbuch von Zürch, dem Schwabenspiegel bilden den Schluß der Sammlung. Fußnoten begleiten den Text, knapp ge-

halten und fast nur der Worterklärung dienend, da die Sacherklärung nach der Absicht des Verfassers vorzugsweise dem Lehrer vorbehalten werden soll. Wenn man dies gelten läßt, sind die Erklärungen einwandsfrei, ebenso auch der den Texten vorausgeschickte recht ausführliche Abriß der mhd. Grammatik wie das den Anhang bildende Glossar.

Weimar. F. Kuntze.

Friedrich Bauer und Franz Streinz, Wörterbuch der deutschen Sprache und der gebräuchlichen Fremdwörter. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage von Karl Schillers Handbuch der deutschen Sprache. Teil I. Wien o. J., Hartleben. 720 S. gr. 8. 7,50 ℳ.

Nach dem Vorwort der Bearbeiter soll dieses Wb. ein besonders ausführliches Nachschlagebuch für die neue Rechtschreibung sein, über die Sprachformen Aufschluß geben, die Abstammung der Fremd- und Lehnwörter sowie derjenigen deutschen Wörter erklären, deren Bedeutung durch die Kenntnis der Herkunft verständlicher wird, endlich eine Sinnerklärung der aufgeführten Wörter bieten. Die Hsgb. erklären, u. a. auch Pauls Deutsches Wörterbuch zu Rate gezogen zu haben: es ist zu bemerken, daß die darin angewandten Prinzipien der Worterklärung sowie die in desselben Verfassers Akademierede über die Aufgaben der wissenschaftlichen Lexikographie (1894) ausgesprochenen Warnungen (besonders S. 66) nicht unberücksichtigt geblieben sind, soweit dies eben die Kürze der im Durchschnitt immer nur wenige Zeilen umfassenden Artikel zuließ. Tautologieen sind tunlichst vermieden, der nichtssagenden Artikel sind aber immer noch zu viel: auch mit Rücksicht auf den ersten Zweck des Buches lassen sich Artikel wie „Hund, ein Haustier", „Huhn, eine Vogelgattung, bekanntes Haustier" nicht rechtfertigen; ohne Angabe der etymologischen Zusammenhänge und einzelne Redensarten bleiben solche Darbietungen wertlos. An anderen Stellen ist auf Redensarten Bedacht genommen, eine Vermehrung auf Kosten überflüssiger Lemmata wäre aber möglich. Viele Ableitungen z. B. auf -ung enthalten nichts Neues („Beglaubigung, das Beglaubigen"; „Begnadigung, das Begnadigen" u. dgl.). — Daß in das Werk die gebräuchlichsten Fremdwörter hineingearbeitet sind, ist zu loben, ebenso die Angabe der Herkunft bei diesen und bei allen deutschen Stammwörtern, sofern sie im Altdeutschen andere Gestalt haben. Allerdings sind hier die Hsgb. nicht gleichmäßig verfahren: oft geben sie den ganzen Kreis der germanischen Hauptdialekte, oft nur die mhd. Form; wo das nhd. Wort nur im Vokalismus abweicht, ist auch diese oft weggeblieben. Wozu anderseits die got. Form von Wirt, wenn sie bei Woge, Wurzel u. a. wegfiel? Auch die Verweise auf die Grundwörter bei weniger durchsichtigen Ableitungen sind nicht regelmäßig;

vgl. Wandel, wandern, wo „winden“, Freisasse, wo der Hinweis auf „sitzen“ fehlt. Doch sind solche Fälle selten. — Über die Notwendigkeit, dieses und jenes zusammengesetzte Wort mitaufzunehmen, kann man verschiedener Ansicht sein; neben Überflüssigem machen sich aber auch Lücken bemerkbar; ohne einerseits vollständig zu sein, anderseits alles für unentbehrlich zu erklären, will ich hier noch anführen, was ich mir bei der Durchsicht von W als fehlend angemerkt habe; ein Teil davon steht auch in dem sonst so sparsamen Paulschen Wörterbuch:

Wache, auch ein Wachtposten, der Wachdienst. Wachsstock. Waffengattung. Wahlmann. Wahlverwandtschaft (auch unter V. fehlt die übertragene Bedeutung). Wage (unvollständig). Wagen, auch ein Sternbild. Wampe, auch = Bauch. Waldteufel (Spielzeug). wälgern. Walkmühle (auch verwalken, durch-, zu walken 2). Wasserbau, -blei, -kunst, -schraube, -speier. Wau (Interjektion). Wärme, in übertragener Bedeutung. Waschlappen (Ausdruck des „Slang“). Wechselreiter (desgl.). Weberknecht. Wegebreit, -dorn, -geld, -rich (überhaupt ließen sich noch mancherlei Wörter aus den drei Naturreichen nachtragen). Schneewehe. Weidenbohrer. weidgerecht. Weihnachtsmann. Weinkrampf. Weißbäcker, -bier, -blech, -buche, -dorn, -glut, -gold, -kraut. Weiterung. weitschichtig. Welle 2, auch ein Reisigbündel. Wellenschlag. Weltausstellung. Weltbrand, nicht nur bei griech. Philosophen. Weltbürger. Wenzel. Werkführer. Werkheiligkeit. weshalb, ohne Verweis auf wer und Erklärung von halb. Wetterglas. wiegen, mit dem Wiegemesser. Wildbad. wildern. Wildschaden, -zaun. Windblattern, -pocken, -ei, -harfe. Winkeleisen, -maß, -schule (auch Klippschule fehlt). Wintergrün (desgl. Immergrün). Vielwisserei. Wolfsmilch. worfeln. Wort halten. Wortart, -klasse, -bildung, -führer, -laut. Wundenmal (auch unter Mal fehlend). Wurfweite (auch Schußweite fehlt). Wurmkrankheit (desgl. Bandwurm). Wurzel, als Terminus der Sprachwissenschaft. — Manche der genannten Wörter mögen weggeblieben sein, weil sie in Österreich kein Heimatsrecht haben; auf volkstümliche und landschaftlich begrenzte Ausdrücke ist nur teilweise Rücksicht genommen. — Der Anhang enthält ein dankenswertes Verzeichnis der gebräuchlicheren Personennamen (von Karl Rudloff) und eine Tabelle aller starken und „unregelmäßigen“ Zeitwörter.

Das Buch benutzt die besten und neuesten Quellen und wird denen, die nur knappe und geschichtlich nicht zu weitgehende Belehrung suchen und auf Belege aus der Literatur und der Volkskunde verzichten mögen, willkommen sein. — Der zweite Teil dieses „Handbuches“ ist noch im Erscheinen begriffen und enthält: Laut- und Biegungslehre, Wortbildung, Rechtschreibung, Syntax (von Arthur Petak), Stilistik, Metrik und Literaturgeschichte.

Hattingen (Ruhr). Friedrich Weidling.

Theodor Lohmeyer, Kleine deutsche Sprach- und Aufsatzlehre. Unter besonderer Berücksichtigung der Schülerfehler und Schwankungen des Sprachgebrauches. Für höhere Lehranstalten (zunächst für VI bis II B), namentlich auch für Realgymnasien und Realschulen. Fünfte, erweiterte Auflage. Hannover 1904, Helwingsche Verlagsbuchhandlung. XVI u. 196 S. 8. geb. 2 ℳ. Dazu Sonderabdruck der Dispositions- und Aufsatzregeln im Anschluß an Dispositions- und Aufsatzvorbilder. Ebenda. 47 S. 8. geheftet 0,40 ℳ.

Das Buch hat sich so bewährt, daß ihm laut Vorrede schon vor Jahren die Einführungsfähigkeit für ganz Preußen durch amtliche Verfügung bezeugt worden ist. Im Hinblick auf die neue Rechtschreibung, für welche der Verf. die den preußischen Kanzleien gegebenen Weisungen als maßgebend erachtet hat, haben die den Schülerfehlern und den Schwankungen des Sprachgebrauchs gewidmeten Abschnitte in ihm Zusätze erfahren. Im übrigen hat es sich zu einer vollständigen Sprachlehre insofern ausgewachsen, als es für alle drei Arten höherer Schulen genügt. Die Kapitel über Ablaut, Brechung, Umlaut sind nach dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft ausgearbeitet, zugleich aber ist den methodischen Anforderungen der Schule (für O. III) dabei Rechnung getragen worden. Auch das Lautverschiebungsgesetz hat eine anregende und klare Darstellung erhalten, und was sich hier und da an Winken in Anmerkungen und Fußnoten durch das ganze Buch hindurch findet, ist nur geeignet, seinen Wert zu erhöhen. Daß der Verf., der in seiner heutigen Ruhestandsmuße auf eine mehr als dreißigjährige Tätigkeit zurückblickt, vor allem die eigene praktische Erfahrung dem Leitfaden hat zugute kommen lassen, macht sich allerorten in erfreulicher Weise bemerkbar; doch sind auch von befreundeter Seite ihm erteilte Ratschläge gern und gewissenhaft benutzt worden. Der vierte Teil des Buches, „Einiges aus der Poetik und Metrik", bringt so viel, wie der Obertertianer und Untersekundaner, z. B. auch vom Bau eines Dramas, wissen müssen. Die Aufsatzbeispiele und Aufsatzregeln möchte ich der Beachtung der Fachgenossen besonders empfehlen. Auch diese Partie des kleinen Werkes ist gegen früher zweckmäßig vermehrt worden. Freilich handelt es sich hier zum Teil um Schülerarbeiten, die als Musterleistungen gelten sollen. Ich kann sie so ganz als solche nicht anerkennen; doch würde es hier zu weit führen, mich mit dem Verfasser oder seinem Schüler Ernst Krämer über die Punkte auseinanderzusetzen, in denen ich dies und jenes geändert zu sehen wünschte. In weiterem Umfange ist dies — auch im sprachlichen Ausdruck — bei den vorhergehenden Aufgaben der Fall. Vielleicht macht sich der Verf. die Mühe, sie im Hinblick namentlich auf die Regel S. 174 C 2 b und c noch einmal gründlich durchzusehen. Im übrigen habe ich gerade diese Anweisungen zur inventio, dispositio, elocutio mit besonderem Interesse gelesen. Ein Schüler kann viel daraus lernen und der

angehende Lehrer dorther entnehmen, worauf es hauptsächlich ankommt. Auch die Anlage des siebenten Teiles, „Zur Rechtschreibung", läßt überall den erfahrenen Schulmann erkennen, der auch durch ein sehr genaues Register den Verlegenheiten der Schüler schnell beizukommen weiß. In der Satzlehre (Teil I) hat er sich in einigen Punkten an Franz Kerns Reformvorschläge angeschlossen; im ganzen verhält er sich mit Wendt, Wilmanns, Aug. Faulde gegen sie ablehnend. Aber das ist eine Sache für sich; jedenfalls werden auch ausgesprochene Anhänger des verstorbenen verdienstvollen Fachmannes, über dessen Neuerungen man unter keinen Umständen einfach zur Tagesordnung übergehen kann, dem Verf. das Zeugnis nicht versagen, daß seine Arbeit, wie sonst, so auch in diesem Teile auf dem Gebiete der Schulbuchliteratur etwas zu bedeuten hat. An einigen Stellen der Aufsätze scheint er übersehen zu haben, daß die vorliegende, neue Auflage dem zwanzigsten Jahrhundert angehört.

Pankow bei Berlin. Paul Wetzel.

Goethes Werke. Herausgegeben von R. Heinemann. Dritter, zehnter und elfter Band. Leipzig o. J., Bibliographisches Institut. 512, 495, 476 S. 8. geb. je 2 *M*.

Im dritten Band bringt Georg Ellinger Goethes Gedichte zum Abschluß. Es sind hier hauptsächlich Gedichte aus dem Nachlaß und zwar Gedichte an Personen gerichtet, die auf dem Gebiet der Kunst oder der Literatur bedeutsam waren oder zum Dichter in näherer oder entfernterer Beziehung standen, dann Übersetzungen und Nachbildungen, Xenien, Invektiven, Gedichte aus der Knaben- und ersten Jünglingszeit, Goethe zugeschriebene Gedichte zweifelhaften Ursprungs, z. B. neun an Friederike Brion gerichtete. Die Erläuterung dieser Gedichte hat besondere Schwierigkeiten. Aber wenn der Herausgeber in den Fußnoten auch manches als zweifelhaft oder unklar bezeichnen mußte, besonders hinsichtlich der Xenien, so ist es seinem und anderer Spürsinn doch gelungen, das meiste aufzuhellen. Wie die Fußnoten, so verdienen auch die Anmerkungen hinter dem Text wegen der Sorgfalt, mit der über Veranlassung, Entstehungszeit, Druck der einzelnen Gedichte, über Bücher und Abhandlungen, die sich mit ihnen beschäftigen, gehandelt wird, alles Lob. Dasselbe gilt von der Einleitung und den Anmerkungen zu „Hermann und Dorothea". Hier findet sich u. a. eine sehr eingehende Untersuchung über die Quellen und die persönlichen und literarischen Vorbilder dieser Dichtung. Sehr gute Dienste leistet das Generalregister sämtlicher Gedichte in Band I—IV. — Der zehnte Band, besorgt von Harry Maync, bietet zunächst das Ende von Wilhelm Meisters Lehrjahren und die Anmerkungen zu dem ganzen Roman, in denen in eingehendster Weise und mit Verwendung der ganzen so reichen

gerade über dieses Werk veröffentlichten Literatur alles irgendwie für das Verständnis desselben Wichtige, z. B. die lebenden Vorbilder Goethes, die zu Mignon, dem Harfner, Philine usw., ferner die Goethesche Hamleterklärung, der Anteil der Susanna Katharina v. Klettenberg an der Dichtung erörtert werden. Die zweite Hälfte des Bandes enthält Goethes kleinere Prosadichtungen (Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, die guten Weiber, Novelle, usw.). Auch hier geben Einleitungen zu jeder Dichtung das Nötige über Entstehung, Quellen, Aufnahme, künstlerische Bedeutung derselben, während die Anmerkungen zu dem dort Ausgesprochenen die literarischen Belege hinzufügen und sich mit einzelnen Streitfragen auseinandersetzen; letzteres gilt besonders von den vielfachen Deutungsversuchen, die hinsichtlich des „Märchens" gemacht worden sind. — Der elfte Band enthält Wilhelm Meisters Wanderjahre, bearbeitet von Harry Maync. Sogleich in der Einleitung stellt der Herausgeber fest, daß wir in diesem Roman nicht ein großzügiges, in sich geschlossenes Kunstwerk vor uns haben. Der Grund liegt in seiner Entstehungsgeschichte. Diese wird deswegen gründlich behandelt. Dann wird auf den reichen Gehalt des Werkes an pädagogischen, ethischen, religiösen, nationalökonomischen Ideen hingewiesen, und als künstlerisch wertvollster Bestandteil werden die eingelegten Novellen hervorgehoben. Besonders zu rühmen ist der Anhang. Hier wird in den Anmerkungen in gedrängter Kürze alles aufgeführt, was die Forschung über den Roman bis jetzt geleistet hat, und in den „Lesarten" werden die verschiedenen Ausgaben miteinander verglichen.

Mit diesen Bänden liegt nun die nach wissenschaftlicher Ausführung und äußerer Ausstattung gleich vorzügliche, für weitere Kreise berechnete kleine Ausgabe in 15 Bänden fertig vor. An diese sollen sich weitere 15 Bände mit den übrigen Schriften Goethes anschließen.

Freiburg i. B. L. Zürn.

O. Weise, Praktische Anleitung zum Anfertigen deutscher Aufsätze. Siebente, völlig umgearbeitete Auflage der praktischen Anleitung von Cholevius. Leipzig 1904, B. G. Teubner. 141 S. 8. geb. 1,60 *M*.

Mit Recht heißt die neue Auflage eine völlig umgearbeitete; sie ist sogar zu einem ganz neuen Buche geworden, in das nur wenige Seiten des alten Cholevius übergegangen sind. Darum hätte auf dem Titelblatt der Name Cholevius ganz wegbleiben und nur etwa in der Einleitung erwähnt werden sollen.

Das eigentliche Thema wird von Weise in der ersten Hälfte abgehandelt; die zweite Hälfte bringt als Ergänzung einen wertvollen Anhang. Als Arten des Aufsatzes unterscheidet der Verfasser im wesentlichen die Erzählnug und Beschreibung, die auf

poetischem Gebiete der Epik entspricht, und die Entwickelung und Abhandlung, das Gegenstück der lyrischen Dichtung. Jene ist objektiv, diese subjektiv. Die Sammlung des Stoffes erläutert Weise an mehreren glücklich gewählten Beispielen; handelt es sich um eine Charakteristik, etwa der Gertrud im Tell, so ist dreierlei zusammenzutragen: 1) alle Äußerungen, die die Heldin tut, 2) alle Handlungen, die sie vollbringt, 3) alle Mitteilungen, die über sie im Stücke gemacht werden. Die Anordnung des Stoffes oder die Gliederung verlangt, daß der Stoff erschöpft werde, daß nichts Aufnahme findet, was nicht zum Thema gehört, daß die einzelnen Teile einander ausschließen, daß sie planmäßig und womöglich in einer gewissen Steigerung gruppiert werden. Es schließen sich ausführliche Beispiele von Gliederungen an, die Charakteristiken von Personen betreffen, nach Lehmanns und auch Weises Ansicht die wichtigste und ersprießlichste Aufgabe für Schüler der Oberklassen; dann folgen Gliederungen von Sprichwörtern und Dichterworten. Besondere Abschnitte werden der Einleitung und dem Schluß des Aufsatzes gewidmet, die erfahrungsgemäß dem Schüler häufig die größten Schwierigkeiten bereiten und falsch angefaßt werden. Für die Art der Darstellung empfiehlt Weise Ungezwungenheit und Natürlichkeit; Klarheit ist wesentlicher als Eleganz; „es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor“.

Der oben schon erwähnte Anhang enthält manche nützliche Winke, die der Anfertigung eines guten Aufsatzes, wenn auch nicht immer unmittelbar, so doch indirekt dienen. Der Verfasser empfiehlt die Anlage eines Sammelbuches, in das Auszüge und besonders hervorragende Stellen aus Schriftstellern und Dichtern eingetragen werden; er widmet der Kunst des richtigen Lesens einen Abschnitt und gibt dazu eine Auswahl guter, empfehlenswerter Bücher hauptsächlich aus dem 19. Jahrhundert. Endlich zeigen noch 15 ausgeführte Aufsätze von Schiller, Spielhagen, Wilbrandt, Leuchtenberger und anderen, weniger bekannten Schriftstellern, wie das theoretisch Vorgetragene sich in der Praxis ausnimmt.

Das Buch kann allen Lehrern des Deutschen warm empfohlen werden.

Neuwied. E. Wasserzieher.

---

1) Robert Kohlrausch, Klassische Dramen und ihre Stätten. Illustriert von Peter Schnorr. Stuttgart 1904, R. Lutz. 306 S. 8. geb. 6 *M.*

Wie man dem Dichter in Dichters Lande in seine Werkstatt folgen muß, um sein Schaffen zu verstehen, so gibt es keinen schöneren, reineren Genuß, als ein Dichtwerk da zu lesen, wo die Handlung spielt. Die Phantasie belebt die Burg, die Stadt, die Meeresküste mit den Gestalten, die der Dichter geschaffen

hat; wir glauben die Vorzeit vor uns aufsteigen zu sehen. Dieses Gefühl empfand Kohlrausch, als er die durch die Dichtungen Shakespeares, Lessings, Goethes, Schillers und Kleists uns liebgewordenen Stätten diesseit und jenseit der Alpen, in Nord und Süd aufsuchte. In edler, dichterischer Sprache erzählt er dem Leser von den empfundenen Eindrücken, und jeder, der sich den Sinn für Poesie bewahrt hat, wird dem Verf. für seine Darstellungen dankbar sein. Er selbst äußert sich im Vorwort über das Ziel, das er sich bei seiner Arbeit gesteckt hat, folgendermaßen: „Die Liebe zu unserer klassischen Poesie lebt noch tief im deutschen Volke. Die Jugend vor allem läßt sich die Begeisterung für das wahrhaft Große nicht nehmen, die Schule pflegt sie, und wenn mitunter eine törichte Kritik an Schiller oder Lessing heute zu mäkeln wagt, — noch auf unabsehbare Zeit werden sie nachwirken in deutschen Seelen, weil sie stets wieder aufleben in den Herzen der Jugend. Ihr zu dienen wie den Erwachsenen, die sich das köstlichste Gut der Begeisterung bewahrt haben, ihnen allen den Genuß unsterblicher Werke zu erhöhen und neue Wege zu solchem Genuß zu weisen, das wäre meines Buches schönstes Ziel". Dies hat der Verf. erreicht. Mit Spannung folgt man allen seinen Ausführungen, und es soll keinen Tadel für die nicht genannten Abschnitte des Buches bedeuten, wenn wir besonders rühmend hervorheben, was über den Kaufmann von Venedig, Romeo und Julia, Hamlet, Götz, Tasso, Tell, das Käthchen von Heilbronn erzählt wird. Kohlrausch begnügt sich aber nicht mit der Darstellung der klassischen Stätten, sondern er führt uns auch in die Entstehungsgeschichte der Dramen ein. Mag er auch hier nichts Neues bringen, so liest sich seine Darstellung doch recht angenehm und frischt die Erinnerung an manches Verblaßte wieder auf. Auch für die Bühne hat vorliegende Schrift ihre Bedeutung. Sie gibt dem Regisseur wertvolle Winke über die Bühnenausstattung in den besprochenen Dramen. Der Zuschauer wird dem Theater dankbar sein, wenn ihm hier die Szenerie historisch treu vor Augen geführt wird, so daß er an die Stätte des Dramas versetzt zu sein glaubt. Wir können von dem Buche nicht scheiden, ohne der hübschen Illustrationen zu gedenken, mit denen es Peter Schnorr geschmückt hat.

2) Kuno Fischer, G. E. Lessing als Reformator der deutschen Literatur. Erster Teil. Lessings reformatorische Bedeutung. Minna von Barnhelm. Faust. Emilia Galotti. Zweite Auflage. Stuttgart und Berlin 1904, Cottasche Buchhandlung Nachf. VIII u. 261 S. 8. 4,50 *M*.

Nachdem Kuno Fischer mehrere Vorträge und Abhandlungen über Lessing in der Monatschrift „Nord und Süd" 1877 und 1880 veröffentlicht hatte, faßte er sie zu einem Bande zusammen, dessen Vorwort am 15. Februar 1881 niedergeschrieben ist. Es ist der Todestag Lessings, und Fischer übergab sein Werk dem

deutschen Volke an diesem Tage als ein Säkulargeschenk, dessen zweite Auflage jetzt vor uns liegt. Das Titelblatt nennt schon die vier Abschnitte des Buches. Während die drei letztgenannten ihren Inhalt hinreichend deutlich angeben, sei darauf hingewiesen, nach welchen Richtungen Fischer die reformatorische Tätigkeit Lessings behandelt. Ausgehend von dem Verfall der Dichtung, macht uns der Verfasser mit den Vorgängern Lessings bekannt, um seinen Helden dann zu würdigen als Literator, Kritiker, Philosophen und Dichter. Der Name des großen Heidelberger Denkers bürgt dafür, daß der Leser nur Wohldurchdachtes, Gediegenes zu erwarten hat, und es ist eine Freude zu sehen, wie hoch Lessing von Fischer hingestellt wird im Gegensatze zu manchen Beurteilern, die gern seine Bedeutung herabsetzen möchten, schon von Friedrich Schlegels Zeit her, dem so mancher Kritiker späterer Zeit nachgeplaudert hat. Für Kuno Fischer ist Lessing geradezu „der größte deutsche Schriftsteller“ (S. 64), ein schwerwiegender Ausspruch, dem aber namentlich die ältere Generation, die in Begeisterung für Lessing aufgewachsen ist, gern beipflichten wird. Lessing muß seine Stellung in der Schule behalten; unter unsern Klassikern wird er am meisten imstande sein, den Schüler zum Denken anzuregen. Darum sei Fischers Buch nicht bloß dem Lehrer empfohlen, sondern es verdient auch Aufnahme in die Schülerbibliotheken, allerdings nur als Lektüre für geistig reifere Schüler.

3) Michael Lex, Die Idee im Drama bei Goethe, Schiller, Grillparzer, Kleist. München 1904, C. H. Beck. IV u. 314 S. 8. geb. 5 *M*.

In der Einleitung spricht der Verf. von der dramatischen Idee im allgemeinen. Dann weist er nach, daß Goethe und Grillparzer sich bisweilen ablehnend gegen die Zugrundelegung einer solchen ausgesprochen haben, während Schiller geradezu als Dramatiker der Idee bezeichnet werden kann. Als Resultat seiner Erwägungen stellt der Verf. den Satz auf: „Wir gehen nicht fehl, die dramatische Idee als die durch Anschauung geoffenbarte Wahrheit menschlicher Schicksale zu erklären“. Und weiter heißt es: „Das Alpha und Omega unserer Betrachtung ist, daß nicht ein verstandesmäßig begriffener Satz verstandesmäßig bewiesen, sondern ein menschliches Schicksal, durch Anschauung zur Überzeugung gebracht, die wahre und eigentliche Idee im Drama ist“. Diese kurzen Andeutungen aus der Einleitung müssen uns genügen, weil wir sonst genötigt wären, die Beweisführung in großer Breite wiederzugeben.

Im folgenden wählt der Verf. die dramatischen Werke Goethes, Schillers, Grillparzers und Kleists, um sie auf ihre Ideen hin zu prüfen.

Er beginnt mit Goethe. Dieser hat für einige seiner Dichtungen die Annahme zurückgewiesen, daß ihn eine Idee bei deren

Abfassung geleitet habe, während er sie für andere in Anspruch nahm. Lex weist aber auch für erstere eine Idee nach; so äußert er z. B. über „Götz“: „Goethes Absicht geht nicht dahin, Götz auf Grund persönlicher Schuld untergehen zu lassen, sondern zu zeigen, wie zuweilen der Edle, Tüchtige ob seines Edelsinns und seiner Tüchtigkeit untergeht, der sittlichen Weltordnung zum Trotz. Dies die Idee des Stückes“. Demgegenüber hatte sich Goethe zu Eckermann ausgesprochen, wie folgt: „Ich sollte meinen, ein reiches, mannigfaltiges Leben, das unsern Augen vorübergeht, wäre auch an sich etwas ohne ausgesprochene Tendenz, die doch bloß für den Begriff ist“. — Es bedarf kaum der Erwähnung, daß der Besprechung des „Faust“ der breiteste Raum zuteil geworden ist. Nicht überall können wir mit dem Verf. übereinstimmen; doch wo gäbe es zwei Menschen, die in der Auffassung des größten Dramas einer Ansicht wären? Eine Ausführung der streitigen Punkte müssen wir uns jedoch versagen. Nur der Schlußgedanke des Verf.s finde hier eine Stelle: „Wir sagen also: wenn Faust in der frühesten Dichtung sich dem Genuß ergibt, nachdem er im gigantischen Streben nach Erweiterung seines Wesens mit der magischen Geisterwelt gescheitert ist, so stellt die vollendete Dichtung dar, wie der aus den Grenzen des Erdelebens drängende, von Gott und der Welt naiven Glückes abgekehrte geniale Mensch durch schwere Irrungen im Genuß, mannigfache Täuschung im Drang nach Taten und ein mühsamfreudiges Bescheiden im Schaffen realen Lebenswertes hindurch von der ewigen Liebe ohne seinen Willen aus dem Bann des Bösen zu himmlischer Klarheit und Wonne gerettet wird“. Es folgt die Besprechung der Schillerschen Dramen, in denen nach der Art, wie der Dichter schuf, die Idee sich leichter nachweisen läßt. Daß trotzdem die Auffassungen voneinander abweichen können, ist bekannt, und es spricht dies für die Tiefe des Dichters. Der dritte der hier behandelten großen Dramatiker ist Grillparzer. Obwohl er selbst für die „Ahnfrau“ eine Idee leugnet, sucht Lex eine solche nachzuweisen. In späteren Jahren sprach sich Grillparzer über das Wesen der dramatischen Idee aus und arbeitete nach einer solchen in Stücken wie „Sappho“ und „Medea“; doch in seinen letzten Dramen wie „Bruderzwist“ und „Libussa“ ließ er sie wieder fallen. Den Schluß der in vorliegendem Buche behandelten Dichter macht Heinrich von Kleist. Er selbst hat sich über das Wesen der Idee nicht geäußert; der Verf. aber weist sie besonders in den letzten Dramen Kleists nach, in der „Hermannsschlacht“ und im „Prinzen von Homburg“. Mit einer kurzen Zusammenfassung des Behandelten schließt Lex sein Buch, das bei seinem Reichtum an Gedanken jedem Leser eine Fülle von Anregungen zu geben imstande ist.

Nebenbei sei bemerkt, daß bei einer dem Verf. zu wünschenden zweiten Auflage die Druckfehler getilgt werden möchten.

4) **K. F. Linke, Poesiestunden.** Die deutsche Dichtung von den Sängern der Freiheitskriege bis zur Gegenwart. Zu freudigem Schauen, Genießen und Vertiefen. Den deutschen Lehrern und Lehrerinnen zur Auswahl und Darbietung für die deutschen Schulen und zur Selbstbildung. Hannover und Berlin 1904, Carl Meyer (Gustav Prior). XV u. 556 S. gr. 8. 6,50 ℳ, geb. 7,50 ℳ.

An Gedichtsammlungen, unter welchem Titel sie auch immer erschienen sind, haben wir keinen Mangel. Die meisten begnügen sich mit dem Abdruck der Gedichte ohne erklärende und literarische Bemerkungen. Die obige Sammlung, „Poesiestunden“ genannt, will mehr bieten. Der Herausgeber unterscheidet zwischen solchen Gedichten, die keiner Erklärung bedürfen, weil sie unmittelbar zum Herzen reden, und solchen, bei denen der Leser eine Einführung und kurze Erläuterung mit Dank hinnimmt. Außer diesen Erläuterungen fügt er eine kurze Lebensbeschreibung der Dichter hinzu. Er hätte sich hier auf die beschränken sollen, von denen er Dichtungen mitteilt; er gibt aber auch Lebensabrisse von Männern, aus deren Werken nichts abgedruckt ist wie von Otto Ludwig, G. Freytag, Stifter, W. Raabe, Anzengruber, G. Hauptmann u. a. Das gehört in eine Literaturgeschichte, nicht in vorliegendes Buch. Eigene Studien nimmt der Herausgeber für sich nicht in Anspruch; er nennt im Vorwort die von ihm benutzten Werke von Adolf Stern, Adolf Bartels und Adalbert von Hanstein für literaturwissenschaftliche Fragen, den „Kunstwart“ für die Lektüreauswahl und das Lexikon von Brümmer für die Lebensskizzen der Dichter. Die reichhaltige Sammlung zerfällt in acht Teile: 1. Die Sänger der Freiheitskriege, 2. Nachwirkung der klassischen und der romantischen Poesie, 3. das junge Deutschland und die politische Lyrik, 4. die Erhebung gegen die Tendenzpoesie, 5. Realismus, 6. Nach 1870. Realismus, Naturalismus, Verfall, 7. Ende des neunzehnten Jahrhunderts, 8. Dichter, deren Gaben aus allgemein pädagogischen Gründen für die Schule von Wert sind. Dieser Einteilung fehlt ein Teilungsgrund, wie es sich am empfindlichsten bemerkbar macht beim achten Abschnitte, der gleichsam eine Nachlese von Dichtungen enthält, die sich anderweitig wohl hätten einreihen lassen. Am Schluß stellt Linke die Dichtungen nach ihrer inneren Verwandtschaft zusammen und gibt dann ein alphabetisches Verzeichnis der Dichter.

Wenn der Herausgeber als Wahlspruch der Poesiestunden „Schauen, Genießen und Vertiefen“ bezeichnet, so hoffen wir, daß er dies mit seiner fleißigen Sammlung erzielt. Das Buch ist schon nach dem Titel auf Lehrerkreise berechnet; aus den Erläuterungen ersieht man, daß zunächst an die Lehrer der Volksschule gedacht ist. Es wäre aber zu wünschen, daß die „Poesiestunden“ auch in solche Kreise eindringen, die nicht mehr der Schule angehören.

Posen. J. Beck.

Berthold Litzmann, Goethes Lyrik, Erläuterungen nach künstlerischen Gesichtspunkten. Ein Versuch. Berlin 1903, Egon Fleischel & Co. 257 S. 8. 3,50 *M.*

Der Gesichtspunkt, unter dem die neuere deutsche Literatur auf unseren Universitäten betrieben wird, ist fast ausschließlich der literarhistorische. Die Interpretation im engeren Sinne, die Erklärung der klassischen Dichtung nach sachlichen und ästhetischen Gesichtspunkten, tritt ganz zurück; sie wird durch die Entstehungsgeschichte oder doch durch Erläuterung nach biographischen oder genetischen Gesichtspunkten ersetzt. Und zwar zeigt sich diese Erscheinung ebensowohl auf dem akademischen Katheder, wie in der wissenschaftlichen Literatur. Auch hier herrscht überall das geschichtliche, das biographische, das psychologische Interesse. Es kann fast den Anschein gewinnen, als ob eine Interpretation, welche den Gedankengehalt und die Form des Kunstwerks nach inneren und künstlerischen Gesichtspunkten ins Auge faßt, einen überwundenen Standpunkt bezeichnet.

Ist nun diese Betrachtungsart schon in rein wissenschaftlicher Hinsicht einseitig, so erweist sie sich ganz unzureichend gegenüber den erzieherischen Aufgaben, die wir an unsere klassische Literatur knüpfen, und insbesondere gegenüber ihrer Behandlung im höheren Unterricht. Denn hier muß die sachliche und künstlerische Behandlung im Mittelpunkt stehen; das Historisch-biographische ist hier nichts als ein Hilfsmittel. Die großen Ideen, die unvergänglich schönen Formen unserer klassischen Dichtung unseren Schülern verständlich zu machen, ihr menschliches Verständnis und ihr künstlerisches Gefühl an diesen zu bilden, ist die Aufgabe des deutschen Unterrichts. Für diese Aufgabe aber gewährt die gegenwärtige Literaturwissenschaft unseren Oberlehrern nur eine einseitige und daher unzulängliche Vorbildung.

Je deutlicher man diesen Mangel empfindet, um so freudiger wird man das vorliegende Buch begrüßen, das ganz und gar dem Gefühl dieses Bedürfnisses entsprungen ist und in seiner Anlage eine zwar wissenschaftlich begründete, aber zugleich sachliche und künstlerische Erklärung anstrebt, eine ästhetische Interpretation im besten Sinne des Wortes. „Ich will versuchen", sagt Litzmann im Vorwort, „allen denen, die beim Unterricht der Schwierigkeiten einer von künstlerischen Gesichtspunkten ausgehenden Erläuterung immer wieder schmerzlich sich bewußt werden, durch praktisches Beispiel eine Anregung zu geben und die Richtung anzudeuten, in der sich meiner Überzeugung nach alle Erläuterungsversuche bewegen müssen, die auf eine Verfeinerung und Vertiefung unseres Kunstsinns überhaupt abzielen". Diesen Gesichtspunkt führt er in der Einleitung folgendermaßen aus: „Seit dem Beginn meiner akademischen Lehrtätigkeit habe ich in meinen seminaristischen Übungen ein großes, ja fast das Hauptgewicht darauf gelegt, daß ein jeder, der über deutsche Dichtungen später

lehren soll, zuvor lerne, eine Dichtung als Kunstwerk aufzufassen und mit künstlerischen Augen zu betrachten, und diese Auffassung dann auch den von ihm Lernenden wieder mitzuteilen. Aber auch darin sind wir wohl alle einig, daß gerade in diesem Punkt der heutige deutsche Unterricht in den höheren Lehranstalten viel, wenn nicht alles zu wünschen übrig läßt; daß von einer Erziehung oder Schulung des künstlerischen Geschmacks, von einer Erziehung zu künstlerischem Genuß nur in verschwindend seltenen Fällen die Rede ist. Denn mit den halbdutzend Aufsätzen über Wallensteins Schuld oder den Charakter des Apothekers in Hermann und Dorothea oder Vergleichen zwischen Goethes und Euripides' Iphigenie usw., die ja unter Umständen ganz nützlich sein können, ist es doch nicht getan. Wir müssen also, glaube ich, wenn wir so etwas wie künstlerische Genußfähigkeit in weiteren Kreisen erzielen und anerziehen wollen, die Sache etwas anders anfangen. Wie ich mir das denke, habe ich in den zwanzig Jahren meiner Lehrtätigkeit in Übungen des Seminars mit vielen Schülergenerationen durchsprochen und durchprobt. Ich habe dabei die Erfahrung gemacht, daß die Hilflosigkeit gegenüber der Aufgabe, ein kleines Goethesches Gedicht künstlerisch aufzufassen und soweit es nötig zu erläutern, in den meisten Fällen wahrhaft mitleiderregend war beim ersten Versuch; daß aber doch viele überraschend schnell, wenn sie nur einmal erst unbefangen geworden waren, sich in ihre Aufgabe hineinfanden. Und gerade diese Erfahrungen sind es, die mich schließlich vor zwei Jahren veranlaßten, in einer Interpretationsvorlesung, die sich nicht bloß an die künftigen Lehrer wendete, sondern an alle die, die an ihrer eigenen künstlerischen Erziehung arbeiten wollten, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Ihren wesentlichen Inhalt geben die folgenden Blätter wieder".

Die Darstellung zeigt, wie das vom Verf. nicht anders zu erwarten war, durchweg genauste Beherrschung alles sachlichen und geschichtlichen Materials, das bei der Erklärung in Betracht kommen kann; sie verfällt nirgends in bloßes Gerede über die Dinge. Aber die herrschenden Gesichtspunkte sind durchaus ästhetischer Natur; das, worauf es dem Verf. vor allem ankommt, ist, „die Grundelemente Goethescher Lyrik dem Leser so lebendig wie möglich zur Anschauung zu bringen". Eingehend besprochen werden in dieser Weise die folgenden Gedichte: Zueignung, Ilmenau, An den Mond, Fischer und Erlkönig, Wanderers Sturmlied, Ganymed, An Schwager Kronos, Seefahrt, Harzreise im Winter, Trilogie der Leidenschaft; außerdem werden eine ganze Reihe kleinerer Lieder und Gedichte kurz charakterisiert. Eine Anzahl methodischer Fragen, die sich an diese Interpretationen anknüpfen, gedenke ich im Zusammenhang einer größeren Abhandlung im nächsten Goethejahrbuch zu erörtern; dort wird auch Platz sein, um einige sachliche Fragen und Einwände zu erheben. Ich gehe

daher hier nicht auf Einzelheiten ein und begnüge mich, noch einmal mit Nachdruck auf die Bedeutung hinzuweisen, die Litzmanns Buch im ganzen zukommt. Niemand, der es mit dem deutschen Unterricht in den oberen Klassen ernst nimmt, sollte es unberücksichtigt lassen.

Berlin. Rudolf Lehmann.

Graesers Schulausgaben klassischer Werke. Leipzig 1904, B. G. Teubner.
Heft 51: Goethe, Faust (erster Teil). Herausgegeben von A. Lichtenheld. XXVI u. 122 S. 8. 0,50 M.
Heft 10: Goethe, Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Herausgegeben von Leo Smolle. XII u. 86 S. 8. 0,50 M.
Heft 2. Goethe, Hermann und Dorothea. Herausgegeben von A. Lichtenheld. IX u. 54 S. 8. 0,50 M.
Heft 35: Schiller, Kabale und Liebe. Herausgegeben von A. Lichtenheld. VIII u. 82 S. 8. 0,50 M.
Heft 12: Schiller, Wilhelm Tell. Herausgegeben von Franz Prosch. XIII u. 92 S. 8. 0,50 M.
Heft 37: Kleist, Prinz von Homburg. Herausgegeben von A. Lichtenheld. XI u. 66 S. 8. 0,50 M.

Die Graeserschen Schulausgaben zeichnen sich aus durch gutes Papier und guten, leichtlesbaren Druck, doch hätten die Anmerkungen besser unter den Text verwiesen als in einem Anhange vereinigt werden sollen.

Die Einleitung zu Goethes Faust behandelt zunächst die Entstehung der Dichtung. „Den Namen Faust finden wir zum ersten Male in den Mitschuldigen (Akt 3, Sz. 16) in Söllers Munde:

— oh, wie mir Armen graust,
Es wird mir siedend heiß; so war dem Dr. Faust
Nicht halb zu Mut, nicht halb war's so Richard III".

Doch wurde der Plan zum Faust erst vorbereitet, als Goethe „vom Hochsommer 1769 bis zum Frühjahr 1771" — soll wohl heißen: Hochsommer 1770 — „im väterlichen Hause weilte". Daß der Hsgb. im folgenden auf den Faust der Volksbücher näher eingeht, ist im Interesse der Schüler dankenswert. Mit einem Überblick über den Gang der Handlung und mit Bemerkungen zur Idee des Stückes und zu der Behandlung des gegebenen Stoffes schließt das Vorwort. Daß in dem folgenden Texte in der Szene „Spaziergang" 14 Verse von „Margretlein zog ein schiefes Maul" bis „die Kirch' allein, meine lieben Frauen, kann ungerechtes Gut verdauen" weggelassen sind, wird man nicht ohne Kopfschütteln vermerken. Das sollte man einem deutsch-protestantischen Leserkreis nicht bieten. Auch wird es der Herausgeber kaum damit entschuldigen können, daß er eine Schulausgabe habe liefern wollen. Die Anmerkungen enthalten manches Überflüssige. Doch hätte neben den angeführten Erklärungen des Namens Mephistopheles (vgl. S. 106) die erst neuerdings gegebene Deutung = μέγιστος ὠφελητής mit Platz finden können. Der Text des Hymnus

dies irae, dies illa stammt von Thomas Celano, nicht Calamo (vgl. S. 119).

Die kleine Einleitung zum Götz von Berlichingen hat Ref. mit Interesse gelesen. Danach sind des Dichters eigene Angaben über die Entstehung des Dramas, wie wir sie in „Dichtung und Wahrheit“ lesen, mit Vorsicht aufzunehmen: Goethes Erinnerungen waren, als er seine Selbstbiographie schrieb, mehrfach verblaßt. Der Stoff sei, so meint der Herausgeber, im ganzen frei erfunden, insbesondere seien Gestalten wie Weislingen, Franz, Adelheid von Walldorf Geschöpfe dichterischer Phantasie. „Götz“ sei trotz mancherlei Episoden keine dramatisierte Zeitgeschichte, sondern eine Tragödie im vollsten Sinne, in seiner Stellung in der deutschen Literatur und in seiner Einwirkung auf die Zeitgenossen mit Lessings „Minna von Barnhelm“ verwandt und vergleichbar. Die Anmerkungen sind treffend, insbesondere wo sie Sinn und Bedeutung ganzer Szenen erklären. Die Bemerkungen über Kastor und Pollux, Antistrophe, Hydra, Phönix usw. blieben besser weg.

Die Ausführung von „Hermann und Dorothea“ ist unglaublich schnell vor sich gegangen: Goethe schrieb neun Tage hintereinander jeden Tag über anderthalbhundert Hexameter nieder. Das Gedicht sollte ein Friedensgeschenk, „eine Versöhnungsgabe“ sein gegenüber dem Sturme der Entrüstung, den die Xenien entfesselt hatten. Goethe hat es zeit seines Lebens vor allen seinen andern Schöpfungen geliebt und nie ohne Rührung wiedergelesen. Der Stoff, der an Göckings „Vollkommene Emigrationsgeschichte“ anknüpft, wird vom Herausgeber nach Goedeke mitgeteilt. Zu den S. V der Einleitung aufgeführten Gedichten, wo Goethe auf die französische Revolution Bezug nimmt, konnte noch „Das Mädchen von Oberkirch“ hinzugefügt werden. Nebenbei sei bemerkt, daß Wolfs Prolegomena ad Homerum nicht 1794 (vgl. S. XIV), sondern 1795 erschienen sind. In den Anmerkungen ist mit Recht gesagt, daß sich im Wirt und der Mutter Goethes Eltern, in Hermann der Dichter selbst wiederspiegelt. Man fragt unwillkürlich, wer zu Dorothea Modell gestanden hat: unzweifelhaft Lili v. Türckheim, geb. Schönemann, Goethes Jugendverlobte. Weiter konnte die Zahl der sprachlichen Anklänge an das Homerische Epos bei weitem vermehrt werden. Endlich vermißt Ref. einen Hinweis auf die hervorragende Veranlagung des Dichters zum Pädagogen, die sich aus Stellen wie z. B.

„Denn wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen“ usw.

aufs deutlichste kundgibt.

Die Einleitung zu „Kabale und Liebe“ — stilistisch an einigen Stellen etwas schwerfällig — bietet inhaltlich im ganzen Vortreffliches. Voraussetzungen zu Schillers Drama sind Lessings Miss Sara Sampson und Emilia Galotti. Auch sei es einer der wenigen

Versuche des Sturms und Drangs, sich aus dem Gebiete der literarischen Revolution hinüber auf das der politischen zu wagen. Zwar mangelt es den Charakteren an Wahrheit, wie ja Schiller später selbst bekannte, daß er es unternommen, Menschen darzustellen, ehe er Menschenkenntnis erworben, zwar geht auch die Sprache oft ins Bizarre; aber wenn der Herausgeber behauptet, daß die Bewunderung, die auch wir noch dem Werke zollen, wohl der elementaren Kraft gelte, die in demselben angehäuft ist, nicht aber der rein künstlerischen Vollendung, so ist zur Ergänzung darauf aufmerksam zu machen, daß von jeher auch die Führung der Handlung als meisterhaft erachtet worden ist und daß das Stück gegenüber den Lessingschen Dramen wirklich echtes Theaterblut atmet: man vergleiche nur die Schlußszene des zweiten Aktes! Die Anmerkungen bringen unter anderem mit Recht mehrfache Belege für die Abhängigkeit Schillers von Lessing. Einige Druckfehler stören die sonst treffliche Bearbeitung.

Das viele, was über Schillers „Tell" gesagt werden kann, ist vom Herausgeber in glücklicher Weise auf nur mäßigem Raume versammelt. Den Stoff zum Tell hat Goethe gewissermaßen an Schiller abgetreten, der sein Drama am 18. Februar 1804 beendigte. Die erste Aufführung mit Hinweglassung des 5. Aktes — die Erwähnung des Kaisermordes sollte weder in Wien noch Paris Anstoß erregen — fand auf der Weimaraner Bühne am 17. März 1804 bei übervollem Hause statt. Das Drama wurde wie kein anderes des Dichters so günstig aufgenommen, daß in kurzer Zeit 7000 Exemplare vergriffen waren. Obwohl „Tell" kein Tendenzstück ist, so hat es doch in der Zeit der nationalen Erniedrigung manches Herz zur Vaterlandsliebe begeistert. Wohl mit aus diesem Grunde nennt es der Herausgeber das vollendetste Werk, das Schillers Genius geschaffen hat. Der Dichter benutzte als Hauptquelle Tschudis „Chronik" — dem Wortlaute nach angeführt im Anhang S. 84 ff. —, ferner Johannes v. Müllers „Geschichte der Eidgenossenschaft" und andere historische Werke. Daß er rücksichtlich der Zeit der Handlung wesentlich von der Geschichte abwich, wird man nicht als fehlerhaft bezeichnen wollen. Nach Hettner hat das Stück zwei Haupthandlungen, das Tell- und das Rütlidrama: die hinzukommende Liebesepisode zwischen Rudenz und Bertha schuf, wie im Wallenstein das Theklادrama, das Herz des Dichters. Wenn Goethe am 18. Januar 1825 zu Eckermann sagte, es wäre wunderlich, daß Schillern noch von den „Räubern" her ein gewisser Sinn für das Grausame anklebte, der selbst in seiner schönsten Zeit ihn nicht ganz verlassen wollte, so ist diese Bemerkung wohl mit gegen die tragischen Ausgänge der Schillerschen Dramen gerichtet — bekanntlich liebte Goethe solche gar nicht —: im „Tell" dagegen hat, wie der Herausgeber richtig bemerkt, Schiller zum ersten Male einen guten Ausgang zugelassen. Die nur fünf Seiten

umfassenden Anmerkungen erklären in der Hauptsache schweizerische Ausdrücke und Örtlichkeiten. Zwei Karten — I. Schauplatz der Handlung; II. Die Urkantone und ihre Umgebung — sind zur Orientierung des Lesers der Ausgabe beigegeben.

Kleists „Prinz Friedrich von Homburg" entstand im Winter 1809—1810 und wäre vielleicht ungedruckt geblieben, wenn es nicht ein Jahrzehnt später Tieck in sein Vorleserepertoir einverleibt und zugleich mit der Hermannsschlacht hätte drucken lassen. Mögen die Vorstudien des Dichters zu diesem Stücke nur mangelhaft gewesen sein — einige Anmerkungen weisen darauf hin —, mag auch gegen die Lessingsche Forderung, daß die historischen Namen dem Dichter heilig sein sollen, gefehlt sein, mögen auch für die Entstehung und Gestaltung der Handlung noch andere als nur künstlerische Absichten mitgewirkt haben, so gehört doch das Stück — manches darin erinnert an Shakespeare — zu den besten sogenannten psychologischen Dramen, die wir haben, wie auch der Herausgeber S. X die Lösung des Konflikts „in ihrer schlichten Größe" als fast einzig in der dramatischen Literatur betrachtet. Stilistisch nicht recht verständlich ist dem Ref. S. IV der Satz: „Hier, im Zentrum . . . . . besetzt hielt". Auch ist es wohl ein Irrtum, wenn S. X vom „Ritter Delorges im Kampf mit dem Drachen" die Rede ist. Ein Plan der Schlacht bei Fehrbellin als Beigabe — vgl. Freytags Schulausgaben klassischer Werke — wäre nicht unerwünscht gewesen.

Chemnitz. Bernhard Arnold.

F. Teetz, Aufgaben aus deutschen epischen und lyrischen Gedichten. IX. Bändchen: Aufgaben aus Klopstocks Gedichten. Leipzig 1904, Engelmann. VI u. 113 S. 8. kart. 1 *M*.

41 ausgeführte und 289 zur Auswahl gestellte Aufgaben beschäftigen sich mit Klopstocks „Messias" und den für den Unterricht bedeutsamsten seiner Oden. Die Aufgaben werden bei der Erklärung Klopstocks gute Dienste leisten. Da die Lehrpläne aber die Beschäftigung mit diesem Bahnbrecher der zweiten klassischen Periode unserer Literatur auf das Lesen einiger Oden und einiger charakteristischen Stellen aus dem „Messias" beschränken — mit Recht, denn die Klopstocksche Poesie hat für uns zum guten Teil doch bloß noch geschichtliches Interesse —, so wird vorliegendes Bändchen hauptsächlich sich brauchbar erweisen, wenn man es den Schülern zur Benutzung für freie Vorträge, die sich an Klopstocks Gedichte anschließen, in die Hand gibt. Als Stoff für solche Redeübungen eignen sich aber besonders die Oden vorzüglich, zumal da sie auch ungesucht Parallelen bieten zu anderen Gegenständen des Unterrichts in Prima, z. B. zu einer Vergleichung zwischen Klopstock und Horaz. Die Oden nach dieser Richtung auszubeuten hat Teetz selbstverständlich nicht

unterlassen. Das Buch ist eine tüchtige Leistung, das Ergebnis eindringender Beschäftigung mit dem Dichter.

Schleiz. Walther Böhme.

Th. Sorgenfrey, Die Abiturienten des Rektors J. H. Lipsius. Ein Beitrag zur Geschichte der Nikolaischule zu Leipzig im 19. Jahrhundert. (Leipzig 1904, H. Hässel). 40 S. 4. 1,50 *M*.

Justus Hermann Lipsius, seit 1877 ord. Professor der klassischen Philologie an der Universität Leipzig, hat am 9. Mai d. J. sein 70. Lebensjahr vollendet. Ehe er sich ausschließlich der akademischen Lehrtätigkeit widmete, hatte er 11 Jahre lang als Rektor die Nikolaischule in Leipzig geleitet, in einer für die Entwickelung dieser altehrwürdigen Anstalt bedeutungsvollen Zeit der rechte Mann am rechten Platze. Seine Tätigkeit in dieser Stellung ist unvergessen, und so rechtfertigt es sich ohne weiteres, wenn die Festschrift, welche ihm ein früherer Schüler, später sein erster Famulus, zu diesem Jubeltag gewidmet hat, auf diese Zeit zurückgreift. Sorgenfrey führt auf S. 22—38 die 202 Abiturienten auf, die Lipsius während seines Rektorats entlassen hat: bei der Aufstellung dieses Verzeichnisses ist er, wie er dankend bemerkt, von E. Bischoff, Oberlehrer an der Nikolaischule, wesentlich unterstützt worden. Es ist ihm gelungen, bei sämtlichen Abiturienten die jetzige (bzw. bei den Verstorbenen die letzte) Lebensstellung nachzuweisen. In noch höherem Grade als diese dankenswerte, mit großem Fleiß gemachte Zusammenstellung darf die Einleitung (S. 5—21), ein Rückblick auf die äußere Entwicklung der Nikolaischule von 1866—1877, als Beitrag zur Geschichte der deutschen Gymnasien das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen. Es erscheint daher angebracht, die Leser dieser Zeitschrift durch ein kurzes Referat auf die Sorgenfreysche Festschrift hinzuweisen.

Wenige Schulen dürften ein so rapides Wachstum aufzuweisen haben, wie die Nikolaischule in dem fraglichen Zeitraum. Als Lipsius am 14. Aug. 1866 das Rektorat aus den Händen seines 75jährigen Vorgängers Nobbe übernahm, zählte sie 188 Schüler in 6 Klassen mit $1^1/_2$jährigen Lehrkursen: diese Frequenz erschien so gering, daß alles Ernstes der Vorschlag gemacht worden war, die beiden städtischen Gymnasien in eins zu verschmelzen. Glücklicherweise ist dieser von kleinlichen Sparsamkeitsrücksichten diktierte Vorschlag nicht ausgeführt worden. — Ostern 1868 erfolgte die auf Lipsius' Antrag angeordnete Umwandlung der $1^1/_2$jährigen Lehrkurse in einjährige. Die Zahl der Schüler stieg auf 259, die der Klassen zunächst nur auf 7.

Die beide Sekunden wurden Ostern 1869, die beiden Primen erst Ostern 1871 getrennt. Das alte Schulgebäude, das die Schule seit 1597 beherbergt hatte und das schon längst nicht mehr für die stetig wachsende Schülerzahl genügte, konnte endlich

am 15. April 1872 verlassen werden. Das neue Gebäude wurde mit 347 Schülern bezogen, die sich auf 12 Klassen verteilten. Die noch immer zunehmende Frequenz (Ostern 1876 waren es 473) machte die Einrichtung immer neuer Parallelklassen nötig, so daß das neue Haus bereits wieder zu eng wurde. Als L. Ende des Sommersemesters 1877 aus dem Amte schied, zählte die Schule über 500 Schüler in 17 Klassen.

Wieweit die Persönlichkeit des Rektors L. an diesem ungewöhnlich raschen Wachstum der Schule Anteil hat, läßt sich ziffermäßig nicht nachweisen; daß der Anteil nicht gering ist, das ist die wohl einstimmige Überzeugung aller, die unter L. als Lehrer oder Schüler der Nikolaischule angehört haben. Seine energische und bedeutende Persönlichkeit, so rühmt sein Nachfolger im Jahresberichte von 1878, hatte dem Innenleben der Schule bis hinab auf die unwesentlichsten Nebendinge ein bestimmtes Gepräge aufgedrückt und der so rasch gewachsenen Schule den einheitlichen Geist und frischen Zug zu wahren verstanden, ohne welchen kein größerer Organismus, am wenigsten aber der einer Schulanstalt gedeihlich sich entwickeln kann. Und S. sagt in dem Schlußwort (S. 21): „Nicht seine Gelehrsamkeit, so groß sie auch ist, nicht die Energie, mit der er seinem Willen Nachdruck zu verleihen verstand, sondern der sittliche Ernst seiner ganzen Persönlichkeit hat die Erfolge seiner amtlichen Tätigkeit gezeitigt".

So möge denn die von dem Verleger vornehm ausgestattete Festschrift dazu beitragen, in den Kreisen der Gymnasiallehrer das Andenken wach zu erhalten an das, was Justus Hermann Lipsius in elfjähriger Tätigkeit als Rektor geleistet hat. An ihm war „jeder Zoll ein Rektor".

Leipzig. Hans Voigt.

A. R. Hein, Adalbert Stifter. Sein Leben und seine Werke. Mit bisher ungedruckten Briefen und Handschriften, einem faksimilierten Stammbuchblatte, 7 Heliogravüren, 3 Kupferradierungen, 2 Photolithographieen und 114 Textbildern. Prag 1904, im Selbstverlage des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. In Kommission bei der Calveschen Hofbuchhandlung. XVI u. 691 S. gr. 8. 10 M.

Ich bin nicht genug Kenner Adalbert Stifters, um ein so ausführliches Werk über sein Leben und Dichten wie das vorliegende gebührend durcharbeiten und würdigen zu können. Aber ich bin genug Verehrer des trefflichen österreichischen Dichters und Schulmanns, um meine Freude darüber aussprechen zu können, daß ihm, dem eine Zeitlang fast vergessenen, jetzt aber gleichsam neuentdeckten wahrhaften Naturpoeten, dieses Denkmal gesetzt ist. Die Arbeit des begeisterten Verfassers erstreckt sich über mehr als 30 Jahre. Schon bald nach Stifters Tode (1868) hatte er, noch unter dem frischen Eindruck seiner Persönlichkeit, der er

den besten Teil seines eigenen geistigen Werdens verdankte, die Arbeit begonnen und bis zum Erscheinen des „Nachsommers“ fortgeführt. Das reichhaltigste Material stellte ihm der langjährige Freund und Verleger Stifters, Gustav Heckenast, zur Verfügung, darunter die Briefe Stifters an seine Gattin und die Briefe der bedeutendsten Zeitgenossen an ihn. Dazu kam der persönliche Verkehr des Verfassers mit den Verwandten und vertrauten Freunden mit seiner Fülle von persönlichen Erinnerungen. Da starb Heckenast, und vergebens suchte der Verf. nach einem neuen Verleger. Stifters Name war in den Hintergrund getreten, er hatte das Tagesinteresse nicht mehr. So ist die Arbeit 25 Jahre lang liegen geblieben, bis der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen Kenntnis von ihr erhielt und sie in den Jahrgängen XXXIX—XLI veröffentichte. Nunmehr unterzog sie Hein einer Umarbeitung und brachte sie zum Abschluß.

Bei dieser Umarbeitung hat der Verf. ganz besonders auch der malerischen Begabung Stifters Rechnung getragen und sie in innere Verbindung mit seinen Dichtungen gesetzt. Zahlreiche Skizzen und Bilder von Stifters Hand sind in den Text gefügt und machen seine poetischen Naturmalereien um so verständlicher und sympathischer. Ergänzend treten dazu eigene Skizzen des Verfassers aus dem Böhmerwalde, die den Umkreis veranschaulichen, in denen Stifters Dichtungen spielen.

Des Dichters Werke werden sämtlich eingehend beleuchtet, und zwar immer in innerem Zusammenhang mit den Lebensabschnitten, in denen sie enstanden sind. Sie sind die Zeugnisse der Entfaltungsgeschichte seiner Persönlichkeit. Überall fesselt uns die Wärme des Freundeswortes, das gleichwohl durch vollständige Beherrschung der Stifterliteratur vor Einseitigkeit bewahrt geblieben ist. Das Verzeichnis dieser Literatur am Schluß umfaßt nicht weniger als 14 Seiten, eine sehr wertvolle Beigabe.

Weitere 7 Seiten von je 2 Kolumnen geben ein Personenverzeichnis für das ganze Werk. So ist alles getan, um das Buch nicht bloß zu einer genußreichen Lektüre, sondern auch zu einem bequemen Hilfsmittel für jeden Stifterforscher zu machen.

Und doch kann ich zum Schluß ein Bedauern nicht unterdrücken, das Bedauern über den allzu großen Umfang des Werkes, der ihm die Hausbibliothek verschließt. Weniger wäre hier vielleicht mehr gewesen. Der Privatmann entschließt sich kaum, die großen Goethe-, Schiller- und Lessingbiographieen von Heinemann. Minor, Weltrich, Schmidt anzuschaffen, denen die Heinsche Arbeit an Umfang etwa gleichkommt, geschweige denn diese doch immer nur einen intimeren Kreis interessierende Lebensbeschreibung Stifters. Die Verlagshandlung hat den Preis verschwiegen, aber ich fürchte, daß er kaum im Verhältnis zu der Stellung Stifters unter unsern Klassikern steht.

Wenn sich der Verf. also nicht entschließt, noch eine kurze

etwa auf ein Viertel oder ein Fünftel beschränkte Würdigung Stifters herauszugeben, so dürfte der Zweck, ihn im besten Sinne populär zu machen, kaum erreicht werden.

Berlin, Gotthold Boetticher.

Gustav Schneider, Schülerkommentar zu Platons Phaidon. Leipzig 1905, G. Freytag. IV u. 108 S. steif broschiert 1 *M*.

G. Schneider hat sich schon mehrfach um das Verständnis Platons verdient gemacht. 1884 erschien von ihm „die Platonische Metaphysik", 1898 „die Weltanschauung Platons", und in den Jahren 1900 und 1901 ließ er Kommentare zu Platons Apologie und Kriton sowie zum Euthyphron erscheinen. Man begreift es also, wie er im Vorwort zu seiner neuesten Schrift, dem Schülerkommentar zu Platons Phaidon, sagen kann, er habe dem Studium dieses Dialogs einen größeren Teil seines Lebens gewidmet, und man ist berechtigt, eine gute Leistung von ihm zu erwarten.

Daß er gerade vom Phaidon sehr hoch denkt, wußte man schon; er rühmt auch hier wieder, was uns diese Schrift biete, sei die Höhe griechischer Lebensweisheit. Die erhabensten und edelsten Anschauungen, die die Griechen auf dem Gebiete der Ethik und Religion gewonnen hätten, habe Platon mit empfänglichem Sinne in sich aufgenommen und mit seinem metaphysischen Denken in einen lebendigen Zusammenhang gebracht, und in dieser Schrift habe er sie in einheitlicher Form und künstlerischer Gestaltung niedergelegt.

Die Auffassung Windelbands, die ganz anders lautet, kennt Schneider; er teilt sie aber nicht; er tut also recht daran, in einer Schrift, die für Schüler bestimmt ist, nicht weiter darauf einzugehen.

Da Schneider sich mit seiner Auslegung an die Ausgabe von Christ anschließt, mußte alles wegbleiben, was dort in der Einleitung und im Namensverzeichnisse bereits steht, ebenso die Disposition. Dafür erhalten wir auf sechs Seiten einen Überblick über die dem Dialoge zugrunde liegende Weltanschauung und eine kurze Einführung in den inneren Zusammenhang der Beweise für die Unsterblichkeit der Seele. Beides sind dankenswerte Gaben, die dem Schüler das Verständnis der Schrift wesentlich erleichtern werden. Schlicht und klar ist vor allem das, was über die Platonischen Ideen gesagt wird. Eine Bemerkung im Vorwort konnte stutzig machen. Dort heißt es, man solle nur *εἶδος* mit „Begriff", hier und da mit „Gedanke" übersetzen und sich die Grundanschauungen der Mathematik und Logik vergegenwärtigen, dann werde die ganze Ideenlehre eine vertraute Gestalt annehmen. Das wäre doch ein zu äußerliches, mechanisches Verfahren. Die Ideenlehre will aus dem Werdegange der griechischen Philosophie und aus der Denkweise Platons heraus erklärt werden, und dieser

Forderung ist der Verfasser selber bei seiner Darstellung in einer Weise nachgekommen, daß jeder Schüler begreifen muß, um was es sich handelt.

Doch die Hauptsache ist der Kommentar. Hat der Verf. zwischen dem Zuviel und Zuwenig die rechte Mitte zu halten gewußt? Gibt er, was der Schüler braucht, um der Schwierigkeiten, die Inhalt und Form bieten, Herr zu werden, und macht er ihm auf der andern Seite die Arbeit nicht zu leicht? Ich glaube sagen zu dürfen, daß der Verf. das Rechte getroffen hat. Trotz aller Hilfen und Stützen bleibt dem Schüler noch viel zu tun übrig, und gerade an die geistige Tätigkeit dessen, der den Kommentar gewissenhaft benutzt, werden hohe Anforderungen gestellt.

Über die Auffassung im einzelnen läßt sich streiten; es gibt eine Anzahl Stellen, wo ich anders erklärt oder die Erklärung anders gefaßt sehen möchte. Ich greife ein paar Punkte heraus. Zu den Worten II Z. 31 *Πλάτων δέ, οἶμαι, ἠσθένει* bemerkt der Verf. „da Platon wissen mußte, ob er damals krank war oder nicht, so weist *οἶμαι* darauf hin, daß Platon nicht krank und also bei dem Tode des Sokrates zugegen war“. Wieso? Kann dieses *οἶμαι* nicht eine milde Form der Behauptung sein, und will Platon nicht, wie dies Forster vermutet hat, mit dem Hinweis auf seine Krankheit den tiefen Schmerz andeuten, den ihm der Tod seines geliebten Lehrers bereitete? Jedenfalls hätte Schneider sich nicht auf Christs Namensverzeichnis unter *Πλάτων* berufen sollen; denn dort wird die Krankheit Platons als Tatsache betrachtet. — Zu III 8 wird gesagt: „*γάρ* bleibt unübersetzt“. Meinetwegen; aber hat *γάρ* im Griechischen nicht seine Bedeutung? — III 25 hätte die Übersetzung von *οὐ πολὺν χρόνον ἐπισχών* „nach kurzem Verzuge“ wohl wegbleiben können. — Bei XI 4 *ἥ τε ἀηδὼν καὶ χελιδὼν καὶ ὁ ἔποψ* wird die an sich richtige Bemerkung gegeben, nicht selten setze Platon den Artikel zu dem ersten und dem letzten Gliede und lasse ihn bei den mittleren Gliedern fehlen. War aber nicht darauf hinzuweisen, daß *χελιδών* Femininum ist wie *ἀηδών*, dagegen *ἔποψ* Maskulinum? — In der Schreibung der griechischen Namen ist nicht gleichmäßig verfahren worden; so heißt es bald Plato, bald Platon. — Sein Vorhaben, die entsprechende deutsche Übersetzung einer griechischen Stelle in Striche einzuschließen, hat Schneider nicht immer durchgeführt. — Und solcher kleiner Ausstellungen wären mehr zu machen. Aber das wird immer und überall so sein. Im allgemeinen, und darauf kommt es an, zeigt der Verf. gründliches Verständnis, scharfsinnige Auffassung und entschiedenes Geschick, den Zusammenhang aufzudecken und volle Klarheit zu schaffen.

Nicht nur der Schüler, auch der Lehrer kann aus dem Buche viel lernen, und so darf es mit gutem Gewissen empfohlen werden.

Pforta. Christian Muff.

Schubert-Hüter, Sophokles' Aias. Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit 10 Abbildungen. Leipzig 1904, G. Freytag. XXXXIV u. 60 S. 8. geb. 1,20 M.

Schuberts Schulausgabe des Aias erschien 1894 in dritter Auflage, ein Beweis, daß sie Anklang gefunden hatte. Trotzdem ist die vorliegende vierte Auflage in Einleitung und Text völlig verändert worden.

Die Einleitung behandelt 1. Ursprung und Entwickelung der attischen Tragödie (S. VII—XII), 2. Leben und Werke des Sophokles (S. XIII—XV), 3. Bau und Wesen der Tragödie (S. XV bis XXI), 4. Metrisches (S. XXI—XXII), 5. Theaterwesen in Athen (S. XXII—XXXVI). Es folgt ein besonderer „Aias" überschriebener Abschnitt mit den Unterteilen 1. Vorgeschichte, 2. Aias und Athen, 3. Bau, 4. Idee und Charaktere (bis S. XXXXIV).

Leicht sieht man, daß Hüter sich hier besondere Mühe gegeben hat, den Schülern nach Form und Inhalt Gediegenes zu bieten. Hinsichtlich der Form ist mir nur aufgefallen S. VII „Preisliedern" statt Lobliedern, S. XV „so findet dieser innere Aufbau in der äußeren Gliederung ihren Ausdruck", S. XXIX „ein steinernes Spielhaus wurde erst unter der Verwaltung des Lykurgos zur Zeit des Demosthenes errichtet, unter dem auch der steinerne Zuschauerraum vollendet wurde".

Der Inhalt der Einleitung ist völlig umgearbeitet, zum Teil ganz neu, neu auch in dem Sinne, daß er auf der Höhe des Wissens steht. So hat sich der Verf. die Forschungen Bellermanns und Volkelts angeeignet und weist mit ihnen die sittliche Schuld als einen wesentlichen Bestandteil echter Tragik zurück. Selbst in Fragen, welche noch nicht als entschieden gelten dürfen, z. B. über den Spielplatz im griechischen Theater, sucht Hüter festen Boden unter den Füßen zu gewinnen. In einzelnen Fällen urteilt er freilich gar zu bestimmt, so wenn er S. XXXXII sagt: „Die Wiederherstellung der . . Heldenehre des Aias ist die dem Stück zugrunde liegende Idee". Gewiß gibt es Dramatiker, die von bestimmten Ideen geleitet wurden, so unter den Deutschen Schiller und Kleist, aber Goethe lehnt es Eckermann gegenüber entschieden ab, daß er im Tasso und Faust eine Idee habe zur Anschauung bringen wollen. Es sei eine wunderliche Art der Deutschen, daß sie, statt sich den Eindrücken hinzugeben, überall nach irgend abstrakten Gedanken und Ideen suchten und sich dadurch das Leben schwerer als billig machten. Nur in den Wahlverwandtschaften und in kleineren Gedichten sei er sich bewußt, nach Darstellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben". Sollte Sophokles hierin nicht Goethe gleichen?

Ich komme jetzt zum Text. Ich habe Hüters Ausgabe nicht bloß mit Schuberts, sondern auch mit Weckleins (3. Auflage 1894) und Muffs Text verglichen und muß sagen, daß Schubert Wecklein näher steht, Hüter aber Muff, d. h. daß H. der streng kon-

servativen Richtung von Kritikern angehört, welche den Text des Sophokles der Überlieferung möglichst wieder annähern wollen. Er geht noch über Muff hinaus, wenn er V. 176 *ἀκάρπωτος*, 190 *Σισυφιδᾶν*, 229 *παραπλάκτῳ*, 403 *ὀλέθριον*, 467 *μόνον μόνοις*, 531 *ἐξελυσάμην*, 562 *ἀμφί σοι*, 645 *αἰών*, 675 *ἐν δ' ὁ*, 678 *ἔγωγ'*, 771 *δίας Ἀθάνας*, 822 *θανεῖν*, 947 *ἄνανδον ἔργον*, 988 *ἐχθροῖσι*, 1144 *ἐνήρεις*, 1183 *μολὼν* .. *μεληθῶ*, 1188 *δορυσσοήτων*, 1195 *ἔδειξεν*, 1312 *σοῦ γ' ὁμαίμονος*, 1398 *τἀμά* schreibt. Dieser Purismus geht denn doch zu weit; und ist es konsequent, 1105 und 1106, Verse, welche zuerst Schneidewin für unecht erklärte, ohne Klammern zu belassen, dagegen V. 68 bis 70, welche Wecklein, Schubert und Muff nicht beanstanden, einzuklammern?

Noch eine Ausstellung habe ich in bezug auf die Sprache zu machen. V. 292 lesen wir bei Hüter *ὁ δ' εἶπε*, aber nach Krüger Gr. § 50, 1, 23 und O. Riemann, Qua rei criticae tractandae ratione Hellenicon Xenophontis textus constituendus sit (Paris 1879), S. 78 bekommt das pronominal gebrauchte *ὅ, ἥ, οἵ, αἵ* den Akzent; V. 79 steht *οὔκουν* (= non igitur), besser hat Wecklein *οὐκ οὖν*; V. 75 *ἀνέξει* .. *ἀρεῖ*, aber nach O. Riemann, Le dialecte attique etc. Revue de phil. IX S. 87 ist z. B. *λίῃ* die ältere attische, *λύει* die jüngere Form; V. 1032 ist mit A. v. Bamberg *δωρειάν* zu schreiben; 692 u. 1129 steht *σεσωσμένον*, aber O. Riemann Revue V 176 hat doch wohl darin recht, daß, wo zwei Formen von *σῴζω* (im aor. und perf. pass.) mit und ohne *σ* nebeneinander existieren, 'on peut croire que c'est la forme sans *σ* qui est la forme ancienne'.

Der Druck ist sehr sorgfältig, ich habe nur den einen Druckfehler in V. 1271 *ἐρριμένα* bemerkt.

Liegnitz. Wilhelm Gemoll.

---

1) Oscar Knuth, Matériaux pour la méthode à suivre dans la lecture des auteurs français à l'usage des professeurs chargés de cet enseignement dans les écoles secondaires de tous les pays. Gotha 1904, F. A. Perthes. VI u. 66 S. 8. 1,20 *M*.

Nach einem kurzen Auszuge der Ministerialverfügung vom 28. 2. 1901, betreffend die Vereinfachung der französischen Syntax, behandelt der Verfasser in französischer Sprache eingehend Racines Britannicus, Molières le Misanthrope und Sandeaus Mademoiselle de la Seiglière. Darauf teilt er des Franzosen Couturat Ansicht über das Lesen französischer Verse mit und gibt zum Schluß S. 57—66 allerlei Kleinigkeiten, z. B. Compte-rendu d'un chapitre de Marmontel, Résumé d'une fable de Lafontaine, einen Neujahrsbrief, ein Exercice grammatical über den Gebrauch der Modi, eine Conversation über Alltägliches, eine Belehrung über die Verwaltung der Stadt Paris u. a. — Die Besprechung der drei Dramen beginnt jedesmal mit einer Biographie des Autors, darauf folgt eine

Einführung in das Stück und Hinweis auf die Quellen, aus denen der Autor geschöpft hat, sodann zu jedem Akt ein ausführliches Questionnaire, bestehend aus Frage und Antwort, zum Schluß eine zusammenhängende Inhaltsangabe. Dem Verfasser ist es nicht um die Einzelerklärung zu tun, welche man ja ausreichend in den Schulausgaben finde, sondern um die Klarstellung des Aufbaus des Stückes und um die Gedankenverbindung. Auf diese Weise erhalte man auch vortreffliche Gelegenheit, die Schüler im mündlichen Gebrauche der französischen Sprache zu üben; und darauf müsse der Hauptnachdruck gelegt werden. Er verlangt deshalb auch französisch geschriebene Grammatiken und Schriftstellerausgaben mit französisch geschriebenen Anmerkungen und verwirft die beständige mündliche Übersetzung ins Deutsche; dieser verkehrten Methode sei der Mißerfolg im französischen Unterrichte zuzuschreiben; eine Ansicht, von der der Verfasser, davon bin ich überzeugt, bald wieder zurückkommen wird. — Sorgfalt und Geschick in der Ausführung sind anzuerkennen; auch macht das Französische durchweg den Eindruck der Korrektheit. Ich zweifle nicht, daß diese Materialien bei der schulmäßigen Behandlung der französischen Lektüre in den oberen Klassen als ein Vorbild gute Anregung geben und sich brauchbar erweisen werden.

2) Pour l'empire des mers! Extrait de guerres maritimes sous la République et l'Empire par E. Jurien de la Gravière, ausgewählt und erklärt von J. Hengesbach. Mit einem Bildnis Nelsons, zwei Schlachtplänen und einer Abbildung. Berlin 1904, Weidmannsche Buchhandlung. XII u. 165 S. 8. geb. 1,60 ℳ.

Um dem jetzt erwachten Interesse für Seewesen Rechnung zu tragen, unternimmt es der Verfasser, aus den 'Guerres maritimes sous la République et l'Empire' von Jurien de la Gravière diejenigen Stellen auszuwählen, welche die Ausbildung und Wirksamkeit des bedeutendsten englischen Seehelden Nelson schildern. Die Auswahl ist mit Geschick getroffen und in 13 Abschnitte gegliedert; sie ist wohlgeeignet, das Interesse für den Helden und, worauf es dem Verfasser vor allem ankommt, für die Marine und ihre Entwickelung zu wecken und an einem hervorragenden Beispiel zu zeigen, was ein starker Wille, eine straffe Disziplin und eiserne Pflichttreue vermag. Die Abbildung eines Schiffes wird benutzt, um die Namen der einzelnen Schiffsteile zu verdeutlichen, doch hätte jedem französischen Kunstausdruck der betreffende deutsche beigefügt werden sollen. Auch der Vorgang der Schlachten bei Abukir und Trafalgar wird durch je eine Karte vor Augen geführt, welche die Aufstellung der einzelnen Schiffe zeigt, so daß man von dem Verlaufe der Schlacht ein anschauliches Bild erhält. Die Anmerkungen sind wertvoll, sie geben dem Leser Auskunft über Personen und Lokalitäten und erklären einige seemännische Ausdrücke. Ob das Buch mit Erfolg auf unseren höheren Schulen

als Lektüre verwendbar ist, hängt in erster Linie von dem Lehrer ab, der jedenfalls einige Kenntnis vom Kriegsschiff durch eigene Anschauung haben muß; ja auch für die Schüler dürfte diese Bedingung unerläßlich sein.

Herford i. Westf. Ernst Meyer.

History of the United States from the discovery of America to the Year 1900. Nach amerikanischen Quellen herausgegeben von Karl Feyerabend. Berlin 1904, Weidmannsche Buchhandlung. Mit je einer Karte der nördlichen und südlichen Staaten. I u. 90 S. 8. geb. 1,40 ℳ; Wörterbuch dazu 0,50 ℳ.

Der Verf. hat mit großem Geschick aus den Werken einer Reihe hervorragender amerikanischer Staatsmänner und Schriftsteller (Bancroft, B. Franklin, G. Washington, David Scott, M. E. Thalheimer, H. A. Guerber, James Johonnot, Eduard Eggleston u. a.) eine Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika von den ältesten Zeiten bis in die neueste Zeit zusammengestellt. Er hat sich zweifellos durch die Herausgabe dieses Buches ein Verdienst erworben. Die Bedeutung der Vereinigten Staaten für Europa und besonders für Deutschland wächst von Tag zu Tag; die Kenntnis des Werdeganges und des Wesens dieses mächtigen Staates wird immer mehr ein Erfordernis der allgemeinen Bildung. Der Schüler erhält erst ein richtiges Verständnis für die wichtigsten Epochen dieser interessanten Geschichte, wenn er sie im Zusammenhang kennen lernt. Es muß dem Verf. nachgerühmt werden, daß er es verstanden hat, die benutzten Schriftsteller geschickt zu einem einheitlichen Ganzen inhaltlich und sprachlich zu verschmelzen. Hin und wieder hat er es unternommen, das Urteil, wenn es zu selbstbewußt war, zu mildern. Die in Amerika übliche Orthographie ist geändert, auffallende Amerikanismen sind gemieden, so daß das Buch ein gutes Englisch bietet. — Der erste Teil (S. 1—16), über die Urbewohner und Entdeckungsgeschichte, ist zum Teil zu detailliert; die verschiedenen mühsam auszusprechenden Namen der Indianerstämme (S. 9 z. B.) könnten fehlen. Der zweite Teil (S. 16—43) zeigt uns die Besiedelung Nordamerikas durch die Franzosen und Engländer, ihre Kämpfe und den Sieg der letzteren. Der dritte Teil (S. 43—56), der Unabhängigkeitskrieg der Amerikaner, ist fast dramatisch dargestellt. In diesem wie in dem Anfang des vierten Teiles tritt die edle und uneigennützige Persönlichkeit Washingtons glänzend in den Vordergrund. Das herrliche Bild dieses um sein Vaterland einzig verdienten Mannes ist wohl geeignet, den Schüler mit Idealen zu erfüllen. Im vierten Teil (S. 56—92), der eigentlichen Geschichte der Vereinigten Staaten, werden nach einer Darstellung der Verfassung die bedeutendsten Präsidenten in ihrem Wirken skizziert. Weiter hat der Schüler Gelegenheit, den Verlauf der Sklavenfrage in den V. St. zu verfolgen, wie diese Frage das

ganze Land in zwei Lager teilt und in einen blutigen Krieg verwickelt, und wie dieser schließlich den festen Zusammenschluß aller Staaten zur Folge hat. Das vorletzte Kapitel dieses Teils schildert den rapiden Fortschritt der V. St. auf allen Gebieten, wobei wohl der Literatur ein größerer Raum hätte gegeben werden können; das letzte Kapitel behandelt den Spanischen Krieg und den Anteil der V. St. am Chinesischen Kriege.

Das Buch ist wohlgeeignet zur Klassenlektüre in OIII und UII. Aber ich möchte es auch für die höheren Klassen zur Privatlektüre empfehlen, da die Lektüre dem Schüler wenig Zeit raubt und doch reichen Stoff zu Sprechübungen bietet. — Leider sind in dem mir vorliegenden Bande eine Anzahl Druckfehler vorhanden. Für eine Neuauflage empfehle ich die folgenden zur Verbesserung: S. 3 Z. 18 v. u. lies Portuguese statt Portugese; S. 5 Z. 1 v. o. and statt ond, und small statt smalll; S. 5 Z. 16 v. o. Komma hinter captain; S. 15 Z. 2 v. o. Virginia statt Viirginia; S. 16 Z. 2 v. o. boat statt bout; S. 17 Z. 10 v. u. centre statt center; S. 24 Z. 15 v. u. came statt come; S. 25 Z. 1 v. o. them statt hem; S. 29 Z. 16 v. u. is statt to; S. 34 Z. 18 v. u. Punkt nach Connecticut; S. 34 Z. 12 v. u. put statt pu; S. 38 Z. 16 v. u. peasantry statt peansantry; S. 42 Z. 21 v. o. as a statt as; S. 75 Z. 10 v. o. for statt yor; S. 83 Z. 3 v. o. far statt for.

Bezüglich des Wörterverzeichnisses hätte ich gewünscht, 1) daß es alle Wörter enthielte, 2) daß bei allen Wörtern die Aussprache angegeben wäre, 3) daß die beiden Teile des Wörterverzeichnisses zu einem vereinigt wären. Die zu den geschichtlichen und geographischen Namen im 2. Teil des Wörterverzeichnisses hinzugefügten Erklärungen sind für den Schüler wertvoll. Möge das Büchlein die wohlverdiente Verbreitung finden!

Magdeburg. Max Kuhfuß.

---

1) Th. Lindner, Allgemeingeschichtliche Entwickelung. 24 S. kl. 8. Stuttgart und Berlin 1904, Cotta. 0,50 M.

Die Leser dieser Zeitschrift kennen aus der im LVII. Jahrgang (1903) S. 190 ff. erschienenen Besprechung die „Geschichtsphilosophie“ Lindners (sie erscheint demnächst in zweiter, vermehrter Auflage) und werden daher nicht ohne Interesse vernehmen, wie sich der Hallenser Historiker in seiner beim Antritt des Rektorats am 12. Juli 1904 gehaltenen Rede über allgemeingeschichtliche Entwickelung geäußert hat. Wird doch jetzt in der Geschichtswissenschaft die Frage lebhaft erörtert, ob sich aus den verschiedenen Einzelhandlungen ursächliche Zusammenhänge, erkennbare Regeln oder gar Gesetze des Geschehens ableiten lassen. Lindner geht „hochaktuell“ von dem mächtigen Kampf aus, der sich zwischen Japan und Rußland abspielt, und faßt die

Möglichkeit ins Auge, daß große Völkergruppen, die für politisch und geistig tot gehalten wurden, wiederaufleben, — „vielleicht das fesselndste Schauspiel, das es geben kann“. Er verbreitet sich dann über das eigentliche Wesen der Geschichte, das durch Beharrung und Veränderung bestimmt wird. „Man faßt leicht die einfache Formel, daß Entwickelung das Verhältnis von Beharrung und Veränderung ist und daß sich die Weiterbildung je nach der Stärke beider richtet“ (S. 15). Es ist also die Aufgabe der Völker, das rechte Verhältnis von beiden herzustellen, d. h. das eigene Wesen stetig zu bereichern und zu ergänzen. Die westeuropäischen Völker nun sind den asiatischen in den letzten Jahrhunderten deshalb so rasch vorangeschritten, weil ihnen in hohem Grade eine mit ihrem Individualismus und Idealismus zusammenhängende Anpassungsfähigkeit zu eigen ist, während die auf Reales gerichteten Mongolen starken Beharrungstrieb und tiefes Gefühl für den Wert der Gemeinschaft zeigen. Jetzt aber hat der mongolische Osten die mächtigsten Anstöße erfahren und ist zugleich vor einen Daseinskampf gestellt. Japan hat sich dem Neuen in staunenswerter Weise erschlossen, — „ein Vorgang, der in der Weltgeschichte ohnegleichen ist“. Demgegenüber müssen die Deutschen „daheim die schädlichen Überlieferungen der Vorzeit mit ihrem kleinlichen Treiben auch im Tagesleben beseitigen und alle Kräfte opferwillig zusammenfassen“.

2) K. Woynar, Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters für die oberen Klassen der Gymnasien. X u. 198 S. gr. 8. Wien 1904, F. Tempsky. geb. 2,60 K.

„Kein Unterrichtsgegenstand dürfte einer festen didaktischen Tradition noch in dem Grade entbehren wie die Geschichte“, sagt sehr zutreffend Brettschneider in seinem Hilfsbuche für Quarta. Daher sei auf das neueste geschichtliche Lehrmittel, das in unserem Nachbarstaat erschienen ist, kurz hingewiesen mit besonderer Rücksicht auf das Methodische und ohne Eingehen auf stoffliche Einzelheiten und Kleinigkeiten (in allen derartigen Schulbüchern finden sich, wenigstens in der ersten Auflage, stets Irrtümer und Ungenauigkeiten). Beginnen wir mit Äußerlichem! Sehr wohltuend ist der deutliche schöne Druck auf starkem, glattem Papier; unzweckmäßig dagegen scheint mir das Format, so groß, wie ich es annähernd nur in der dritten Auflage des Wesselschen Geschichtslehrbuches gefunden habe. Auch bei kleinerem Format lassen sich die sehr empfehlenswerten Stichworte am Rande — W. gibt sie gelegentlich auch im Sperrdruck — anbringen.

In Preußen müssen „von IV bis OI Lehrbücher mit zusammenhängender Darstellung“ gebraucht werden. Diese allgemeine Vorschrift halte ich deshalb für nicht ganz einwandfrei, weil sie die Erfüllung der anderen Vorschrift erschwert, „allmählich die Fähigkeit herauszubilden, festes Wissen und klare

Anschauungen in freier Rede schlicht und angemessen wiederzugeben“. Dies lernen nämlich unzweifelhaft die Schüler in dem Falle nicht so gründlich, wenn sie nur solche Sätze im Lehrbuche finden, die sich leicht wörtlich auswendig lernen lassen. Die Darstellungsweise muß doch nach dem verschiedenen Klassenstandpunkte verschieden sein, also für die oberste Stufe bei den von früher her bekannten äußeren Ereignissen eine gewisse Knappheit und Gedrängtheit aufweisen. Selten zeigt sich solche bei unserem Verf. Von Anklang an „Depeschenstil“ hält sich seine Ausdrucksweise völlig frei; ungefüger Satzbau begegnet nur ausnahmsweise (S. 117).

Was die außerordentlich wichtige Sichtung des Stoffes betrifft, so findet sich auch in dem österreichischen Lehrbuche die „eingehende Berücksichtigung der Verfassungs- und Kulturverhältnisse“, und zwar werden diese im siebenten Abschnitte auf 22 Seiten von der Zeit der Karolinger bis zum Ausgang der Kreuzzüge im Zusammenhange behandelt, eine Tatsache, die besondere Beachtung verdient. Von solcher Verstiegenheit, wie sie in bezug auf das Zuständliche sich in dem Schenk-Wolffschen Lehrbuche oft findet, hält sich W. stets frei. Die Einteilung des Stoffes weicht von der gebräuchlichen etwas ab, da keine größeren Zeiträume geschieden, sondern sozusagen nur Unterabschnitte gemacht werden, abgesehen von dem achten, der die zwei letzten Jahrhunderte des Mittelalters umfaßt und wieder in zwei Teile zerfällt — das Jahr 1347 bildet den Einschnitt —, deren zweiter sorgfältig bis ins einzelne gegliedert ist. Auch der sechste Abschnitt weist eine genaue und umsichtige Disposition auf. Der neunte und letzte Abschnitt behandelt die Ausbildung nationaler Staaten im westlichen und südlichen Europa. Die Kreuzzüge werden als Unterabteilung des sechsten Abschnittes auf 14 Seiten im Zusammenhange behandelt, was einige Fachgenossen für unzweckmäßig erklären, — doch wohl ohne triftigen Grund, da für die Prima der rein chronologische Gesichtspunkt nicht von solcher Bedeutung ist.

Für einen erheblichen Übelstand sehen manche die Anmerkungen unter dem Texte an. Soll sich ein Geschichtslehrbuch möglichst frei davon halten? Meines Erachtens ist der verschiedenartigen Begabung und Neigung der Schüler auch in dieser Beziehung Rechnung zu tragen. Daß vielleicht ein Drittel der Primaner sich um Anmerkungen wenig kümmert, das kann in dem Falle nichts verschlagen, wenn die übrigen sie mit größerem oder geringerem Nutzen lesen. Bei W. finden sich, wenn ich richtig gezählt habe, etwa 60 Anmerkungen, fast alle kurz und bündig, und deshalb scheint mir die Zahl nicht zu hoch gegriffen; die meisten enthalten sachliche Erläuterungen, nur wenige eine Namenerklärung oder einen Hinweis auf Dichtungen; Vergleiche werden niemals, von zwei Stellen abgesehen, gezogen.

Gänzlich verzichtet Verf. im Unterschied von den bisher in Österreich viel gebrauchten Lehrbüchern Gindelys und Zeehes auf Literaturnachweise und auch meistens auf Anführung bezeichnender Äußerungen einflußreicher Personen oder bedeutender Geschichtschreiber. Als Gegengewicht gegen die rein abstrakten Darlegungen müssen die Aussprüche großer Feldherren oder Staatsmänner häufig im Wortlaut mitgeteilt werden.

Zeittafeln mit einem Kanon von Jahreszahlen, Abbildungen und Karten fehlen völlig; dagegen finden sich auf den letzten 8 Seiten Stammtafeln.

Die noch immer längst nicht genug gewürdigte Berücksichtigung des Lehr- und Lernstoffes früherer Klassen, die eine außerordentlich wichtige Vorarbeit für die oberste Stufe leisten können und müssen, tritt auch bei diesem Hilfsmittel äußerlich in keiner Weise zu Tage.

3) **Geschichtsleitfaden für Sexta und Quinta** im Anschluß an das Döbelner Lesebuch I. Zwei Hefte. Leipzig und Berlin 1904, B. G. Teubner. 60 bzw. 80 S. gr. 8. 0,60 bzw. 0,80 *M*.

Der vorliegende Leitfaden soll zur Ergänzung des bekannten Döbelner Lesebuches dienen und schließt sich daher an dieses aufs allerengste an, unter ausdrücklichem Hinweis auf die betreffenden Stücke. Der Stoff ist durchaus nicht zu dürftig, anderseits auch nicht so breit, daß dem Lehrer nicht stets die Möglichkeit bliebe, das Gegebene weiter auszuführen. Vermißt wird nur die Darstellung der fremden Einwanderung in Griechenland. Was die Anordnung betrifft, so wäre in dem Leitfaden für Sexta zweckmäßiger mit der griechischen Götterwelt begonnen und dann mit den Erzählungen aus der Sage fortgefahren. „Jeder Satz muß im deutschen Unterrichte als Mustersatz verwendet werden können“, — nach diesem sehr löblichen Grundsatze ist die Darstellung gestaltet und zugleich dem Verständnis der zehn- bis elfjährigen Knaben trefflich angepaßt, ohne daß kindliche Ausdrücke in gesuchter Weise gebraucht wurden.

„Für die Verwendung des Leitfadens ist in der ersten Zeit nur an ein Nachlesen des vom Lehrer Erzählten gedacht; später aber kann man auch ein Vorauslesen des Stoffes der nächsten Stunde fordern, in welche der Schüler dann eine gewisse Vorbereitung mitbringt; ein Vorwegnehmen des Interesses ist dabei gewiß nicht zu befürchten“. So äußert sich der Herausgeber, Oberschulrat Vogel, im Vorwort. Darin werden ihm nicht alle zustimmen, auch wenn sie nicht auf dem Boden der preußischen Lehrpläne stehen, die (S. 47) einen besonderen Leitfaden bei dem propädeutischen Geschichtsunterrichte ausschließen. Grundsätzliche Bedenken hege ich meinerseits auch in bezug auf die Bezeichnung „Lernstoff“ für Sexta und Quinta; um Raum zu sparen, begnüge ich mich mit dem Hinweise auf meine

Programmabhandlung (Barmen 1894, No. 424): Lehr- und Lernstoff im Geschichtsunterricht.

Görlitz. E. Stutzer.

Karl Feyerabend, Zenobia. Kulturgeschichtliche Erzählung aus den letzten Tagen Palmyras. Vollständige Umarbeitung eines älteren englischen Werkes. Konstanz, Verlag von Karl Hirsch. 292 S. gr. 8. geb. 6 ℳ.

Das vorliegende Buch ist nach einer Bemerkung des Verfassers die Umarbeitung eines vor zwei Menschenaltern in Nordamerika erschienenen englischen Originals, das auf eingehendem Quellenstudium beruhte und in Briefform verfaßt war. Diese Form ist hier fallen gelassen, und außerdem hat die englische Arbeit vielfache Kürzungen erfahren. Bezüglich der noch jetzt bisweilen recht lang ausgesponnenen Betrachtungen und Gespräche hätte der Verfasser in dem Bestreben zu kürzen ohne Schaden noch weiter gehen können, als er es für gut gehalten hat. Im übrigen gibt das Buch ein farbenreiches Bild von dem Leben in Palmyra kurz vor dem Untergang der Stadt und des Reiches, eine lebendige Darstellung der Kämpfe, die zu diesem Untergange führten, und eine gut und folgerichtig durchgeführte Charakterisierung der auftretenden Persönlichkeiten. Auch auf die geistigen Bewegungen der Zeit, die Kämpfe zwischen heidnischer und christlicher Weltanschauung und die Zwistigkeiten der philosophischen Schulen sowie auf die beginnende Entartung des Christentums fallen in dieser Erzählung helle Lichter. Die Sprache ist dem Gegenstande angemessen und hält eine vernünftige Mittellinie zwischen dem in geschichtlichen Erzählungen nicht selten beliebten altertümlich angehauchten und einem allzu modernen Stile ein. Die Ausstattung ist, ohne prunkvoll zu sein, gut; doch läßt der Druck die wünschenswerte Sorgfalt etwas vermissen.

Das Buch kann für die Schülerbibliotheken der oberen Klassen unserer höheren Lehranstalten wegen der vielfachen Belehrung, die aus ihm zu gewinnen ist, und wegen der trefflichen Gesinnung, die aus ihm spricht, aufs lebhafteste empfohlen werden.

Halle a. S. Otto Genest.

---

1) H. Lieber und A. Köhler, Arithmetische Aufgaben. Dritte, verbesserte Auflage. Berlin 1903, Leonhard Simion Nf. 232 S. 8. 2,70 ℳ.

2) A. Köhler, Aufgaben über die arithmetische und geometrische Reihe und Zinseszinsrechnung. Sonderabdruck aus der 3. Auflage der Arithmetischen Aufgaben von Lieber u. Köhler. Berlin 1903, Leonhard Simion Nf. 26 S. 8. 0,50 ℳ.

Die vorliegende Aufgabensammlung, die das arithmetische Pensum von Untertertia bis Obersekunda einschließlich umfaßt, dürfte, da bereits eine 3. Auflage notwendig geworden ist, ihrem Inhalte nach hinreichend bekannt sein, so daß ich von einer ein-

gehenden Besprechung absehen kann und nur die Veränderungen hervorzuheben brauche. Außer einer Vermehrung der angewandten Aufgaben für quadratische Gleichungen ist eine vollständige Umarbeitung und Erweiterung des Abschnittes über die arithmetischen und geometrischen Reihen und über die Zinseszins- und Rentenrechnung von dem Herausgeber der neuen Auflage für notwendig erachtet worden, die jedenfalls den Wert der Sammlung zu erhöhen imstande ist. Um den Schülern, die ältere Auflagen besitzen, die Benutzung dieser Verbesserung zu ermöglichen, ist ein besonderer Abdruck dieses Abschnittes veranstaltet worden. Ein zweiter Teil der Sammlung, der demnächst erscheinen soll, wird das noch fehlende Pensum der Prima enthalten.

3) W. Janisch, Geometrische Aufgaben zur Lehre von der Proportionalität der Größen. (Streckenteilung, vierte und mittlere Proportionale, Ähnlichkeit der Figuren, Strecken am Kreise, stetige Teilung). Potsdam und Berlin 1904, A. Stein's Verlagsbuchhandlung. 100 S. 8. 1,50 *M.*

Der Verf. gibt in der vorliegenden Sammlung eine überaus große Anzahl von geometrischen Aufgaben, die die Kenntnis der Lehre von der Proportionalität der Linien, die Ähnlichkeit von Figuren usw. voraussetzen. Durch die Anordnung der Aufgaben ist dafür gesorgt, daß man weiß, welche Sätze namentlich bei der Lösung der Aufgabe Anwendung finden sollen; es sind nämlich jedem Abschnitt gewisse Lehrsätze, Fundamentalaufgaben oder Vorübungen vorangestellt, deren Kenntnis dann die Lösung der Aufgabe erleichtert. Außer den Konstruktionsaufgaben ist auch eine Anzahl von weniger bekannten Lehrsätzen gegeben, deren Beweis verlangt wird. Konstruktionen, die häufiger bei der Lösung der Aufgaben vorkommen, sind von dem Verf. vollständig durchgeführt, so daß nach jeder Richtung hin für Wegweiser gesorgt ist. Es wird also sehr wertvolles Übungsmaterial für den Unterricht in der Geometrie in der Sammlung geboten. Vermißt habe ich numerische Werte für die gegebenen Buchstabengrößen. Diese müssen doch dem Schüler immer gegeben werden, damit eine gute Figur zustande kommt, weil ja die geometrische Aufgabe nicht nur in Worten, sondern auch in der Zeichnung zu lösen ist.

Berlin. A. Kallius.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISZELLEN.

Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums.

In Berlin besteht seit kurzem eine „Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums", die, äußerlich unabhängig von dem im Jahre 1892 gegründeten „Gymnasialverein", in der Sache ihm helfend zur Seite treten will.

Schon bei Gelegenheit der letzten Schulkonferenz im Jahre 1900 hatte Prof. D. Scholz, Prediger an St. Marien, den Gedanken geäußert, es sei an der Zeit, die Freunde des alten Gymnasiums auch in Berlin zu sammeln. Man kam damals über Besprechungen nicht hinaus; daß der Gedanke aber lebendig blieb und der Wunsch, einen solchen Mittelpunkt zu besitzen, stärker wurde, dafür sorgten die Gegner der humanistischen Bildung, die fortgesetzt mit immer lauterer Stimme die Überflüssigkeit klassischer Bildung und den wahren Wert ihres Bildungsideals für die moderne Zeit betonten und die Zurückhaltung der „Philologen" als stillschweigendes Eingeständnis zu deuten bemüht waren. Unter diesen Umständen traten unter Führung des Prof. D. Scholz und des Gymnasialdirektors Dr. Lück-Steglitz eine Anzahl von hochstehenden Männern aus allen Berufskreisen zusammen und erließen folgenden Aufruf:

> Von den verschiedensten Seiten ist der Wunsch laut geworden, auch in Berlin einen Zusammenschluß der Freunde des althumanistischen Bildungsideals herbeizuführen. Je lauter und unwidersprochener seine Gegner in der Presse und in Versammlungen das Wort führen, je mehr zu fürchten ist, daß sie die öffentliche Meinung irreleiten und schließlich auch auf maßgebende Kreise Einfluß gewinnen, desto mehr erhebt sich die Notwendigkeit, daß auch die sich zusammentun und rühren, denen Fortbestand und Weiterentwickelung des Gymnasiums gerade in seiner charakteristischen, durch das Griechische bestimmten Eigenart ein allgemeines vaterländisches Interesse bedeutet. In Berlin ist ein solcher Zusammenschluß um so notwendiger und um so wirksamer, als hier in der Reichshauptstadt zuletzt auch die Entscheidung fallen wird.
>
> Die Unterzeichneten haben sich daher verbunden, um durch die Bildung einer Berliner Vereinigung der Gymnasialfreunde alle die zu

sammeln, die für die Erhaltung der Grundlagen des Gymnasiums eintreten wollen.

Auf den 29. November wurde zu einer Versammlung eingeladen; die Vorträge hatten mit dankenswerter Bereitwilligkeit übernommen Prof. D. Harnack („Über die Notwendigkeit der Erhaltung des alten Gymnasiums in der modernen Zeit") und Stadtschulrat Dr. Michaelis („Das Reformgymnasium").

Eine weit über Erwarten große Zahl von Zuhörern — über 500 wurden gezählt, auch einer Anzahl von Damen hatte bei den günstigen Raumverhältnissen der Aula des Kgl. Wilhelmsgymnasiums ein Platz eingeräumt werden können — war am 29. November erschienen. Gymnasialdirektor Dr. Lück begrüßte die Versammlung, gab seiner Freude über den außerordentlich zahlreichen Besuch Ausdruck und konnte mitteilen, daß schon auf Grund des Aufrufs mehrere Hunderte von Beitrittserklärungen, z. T. mit dem Ausdruck der Begeisterung für die Sache, eingegangen seien. Dann führte er aus, die Freunde des humanistischen Gymnasiums stünden fest auf dem Boden der Ordnung des höheren Schulwesens vom Jahre 1900. Der augenblickliche Plan des humanistischen Gymnasiums sei so gestaltet, daß sich damit arbeiten lasse; er sei nicht vollkommen, aber man sehne sich nach einer Zeit der Ruhe und des Beharrens, um sich in das Neue einleben und das Altbewährte damit verbinden zu können. Jeder Fortschritt sei willkommen, aber Künsteleien und gewagte Experimente lehne man ab. Man brauche die Muster nicht aus dem Auslande zu holen. Den Schwesteranstalten stehe man freundlich gegenüber; auch das Reformgymnasium bekämpfe man nicht, wenn man auch nicht für bewiesen oder beweisbar halte, daß sein Weg gleich gut oder gar besser sei; aber man wünsche, daß auch dem alten Gymnasium die Möglichkeit gelassen werde, seine Eigenart zu entwickeln. Aus diesem Grunde allein müßten die Angriffe abgewehrt werden, die fortgesetzt gegen das alte Gymnasium erhoben würden, während die Schwesteranstalten des „Schulfriedens" sich wirklich erfreuten. Die Gegner sollten nicht glauben, daß man das Selbstvertrauen und den Glauben an die Sache, der man diene, verloren habe. Appellieren wolle man an die Öffentlichkeit, nicht die künstlich beeinflußte, sondern die der Sachverständigen. In den weitesten Kreisen aber wolle man ein Bewußtsein davon verbreiten, welche besonderen Kräfte und Vorzüge das alte Gymnasium immer noch besitze. Es brauche seine Vergangenheit nicht zu verleugnen und seiner Gegenwart sich nicht zu schämen; denn aus ihm seien die führenden Männer des 19. Jahrhunderts hervorgegangen. Kein „Verein" solle gegründet werden mit Ansprüchen an die Zeit seiner Mitglieder, nur eine „Vereinigung", äußerlich bequem und elastisch, fest aber durch ihre Gesinnung.

Lebhaft begrüßt, nahm darauf Prof. D. Harnack das Wort zu seinem Vortrage[1]).

---

[1]) Anm. Der Bericht über beide Vorträge kann für die Leser dieser Zeitschrift kurz sein. H.'s Vortrag erscheint im Weidmannschen Verlage, der von Michaelis wird als Manuskript gedruckt. Beide werden nach Erscheinen den Mitgliedern, auch den neu eintretenden, zugesandt. Außerdem findet man den Harnackschen Vortrag in der Unterhaltungsbeilage der „Täglichen Rundschau" Nr. 288 u. 290; der von Michaelis erscheint in der Beilage der „Vossischen Zeitung" und im „Humanistischen Gymnasium".

Daß die Frage, so begann er, ob die Erhaltung des alten Gymnasiums in der modernen Zeit eine Notwendigkeit sei, überhaupt aufgeworfen werde, beweise, daß Zweifel, Bedenken oder Verstimmungen aufgetaucht seien, die sich zu Angriffen gegen das alte Gymnasium verdichtet hätten und auch nach dem Königsfrieden von 1900 nicht verstummt seien. Zwar die Fortexistenz des alten Gymnasiums infolge dieser Angriffe sei nicht bedroht, aber über die inneren Bedenken müsse man sich klar zu werden suchen; nur wer hier ehrlich und ernstlich geprüft habe, sei berufen, das alte Gymnasium zu verteidigen. Und nun erläuterte er, was „die moderne Zeit" für unsere Frage bedeute — Beseitigung des Gymnasialmonopols, Erkenntnis, daß alle drei Schulen ein großes Maß von Gemeinsamem hätten (Erziehung zu geistiger Arbeit, Mitgabe eines gewissen Maßes allgemeiner Bildung) auch nach idealer Richtung, wobei es „anmaßend und lächerlich wäre zu meinen, daß der Idealismus an der klassischen Bildung in ausschließlicher, ja auch nur besonderer Weise hafte", Kompliziertheit des modernen Lebens und darum Teilung der Wege und damit im Rahmen der allgemeinen Bildung Vorwegnahme eines Stückes Fachbildung. Indem er dann weiter feststellte, das Bildungsideal und Bildungsziel, das jetzt als die Voraussetzung für den Eintritt in die höheren Berufe verlangt werde, sei: „der junge Mann, der denken und geistig arbeiten gelernt hat, dem die Kräfte der Menschheit und der Wert der idealen Güter an der Geschichte und an fremden Sprachen aufgegangen ist, der die Grundzüge der Naturgesetze kennt und der für eins der großen Studiengebiete bereits eine gewisse Vorbereitung erlangt hat", — wies er nach, warum dieses Ideal nicht mehr mit einer Schule zu erreichen sei. Infolgedessen bestehe zwar eine völlige geistige Einheit der akademischen Jugend nicht mehr in dem Sinne wie früher, aber das Gemeinsame sei doch groß. Und nun solle eben nach dem Sinn der Ordnung von 1900 ein Wetteifer zwischen den drei Schwesteranstalten entstehen, das Gemeinsame zu entwickeln und die Eigenart zu entfalten.

Drei Erwägungen seien es, die es als notwendig erscheinen ließen, auch in der modernen Zeit den Weg frei zu halten, der über Latein und Griechisch zu einer höheren Bildung führe; 1. komme als Grammatik und Schule des Denkens keine moderne Sprache diesem Zweipaar gleich; 2. komme diesen Sprachen eine einzigartige Bedeutung zu in Hinsicht auf die Geschichte und Kultur; 3. nirgends könne ein heranwachsender Mann sicherer berührt werden von persönlichem Leben, freier Individualität und genialer Naivität.

Nicht aus Mangel an Verständnis für die moderne Zeit wolle man das alte Gymnasium erhalten, auch nicht, um die Jugend zu schützen vor Banausentum und dem bloß Handwerksmäßigen und Zweckmäßigen („diese Beleidigung aller andern Schulen liegt uns durchaus fern"), auch nicht weil die gymnasiale Bildung die schwerste sei, sondern weil der Beweis noch nicht geliefert sei, daß die andern Schulen für das Wirken von Mensch zu Mensch so gut ausbildeten wie das alte Gymnasium.

Zum Schluß wandte er sich gegen fünf Einwände: 1. was an der alten Kultur bildend sei, könne man auch aus Übersetzungen lernen; 2. wer bis zum 19. Lebensjahr hauptsächlich die beiden alten Sprachen getrieben habe, sei für das praktische Leben nicht hinreichend vorgebildet; 3. auf dem Gymnasium entstehe kein Können; 4. es sei unpädagogisch, mit ihnen anzu-

fangen, da sie so schwer seien; 5. das Gymnasium mache hochmütig — und schloß mit den Worten: „Wenn wir die drei Schulen als die drei Ringe betrachten, so sagen wir — und vielleicht war das auch Lessings geheime Meinung —: Alle drei Ringe sind echt, aber der eine ist uns der liebste“.

Lebhafter Beifall folgte den Worten des Redners. Nachdem der Vorsitzende den Dank der Versammlung ausgesprochen hatte, machte er einige geschäftliche Mitteilungen. Die Satzungen, nur fünf Paragraphen, wurden im ganzen angenommen. In den Vorstand wurden gewählt: Prof. D. Scholz als Vorsitzender; Dr. Vollert, Inhaber der Weidmannschen Buchhandlung, als Schatzmeister; zu Beisitzern General d. Inf. von Perthes; Geh. Reg.-Rat Dr. Friedensburg, Senatspräsident im Reichsversicherungsamt; Gymnasialdirektor Dr. Lück-Steglitz und die Oberlehrer Dr. Fritze-Charlottenburg und Dr. Heinrich Müller-Wilmersdorf. Hinzugewählt worden ist später Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Hirschberg.

Nach der Pause, in der Beitrittserklärungen angenommen wurden, sprach Stadtschulrat Dr. Michaelis über das Reformgymnasium. Er gab zunächst einen statistischen Überblick über die Entwickelung der Reformschulen in den letzten 12 Jahren, die man nicht als glänzend bezeichnen könne, weil diese Schulen weniger in einem unabweisbaren Bedürfnis des Volkes ihren Ursprung gehabt hätten als in den pädagogischen Plänen einzelner Schulmänner und Vereinigungen. An sich seien solche Versuche nicht zu mißbilligen; ihre Fortsetzung am rechten Orte könne sogar als wünschenswert bezeichnet werden. Kleineren Städten sei es nicht zu verdenken, wenn sie aus finanziellen Gründen Reformschulen errichteten. Für Berlin aber sei ein Reformgymnasium nicht nur kein Bedürfnis, sondern ein voller Luxus. Man versuche allerdings, aber mit Unrecht, die stetige Abnahme der Schülerzahl in den Gymnasien daraus zu erklären, daß das Publikum den Glauben an das humanistische Bildungsideal verloren habe; der Rückgang erkläre sich sehr natürlich einmal aus der inzwischen geschaffenen Gleichberechtigung der drei neunstufigen höheren Lehranstalten und dann daraus, daß im letzten Jahrzehnt eine stattliche Anzahl höherer Lehranstalten in den Vororten errichtet worden sei. So sei z. Z. für Berlin kein neues Gymnasium nötig, am wenigsten ein Reformgymnasium. Denn die bisher gemachten Erfahrungen reichten noch nicht aus zur bedingungslosen Bejahung der Frage, ob die neue Form das Gleiche leisten werde wie das alte Gymnasium. Zu Experimenten aber habe man in Berlin keine Lust. Er selbst sei der Überzeugung, daß das alte Gymnasium harmonischer und proportionaler sei als das Reformgymnasium. Dies komme ihm vor wie ein antiker Torso mit falsch eingesetzten Beinen: oben Gymnasium, unten Oberrealschule. Nach einer eingehenden Kritik der angeblichen Vorzüge des Reformgymnasiums schloß der Redner mit dem Ausdruck der Freude, daß das alte Gymnasium, wie der Augenschein lehre, so viele treue Anhänger habe; es verdiene durchaus, als unentbehrliches Glied in unserm höheren Schulwesen geschätzt zu werden, und müsse seine vornehmste Aufgabe darin suchen, die heranwachsenden Jünglinge durch die alten Sprachen in die geistige Welt des Altertums einzuführen und so zu einer höheren Weltanschauung emporzuleiten[1]).

---

[1]) In einem Aufsatze „Die Reformschule und die Stadt Berlin“ (Nr. 49

Auch diesem Vortrag spendete die Versammlung lebhaften Beifall. Nachdem dann der neue Vorsitzende, Prof. D. Scholz, diesem Danke in Worten Ausdruck gegeben, führte er im Schlußwort aus, man werde schon aus den Reden der beiden Männer gesehen haben, daß in der neu gegründeten Vereinigung nicht Schlagwörter entscheiden sollen, sondern Sachkunde. Die leitenden Grundgedanken fasse er dahin zusammen, nicht eine Spur von Reaktionsbedürfnis sei vorhanden, von keinerlei Mißgunst gegen die Schwesteranstalten lasse man sich leiten, und weit entfernt sei man davon, zu behaupten, Idealismus sei nur im eigenen Lager zu finden. Aber Gerechtigkeit fordere man nach dem Worte: „Herr, alle sind sie mir gleich liebe Kinder". So wolle man denn ohne Voreingenommenheit, aber mit Begeisterung den Gedanken der Erhaltung des alten Gymnasiums auf die Fahne schreiben. Seine beste Wirkung übe es in jenen stillen, andachtsvollen und ehrfurchtsreichen Stunden, wo ein begeisterter Lehrer das echte Metall hervorhole aus den Schächten des Altertums; die seien die Geburtsstunden wahrhaft idealen Sinnes. Zu solchen Stunden solle auch durch die neue Vereinigung der Weg gebahnt werden. Eine Warte solle sie sein, daß man merke, woher der Wind wehe, und daß man rufen dürfe, wenn Gefahr drohe.

Nach herzlichen Dankesworten an den Direktor Dr. Lück schloß er mit einem herzlichen „Vivat, crescat, floreat!"

Wilmersdorf. Heinrich Müller.

---

des „Zeitgeist") kritisiert Prof. Dr. Lentz-Danzig den Beschluß der Berliner Stadtverordnetenversammlung, keine Reformschule einzurichten. Es ist selbstverständlich, daß der Reformer neues Denken und Finden nur bei seinesgleichen findet, bei der älteren, rein philologisch gebildeten Lehrerschaft aber nur behagliches Gleiten in ausgefahrener Bahn voraussetzt.

Hier sieht man deutlich eine der Aufgaben, die sich die neue Vereinigung zu stellen haben wird, nämlich die Erkenntnis zu verbreiten, unter den Freunden so gut wie unter den Gegnern — denn nur allzuoft ist die Meinung, es stehe um die Behandlung der klassischen Sprachen als Bildungsmittel noch heute so wie damals, als man selbst seine „Erfahrungen" auf der Schulbank machte —, daß die vielgeschmähten verknöcherten Philologen in den letzten 20 Jahren einiges zugelernt haben.

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1) **Meyers Großes Konversations-Lexikon.** Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 130 Textbeilagen. Achter Band: „Glashütte" bis „Hautflügler". Leipzig und Wien 1904, Bibliographisches Institut. 908 S. gr. 8. eleg. geb. 10 ℳ.

Die neue Bearbeitung bringt auf allen Gebieten des Wissens einen reichen Zuwachs, wobei die einzelnen Artikel nicht bloß ergänzt und erweitert, sondern zum Teil ganz umgearbeitet oder neu hinzugefügt erscheinen. Von besonderem Interesse sind in diesem Bande die zahlreichen den Handel, das Heerwesen, die schönen Künste u. a. betreffenden Artikel, von denen manche, wie mehrere historische Aufsätze und die Biographie Goethes, den Umfang einer Monographie haben. Alles in knapprr, klarer, allgemein verständlicher Darstellung, durch zahlreiche (ungefähr 250) Illustrationen veranschaulicht, die alle sehr schön sind und auf der Höhe der Technik stehen. Der achte Band reiht sich seinen Vorgängern würdig an.

2) **Meyers Historisch-geographischer Kalender 1905.** Neunter Jahrgang. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. VI u. 359 S. gr. 8. 1,75 ℳ.

Dieser in jeder Hinsicht vorzüglich ausgestattete Abreißkalender bietet in knapper Form eine großartige Fülle des Wissens und der Belehrung. Am Kopf der einzelnen Blätter befinden sich Bilder in durchweg schöner Ausführung, jedes von einer kurzen Erklärung begleitet. Das Ganze ist ein Bilderschatz allgemeinen Wissens, wie er anschaulicher und bequemer kaum zugänglich gemacht werden kann.

3) C. **Röder, Glossen zur Schulreform.** Darmstadt 1904, Eduard Roether. 15 S.

4) F. H. **Kraenkel, Zur Jahrhundertfeier der Mittelschule in Lahr.** Chronik (insbesondere seit 1854 bis 1904). Progr. Lahr 1904. 18 S.

5) O. **Bachmann, Die Abiturienten der Friedrichsschule und des Friedrichs-Gymnasiums 1789—1904.** Progr. Frankfurt a. O. 1904. 66 S. gr. 4.

6) H. **Röhl, Entlassungsreden.** Leipzig 1904, B. G. Teubner. 58 S.

7) Philosophische Bibliothek. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.

a) Band 43. **Immanuel Kants Logik.** Ein Handbuch zu Vorlesungen, (zuerst) herausgegeben von G. B. Jäsche. Dritte Auflage. Neu herausgegeben, mit einer Einleitung sowie einem Personen- und Sach-Register versehen von W. Kinkel. XXVIII u. 171 S. 2 ℳ.

b) Band 69. G. W. v. **Leibniz, Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand.** Ins Deutsche übersetzt, mit Einleitung, Lebensbeschreibung des Verfassers und erläuternden Anmerkungen versehen von C. Schaarschmidt. Zweite Auflage. LXVIII u. 590 S. 6 ℳ.

8) St. **Schneider, Ein sozialpolitischer Traktat und sein Verfasser.** Lemberg, Selbstverlag. 20 S.

9) **Ronge, Eine neue Naturauffassung.** Osterwieck 1904, A. W. Zickfeldt. 34 S.

10) Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig 1904, B. G. Teubner.
a) J. Geffcken, Aus der Werdezeit des Christentums. IV u. 135 S. geb. 1,25 M.
b) H. Weinel, Die Gleichnisse Jesu. Zugleich eine Anleitung zu einem quellenmäßigen Verständnis der Evangelien. VI u. 130 S. geb. 1,25 M.
c) L. Busse, Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. Leipzig 1904, B. G. Teubner. 164 S. geb. 1,25 M.

11) K. Hille, Zur Pflege des Schönen. Beiträge aus dem Unterrichte in den Mittelklassen des Gymnasiums. Zweite Auflage. Paderborn 1904, F. Schöningh. 80 S.

12) F. Falbrecht und F. Sommer, Über den Unterricht in der bildenden Kunst am Gymnasium. Teil II: Architektur. Progr. Freistadt 1904. 36 S. gr. 8.

13) F. Förster, Kind und Alkohol. Vortrag. Leipzig, 1904, B. G. Teubner. 35 S. gr. 8. — S.-A. aus „Gesunde Jugend“ 4. Jahrgang.

14) F. Ludwig, Die Milbenplage der Wohnungen, ihre Entstehung und Bekämpfung. Nebst einem Anhang über neuerliche Massenverbreitung einiger anderer bisher wenig beachteter Wohnungsschädlinge. Mit 7 Abbildungen. Leipzig 1904, B. G. Teubner. 20 S. gr. 8. (Sammlung naturwissenschaftlich-pädagogischer Abhandlungen, herausgegeben von O. Schmeil und W. B. Schmidt, I. Band, 9. Heft.)

15) W. Viëtor, Deutsches Lesebuch in Lautschrift (zugleich in der amtlichen Schreibung), als Hilfsbuch zur Erwerbung einer mustergültigen Aussprache. Erster Teil: Fibel und erstes Lesebuch. Zweite Auflage. Leipzig 1904, B. G. Teubner. XII u. 158 S. kl. 8. geb.

16) T. Torbiörnsson, Jämförande språkveteskap ur allmänbildande och pedagogisk synpunkt. Upsala 1904, Lundequistka bokhandeln. 51 S. gr. 8.

17) W. Weinberger, Zum griechischen Elementarunterricht; L. Lauter, Ein verbesserter Stöpselachytrop. Progr. Iglau 1904. 15 S. gr. 8.

18) O. Lehmann, Ausgewählte poetische Übersetzungen, besonders aus Victor Hugo. Nebst einigen Bemerkungen über die Kunst des Übersetzens. Progr. Wittstock 1904. 79 S.

19) Deutsche Bücherei. Eine fortlaufende Sammlung von Novellen, Erzählungen und anderen Werken der besten Schriftsteller. Expedition der Deutschen Bücherei A. Sarganek, Berlin SW. 61. Jeder Band, 6—10 Bogen stark, kostet 0,25 M, geb. 0,50 M.
a) Band 5. L. Tieck, Shakespeare-Novellen. Das Fest zu Kenelworth. Dichterleben. 115 S.
b) Band 6. F. Grillparzer, Der arme Spielmann. Das Kloster bei Sendomir. Ein Erlebnis. 95 S.
c) Band 7. 8. J. und W. Grimm, Kinder- und Hausmärchen. 102 und 94 S.
d) Band 9. 10. W. Alexis, Die Hosen des Herrn von Bredow. 143 und 159 S.

20) Sammlung Göschen. Leipzig 1904, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Jeder Band geb. 0,80 M.
a) K. v. Reinhardstoettner, Portugiesische Literaturgeschichte. 150 S.
b) W. Hauber, Statik. Teil II: Angewandte (technische) Statik. Mit 61 Figuren. 148 S.
c) W. Bruhns, Kristallographie. Mit 190 Abbildungen. 144 S.
d) O. Schmidt, Metalloide. (Anorganische Chemie 1. Teil). 155 S.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Schicksal und Charakter in Schillers Braut von Messina[1]).

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnisvoll nach Geisterweise,
Ein ungeheures Schicksal tritt;
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Wort der Lüge.

Mit diesen Worten aus „Schillers Macht des Gesanges" läßt sich der überwältigende Eindruck seiner Braut von Messina bezeichnen.

Das Schicksal! Es ist ja für jede Tragödie wesentlich, und zwar sowohl als Leiden wie als Macht, insofern es einerseits die glücklichen und besonders die unglücklichen Erlebnisse des Menschen bedeutet, anderseits den Zwang der Umstände, die verhängnisvolle Verkettung der Begebenheiten, die Notwendigkeit des Geschehens. Im weitesten Sinne gehört zum Schicksal auch Naturell, Temperament und Charakter der Menschen, wie denn Goethe gesagt hat[2]), das Schicksal im Trauerspiel sei einerlei mit der entschiedenen Natur des Menschen, die ihn blind da oder dorthin führe. Und schon Heraklit hat den Satz aufgestellt: *ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων*.

In gewisser Hinsicht sind also alle Tragödien Schicksalstragödien. Aber in der Braut von Messina haben wir doch ein Schicksal von ganz besonderer Art. Auch nach Bellermanns

---

[1]) Der Aufsatz ist bereits seit 1902 fertig; was später erschienen ist, hat mich nicht veranlaßt, den Wortlaut zu ändern.

[2]) In einem Briefe an Schiller vom 26. April 1797.

Ausführungen in seinem schönen Buche über Schillers Dramen bleibt hierüber noch einiges zu sagen. In Schillers Braut ist es wie wie in der Ödipussage eine selbständige, geheimnisvolle, übersinnliche Macht, die von außen willkürlich in das Leben der Menschen eingreift. Man hat zwar gemeint[1]), das Walten einer solchen Macht bestehe nur in der subjektiven Auffassung der Personen des Schillerschen Stückes und sei also als bloße Wahnvorstellung anzusehen. Einer unbefangenen Prüfung hält aber diese Ansicht nicht Stich. Dagegen spricht schon die Tatsache, daß Schiller ein Gegenstück zu dem Ödipus des Sophokles schaffen wollte und bei der Abfassung seines Dramas die Ödipussage immer vor Augen hatte. Ferner. Die Zufälle und Mißverständnisse häufen sich in der Braut von Messina, die Vermeidung der Erkennung ist z. T. recht auffallend, mehrmals wird im entscheidenden Augenblicke das naheliegende errettende Wort nicht gesprochen. Und die Macht des Schicksals wird durch die mannigfachsten Wendungen immer wieder eingeprägt. Die Fürstin unterzieht sich der unregiersam stärkern Götterhand, die ihres Hauses Schicksal dunkel spinnt, (II 5) und sagt, daß der unselige Bruderhaß aus unbekannt verhängnisvollem Samen emporgewachsen sei (I 1), und daß das Verhängnis den eignen freien Weg mit ihren Kindern gehe (II 5); sie glaubt einmal, das Schicksal sei befriedigt (IV 3), sieht aber bald ein, daß ein verderblich Schicksal all ihr Hoffen in sein Gegenteil umkehre (IV 9). Der Chor fühlt sich in des furchtbaren Schicksals Gewalt (IV 4) und spricht das trostlose Wort aus (IV 5):

„Noch niemand entfloh dem verhängten Geschick,
Und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden,
Der muß es selber erbauend vollenden".

Beatrice beklagt den dunklen Schleier ihres strengen Loses, meint durch ihre Flucht den „verhängten Stunden" vorgegriffen zu haben und ist überzeugt, daß dem Dämon sein Opfer unverloren sei (II 1). Don Cesar möchte sich vor des Dämons Neide wahren (II 2). Und so ist noch öfter die Rede von dem Dämon, der die Brüder sinnlos wütend treibe (I 4), von einem tückischen Wesen, dessen neidische Wut sich nicht stille (II 6), von des bösen Sternes Macht (III3), von dem bösen Genius, der nicht schlummere (IV 1).

Auch das ist nicht gleichgültig, daß in der Braut von Messina alle maßgebenden Personen an die Schicksalsmacht glauben, während z. B. im Wallenstein und in Goethes Egmont der Schicksalsglaube außer dem Helden nur wenigen Personen beigelegt ist.

Nach Weitbrecht vollzieht sich in Isabellas trotzigen Worten die Auflösung und Zersetzung des Orakelglaubens. Es ist aller-

---

[1]) Vgl. besonders Carl Weitbrecht „Schiller in seinen Dramen" Stuttgart 1897 S. 280.

dings richtig, daß sie jenen Glauben einer einschneidenden Kritik unterwirft, als sie von ihm getäuscht zu sein glaubt. Aber die Hinfälligkeit dieser Kritik stellt sich ja sofort heraus. Die Fürstin sieht selbst ein, daß alles geschehen ist, wie die Orakel es verkündet haben. Beatrice wirft ihr vor: „Warum dünktest du dich weiser als die Allesschauenden, die Nah' und Fernes aneinanderknüpfen und in der Zukunft späte Saaten sehn?" Und der Zweifelnden und sich Auflehnenden ruft der Chor mahnend und warnend zu:

„Die Orakel sehen und treffen ein!"
„Du leugnest der Sonne leuchtendes Licht
Mit blinden Augen; die Götter leben!
Erkenne sie, die dich furchtbar umgeben!"

Und nach der letzten Enthüllung sagt er fast triumphierend:

„Wie die Seher verkündet, so ist es gekommen;
Denn noch niemand entfloh dem verhängten Geschick!"

Es scheint mir nicht unwichtig, daß gerade der Chor unerschütterlich am Schicksalsglauben festhält. Schiller läßt ihn zwar mehr, als es in der Regel beim antiken Chor der Fall ist, in die Handlung eingreifen und macht ihn dadurch erst wirklich zur dramatischen Person. Aber anderseits ist Schillers Chor doch wieder nur „ideale Person", die die Vorgänge ruhig betrachtet und beurteilt und als „allgemeiner Begriff" über der Handlung steht. Daß sich Schiller über dieses doppelte Amt seines Chors völlig klar war, geht z. B. aus seinem Brief an Körner vom 10. März 1803 hervor. Kurz, bei der Doppelstellung des Chors ist man zu der Meinung berechtigt, daß er in seinen allgemeinen Ausführungen mehr als die anderen Personen des Stückes die Absicht des Dichters verrate und den Dichter selbst vertrete.

Ahnungen, Träume und Vorbedeutungen finden sich auch in Shakespeares Cäsar, in Lessings Emilia, in Goethes Götz, in Schillers Wallenstein und in anderen Tragödien, aber gewöhnlich nur, um Stimmung zu erzeugen und die Katastrophe vorzubereiten. Dagegen in der Braut von Messina dienen sie nicht nur zur poetischen Ausschmückung und Verzierung. Das geht deutlich daraus hervor, daß sie sich wirklich erfüllen. Das kann nicht Zufall sein; wir sollen offenbar annehmen, daß die Träume des alten Fürsten und seiner Gemahlin absichtliche Veranstaltungen einer höheren Macht seien. Während die Sternenorakel im Wallenstein sich zum großen Teile als trügerisch erweisen, ist in der Braut von Messina die Zukunft in der Tat vorherbestimmt. Der arabische Magier und der christliche Mönch vermögen wirklich einen Blick hinter den Schleier zu tun und einiges, allerdings zweideutig, vorauszusagen; ihre Deutungen bewähren sich und ebenso auch die spätere Antwort des Alten vom Berge. Einzelne zutreffende Weissagungen kommen ja in manchen Dramen vor. Der alte Attinghausen sagt die Zukunft der Schweiz

voraus, die gottbegeisterte Jungfrau von Orleans verkündet das Schicksal der Herrscher von Frankreich und Burgund, der sterbende Konrad Quitzow schaut im Geiste die Größe der Hohenzollern[1]). Aber diese Orakel erfüllen sich erst jenseit des Rahmens des Stückes in ferner Zeit und haben nicht den geringsten Einfluß auf die Gestaltung der dramatischen Handlung. Ähnliches gilt von der Vision am Schlusse von Goethes Egmont, wenn sie auch dazu beiträgt, uns mit dem Untergang des Helden auszusöhnen.

Von der trüben Phantastik der nachschillerschen „Schicksalstragödien“ sehe ich hier billig ab. Mit der Braut von Messina ist hinsichtlich der Weissagungen außer dem Ödipus, von dem unten die Rede sein wird, nur Shakespeares Macbeth zu vergleichen. Die Hexen sind zwar nicht die Vollstreckerinnen, aber doch die Verkünderinnen des Schicksals. Sie lassen Macbeth uud Banko Blicke in die Zukunft tun und versuchen beide, aber sie üben keinen Zwang auf sie aus und nehmen ihnen nicht die Freiheit des eigenen Willens. Beide können es tun und können es lassen, wozu sie gereizt werden. Und während Banko sich in der Tat beherrscht und abwarten will, handelt der ehrgeizige Macbeth, und zwar zuerst, um das Vorhergesagte zu beschleunigen, später, um das Bevorstehende abzuwenden. Unmittelbares Wirken der höheren Macht sehen wir ja noch in manchen Dramen. Aber wenn, um von Calderon abzusehen, in der Jungfrau von Orleans und im Faust Gott selbst eingreift, oder wenn z. B. im Philoktet des Sophokles und in der Taurischen Iphigenie des Euripides ein Deus ex machina den Knoten löst, so fehlt hier doch das Merkmal der Vorausbestimmung. In der Braut von Messina aber ist das Geschick nicht nur vorausbestimmt und unentrinnbar, sondern die ganze Handlung baut sich mindestens bis zur Ermordung Don Manuels auf der Erfüllung der Weissagung auf und ist daraufhin organisiert.

Nach alledem herrscht nach der Absicht des Dichters in der Braut von Messina das Schicksal nicht als bloße Notwendigkeit des Geschehens und nicht nur als ein subjektiver Schicksalsglaube, sondern als eine objektiv - selbständige Schicksalsmacht. Hätte Schiller das letztere nicht gewollt, so hätte er uns irregeführt.

Durch Vergleich mit dem König Ödipus des Sophokles wird jener Begriff an Klarheit gewinnen. Wie es dem Ödipus von vornherein bestimmt ist, den Vater zu töten und die Mutter zu heiraten, so muß in der Braut von Messina der Haß der Brüder, ihre leidenschaftliche Liebe zu ihrer Schwester, die Liebe Beatricens zu Manuel, vielleicht auch der Eindruck, den Don Cesar auf sie macht, und ihr Trieb, der Leichenfeier des Fürsten beizuwohnen, als Werk des Schicksals angesehen werden. Aber bei

---

[1]) Von der unnatürlichen Prophezeiung in Wildenbruchs „Generalfeldoberst“ schweige ich.

Sophokles gehören die vorherbestimmten Taten des Ödipus rein der Vorgeschichte an und werden im Drama nur entdeckt, bei Schiller dagegen wird das Vorhergesagte im Verlauf der dramatischen Handlung nicht nur enthüllt, sondern zum Teil auch erst erfüllt, besonders durch den Brudermord. Die den Eltern zuteil werdenden Schicksalssprüche sind hier allgemeiner und unbestimmter als im Ödipus; und die drei Geschwister können ihrem Verhängnis um so weniger entgehen, weil ihnen jene Sprüche unbekannt sind, während der Sohn des Laios das Orakel vor seiner Erfüllung kennt.

Wesentlicher ist ein anderer Unterschied. Sophokles hat keinen Gebrauch von der Sage gemacht, nach der der Vater des Ödipus die Götter verletzt hatte. Ein ersichtlicher Grund für das dem thebanischen Königspaar gegebene Orakel ist bei ihm nicht vorhanden. Es walten erbarmungslose, heimtückische Mächte, die den Menschen in das Leben einführen und den Armen schuldig werden lassen, um ihn dann der Pein und der Rache anheimzugeben. Bei Schiller ist das Grausige dadurch erheblich gemildert, daß natürliche Schuld hinzugefügt ist. Der alte Fürst hat in seiner Jugend seinem Vater frevelhaft die Braut, Isabella, geraubt und diese zu seiner Gemahlin gemacht und ist daher von jenem verflucht. Und dieser an sich berechtigte öfter erwähnte Fluch des Ahnherrn liegt nun auf der sündigen Ehe und dem daraus hervorgehenden Geschlechte. Die Schicksalsmacht ist hier also nicht mehr ganz das blinde, willkürliche Fatum, sondern nahezu die Vollstreckerin einer sittlichen Weltordnung. Hart und grausam erscheint es uns ja noch immer, daß die Sünden der Väter an den Kindern heimgesucht werden, aber es ist uns doch verständlich, obgleich der christlichen Auffassung von der göttlichen Gnade weit mehr der Satz entspricht: „Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch“. Doch die düstere Weltanschauung der Braut von Messina ist nun einmal himmelweit verschieden von der freien, reinen der Goethischen Iphigenie. Aber immerhin stehen den oben angeführten Stellen, welche die Willkür einer dämonischen Macht betonen, andere gegenüber, die auf den ursprünglichen Zusammenhang zwischen dem Tun und dem Leiden hinweisen, so I 8:

> „Es ist kein Zufall und blindes Los,
> Daß die Brüder sich wütend selbst zerstören;
> Denn verflucht war der Mutter Schoß;
> Sie sollte den Haß und den Streit gebären“.

und III 5:

> „Nichts ist verloren und verschwunden,
> Was die geheimnisvoll waltenden Stunden
> In den dunkel schaffenden Schoß aufnahmen.
> Die Zeit ist eine blühende Flur,
> Ein großes Lebendiges ist die Natur,
> Und alles ist Frucht, und alles ist Samen“.

Ferner. Ödipus wird zu seiner Tat nur von außen gezwungen, sie kann ihm daher auch nicht eigentlich als „sittliche Schuld“ angerechnet werden. In der Braut von Messina ist das Schicksal innerlicher, es wirkt auf die Seelen; der Fluch erfüllt sich in den Trieben, Begehrungen und Gelüsten, deren Unwiderstehlichkeit die drei Geschwister selbst mehrfach hervorheben und mit der unbezwinglichen Kraft eines geheimnisvollen Zaubers vergleichen. Manche von Vater und Mutter geerbte Charakterzüge treiben sie zu verhängnisvollen Schritten. Und diese Macht des Bluts, diese Gebundenheit durch Vererbung, diese Gespenster oder wiederkehrenden Geister (gengangere), wie Ibsen sie nennt, sind hier vom Dichter gewissermaßen zu einer besonderen Schicksalsmacht personifiziert. In mancher Beziehung haben also die Personen des Stückes „die Freiheit und die Wahl verloren“, wie Cesar es von sich aussagt. Noch mehr als von Wallenstein gilt es von diesem Drama, daß die Kunst den Menschen in des Lebens Drang sieht und die größere Hälfte seiner Schuld den unglückseligen Gestirnen zuwälzt. Aber darum ist doch die Verantwortlichkeit der Personen nicht aufgehoben; sie sind nicht willenlose Werkzeuge und bloße Spielbälle des Schicksals. Nein! Gerade der Dichter, der nur eine starke Äußerung von Freiheit und Willenskraft für einen würdigen Gegenstand seiner Kunst hielt, konnte nicht bei der Schuld des alten Fürsten stehen bleiben, der in der Vorgeschichte an seinem Vater und an seinem neugeborenen Kinde frevelt; er hat vielmehr auch die auftretenden Personen seines Stückes selbständig ihrer Eigenart gemäß an ihrem Unglück mitarbeiten lassen. Ginge ihr Tun und Lassen nicht doch auch wieder aus dem Innersten ihres eigenen Charakters hervor, so würde dem Drama die Seele fehlen. Nicht ohne Grund steht am Schlusse gerade dieses Dramas, das dem oberflächlichen Blicke die Schuld auszuschließen scheint: „Der Übel größtes ist die Schuld“. Der bewußte Brudermord ist in der Tat eine sittliche Schuld. Cesar hätte ihn vermeiden können und sollen; denn er weiß, daß er gegen seinen Bruder vorgeht, dem er, zumal unmittelbar nach der Versöhnung, nicht sofort das Schlimmste zutrauen darf, während die Tat des Ödipus an Laios, den er nicht kennt, nur als berechtigte Notwehr anzusehen ist. Wie Cesar, so handeln auch die anderen Personen im Drama selbst mit Selbstbestimmung. Ich denke an Isabellas Heimlichkeit, an Manuels Klosterraub, an Beatricens Flucht. Die Seele fehlt dem Stücke aber um so weniger, da Cesars Selbstmord eine ganz freie Tat ist, durch die er seine Schuld sühnt und den Geschlechtsfluch löst, dem er verfallen war. Er hätte sich ja schon vorher vom Schicksal unabhängig machen können; aber erst durch den freiwilligen Tod bricht er nach Schiller wirklich die Kette des Geschicks und überwindet seine Macht.

In der Braut von Messina halten also die freien Äußerungen

der Charaktere dem Schicksal die Wage. Das antike Schicksal hat hier durch Mischung mit Willensfreiheit und Schuld etwas von seiner Starrheit und Einseitigkeit, aber auch von seiner Erhabenheit und Großartigkeit eingebüßt. Dadurch ist der Schicksalsbegriff dem modernen Gefühl erträglich gemacht, aber doch etwas zwiespaltig, verwickelt und verschwommen geworden[1]). Es ist daher ganz erklärlich, daß manche wie Weitbrecht die objektive Einwirkung des Schicksals in unserem Stück überhaupt leugnen, andere es geradezu eine Schicksalstragödie nennen. Aber wenn die Braut von Messina auch den Anstoß zu den Schicksalstragödien eines Werner, Müllner und Houwald gegeben hat, in denen der vorherbestimmte Zufall herrscht, so ist sie doch selbst keine Schicksalstragödie dieser Art. Wenn man mit diesem Wort ein Werk bezeichnet, in dem Ursache und Wirkung nicht in richtigem Verhältnisse stehen und den Charakteren alles Mögliche in den Weg geworfen wird, damit sie darüber stolpern, so nennt Adolf Bartels z. B. Ludwigs Erbförster mit Recht eine Schicksalstragödie. Auch Ibsens Gespenster und G. Hauptmanns Fuhrmann Hentschel sind ja wegen der Gebundenheit ihrer Personen so genannt. Aber faßt man den Begriff schärfer und versteht man, wie man es m. E. tun muß, unter einer Schicksalstragödie nur ein Drama, in dem der freie Wille durch das Schicksal überhaupt aufgehoben wird, wie es z. B. in den Machwerken Müllners der Fall ist, so ist weder Ödipus noch die Braut von Messina eine Schicksalstragödie. So verlockend es wäre, auf König Ödipus näher einzugehen, so bemerke ich über ihn hier nur folgendes. Diejenigen, welche ihn als eine Schicksalstragödie ansehen — und dies tut selbst Bellermann S. 334 —, die beachten nicht, daß Sophokles gar nicht die vom Schicksal bestimmte Tat des Ödipus zum Gegenstand seiner Tragödie macht, sondern in seiner Weisheit das Walten der dämonischen Macht auf die viele Jahre vor der dramatischen Handlung liegende Vorgeschichte beschränkt, innerhalb der eigentlichen Handlung aber, wie es in einem wahren Kunstwerk sein muß, die Entdeckung der Greuel und die Katastrophe rein psychologisch aus dem Charakter seines Helden ableitet.

Es bleibt uns noch übrig, die Charakterschilderung des Schillerschen Stückes im Zusammenhang zu betrachten. Etwas Wahres ist ja an der Behauptung, daß sie typisch sei wie die der griechischen Tragödie. Aber man darf darin nicht zu viel sehen. Des individuellen Lebens entbehren weder die Gestalten des Äschylus, Sophokles und Euripides noch die der Braut von Messina. Lebensvoll gezeichnet ist besonders Isabella. Sie

[1]) Diese Tatsache muß man einfach zugeben; und Diebitsch, „Zur Führung der Handlung in Schillers Braut von Messina" (Jahresbericht d. Kgl. Gymn. zu Neustadt in Oberschlesien 1901), sucht sie vergeblich zu bestreiten.

ist in ihrer Jugend als Verlobte des alten Fürsten dem Entführer gefolgt und hat dann die von dem rauhen Gemahl zum Tode bestimmte Tochter hinter dessen Rücken gerettet und während der ganzen Zeit ihrer segenlosen Ehe verborgen gehalten. Aus Furcht vor ihm hat sie es sich in der ganzen Zeit versagt, die Tochter zu sehen. Nicht mit Unrecht ruft ihr Don Cesar zu: „Verflucht sei deine Heimlichkeit, die all das Gräßliche verschuldet". Mit königlicher Sicherheit und Hoheit tritt sie auf; durch die doppelte Macht der Mutterliebe und kluger Beredsamkeit versöhnt sie ihre Söhne. In aufbrausender Leidenschaft belegt sie Cesar, der ihr „den bessern Sohn" getötet, mit dem Fluche, den sie allerdings in mütterlichem Gefühle wieder zurücknimmt. Gewohnt, in frommem Aberglauben die Seher zu fragen, schmäht sie mit trotziger Vermessenheit die Seherkunst und die Himmelsmächte, die ihr Unheil zu wollen scheinen. Auch im Unglück bleibt sie groß.

Beatrice ist nicht so kraftvoll wie ihre Mutter, aber ihr ähnlich an eigenmächtiger Heimlichkeit. Sie ist voreilig und leichtsinnig genug, sich von Manuel entführen zu lassen, ohne der Pflichten gegen die Mutter und gegen das Kloster zu gedenken. Obgleich sie ihn aufs innigste liebt, handelt sie gegen seinen Willen, indem sie, dem heißen Drange des Herzens un ddem unbewußten Zuges des Blutes folgend, dem Leichenbegängnis des Fürsten beiwohnt, wo der Jüngling mit dem Flammenauge sie sieht. Dieser stillen Schuld bewußt, gesteht sie sie doch dem Manuel nicht und legt dadurch den Grund zur tragischen Entwicklung. Ohne sein Vorwissen verläßt sie auch den schützenden Garten in der Stadt, um in die nahe Kirche zu gehen, wo sie von den Spähern erblickt wird. Der Emilia Galotti vergleichbar, wird die Leichterregte durch Cesars Worte, der sie als seine Braut behandelt, so eingeschüchtert und geängstigt, daß sie nichts zu antworten vermag. Dadurch, daß sie auch diese zweite Begegnung mit Don Cesar dem Geliebten verschweigt, wird das Verhängnis besiegelt.

Die beiden Brüder sind edelsinnig und empfänglich für Schönheit und für der Liebe Götterstrahl, aber unbändige, selbstbewußte Herrenmenschen. Der ältere ist verschlossen; vieles wäre verhütet, wenn er seinem Bruder sogleich nach der Versöhnung sein Geheimnis mitgeteilt und ihn auch nicht abgehalten hätte, das seinige zu enthüllen. Er ist zu kühn-verwegener Tat bereit, aber nicht frei von träumerischer Zerstreutheit, Unbedachtsamkeit und Gedankenlosigkeit, so wenn er die Geliebte allein im Garten läßt und nach der Versöhnung nicht sofort zu ihr eilt. Don Cesar vertieft sich weniger in sich selbst, ist offener, feuriger, ungestümer. Der Voreilige verkennt das Schweigen Beatricens, in rasch auflodernder Eifersucht läßt sich der Unbesonnene zum Brudermord hinreißen. Schiller hat es so ein-

gerichtet, daß diese Tat dem Schicksalswillen, zugleich aber auch dem Charakter Don Cesars entspricht; das ist kein absoluter Widerspruch, da im Handeln des Menschen überhaupt Notwendigkeit und Willensfreiheit in rätselhafter Weise miteinander verknüpft sind. Sowie dem Verblendeten die abscheuliche Tat ihr wahres Antlitz zeigt, hat er das Gefühl der Verantwortung; und es ist geradezu erhaben, daß das Gewissen stärker ist als der Trieb zum Leben und daß er die sittliche Kraft in sich findet, sein Verbrechen nicht nur wie Orest aufrichtig zu bereuen und zu bekennen, sondern auch wie Ödipus unerbittlich an sich zu rächen, ein Entschluß, in dem er durch den Fluch der Mutter bestärkt wird, und ebenso durch die Einsicht, daß Beatrice ihn nicht liebt, wenigstens nicht mit bräutlicher Liebe liebt [1]).

Die Personen des Stückes sind also tragische Gestalten, insofern als sie nicht nur schicksalsbestimmt, sondern auch schicksalswebend sind. Der ewigbleibende und in jeder Tragödie wichtige Gegensatz zwischen Müssen und Wollen, Notwendigkeit und Selbstbestimmung, Abhängigkeitsbewußtsein und Freiheitsgefühl des Menschen ist hier geradezu zum Problem, zur Seele des ganzen Dramas geworden. Ein Ausgleich wird gesucht, und das Ergebnis ist, daß die Abhängigkeit mehr betont wird als die Freiheit. So ist denn die eigentümliche Wirkung dieses Trauerspiels die, daß es uns mehr niederdrückt als erhebt. Es ist schmerzlich und furchtbar, daß so viel Kraft, Größe, Hochsinn und Schönheit so kläglich scheitern muß, daß das Erreichte so wenig dem Erstrebten entspricht, daß der zündende Blitz aus entwölkter Höhe kommt, daß das Glück, dessen sich Isabella mit ihren Kindern endlich freut [2]), so jäh umschlägt, kurz, daß die Menschen so schwach und ohnmächtig gegen das Schicksal, und daß Erdengröße so nichtig ist. Anderseits tröstet es uns doch wieder, daß die Personen den Keim des Verderbens im eigenen Charakter tragen und daß ihr Leiden psychologisch notwendig ist. Ästhetisch rein ist die tragische Wirkung jedoch erst von da an, wo Don Cesar sich über das Schicksal erhebt und mit völliger Geistesfreiheit die Folgerungen aus seiner unseligen Tat zieht. Dieser Eindruck wird aber im wesentlichen nicht durch das Schicksal, sondern trotz des eigentümlichen Schicksalsbegriffs erreicht.

Einen Hauptanteil an der tiefernsten Wirkung des Stückes hat der Chor, der die Handlung mit einem lyrischen Pracht-

---

[1]) Nachträgliche Anmerkung. Franz Hahne, „Der Charakter Manuels und Cesars in der Braut von Messina“, Neue Jahrbücher 1904, S. 442—453, hebt hervor, daß Cesar mehr Willensmensch, Manuel mehr Gemüts- und Phantasiemensch sei. Dem kann ich nur beistimmen.

[2]) Ergreifend ist die tragische Ironie des stolzen Wortes:
„Die Mutter zeige sich, die glückliche,
Die sich mit mir an Herrlichkeit vergleicht“.

gewebe umgibt und auf den hohen Gipfeln der menschlichen Dinge wie mit Schritten der Götter einhergeht, um die großen Ergebnisse des Lebens zu ziehen und die Lehren der Weisheit auszusprechen. Durch Einführung des Chors und des Schicksals und durch Anwendung des antiken Stils überhaupt wollte Schiller dem Naturalismus entgegenarbeiten und „die Symbolik des Kunstwerks vollenden". Seinem Grundsatz getreu, daß in einem wahrhaft schönen Werk der Stoff durch die Form vertilgt werden müsse, hat er sich hier mit idealem Schwunge kühn über alle Wirklichkeit erhoben. Aber obgleich der Dichter nach der Aufführung in Weimar im März 1803 an seinen Freund Körner schrieb, daß er zum erstenmal den Eindruck einer wahren Tragödie bekommen habe, so ist es uns doch nicht zweifelhaft, daß dieser Versuch, einen romantischen Stoff antik zu behandeln, nicht als ganz gelungen anzusehen ist. Denn die Kunst muß, wie Schiller selbst in seiner Abhandlung über den Chor sagt, „zugleich ganz ideell und doch im tiefsten Sinne reell" sein, und „auch der Stoff hat seine Herrlichkeit". Harmonischer ist jedenfalls die Art, wie in Goethes Iphigenie dasjenige, was von der antiken Kunstform in unserer Zeit noch erhalten werden kann, mit deutscher Seele gefüllt ist. Wir sind also Schiller zwar dankbar, daß er uns in der Braut von Messina ein Kunstwerk geschaffen hat, das an Fülle und Tiefe des Gedankengehalts und namentlich an Würde und Glanz des poetischen Ausdrucks ohnegleichen ist und uns aufs neue Gelegenheit gibt, die Vielseitigkeit seines Geistes zu bewundern. Aber freuen wir uns, daß dies Schillers einziger Versuch blieb, mit der Strenge der griechischen Tragödie zu wetteifern, und daß er in seinem Tell zu einem realistischeren Stile, zur Wirklichkeitskunst zurückgekehrt ist!

Wetzlar. Heinrich Gloël.

Betrachtungen über die Beurteilung und Korrektur der deutschen Aufsätze in den oberen Klassen.

Sind auch die Lehrpläne während der letzten Jahrzehnte an unseren höheren Lehranstalten im einzelnen mehrfach geändert worden, so ist doch an der Stellung des Deutschen als des Mittelpunkts des gesamten Unterrichts kaum gerüttelt worden. Nicht nur als Unterrichtsfach, sondern schon als Unterrichtssprache steht das Deutsche im Mittelpunkt. In der ethischen Bedeutung für das Leben mögen dem deutschen Unterricht auch andere Fächer, die mit Liebe und Geschick erteilt werden, zu vergleichen sein, in der praktischen Stellung in der Schule selbst nicht. Jedes Lehrfach hat seinen Vorteil aus dem deutschen Unterricht, und der deutsche Unterricht wiederum hat mehr wie jeder andere seine nützlichen Beziehungen zu allen übrigen Lehrgegenständen.

Die Betrachtung über die Beurteilung und Korrektur der deutschen Aufsätze soll auf die ethische Seite weniger als auf die praktische eingehen, und sie berührt nicht nur den deutschen Unterricht, sondern überhaupt alle schriftlichen Arbeiten in deutscher Sprache.

Die frühere Bestimmung, daß ein Schüler, welcher in den Gesamtleistungen im Deutschen nicht genügt, in der Abgangsprüfung für nicht bestanden erklärt wird, ist aufgehoben worden; dafür ist aber seit 1892 der deutschen schriftlichen Ausarbeitung eine größere Bedeutung für die Beurteilung des Schülers durch Wegfall des griechischen und französischen Skriptums und durch die kleinen Facharbeiten in allen Fächern gesichert.

Im Griechischen und Französischen hat die Fähigkeit des deutschen Ausdrucks in den oberen Klassen jetzt eine sehr hohe Bedeutung gegenüber der früheren Wertschätzung der fremdsprachlichen grammatischen und stilistischen Sicherheit; in allen übrigen Fächern spricht sie jedenfalls mit infolge der Facharbeiten.

Diese für eine deutsche höhere Lehranstalt so wichtige Tatsache hat leider einen großen und für die Schüler unter Umständen gefährlichen Übelstand: das ist die Eigenart, die bei der Ausdrucksweise in der Muttersprache gelten muß. Diese Eigenart zeigt sich nicht nur gegenüber den mehr formellen Stilregeln, sondern mehr oder weniger auch inhaltlich in der Anordnung und in dem Aufbau einer schriftlichen Arbeit in einer modernen Sprache, nicht zum wenigsten in der deutschen, die im Stil vielleicht zu den modernsten gehört. Da diese Eigenart Tatsache ist, so tritt sie leicht auch in der Beurteilung des Lehrers zutage, und daher rührt die Klage über die Subjektivität der Beurteilung des deutschen Aufsatzes.

Es wäre ein vergebliches Bemühen, diese Subjektivität, so sehr sie vielleicht auch in der Schülerwelt übertrieben wird, leugnen zu wollen. Sie besteht tatsächlich, und es lassen sich Gründe genug für sie anführen. Die Frage ist deshalb berechtigt, wie sie auf das geringste Maß eingeschränkt werden kann, das der Eigenart des Schülers Raum läßt und gefährliche Härten der Beurteilung oder auch übertriebene, dem Schüler schädliche Wertschätzung vermeidet.

Die Probe des Exempels ist leider oft genug gemacht worden. Derselbe Aufsatz, der unter gleicher oder ähnlicher Vorbereitung früheren Generationen aufgegeben worden ist, wird in derselben Klasse später von einem Schüler sei es aus dem noch vorhandenen „Unreinen" oder (wie dies trotz aller Bestimmungen nicht immer zu verhindern ist) auch aus der korrigierten alten Reinschrift abgeschrieben; die Arbeit erhält aber eine andere, meist schlechtere Zensur, oft sogar von demselben Lehrer. Es handelt sich in dieser Betrachtung nicht darum, daß dies für die unmoralische Tat des abschreibenden Schülers als gerechte Strafe angesehen werden kann. Diese Strafe wäre so wie so nicht genügend. Es

soll solch Vorkommnis nur als Beispiel für tatsächliche Subjektivität hier angeführt werden.

Gründe einer Erklärung hierfür mögen ja vorhanden sein: einmal ist ein gewisses Vorurteil des Lehrers gegen diesen und jenen Schüler, der sonst schlechtere Arbeiten geschrieben hat, wohl möglich; auch das erzieherische Moment spielt eine Rolle bei der Beurteilung; und dann hat der Fachlehrer bei der Wiederholung des Themas vielleicht doch Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt, oder er hat bei der Aufgabe gewisse Teile mehr betont. Schlimmer ist es aber, daß sich oft im Kopf des Lehrers die Bearbeitung des Themas immer bestimmter nach einem Schema festsetzt und daß die Kritik sich deshalb leicht abweisend gegen andere Art verhält. Die Wiederholung des gleichen Themas kann nicht vermieden werden, da erzieherische Gründe sie verlangen; aber eingeschränkt sollte sie im Interesse der größeren Objektivität, mit der der Lehrer an neue Fragen tritt, in den oberen Klassen werden. Die Meinung, es führe nur ein Weg nach Rom, wird bei manchem Lehrer bei zu häufiger Wiederholung gestärkt und damit die Subjektivität des Urteils. Jedenfalls würde es sich empfehlen, die eine oder andere Seite in dem Thema bei der Wiederholung zu vertiefen. Die Gefahr einer schiefen Auffassung des Ganzen darf dabei allerdings nicht übersehen werden. Ein anderer Beweis für die Tatsache der Subjektivität in der Beurteilung deutscher Aufsätze kann dadurch gewonnen werden, daß man Abschriften verschieden beurteilter Aufsätze, die das gleiche Thema in der gleichen Klasse behandeln, anderen erfahrenen Fachlehrern ohne die Korrektur des Lehrers gibt. Das neue Urteil wird oft recht bedeutend abweichen. Selbstredend gibt es auch hier die Erklärung, daß der fremde Beurteiler nicht die Art der Besprechung in der Schule kennt, aber mißlich bleibt die Sache bei größerer Abweichung im Urteil auch hier. Die Tatsache der Subjektivität ist sicherlich vorhanden, und außer den hier angedeuteten Gründen dafür gibt es gewiß noch manch andern.

Wenn nun auch diese Subjektivität in der Beurteilung, allgemein betrachtet, ein ähnliches Recht hat wie die Eigenart der Darstellung, so ist sie für die Zensur in der Schule doch auf das geringste Maß zurückzuführen. Der Lehrer hat das volle Recht, seine Eigenart auf den Schüler wirken zu lassen, denn nur dann wird besonders der deutsche Unterricht wirklich anregend werden, wenn die Persönlichkeit wirkt Aber die Eigenart des Schülers muß in mancher Hinsicht in den oberen Klassen auch schon zu ihrem Recht kommen. Bei den elementareren Anforderungen der unteren und mittleren Klassen wird dies in geringerem Maße nötig sein. Welche Einschränkungen sind hierbei nun aber vom Lehrer zu fordern?

Das erzieherische Moment sollte zunächst, wie überhaupt in

der Beurteilung der Leistungen, bei der Zensierung des deutschen Aufsatzes möglichst ganz zurücktreten. Es hat seine Bedenken ad maius und noch mehr ad minus. Ob es dem Ernst der Schule in den oberen Klassen entspricht, durch eine nicht völlig verdiente gute Nummer infolge ersichtlichen Fleißes aufzumuntern, ist schon fraglich. Vielleicht paßt das mehr für Mädchen als für Jünglinge, die bald dem Leben die Stirne bieten sollen. Ob es weiter richtig ist, einem gewöhnlich Gutes leistenden Schüler zu erklären: „Diesmal noch No. II", ist ebenso fraglich. Bedenklicher aber ist es, durch eine zu schlechte Nummer Unfleiß oher andere Eigenschaften strafen zu wollen, etwa zu erklären: „Da Sie es hätten noch besser machen können, bekommen Sie für die einigermaßen gute Arbeit nur III", oder einem gewöhnlich nicht zuverlässigen Schüler bei einer besser ausgefallenen Arbeit vorsichtig zu erklären: „Diesmal bin ich zufrieden (III), wenn Sie die nächste Arbeit mit gleichem Eifer machen, wird es II". Das Vorurteil gegen den Schüler, der mit einer schlechten Nummer in die Klasse gekommen ist oder der mehrere schlechte Arbeiten in derselben Klasse geschrieben hat, darf nicht Bedeutung gewinnen. Solange die Handschrift bei größeren Klassen noch nicht genau gekannt wird, gibt es dagegen schon das äußere Mittel, daß der Name des Schülers erst nach der Zensierung nachgelesen wird.

Finden diese allgemeinen Betrachtungen bei der Beurteilung der deutschen Aufsätze vielleicht wenig oder gar nicht Widerspruch, so sind die Ansichten gewiß geteilter bei bestimmten Fragen der Korrektur. Beginnen wir a primordiis.

Wie die aufsichtsführenden und raterteilenden vorgesetzten Instanzen im Laufe der Zeit oder mit dem Wechsel der Persönlichkeit schon verschiedener Meinung sind über die Brauchbarkeit der Themata und über die Fassung der Überschrift; wie man sich hier über Frageform, Aussageform, Satzform oder substantivische Form bei einer Sache, die so oder so gleich gut ausgedrückt werden kann, ernstlich streitet, so setzt sich dieser Streit als Meinungsverschiedenheit unter den Fachlehrern fort. Bei der Fassung des Themas geschieht das ja zunächst nicht auf Kosten des Schülers. Dieser wundert sich vielleicht nur dann darüber, wenn er die eine oder andere Art scharf verurteilen hört, die ihm vorher als maßgebend hingestellt worden ist. Deshalb wäre in diesem Punkte Klärung innerhalb des Kollegiums mindestens empfehlenswert.

Gefährlicher für gut und böse in der Zensur ist schon die verschiedene Anschauung über die Form der Disposition. Neuerdings ist da die Anforderung Mode geworden, daß die einzelnen Teile und Unterabteilungen stets in Satzform ausgedrückt werden müssen und daß sich durch die übergeordneten und untergeordneten Teile eine durchgehende Konstruktion zieht. Diese Forderung läßt sich bei einem Schüler, der sich vorher daran nicht

so streng hat zu halten brauchen, nicht so leicht mustergültig erreichen. Ob überhaupt solche Konstruktion sich immer mustergültig durchführen läßt, ist durchaus bestreitbar. Jedenfalls wird hierdurch oft ein seltsames, undeutsches Satzgebäude erzeugt, das mit klarer Interpunktion fortwährend auf dem Kriegsfuß steht und das den Mangel hat, äußerlich keine schnelle, klare Übersicht zu bieten. Hier sollte der Eigenart des Schülers und der verschiedenen Fachlehrer Rechnung getragen werden. Ein unnötiger Verbrauch an Zeit und geistiger Kraft wird hierdurch für äußere, oft geradezu schlechtere Dinge verlangt. Die scharfe Betonung des logischen Verhältnisses der Teile der Disposition sollte hier das einzig Maßgebende sein; denn diese innere Logik dürfte doch wohl über den persönlichen Geschmack erhaben sein. Durch übersichtliches Einrücken, Buchstaben und Zahlen, erhält die logisch klare Anordnung dann auch die genügende äußere Form. Ob die neuerdings als „Brocken" getadelten kurzen satzlosen Teile: körperlich, geistig, politisch, sozial; Wissenschaft, Kunst, Moral; als Feldherr, als Staatsmann u. a. Fehler sind, ist mindestens zweifelhaft. Eine fehlerlose Disposition nach der oben angedeuteten neueren Art gibt es überhaupt nicht mehr, und wenn ich in einem zum Schluß mit gut oder sehr gut beurteilten Aufsatze die vielen roten Striche schon in der Disposition wegen solcher äußerlichen Dinge sehe, so muß ich das für ein Zeichen bedenklicher Unklarheit in dem System selbst halten und zu der Meinung kommen, daß der betreffende Zensor selbst keine Form findet, die nach seinem Prinzip ohne rote Striche durchkommen würde.

Schon nach diesen Ausführungen über die ersten Punkte der Aufsatzkorrektur dürfte vielleicht ein Rezept gegen allzugroße Subjektivität als Grundsatz aller folgenden Fragen annehmbar erscheinen. Es lautet: Streiche nicht an was dir nicht gefällt, sondern streiche nur das an, was wirklich nicht bleiben darf! Von dem letzteren haben wir leider noch genug; die mündlichen Besprechungen und die vorbildliche Redeweise des Lehrers mögen neben der empfohlenen Lektüre das übrige tun.

Zu allen Zeiten ist das nationale Empfinden eine eigene Sache gewesen, die, leicht beleidigt, subjektiv über das Ziel hinausschießt. Bei der Korrektur der deutschen Aufsätze äußert sich dies neuerdings bei den „Puristen" in dem Zorn gegen gut eingebürgerte Fremdwörter. Eine verständige Mahnung gegen den ungehörigen Gebrauch unnötiger Fremdwörter wird jeder Deutsche und besonders der Lehrer des Deutschen mit Stolz auf unsere schöne, wortreiche Sprache gutheißen. Gegen Worte wie: Akt[1]),

[1]) „Aufzug" führt leicht zu Mißverständnissen. Besonders unsere modernen Schauspiele haben häufig in einem Akt mehrere Aufzüge, da der Wechsel der Szenerie nicht immer auf offener Bühne geschieht. Außerdem verbindet sich mit dem Ausdruck „Aufzug" eine recht äußerliche Vorstellung.

Sentenz, Charakter, Truppen u. a. sollte man aber nicht mit roter Tinte vorgehen, und selbst: Interesse, sozial, kritisch u. a. lassen sich in einem „kritischen", „literarischen" Thema nur auf Kosten einer kurzen, klaren, sachlichen Darstellung vermeiden. In den meisten Fällen weiß der tadelnde Lehrer selbst keinen besseren Ausdruck, und leicht dürfte es einem solchen „Amtsgenossen" „passieren", daß ihn bei einem Umschreibungsversuch der zu Belehrende harmlos oder spöttisch in Gedanken oder Worten unterbricht: „Ach, Sie meinen wohl sozial!" Hier ist sicher nicht nach dem Grundsatz gehandelt: Streiche nur an, was nicht bleiben darf! Auch hier ist der Subjektivität zu sehr Tür und Tor geöffnet, der Schüler aber wird unsicher (denn was kann schließlich nicht alles als Fremdwort aufgefaßt werden!) und verbraucht unnötige Zeit beim Nachdenken über unwichtige, durchaus bestreitbare Dinge.

Einen entschiedenen Vorteil bei der Korrektur haben gewisse abgekürzte Bezeichnungen bei häufig wiederkehrenden Fehlern: W = Wiederholung, T = falsches Tempus, P = falscher Gebrauch des Pronomens, B = Beziehung u. a. Es ist das nicht etwa eine Faulbrücke des Lehrers; im Gegenteil, der Lehrer ist gezwungen, scharf sein Urteil in die bestimmte Bezeichnung zusammenzufassen, und ein gutes Mittel für klare, objektive Bezeichnung ist dadurch gegeben. Aber selbst dieses Mittel einer scheinbar völligen Objektivität kann in das Gegenteil umschlagen. Der Lehrer, der sich daran gewöhnt, möglichst nur auf solche Zeichen seine Korrektur zu beschränken, gewöhnt sich leicht auch an eine Art Jagd auf solche Fehler. Er sieht Wiederholung, wo die Wiederholung des gleichen Hauptworts unbedingt passender ist, jedenfalls das Verständnis schneller klärt als ein Ersatz durch ein anderes Hauptwort oder durch ein Fürwort. Die gleiche pedantische Ängstlichkeit kann bei dem an sich berechtigten Verlangen eines einheitlichen Tempus eintreten. Ist es vielleicht auch besser, daß der Schüler der unteren und mittleren Klassen in der historischen Darstellung selbst bei der sogenannten lebhaften Schilderung das gestattete Präsens möglichst vermeidet, so muß dem Schüler der oberen Klassen bei der präsentischen Darstellung eines literarischen Themas das Präteritum bei einer historischen Einlage doch zum mindesten gestattet sein. Ebenso muß er aus seiner eigenen Betrachtung ex post von dem Helden, über den er kritisch in präsentischer Darstellnng spricht, sagen dürfen: „Aber bald sollte er einsehen" u. a. Es sei hier ein Beispiel für den wechselnden Gebrauch der Tempora aus der Praxis gegeben. Der Obersekundaner hat eine kleine kritische Übungsarbeit über Sage und Geschichte in der römischen Königszeit zu schreiben:

„Die ersten Ansiedler l i e ß e n sich auf dem Palatinischen Hügel nieder. Die Sage e r z ä h l t, daß Numitor dem Romulus und Remus diesen Hügel üerlassen habe. Der Quirinalis w u r d e

wahrscheinlich in friedlicher Weise durch die Zuzüge aus den Sabinerbergen bevölkert, nach dem Cölius zogen die Einwanderer aus den Albanerbergen. Sind doch diese beiden Berge, ebenso wie die zwischen ihnen liegenden und der nördliche mons hortorum (Pincio), als letzte Ausläufer des Apennins gegenüber den vulkanischen Sondererhebungen des Capitolinus, Palatinus, Aventinus aufzufassen. In der Sage klingt das wieder in dem Raub der Sabinerinnen und in der Zerstörung Alba Longas. Der Capitolinus wurde als Burgberg mit in die Befestigung gezogen..“ Ähnliche Beispiele bieten auch literarische Themata, die geschichtlichen Hintergrund haben, z. B. solche aus Schillers Wallenstein.

Eine Subjektivität wäre es hier schließlich auch, wenn bei dem zusammenfassenden Endresultat etwa nach Art der Fehler in einem fremdsprachlichen Extemporale die Summe der kurzen Randbezeichnungen in erster Linie die Nummer bestimmten. Das Ergebnis des Ganzen ist doch noch von vielen andern Umständen unabhängig und meistenteils, Gott sei Dank, mehr von dem nicht Angestrichenen als von dem Angestrichenen.

Ein zweiter Grundsatz für den Zensor einer Schularbeit, der möglichst Objektivität wahren will, ist der, daß er strittige Fragen dem Schüler nicht anrechnen sollte.

Ob etwa das „Goethesche“ oder „Heysesche“ Gedicht statt des „Goethischen“ oder „Heysischen“ dem Schüler anzustreichen ist, muß, Schröders mutigen Kampf gegen den papiernen Stil in Ehren!, doch bezweifelt werden. Ebenso konnte ich mich eines Lächelns bei der übertriebenen Ausdrucksweise: „Wir wollen der Hydra den Kopf zertreten!“ nicht erwehren, als mit wuchtigen drei roten Balken das harmlose, volkstümliche „ein“ oder „kein“ bei prädikativer Bezeichnung gestrichen wurde: „Diese Traube ist keine französische“, „sein Wissen ist auf allen Gebieten ein gutes“. Zu den strittigen Fragen gehören auch einige mehr elementare, bei denen vielfach unnötig rote Tinte vergeudet wird. In der Interpunktionslehre sei an das Komma vor dem Infinitiv mit „zu“ erinnert. Über die Zeichensetzung vor dem Infinitiv mit „zu“ sowie über einige andere Fragen der Interpunktionslehre ist sich der deutsche schriftstellerische Gebrauch nicht einig; deshalb sollte die Konferenz jeder Anstalt gemeinsame Regeln für die Interpunktion aufstellen. Am besten wäre es allerdings, wenn auch hierfür ein ministerieller Erlaß vorläge, der maßgebend für alle Anstalten wäre und vielleicht als Anhang der kleinen Rechtschreibung erscheinen könnte.

In der Rechtschreibung haben wir Bestimmungen der vorgesetzten Behörde. Aber auch hier ist in der Rechtschreibung der adverbialen Verbindungen immer noch Unklarheit, und deshalb sollte man in den mittleren und oberen Klassen besonders jeden Fall nachsichtig behandeln, bei dem sich ein klares Denken des Schülers zeigt.

Ein Gesichtspunkt, der in der deutschen Zensur in den oberen Klassen mehr Anerkennung finden dürfte als in jedem andern Fache, ist schließlich der, daß es schwer denkbar ist, daß der Primaner in der Fähigkeit des deutschen schriftlichen und mündlichen Ausdrucks in kurzer Zeit, etwa in einem Jahr oder wohl gar in einem Semester, es von wirklich mangelhaften Leistungen auf gute oder sogar sehr gute bringen kann. Dies würde meist eine Herabsetzung der Urteilsfähigkeit des früheren Lehrers oder eine Überschätzung der eignen Kraft bedeuten, falls nicht überhaupt mit der Zensur gespielt wird. — Ich kann es begreifen, daß mancher Lehrer mit diesen Grundsätzen, die ihm vielleicht zu mild erscheinen oder die eigne Persönlichkeit in ihm zu stark zurückdrängen, bei der Korrektur während des laufenden Schuljahrs in der Prima nicht einverstanden ist. Er fühlt sich berechtigt, ja vielleicht verpflichtet, seine Art dem Schüler mitzuteilen, da sie das Resultat seines Studiums und seiner Beobachtung der deutschen Sprache ist. Jedenfalls aber darf bei einer Abschlußprüfung, vor allem bei dem Abiturientenexamen die Eigenart des Lehrers in dieser Richtung nicht hervortreten. Das erzieherische Moment kann hier überhaupt keine Rolle spielen, d. h. der Lehrer kann nicht mehr erwarten, daß infolge des Anstreichens künftig der Fehler vermieden wird. Was mir persönlich mißfällt, ist deshalb hier nicht maßgebend; was bestreitbar ist, darf hier nicht als Fehler gerechnet werden: das darf derSchüler, der jetzt ins Leben tritt, verlangen. In den gesammelten Aufsätzen aus Schule, Unterricht und Erziehung stellt A. Matthias in dem zwölften über die Stellung der Schule im Kampfe gegen Sprachdummheiten und Sprachverwilderungen manchen beherzigenswerten Grundsatz in dieser Frage auf: „Die Sprache, die nicht nur ein Kind der Logik und des Verstandes, sondern der mannigfaltig bewegten menschlichen Seele ist, steht nicht selten geradezu im Widerspruch zu strenger Logik und schlägt dem gesunden Menschenverstand manches Schnippchen; häufig ist es sehr zweifelhaft, wem man hier folgen soll". — „Lebendige Sprache, gesunder Menschenverstand und Sprachgefühl allein tun's nicht!" Auch nicht beim Lehrer mit voller Fakultät! Auch der darf oft nicht sagen: „Das einzig Richtige ist so und so, und wenn ihr das etwa nicht glauben wollt, so schlagt auf in eurer Grammatik § 287 Abt. 3, Anm. 5 . . ." Durch eine solche Korrektur wird die Jugend in der Tat oft eingeschüchtert und irregemacht.

Es soll mit solchen Gedanken keineswegs einer übergroßen Ängstlichkeit in der Kritik das Wort geredet werden; die Schule hat vielmehr das volle Recht, ja die Pflicht, läuternd, ausmerzend gegen wirkliche Fehler vorzugehen, die sich in unsre deutsche Sprache einschleichen. Die eben zitierten Aufsätze von Matthias, Schröders frisch geschriebenes Büchlein vom papiernen Stil, Jägers Lehrkunst und Lehrhandwerk haben deshalb neben den

ausführlichen methodischen Schriften eines Hiecke, Laas, Lion, Becker, Lehmann, Wendt u. a so großen Anklang in den Kreisen der deutschen Fachlehrer gefunden, weil sie den Stier kräftig bei den Hörnern packen; aber solche wohlgemeinten, praktischen Bücher zeigen uns doch vor allem, wieviel wirklich Fehlerhaftes zu bekämpfen ist; sie führen uns deshalb auch zu der Ansicht, daß es nicht angängig ist, irgendwie berechtigte Eigenart unnachsichlig rot auf weiß zu geißeln. Da sind die vielen Latinismen, die Phrasen, die falschen Relativsätze, die Ungenauigkeiten im Gebrauch der Pronomina, die geringe Schärfe der Beziehungen, die Unsicherheit im Gebrauch der Modi und der Tempora, ja selbst der Interpunktion, Fehler, die bis in die Prima hinein immer wieder zu bekämpfen sind. Da sind es logische Schwächen aller Art, besonders in der Verbindung der Gedanken; da sind vor allem Fehler im Inhalt und in der Anordnung, bei denen der Schüler sich gern vor dem überlegenen Geist des Lehrers beugt und die hier viel objektiveren Ausstellungen leicht als Fehler erkennt und in der Folge zu vermeiden sucht.

Das Gefühl der Subjektivität stört das Vertrauen; das Vertrauen zum Lehrer aber hebt die Arbeitsfreudigkeit des Schülers und zwar besonders beim deutschen Aufsatz, in dem der strebsame Schüler der oberen Klassen in ganz andrer Weise ein Kind seines geistigen Ichs sieht wie bei seinen übrigen schriftlichen Arbeiten.

Danzig. R. Stoewer.

Wider einen Paragraphen in der Ordnung der Reifeprüfung.

§ 7, Abs. 4 der geltenden Prüfungsordnung untersagt wie ihre Vorgängerinnen implicite die Benutzung irgend welcher Hilfsmittel bei der Anfertigung des deutschen Prüfungsaufsatzes, und so wird denn nach wie vor auch in der Praxis sicherlich durchweg diesem Verbot entsprochen. Nun ist ausgemacht, daß sehr viele, wenn nicht die meisten Themata für die Prüfungsarbeiten größeren Dichtungen, Dramen oder Epen, entnommen werden, sei es daß sie die Schilderung von Charakteren oder die Darstellung eines Ausschnittes der Handlung oder dieser selbst in ihrem gesamten Verlaufe verlangen. Derartige Themata überwiegen in den oberen Klassen auch bei den häuslichen Aufsätzen. In bezug auf die letzteren nimmt natürlich niemand Anstoß daran, daß der Schüler sich eigens zu diesem Zwecke trotz der vorangegangenen Klassenlektüre die ganze Dichtung oder die einschlägigen Teile derselben noch einmal durchlese. Im Gegenteil, es wird das sogar von ihm erwartet und

verlangt. Denn die aus einer einmaligen Klassenlektüre zurückgebliebenen Eindrücke können, wie gut sich der Lehrer auch auf seine Aufgabe verstanden haben mag, weder so sicher noch so umfänglich sein, daß der Schüler nun imstande wäre, über alle möglichen Themata aus dem Bereich der betr. Dichtung ex tempore eine Auskunft zu geben, die den berechtigten Ansprüchen an eine aufsatzmäßige Darstellung genügte, selbst dann nicht, wenn ihm, wie üblich, allerlei Hilfen in einer heuristischen Vorbesprechung geboten werden. Bescheidet man sich aber vollends nicht mit mäßigen Erfolgen, sondern benutzt gerade auch diese Aufsatzübungen, die Schüler zu einer einigermaßen erschöpfenden Behandlung der Aufgabe wie zur Verantwortlichkeit für jedes Wort, nicht zwar das aus ihrem Munde, wohl aber das aus ihrer Feder kommt, anzuleiten, so ist es natürlich nötig, sie vor allem auf ein abermaliges und möglichst eindringendes Quellenstudium in der vom Thema geforderten Ausdehnung zu verpflichten.

Wird das von jedermann als selbstverständlich angesehen werden, so finde ich es nun unzweckwidrig und unbillig zugleich, daß ihnen gerade in den entscheidungsvollen Stunden der Prüfung diese notwendigen und heilsamen Stützen entzogen werden. Erfahrungsmäßig leiden sehr viele Prüfungsaufsätze an Dürftigkeit und Unsicherheit des Stoffes, und diese Mängel lassen dann auch die etwa vorhandenen sonstigen Vorzüge des Verfassers, seine logische oder sprachlich - stilistische Gewandtheit, nicht recht zur Entfaltung kommen.

Jeder Lehrer, insbesondere der Geschichtslehrer, weiß, wie schwer es auch in den oberen Klassen seinen Schülern, selbst den tüchtigeren, wird, größere oder verwickeltere Gedankenreihen ohne seine Einhilfe zu wiederholen oder gar in freier Beweglichkeit mit ihnen zu operieren[1]). Sobald aber ihrem Gedächtnis oder Denken ein wenig nachgeholfen wird, geht es ganz gut oder doch leidlich. Oft genügt ein einziges Stichwort aus dem Munde des Lehrers, um eine neue Gedankenfolge auszulösen, auf die sie, sich selbst überlassen, trotz des nahen Zusammenhanges mit ihren eigenen gelungenen Ausführungen nicht wieder kommen wollten. Das ist auch weiter gar nicht verwunderlich. Die Schüler haben in ihrem jungen Leben noch zu wenig äußere und innere Erfahrungen gesammelt, als daß sie neue schwierigere Vorstellungsgruppen leicht apperzipieren und gleich sicher darüber verfügen könnten. Auch läßt ihnen das unselige, aber unvermeidliche Vielerlei ihrer Beschäftigung kaum Zeit und Kraft, ruhig und mit eigenem energischen Nachdenken bei den Dingen zu verweilen. Wenn das aber so ist, so übersteigt es offenbar

[1]) Natürlich ist unter jener Einhilfe beileibe nicht die höchst verwerfliche, aber nicht so ganz seltene Manier überflüssig häufiger Eingriffe des Lehrers in die ausführlicheren Antworten der Schüler verstanden.

ihre Kräfte, die große Mannigfaltigkeit und zugleich die innere Zusammengehörigkeit aller Elemente, aus denen jene umfangreichen dichterischen Schöpfungen bestehen, sich auf Grund einer einmaligen und noch dazu erstmaligen Klassenlektüre — zuweilen sogar auf Wochen hinaus — so gegenwärtig zu halten, wie es zu einer befriedigenden aufsatzmäßigen Auskunft erforderlich ist. Sollen sie also ohne Hilfe des Textes solche Auskünfte geben, so wäre kein anderer Rat, als Lektüre und Besprechung unmittelbar zuvor noch einmal zu wiederholen. Aber der Rat ist schlecht. Die Wiederholung dürfte sich offenbar nicht auf die für das heimlich gewählte Thema verwertbaren Teile und Gesichtspunkte beschränken. Denn dann brauchte die ohnehin feine Witterung unserer jungen Freunde gar nicht noch durch ihr dringendes Interesse geschärft zu werden, um mit einer unerwünschten Sicherheit hinter das drohende Thema zu kommen. Eine umfassende Wiederholung aber verbietet sich schon aus Gründen des guten Geschmacks: sie verstieße doch gegen das erste Gebot, das für die Behandlung aller Lektüre gilt, nämlich sie nicht unnötig in die Länge und Breite zu ziehen und damit die frische Empfänglichkeit der Hörer in Gleichgültigkeit, ja in Widerwillen zu verwandeln. Man kann und sollte gewiß Wallenstein oder Tasso oder Faust alle Jahre einmal lesen, aber mehrere Male unmittelbar hintereinander wird es keiner tun, der den Dichter nur genießen und nicht studieren will, am wenigsten ein Schüler, den vornehmlich noch der stoffliche Reiz der Dichtung fesselt. Also nach meiner Ansicht ergeben sich aus der hier bekämpften Bestimmung nur zwei mögliche Wirkungen: entweder müssen die Ansprüche an die Prüfungsaufsätze in bezug auf Ausgiebigkeit und Sicherheit des Inhalts mehr als gut ist ermäßigt werden, oder es wird dem Schüler — obendrein in den Nöten der Prüfungsstunde — mehr zugemutet, als er leisten kann und zu leisten braucht. Ich plädiere also für künftige Zulassung der Texte in der schriftlichen Prüfung. Man erlaube ihm, durch rasche Einblicke sich auf manches zu besinnen, was er wohl weiß, aber nicht gerade präsent hat. Die Gefahr, daß er sich bei diesem ersten Stadium seiner Aufsatzarbeit, der Stoffsammlung, verlieren und seine knappe Zeit mit zwecklosem Herumsuchen und Lesen im Text verzetteln könnte, halte ich nicht für so groß, da er durch böse Erfahrungen bei früheren Klassenaufsätzen gewarnt und gewitzigt sein wird. Und dann, er benutzt ja das ihm gewährte Hilfsmittel auf eigene Gefahr; seine eigene Schuld ist es, wenn es ihm zu einem Danaergeschenk wird. — Auch würde damit die Auswahl der Themata für die Prüfungsaufsätze erleichtert und erweitert werden; man hätte nicht mehr nötig, vorzugsweise die Behandlung größerer Stoffeinheiten, z. B. einen zusammenfassenden Bericht über mehrere oder gar alle Akte eines Dramas, aufzugeben.

Wollte aber jemand den angegriffenen Paragraphen damit verteidigen, daß er ihn für ein bequemes und ziemlich sicher wirkendes Präservativmittel ausgäbe, um den Schüler zu fleißiger Teilnahme an dem Lektüreunterricht zu zwingen, so wäre das doch ein befremdliches Argument. Wir Lehrer sind ja alle viel zu gutherzig, um ausgesucht in der schweren Stunde des Examens einen Schüler frühere Unterlassungssünden entgelten zu lassen und ihn als warnendes Exempel für die nachfolgenden Generationen zu verwenden. Und in jedem Fall gibt es ein viel wirksameres und dabei erfreuliches Mittel, jene Teilnahme, wo sie anfänglich vermißt wird, zu erwirken: bemühen wir uns nur, unsern Schülern das Verständnis einer Dichtung so weit — aber ja nicht weiter! — zu erschließen, bis sie jene tiefere Teilnahme sich selber erzwingt! Der Dichter macht es uns ja im Grunde so leicht, diesen glücklichen Punkt zu erreichen.

Rixdorf. H. Denicke.

Zur Reform des fremdsprachlichen Extemporales.

Trotzdem seit Jahren in bezug auf die Stellung und Wertschätzung des fremdsprachlichen Extemporales ohne Frage eine Wendung zum Bessern eingetreten ist, wollen doch die Klagen über dasselbe noch immer nicht verstummen. Es klagen darüber die Lehrer, die trotz allen Mühens und Übens häufig die oft erdrückende Zahl der Fehler mutlos machen will; es klagen darüber die Schüler, und zwar auch ganz talentvolle und fleißige, die aber leicht von Angst und Schüchternheit befallen werden und in einer solchen Verfassung nicht frei über ihr Wissen verfügen; es klagen darüber besonders die Eltern, die das Unglück haben, im Besitze von Söhnen zu sein, die nun einmal keine Extemporalmenschen sind. Ich glaube, daß es keine Einrichtung der Schule gibt, die in vielen Familien so verhaßt ist wie das Extemporale. Kein Wunder, wenn dieser durch die mühevollen, stundenlangen Vorbereitungen und vor allem durch den Ärger, trotz derselben zu keinem günstigen Resultate zu kommen, wöchentlich einige Tage vergällt werden. — Gottlob sind die Zeiten vorbei, in denen das Extemporale unumschränkt herrschte und keine Macht neben sich duldete. Das waren für alle diejenigen, die, ohne faul oder beschränkt zu sein, aus irgendwelchen Gründen es in den Klassenarbeiten nur selten bis zur Normalnummer brachten, schwere Zeiten. Mochten sie auch im mündlichen Unterricht ganz Gutes leisten, so war dies nach einer damals überwiegenden Ansicht doch nicht ausreichend, um mangelhafte Extemporalleistungen zu kompensieren. Es hat damals ohne Frage manche Lehrer gegeben, die bei der Feststellung der vierteljährlichen Zensuren die mündlichen Leistungen

überhaupt nicht in Betracht zogen, sondern einfach die Anzahl der in dem Vierteljahr in den Klassenarbeiten gemachten Fehler durch die Anzahl der Arbeiten dividierten und den sich ergebenden Quotienten als alleinigen Maßstab für die Leistungen des einzelnen Schülers gelten ließen. Zweifellos sind damals manche gar nicht dumme Knaben in ihrer Schulkarriere diesem Schematismus zum Opfer gefallen, in der Schule nicht weitergekommen und dadurch vielleicht in ihrer ganzen Zukunft geschädigt worden. Daß ganz tüchtige Leute, die in ihrer Jugend in der Schule solche Erfahrungen gemacht hatten, später nicht gerade mit besonderer Hochachtung von den höheren Schulen sprachen und so das Ansehen derselben sicherlich mehr und mehr litt, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung.

Dieser Absolutismus des Extemporales ist wohl für immer überwunden. Es hat aufgehört, Alleinherrscher zu sein; bei der Feststellung der Zeugnisse sprechen die mündlichen Leistungen ein gewichtiges Wort mit; aber trotzdem hat es meiner Meinung nach immer noch einen größeren Einfluß, als ihm zukommt. Es ist der Schule noch nicht gelungen, trotz aller Versicherungen das Elternhaus davon zu überzeugen, daß die Macht des Extemporales gebrochen ist. Hier glaubt man, und vielleicht auch noch in diesem oder jenem Falle mit Recht, daß trotz aller Verfügungen und Vorschriften das Extemporale immer noch der ausschlaggebende Faktor für das Weiterkommen auf der Schule ist. Und diese Ansicht wird man nicht eher beseitigen können, als bis die Behörden sich entschließen, mit dem ganzen System zu brechen. Das Wichtigste ist, daß die festen Termine für die Klassenarbeiten fortfallen. Solange mit einer gewissen Feierlichkeit für das ganze Quartal von vornherein festgestellt wird, an welchem Wochentage in diesem oder jenem Fache ein Extemporale zu liefern ist, wird dieses Eltern und Schülern stets als eine kleine Examensleistung erscheinen, die von größerer Bedeutung ist als die übrigen Leistungen. Diese Meinung findet dann noch eine Stütze in dem Umstande, daß zu den Extemporalien eine Wiederholung bestimmter Abschnitte aus Grammatik und Lektüre, die in der voraufgegangenen Woche im mündlichen Unterricht behandelt sind, den Schülern als Vorbereitung aufgegeben werden und so der Schein entsteht, daß nun durch das Extemporale das Fazit gezogen und endgültig festgestellt werden soll, ob der Schüler den behandelten Abschnitt zur Genüge beherrscht oder nicht. Diese Meinung gebiert fortzeugend nun die mancherlei Widerwärtigkeiten und Verstimmungen, die durch das Extemporale so manchen Familien bereitet werden. Wo kein Geld oder keine Gelegenheit zu besonderer Nachhilfe vorhanden ist, muß mancher von des Tages Last und Mühen abgehetzte Vater nun noch stundenlang mit dem mit dieser oder jener Sprache auf gespanntem Fuße stehenden Sohne die zum

Extemporale angegebenen Abschnitte von den verschiedensten Gesichtspunkten aus durcharbeiten, um als Lohn dafür nach einigen Tagen womöglich eine 4 oder 5 einzuheimsen, die oft durch Fehler veranlaßt sind, die der Junge bei ruhiger Überlegung mit Leichtigkeit vermieden haben würde. Es ist eine für mich feststehende, psychologische Tatsache, daß ein nicht geringer Prozentsatz der Fehler, die in den Extemporalien gemacht werden, nicht durch einen Mangel an Wissen, sondern durch einen Mangel an innerer Ruhe und Selbstbeherrschung hervorgerufen wird. Schon dieser Umstand sollte stutzig machen und vor zu großer Wertschätzung des Extemporales als eines Maßstabes für die Kenntnisse warnen. Man unterschätze die Konsequenzen dieser Tatsache nicht. Der Vater, der gewissenhaft mit seinem Sohne die Arbeit vorbereitet und sich fest davon überzeugt hat, daß dieser das angegebene Pensum nach jeder Richtung hin beherrscht, muß, wenn trotzdem Mißerfolg auf Mißerfolg sich häuft, mit Notwendigkeit zu der Ansicht kommen, daß die Art und Weise, wie in der Schule bei der Anfertigung des Extemporales verfahren und wie dasselbe beurteilt wird, verwerflich ist, oder er steht vor einem Rätsel, das seine gute Meinung von der Schule sicherlich nicht hebt. Der Schüler aber wird infolge der Mißerfolge, die trotz allen Fleißes sich immer wieder einstellen, die Lust verlieren. Er hat vielleicht von Hause aus den empfänglichsten Sinn für den Inhalt dessen, was in den sprachlichen Stunden gelesen wird, aber die schlechten Extemporalien verleiden ihm die Sprache und damit schließlich auch die Schriftsteller, die in dieser Sprache geschrieben haben und deren Gedanken ihn sonst vielleicht begeistern würden. Muß dies nun so sein? Ich glaube nicht; ich glaube, es ließe sich der gerügte Mißstand leicht beseitigen.

Das fremdsprachliche Extemporale darf nicht als eine Extraleistung angesehen werden, es ist vielmehr eine von den verschiedenen Übungen, die zur Festlegung des Sprachstoffes angestellt werden, nicht mehr und nicht weniger als jede andere dieser Übungen. Jede derartige Übung aber muß sich organisch aus dem Unterricht ergeben, sie darf nicht zu einer beliebigen Zeit angestellt werden, sondern immer erst dann, wenn nach dem ganzen Gang des Unterrichts ihre Zeit gekommen ist. Es ist nicht zu empfehlen, im lateinischen Unterricht der Sexta etwa am Montag die Behandlung der Zahlwörter zu beginnen und dieselbe dann am Dienstag durch ein Extemporale meinetwegen über die zweite Konjugation zu unterbrechen, Da fehlt zwischen den beiden Unterrichtsstunden jeglicher organische Zusammenhang, was doch ohne Zweifel methodisch zu verwerfen ist. Durch die festen Termine für die Extemporalien wird man aber fortgesetzt gezwungen, diesen methodischen Mißgriff zu begehen. Man kann nicht immer von einem Dienstag zum andern einen bestimmten Abschnitt erledigen, sondern wird häufig die Behandlung desselben

durch das vorgeschriebene Extemporale unterbrechen müssen. Das sollte nicht sein. Das Extemporale sollte als Schlußübung immer dann geschrieben werden, wenn ein abgeschlossenes Pensum, ein bestimmter Abschnitt im mündlichen Unterricht nach jeder Richtung besprochen, eingeübt und gelernt ist. Um auf das oben erwähnte Beispiel zurückzukommen, so sollten die Zahlwörter zuerst mündlich durch die verschiedenartigsten Übungen festgelegt werden und die Behandlung derselben mit einer kurzen Klassenarbeit über dieselben abschließen. Ich komme also zu dem Resultat, daß, wenn tatsächlich das Extemporale als eine den anderen Übungen des Unterrichts gleichwertige und nicht als eine Extraleistung anzusehen ist, die festen Termine für dasselbe methodisch unhaltbar sind. Es könnte ruhig eine bestimmte Anzahl solcher Arbeiten vorgeschrieben werden, aber der bestimmte Tag muß fallen. Es wundert mich, daß man diese Konsequenz einer veränderten Auffassung des Extemporales noch nicht gezogen hat. Sobald man sie in der Praxis ziehen würde, würde man Eltern und Schülern, aber auch den Lehrern einen großen Dienst erweisen. Sowie hier und da einmal eine mündliche Formübung angestellt wird, würde zu passender Zeit eine schriftliche Klassenarbeit geliefert, und diese Leistung würde dann dem Schüler als gar nichts Besonderes mehr erscheinen. Er weiß, daß auch diese Übungen kommen; wann sie aber in jedem einzelnen Fall von ihm verlangt wird, weiß er nicht und regt sich deshalb auch gar nicht darüber auf. Es wird dabei ja auch weiter nichts von ihm verlangt, als in einer schriftlichen Klassenarbeit nun das anzuwenden, was in den letzten Stunden eingeübt ist. Damit wäre das besondere Prestige, das das Extemporale heutzutage noch genießt, mit einem Schlage vernichtet und damit das Heer von Aufregung, Angst und Sorge, das es jetzt noch immer im Gefolge hat, in die Winde zerstreut. Ich bin überzeugt, daß man staunen würde über die besseren Resultate solcher Extemporalien, die ohne innere Unruhe und Aufregung angefertigt werden würden. Man übersehe nicht, daß damit auch jegliche häusliche Vorbereitung auf das Extemporale, die so mancherlei Schattenseiten hat, überflüssig werden würde.

Wenn man die Ergebnisse solcher unter keinerlei seelischem Druck angefertigter Extemporalien mit den Leistungen zusammenstellt, die der einzelne Schüler im mündlichen Unterricht aufweist, wird man, wie ich glaube, zu einer einigermaßen richtigen Beurteilung seines tatsächlichen Wissens gelangen. Nur durch möglichste Vermeidung jeglichen Schematismus kann man der Individualität des einzelnen Schülers näher kommen und seiner individuellen Eigenart gerecht werden. Das gilt auch in bezug auf das fremdsprachliche Extemporale, dem noch immer nicht seine Schrecken genommen sind.

Hannover. G. Budde.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Rhenius, Wo bleibt die Schulreform? Leipzig 1904, Felix Dietrich. 156 S. 8. 2,50 ℳ.

„Ein Weckruf an das Volk der Denker. Gewidmet der deutschen Jugend und ihrem Kaiser“. Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu? In der Tat, es handelt sich um etwas Großes; denn der Ruf, den Dr. Rhenius, Direktor der Landwirtschaftsschule mit Gymnasialklassen zu Samter in Posen, erschallen läßt, lautet in nuce: „Weg mit der klassischen Bildung!“

Nun, wir andern Humanisten trösten uns einstweilen mit dem Gedanken, Pallas Athene läßt uns nicht zittern. Immerhin verdankt das Volk der Denker einiges der dreihundertjährigen Pflege des klassischen Ideals. Einer der besten Söhne des deutschen Vaterlandes, Emanuel Geibel, sagt: „Doch von allen, die ich wähle, Schwichtigt mit erhabner Ruh Keiner mir so ganz die Seele, Hoher Sophokles, wie du“. Und die deutsche Jugend? Dieser Tage kamen die Primaner von Marienburg und Pr. Stargard nach Danzig, um König Ödipus zu hören, und am Gymnasium in Elbing ward Antigone aufgeführt. (Vgl. auch das Telegramm: Quod felix faustumque sit populo Americano.) Und Rhenius selber ziert das erste Kapitel seiner Schrift mit der Überschrift: Quieta non movere? Dringlich ist die Sache also nicht, und diese Zeitschrift kann füglich auf eine Abwehr der maßlosen Angriffe verzichten; es genügt, etliche leitende Gedanken des Verf.s anthologisch zusammenzustellen.

Also spricht Rhenius: „Das Ideal einer Verdummungsanstalt müßte verzweifelte Ähnlichkeit mit unsern heutigen Gymnasien haben. Die Verrücktheiten unserer heutigen Erziehungsweise ... das ist ja gerade der Jammer, daß sich unser graues Schulelend mit Naturnotwendigkeit forterbt ... Bei einer ehrlichen Prüfung entpuppt sich unsere vielgepriesene Bildung nur als Chinesentum im schlechtesten und lächerlichsten Sinne des Wortes ... Es ist natürlich sehr rührend und anerkennenswert, daß so viele alte Herren auftreten und bekennen: alles, was wir sind und haben und geworden sind, verdanken wir dem Gymnasium ... Ganz im Gegenteil! Jene Herren irren sich nur aus allzu großer Bescheidenheit. Alles, was sie sind, sind sie t r o t z des Gymnasiums.

Sie wären von Natur zu noch weit höheren Leistungen berufen und fähig gewesen, wenn nicht unsere unseligen Wahnvorstellungen von klassischer Bildung mit dem totsprachlichen Spuk ihre besten Geisteskräfte heillos verwüstet hätte... Unsere Lateinschulen sind einer der verhängnisvollsten Irrtümer der ganzen Weltgeschichte... Viele Juristen sind leider durch ihre ganze Vorbildung dem gesunden Menschenverstande so gründlich wie möglich entfremdet!.. Unser ganzer Schulbetrieb beruht eben nicht nur auf einem völligen Mißverständnis der menschlichen Seele und des Unterrichtszweckes, sondern auch auf einem gänzlichen Mißverstehen sämtlicher Wissenschaften... Latein und Griechisch gehört auf die Universität, Heilkunde und Rechtskunde auf die Schule... Angeblich sind unsere Gymnasien Erziehungsanstalten nach althellenischem Ideal. Fürwahr, ein haarsträubender Schwindel!... Das Turnen muß ein Hauptfach und Versetzungsfach werden..., so daß gute oder hervorragende Leistungen im Turnen schwache oder ungenügende Kenntnisse in andern Fächern aufwiegen können.

Man muß es nur gesehen haben, schaudernd miterlebt haben, das Gewimmel der Studenten auf den Universitäten... Welche entsetzliche Flachheit und Öde der ganzen Denkweise und Lebensweise! Tödlichste Langeweile ist der Grundton... Ihr Lebensideal heißt kurz: Suff und Spiel und Mädels die Menge... An dem Studententum wird vor allen Dingen das sogenannte Duellunwesen getadelt. Das aber ist gerade noch der einzige Lichtpunkt und das verhältnismäßig Vornehmste, was der Student betreibt. Allerdings ist der Zweikampf gesetzlich verboten, und dem Gesetz soll man sich fügen, bis es ordnungsmäßig aufgehoben ist. Eine ganz andere Frage aber ist es, ob dies Gesetz nicht ein grober gesetzgeberischer Fehler ist... Latein und Griechisch müssen um jeden Preis aus der Schule verschwinden, selbst wenn man vorzöge, keine neuen Lehrgegenstände dafür einzuführen... Heilkunde und Rechtskunde müßten auch dann eingeführt werden, wenn ihnen andere Fächer weichen müßten. Bei der Art, wie diese heute unterrichtet werden, wäre ihr Verlust nicht allzusehr zu beklagen, teilweise sogar zu begrüßen. Die Sprache ist durch und durch vernunftfeindlich. Wollte man sie und ihre genaue Betrachtung als Mittel zur Verdummung und Begriffsverwirrung benutzen, so ließe sich darüber reden. Nur die Landwirtschaftsschulen sind mit einer Sprache zufrieden und marschieren daher bei uns an der Spitze der Zivilisation.

Selbst in der Mathematik ist es mit dem Verstand nicht weit her. (Hier ist Rhenius laut Kunze Fachmann.) Das Kopfrechnen ist allgemein beliebt, aber so schädlich, daß es strengstens verboten werden sollte. Die niedere Mathematik ist nun

einmal ein wenig langweilig und sogar ein wenig stumpfsinnig... Die Konstruktionsaufgaben sollten strenge verboten werden; sie sind eine wertlose und zeitraubende Künstelei... Die darstellende Geometrie ist leider den Lehrern kaum dem Namen nach bekannt. Das Zeichnen muß ebenso wie das Turnen Hauptfach werden und das Singen auf den stolzen Thron hinaufsteigen, den jetzt die Grammatik einnimmt... Hätten wir Schulen, wo nur gezeichnet und geturnt würde, so wären diese unseren sämtlichen Schulen unendlich überlegen".

Doch es ist genug; nur ein paar Stilblüten will ich noch hinzufügen. Schon auf S. 3 heißt es „zum Teufel auch", und dieser alte Herr tritt noch mehrfach auf, z. B. S. 70. 106. 107. 111. „Es ist eine tolle Dummfrechheit, daß wir nicht Heuser, eußerlich, breutlich schreiben sollen... Man hört oft gottvolle Verteidigungsgründe, wenn es gilt, unsern unentschuldbaren Schulunterricht zu entschuldigen... Auch das geistig unverdauliche ist brechbar... Ochse, büffele bis Du schwarz wirst... Eine breite allgemeine Durchschnittsidiotie durchseucht unser Volk, so daß man ernstlich fragen muß, ob wir überhaupt noch das Recht haben, uns im höheren und edleren Sinne als ein Kulturvolk zu bezeichnen".

Dem so tief gesunkenen Volk der Denker bietet nun Dr. Rhenius die rettende Hand in seinem „Neu-Gymnasium", dessen Lehrplan zwar „eine fast beliebige Hinzumischung von Sprachen verträgt", in der Normalform aber so lautet:

Klasse	VI	V	IV	U III	O III	U II	O II	U I	O I	Sa.
1. Religion	2	2	2	2	2	2	2	2	2	18
2. Deutsch	6	6	6	6	6	6	6	6	6	54
3. Turnen	6	6	6	6	6	6	6	6	6	54
4. Erdkunde	2	2	2	2	2	2	2	2	2	18
5. Heilkunde	2	2	2	2	2	4	4	4	4	26
6. Rechtskunde....	2	2	2	2	2	4	4	4	4	26
7. Zeichnen......	2	2	2	2	2	2	2	2	2	18
8. Singen	2	2	2	2	2	2	2	2	2	18
9. Rechenkunst....	4	4	4	4	4	4	4	4	4	36
10. Naturkunde	—	2	2	2	2	2	2	2	2	16
11. Geschichte.....	—	—	2	2	2	2	2	2	2	14
12. Physik	—	—	—	2	2	2	2	2	2	12
13. Chemie	—	—	—	—	2	2	2	2	2	10
Summa	28	30	32	34	36	40	40	40	40	320

Die Frage: „Wo bleibt diese Schulreform?" ist nicht schwer zu beantworten: im Papierkorb.

Danzig. Carl Kruse.

Wilhelm Münch, Anmerkungen zum Text des Lebens. Dritte Auflage. Berlin 1904, Weidmannsche Buchhandlung. XV u. 223 S. gr. 8. geb. 4,60 *M*.

Von diesem stillen kleinen Buche haben Zeitschriften und Tagespresse seinerzeit wenig gesprochen und selbstverständlich bald geschwiegen: so der Anfang der Vorrede zur dritten Auflage. Auch in dieser Zeitschrift ist das Buch früher nicht angezeigt worden, und ich muß gestehen, daß es auch mir unbekannt geblieben ist. Es wird vielen Freunden des verehrten Verfassers ebenso ergangen sein, und darum ist es mir eine ganz besondere Freude, hier auf das Buch empfehlend hinzuweisen. Über die Wahl des Titels erhalten wir im Vorwort Aufschluß. „Anmerkungen setzen einen Text voraus, der gehaltvoll ist und nicht immer leicht verständlich. Und dazu einen Verfasser, der den Text durchdacht hat. Sie können aufdringlich sein, geschwätzig, matt und verstimmend, und die Zahl der Leser ist groß, welche ihr gutes Buch lieber mit eigenem Sinne lesen wollen und die Begleitbemerkungen am Fuß der Seiten oder am Schluß der Kapitels keines Einblicks würdigen . . . Ob diese Anmerkungen den Text des Lebens, der ja vor allen Augen aufgeschlagen liegt, wirklich hier und da besser verstehen lehren, oder ob sie mehr zu den aufdringlichen und leeren zu rechnen sind, muß sich zeigen. Aber einen Vorteil haben sie ohne Zweifel: daß der Buchtext, dem sie dienen wollen, wirklich gehaltvoll und reich ist und auch vieldeutig genug". — Es ist also nicht ein Buch in zusammenhängender, fortschreitender Betrachtung; es ist eine Sammlung von Einzelgedanken, zu denen die Welt in ihren mannigfachen Erscheinungen und Bewegungen den Anlaß gegeben hat; Aphorismen der Lebensweisheit; kurze Worte zur Aufklärung, zur Ermunterung, zum Troste, nebenher von dem reichen Baume der Erkenntnis des Verfassers zu den verschiedensten Zeiten abgefallen, hier aber von ihm, so gut es ging, geordnet und nach allgemeinen Gesichtspunkten zusammengestellt unter den Überschriften: Natur und Seelenleben, Kultur, Gesellschaft, Stände und Völker, Allerlei Menschliches, Nachlese. — Der Inhalt des Buches will nicht in fortlaufender Lektüre aufgenommen werden. In stillen Stunden der Muße werden die Betrachtungen, einzeln herausgerissen, vielen willkommen sein. Eine eingehende Übersicht über den Inhalt ist durch die Form des Ganzen ausgeschlossen, doch mögen einige herausgenommene Sätze eine Aussicht in den Geist eröffnen, aus dem das Ganze entsprungen. „Die menschliche Seele kann den Himmel nur in gewissen Stunden mit dem Fittich streifen, aber nicht darin gleichsam schon zur Miete wohnen — oder es ist dann eben der wirkliche Himmel nicht". „Es gibt noch heute Leute von vornehmer Geburt, welche die Kühle ihres Standes gegen die gesamte minderwertige Gesellschaft zu verbinden wissen mit

einer besonders warmen Frömmigkeit. Es ist, als ob sie sich in der Demut vor dem Unendlichen so besonders übten, um allem Endlichen gegenüber nichts der Demut Ähnliches vonnöten zu haben". „Wenn edelgeartete Naturen der Sünde erlegen sind, so werden sie traurig und milde; die gemeinen aber neigen dann zur Verhöhnung menschlicher Tugend". „Die allerschwerste Schmerzenslast muß freundlos getragen werden". „Die Menschen sollen Wohltaten schätzen nach dem, was sie ihnen wert sind; Gott mag sie wägen nach dem, was sie den Spendenden gekostet haben". „Wenn du eine neue Heimat dir gewonnen hast, mit der dein Sinnen und Streben ganz verwachsen ist, in der viel Freundschaft dich umgibt: kehre einmal wieder in das alte Land, höre die Kirchenuhr schlagen, sieh den Bach fließen und die Bäume im Winde wehen, stehe vor dem Hause, in dem du aufwuchsest — all dein Leben draußen erscheint dir wie ein wirrer Traum, aus dem du jetzt erwachest; hier nur wäre deine wahre Statt; hier nur Friede; du möchtest hier sterben". „Wie viele glauben das Ewige fest in Händen zu halten, in dem sie nur das ein bißchen Alte (bloß ein paar Jahrhunderte oder auch Jahrtausende Alte) hüten!" „Daß die Hochbejahrten wieder gleichsam unmündig werden, wußten wir längst. Aber es gibt noch andern, ähnlichen Rückkreislauf, und unser Zeitalter zeigt dergleichen in manchen Stücken. Eins davon ist, daß die nervösen Menschen der Überkulturstufe wieder so impulsiv geworden sind wie die Kinder".

So sei dies Buch voll Lebensweisheit freundlichst empfohlen. Ausstattnng, Papier und Druck sind vorzüglich.

Stettin. Anton Jonas.

A. Gille, Philosophisches Lesebuch in systematischer Anordnung. Halle a. S. 1904, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. VII u. 148 S. 8. geb. 2,50 ℳ.

Seitdem die neuen preußischen Lehrpläne von 1901 die Beschäftigung mit der Philosophie in der höheren Schule für wünschenswert erklärt und empfohlen haben, ist eine ganze Anzahl von Hilfsmitteln, die diesem Zwecke dienen sollen, erschienen, auch haben sich auf Anordnung der vorgesetzten Behörden mehrere preußische Direktorenversammlungen mit diesem Gegenstande beschäftigt, so die rheinische, sächsische, pommersche und posener des Jahres 1903. Auch das vorliegende Buch ist ein der Einführung der Schüler in die Philosophie dienendes Werk. Verfasser geht davon aus, „daß der Unterricht unserer höheren Schulen durch seine Lehrfächer, die in inhaltlicher und formaler Beziehung recht weit auseinander gehen, zu ganz verschiedenen Betrachtungen der Welt führe und somit völlig ungleichartige Weltbilder erzeuge, die störend und verwirrend nebeneinander bestehen". Da sei es denn die Aufgabe der

Philosophie, das Gemeinsame zu betonen und die zerstörte Einheit wiederherzustellen. Diesen Zweck will das Buch des Verf.s erfüllen, zugleich aber auch eine Brücke bilden zwischen dem Schulwissen und dem jenseit der Schule liegenden Streben, sei es auf wissenschaftlichem, sei es auf praktischem Gebiet. Es soll die Arbeit der Schule gewissermaßen philosophisch durchleuchtet und zu einem harmonischen Ganzen zusammengefaßt werden, wodurch die beste Propädeutik für jedes weitere Studium der Philosophie gegeben und denen, die gern über die letzten Gründe nachdenken, eine feste Stütze geboten werden könne, auf daß sie nicht kritiklos den lautgepriesenen Philosophen des Tages anheimfallen.

Diese von dem Verf. ausgesprochenen Grundsätze und Absichten mußten wir kurz angeben, um die Bedeutung seiner Arbeit recht würdigen zu können. Nach jenen Grundsätzen hat er den Stoff für sein Lesebuch ausgewählt und geordnet. Ausgeschlossen hat er Geschichte der Philosophie und Metaphysik, die er der Universität vorbehalten wissen will. Namentlich hinsichtlich der ersteren sind allerdings die Meinungen geteilt; auf dem Gymnasium kommt wenigstens einiges Wichtigere aus der Geschichte der Philosophie des Altertums gelegentlich der altsprachlichen Lektüre vor. Eine weitere Ausdehnung derselben und Fortführung möchten auch wir nicht für angebracht erachten.

Sicherlich ist das Streben des Verf.s zu billigen, die Probleme und Gedanken der Vergangenheit im Lichte der Gegenwart zu betrachten. Demjenigen, welcher weitere Studien machen will, werden die bei den einzelnen Aufsätzen gemachten genauen Quellenangaben erwünscht sein.

Die den vorzüglichsten philosophischen Schriftstellern entnommenen Aufsätze gliedern sich in 4 Hauptabschnitte: 1. Zur Erkenntnislehre und Logik, 2. Zur Psychologie, 3. Zur Rechts- und Staatsphilosophie, 4. Zur Ethik und Religionsphilosophie. Als Einleitung vorausgeschickt ist ein Aufsatz von E. Zeller, Über die Aufgabe der Philosophie und ihre Stellung zu den übrigen Wissenschaften. Diese Einleitung zieht die Grundlinien; die bezeichneten Abschnitte führen durch alle Kulturgebiete der Gegenwart; denn, wie Zeller sagt: „es gibt keinen Zweig menschlichen Wissens, dessen Wurzeln nicht in das Gebiet der Philosophie hinabreichten“, und „gerade die Philosophie ist es, welcher es vorzugsweise obliegt, diesen Zusammenhang aller Wissenschaften, dieses Verwachsensein aller mit allen zum Bewußtsein und zur Geltung zu bringen“. Der erste Hauptabschnitt hat drei Teile: I. Zur Erkenntnislehre der Kulturwissenschaften, II. Zur Erkenntnislehre der Naturwissenschaften und der Mathematik, III. zur Logik; der zweite umfaßt die Abschnitte: I. Einleitendes, II. Zur Psychologie des Erkennens, III. Zur Psychologie des

Fühlens, IV. Zur Psychologie des Wollens, V. Geist und Körper, Leib und Seele. Es ist ganz natürlich, daß diese beiden Abschnitte einen ganz besonders breiten Raum einnehmen. Man erkennt aber auch aus den kurzen Übersichten, wie eingehend die von dem Verf. gegebene Darstellung ist. Der erste Abschnitt bietet 24, der zweite 16 Aufsätze, die beiden letzten 4 bezw. 9. Die Aufsätze sind von einer leicht zu überschauenden Ausdehnung und in sich klar und übersichtlich geordnet. Der Herausgeber hat sie so ausgewählt, bezw. bearbeitet, daß sie sich dem Fassungsvermögen eines Primaners gut anpassen. Wenn hier und da einzelne Stellen und Sätze ausgelassen sind, so ist der Zusammenhang doch ganz klar und leichtverständlich. Unter den philosophischen Schriftstellern ist J. St. Mill 9mal vertreten, H. Paul 5mal, P. Volkmann 5mal, W. Wundt 3mal, H. Höffding 7mal, E. Zeller 5mal. Al. Bain 3mal, R. v. Ihering 4mal, F. Paulsen 3mal, J. Reinke 2mal, J. W. Nahlowsky 2mal, I. Kant 2mal, W. Dilthey, G. Rümelin, L. Busse, R. Lotze je einmal. Am Schlusse der Lesestücke finden sich Stellen aus Dichtern und Philosophen, welche kurz zusammenfassend den Inhalt derselben wiedergeben und eine Einprägung der wichtigsten Gedanken in das Gedächtnis erleichtern.

Alles in allem: wir haben in der Arbeit Gilles ein Buch vor uns, welches seinen Zweck zu erfüllen sehr geeignet ist. Schon manche früher erschienenen Lesebücher verfolgten einen ähnlichen Zweck, so das von P. Cauer und die „Musterstücke deutscher Prosa" des Berichterstatters. Sie haben sich allerdings das Ziel gesetzt, neben der philosophischen auch auf die literarische und stilistische Ausbildung hinzuwirken. Gilles Lesebuch bietet eine vortreffliche Auslese philosophischer Lektüre in systematischer Folge, welche dem vorgeschrittenen Schüler eine Durchwanderung der für ihn geeigneten philosophischen Gebiete in bequemer Weise ermöglicht.

Köslin. R. Jonas.

Rudolf Lehmann, Lehrbuch der philosophischen Propädeutik. Berlin 1905, Reuther & Reichard. VI u. 173 S. gr. 8. 3,60 *M*, geb. 4,50 *M*.

Rudolf Lehmann, Wege und Ziele der philosophischen Propädeutik. Berlin, 1905, Reuther & Reichard. 59 S. gr. 8. 1,20 *M*. (Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie, herausgegeben von Ziegler und Ziehen. VIII 1.)

Das Thema des philosophisch-propädeutischen Unterrichts steht seit den Lehrplänen von 1901 im Mittelpunkt des Interesses. Nicht weniger als vier Direktorenkonferenzen (Rheinprovinz, Sachsen, Pommern, Posen; auch Schleswig-Holstein hat die Frage gestreift) haben sich 1903 damit befaßt und sind in

folgenden fünf Punkten zu einem ziemlich übereinstimmenden Ergebnis gekommen: 1. Es ist die Pflicht der höheren Schulen, durch propädeutischen Unterricht in die Grundlagen der Logik und Psychologie einzuführen. 2. Die einzelnen Fächer (neben Deutsch der altsprachliche, naturwissenschaftliche, mathematische, Religions- und Geschichtsunterricht) müssen sich nach Maßgabe ihres Stoffes daran beteiligen, namentlich der deutsche Unterricht in zusammenfassender und auf einheitliche Anschauung hinarbeitender Behandlung auf der Oberstufe. 3. Geboten ist Freiheit der Bewegung, auch hinsichtlich des Zeitmaßes. 4. Die Benutzung eines Leitfadens ist zu empfehlen. 5. Ein gesonderter Betrieb der Geschichte der Philosophie, Ästhetik, Ethik, Erkenntnislehre, Methodologie ist nicht nötig und nicht ratsam. — Zu diesen Verhandlungen der Direktorenkonferenzen kommt eine äußerst umfangreiche Literatur in namhaften Zeitschriften, Programmabhandlungen, Monographien (vgl. Rethwisch, Jahresberichte XVIII, 1904, als Anhang zur Literatur des deutschen Unterrichtes, und R. Lehmanns 'Wege' S. 58 f.). Endlich haben uns die letzten Jahre auch recht tüchtige Lehrbücher der Propädeutik geschenkt, u. a. diejenigen von A. Höfler (1903), Schulte-Tigges (1898), Leuchtenberger (1899), Jonas und O. Willmann (1904). Hierzu kommt das vorliegende von R. Lehmann, welches soeben (1905) die Presse verlassen hat.

Welchem dieser Lehrbücher soll man den Vorzug geben, welches als d a s Lehrbuch für philosophische Propädeutik bezeichnen? Diese Frage kann bei der Bedeutung solcher vortrefflichen Fachmänner kaum entschieden werden: jeder bewahrt auch seine Eigenart, geht selbständig seinen Weg und verfolgt seine besonderen Ziele, und so erkennt man bald, daß diese tüchtigen Lehrbücher sich vielfach ergänzen. Höfler, der Vertreter der auf relativ höchster Stufe stehenden österreichischen propädeutischen Unterrichtspraxis, strebt eine systematische Vollständigkeit an, die über die Bedürfnisse des preußischen propädeutischen Unterrichtes zur Zeit noch hinausgeht; Schulte-Tigges baut in geschlossener Methode die Propädeutik ausschließlich auf den naturwissenschaftlichen Unterricht auf (wobei vortreffliche Beispiele aus diesem Fache geboten werden); O. Willmann bringt zahlreiche anschauliche Beispiele aus der Lektüre, Zitate und historische Angaben, entspricht dadurch dem Bildungsgange des Primaners und verfährt überall praktisch und anregend; Leuchtenberger weiß die Hauptprobleme in durchaus gemeinverständlicher und anziehender Weise klar zu machen; Jonas' Grundzüge sind zwar sehr knapp, aber recht übersichtlich und viel gebraucht, weil sie ein Diktat ersparen. Das neueste L e h r b u c h v o n R u d o l f L e h m a n n erweckt als das Werk einer anerkannten Autorität auf dem Gebiete des deutschen Unterrichts von vornherein das größte Interesse, die höchste Erwartung. Und diese

wird, um es gleich vorauszuschicken, in jeder Weise erfüllt. Um dem Buche gerecht zu werden und seine Eigenart würdigen zu können, muß man die Ziele des Verfassers kennen, welche in der Schrift N. 2 (s. o.) ausführlich angegeben sind. Letztere beantwortet zunächst die Frage „Philosophischer Unterricht oder Unterricht in der Philosophie?“ dahin, daß beides nötig sei, einerseits die „Allgegenwart der Philosophie“ in allen wissenschaftlichen Unterrichtsfächern mindestens der Prima, ein „zentripetales“ Zusammenfassen zu einheitlicher Welt- und Lebensanschauung, zu philosophischem Denken (was eine innere Reform des gesamten gelehrten Unterrichts bedeute), anderseits ein gesonderter propädeutischer Unterricht als selbständiges Fach, getrennt vom Deutschen, mit zwei Wochenstunden in den beiden obersten Klassen. Ein zweiter Abschnitt entwickelt recht praktische Vorschläge für Verbesserung der philosophischen Vorbildung für Oberlehrer, welche eine weitgehende Erwägung der Unterrichtsverwaltung verdienen. Von dem Gedanken ausgehend, daß die Bestimmungen der jetzigen Prüfungsordnung in dieser Hinsicht zu weit und zu unbestimmt seien, regt Lehmann an, in den Anforderungen an die Kandidaten einen Zusammenhang zwischen den philosophischen Studien des einzelnen und seinen Fachstudien herzustellen und behufs Erreichung der geforderten Fähigkeit zu klarer Auffassung philosophischer Fragen an die Spezialfächer eines jeden anzuknüpfen und sich auf die mit diesen zusammenhängenden philosophischen Gebiete zu beschränken, bei Mathematikern und Physikern auf Erkenntnistheorie und Naturphilosophie, bei Sprachforschern auf Logik und Sprachphilosophie, bei Literarhistorikern auf ästhetische Fragen, bei Historikern auf Geschichtsphilosophie. Ebenso sollte es sein hinsichtlich der Kenntnisse der Kandidaten in der Geschichte der Philosophie. Daneben sei von jedem die Kenntnis der Hauptpunkte der Psychologie, der Methoden- und Wissenschaftslehre zu fordern, im ganzen aber mehr Gewicht auf intensive, als extensive philosophische Bildung zu legen. Auch in bezug auf eine planmäßigere philosophische Ausbildung der Studenten in Vorbereitungskursen, Proseminaren, Seminaren schlägt der Verfasser manche beachtenswerten Verbesserungen vor. Der 3. Abschnitt bespricht eingehend, was die einzelnen Lehrfächer, wenn in ihnen im philosophischen Sinne unterrichtet wird, beitragen können zu einer vorbereitenden Einführung in philosophische Fragen, z. B. Grammatik und Mathematik (Logik), Naturwissenschaft (Physiologie und Methodenlehre), Geschichte und Religion (Psychologie des Willenslebens, Ethik), Lektüre (Ethik und Ästhetik). Aber ein solcher „philosophischer Unterricht“ sei immer nur Vorbereitung, kein Ersatz für den „Unterricht in der Philosophie“, welcher im 4. Abschnitt erörtert wird. Dieser ist insofern der wichtigste, da er den Standpunkt Leh-

manns begründet, also gewissermaßen das Vorwort zu seinem Lehrbuch bildet. Und des Verfassers Standpunkt ist nicht mehr derselbe, welcher den Fachmännern aus dem Schlußabschnitt des Buches „Der deutsche Unterricht“ bekannt ist. Lehmann erklärt ehrlich, er habe seitdem seine Anschauungen auf Grund weiterer praktischer Erfahrung teilweise geändert und seine jetzigen Ansichten im 9. Kapitel seines Buches „Erziehung und Erzieher“ (1901) sowie in obiger Schrift niedergelegt. Das letzte Ziel des propädeutischen Unterrichts sei nicht ein bestimmtes philosophisches System, nicht dogmatische Systematik, sondern es gipfele darin, eine philosophische Weltanschauung zu gewinnen und zu begründen, d. h. eine einheitliche Wertung der Welt und des Lebens. Seine Aufgabe sei also, 1) den inneren Zusammenhang der Probleme darzulegen, 2) zu zeigen, auf welchem Wege die wissenschaftliche Forschung im einzelnen, das philosophische Denken im ganzen diesem Zwecke zustrebt, d. i. die Einheit der wissenschaftlichen Methode auf den verschiedensten Gebieten zum Bewußtsein zu bringen. Hinsichtlich des Umfanges seien die Erkenntnistheorie und die Geschichte der Philosophie auszuscheiden, also nur Logik, Psychologie, Ethik, Ästhetik zu behandeln. Die Methode könne ausgehen von konkreten Fragen in Anknüpfung an Ergebnisse und Kenntnisse aus den wissenschaftlichen Einzelfächern und könne auch stets in Fühlung mit ihnen bleiben (Sammlung von Übungsbeispielen), müsse aber dann doch dem überlieferten systematischen Gange der Logik und Psychologie folgen, um ein klares Gesamtbild zu geben. Für den äußeren Gang des Unterrichts sei die sokratische Methode geboten; denn die Kunst der Propädeutik sei die Kunst der Fragestellung, durch die der Schüler zum Selbstfinden angeleitet werde. Behufs Einprägung des festen Bestandes der positiven und allgemein anerkannten Ergebnisse sei ein Lehrbuch erforderlich, welches dem Lehrer eine Richtschnur gebe, im übrigen aber Freiheit lasse, welches weder zu ausfürlich noch zu knapp sei, die Berührungspunkte mit den Einzelwissenschaften kennzeichne und auf einheitlichen methodischen Gesichtspunkten fuße.

Der Kundige wird leicht erkennen, daß diese Grundsätze Lehmanns sich im ganzen mit den angeführten Resultaten der Direktorenkonferenzen decken. Der Verfasser hat diese Gesichtspunkte in seinem Lehrbuche gewissenhaft beachtet und durchgeführt.

Dasselbe erörtert in seinem 1. Teile, den Grundzügen der Logik, ihr Wesen und ihre Bedeutung, Begriff und Urteil, die Lehre vom Schluß, die Methoden- und Wissenschaftslehre. Der 2. Teil entwickelt die Grundzüge der Psychologie, d. h. die Grundlagen und Probleme, Entstehung und Verlauf der Vorstellungen, Gefühls- und Willensleben, der 3. Teil die Grund-

begriffe der Ethik, der 4. Teil bringt eine Einführung in die Ästhetik. Wenn wir noch Wünsche für die folgenden Auflagen äußern sollten, so wären es die, im Anhang ein Sachregister sowie im Text die (etymologische) Wort- und Sacherklärung der hauptsächlichen philosophischen Begriffe hinzuzufügen, die Anordnung des Stoffes auch durch stärkeren Druck der letzteren und der Stichworte noch übersichtlicher zu gestalten und die Zahl der Beispiele aus den Einzelfächern des Schulunterrichts, besonders aus Lektüre und Naturwissenschaft, zu vermehren. Wir fassen unser Urteil dahin zusammen: Rudolf Lehmanns Philosophische Propädeutik ist ein ganzes Werk, entstanden aus der mehrjährigen Praxis eines sehr geschätzten Schulmannes und Universitätsdozenten, bestimmt für die Praxis der höheren Schule und der Hochschule. Unter absichtlicher Vermeidung systematischer Vollständigkeit verfährt es überall streng methodisch (induktiv) und steht in jeder Beziehung auf wissenschaftlicher Höhe. Das Buch ist eine höchst beachtenswerte Erscheinung der Fachliteratur und kann für den Unterricht in Schule und Universität sowie zur Selbstbelehrung auf das wärmste empfohlen werden, um so mehr, da sein Ausdruck klar, anschaulich und verständlich und seine Methode bereits vom Verfasser praktisch erprobt ist. Möge es weiteste Verbreitung finden und zur Vertiefung des philosophischen Unterrichts in verdientem Maße beitragen!

Stendal. Arnold Zehme.

Paul Siebert, Kirchengeschichte für höhere Schulen. Leipzig und Berlin 1904, B. G. Teubner. II u. 142 S. gr. 8. 1,60 M.

Das vorliegende Buch behandelt den kirchengeschichtlichen Lehrstoff in drei Abteilungen: die Zeiten des alten Katholizismus, die Zeiten des römischen Katholizismus und die Kirche seit der Reformation. Angeschlossen ist ein Anhang, welcher die die altkirchlichen Symbole und die ersten 21 Artikel der Confessio Augustana in lateinischem und deutschem Texte enthält. Die Anordnung des Stoffes ist im allgemeinen klar und zweckmäßig. Nach einer kurzen Übersicht über die Schicksale der Apostel und des Jakobus des Gerechten, in welcher auch der Hinweis auf legendenhafte Überlieferungen nicht fehlt, werden in der ersten Abteilung die Christenverfolgungen, der Sieg des Christentums im Römischen Reiche, der Gottesdienst, das sittliche Leben und die Begründung des Mönchtums, die Verfassung und die Entstehung des Papsttums, die christliche Lehre im Zeitalter der Apologetik, der arianische Streit und die ökumenischen Konzilien und endlich Augustins Leben und Lehre behandelt. Man sieht, daß bei dieser Anordnung der Verfasser von den äußeren Verhältnissen der alten Kirche sich immer mehr zu deren Innenleben wendet.

indem er zuerst die Stellung der Christenheit zum Römischen Reiche, dann den Gottesdienst, die Lebensführung der alten Christen und die ältesten Verfassungsformen und endlich die geistigen Bewegungen und Kämpfe innerhalb der Kirche und mit ihren Gegnern bespricht. Dem Texte sind zahlreiche Anmerkungen beigegeben, welche kurze Quellenzitate enthalten oder dem Schüler unbekannte Ausdrücke erklären oder Hinweise auf moderne Literaturwerke geben, die dem Schüler zugänglich sind. Unter diesen Hinweisen will ich besonders hervorheben den auf das Griechische Lesebuch von Wilamowitz, das in dieser ersten Abteilung dreimal angezogen wird. Wenn der Verfasser wünscht, daß sein Buch auch an Realgymnasien und Oberrealschulen gebraucht werden soll — und die Fassung des Titels läßt annehmen, daß er diesen Wunsch hegt —, so ist für eine zweite Auflage vielleicht eine Verdeutschung der zahlreichen griechischen und lateinischen Anmerkungen angebracht; sie wird dem Lehrer eine ganze Menge Zeit ersparen. Im übrigen sind die Quellencitate sowie die in den Anmerkungen gegebenen Erläuterungen durch geschickte Auswahl und Fassung ausgezeichnet, wie denn überhaupt die Darstellung durch ihre Knappheit und Klarheit einen trefflichen Eindruck macht. Alles, was für den behandelten Abschnitt der Kirchengeschichte von wesentlicher Bedeutung ist, findet sich im vollen Umfange vor, auch sind die inneren Zusammenhänge überall in trefflicher Weise zur Darstellung gebracht. Als zweckmäßig könnte es vielleicht erscheinen, wenn der Abschnitt über die Entstehung des Papsttums aus dieser Abteilung in die nächste versetzt und mit der dort gegebenen Geschichte der Entwicklung der päpstlichen Herrschaft verbunden würde. Nach meiner Erfahrung möchte ich diese Veränderung der Disposition dem Verfasser zur Erwägung geben und lebhaft empfehlen; die Sache wird dadurch übersichtlicher.

Die zweite Abteilung bespricht zuerst die christliche Mission unter den germanischen Stämmen und den Slawen, dann die Entwicklung des Papsttums von seiner engen Verbindung mit dem fränkischen Königtum an bis zur Schwelle der Reformationszeit, ferner das mittelalterliche Mönchtum, die Scholastik, die Lehre von den Sakramenten, die Mystik, den Gottesdienst, die Reformatoren vor der Reformation und endlich den Humanismus. Die Vorzüge, welche ich an der ersten Abteilung hervorgehoben habe, kommen auch dieser zu; nur möchte ich ein paar Bedenken hinsichtlich der Anordnung des Stoffes geltend machen. Daß es mir praktisch erscheint, die Entstehung des Papsttums mit dessen Geschichte im Mittelalter zu verbinden, habe ich schon oben gesagt, und denselben Gesichtspunkt möchte ich betreffs der Entstehung des Mönchtums betonen. Ferner glaube ich, daß es im Interesse der Übersichtlichkeit besser ist, die Abschnitte, welche die Lehre von den Sakramenten und den Gottesdienst behandeln,

zusammenzuziehen und damit auch eine Übersicht über die Schäden zu verbinden, welche die Allgewalt des mittelalterlichen Papsttums im Gefolge hatte und die sich in dem finanziellen Aussaugungssystem einerseits, in der Auflösung der kirchlichen Zucht andrerseits zeigen. Ob man diese Auseinandersetzungen einschiebt, wenn man zur Besprechung der Reformkonzilien kommt, oder im Zusammenhang mit der Darstellung der Scholastik oder endlich als eine selbständige Übersicht, mit welcher man den Übergang von der mittelalterlichen Kirchengeschichte zur Darstellung der Reformation bewerkstelligt, das erscheint mir gleichgültig; für das zweckmäßigste halte ich auf Grund meiner Erfahrungen das zuletzt vorgeschlagene Verfahren.

Den größten Umfang hat die dritte Abteilung; sie nimmt einen größeren Raum ein als die beiden ersten zusammengenommen. Zwölf von den 27 Kapiteln dieser Abteilung beschäftigen sich mit der Reformation in Deutschland und der Schweiz, während Kapitel 15 die Kämpfe zwischen Protestantismus und Katholizismus in den außerdeutschen Ländern darstellt. Man sieht daraus, daß dieser Gegenstand fast die Hälfte des in dieser Abteilung Dargebotenen umfaßt, und wenn man dazu rechnet, daß noch vier Kapitel auf die Restauration der römischen Kirche, auf die Jesuiten, den französischen Katholizismus unter Ludwig XIV. und auf die Gegenreformation in Deutschland entfallen, so erhellt daraus, einen wie breiten Raum der Verfasser diesen Verhältnissen in seinem Buche einräumt. Es kommen darüber aber auch die andern Gebiete, welche in der neueren Kirchengeschichte zu behandeln sind, wie der Pietismus, die Aufklärung, die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert, die Union und die Bestrebungen für eine evangelische Kirchenverfassung, die Entwicklung der römischen Kirche im 19. Jahrhundert, die protestantischen Sekten und das freie Vereinswesen der evangelischen Kirche nicht zu kurz. Den Schluß macht eine dankenswerte Übersicht über das evangelische Kirchenlied. Auch in dieser Abteilung ist die Klarheit und Schärfe des Ausdruckes, das besonnene Maßhalten in der Auswahl des Stoffes, die geschickte Disponierung, das ruhige und maßvolle Urteil und dabei doch das freudige Eintreten für die evangelische Sache zu loben. Ich stehe deshalb nicht an, diese „Kirchengeschichte“ für eins der besten, ja vielleicht für das beste und brauchbarste von allen derartigen Lehrbüchern, die in der letzten Zeit zum Gebrauch in unseren höheren Schulen geschrieben und mir bekannt geworden sind, zu erklären.

Wenn ich trotzdem noch eine Reihe von Ausstellungen an ihm mache, so geschieht das, damit bei einer zweiten Auflage, die das treffliche Buch hoffentlich bald erlebt, diese Anstöße beseitigt werden. Der Satz: Gerade die besten Kaiser, welche dem Volke die Religion erhalten wollten, schritten gegen sie ein“ (S. 3

Z. 8 f.) würde besser zu dem Punkte 1a desselben Kapitels gesetzt. Ebenda wird das Vorgehen gegen die Christen bis auf Decius als einzelne Ausbrüche des Volksfanatismus, von Decius an aber als allgemeine und planmäßige Verfolgungen bezeichnet. Das trifft doch das Wesen des Gegensatzes zwischen dem Verfahren vor und nach Decius nicht. Denn Ausbrüche des Volksfanatismus hat es auch in der Periode seit Decius gegeben, und an Planmäßigkeit hat es doch auch den Verfolgungen unter Trajan und Mark Aurel nicht gefehlt. Der Unterschied wird daher wohl richtiger durch die Attribute „teilweis" und „allgemein" bezeichnet. Die Überlieferung, daß Leo I. Attila bewogen habe, am Po umzukehren, ist doch nicht so ohne weiteres sicher; mindestens darf man annehmen, daß andere Ursachen auf Attila weit mächtiger eingewirkt haben (S. 15). Die Angeln und Sachsen sind nicht erst 449 nach Britannien gekommen, sondern ihre Züge erstrecken sich über Jahrzehnte und erreichen um die Mitte des 5. Jahrhunderts ihr Ende (S. 26). Der Satz auf S. 29, daß Albrecht der Bär die Nordmark dem Deutschtum und dem Christentum erschlossen habe, wird richtig, wenn man für Nordmark setzt Mark Brandenburg. Der von Nikolaus I. gedemütigte Lothar war nicht König von Frankreich, sondern von Mittelfranken (S. 31). Ebenso ist Gerbert von Rheims irriger Weise als deutscher Papst bezeichnet; er war doch aber ein Franzose. Die Anschauung, daß Heinrich III. das deutsche Königtum auf den Höhepunkt seiner Macht geführt habe, darf heut als überwunden gelten (S. 32). Dort scheint auch nach dem Zusammenhang mit dem Papste, in dessen Armen Heinrich III. starb, Leo IX. gemeint zu sein, doch war es Viktor II. Wäre die Überschrift von Kapitel 3 der zweiten Abteilung nicht etwa abzuändern und einfach zu formulieren: „Der Investiturstreit"? Ob Hildebrand der Sohn eines Zimmermanns und Mönch von Cluny gewesen ist, darf mindestens als zweifelhaft gelten (S. 32). Mit dem Tode Gregors VII. hat der zwischen Königtum und Papsttum ausgebrochene Streit durchaus nicht ein vorläufiges Ende erreicht, sondern seine nächsten Nachfolger setzten ihn mit gleicher Heftigkeit fort (S. 33). Der Ausdruck Diözesanen auf derselben Seite unten ist nicht verständlich; dafür stände besser: Domkapitel. Wenn in einem kirchengeschichtlichen Hilfsbuche erwähnt wird, daß am Ende der Waldenserkriege Simon von Montfort das Land des Grafen Raimund von Toulouse erhielt, dann hätte erst recht gesagt werden sollen, daß die Päpste damals Avignon erhielten; denn das ist kirchengeschichtlich sicherlich wichtiger (S. 36). Warum wird Bonifatius VIII. der letzte theokratische Papst genannt? Tragen die Päpste nach ihrer und ihrer Anhänger Meinung diesen Charakter nicht auch heute noch (S. 37)? Nicht alle Franziskaner hielten es mit Ludwig dem Baiern (S. 38), sondern nur die strengere Richtung unter ihnen. Auf S. 46 ist

davon die Rede, daß die Summa theologiae des Thomas von Aquino noch heute dem Unterricht in der Glaubenslehre in der katholischen Kirche zugrunde gelegt wurde, und dann heißt es weiter: „und erst Leo XIII. usw. Dieses „erst" ist nicht verständlich und wäre durch „auch" zu ersetzen. Ist Reuchlin wirklich der Hauptverfasser der Epistulae obscurorum virorum (S. 58)? Es ist nicht überflüssig, neben dem Reservatum ecclesiasticum auch die Deklaration zu erwähnen; denn sie hat in den Kämpfen während der Zeit der Gegenreformation eine nahezu ebenso wichtige Rolle gespielt wie jene. Die Deutung des Namens der Hugenotten durch Eidgenossen bedarf wohl eines einschränkenden Zusatzes; denn unbedingt sicher ist sie nicht. S. 88, Z. 14 muß Nationalversammlung stehen statt Nrtionalkonvent.

Der Druck zeichnet sich durch Korrektheit aus. Als Druckfehler sind mir nur aufgefallen S. 83 Z. 14 v. o. Paul III. statt IV., S. 88 Z. 4 u. 26 v. o. die Zahlen 1589 und 1524, welche 1598 und 1534 heißen müssen, und S. 100 Z. 13 v. u. die Vernunft innerhalb der Grenzen usw.

Der Verfasser hegt die Hoffnung, daß durch die Aufnahme der drei alten Symbole und der ersten 21 Artikel der Confessio Augustana sein Buch für den gesamten Religionsunterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten ausreichen wird. Ob diese Ansicht von allen Fachgenossen geteilt wird, ist mir zweifelhaft. Ich persönlich teile sie; denn ich glaube, daß es kein Verfasser eines Leitfadens mit der Darbietung eines Abrisses der Glaubens- und Sittenlehre allen Religionslehrern in der Prima recht machen kann, und daß es deshalb besser ist, derartige Abrisse aus unsern Schulbüchern ganz wegzulassen. Für die Bibellektüre in den Oberklassen aber bedarf es erst recht keiner besonderen Unterstützung durch den Leitfaden.

Die Ausstattung des Buches ist gut und macht der Verlagshandlung Ehre. Der Preis ist angemessen. So kann denn das Buch in jeder Beziehung lebhaft empfohlen werden.

Halle a. S. Otto Genest.

J. Erbach und V. Steinecke, Biblische Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament. Mit einer farbigen Karte von Palästina und 18 Landschaftsbildern. Ausgabe A für höhere Schulen. Essen 1904, G. D. Baedeker. VI u. 199 S. 8. geb. 1 ℳ.

Diese neue „Biblische Geschichte" schließt sich in der Auswahl des Stoffes im allgemeinen den bereits vorhandenen „Biblischen Geschichten" an. In den Überschriften finden sich einige Abweichungen, die durchaus zu billigen sind. So wird in Nr. 4 die Geschichte von Kain und Abel „Der Sünde Fortgang" betitelt. Ebenso zutreffend sind die Überschriften in Nr. 15 und 19: Jakobs bezw. Josephs Leidensschule. Die Sprache ist die biblische, einfach und klar. Wenn es S. 1 heißt: „aber der

Geist Gottes schwebte auf dem Wasser“ statt des herkömmlichen „und“, so kann man ohne weiteres beistimmen. Der Anhang enthält eine recht brauchbare Darstellung des „Heiligen Landes“, wobei die Höhe der Berge durch den Vergleich mit bekannten deutschen Bergen der Vorstellung des Schülers nahegebracht wird. Ein kurzer Abschnitt führt dann in die Heilige Schrift ein. Dabei konnte der Hinweis auf die Haupteigenschaften der Bibel (S. 192) m. E. wegbleiben, da die Jugend mit diesen Abstraktis auf „heit“ und „keit“ wenig anzufangen weiß. Ebenso scheinen mir die vielumstrittenen Angaben über Lukas und das Evangelium des Johannes (S. 195) mindestens überflüssig. Von solchen Dingen in den Lehrbüchern jetzt noch so bestimmt zu sprechen, als wären es zweifellose Wahrheiten, ist pädagogisch sehr bedenklich. Die letzten Abschnitte behandeln das Kirchenjahr und die Ordnung des Gottesdienstes.

Die zahlreichen Abbildungen sind durchaus geeignet, das geographische und kulturgeschichtliche Verständnis zu fördern. Erwägt man ferner die gute äußere Ausstattung, so ist das Buch sehr preiswert zu nennen.

Durch ein Versehen sind bei der Angabe des Inhalts die einzelnen Abschnitte unter D. E. F. G. statt unter C. D. E. F. angegeben (S. VI).

Görlitz. A. Bienwald.

M. Keller und F. Neidhardt, Lese- und Sprachheft in Schreibschrift. Lehrerheft verbunden mit dem Schülerheft. Zweites Schuljahr. Leipzig 1904, Dürrsche Buchhandlung. 34 u. 10 S. 4. 0,60 *M.*

Die kleine Schrift will die Erfahrungen und Grundsätze von Lay (Führer durch den Rechtschreibunterricht), Hildebrand (Vom deutschen Sprachunterrichte) und Kaeding (Häufigkeitswörterbuch der deutschen Sprache) für den in Betracht kommenden Teil des Elementarunterrichtes zu praktischer Verwertung bringen. Indem ihre Verfasser für die Einführung in die Rechtschreibung sich an die psychologische Methode des Erstgenannten halten, sprechen sie sich dagegen aus, daß man sich dabei allzu eng an den Sachunterricht anschließe, der anderen Grundsätzen zu folgen habe. Vielmehr empfehlen sie eine Anlehnung an das Lesebuch. Sie haben diesem ihrem Versuche einige Lesestücke aus dem in Leipzig für die betreffende Stufe eingeführten deutschen Lesebuche zugrunde gelegt, die im ersten Teile des Schülerheftes in Schreibschrift vorgeführt werden, und für deren Benutzung seitens des Lehrers der beigegebene Gebrauchsschlüssel nicht übersehen werden darf. Sie bringen den Schüler in den sicheren Besitz von 280 Wörtern, die zu denen gehören, welche am häufigsten in unserer Sprache vorkommen. Denn darauf

richten die Verf. ihr Augenmerk, daß der Schüler diejenigen Wörter richtig schreiben könne, die ihm in eigener mündlicher und schriftlicher Darstellung am geläufigsten sind. Die Mitteilungen, die sie in dieser Beziehung nach Kaeding auf S. 20 ff ihres Versuches machen, verdienen Beachtung. So verweisen sie z. B. Wörter mit Doppelvokal auf eine höhere Stufe, die das ausnahmsweise Vorkommende zu berücksichtigen hat, und erinnern ebensowohl an Kehrs Ausspruch, daß ein Kind viel gewonnen habe, wenn es 10 Lesestücke fehlerfrei niederzuschreiben vermag, wie an Herman Schillers Bedenken, ob man nicht durch die gewöhnlich geübte Art des Diktats orthographische Fehler bei den Schülern vielmehr hervorrufe, statt sie vermeiden zu lassen. Wer ihrem Gange folgt, der wird auch, so urteilen sie, auf die zeitraubende Vorbereitung der ersten Aufsätze in orthographischer Hinsicht verzichten können, was um so beherzigenswerter sei, weil sie, bis aufs einzelne Wort „uniform" geworden, ihren eigentlichen Wert verlieren. Überhaupt wünschen sie einen schriftlichen „Aufsatz" erst vom dritten Schuljahre an und machen zugleich die interessante Mitteilung, daß 28 von einem guten Schüler in diesem Schuljahre angefertigte nicht allzu kurze Aufsätze den Gebrauch von 540 Wörtern ergaben, unter denen sich fast alle für das zweite Schuljahr vorgeschlagenen Wörter befanden.

Der die Wortbildung betreffende, zweite Teil des Schülerheftes ist nach den Gruppen geordnet: Personen — Dinge — Tätigkeiten (schwache und starke Verben) — Eigenschaften — Namen. Auch hier sind wieder die Anweisungen des Schlüssels zu beachten. Als praktischer Gesichtspunkt leuchtet den Verfassern die Tatsache vor, daß die sich entwickelnde Sprache z. B. die Verkleinerungs-, die Vor- und Nachsilben, die Konjugationsformen und manches andere in lebendigem Verkehre angewendet hat, „ehe die Grammatiker sie fein und säuberlich in Systeme, Regeln und Ausnahmen packten". Es genügt ihnen, wenn die Kinder die Wortbildung in ihrem Wesen und in ihren einfachsten Formen kennen gelernt, selbst ausgeführt und eine Reihe grammatischer Erscheinungen (Umlaut, Ablaut, Vor-, Nach- und Stammsilbe, Stammwort, abgeleitete Wörter, die verschiedenen Geschlechter des Hauptwortes, die wichtigsten Konjugationsformen, die erste Steigerungsform des Eigenschaftswortes) erfaßt haben, auch ohne vorläufig ihren Namen zu kennen.

Im einzelnen liegt den Verfassern an der Hervorhebung folgender eingehend behandelter Gesichtspunkte: 1) Das Gesicht hat am Rechtschreiben weit größeren Anteil als das Gehör. 2) Als Anschauungsmittel ist die Schreibschrift der Druckschrift für die Einübung der Rechtschreibung weit überlegen. 3) Für das Rechtschreiben haben die Schreibbewegungen eine große Bedeutung. 4) Das Buchstabieren ist als Übungsmittel in der Recht-

schreibung zu verwerfen. 5) Die Gewinnung von Regeln hat für die orthographische Fertigkeit direkt keinen Wert. 6) Das Diktieren ist in der Rechtschreibung kein Übungs-, sondern nur ein Prüfungsmittel zur Feststellung erlangter Schreibsicherheit.

Für die kleine Schrift dürften auch diejenigen Lehrer des Deutschen sich interessieren, die zu den unteren Schulklassen keine unmittelbare Beziehung haben. Das Büchlein sei ihnen zur Kenntnisnahme empfohlen!

Pankow b. Berlin. Paul Wetzel.

E. Lörcher, Erläuterungen zum zweiten Band des Deutschen Lesebuchs für die höheren Schulen Württembergs. Stuttgart 1904, Zeller & Schmidt.

Die Leser dieser Zeitschrift wissen bereits aus einer Abhandlung im Juniheft des vorigen Jahrgangs, daß die württembergische Schulbehörde gegenwärtig daran ist, für die unteren und mittleren Klassen der Gelehrten- und Realschulen ein Lesebuch herauszugeben. Band 1 bis 3 sind nun erschienen, und wie zum ersten, so hat auch zum zweiten 233 Seiten starken Band der oben genannte Verfasser „Erläuterungen“, ein Büchlein von 90 Seiten, erscheinen lassen. — Im Vorwort erklärt der Verfasser, daß seine Arbeit für den Lehrer bestimmt ist und den Zweck hat, ihn bei der Vorbereitung auf den deutschen Unterricht zu unterstützen. Nun hat es ja gewiß für jeden Kollegen einen eigenartigen Reiz, sich die literarischen, geschichtlichen, geographischen, naturwissenschaftlichen u. a. Notizen, die er zur Behandlung eines Lesestückes braucht, selbst zu verschaffen; aber wie der Verfasser richtig sagt, wird dies vielen nur unvollkommen möglich sein, weil ihnen häufig die Hilfsmittel dazu, insbesondere eine umfassende Bibliothek, nicht zu Gebot stehen. Da nun die genannte Schrift „alles bieten will, was geeignet ist, das Lesestück oder Einzelheiten daraus unter größere Gesichtspunkte zu stellen“, und weil sie „überall die geschichtlichen, literarhistorischen, geographischen, mythologischen, sprachlichen und ästhetischen Zusammehänge klarzulegen“ sucht und weil ihr diese Absicht, das mag hier sogleich gesagt sein, wohl gelungen ist, dürfen wir sie willkommen heißen. Wer freilich in dem einen oder andern Fach besondere Studien gemacht hat, wird vielleicht manche Notiz für überflüssig halten, einem andern wird sie dagegen willkommen sein. Der Verfasser bittet, manche solche Notizen aus dem Grunde zu entschuldigen, weil er allen das Nötige bieten wollte. Die methodischen Bemerkungen, die in der allgemeinen Einleitung und bei einzelnen Abschnitten des Buches stehen, werden namentlich jüngeren Kollegen willkommen sein; die angehängten biographischen und literaturhistorischen Bemerkungen über die Verfasser der Lesestücke (64 Namen in alphabetischer Ordnung auf

10 Seiten) wird ohnehin jeder freudig begrüßen. — Wenn der Verf. stilistische und grammatische Übungen vorzugsweise an prosaische Lesestücke angeknüpft sehen will und nicht an Gedichte, weil er ihren ästhetischen Wert nicht beeinträchtigt wissen möchte, so wird er auch hier Zustimmung finden. Mit der Forderung aber dürfte er doch zu weit gehen, daß er sagt: „Die Wiedergabe von Gedichten in ungebundener Form ist im allgemeinen zu vermeiden, weil dadurch der Duft und Reiz, der in der dichterischen Form liegt, verloren geht". Wir glauben, dieser Duft und Reiz verflüchtigt sich bei öfterer Wiederholung, die doch z. B. bei Einübung zum Zweck des Deklamierens unvermeidlich ist. ohnedies und ist meist nur dann vollwirkend, wenn der Lehrer beim ersten Vortrag des Gedichts den rechten Ton zu treffen weiß. Es gibt ja Gedichte, die sich überhaupt nicht zur Umwandlung in Prosa eignen, aber für einzelne, z. B. erzählende, möchten wir auf der Unterstufe wenigstens nicht gern auf dieses Mittel der Sprachübung verzichten. So seien denn die „Erläuterungen" mit ihrem reichen Material den Herren Kollegen bestens empfohlen als ein Hilfsmittel, den Unterricht im Deutchen zu beleben, der uns mehr ist als ein bloßes Unterrichtsfach, wie auch das Lesebuch mehr sein soll als ein bloßes Lehrmittel.

Von Einzelheiten seien folgende vermerkt. Bei No. 14 vermissen wir die Hausschwalbe, bei 21 die Angabe, daß Reuchlins Grabmal im alten Klosterhof an der Hospitalkirche in Stuttgart mit gut erhaltener Inschrift zu sehen ist. In No. 52 wäre vielleicht noch zu erklären: Lili ist Abkürzung für Elisabeth; in 64 dürfte Statuten zu ersetzen sein durch Gesetze, auch die Ulmer Schachteln dürften erwähnt werden. Ähnliche klare Dispositionen wie bei No. 66 wären auch sonst willkommen. In No. 105 Zeile 2 setze Beine statt Füße; in No. 113 sollte die letzte Zeile, „da wächst kein Grashalm wieder", erklärt sein. Zu 120, 1 gibt Wilh. Binder[1]) „Errare humanum est, in errore perseverare diabolicum", freilich ohne Quelle. In No. 129, Zeile 15 wäre wohl zu ergänzen „Kerzen oder" vor „Talglichte". In No. 146 sollte für die Schlacht bei Wörth das Datum des 6. August 1870 hinzugefügt werden. All das sind jedoch Kleinigkeiten, die dem Buch nicht abträglich sind.

Stuttgart. O. Schairer.

Velhagen u. Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben. Bielefeld und Leipzig.

1. E. Lemp, Aufsätze zeitgenössischer Schriftsteller, 6 Lieferungen, kl. 8. 1904. Jede Lieferung 1 bis 1,40 *M*.

Es ist sicherlich ein glücklicher Gedanke, auch die Geistesarbeit unserer zeitgenössischen Schriftsteller durch eine Zusammenstellung geeigneter Proben einem weiteren Publikum, besonders

---

[1]) Medulla proverbiorum Latinorum.

auch der lernenden Jugend, zugänglich zu machen. Denn die Fülle der in den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts ausgestreuten Ideen ist so überwältigend groß, die Gebiete der Forschung sind derart erweitert, ihre Ergebnisse so reichhaltig und oft in so glänzender Weise dargestellt, daß auch die Schule sie nicht wohl länger ignorieren darf; andrerseits aber sind die Originalschriften vielfach so schwer zugänglich, daß sie für den genannten Zweck nicht fruchtbar gemacht werden können. Die vorstehende Sammlung will dem abhelfen. Sie vereinigt eine auf 6 Bändchen verteilte größere Anzahl von Aufsätzen, nicht, wie sonst wohl üblich, Auszüge aus größeren Werken, sondern kleinere Einzelschriften, Reden, Essays, so daß jede Nummer ein geschlossenes Ganze bietet. Und zwar in folgender Ordnung: 1) Zur Religion und Ethik, 2) Zur deutschen Literaturgeschichte, 3) Zur deutschen Geschichte, 4) Zur Kunst, 5) Aus Natur und Leben, 6) Aus deutschen Landen. Unter den Autoren findet man hochgefeierte und bekannte Namen. Doch ist es ebenso unmöglich, sie der Reihe nach aufzuführen, wie die Titel der Aufsätze — es sind beinahe 70 — namentlich anzugeben. Wer die Bändchen durchblättert, wird manchen alten Bekannten finden, aber auch viel Neues, und als ein besonderes Kennzeichen der Sammlung darf man hervorheben, daß jeder Autor — mit ein oder zwei Ausnahmen — nur durch einen Aufsatz vertreten ist, wodurch eine ungemeine Abwechselung und Mannigfaltigkeit erreicht wird. Allerdings gehört zum Verständnis und zur rechten Würdigung des Gebotenen manchmal eine größere Reife oder ein größeres Maß von Vorkenntnissen, als man bei dem Durchschnitt junger Leute voraussetzen kann, ich denke hierbei an Aufsätze wie „Worpswede" von Rainer Maria Rilke oder „Johannes Brahms" von Marsop; aber „wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen", und so mag denn jeder sich das ihm Zusagende heraussuchen. Jedenfalls wird kein Leser — alt oder jung — die Bändchen ohne Nutzen und innere Befriedigung aus der Hand legen. Nach Angabe der Vorrede besteht die Absicht, die Sammlung künftig noch zu erweitern; dann werden auch wohl noch andere Gebiete, z. B. das Altertum, die Archäologie, Sprachwissenschaft u. a. Vertretung finden. Daß der Herausgeber bei der Auswahl vielfach beschränkt war durch „autorrechtliche Erwägungen und Rücksichten", ist lebhaft zu bedauern.

2) Legerlotz, Parzival von Wolfram von Eschenbach. Im Auszuge übertragen und erklärt. 1903. XXI u. 259 S. kl. 8. 1,60 *M.*

Legerlotz ist schon lange durch seine Übersetzungen mittelalterlicher Dichtungen vorteilhaft bekannt. Zu den früheren tritt jetzt eine Übertragung einzelner Stücke des Parzival. Die ausgeschiedenen Partien sind durch Prosaumschreibungen ersetzt, so daß man immerhin einen Überblick über das Ganze gewinnt.

Ganz befriedigend ist ja allerdings eine solche Wiedergabe des Originals nicht. Oft hören die Verse auf, wenn man noch weiter lesen möchte, und überfliegt man dann den folgenden Prosaauszug, der, beiläufig gesagt, wie immer in solchen Fällen, das Unglück hat, mit winzig kleinen Lettern gedruckt zu sein, so möchte man gern wissen, wie diese oder jene Stelle im Original ausgedrückt ist, und es ist auch kein rechter Ersatz, wenn einzelne besonders markante Stellen auch hier wörtlich angeführt werden. Aber bei der Bestimmung des Buches war eine solche Behandlung der Vorlage einmal geboten. Die der Übersetzung vorausgeschickte Einleitung zerfällt in zwei Teile, von denen der erste über Wolframs Leben und Werke, der andere über die Sagenbestandteile der Parzivaldichtung und ihre Komposition handelt. An erläuternden Anmerkungen, die den Schluß bilden, fehlt es nicht; sie sind sorgfältig zusammengestellt und lassen den Leser selten im Stich. Von seinen Vorgängern hat Verf. hauptsächlich, wie natürlich ist, W. Hertz und Boetticher benutzt; den großen unlängst erschienenen Kommentar von Martin hat er bei Abfassung seines Buches noch nicht gekannt.

3) K. Ernst, Proben deutscher Mundarten. 1904. XXV u. 152 S. kl. 8. 1,20 *M*.

Die Mundartendichtung scheint jetzt in die Mode zu kommen; das beweisen die vielen in neuerer Zeit erschienenen Sammlungen und Ausgaben. Die vorliegende Sammlung enthält 100 Stücke in Vers und Prosa, Ernstes und Humoristisches, Lyrisches, Erzählungen, Sprüche und Rätsel in bunter Folge, und die Zahl der berücksichtigten Mundarten ist sehr groß, ja man kann vielleicht sagen, daß keine fehlt, in der überhaupt schriftliche Aufzeichnungen vorliegen. Daß dabei auf eine erschöpfende Fülle von Proben verzichtet werden mußte, ist klar; ja die einzelnen Bilder ziehen in schneller Folge wie in einem Kaleidoskop an unserm Auge vorüber. Immerhin aber hat Verf. erreicht, was er wollte, nämlich eine Anschauung von der Eigenart der deutschen Mundarten zu geben. Schwierige Wörter werden durch Fußnoten erklärt, außerdem folgt noch eine ganze Reihe von Anmerkungen mit buntem Inhalt: Nachrichten über die Dichter der Leseproben, Beiträge zur Charakteristik der Mundarten, wozu bemerkt werden mag, daß es immerhin ein mißliches Ding ist, durch schriftliche Darstellung den Klang der Laute zn fixieren, Angabe der Quellen, sachliche und sprachliche Erklärungen. Einiges fällt auf oder reizt zum Widerspruch. So wird S. 117 in dem Hebelschen Gedicht vom Erdbeeressen das alemanische burst mit Weinhold als borste = unartiges Kind gedeutet, während doch Koohl näher liegt, das Wort als Bursche zu erklären, wie das Deutsche Wörterbuch tut. Die Candanx ferner, die S. 38 der schlesische Schützenhauptmann verliert, ist wohl nicht verstümmelt aus dem

französischen cadence, sondern aus contenance, und in dem Sprichwort: wenn en Kind vadrunken is, decken de Lüd en Pütten to, ist pütte offenbar weder gleich biute (Backtrog) noch gleich bütte, sondern die bekannte niederdeutsche Umbildung des lateinischen puteus (hochdeutsch Pfütze), wie denn das Sprichwort: „Wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist, deckt man ihn zu" überall bekannt ist. Bei dem Liede: Anke von Tharaw, wovon der größte Teil mitgeteilt ist, hätte der Name Simon Dachs genannt werden sollen; bei dem Spruche: „Labß reene, weil's nahr reene will" usw. konnte der Goetheschen Variation: „Laß regnen, wenn es regnen will" usw. gedacht werden. Die ziemlich ausführliche Einleitung des Büchelchens enthält Betrachtungen über das Verhältnis der Mundarten zur Schriftsprache und die Entwicklung der Dialektdichtung.

Weimar. F. Kuntze.

Das deutsche Götter- und Heldenbuch. Erneuert von Richard von Kralik. München o. J., Allgemeine Verlagsgesellschaft. Sechs Bände. 8. Jeder Band in der Volksausgabe brosch. 1,35 M, geb. 2 M, in der feinen Ausgabe brosch. 2,50 M, geb. 3,60 M. I. Amelungensage. 312 S. II. Wilzen- und Welsungensage. 388 S. III. Die deutsche Göttersage. 291 S. IV. Dietrich und seine Gesellen. 364 S. V. Rosengarten und Rabenschlacht. 332 S. VI. Nibelungennot und Dietrichs Ende. 360 S.

Kraliks Deutsches Götter- und Heldenbuch, von welchem die beiden ersten Bände bereits in dieser Zeitschr. LVI (1902), S. 27f. und LVII (1903), S. 442 angezeigt worden sind, liegt nunmehr abgeschlossen vor uns, die Frucht einer Arbeit von mehr als 20 Jahren, welche von großem Fleiße und ernster Begeisterung für den Gegenstand zeugt. Wenn Verfasser, wie bereits vom Referenten a. a. O. angedeutet ist, ausdrücklich als Zweck des umfangreichen Werkes den Versuch bezeichnet, Ordnung zu bringen in die heillose Verwirrung und die unübersehbare, Lücken und Widersprüche enthaltende Sagengeschichte, so weiß er selbst ebenso recht gut, daß ein solcher Aufbau ein mehr oder weniger subjektives Gepräge tragen muß, daß es eine solche Einheit aller Sagen nie gegeben hat. Verfasser möchte auch nur an seinem Teile bescheiden mithelfen, daß durch Erhaltung und ordnende Gestaltung der nationalen Sage für die deutsche Kultur dasselbe geleistet werde, was die Griechen durch ihr Epos (Homer, Hesiod, den epischen Zyklus) für ihre Bildung geleistet haben. Ein hohes Ziel, wie es teilweise schon Simrock (Amelungenlied), W. Jordan (Nibelungen), R. Wagner (Ring des Nibelungen) u. a. vorschwebte, ein Ziel, wert des Schweißes der Edlen, aber kaum noch erreichbar! Es sei denn von einem Dichter ersten Ranges, der mit gewaltiger dichterischer Kraft ein gewissenhaftes, fleißiges Quellenstudium verbände. Indessen auch Kralik ist der Unvollkommenheit seines Werkes sich voll bewußt

und will auch nur die Grundlage einer späteren höheren Vollendung liefern. An eingehendem Studium der deutschen, angelsächsischen, nordischen und lateinischen Quellen — aufgezählt im VI. Bande, S. 358 f. — hat er es nicht fehlen lassen, wenn er sie auch absichtlich nicht mit philologisch-germanistischer Kritik, sondern mit ästhetischem Gefühl benutzt. Daher glaubt er sich im Rechte, gewaltsame Verschiebungen, Kürzungen, Ausgleichungen hinsichtlich der Quellen vorzunehmen. Auch in den Einleitungen und Erläuterungen geht er oft seinen eigenen Weg. Die Verse sind im ganzen lesbar und zeigen poetisches Verständnis, verwischen aber anderseits oft die urwüchsige Kraft der Originale, zu denen die Schule lieber greifen wird. Immerhin ist das fleißige Werk ein beachtenswerter Versuch.

Stendal. Arnold Zehme.

E. Stutzer, Goethe und Bismarck als Leitsterne für die Jugend in sieben Gymnasialreden. Berlin 1904, Weidmannsche Buchhandlung. V u. 95 S. 8. 1,60 *M*.

Diese Gymnasialreden des Direktors Stutzer in Görlitz haben sich ein einheitliches, höheres Ziel gesteckt: sie wollen nicht nur Muster und Beispiele von Schulreden sein, wie so viele für die verschiedensten Gelegenheiten veröffentlicht worden sind, sondern sie streben einem neuen Ziele zu, das die drei Arten höherer Schulen gleichmäßig verfolgen sollen: dem Ziele nationaler Bildung. Goethe und Bismarck, die beiden bedeutendsten Geister des deutschen Volkstums im vorigen Jahrhundert, haben die geistige und staatliche Einigung ihrer Nation heraufgeführt; sie verkörpern zugleich das energische und mit Erfolg gekrönte Bestreben, die ideale und die reale Seite des menschlichen Daseins auszufüllen. So bezeichnen sie die zwei höchsten Gipfel, zu denen sich das Deutschtum im Laufe der letzten hundert Jahre erhoben hat. Das Verständnis dieser wahrhaft großen Männer bei der Jugend anzubahnen, muß Aufgabe der nationalen Erziehung sein oder werden. Dazu haben uns Goethe in seinen Werken, Bismarck in seinen Reden, Briefen und Aussprüchen eine solche Fülle praktischer Weisheit, selbständiger Gedanken und Urteile hinterlassen, daß ihr unerschöpflicher Schatz in der Schule mehr ausgebeutet und ausgemünzt zu werden verdient. Hierzu einen kräftigen Anfang gemacht und ein Vorbild gegeben zu haben, ist ein Hauptverdienst dieser trefflichen und eigenartigen Schulreden.

Die leitenden Gedanken sind unter folgenden Titeln zusammengefaßt: 1. Einzelpersönlichkeit und Gesamtheit, 2. Glück, 3. Werden!, 4. Natur und Kunst, 5. Leidenschaft und Besonnenheit, 6. Worte und Taten, 7. Volk und Menschheit. Der Eigenart des humanistischen Gymnasiums entsprechend, weist Stutzer auf Goethe als einen Verkörperer 'griechischer Schön-

heit' und auf Bismarck als einen Vertreter 'römischer Kraft' hin. Daß die Lebensführung und Lebensanschauung beider genialen Männer nicht dem gewöhnlichen Sterblichen in jeder Beziehung zum Vorbilde dienen darf, bleibt dabei nicht verschwiegen.

Alle Reden zeichnen sich durch lebendigen Ausdruck und eine edle, schwungvolle Sprache aus, so daß wir leicht ihre begeisternde Wirkung begreifen und sicher glauben, daß sie auch für die von dem Verfasser vertretene Idee in weiteren Kreisen wirksam sein werden. — Möge das würdig ausgestattete Büchlein namentlich in Gymnasialkreisen gelesen und beherzigt werden!

Gera. Richard Büttner.

C. Bardt, Zur Technik des Übersetzens der lateinischen Prosa. Leipzig und Berlin 1904, B. G. Teubner. 67 S. 8. 0,60 *M.*

Es hat einen besonderen Reiz, den Meister einer Kunst sich über die technischen Mittel aussprechen zu hören, deren er sich bei der Ausübung seiner Kunst bedient; bilden doch gerade diese Mittel einen sehr wesentlichen Teil dessen, was an einer Kunst überhaupt lehrbar ist. Von letzterer Erwägung ausgehend, hat der Verfasser, ein anerkannter Meister der Übersetzungskunst, in dem vorliegenden Hefte eine systematische Darstellung der technischen Mittel gegeben, mit denen eine in der Form möglichst vollkommene Übersetzung lateinischer Prosa in deutscher Sprache erreicht werden kann. Es sind im wesentlichen die Bemerkungen, die der Verf. in dem Kommentar seiner Ausgabe der „Ausgewählten Briefe aus ciceronischer Zeit“ gegeben hat, und wenn die dort vereinzelt aufgestellten Belehrungen sich besonderen Beifall erworben haben, so wird dies um so mehr bei der hier gebotenen Zusammenfassung unter einheitlichen Gesichtspunkten der Fall sein, die sich auf der Grundlage sorgfältiger mit feinem Gefühl gemachten Beobachtungen der formalen Eigentümlichkeiten der lateinischen und der deutschen Prosa aufbaut. Über diese Eigentümlichkeiten finden wir hier eine reiche Fülle feinsinniger Bemerkungen, in denen namentlich die Abweichungen der einen Sprache von der anderen in den gebräuchlichen Formen dargelegt und aus denen die Mittel abgeleitet werden, eine Übersetzung herzustellen, die bei möglichster Treue den Gedankeninhalt wiedergibt, ohne der einen oder der anderen Sprache Gewalt anzutun.

Geordnet sind die Anweisungen in ähnlicher Weise wie die den entgegengesetzten Weg verfolgende Stilistik von Nägelsbach verfahren ist, so daß Perioden- uud Satzbau, die Satzteile, die aus der bildlichen Ausdrucksweise sich ergebenden Verschiedenheiten, endlich die einzelnen Redeteile gesondert behandelt werden. Der letztgenannte Abschnitt enthält mehr eine Reihe einzelner Wahrnehmungen und Anweisungen, während die anderen mehr systematisch aus den beiden Sprachen zukommenden

Eigentümlichkeiten entwickelt werden. Für die einzelnen Anweisungen sind durchgehend zahlreiche Beispiele, vornehmlich aus Ciceros Briefen in dem lateinischen Texte und der als Muster hingestellten deutschen Übersetzung, beigegeben.

Das Buch kann nicht allein für Schüler, über deren Standpunkt wohl manches hinausgeht, sondern auch für die Lehrer ein höchst brauchbares Hilfsmittel werden. Sein Gebrauch wird durch ein beigegebenes Sachregister und ein Register der besprochenen lateinischen Wörter wesentlich erleichtert.

Berlin. B. Büchsenschütz.

Friedrich Seiler, Griechische Fahrten und Wanderungen. Reiseeindrücke und Erlebnisse. Mit einem Titelbild und 17 Zeichnungen von Martha Lobach. Leipzig, 1904, Fr. Wilh. Grunow. 423 S. 8. 4,50 *M.*

Das liebenswürdige Buch beruht auf einer Reise, die der Verfasser, jetzt Gymnasialdirektor in Luckau, im Frühling 1901 durch Griechenland gemacht hat, teils als Teilnehmer der Institutsreisen unter Dörpfelds Leitung, teils auf eigene Faust. Es ist hervorgegangen aus Berichten, die damals in den „Grenzboten“, der „Täglichen Rundschau“ und der „Vossischen Zeitung“ veröffentlicht sind; sie sind hier umgearbeitet und gekürzt vereinigt. Als Leser denkt sich der Verfasser nicht gelehrte Archäologen, auch nicht langjährige Kenner Griechenlands, sondern „solche, denen die alte deutsche Sehnsucht nach dem sonnigen Süden im Herzen wohnt, die das Land der Griechen mit der Seele suchen und den für unsere Zeit so bezeichnenden Drang empfinden, sich die Vergangenheit durch die Gegenwart zu veranschaulichen und die Gegenwart durch die Vergangenheit zu erklären“. Ich möchte hier betonen, daß es gerade für unsere Schüler sehr geeignet ist. Man hat wohl oft über Leute gespottet, die nach flüchtigem Streifzug durch ein Land gleich ein Buch darüber schreiben und einzelne zufällige Erlebnisse vorschnell verallgemeinern. Hier liegt die Sache anders. Nicht nur sind wir als Philologen von Jugend auf mit Weg und Steg in Griechenland vertraut, und die Reise bringt zu den im Geiste vorhandenen, immerhin schattenhaften Bildern die scharfen Linien der Wirklichkeit; diese Reise ist auch unter den günstigsten Verhältnissen gemacht. Meist führt und erläutert Dörpfeld; in Ägina tritt für ihn Professor Furtwängler aus München ein, der grade bei dem Tempel aufklärende Ausgrabungen gemacht hat. Auf Paros (S. 289) und vor allem auf Santorin (Thera) (S. 305) haben sie einen Geographen von Fach, Philippson, zur Seite, der, mit der Inselwelt aufs innigste vertraut, geologisch den Bau des Landes erklärt; auf dem Ausgrabungsfelde von Knossos in Kreta übernimmt der Leiter der Forschungen, der Engländer A. J. Evans, mit seinen Gehilfen die Führung (S. 328). Und dann,

für die Vorstellung des Lesers gibt die frische Schilderung der eigenen Erlebnisse weit klarere Bilder als gelehrte Mitteilungen. Wer mit dem Verfasser im Geiste den antiken Tiefbauschacht des Marmorbruches auf Paros durchwandert hat oder an dem schwindelnden Steilabhang von Thera zu Maultier hinaufgeritten ist, erst durch die schwarze Zone der Lava, dann durch die rote der Rapilli und endlich durch die weiße des Bimssteines, der hat unverlierbare, deutliche Phantasiebilder. Ebenso wird die ganze Struktur des Peloponnes überaus anschaulich, wenn wir mit der Bahn aus der Tiefebene von Argos in Kehren und Tunneln hinaufsteigen zu der kalten Hochebene von Tripolitza, wenn wir hineinklettern in den schwarzen Schlund einer Katawothra, zu Wagen hinabfahren in die Ebene von Sparta, auf einem Maultier durch die kaum gangbare Langadaschlucht den Taygetos übersteigen, den Ithomeberg erklimmen, aus Messenien über die wilden Grenzgebirge an Phigalia vorbei zum Alpheus und nach Olympia in Elis reiten. Das Land bekommt Plastik. Übrigens trifft Seiler auch einen deutschen Gymnasiasten, der erst in Begleitung eines Professors, dann mit einem Studenten auf eigene Kosten Griechenland durchstreift und ihm außer Attika zum Beispiel in Mykenä, Argos, Messenien begegnet (S. 56), eine Ferienreise, wie sie auch wohl manch anderer unserer Schüler unternehmen möchte!

Das Buch zerfällt in folgende Abschnitte: ein längerer Aufenthalt in Athen mit Ausflügen zu den wichtigsten Punkten Attikas; eine erste Reise durch den Peloponnes unter Dörpfelds Leitung, woran sich ein Ausflug zu Dampfer nach Leukas-Ithaka und dann auf der Rückfahrt ein Ritt nach Delphi schließt; eine Inselreise wieder unter Dörpfelds Leitung, wobei auch Marathon berührt wird; endlich eine zweite, mit einem Genossen selbständig unternommene Fahrt durch den Peloponnes, die besonders Sparta und den Taygetos zum Ziel hat. — Nicht mit aufgenommen sind die Berichte über die Trojafahrt und die Reise nach Konstantinopel; sie sollen in einem zweiten kürzeren Buch folgen, wenn dieses erste Anklang findet. — Eine der Reisegefährtinnen, Martha Lobach, hat hübsche Skizzen für das Buch geliefert; denn einen großen Teil der Reisen machen auch Damen mit, teils in archäologischem Interesse, teils als Malerinnen.

Übrigens schildert Seiler keineswegs nur die Überbleibsel aus dem Altertum. Auch für die Natur des Landes fällt manches ab. Im ganzen hängt nicht sein Herz daran. Er beklagt es einmal im schönen Schloßgarten von Athen (S. 33), daß er nicht Botanik studiert habe. Sein eigentliches Glaubensbekenntnis liegt wohl in den Worten: „Die Geschichte ist ja die Seele der Landschaft“ (S. 294). Trotzdem erhalten wir auch über die Charakterpflanzen des Landes ausreichende Mitteilungen; er erkennt sehr gut das Naturwüchsige als Eigentümlichkeit auch

der in Kultur genommenen Gegenden (S. 195. 394), er schildert mit Liebe eine alte Platane, die mit ihrem hohlen Stamm eine Quelle umschließt (S. 177). Nur einmal ist ihm wohl ein Mißverständnis begegnet. Er spricht S. 189 von allerlei Gestrüpp, das den Kronoshügel bei Olympia bedeckt, und klagt über „die spitzen Steineichenstacheln". Eine Steineiche hat keine Stacheln! Er hat wohl den botanischen Namen Ilex aquifolium einfach ins Deutsche übersetzt, ohne zu bedenken, daß damit eine ganz andere Pflanze bezeichnet ist, die ihren Namen wegen der eichenähnlichen Form der Blätter erhalten hat. Mir ist erzählt, daß sie auch im nordwestlichen Deutschland in den Laubwäldern wuchernd den Boden so dicht bedeckt, daß sie das Fortkommen bedenklich erschwert. — Die Tierwelt aber scheint Seiler gar zu fern gelegen zu haben; außer den Gebrauchstieren findet eigentlich nur ein Seeigel Erwähnung, weil er sich beim Baden an der Küste von Kreta gegen dreißig seiner Stacheln in den Fuß getreten hat (S. 348). — Über die geologischen Verhältnisse erhalten wir eine für diesen Zweck ausreichende Aufklärung. Nur möchte man bedauern, daß nicht auch auf Melos, dessen vulkanische Natur S. 357 durch Erwähnung des Schwefels angedeutet ist, Herr Philippson dabei war.

Ein höchst anschauliches Bild gewinnen wir von den jetzigen Zuständen des griechischen Volkes: neben dem geradezu amerikanischen Aufschwung Athens und des Piräus die kümmerliche Existenz des 1834 künstlich gegründeten Spartas, wo wegen des Mangels guter Wasserleitung im Sommer bösartige Fieber herrschen (S. 387), neben der hohen städtischen Kultur, den guten Gymnasien, der Überproduktion von Bildung (S. 373) die kulturlosen, wüsten Landstriche, der geistlose Gottesdienst der russisch-orthodoxen Kirche (auf der kleinen Insel Mykonos sind 360 Kirchen S. 281) und das tatenlose Leben der Mönche, der Kalogiri, der schönen Greise, wie die Griechen sie nennen (S. 60). Der unvermeidliche, frisch geschlachtete, zähe Hammel, Arnaki und der mit Kienharz „rezinierte" Wein (schon die alten Griechen hatten diesen verderbten Geschmack, das beweisen auf Darstellungen des Bacchuszuges die Gestalten, die Stäbe mit Pinienzapfen schwingen, S. 88) entlocken dem Verfasser manchen Stoßseufzer, ja lassen ihn S. 177 sogar ein humorvolles Verslein verbrechen. Dieser Vers berührt auch das Ungeziefer, unter dem die Reisenden in den Bauernquartieren zu leiden haben. Schmutz in den Coupés (S. 372), in ländlicher Weinstube (S. 380), auf dem Dampfer (S. 297) bildet weitere häßliche Züge in dem Bilde. Andererseits erfreut der Mangel an italienischer Bettelei, die liebenswürdige Gastfreundschaft, die schönen ländlichen Tänze (S. 128 und 403), auch die Teilnahme am Unterricht des gut eingerichteten Gymnasiums in Kreta (S. 351).

Doch wir müssen hier abbrechen, um endlich die Hauptsache

zu berühren, die geschichtlichen Rückblicke. Die alte Hauptstadt Lakoniens, Mistrá, 1249 von dem fränkischen Eroberer Wilhelm II. von Villehardouin gegründet, wird eingehend geschildert; es ist der Ort, wo Goethe Faust und Helena zusammen leben läßt. Wichtig sind S. 410 die Erörterungen, auf welchem Wege spartanische Heere in Messenien einrücken konnten. Am wichtigsten natürlich die Ausgrabungsstätten, wo Dörpfelds Begeisterung und Kenntnisse sich siegreich geltend machen. Wieder tritt überall die ja auch sonst bekannte überragende Kraft der Persönlichkeit dieses außerordentlichen Mannes hervor; Seiler deutet mehrmals an, wie unter dem unmittelbaren Eindruck seines Vortrags alles überzeugt ist) und wie Bedenken sich erst hinterher regen. So werden uns denn eine ganze Anzahl seiner neuen Anschauungen vorgetragen, mehrmals natürlich die bekannten über das Theater, besonders an der Stelle, wo er seine Entdeckungen gemacht hat, im Theater zu Epidaurus (S. 100): in einem „mehrstündigen, eingehenden Vortrag" setzt sich hier Dörpfeld mit seinem Gegner Puchstein auseinander. Interessant und erlösend, wie auch dem Verfasser, war es mir, wie Dörpfeld (S. 255) mit der Vorstellung des sogenannten ekkyklema aufräumt, jener traditionellen „Rollmaschine, durch die Personen oder Personengruppen aus dem Palaste des Hintergrundes auf die Bühne herausgerollt sein sollten". Sie ist mir stets als unglaublich erschienen. Dörpfeld erklärt sie für eine „Erfindung der Lexikographen". „Es wurde einfach die Tür des Palastes geöffnet, dann konnten die Schauspieler hineinschauen und dem Publikum, das nur zum Teil ebenfalls hineinsehen konnte, berichten, was sie drinnen sahen". Der griechische Ausdruck bezieht sich in Wahrheit auf einen Kran, der, um Götter erscheinen zu lassen, vorwärts und rückwärts gedreht wurde, *ἐκκυκλεῖν* und *εἰςκυκλεῖν*. — Ich erwähne noch ein paar wichtige Punkte: es gibt mit wenigen Ausnahmen, wie dem Tempel zu Phigalia, wo besondere Umstände vorliegen, keine Hypäthraltempel S. 26; Pferde und Wagen können überhaupt nicht auf die Akropolis, auch nicht im Altertum bei dem großen Festzuge S. 24; die Enneakrunos am westlichen Ende der Akropolis ist durch Pisistratus' Wasserleitung gespeist, eine pia fraus S. 19; die Propyläen sind niemals Festungstor gewesen, immer nur Prunktor; jenes lag auf halber Höhe S. 23f.; die Athena Promachos ist nicht bis Sunium sichtbar gewesen S. 25; die Umgehung der griechischen Flotte bei Salamis ist nicht um den Süden der Insel herum vorgenommen, sondern innerhalb der Bucht, in der gekämpft wurde S. 53; der sogenannte Athenetempel auf Ägina war nicht der Athene heilig, sondern einer einheimischen, der Demeter ähnlichen Göttin Aphaia (Entdeckung von Furtwängler, der die Reisenden auf Ägina führt, S. 245); die Vorhallen an den alten Herrscherpalästen und den Tempeln gehen darauf zurück, daß man die Türen gegen den ärgsten

Feind des Holzes, die Sonne, schützen mußte (S. 138), das gilt auch für die Privathäuser, wo man doch denkt, daß auch die Menschen gern im Schatten haben vor der Tür sitzen wollen; am Heratempel zu Olympia weist Dörpfeld die allmähliche Entstehung des dorischen Steinbaus aus dem ursprünglichen Holz- und Lehmziegelbau nach (S. 190); man hätte gern genauer gehört, wie.

Seiler schreibt in Verwirklichung eines Wunsches, den er früher einmal ausgesprochen hat, die griechischen Worte mit lateinischen Buchstaben; sie erscheinen erst seltsam, doch findet man sich bald hinein. Zum Beispiel wird im Theater zu Hermupolis auf Syra aufgeführt: Magda, to exochon ergon tû megálu germanikû syngraféos Sudermann (S. 270). Der Druck ist fehlerlos; S. 401, Z. 4 v. u. muß es heißen Osten statt Westen. Ich empfehle das Werk dringend für Lehrer und Schüler, auch als Prämie. Es wäre recht zu wünschen, daß auch das zweite Bändchen über Troja und Konstantinopel erschiene.

Neustrelitz. Th. Becker.

J. Holub, Sophoclis Antigone. Editio correctior. Pars prior textum continens. 42 S. 8. Pars posterior commentarium et metra continens. 17 S. Vindobonae 1904, C. Gerold filius. 80 *h*.

J. Holub, Sophoclis Oedipus rex. Editio correctior. Vindobonae 1904, C. Gerold filius. 50 S. 8. 60 *h*.

Holubs Text weicht von den sonst gebräuchlichen Ausgaben der Antigone und des Oedipus Rex nicht unerheblich ab, und es ist nicht leicht, das Eigentümliche an seiner Ausgabe zu erfassen und zu charakterisieren.

Einerseits scheint er konservativ zu sein; so behält er mit Recht Ant. 46 gegen Dindorf bei, ich möchte das energische und stolze Wort der Antigone: *οὐ γὰρ δὴ προδοῦσ' ἁλώσουσι* nicht entbehren.

An den meisten Stellen aber, wo der Verf. anerkannten und fast sicheren Konjekturen gegenüber ablehnend bleibt, werden ihm wenige folgen, so wenn er schreibt: O. R. 31 *ἰσούμενον* (*ἰσούμενοι* Schenkl), 107 *τινάς* (Dindorf *τινά*), 183 *ἀκτάν* (Nauck *ἀχάν*), 191 *ἀντιάζων* (Hermann *ἀντιάζω*), 205 *ἀδάμαστ'* (Erfurdt *ἀδάματ'*), 230 *ἐξ ἄλλης* (*ἐκ ταύτης* Schubert), 265 *πάντ'* (Nauck *πᾶν*), Ant. 60 *ἤ* (Axt *καί*), 76 *σοί* (Elmsley *σύ*), 106 *Ἀργόθεν* (Wolff *Ἀργογενῆ*), 117 *φοινίαισιν* (Bothe *φονώσαισιν*), 203 *ἐκκεκηρῦχθαι* (Musgrave *ἐκκεκήρυκται*), 213 *πού τ' ἔνεστι* (Dind. *που μέτεστι*), 234 *σοί* (Schubert *ὥς*), 287 beibehalten (von Nauck gestrichen), 356 *ὀργάς* (Mekler *ἀγοράς*), 574. 576 der Ismene belassen (von Böckh dem Chor gegeben), 600 *ῥίζας τέτατο* (Muff nach den Scholien *ῥ. ὃ τ.*), 628 beibehalten (von Triclinius gestrichen), 905—913 beibehalten (schon Goethe nahm an diesen Versen Anstoß).

Danach möchte man Holub eher rückständig als konservativ nennen. Aber mit Erstaunen entdeckt man noch einen zweiten, gerade entgegengesetzten Zug an dem Verf., eine kühne Neuerungs- und Besserungssucht. Als Beispiel diene seine Behandlung der Verse Ant. 465—468. Muff hat sie eingeklammert, seine Begründung ist m. E. schwach, aber er hat den besten Bundesgenossen an Holub, der diese Verse verteidigt. H. schreibt nämlich οὕτως..

παρ' οὐδὲν ἄλγος· ἀλλ' ἂν ἦν, τὸν ἐξ ἐμῆς μητρὸς θανόντ' ἄθαπτον εἰ ἰσχόμην νέκυν. Dazu lesen wir im Kommentar S. 3: '(τὸ) τοῦδε.. τυχεῖν acc. relationis (quod ad.. pertinet) — πάρα = πάρεστιν — ἀλλ' ἂν ἦν sc. ἄλγος'. Nun ist παρ' οὐδέν (gleich nichts) gesichert durch V. 35, und von dem unglaublichen εἰ ἰσχόμην, was H. konjiziert statt des handschriftlichen ἠνσχόμην, schweigt selbst der Kommentar.

Häufiger jedoch als am ganzen Satz operiert H. am einzelnen Wort; so haben Ant. 24 die Hss. χρησθείς, woraus P. W. Schmidt χρηστοῖς machte, Holub χρήσθ' εἷς, desgl. 151 θέσθ' ὦ aus θέσθω der Hss., 952 ὄλ' ἁβρός aus ὄλβος, 1102 δοκεῖς; πάρ' εἰκαθεῖν; aus δοκεῖ παρεικαθεῖν, 1302 κέν' αἰνά aus κελαινά, Oed. R. 144 αὐλός, die Hss. ἄλλος, Schenkl οὗτος, 172 κλειτᾶς, Hss. κλυτᾶς, Herwerden καυτᾶς.

In diesen und ähnlichen Fällen ist, so scheint mir, viel Scharfsinn verschwendet. Das Streben des Verfassers geht eben offenbar dahin, etwas Neues, Originelles zu bieten, und diesem Streben dienen die beiden einander entgegengesetzten Züge, der scheinbare Konservatismus und die kühne Besserungssucht.

Einiges ist unverständlich, so Oed. R. 227 ὑπεξελῶν, Hss. ὑπεξελών, Blaydes ὑπεξελεῖν. Oder ist es ein übersehener Druckfehler wie Ant. 503 αὐτάθελφον?

Liegnitz. Wilh. Gemoll.

Ernst Horneffer, Platon gegen Sokrates. Interpretationen. Leipzig 1904, B. G. Teubner. 82 S. 8. 2,80 *M*.

Die kleine Schrift behandelt drei Platonische Dialoge, den Kleineren Hippias, Laches und Charmides, in dem Sinne, daß Platon in ihnen, bei lebhafter Bezeigung seiner Verehrung für Sokrates, doch der Sokratischen Lehre, daß die Tugend Wissen sei, sich entgegengestellt habe. Im Hippias wird erwiesen, daß auch der Lügner ein Wissen hat, und daß der absichtlich unrecht Tuende wissender ist als der unabsichtlich Fehlende, also auch besser sein müßte, wenn es bei der Tugend nur auf das Wissen ankäme. Ganz recht; aber auch Sokrates hat keineswegs jeden Wissenden für tugendhaft erklärt. Wir lesen bei Xenophon (Mem. 4, 2, 22), daß er den Unterschied zwischen Einzelwissen und Wissen des Schönen und Guten sehr wohl gekannt hat, und daß sein Verlangen darauf gerichtet war, die Menschen sollen

schön und gut werden (1, 1, 16. 2, 6, 16); aber nur der Wisse ndekann das Schöne und Gute tun (3, 9, 5), und darum soll man dieses Wissen erwerben. Platon hat also die Sokratische Lehre nur gegen eine oberflächliche Auffassung schützen wollen, indem er Sokrates selbst die logischen Folgen einer solchen Auffassung nachweisen läßt. Daß wahre Tugend nicht ohne Wissen sein kann, aus Wissen hervorgeht, ist auch Platons Überzeugung (Apol. 22c, d; Men. 89c, Phaed. 82a); aber man darf den kurzen Satz „Tugend ist Wissen" nicht einfach umdrehen, als ob Wissen auch schon Tugend wäre.

Im Laches soll nach des Verfs. Ansicht die Behauptung widerlegt werden, daß die Tapferkeit aus dem Wissen hervorgehe. Er hält die Einwände, welche Sokrates hier gegen die Definition, sie sei eine mit Einsicht verbundene Beharrlichkeit (192d, erhebt, für ernstgemeint und stichhaltig, bemängelt dagegen den Satz des Nikias, daß mutiges Verhalten ohne Einsicht nur Dreistigkeit sei, die sich auch bei Tieren finde. Er sagt S. 43: „Sokrates treibt den Nikias zu der bedenklichen Behauptung, daß den Tieren jede Tapferkeit abgehe, er treibt ihn zu spitzfindigen Unterscheidungen zwischen ἀνδρεία und θρασύτης". Das ist eine schiefe Ansicht von der Sache; wer diese Unterscheidung ablehnt, kann die Tapferkeit nicht mehr für eine Tugend halten, sondern nur für eine Naturanlage: dreist angreifende Tiere sind nicht tugendhaft. Sokrates erkennt auch selbst an, daß Nikias Beachtenswertes gesagt habe (197e), bringt ihn aber in Verlegenheit durch den Beweis, „daß, wenn man die Tugend im Wissen sucht, man den Unterschied zwischen den einzelnen Tugenden aufhebt" (S. 48). Dies soll nach des Verfs. Ansicht wiederum eine Widerlegung der Sokratischen Tugendlehre sein; es bezweckt aber, wie Bonitz treffend nachgewiesen hat, nur die Einleitung zu einer vollständigen Definition. Es genügt nicht zu sagen, Tapferkeit sei das Wissen dessen, was man zu fürchten habe, sondern sie ist die mit diesem Wissen verbundene Beharrlichkeit.

Im Charmides endlich soll die Sokratische Lehre von der Selbsterkenntnis bekämpft sein. Kritias definiert dort die Tugend der Besonnenheit als Selbsterkenntnis, und diese sei ein Wissen von dem, was man weiß und nicht weiß. Ihm entgegnet Sokrates, es sei nicht wohl denkbar, daß es ein Wissen gebe, das sich selbst zum Gegenstande habe; immer beziehe sich das Wissen auf ein anderes Objekt; gesetzt aber, es gebe ein solches Wissen, mit dessen Hilfe man alles Scheinwissen erkennen und alle Dinge richtig und kundig betreiben könne (173b), so hätte dieses doch keinen wirklichen Nutzen, denn das glückliche Leben sei damit doch noch nicht erreicht. Kritias gibt darauf zu, zum glücklichen Leben gehöre das Wissen, was gut und schlecht sei (174b). Damit ist, wie Bonitz sagt, die gesuchte Definition der Besonnen-

heit festgestellt, daß sie sittliches Wissen, also Tugend ist; der Hauptbegriff ist gewonnen, und es bleibt, wie im Laches, dem Leser überlassen, ihm die besonderen Merkmale anzuschließen. Als solche sind im Anfange des Dialogs zunächst zwei äußere, unwesentliche angeführt, Ruhe und Bescheidenheit, dann aber ein wesentliches, die Selbstbeschränkung, die nur richtig verstanden werden muß (162a); sie beruht auf Selbsterkenntnis. Wenn nun Platon die Möglichkeit der letzteren bestreitet, so wird dadurch scheinbar alles zunichte gemacht; aber seine Absicht ist nur, die Schwierigkeit der Selbsterkenntnis zu erweisen. Er stellt eine scharfe Scheidung auf zwischen dem gegenständlichen Wissen und demjenigen, welches nur sich selbst betrachtet; letzteres für sich allein genommen habe keinen Wert. Darauf ist zu erwidern, daß solche Scheidung unmöglich ist. Hat jemand das Wissen des Arztes, aber nicht das des Staatsmanns (170b), so ist er sich zugleich bewußt, daß er etwas weiß, anderes nicht weiß, und je mehr er in die Einzelheiten seines Wissens eindringt, um so stärker wird dieses Bewußtsein; am gegenständlichen Wissen entwickelt sich die Selbsterkenntnis. Aber zur Vollendung gelangt sie erst, wenn mit dem Einzelwissen sich auch das Wissen vom Guten und Schlechten verbindet; dieses erst klärt über den wahren Nutzen des Einzelwissens auf (164b), und wer ihm nachstrebt, wird ganz besonders den Mangel der Unvollkommenheit fühlen: ich weiß, daß ich nichts weiß (Apol. 21d). So etwa ist die von Platon hervorgehobene Schwierigkeit in Sokratischem Sinne zu lösen. Die vorliegende Schrift dagegen begnügt sich mit der Annahme, Sokrates habe gelehrt, daß Tugend Wissen sei, schiebt die von Platon scharf hervorgehobene Unterscheidung von Einzelwissen und sittlichem Wissen beiseite und konstruiert den Gegensatz zwischen ihnen S. 78: „Sokrates suchte in der Wissenschaft alles Heil; er hielt die Wissenschaft für das einzige, aber auch genügende, voll erschöpfende Mittel, das menschliche Leben glücklich zu machen. Dieser Auffassung wird hier widersprochen; mit der Wissenschaft als solcher ist das Glück noch nicht gegeben". Nein, Platon lehrt wie Sokrates, daß zum glücklichen Leben das sittliche Wissen notwendig sei (vgl. Euthyd. 281a, 289a), das Einzelwissen macht es nicht und auch nicht die Selbsterkenntnis für sich allein genommen. Beide legen auf ein tüchtiges Einzelwissen großen Wert gegenüber dem Scheinwissen der Sophisten (Xen. Mem. 1, 7; 3, 3, 9; 3, 6, 17; Plat. Lysis 210b, Gorg. 452a—c u. a.): aber die Hauptsache ist auch für Sokrates, daß der Mensch „schön und gut" werde (Mem. 1, 2, 48; 3, 9, 5; 4, 2, 22).

Wenn demnach der Verfasser fehlgeht in seinem Bestreben, einen Gegensatz zwischen Platon und Sokrates nachzuweisen, so ist doch anzuerkennen, daß seine Betrachtung manches scharfsinnig hervorhebt und zu weiterem Nachdenken veranlaßt

über die allerdings merkwürdige Sache, daß in diesen drei Dialogen Sokrates Ansichten kritisiert, die mit seiner Lehre zusammenstimmen. Es ist wie im Protagoras, wo er bestreitet, daß die Tugend lehrbar sei und daß ein Unterschied sei zwischen gut und angenehm. Sich selbst Einwürfe zu machen und dadurch in der Erkenntnis fortzuschreiten, das ist eben das Wesen des Sokratischen Verfahrens. Gespräche, in denen die Lösung nicht gegeben ist, sondern dem Leser überlassen bleibt, finden sich auch bei Xenophon, z. B. 4, 2, 19 über dasselbe Thema, welches Platon im Kleineren Hippias behandelt; 4, 2, 33 über die Frage, ob die Weisheit unter allen Umständen ein Gut sei. Auf die Lösung zu verzichten und nur den Widerspruch zu konstatieren wäre unphilosophisch.

Lübeck. Max Hoffmann.

P. Dörwald, Griechischer Wortschatz. Berlin 1903, Weidmannsche Buchhandlung. III u. 111 S. 8. 2 *M*.

Die zeitweise so beliebten Vokabularien waren seit 1882, seit Abschaffung des griechischen Prüfungsextemporale, mehr außer Gebrauch geraten, z. B. die guten von Gottschick, Todt und Matthias sind mit neuen Auflagen nicht aus den achtziger Jahren herausgekommen. Dagegen haben die verschiedensten Elementarbücher, zu denen auch Küblers Vokabular zu rechnen ist, für U III und O III etymologische oder gemischt etymologische und sachliche Zusammenstellungen geboten, und sicher ist es, daß der Tertianer und etwa noch der Untersekundaner gern aus einem Vokabular Vokabeln lernt und sich abfragen läßt; hier ist ein Übungsbuchvokabular oder ein Xenophonvokabular, z. B. von Matthias, angebracht. Wie weit aber die Freudigkeit in die oberen Klassen hineingehen wird, wenn nicht viel Neues hinzukommt, was sich der gereifte Schüler nicht selbst leicht bei der Lektüre aus dem Gedächtnis oder auch so sagen kann, ist mir sehr zweifelhaft. Ebenso auch, ob sich die Zeit lohnt, denn die 15 Abschnitte auf 85 Seiten mit 4100 Worten machen noch in den Primen die Aufgaben von je 15 oder mindestens 12 Stunden mit Inanspruchnahme von mindestens je einer halben Stunde aus. Dörrwald rechtfertigt sein Buch damit, daß die neuen Bestimmungen von 1901 „den Gebrauch eines griechischen Lesebuchs in den oberen Klassen empfehlen und den Gebrauch des Wörterbuchs bei der Anfertigung der griechischen (Prüfungs-) Arbeit nicht mehr gestatten“. Der erste, auch ungenau angegebene Grund ist für mich unverständlich; ob das betr. Lesestück in einem Lesebuch oder in einer Schriftwerkausgabe gelesen wird, ist doch für die Notwendigkeit eines Vokabulars einerlei; in allgemeinen Schulwörterbüchern, z. B. in denen von Kaegi und Menge, müssen alle Vokabeln des ersten Teiles von Wilamowitz berücksichtigt werden, auch wenn sie dem Schüler sonst nicht wieder vorkommen, in einem Vokabular dagegen nicht.

Was aber den Wegfall des Wörterbuchs bei der Reifeprüfung betrifft, so ist in Baden und Sachsen, wo der Gebrauch schon früher nicht gestattet war, keine Klage laut geworden, umgekehrt sind preußische Abiturienten durch das Wörterbuch zum Aufsuchen auch bekannter Wörter und auf verkehrte Autoritätswege geführt worden. Das sind meine prinzipiellen Bedenken gegen Einfügung eines neuen umfangreichen Hilfsbuches neben der Lektüre; die Praxis mag entscheiden.

Die Grundsätze, die der Herausgeber innerhalb seines, übrigens nur aus der Prosa und auch nicht aus Herodot geschöpften Buches befolgt hat, sind im ganzen zu billigen. Den Grundstock bildet der Wortschatz der Anabasis, weshalb auch für die Tertianer 2200 Wörter, darunter allerdings auch solche, die nicht in der Anabasis vorkommen, durch den Druck hervorgehoben sind. Dazu kommen Hellenika und Memorabilien in Auswahl, Platos Apologie und Kriton, Lysias XII und XIII, Demosthenes Ol. und Phil. Reden (teilweise), Thukydides I, „auch, weil für schriftliche Arbeiten häufig benutzt, Isokrates' Paneg., Platos Menexenos, Lykurgs Rede g. L., endlich auch v. Wilamowitz I (zum größten Teil, doch mit Ausschluß des späteren Sprachgebrauchs in W.)". Ich möchte hier Anab. V—VII und nebst der Begründung Isokrates' Paneg. und den sicher nicht von Plato geschriebenen Menexenos zurückweisen — es sollen doch nicht Vokabeln für den Zufall einer Klassen- bzw. Prüfungsarbeit gelernt werden — und dafür noch Thukydides' Sizilische Expedition empfehlen. „Da die Wörter des Vokabulars dazu bestimmt sind, vom Schüler erlernt zu werden", wollte der Herausgeber aus dem „guten attischen Sprachgebrauch" nur solche aufnehmen, „deren Kenntnis für jenen von praktischem Werte ist", und „alle seltenern, auch der Anabasis" ausscheiden, auch eine Reihe selbstverständlicher Komposita.

Die 15 Gruppen sind: Mensch, Alter, Familie, Nahrung und Kleidung, Leben bis Grab; Sinne, Denken und Sprechen; Gefühle; Gott und Kultus; Himmel und Erde; Raum und Zeit; dann 8—10 verschiedene Tätigkeiten, hierauf Landbau, Handwerk und Handel; Staat und Gericht; Kriegswesen und Schiffahrt; Herrschaft und Dienst; endlich Varia, wie es in den Bibliotheken heißt. Andere haben anders gruppiert, aber die vorliegende Gruppierung ist auch eine angemessene. Dazwischen tritt nun das etymologische Prinzip ein, indem auch die Komposita immer zum Simplex gesetzt sind. Daß infolge davon manche etymologische Gruppen auseinandergerissen und sachliche Gruppen unvollständig sind, verhehlt sich der Herausgeber nicht. Das läßt sich eben nicht vermeiden bei der Mischung; bei alphabetischen Vokabularien muß der Lehrer persönlich und mündlich Gruppen zusammenstellen lassen. Aber statt des, wie es heißt, nur für die Lehrer bestimmten alphabetischen Anhanges aller Wörter (86—111) würde ich Hinweise innerhalb des Vokabulars anraten, z. B. in I bei *ὀφθαλμός* usw.

auf III *αὐτόπτης* u. s. w. und bei *ἐκλείπω* auf *σελήνη* verweisen. Zu *ἧλιξ* würde ich *πηνίκα*, zu *χαίνω χάος* und zu *σχίζω σχίσμα* (wenn auch erst spät), zu *βορέας* und *νότος* auch *ζέφυρος* und zu *σίδηρος χρυσός* noch *ἄργυρος* und *χαλκός*, wenn auch deren Sippe später kommt, hinzusetzen oder auf diese verweisen. Umgekehrt aber würde ich noch mehr Komposita streichen oder nur die Präposition anführen wie zu *γίγνομαι προ-*, zu *ἐλαύνω ἀπ- εἰς- ἐξ- παρ- προ- προς-*, zu *εἰμί ἀπ- ἐν- παρ- συν-*, *ἐξανδραπο- δίζω* mit dem Simplex, bzw. *ομαι* vereinigen, endlich viele seltene Wörter noch weglassen *ὀφρύς*, *βλέφαρον*, (da Homer prinzipiell ausgeschlossen ist) *βλεφαρίς*, *τύλος*, *χολή*, *τειχήρης*, *τοιχωρυχέω*, *ὑπόγυος* und *ἐξύ.*, *κιβωτός* und *-ιον*, *ψωμός*, *ὀψοφάγος*, *κέγχροι*, *χύτρα*, *ζωμός*, *ἐξωμίς*, *βαλάντιον*, *λογιστική*, *κλητεύω*, *ἀνέγκλητος*, *ὑπὸ μάλης* und den Ausdruck hinterlistig, *νάπη* und *νάπος*, *ἀφρός*, *ῥαχία*, *φρύγανα*, *χλόη*, *κιττός*, *πέρδιξ*, *ὄρτυξ*, *στρουθός*, *ἔγχελυς*, *σφήξ*, einige Ableitungen von *κέραμος*, *σκυτοτόμος*, *σπάρνον*, *τεκτονικός*, *χαλκοτύπος*, *ἡμιμναῖον*, *μύωψ*, *ἔπαλξις*, *ἀκάντιον*.

In der deutschen Übertragung hat Dörwald immer die Grundbedeutung angegeben und hat in weiteren Hinzufügungen mit Recht streng Maß gehalten und möglichst treffenden knappen Ausdruck gewählt. — Praktisch stände oben neben der Seitenzahl auch die Zahl der Gruppe.

Kreuznach. O. Kohl.

Adolf Müller, Ästhetischer Kommentar zu den Tragödien des Sophokles. Mit einem Lichtdruckbild. Paderborn 1904, F. Schöningh. 517 S. gr. 8. 6,50 *M*.

Verf. behandelt in fünf Abschnitten: 1. Sophokles als Mensch und Künstler (S. 1—48), 2. Stoff und Bau der Tragödien (S. 49—247), 3. Charaktere (S. 249—422), 4. die lyrischen Teile und die Tragödie als Gesamtkunstwerk (S. 423—479) und 5. Elemente einer Tragödienaufführung im fünften Jahrhundert (S. 481—508) und will mit diesem ästhetischen Kommentar einen Beitrag liefern für die Erreichung des „eigentlichen Zieles des Unterrichts, die Einführung in den Geist des klassischen Altertums". Bestimmt ist die Arbeit aber nicht allein für die Schule, sondern auch für die „Gebildeten unseres Volkes, denen der Trieb zu der stillen Schönheit hellenischer Dichtung noch nicht verdorrt ist". Nach dem Vorwort könnte ein Unkundiger wohl annehmen, daß die ästhetische Betrachtung der Sophokleischen Tragödien bisher sehr vernachlässigt gewesen und bei ihnen im ganzen nur die grammatische Methode zur Anwendung gekommen sei; daß dem nicht so ist, zeigen schon die bekanntesten Ausgaben der einzelnen Dramen (von Nauck, Bellermann u. a.). Wer also die Sophoklesliteratur einigermaßen kennt, durfte bei M. nicht viel Neues erwarten, und in der Tat haben wir hier nur eine zusammen-

fassende Darstellung des bisher auf diesem Gebiete Geleisteten ob M. hier und da selbständig zu dieser oder jener Auffassung gekommen ist, kann uns gleichgültig sein, jedenfalls muß man sagen, daß er im allgemeinen mit gutem Geschmack sich für diejenige Ansicht über die Sophokleischen Charaktere usw. entschieden hat, welche sich bei vorurteilsfreier Betrachtung dem Forscher ergibt.

Der Verf. versichert, daß er sich bemüht hat, die Forderung strenger Wissenschaftlichkeit mit lesbarer Darstellung zu vereinen. Was zunächst die Lesbarkeit betrifft, so ist die Darstellung gewiß meist klar und übersichtlich; sehr hübsch liest sich z. B., was M. S. 5 ff. über Athen im Perikleischen Zeitalter sagt, oder S. 21 f. über die Weltanschauung des Sophokles, oder S. 81 ff. über die Kunst des Dichters in der Entwicklung der Handlung des Oed. Tyr., oder S. 258 ff. und 298 ff. die Exkurse über die Schuldfrage des Oedipus und der Antigone; aber bisweilen wird er zu weitschweifig, was namentlich im zweiten Abschnitt der Fall ist. Freilich ließen sich hier bei der von M. gewählten Gruppierung (Sagengestaltung bei den Vorgängern des Sophokles; Vorfabel; Fabel; Gerüst der Tragödie; Linie der Handlung; Betrachtung über die Behandlung des Stoffes durch Sophokles) Wiederholungen nicht gut vermeiden. Ferner finden sich mehrfach Versehen im Ausdruck; z. B. „Dabei entstellt Oedipus nicht die hochmütige, brutale Art des Atriden, ... nicht die niedrigen Ränke und Listen des Odysseus der späteren Dichtung" (S. 254). „Auch jäher Übergang von Schmerz zur Freude ... ermöglicht die Beibehaltung der gleichen Maske" (S. 505). Wem kann gefallen: „Kunde von Zeus durch Apollons Mund, welche bist du gekommen?" (S. 71) oder „Um den Grundgedanken der Tragödie in schärfster Ausprägung zu formen, zeigt uns Sophokles an dem Beispiel des Oedipus, daß auch der Klügste vor der Gottheit nur ein blöder Tor ist" (S. 79) oder „Aus der Masse der Stürmer hebt sich dem Chor in der Erinnerung dieses furchtbarsten Augenblicks eine Gestalt heraus, deren Schilderung den Angriff des feindlichen Heeres meisterhaft in derselben Technik individualisiert wie Homer, da Hektor der Nacht gleichend in das gesprengte Tor des Schiffslagers eindringt" (S. 443)? Unklar, ja zum Teil unverständlich ist manches in dem Abschnitt über das griechische Theater; z. B. „Von diesen Flügeln, Paraskenien im gewöhnlichen Sinne, erblickt der Zuschauer also die türlose Vorderwand. Die Schauspieler ἀγρόθεν oder ἐκ πόλεως treten wie beim Rampentypus durch eine Tür aus diesen Flügelbauten auf" (S. 487); „In sämtlichen untersuchten Theatern ist überall die Bühne sehr lang (Athen zwanzig Meter), äußerst schmal (anderthalb bis höchstens drei Meter) und schwindelnd hoch (bis zu vier Meter), also ganz wie Vitruv vorschreibt. Nur für die beiden ältesten Bühnen, die von Eretria und Athen, ergeben die Berechnungen eine [für unsere notwendigen Voraussetzungen] knapp ausreichende Tiefe, nämlich fünf Meter".

Was die angestrebte Wissenschaftlichkeit betrifft, so ist rühmend hervorzuheben, daß M. im ganzen vorsichtig in seinem Urteil ist; er gibt, wenn es nötig ist, richtig zu, daß wir nichts Bestimmtes wissen können, z. B. über die Verteilung der Chorpartien an die einzelnen Choreuten und über den Tanz des tragischen Chors. Aber größere Genauigkeit hätte ich schon bei den Übersetzungen der Zitate gewünscht, von denen M. ausdrücklich hervorhebt, daß sie ausnahmslos sein Eigentum seien und daß er für sie auch die Verantwortung trage; vgl. El. 1143 ff. „Vergebens, daß ich ohne dich die lange Zeit Gewartet hab', vergebens all die Müh' und Not, Die mir das Kleine schaffte, und doch, ach wie süß! Nicht deiner Mutter, nein, du warest ja mein Kind, Nicht warteten des Hauses Dienerinnen dich: Schwester und Amme stammelte dein Mund zugleich"; oder El. 1357 ff. „Dank' euch, ihr lieben Händ' und lieben Füß' [sic!], Die uns so treu gedienet. Wie nur konntest du, Du Böser, bei uns weilend unbekannt mir sein? Dein Wort war Tod mir, aber ach, dein Tun wie lieb! Heil dir, mein Vater, denn ein Vater bist du mir". OT. 872 übersetzt M. S. 73 „Frevelsinn zeugt den Tyrannen" und S. 453 „Übermut erzeugt den Tyrannen"; aber *τύραννος* ist bei Sophokles nie = Tyrann, Gewaltherr, vermessener Frevler oder dergl., sondern immer Herrscher; also bedeutet *ὕβρις φυτεύει τύραννον* Frevel bringt den Herrscher hervor, d. h. die *ὕβρις* macht mächtig (vgl. JB. 1886 S. 135). — Manchmal stellt M. auch Behauptungen auf, die fraglich sind; z. B. „So ist — für uns steht die Priorität des Königs Oedipus vor Antigone fest — Kreon in der Antigone nach Oedipus modelliert" (S. 40). „Der Grund dafür (daß Aias auf dem Höhepunkt des Stücks aus der Handlung verschwindet) läfst sich sehr wohl aus der ökonomischen Verwertung der Schauspielerkräfte herleiten, mit denen der Dichter zu rechnen hatte. Ein Protagonist für die Hauptrollen wurde ihm gestellt, drei Tragödien brachte er an einem Tage nacheinander zur Aufführung. . . . Wir können also annehmen, daß etwa bei Tragödien wie Antigone, Aias und auch Trachinierinnen der Dichter dem Protagonisten selbst auf Kosten poetischer Wünsche eine Erholung von einer anstrengenden Rolle gönnen oder auch seine Kräfte für ein folgendes Stück schonen mußte" (S. 99). „. . . Anfang des Oedipus auf Kolonos . . . Der Held tritt auf, das Stück eröffnend wie im König Oedipus, und schon die gleiche Verszahl seiner ersten Worte beweist, daß Sophokles hier eine Parallele beabsichtigt hat" (S. 263). „*Βοᾷ τις ἔνδον* ruft sie (Elektra) mit stockendem Pulse. 'Jemand' schreit da drinnen. Sie wagt nicht zu sagen 'Klytaimestra', obwohl sie weiß, daß sie es ist: eine Regung des Gewissens bei der fürchterlichen Tat" (S. 322). „Bei der Komposition der Standlieder beobachtet der Dichter die Regel, daß jedes Lied aus zwei Syzygien besteht . . . meistens läßt sich der Grund der Abweichungen von der Regel erkennen. Aus einer Strophe z. B. bestehen das

zweite Standlied des Aias, das dritte des König Oedipus und das erste der Trachinierinnen, weil es Tanzlieder sind" (S. 462). „Jedenfalls haben wir für eine so frühe Zeit wie die des Aeschylus und Sophokles prinzipiell festzuhalten, daß die tragischen Dichter der Illusionsfähigkeit ihrer Hörer manches zumuten mußten, und daß diese es sich ruhig gefallen ließen, etwa die Fassade eines Palastes auch für eine Tempelfront zu nehmen, oder Dinge, welche vorhanden waren, sich wegzudenken und umgekehrt" (S. 497).

Kritischer hätte M. meines Erachtens verfahren müssen in den Abschnitten, in denen er von der Sagengestaltung bei den Vorgängern des Sophokles handelt; besonders gilt dies von der Oedipussage, was ich an einigen Beispielen zeigen will. „Antigone und Oedipus auf Kolonos weichen in der Vorfabel unter sich ebenso stark ab wie beide zusammen wieder von den Verhältnissen, welche der Ausgang des König Oedipus voraussetzt" (S. 34; vgl. auch S. 89 unten); M. hätte mindestens erwähnen müssen, daß eine so große Abweichung in der Mythopoiie der drei thebanischen Tragödien nicht allgemein zugegeben wird (vgl. meine Abhandlung De fabula Oedipodea apud Sophoclem S. 22ff.), um so mehr als er zu Ant. 881ff. bemerkt (S. 94): „zum Teil wahrscheinlich unecht". Wahrscheinlich sind ihm die Arbeiten von Hüttemann, Geist, Vetter, Klein u. a. über die Oedipussage nicht bekannt gewesen. Zu S. 54 ist zu bemerken, daß Steinberger in Bl. f. d. bayer. GW. 21 (1885) mit guten Gründen darauf hingewiesen hat, daß Peisandros nicht maßgebend sein kann bei der Frage, welche Gestaltung die Oedipussage bei Homer und seinen Nachfolgern gehabt habe. Wie vorsichtig man übrigens sein muß, wenn es gilt, aus kurzen Inhaltsangaben der Scholiasten u. a. auf die Sagengestaltung bei diesem oder jenem Dichter Schlüsse zu ziehen, kann M. an sich selbst sehen. Er schließt „die Fabel" des Oed. Tyr. auf S. 70 mit den Worten: „... und Oedipus geht als blinder Bettler ins Elend". Daß dies unrichtig ist, ergibt sich auch aus M.s Angabe unter „Gerüst der Tragödie" auf S. 75: „Auf Kreons Drängen trennt er sich von den Kindern und geht ins Haus. Alle ab"; und M. mußte es doch gerade darauf ankommen, den Inhalt recht genau anzugeben. Ebenso wie es im Oedipus auf Kolonos dargestellt wird, bleibt im Oed. Tyr. der unglückliche König nach seiner Blendung vorläufig in Theben. — „Bei Potniä nördlich von Plataä ... treffen Vater und Sohn aufeinander" mit der Anmerkung „So Aeschylus im Laios oder Oedipus" (S. 55); an dieser Stelle will aber M. den Inhalt des Epos Oedipodie angeben; außerdem steht auch bei Aeschylus nicht, daß das Zusammentreffen bei Potniae stattgefunden habe (s. JB. 1890 S. 394). — „Der Vergleich mit Sophokles zeigt, daß die Oedipodie noch nicht die Steigerung zum Grausigsten kennt, welche Epikaste-Iokaste zur Mutter der Kinder ihres Sohnes macht" (S. 56); Eteokles und Polyneikes gelten wohl sogar schon bei Homer als

Söhne der Epikaste (vgl. Hüttemann); denn wir finden bei ihm keinerlei Andeutung einer zweiten Heirat. — „Auf Potniä als ursprünglichen Tatort läßt noch ein Bericht schließen, welcher erzählt, daß Damasistratos, ein Fürst von Platää, nach dem Mord auf die Leichen gestoßen sei" (S. 56); indes diese Erzählung kann ebenso gut gerade der späteren Sagenbildung angehören. — „So bildet denn von nun an (d. h. seit das Epos Thebais diese Neuerung eingeführt hat) der berühmte Orakelspruch an Laios den Ausgangspunkt der einst rein böotischen Sage" (S. 61); das Orakel ist vielmehr nach meiner Meinung die Voraussetzung des ganzen Mythos; denn weshalb wird sonst Oedipus ausgesetzt? Also ist es unnütz, danach zu fragen, wer zuerst das Orakel in der Erzählung angebracht hat. Ebenso gehört m. E. die Befragung des Orakels durch Oedipus und die demselben erteilte Antwort zu den Grundzügen des alten Mythos; weshalb hätte Oedipus sonst die Heimat seiner Pflegeeltern gemieden? Danach halte ich für unrichtig, was M. S. 77 sagt: „Das Epos und Aeschylus kennen nur jenes erste Orakel an Laios, Sophokles dagegen drei: das Laiosorakel, ein zweites, welches der junge Oedipus erhält, und dasjenige, welches die Vertreibung des Mörders fordert".

Auf eigene Kritik hat M. bezüglich der bekannten Suidasstelle verzichtet; er behauptet (S. 30), wir hätten die „positive Nachricht": Sophokles trat nicht mehr mit einer geschlossenen Tetralogie, sondern mit Einzeldramen in den tragischen Wettkampf. Daß dies bei Suidas steht, hat M. ohne weiteres als sicher angenommen, und freilich hat er darin viele Vorgänger gehabt; aber ich behaupte: Suidas hat etwas anderes gemeint und auch gesagt. Bisher ist man mit dieser Stelle unwissenschaftlich verfahren: obgleich sich bei der Erklärung der angenommenen Bedeutung große, unüberwindliche Schwierigkeiten gezeigt haben, ist man nicht auf die Quelle zurückgegangen, auch nachdem schon Dindorf in der editio tertia der Sophokleischen Tragödien (1860) VIII S. 33 das als notwendig verlangt hat. Dieser sagt: „. . . de quo infinitae sunt virorum doctorum disputationes, aliae aliis improbabiliores: . . . et tamen verum pridem indagari potuisset, si viri docti non ad illa tantum grammatici verba, sed etiam ad proxima attendissent . . .", schlägt dann aber das Allerunglaublichste vor, nämlich die Negation an eine andere Stelle zu setzen und das Ganze nicht auf Sophokles, sondern auf Phrynichus zu beziehen. Von der wirklichen Überlieferung auszugehen, hat man sich gescheut; man hat als sicher angenommen, daß Suidas *τετραλογίαν* geschrieben hat. So auch v. Wilamowitz im Herakles I S. 90 mit der Bemerkung: „Was die Notiz will, ist klar, so oft sie auch mißdeutet ist"; er verschmäht es aber jedenfalls, die Angabe des Suidas zu verwerten, und meint mit Recht, es habe viel geschadet, daß man eine solche vereinzelte Angabe als Grundstein für die Geschichte der ältesten Tragödie benutzt hat. *Τετρα-*

λογίαν ist aber nur eine freilich beinahe 300 Jahre alte Konjektur von Meursius, während *καὶ αὐτὸς ἦρξε* (oder *ἦρχε* in A) *τοῦ δρᾶμα πρὸς δρᾶμα ἀγωνίζεσθαι, ἀλλὰ μὴ στρατολογεῖσθαι* (oder *στρατολογίαν* in den libri deteriores) überliefert ist. Nun sagt freilich Küster (bei Bernhardy Suidae lexicon): „Ante enim inepte legebatur *στρατολογίαν*, quod Wolfius et Portus, nullam mendi illius suspicionem habentes, prorsus *ἀπροςδιονύσως* verterant, delectum militum", aber ich will doch *στρατολογεῖσθαι* = milites colligere für richtig halten auf die Gefahr hin, als schrecklicher Ketzer zu gelten, wenn ich nur damit auf *τὸ καθαρόν* hingewiesen habe. Eigentlich müßte es für die Zurückweisung einer Konjektur genügen, wenn man dartut, daß die Überlieferung einen vernünftigen Sinn gibt, aber ich will zunächst zeigen, daß *τετραλογίαν* nicht am Platze ist. Erstens hat Sophokles tatsächlich nicht die Neuerung eingeführt, unter Aufgebung der Tetralogie mit Einzeldramen zu streiten, sondern er ist ebenso wie Aeschylus und Euripides mit Tetralogien in den Wettkampf eingetreten, und wie allgemein zugestanden ist, wurde auch nach dem Peloponnesischen Kriege die Form der tetralogischen Komposition beibehalten (vgl. Dindorfs Ausführungen a. a. O.). Zweitens spricht Suidas vorher davon, welche Neuerungen von Sophokles herrühren: *πρῶτος τρισὶν ἐχρήσατο ὑποκριταῖς καὶ τῷ καλουμένῳ τριταγωνιστῇ, καὶ πρῶτος τὸν χορὸν ἐκ πεντεκαίδεκα εἰσήγαγε νέων, πρότερον δυοκαίδεκα εἰσιόντων*, und fährt dann mit einer kurzen Charakteristik des Sophokles fort: er war ein großer Dichter, *προσηγορεύθη δὲ μέλιττα διὰ τὸ γλυκύ*; es scheint mir unmöglich, daß er dann noch einmal auf eine Neuerung zu sprechen kommen soll. Drittens: wenn Suidas über Neuerungen von Schriftstellern spricht, so ist seine gewöhnliche Ausdrucksweise, wie auch bei Sophokles (vgl. No. 2): *πρῶτος εὗρε* oder *πρῶτος ἔγραψε* oder *πρῶτος εἰσήγαγε* oder *πρῶτος δοκεῖ εἰσενεγκεῖν* oder ähnl.; vgl. s. v. *Αἰσχύλος, Ἀρίων, Αἰσχίνης, Λάσος, Φερεκύδης, Σιμωνίδης λυρικός, Πυθαγόρας*. Wenn es sich also hier um eine weitere Neuerung des Sophokles handelte, würde es vermutlich so heißen: *καὶ πρῶτος* (so will auch Bergk statt *αὐτός* schreiben) ... *ἠγωνίσατο*. Viertens: eine so wichtige Neuerung wäre sicher auch sonst bei irgend einem Schriftsteller oder sogar bei mehreren erwähnt, namentlich bei dem Biographen, der sich eingehend mit den Neuerungen des Sophokles beschäftigt. — Für das Verständnis der Überlieferung ist nun m. E. folgendes zu beachten: 1) Suidas will offenbar an dieser Stelle eine kurze Charakteristik des Sophokles geben, die mit *προσηγορεύθη* beginnt (s. oben No. 2). 2) Es würde auffallend sein, wenn Suidas hier nicht davon spräche, daß Sophokles *στρατηγός* gewesen ist, was nicht bloß der Biograph erwähnt, sondern von vielen Schriftstellern sonst und von Suidas selbst s. v. *Μέλισσος* überliefert wird. 3) Es geht aus mancherlei Angaben der Überlieferung hervor, daß Sophokles im *στρατηγεῖν*

keine besonderen Erfolge erzielt hat; Perikles verwendete ihn daher auch mehr zu diplomatischen Sendungen an die Bundesgenossen. Bei Athen. 603d sagt Sophokles selbst: Περικλέης ποιέειν με ἔφη, στρατηγέειν δ' οὐκ ἐπίστασθαι, und dasselbe hebt auch M. gleich im Anfang des Abschnittes „Sophokles als Mensch" S. 3 hervor: „Nicht der Speersieg ward ihm geschenkt...., er brach seinen Lorbeer in dem idealen Reich". Das und nichts anderes sagt auch Suidas an unserer Stelle: Sophokles war der erste im dramatischen Wettkampf, aber nicht im Sammeln eines Heeres.

Der fast allgemein herrschenden Ansicht schließt sich M. auch m. E. nicht mit Recht bezüglich des Charakters der Iokaste an. Wenn er auch nicht ganz so weit wie H. F. Müller in der Verurteilung der Iokaste geht, so betont er doch noch zu sehr ihre „Leichtfertigkeit" und ihren „frevelhaften" Sinn. Während M. meint, ihre Ansicht von der Nichtigkeit der Orakel entspringe ihrer „Bequemlichkeit und Gedankenlosigkeit", ist doch zu beachten, daß Iokaste die ehrliche Überzeugung hat, bestimmte Beweise für die Richtigkeit ihrer Meinung zu haben und beibringen zu können, und daß auch der Chor in der zweiten Strophe des 1. Stasimon an der Wahrheit der Seherworte zweifelt.

Trotz mancher Ausstellungen, die ich zu machen hatte, fasse ich zum Schluß mein Urteil über M.s Arbeit dahin zusammenfassen: es ist eine anzuerkennende Leistung, mit der manchem gedient sein wird, der keine Zeit oder keine Lust zum Durcharbeiten von vielen Einzelschriften hat.

Gr.-Lichterfelde. Heinrich Otte.

Ploetz-Kares, Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Ausgabe E. Berlin, F. A. Herbig. 1) Elementarbuch, zweite Auflage, 1904. — 2) Übungsbuch 1905. XII u. 298 S. mit Karte von Paris. 2,25 *M*, geb. 2,75 *M*.

Die Ausgabe B der weitverbreiteten Lehrbücher von Ploetz-Kares ist gemeinsam für Gymnasien und Realgymnasien bestimmt. Die neuen preußischen Lehrpläne von 1901 ließen jedoch infolge der geänderten Verteilung des Lernstoffes und der Verkürzung des Unterrichts in beiden Tertien der Gymnasien um je eine Stunde eine Neubearbeitung speziell für die Bedürfnisse der Gymnasien wenn auch nicht als durchaus notwendig, so doch als sehr wünschenswert erscheinen. Diese Neubearbeitung liegt in der Ausgabe E, verfaßt von Gustav Ploetz, jetzt fertig vor. Während das Elementarbuch E bereits 1902, in zweiter Auflage 1904 erschien, ist das Übungsbuch erst vor kurzem erschienen. Die Sprachlehre gilt für alle Ausgaben gemeinsam.

Die Änderungen im Elementarbuch sind verhältnismäßig gering. Sie sind zum Teil durch die geringere Stundenzahl —

also Kürzungen —, zum Teil durch die Verschiebung des Pensums veranlaßt worden. Eine Reihe von älteren Lesestücken sind durch neue und, soweit ich gesehen habe, durchweg bessere ersetzt. — Es ist sehr zu billigen, daß Verfasser von der schwierigen Lehre der Pronomina in dem Quartanerpensum nur das Elementarste und Nötigste gibt und die Ergänzung in einer Reihe von Kapiteln des Untertertianerpensums bringt.

Was von der Konjugation in Quarta und was in Tertia zu lernen ist, läßt sich aus der Fassung der Lehrpläne nicht klar ersehen. Die verbreitetste Ansicht ist wohl die, daß zu dem Pensum der IV die Formen der Verba auf -er, sowie der gleichförmigen auf -ir und -re gehören. Freilich ein weites Gebiet; doch es läßt sich bewältigen, wenn man vorläufig nur die Indikativformen lernen läßt und unter dem Begriff „Erweiterung" für U. III die Erlernung der Konjunktivformen versteht. Dieser Ansicht schließt sich Ploetz in seinem Buche an. Für diejenigen aber, die in Quarta nur die Erlernung der sogenannten Hauptkonjugation auf -er verlangen, ist es infolge der Anlage des Buches leicht, die sogenannte zweite und vierte Konjugation erst in U. III zu behandeln.

Der Anhang zum Lesebuche bietet noch 17 zusammenhängende Lesestücke, zu deren Durcharbeitung wohl überall die Zeit fehlen wird. Meines Erachtens könnten diese Stücke fortfallen, wie ja die „Wiederholungsstücke" der Ausgabe B in E schon fortgelassen sind. Die 56 Kapitel des Lesebuchs, fast durchweg zusammenhängende Stücke, bieten Stoff genug.

Das Material zu Sprechübungen über Vorkommnisse des täglichen Lebens ist etwas erweitert, also eine größere Vollständigkeit angebahnt. Weshalb hier das Kapitel 6 des Elementarbuches B — La Famille — fortgefallen ist, ist mir unklar, es bietet in der Fassung der Ausgabe B ja nicht gerade einen sehr geistreichen Stoff, aber ich meine, es wäre nicht allzu schwer gewesen, es durch Umarbeitung und Erweiterung brauchbarer zu machen.

In dem Übungsbuche E — für O. III und die folgenden Klassen — ist der Stoff um etwa ein Drittel gekürzt worden. Die Kürzungen scheinen mir sachgemäß und mit pädagogischem Geschick vorgenommen zu sein. Die Ergänzung der Formenlehre, wie sie die Ausgabe B in den Kapiteln 24—31 in verhältnismäßig breiter Ausführlichkeit bringt, ist fortgefallen.

Meines Erachtens lernt man die Hauptsachen aus diesen Gebieten, die z. T. wenig praktischen Wert haben, ganz gut gelegentlich bei der Lektüre, so daß der Fortfall gerechtfertigt erscheint, um so mehr, als Ploetz versucht hat, diese gelegentliche Erlernung durch Hinweise zu unterstützen. Ferner ist bei den „Wiederholungsstücken" ein diesem Teil der Formenlehre gewidmetes Kapitel eingefügt.

Es will mir scheinen, als ob das deutsche Übungsmaterial, das mit Absicht reichlich bemessen ist, doch allzu viel bietet. Verfasser erklärt ja freilich, daß es nicht nur für den Klassenunterricht, sondern auch für die häusliche Arbeit genügen solle, die gerade im Französischen am unentbehrlichsten sei. Das ist schön gedacht; aber es fragt sich doch sehr, ob am Gymnasium, wo doch das Französische schon in den mittleren Klassen mehr oder weniger als Nebenfach angesehen wird, wirklich große Ansprüche an die häusliche Arbeit gestellt werden können und dürfen. Es wird also Aufgabe des Lehrers sein müssen, auf Grund sorgfältiger Überlegung — auch unter Berücksichtigung des Schülermaterials — eine sachgemäße Auswahl zu treffen.

Die unter den einzelnen Kapiteln stehenden Sprechübungen beziehen sich nicht mehr auf den Inhalt des Lesestückes, sondern auf Verhältnisse des täglichen Lebens, und die Fragen sind so gestellt, daß sie zugleich bestimmte Formen und grammatische Gesetze zur Anschauung bringen und doch nur schon bekanntes Material verwenden.

Ich halte diese Änderung für eine sehr glückliche und glaube, daß sie Lehrern und Schülern eine große Erleichterung bieten wird; denn die geschickte Aufstellung von Fragen über einen solchen Unterhaltungsstoff ist eine Kunst, die immerhin manche Stunde der Überlegung kostet, und wo soll der Neuphilologe, der doch am Gymnasium infolge der vielen Korrekturen und der angestrengten Vorbereitung auf häufig neue Lektüre der am meisten Belastete ist, die Zeit dazu hernehmen?

Einen großen Fortschritt bezeichnet auch die Aufnahme von Sprüchwörtern, von denen eins oder mehrere fast hinter jedem Lesestücke abgedruckt sind.

Der poetische Anhang ist ebenfalls vermehrt worden, so daß der Schüler jetzt im ganzen — Elementarbuch und Übungsbuch — 32 Gedichte kennen lernen kann, eine Anzahl, die auf jeden Fall die Einführung einer besonderen Gedichtsammlung überflüssig macht.

Neu ist ferner ein Anhang, der das Material zu Sprechübungen über Vorkommnisse des täglichen Lebens — wie sie die Lehrpläne fordern — enthält. Diese Sprechübungen bilden die Fortsetzung des im Elementarbuch Gebotenen und dienen der planmäßigen Erweiterung des Wort- und Phrasenschatzes. Sie handeln über den menschlichen Körper, über Krankheiten, Verkehrsmittel (Post, Telegraph, Telephon, Eisenbahn, Zoll usw.), Spaziergänge, Besuche, Einkäufe, Theater, Landbau, Heer, Flotte, Maße und Gewichte und über die Verfassung und Verwaltung Frankreichs. Sie sind in einer solchen Form geschrieben, daß sie ganz sicher auch die Schüler der oberen Klassen interessieren werden. Ein dazu gehöriges Wörterverzeichnis ermöglicht die planmäßige Erlernung der einzelnen Ausdrücke.

Dieses Material zu Sprechübungen ist auch in einem Sonderabdruck zu 0,40 ℳ erchienen.

Die Präparationen zu den Lesestücken sind, wie das Vorwort erwähnt, völlig neu bearbeitet worden. Manche dieser Präparationen weisen eine große Länge auf. Das kommt daher, daß in dankenswerter Weise früher schon gelernte Wörter wiederholt aufgeführt und ganze [Gruppen zusammengehöriger Wörter aufgestellt werden. Wenn auch für die O. III eine solche Präparation am Platze sein mag, so würde ich doch wünschen, daß sie für die Lesestücke der U. II fortfiele. Der Schüler dieser Klasse muß sich allmählich an den Gebrauch alphabetisch geordneter Wörterbücher auch im Französischen gewöhnen. Das in demselben Verlage erschienene „Alphabetische Wörterverzeichnis", 6 Auflage 0,60 ℳ, würde für den Anfang recht gut dazu sich eignen; noch besser ist freilich sofort der Gebrauch eines größeren Lexikons.

Ganz entschieden muß ich den Fortfall der Präparation jedoch für die meistens erst in den oberen Klassen zur Verwendung kommenden Wiederholungsstücke fordern.

Als wünschenswert sind noch für spätere Auflagen zu bezeichnen eine Zusammenstellung der gebräuchlichen Synonyma und ein kurzer Abriß der französischen Metrik, als Anhang zur Sprachlehre oder zum Übungsbuch.

Diese Neubearbeitung E weist also neben den schon längst anerkannten Vorzügen der älteren Ausgaben eine Reihe von Verbesserungen auf, die dem von den „gemäßigten Reformern" längst als hervorragend brauchbar anerkannten Unterrichtswerke hoffentlich viele neue Freunde erwerben werden.

Hannover. Gustav Reinecke.

Breymann, Französisches Lese- und Übungsbuch für Gymnasien. Vierte Auflage. München und Berlin 1903, Oldenbourg XVI u. 344 u. 80 S. 8. 3 ℳ.

„Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen". Das kann der Verfasser dieses Lesebuches von sich sagen und, wie die Dinge sich nun einmal gestaltet haben, mit dem Bewußtsein sagen, das Rechte getroffen zu haben. Denn als das Rechte scheint sich aus den langen Kämpfen der neusprachlichen Reform mit dem Althergebrachten nur das herausgerettet zu haben, was sie Positives gebracht hat. Das, was sie an dem früher geübten Unterrichtsverfahren verdammt hat, ist alles nach und nach wieder siegreich an die Oberfläche getreten. Von einer Beseitigung der Übersetzungsübungen, von einer Fernhaltung besonderer für jedes Übungsstück gegebener Vokabeln, von einer Hintansetzung der grammatischen Übungen will heute kein Mensch mehr was wissen.

Und so bringt Breymann der deutschen Übersetzungsübungen eine unendliche, die französischen Lesestücke schier

überwuchernde Fülle, er gibt uns eine Grammatik von über 150 Seiten und ein ausführliches — wenn auch nicht immer ausreichendes — Vokabelverzeichnis zu jedem Stück. Die Übersetzungsübungen sind außerordentlich geschickt je nach dem vorangehenden französischen Lesestück gestaltet, so daß, wer dieses genau durchgearbeitet hat, der Übersetzungsübung leicht Herr werden wird. Zu diesen Stücken aber gesellen sich in schöner Abwechslung allerlei Übungen für Konjugation und Deklination, Komparieren und Retrovertieren, Fragestellung und Gesprächführung und was es dergleichen mehr gibt. Während aber die eigentlichen Übersetzungsstücke, eben entsprechend den ihnen als Grundlage dienenden französischen Lesestücken, einen zusammenhängenden Inhalt bieten, bestehen die grammatischen Übungen aus Einzelsätzen.

Der Inhalt der Lesestücke ist fast durchweg recht ansprechend, ihre Form sehr mannigfaltig. Daß die erzählenden Stücke vorwiegend französische Ereignisse und Persönlichkeiten vorführen, ist erklärlich und lobenswert. *Les soldats de l'expédition d'Égypte, Les races royales de France, Les Halles de Paris, César et les Gaulois, Saint Louis, Henri IV, Proclamation aux soldats de l'armée d'Italie, Mort de Louis XIV*, ferner *Fénélon pendant la guerre de 1709, Une soirée chez Molière, La Fontaine, Voltaire à la Bastille, Racine à son fils, Boileau,* das sind die erzählenden Stücke in der ersten Hälfte des 200 Seiten fassenden Übungsbuches. Daneben haben wir Fabeln, Anekdoten, Beschreibungen und eine ganze Anzahl von Briefen. „Sogenannte *Conversations* sind" — wie der Verf. auf S. VI der Vorrede sagt — „nicht gegeben worden, weil Sprechübungen nutzlos sind, wenn sie sich in feststehenden Formen bewegen; sie werden nur dann den gewünschten Nutzen stiften, wenn der Lehrer imstande ist, in freier, frischer, lebendiger Weise den durchgenommenen französischen Sprachstoff durch geschickte Fragen in Bewegung zu setzen". Und über die Stücke allesamt äußert der Verf. sich auf S. IV: „Die meisten Stücke sind so gehaltvoll, daß man etwas dabei verweilen und Sprechübungen daran anschließen kann, möglichst bei geschlossenen Büchern. Bei derartig getriebenen Übungen werden die Schüler mit ganz andrer Lust und Liebe arbeiten als bei dem schablonenhaften Verfahren einer früheren Zeit". Breymann hat damit die wesentlichen Vorzüge seines Buches getroffen und zugleich den Weg gewiesen, wie selbst ein ausgesprochener Reformer das Werk mit Vorteil benutzen kann. Nur freilich dürften einem solchen die deutschen Übersetzungsstücke als ein Hindernis erscheinen.

Warum der Verf. nach der Fülle des Materials, das er gibt, sich bemüßigt sieht, unter dem gewichtigen Sondertitel *Le français de tous les jours* auf 1½ Seiten noch Briefanfänge und Briefschlüsse und zwar auf einer einzigen Seite fünf Aufgaben zur Briefabfassung zu stellen, ist mir nicht recht klar geworden.

Ganz absonderlich aber dürfte es wohl jeden Benutzer dieses Buches anmuten, wenn er unter der großgedruckten Aufschrift „Gedichte“ nur 4 — sage und schreibe: vier — Gedichte vorfindet: *Soir d'été, L'avare, L'offre trompeuse, Le bûcheron et la mort,* und zwar ohne Angabe des Dichters, so daß man beinahe auf die Vermutung kommen könnte, es sollten auch an ihnen grammatische Übungen angestellt werden. Vielleicht aber ist es dem Verf. doch um Poesie zu tun, und dann freilich kann man nur annehmen, es sei ihm kurz vor der Drucklegung der Mangel an Gedichten, von denen sich sonst nur noch an drei Stellen (S. 6, S. 26 und S. 104) kleine Proben finden, zu Gemüte geführt worden, und er habe daraufhin noch schnell ein Blatt mit den aufs Geratewohl gewählten Gedichten eingelegt. Genug! Wenn sich sonst keine Rätsel in Breymanns Buch finden, diese zwei Seiten Poesie in einem Werk von 424 Seiten sind ein Rätsel und zwar ein unlösbares.

Die Grammatik zeigt all die Vorzüge, die Gründlichkeit zumal und die Zuverlässigkeit, die Breymanns Lehrbücher überhaupt auszeichnen; nur, daß sie in allen ihren Teilen übersichtlich ist, könnte man nicht behaupten. Die Schuld daran trägt indes wohl hauptsächlich der Umstand, daß Breymann als der erste von der bisher üblichen Behandlung der Redeteile abgeht und den Satz selbst und die Einteilung nach Satzgliedern seiner Syntax zugrunde legt.

Das der Grammatik folgende, den einzelnen Stücken angepaßte Vokabelverzeichnis enthält 50 Seiten; ein deutsch-französisches, alphabetisch geordnetes Wörterbuch im Umfang von 30 Seiten bildet den Schluß.

Frankfurt a. M. Max Banner.

Le Misanthrope, comédie de Molière. Analyse, étude et commentaire par Henri Bernard. Berlin 1904, Librairie Weidmann. Texte IV u. 76 S., Commentaire 59 S. 8. geb. 1,50 *M*.

Neuerdings hat man wiederholt die Forderung aufgestellt, die Erklärungen französischer Werke sollten, soweit sie für obere Klassen bestimmt sind, durchweg in französischer Sprache abgefaßt sein. Da es nun für einen Ausländer, er mag die fremde Sprache noch so gründlich studiert haben, mißlich ist, sich einer solchen Aufgabe zu unterziehen, so hat die Weidmannsche Buchhandlung einen französischen Gelehrten beauftragt, eine Ausgabe von Molières Misanthrope mit französisch geschriebenem Kommentar zu besorgen. Wir halten diesen Gedanken für glücklich und stehen nicht an zu erklären, daß der Verfasser sich seiner Aufgabe mit Geschick entledigt hat. Auch wird man trotz der zahlreichen und trefflichen deutschen Ausgaben diese neue nicht ohne mannigfache Belehrung aus der Hand legen; sie ist eine Frucht gewissenhafter und gründlicher Arbeit.

Bei der Feststellung des Textes bringt der Herausgeber die Lesarten der Originalausgabe wieder zu Ehren. So lesen wir 504: Et quel lieu de le croire à mon cœur enflammé, nicht a. — Hors qu'un commandement exprès du roi me vienne 769, während Littré zitiert ne vienne, was allerdings heute wohl üblicher sein möchte; vgl. hors que . . . on ne fasse ma tombe. V. Hugo, Hernani 3,6. — Sur tout 787, wo alle unsere Schulausgaben surtout bieten.

Der Kommentar beginnt mit einem kurzen Lebensabriß des Dichters, dann folgt die Einzelerklärung, an sie schließt sich eine Inhaltsangabe der einzelnen Szenen und eine Charakteristik der Personen nebst einigen sujets de devoirs. Die Worterklärung ist bündig und zutreffend. Auf die Ironie eines Ausdrucks, auf das Verächtliche, was in manchem Worte liegt, auf die Kunst, mit welcher der Dichter gewisse Vorgänge im voraus motiviert, auf proverbiale Wendungen, auf Gegensätze, auf besondere Feinheiten wird hingewiesen, die Aposiopesen, wo es nötig scheint, ergänzt. Eine besondere Sorgfalt widmet der Herausgeber den Ausdrücken, welche heute als veraltet oder ungebräuchlich gelten. Auch grammatischen Fragen geht er nicht aus dem Wege, z. B. à qui für auquel 1676, qui für qu'est-ce qui 828 u. ö. tous grossiers 390, cf. 1323. Unkorrekte Partizipialkonstruktionen (23 u. ö.) und sonstige Unebenheiten des Stils werden besprochen, die Beziehungen von en und y klargestellt. Manche bisher als zweifelhaft geltende Stellen dürften nunmehr durch seine Autorität ihre Erledigung finden. Jamais on ne le voit sortir du grand seigneur 596 = il n'a à la bouche que des noms de grands seigneurs. — Son misérable honneur ne voit pour lui personne 134 = personne ne prend la défense de son misérable honneur. — Faire raison 1217 = venger (cf. 1249 ferner Molière, l'Av. V, 3 und 4, Lafontaine, f. 6, 2, 44) — Et là-dessus, on voit Oronte qui murmure 1505, dazu „non pas pour protester, au contraire", also murmurer hier nicht murren, sondern im geheimen flüstern. — Cabinet 376 = petit meuble à tiroirs (vgl. auch Lafontaine, f. 4, 20, 29). Dagegen scheint mir im Vers 2 Mais encore mit mais du moins nicht richtig erklärt; es hat doch wohl hier dieselbe Bedeutung wie 1227 „aber im Ernste". Ebensowenig halte ich 1413: Je devrais autre part attacher mon estime, Et vous faire un sujet de plainte légitime die Erklärung für zutreffend „me plaindre de vous, comme vous le méritez" anstatt: *und euch gerechten Grund geben, euch über mich zu beklagen.* Daß in se rappeler 1224 se Akkusativ ist, würde deutlicher durch den Zusatz rappeler ses esprits. — Über Aussprache und Reime hätte man wohl eine Äußerung des Verfassers gern gesehen z. B. net und fait 63, cf. 310, 932. Die gleichartigen Bemerkungen z. B. über rien, qui für qu'est-ce qui, sans doute (84, 791, 1047, 1416, 1627, 1743) u. a. hätten an einer Stelle gegeben werden sollen mit späterer Verweisung.

— 1090 wird zitiert Lafontaine ohne weitere Angabe statt f. 8, 14, 17.

Druckfehler im Text: efarouchée 497 lies effarouchée, bonbons 636, trèslongue 813 (vgl. 922) statt zweier Wörter. Im Kommentar: ttre lies titre S. 3 und 4, dûs 860 lies dus, Des — Vos 1204, tin — latin 1036, pas — plus 1607, devait — devrait S. 47, ainée — aînée S. 58. Die Einteilung der Szenen im 5. Akte des Textes stimmt nicht mit dem Kommentar. Im übrigen ist Druck und Ausstattung zu loben. — Auffallen wird es übrigens nicht, wenn der französische Erklärer manches unbesprochen läßt, was einem Deutschen der Erwähnung wert erscheint. Der Subjonctif ohne que 57, avecque 292, die unglückliche Metapher Pourvu que votre cœur veuille donner les mains au dessein 1761, zu erklären aus dem häufigen Gebrauch von votre cœur = vous, wie mon âme = me 164. So wird auch Je ne m'oppose pas à ces bontés qu'ont pour lui vos appas 1204 begreiflich, wenn man statt vos appas sich denkt votre aimable personne. — Tout ce qu' à moi je vous (d. i. Célimène) ai vu m'écrire 1700. vous ist Dativ, deshalb nicht vue. — de bons mots 636. — Si tu ne veux 1448, pour voir 427, vgl. Mol. l'Av. V,2. — ici in temporalem Sinn 9 und 519 (cf. Lafontaine f. 1, 7, 10) — Et je vous promettrais . . . que je ne serais pas . . 453. — Que = combien 515 (Einige verbinden fälschlich que si = quodsi). Das fehlende de vor dem zweiten Infinitiv 1596 (vgl. Lafontaine f. 4, 20, 3), desgleichen à 795, 811, 813, 1098. —De me faire dédire für me dédire 768 nach bekannter Regel, il le semble 209, nul n'y contredit 136, ce début n'est pas mal 582. En vain ohne Inversion 609, 1135 ebenso peut-être 1261. L'on loue 1069 cf. 480, vgl. Lafontaine f. 2, 3, 1. Il me plaît, moi 1356 statt à moi. — Der Pleonasmus de le penser ainsi 824, vgl. Les lettres sont divisées en voyelles, ainsi dites voyelles, parce que . . Mol. bourg. gentilh. 2, 6. — Que nimmt lorsque wieder auf 1319 — se plaindre que mit Indicatif 1056. — Der Subjonctif in autant qu'on puisse y être 801 — Ne-point que 1408 — Laissons la raillerie et me dis statt dis-moi 835, cf. 1583 — Vous à qui j'ai tant vu parler de son mérite 1598, cf. 1505. — Je vous vois l'âme trop raisonnable pour ne pas prendre bien cet avis profitable, et pour l'attribuer (sc. à autre chose) qu'aux mouvements secrets 909, vgl. Qu'est-ce que le Hasard? Lafontaine f. 2, 13, 12 — Vous en êtes en droit, lorsque vous vous plaindrez, Et de me reprocher tout ce que vous voudrez 1737, wo hinter Et zu ergänzen ist vous êtes en droit ohne en vor êtes, was ein Pleonasmus wäre. — Vous voilà sur le bras une fâcheuse affaire 440, wo vous Dativ ist. — se mettant entre-deux 435, weshalb ein Trait d'union? gibt es ein Wort entre-deux? Pourquoi faire 553 und 753; man erwartet einfach pourquoi oder pour quoi faire, wie es in der Ausgabe von Laun steht; auch Lion im Vers 753

(während er 553 pourquoi schreibt), ebenso V. Hugo, Ruy Blas IV, 3 in der Ausgabe Paris, Jules Rouff et Cie. Aber Alexandre Dumas, Monte Cristo oft pourquoi faire? ebenso Daudet, Tartarin von Aymeric-Wien S. 42, Malot, sans famille von Lade-Leipzig, Freytag, S. 113.

Herford i. Westf. Ernst Meyer.

---

1) Gerhards französische Schulausgaben.

Nr. 10. Strasbourg. Par Paul et Victor Margueritte. Für das ganze deutsche Sprachgebiet allein berechtigte Schulausgabe von E. Wasserzieher. Leipzig 1903, Raimund Gerhard. I. Teil: Text V u. 128 S. 8. kart. 1,60 ℳ. II. Teil: Anmerkungen und Wörterbuch 48 S. 8. geh. 0,40 ℳ.

Nr. 11. Episodes de la Guerre de 1870/71. Par Paul et Victor Margueritte. Für das ganze deutsche Sprachgebiet allein berechtigte Schulausgabe von E. Wasserzieher. Leipzig 1903, Raimund Gerhard. I. Teil: Text IV u. 139 S. 8. geb. 1,60 ℳ. II. Teil: Anmerkungen und Wörterbuch 48 S. 8. 0,40 ℳ.

Diese neuen Schulausgaben. die seit 1901 unter Wasserziehers Leitung stehen, führen sich nicht übel ein: Auswahl und Behandlung der Schriftstellerwerke, Druck und äußere Ausstattung suchen allen pädagogischen und hygienischen Anforderungen zu entsprechen. Man sehe sich nur die beiden Bändchen an, die Abschnitte aus *Les Braves Gens* der Gebrüder Margueritte der deutschen Schule zugänglich machen und die Wasserzieher selbst besorgt hat! Das erstere enthält, wie es im Vorworte heißt, „im Rahmen einer Familien- und Herzensgeschichte ein anschauliches, dramatisch-bewegtes, ergreifendes Gemälde der Belagerung von Straßburg durch die deutschen Truppen. Durch prächtige Kleinmalerei gelingt es den Verfassern, die an manchen Stellen geradezu dichterischen Schwung entfalten, die alte Stadt Straßburg mit ihren winkeligen Gassen und ehrwürdigen geschichtlichen Gebäuden vor unsern geistigen Augen erstehen zu lassen und ihr etwas wie persönliches Leben einzuhauchen". Die ganze Darstellung hat für deutsche Leser etwas ungemein Anheimelndes, weil sie anstatt des charakteristischen gallischen Esprit das Gemütvolle hervortreten läßt; freilich aus diesem Grunde könnte sich mancher gegen die Verwendung des Buches für die Schullektüre erklären. Das ist Geschmacksache. Referent steht nicht an zu bekennen, daß er es z. B. *Sarceys Siège* oder *Hérissons Journal* durchaus vorziehen würde, wenn es darauf ankäme, sich für eine Belagerungsgeschichte aus dem deutsch-französischen Kriege zu entscheiden.

Seinem Inhalte nach könnte das Buch schon in II gelesen werden, besonders da der Hrsg. erhebliche Streichungen und Kürzungen vorgenommen hat, aber sprachliche Schwierigkeiten weisen es den beiden obersten Klassen zu, und dem entsprechen auch die Anmerkungen, während das (von einer Dame bearbeitete)

Wörterbuch knapper hätte ausfallen können. Das Kärtchen der Umgebung von Straßburg ist eine dankenswerte Zugabe, und die Abbildung des Münsters ist vielleicht nicht überflüssig, doch wäre ein Stadtplan nützlicher.

Von Einzelheiten ist unter anderm folgendes zu beanstanden. Zunächst könnte im Text die chauvinistische Auslassung auf S. 88 fehlen (*Après 189 ans d'annexion française elle* (das Elsaß) *retournerait à ce grand peuple allemand qui, pour l'attirer plus tendrement, la souffletait et la piétenait*). Auch auf S. 22 würde man das meiste vom zweiten Abschnitt mit den vielen seltenen Vokabeln (*sarments, chaudrons géants, casseroles de poupée, bassines, poissonières, coquemars, tourtières, marmites, hachoir, rouleau à pâte, bassinoire guillochée*) sehr gern missen. Dann fehlt in den Anmerkungen die Erklärung von *conseiller général* (*préfet* ist erklärt), *de cette division trop en flèche*, die Aussprachebezeichnung für *Magenta* oder irgendeine Angabe über *Dupetit-Thouars*. Überflüssig sind die Übersetzungen von *Vous n'allez pas nous dire*, oder *il est de mon honneur*, oder *les rues en ténèbres, rues vides et maisons mortes*. Ebenso Angaben wie zu: *Des négociations se poursuivaient* (passivisch zu übersetzen), oder zu: *Pardonnez-leur, ils ne savent pas ce qu'ils font* (nach der Bibelstelle: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun) oder zu: *son odyssée héroique*, da alles zum Verständnis Nötige schon im Text enthalten ist, oder zu: *canton de la République Helvétique* (auf Erfüllung eines solchen Wunsches zu rechnen, war kindlich).

Das andere Bändchen bietet aus demselben Werke 7 Bruchstücke von verschiedener Länge. Sie enthalten sämtlich treffende Charakterzüge aus dem großen Kriege, die, „von tiefer Tragik durchweht", trotz aller Ausfälle gegen die Sieger doch auch unser Mitgefühl für die Unterliegenden wachrufen. Das erste Stück mit der bezeichnenden Überschrift: *la rançon* schildert, wie ein junger, hoffnungsvoller Offizier sich gleichsam als Sühnopfer für die Feigheit seiner demoralisierten Truppe in den Tod stürzt: in der Tat eine Erzählung, die auch Maupassants Feder nicht unwert wäre. Kaum minder anregend ist das zweite: da begleiten wir eine Brieftaube auf ihrem anstrengenden und gefahrvollen Fluge von Tours nach der eingeschlossenen Hauptstadt, wo sie die Kunde von den (anfänglichen) Erfolgen der Loirearmee überbringen soll. Der folgende Abschnitt: *l'homme de paille* ist insofern höchst interessant, als wir so recht die Gewandtheit der Verfasser bewundern können, wie sie es verstehen, eine Geschichte zu erzählen, die eigentlich keinen Inhalt und keine Pointe hat und doch nicht langweilig wirkt. Einem genauen Kenner des bretonischen Volkscharakters muß die psychologische Skizze: *vers l'abîme* gefallen: die Zeichnung des braven Marinesoldaten, der aus dem belagerten Paris mit wichtigen Depeschen im Ballon weggeschickt wird, ist vielleicht noch feiner wie die Figur des Kanoniers

in dem nächsten Abschnitt: *la remise*. Wir verlassen nunmehr den Kriegsschauplatz vor Paris und lassen uns an die Loire versetzen. Wenn aber die Plünderungs- und Zerstörungswut der Bayern geschichtlich erwiesen wäre, so dürfte es doch nicht nötig sein, sie unsern Schülern vorzuführen, und die skizzenhaften Charakterzeichnungen des Bauern, der trotz allen Hasses gegen die Deutschen, sich doch aus berechnender Feigheit wegschleicht, als es zum Kampfe kommen kann, und des Grafen, der selber die genauesten Anweisungen zur Zerstörung seines prächtigen Schlosses gibt, um sich an den Feinden zu rächen, die werden kaum ein hinreichendes Interesse erregen. Das letzte (und längste) Stück enthält in der Form von Briefen und Tagebuchblättern eine Schilderung der Belagerung von Belfort. Nun wird wohl die Belagerung von Paris jeden, die von Straßburg besonders den deutschen Leser fesseln, aber darauf dürfen doch die andern Festungen nicht rechnen. Überhaupt müßten wir, die wir den großen Krieg miterlebt haben, uns sehr hüten, das eigene Interesse für diese Zeit auch bei der jetzt heranwachsenden Generation vorauszusetzen. Wenn wir es aber anregen wollten, so würde Ref. die entsprechenden Erzählungen aus Daudet, Maupassant oder Coppée für angemessener halten.

2) C. Leroux-Cesbron, Souvenirs d'un maire de village. Avec avant-propos de M. René Bazin. Édition scolaire annotée par H. Klinghardt. Berlin 1903, Librairie Weidmann. VIII u. 155 S. 8. geb. 1,60 *M*.

„Il n'est pas rare qu'on aime la campagne, mais il est rare qu'on la connaisse. Nous aimons le repos qu'elle donne pendant un ou deux mois de vacances, le paysage de plaine, de forêt ou de montagne où nous passons, des relations de voisinage, le sport de plus en plus décevant de la chasse, des souvenirs de jeunesse peut-être, et, pour tout dire, nous continuons de nous aimer nous-mêmes dans un décor qui n'est pas celui de tous les jours. Mais nous ignorons de la campagne au moins trois saisons sur quatre; nous ignorons la vie rurale, les différences profondes qui distinguent nos races paysannes, la série des travaux qui n'ont de sens qu'autant le cercle en est complet, l'esprit des hommes, ce que souffrent, ce que pensent, ce que veulent plus de vingt millions de Français, les seuls qui se taisent". Wie richtig sind diese Worte, die René Bazin an die Spitze seiner Vorrede zu Leroux-Cesbrons Souvenirs gesetzt hat! Und wie erwünscht wäre wohl manchem ein Lektürestoff, der dem Primaner das Verständnis für die Bedeutung des Bauernstandes für jeden größeren Staat eröffnen und ihm eine vertiefte Einsicht in das Leben auf dem Lande vermitteln könnte! Doch, um gleich die Wahrheit zu sagen, die vorliegenden Auszüge aus diesen Denkwürdigkeiten eines Landbürgermeisters erfüllen derartige Erwartungen nur in sehr bescheidenem Maße. Der Hauptsache nach geben sie eine

freilich recht interessante Darstellung der untersten Verwaltungsorgane in Frankreich. Nacheinander werden da in gelungenen Skizzen der Herr Bürgermeister, der pfiffige Beigeordnete, der schmiegsame Amtssekretär, der kupfernasige Polizist vorgeführt, und auch der Pfarrer und der Unterpräfekt sind nicht vergessen. Aber die eigentlichen Landbewohner erscheinen nur insofern auf der Bildfläche, als sie mit den genannten Persönlichkeiten in Berührung kommen, und daran ändern auch die folgenden (teilweise höchst ergötzlichen) Kapitel über die Armenpflege, die Wahlen, die Dorfkapelle oder die Gemeindewege kaum etwas. Dazu sind's typisch gehaltene Figuren, ohne rechtes individuelles Leben. Doch selbst wenn der Leser wirklich mit dieser Bauerschaft — der Schauplatz liegt in der Vendée — genau bekannt würde, so dürfte ihm doch sehr, sehr viel zu einer genügenden Kenntnis der Landbevölkerung von ganz Frankreich fehlen. Somit kann das Büchlein nur Anstalten mit reichlicher Stundenzahl für das Französische empfohlen werden: da müßte es, als kursorischer Lektürestoff verwendet, besonders für Sprach- und Stilübungen von großen Nutzen sein. Die (französisch geschriebenen) Anmerkungen sind geradezu musterhaft.

Neustadt, Westpr. A. Rohr.

Hans Raase, Die Schlacht bei Salamis, Rostock 1904, H. Warkentien. 53 S. und eine Karte. gr. 8. 1,50 ℳ.

Die Schlacht bei Salamis ist bis heute in ihren Einzelheiten noch immer nicht völlig aufgeklärt, und doch möchte man gerade hier, bei der weltgeschichtlichen Bedeutung dieses Völkerkampfes, alle Zweifel behoben sehen; namentlich über die Stellung der beiden Gegner zu Beginn der Schlacht und den dadurch bedingten Gang derselben herrscht auffallende Meinungsverschiedenheit, wie die zahlreichen Darstellungen, die bisher über den Gegenstand erschienen sind, beweisen (S. 5). Den neuesten Versuch, Aufklärung zu schaffen, bietet die vorliegende Arbeit, die in getreuer Anlehnung an die Quellen und unter sorgfältiger Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse, die Verf. 1903 gelegentlich einer Orientreise studiert hat, das Problem, die taktische Entwicklung der Schlacht, zu lösen unternimmt.

Bevor er an seine eigentliche Aufgabe geht, gibt Verf. eine verständliche Beschreibung der Lokalität, die durch eine Karte im Maßstabe von 1 : 150 000 am Ende der Schrift unterstützt wird. Er wendet sich dann den Quellen zu, die nach ihrem Werte gewürdigt werden. Die Hauptquelle ist natürlich Herodot, dessen Darstellung, trotzdem sie auf eingehenden Informationen beruht, schon nicht mehr ganz frei ist von legendenhafter Umkleidung, die sich dieses Nationalkampfes ja sehr bald bemächtigte. Eine zweite wichtige Quelle bieten die Perser des Äschylus, der ja als Zeitgenosse und Teilnehmer des Kampfes dem Herodot noch vor-

zuziehen wäre, wenn ihm nicht als Dichter gewisse Freiheiten in der Behandlung des historischen Stoffes zugestanden werden müßten. Von sekundärer Bedeutung sind 1) Ephorus-Diodorus, dessen Wert freilich verschieden eingeschätzt wird, so daß ihm manche da, wo er von Herodot abweicht, überhaupt keinen Glauben schenken wollen (vgl. Endemann, Progr. Gymn. Koburg 1881), während andere seine Nachrichten denen Herodots gleichwertig gegenüberstellen (z. B. Löschcke, Jahrb. f. kl. Phil. 1877, S. 25 ff.), und 2) Plutarch im Leben des Themistokles. An der Hand der Quellen, die in ihrer Schilderung der Schlachtentwicklung nach dem Verf. durchaus übereinstimmen, weshalb auch eine Änderung im Texte nicht ratsam erscheint, gibt er eine Darstellung der Schlacht, wie sie sich nach seiner Auffassung abgespielt hat, und weist die gegnerischen Darstellungen zurück.

Am meisten umstritten sind die erste Auffahrt der Perser am Tage vor der Schlacht, die schon vom Großkönig beschlossen war, ehe Themistokles sein letztes Mittel, sie herbeizuführen, anwandte, dann die Abzweigung eines Geschwaders zur Schließung der westlichen Ausfahrt aus der Bucht von Eleusis bei Trupika und endlich die in der Nacht zum Schlachttage eingenommene Schlachtstellung selbst. — Nach Herodot (VIII 70) müssen zwei Schlachtstellungen der Perser angenommen werden. Die eine wurde am Vorabende der Schlacht eingenommen, indem die Perser von Phaleron her ἐπὶ τὴν Σαλαμῖνα fuhren und sich bei Psyttaleia, das im Fahrwasser der geplanten Schlacht lag und deshalb von den Persern besetzt wurde, aufstellten. Näheres über diese Stellung gibt Herodot nicht an, jedenfalls muß sie sich aber vor dem Sunde befunden haben, denn sie erschien den Hellenen nicht beunruhigend (Her. VIII 78). Raase nimmt nun an, daß sie sich südlich von Kynosura, der alten höckerigen Landzunge, die südlich von der Bucht von Salamis aus bis nahe an Psyttaleia vorspringt, auf die Ἀκτή an der attischen Küste zu erstreckt habe; die Flotte stand also westöstlich mit der Front nach Norden, etwa vor der Mitte Psyttaleia, die Meerenge in ganzer Breite sperrend (S. 45). Von den Gegnern dieser Annahme hat sich neuerdings am ausführlichsten Bauer (Jahreshefte des Österr. archäol. Instit. in Wien, IV [1901] S. 90 ff.) ausgesprochen, der die Anfangsstellung der Perser vielmehr vor die Küste von Attika etwa bis zur Bucht von Trapezona mit der Front nach Süden verlegt. Als Hauptgrund führt er an, daß die Perser, wenn sie in der ersten Stellung mit der Front nach Norden gestanden hätten, ja eine völlige Frontveränderung hätten vornehmen müssen, um in die zweite Stellung zu kommen, in der die Schlacht nun wirklich geschlagen wurde. Angenommen, die Perser hätten mit der Front nach Süden gekämpft, so sehe ich das Manöver, diese aus der Front nach Norden zu gewinnen, nicht für sehr schwierig an: die Perser brauchten nur, vom rechten Flügel anfangend, nach Norden ab-

zufahren; mit einer Linksschwenkung hatte man nachher die neue Front. Jedenfalls scheint mir die erste Stellung der Perser, wie sie Raase annimmt, sehr viel für sich zu haben. Die Kampfstellung der Perser soll sich nun nach Bauer u. a. mit der Front nach Süden etwa von der Puntaspitze, der nördlichen die Bucht von Salamis bildenden Halbinsel, an Kynosura, der südlichen Halbinsel, vorbei bis nach der attischen Küste hin erstreckt und die Griechen vollständig in der Bucht von Salamis eingeschlossen haben; denn auf diese Einschließung in der Bucht von Salamis, zwischen Punta und Kynosura, seien die Worte Herodots (VIII 79 περιεχόμεθα ὑπὸ τῶν πολεμίων κύκλῳ und VIII 76 ἀνῆγον κυκλούμενοι πρὸς τὴν Σαλαμῖνα) zu verstehen.

Damit kommen wir auf den zweiten umstrittenen Punkt: das Umgehungsgeschwader. Herodot sagt (VIII 76), es sei vom westlichen Flügel abgesandt worden; meint er damit nun den westlichen Flügel der ersten Aufstellung (nach Raase), — dann ist es der linke; oder der eigentlichen Kampfstellung (nach Bauer auch der 1. Aufstellung), — dann ist es der rechte. Bauer und z. B. auch Busolt (Griech. Gesch. II S. 700), der im übrigen bezüglich der 1. Aufstellung ein Anhänger der Theorie Raases ist, verstehen unter dem westlichen Flügel den westlichen Flügel am Kampftage und beziehen demnach die Umgehung auf die Einschließung in der Hafenbucht von Salamis. Andere dagegen, so auch R., lassen das Umgehungsgeschwader vom westlichen Flügel der ersten, Raaseschen, Aufstellung abfahren, mit der Aufgabe, die Bucht von Eleusis-Salamis an der westlichen Ausfahrt bei Trupika gegenüber Megara zu schließen, um so den Griechen den Ausweg nach allen Seiten hin abzuschneiden. Zwei Schwierigkeiten, die dieser Erklärung entgegenzustehen scheinen, werden nach R. leicht beseitigt: erstens könne der Ausdruck κυκλοῦσθαι πρός = „eine Kreisbewegung vollziehen in der Richtung auf" von einer Umfahrt von Salamis gebraucht werden und eine Änderung in περί (Sitzler, Bursians Jahresber. 31 [1903] S. 96 ff.) sei demnach nicht nötig; ferner sei die Nachricht Herodots (VIII 100), wonach Mardonius neben andern Völkerschaften, die bei Salamis kämpften, auch die Ägypter feige nannte — diese aber bildeten nach Diodor (XI 17) das Umzingelungsgeschwader —, nicht beweisend dafür, daß sie an der eigentlichen Seeschlacht bei der Bucht von Salamis teilgenommen haben, also nicht nach Trupika detachiert gewesen sein könnten. In der Tat, ihre Feigheit kann bezogen werden auf die Flucht aus der ihnen bei Trupika angewiesenen Stellung nach der Schlacht; auch braucht ja nur ein Teil des ägyptischen Kontingents abkommandiert gewesen zu sein, während der andere mit in der Front stand. Demnach ist es durchaus nicht nötig, zur Behebung der scheinbaren Schwierigkeit anzunehmen, daß das ägyptische Umzingelungsgeschwader an Trupika vorbei durch die eleusinische Bucht vorgerückt sei und

von Norden her in den Kampf eingegriffen habe (so z. B. Duncker, Gesch. d. Altert. [1882] VII S. 280 ff. und Stein im Herodotkommentar zu Kap. 76); denn das scheint schon deshalb unmöglich, weil zu einer so weiten Fahrt die Zeit nicht ausreichte; auch hätten die Quellen sicher davon berichtet. — Die Mehrzahl der Forscher neigt sich der Annahme der Besetzung von Trupika zu, und ich glaube, man darf dem Verf. dankbar sein, daß er alle Gründe, die dafür sprechen, noch einmal klargelegt und vor allem die Nachrichten der Quellen ohne Gewaltsamkeit dahin interpretiert hat (S. 32 ff.).

Wie denkt sich nun der Verf. die Hauptstellung der Perser? Die meisten Forscher lassen, wie schon angegeben, die griechische Flotte in der Hafenbucht von Salamis eingeschlossen werden, so daß die Kampfstellung der Perser nach Süden resp. Südwesten gerichtet war. Mit Recht hebt R. hervor, daß nicht nur alle Wahrscheinlichkeitsgründe, sondern auch die Nachrichten der Autoren damit in direktem Widerspruche stehen (S. 47). Wenn dem so wäre, so hätte die persische Flotte durchaus genügenden Spielraum gehabt, sich zu entfalten und ihre Übermacht zur Geltung zu bringen; denn der ganze Sund der Länge und der Breite nach hätte ihr zur Verfügung gestanden. Vielmehr muß die Stellung der Perser gerade an einer sehr engen Stelle des Sundes gewesen sein, sonst sind die darauf bezüglichen Nachrichten nicht verständlich (Diod. XI 18: *εἰς τὸ στενὸν ἦλθον*, Äsch. V. 413 f.: *ὡς δὲ πλῆθος ἐν στενῷ νεῶν ἤθροιστο*). Außerdem wird die griechische Flotte gar nicht in der salaminischen Hafenbucht geankert haben; denn sie hatte hier keinen Raum, es hätte denn ein Teil der Schiffe aufs Land gezogen sein müssen, was wieder nicht wahrscheinlich ist, da die Griechen immer auf dem Sprunge waren ,nach dem Isthmus abzusegeln, es werden also, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, ihre Schiffe immer unter Dampf gewesen sein. Deshalb läßt R. die persische Flotte am Ostausgange des Sundes an sehr enger Stelle sich so aufstellen, daß sie in 3 Gliedern mit der Front nach Westen resp. Südwesten den Sund zwischen dem salaminischen Vorgebirge Varvari und dem am Südrande der attischen Küste von Aigaleos gelegenen Herakleion absperrte. Hier war die Bewegungsfreiheit der Perser allerdings sehr gering, während die Griechen durchaus genügenden Raum hatten.

Unleugbar beweist Verf. ein großes Geschick, die Nachrichten der Schrifsteller zu interpretieren und zur Geltung zu bringen; und es ist jedenfalls die erste Pflicht jedes Forschers, sich so weit wie möglich auf die Quellen zu stützen.. Mit ihrer Hilfe erhalten wir durch R. ein Bild von der Schlacht, an dem wenigstens die wesentlichsten Züge der Wirklichkeit entsprechen mögen. Sicherlich wird die fernere Forschung nicht achtlos an Raases „Schlacht bei Salamis“ vorbeigehen dürfen.

Dem Inhalt entspricht auch die Form der Darstellung: sie ist im ganzen klar und ansprechend; aufgefallen ist mir „desbezüglich“ (S. 22 u. 40) und der weibliche Gebrauch von Peloponnes (S. 12) und Chersones (S. 23), der ja freilich immer häufiger zu werden scheint. Eigentliche Druckfehler habe ich nur wenig bemerkt (Flottte S. 11 und persiche S. 45); daß es S. 44 unten heißen muß, „die Perser“ seien *ἐπὶ τὴν Σαλαμῖνα* losgefahren, nicht „die Griechen“, merkt der aufmerksame Leser sofort.

Dessau. G. Reinhardt.

---

1) A. Janke, Auf Alexanders des Großen Pfaden. Eine Reise durch Kleinasien. Mit 20 Abbildungen im Text und 6 Plänen nach den Aufnahmen von W. von Marées. Berlin 1904, Weidmannsche Buchhandlung. VI u. 186 S. gr. 8. 7 *M.*

Angeregt durch Johannes Kromayer, der im ersten Bande seiner Bausteine zu einer antiken Kriegsgeschichte (Berlin 1903), von lokalen Forschungen ausgehend, die Schlachten von Mantinea, Chäronea und Sellasia behandelt, hat Verfasser vorliegenden Werkes im Frühjahr 1902 die Lage der Schlachtfelder bei Issus und am Granicus an Ort und Stelle geprüft. Bei Issus seine Reise zu beginnen, zwangen ihn die ungünstigen klimatischen Verhältnisse bei Alexandrette.

Indem er, wie Kromayer, immer den engen Zusammenhang zwischen Schlacht und Schlachtfeld betont, schildert er zunächst das An- und Abmarschgelände, soweit es für die bei Issus kämpfenden Heere in Betracht kommt. Insbesondere beschäftigt er sich, unter gewissenhafter Heranziehung der einschlägigen Literatur, der alten wie der neuen, mit den auch aus Xenophon und Arrian bekannten Cilicisch-Syrischen Pforten, den Übergängen über das Amanusgebirge, dem Paß von Toprak Kalessi und dem von Kara Kapu oder den Amanischen Toren. Auf Grund topographischer und taktischer Erwägungen verlegt er das Schlachtfeld nicht an den Pajas, sondern an den Deli Tschai. Dieser, nach des Verfassers Ansicht der Pinarus des Altertums, entspricht in bezug auf seine Uferbeschaffenheit genau der Schilderung Arrians; das Gelände — nördlich vom Pajas — eignet sich vorzüglich für den Aufmarsch und bietet genügend Raum für die Angreifer sowohl als für die Verteidiger. Issus selbst kann nicht 8 km. landeinwärts bei Gösene gelegen haben; es ist vielmehr anzunehmen, daß es nicht weit von der tiefsten Einbuchtung des gleichnamigen Meerbusens entfernt gewesen ist.

Das Schlachtfeld am Granicus setzt Verfasser, nachdem er Kieperts Ansicht vom alten Laufe dieses Flusses an Stelle des heutigen Edje Giöl als unhaltbar zurückgewiesen hat, am unteren Laufe des Flusses Bigha Tschai an, auf den unter anderm auch die wahrscheinliche Anmarschlinie Alexanders wie die der Perser hinweist. Auf welchem Wege der Vormarsch des ersteren —

von Kolonai zum Granicus bezw. nach Zelea — erfolgte, läßt sich, da drei Wege möglich sind, mit Sicherheit nicht entscheiden. Die Beschaffenheit des Geländes stimmt auch hier vollständig zu dem, was Arrian darüber sagt. Im Anschluß an die ausführliche Schilderung der Schlacht, die er vor allem als Reiterschlacht und als Übergang über einen Fluß im Angesicht des Feindes — mit vergleichendem Hinweis auf Napoleons Durchbruch bei Austerlitz (Sturm auf die Pratzener Höhen) — behandelt, bietet Verfasser einen kurzen Überblick über die auf die Schlacht folgenden Operationen, um seine Darstellung in eine Verherrlichung des königlichen Feldherrn ausklingen zu lassen, „dessen Züge trotz der mehr als zweitausendjährigen Vergangenheit noch nicht verblaßt sind".

Es ist erfreulich, daß in neuester Zeit auch Offiziere den klassischen Boden, auf dem die Schlachten des Altertums geschlagen worden sind, einer Untersuchung unterwerfen und ihre wertvollen theoretischen Kenntnisse in den Dienst der Altertumswissenschaft stellen. Daß ihre Studien, wie im vorliegenden Falle, auch noch anderen Gebieten, insbesondere der Geographie — Geologie und Ethnographie —, der Kulturgeschichte, der Handels- und Verkehrswissenschaft u. a. in reichem Maße zugute kommen, sei an dieser Stelle noch ausdrücklich bemerkt.

Der Druck des in allen seinen Teilen fesselnd geschriebenen Buches ist korrekt. Die von den Oberleutnants von Bismarck, von Marées und von Plessen aufgenommenen und ausgeführten Skizzen und Karten sind mit anerkennenswerter Sorgfalt und Gründlichkeit entworfen und tragen, indem sie eine genaue Nachprüfung ermöglichen, ebenso wie die zwanzig hübschen Abbildungen, wesentlich dazu bei, das Verständnis des Textes zu vermitteln.

2) Karl Lorenz, Lehrbuch der Geschichte für Mittelschulen. München 1904, R. Oldenbourg. IV u. 350 u. XXI S. gr. 8. geb. 3,50 ℳ.

Je mehr sich die Erkenntnis Bahn bricht, daß das Lehrbuch der Geschichte sich nicht nur an das Gedächtnis, sondern vor allem an das Herz der Schüler zu wenden habe, desto mehr wird man mit der Tradition brechen müssen, die in der politischen Geschichte, insbesondere in der Kriegsgeschichte, den Wissensstoff für die Schüler begrenzt sah. Zu denen, die mit löblicher Selbständigkeit aus dem üblichen Schema heraustreten, wie es K. Schenk schon vor einigen Jahren getan hat, gehört auch der Verfasser des zur Besprechung vorliegenden Buches.

Im Vordergrunde der Belehrung steht, von dem althergebrachten Ballast an Namen und Zahlen wesentlich befreit, die politische Geschichte. Indem sich Verfasser aber der genetischen Methode bedient und den inneren Zusammenhang der Ereignisse

in pragmatischer Darstellung behandelt, ist er darauf bedacht, den geschichtlichen Sinn zu wecken und die Tätigkeit zum Begreifen der Gegenwart aus der Vergangenheit zu fördern. In logischer Durchführung des Prinzips der Entwicklung würdigt er in einer dem jugendlichen Geiste angemessenen Form die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse eingehendster Betrachtung und weiß sie geschickt in Beziehung zu setzen zu den politischen Geschehnissen. So liefert er u. a., um nur ein typisches Beispiel anzuführen, S. 42 den überzeugenden Nachweis, daß es zu einem Kampfe zwischen Griechen und Persern kommen mußte, weil die Entwicklung des griechischen Handels von den (unter persischer Oberhoheit stehenden) Phöniziern als lästige Konkurrenz empfunden wurde. Wer sich darüber klar ist, daß auch bei uns wirtschaftliche Fragen die Gestaltung der politischen Verhältnisse nicht unwesentlich beeinflussen, der wird zugeben müssen, daß derartige Belehrungen sehr wertvoll sind. Gleiche Sorgfalt wie der materiell-wirtschaftlichen ist übrigens der geistig-sittlichen Kultur, der Kunst, Wissenschaft und Religion gewidmet, soweit diese Faktoren zum Verstehen der geschichtlichen Entwicklung von Belang sind. Indem Verfasser hier mit Recht nur die großen Gesichtspunkte hervorhebt, deutet er alles, was in anderen Fächern behandelt zu werden pflegt, einfach an; im ganzen schreibt er so, daß der Schüler zwar alles, was er liest, verstehen kann, aber doch nach einer Ergänzung und Erweiterung des Dargebotenen verlangen muß.

Da das Lehrbuch in erster Linie für bayerische Mittelschulen bestimmt ist, muß selbstverständlich auch die bayerische Geschichte zu ihrem Rechte kommen. Ohne Vaterlandsgeschichte keine Vaterlandsliebe. Verfasser behandelt sie im allgemeinen als organischen Bestandteil der deutschen Geschichte, indem er diejenigen Wittelsbacher, die eine maßgebende Rolle in der deutschen Geschichte gespielt haben, von Luitpold dem Schyren und Otto von Wittelsbach bis zum Prinzregenten Luitpold, ihren Verdiensten im Krieg und Frieden entsprechend würdigt, unter besonderer Anerkennung ihrer kerndeutschen Gesinnung.

Um die Darstellung der geschichtlichen Ereignisse nicht zu unterbrechen, hat Verfasser die wesentlichsten kulturgeschichtlichen Fachbegriffe, wie Natural- und Geldwirtschaft, Monarchie, Republik, Steuern, Zölle, Wehrpflicht u. a., sachgemäß erläutert in einem besonderen Anhange vereinigt.

Ob die Beleuchtung, in der einige Partien der deutschen Geschichte, wie z. B. Gustav Adolfs Eingreifen in die deutsche Politik, die Reformation, die Inquisition, gewisse Abschnitte des Dreißigjährigen Krieges, erscheinen, gerade die richtige ist, wollen wir dahingestellt sein lassen; alles in allem hat sich Verfasser, das wollen wir gern anerkennen, auf religiösem Gebiete eines möglichst objektiven Urteils befleißigt. Soweit es sich um die

Pflege des deutschen Einheitsgedankens handelt, ist er jedenfalls eifrig bemüht, seinen Schülern klarzumachen, daß gute Bayern auch gute Deutsche sein müssen.

Druckfehler und andere störende Äußerlichkeiten sind mir nicht aufgefallen. Der Druck und die Anordnung sind übersichtlich und gefällig, die Ausstattung des Buches ist des anerkannten Oldenbourgschen Verlags durchaus würdig.

Wernigerode a. H. Max Hodermann.

Die Saalburg, Auf Grund der Ausgrabungen und der teilweisen Wiederherstellung durch L. Jacobi. Von P. Woltze. Mit begleitendem Text von E. Schulze. 5 Bilder in Farbendruck. Gotha, 1904. F. A. Perthes. 15 *M*.

Für eine Behandlung des Limes in der Schule hat es bis vor kurzem an geeigneten Hilfs- und Anschauungsmitteln gefehlt. Daß aber unsere Schüler, ebenso wie mit andern bedeutenden Denkmälern des Altertums, auch mit den auf unserem heimischen Boden erhaltenen wichtigen Überresten römischer Kultur bekannt gemacht werden müßten, das bedarf keiner weiteren Begründung. Da ist es denn sehr erfreulich, daß uns neuerdings zwei wertvolle Hilfsmittel hierzu beschert worden sind. Die Schrift des Direktors des Homburger Gymnasiums Ernst Schulze „Die römischen Grenzanlagen in Deutschland und das Limeskastell Saalburg" (Heft 36 der „Gymnasialbibliothek") ist kürzlich in dieser Zeitschrift besprochen worden. Der Verfasser dieser Schrift hat auch den erläuternden Text (34 S.) zu den 5 großen Wandtafeln geschrieben, die jetzt im Perthesschen Verlage erschienen sind.

Die 1. Tafel (als Doppelblatt von der Größe 120×82 cm als Nr. 1/2 bezeichnet) gibt ein Gesamtbild der Saalburg in der teilweisen Wiederherstellung, die sie heute gefunden hat, gesehen von einer Anhöhe auf der Ostseite des Passes, den die Saalburg zu sperren bestimmt war. Das 3. Blatt (gleich allen folgenden von der Größe 60×82 cm) bringt mehrere, jetzt sämtlich wiederhergestellte, Teile des Kastells zu näherer Anschauung, zunächst das dem Freundesland zugewandte große Doppeltor, die *porta decumana*, sowie auch die vor dem Pfeiler zwischen den beiden Torbogen aufgestellte Statue des Antoninus Pius, die als Geschenk unseres Kaisers von dem Bildhauer Götz nach antiken Vorbildern geschaffen ist; darüber sieht man eine Zinne des Wehrgangs, der die beiden Türme zu den Seiten des Tores verbindet und auf ihr die Stange mit dem Adler der 22. Legion. Ein weiteres Bild derselben Tafel zeigt die große Halle, die den Eingang zum Prätorium bildete. Die auf der rechten Seite dieses Bildes sichtbaren Türen führen in den großen, auf allen vier Seiten von breiten Säulengängen umschlossenen Hof

des Prätoriums, das Atrium, das ein viertes Bild vorführt. Ferner enthält dasselbe Blatt noch eine Ansicht des hinter dem Atrium liegenden kleineren Hofs (Peristyl), an dessen Nordseite steinerne Stufen zum *sacellum*, dem Lagerheiligtum, emporführen. Die 4. Tafel bietet eine Kartenskizze des Limes und ein rekonstruiertes Bild von einem Stück des Grenzwalls mit einem Wachtturm; daneben veranschaulicht noch ein kleines Bild den alten Schutz der Grenze durch Pfähle und Flechtwerk. Das 5. Blatt gibt ein — ebenfalls rekonstruiertes — Bild von dem vor den Toren des Kastells liegenden Dorfe: wir sehen hier verschiedene Arten von Häusern, einen im Bau begriffenen Keller, den Neubau eines Hauses, bei dem die Heizeinrichtung (Hypokaustum) sichtbar wird, verschiedene Handwerker bei der Arbeit usw. Die letzte Tafel endlich enthält zwei Bilder des 250 m südlich von der *porta decumana* gelegenen Mithrasheiligtums. Auch die beiden letzten Tafeln halte ich für sehr dankenswert. Unsere Schüler hören im allgemeinen viel von Krieg und Staat, wenig von anderen Zweigen der antiken Kultur, vor allem wenig vom Privatleben, das sie stets sehr interessiert, und auch von der Religion. Das Bild des Lagerdorfs kann Gelegenheit geben, allerlei vom römischen Privatleben zu erzählen, und die letzte Tafel bietet Anlaß, einiges über den Mithraskult mitzuteilen, die wichtigste und interessanteste Erscheinung in dem religiösen Leben des ausgehenden Altertums.

Dem Texte, der das zum Verständnis der Bilder Nötige in kurzgefaßter Darstellung beibringt, sind verkleinerte, einfarbige Abbildungen der Tafeln beigegeben. Die Wandtafeln selbst sind in Farbendruck hergestellt. Als Kunstwerke können sie freilich nach Art der farbigen Ausführung nicht gelten, als Anschauungsmittel aber sind sie zu empfehlen, und ich halte es für wünschenswert, daß sie eine weite Verbreitung in unseren höheren Schulen, namentlich in den Gymnasien, finden.

Der Maler Peter Woltze, von dem die Saalburgbilder herrühren, hat auch 7 Modellbogen herausgegeben (als Nr. X der Sammlung „Spiel und Arbeit. Allerhand anziehende Beschäftigungen für die Jugend“. Verlag von Otto Maier in Ravensburg. Preis 3,50 *M*), vermittels derer sich Knaben ein Modell der Saalburg aus Pappe und Holz erbauen sollen. Eine genaue Anleitung (22 Seiten) ist beigegeben.

Berlin. Ernst Samter.

Konrad Stein, Lehrbuch der Geschichte für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Paderborn, F. Schöningh. I. Teil: Das Altertum, 4. Auflage 1903, 108 S. 1 *M*. II. Teil: Römische Kaisergeschichte; Deutsche Geschichte des Mittelalters, 3. Auflage 1902, 92 S. 0,80 *M*. III. Teil: Die deutsche Geschichte in der Neuzeit bis 1740, 2. Auflage 1901, 82 S. 0,80 *M*. IV. Teil: Die deutsche Geschichte in der Neuzeit seit 1740, 2. Auflage 1902, 101 S. 1 *M*.

Konrad Stein, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Paderborn, F. Schöningh. I. Band: Das Altertum, 9. Auflage 1903, 264 S. 2 ℳ. II. Band: Römische Kaisergeschichte; Das Mittelalter; Die neuere Zeit bis 1648, 8. Auflage 1902, 291 S. 2,20 ℳ. III. Band: Die neuere Zeit von 1648 bis auf die Gegenwart, 8. Auflage 1903, 223 S. 1,60 ℳ.

Beide Bücher haben durch wiederholte, nach des Verf.s Tode von dessen Sohn herausgegebene Auflagen ihre Daseinsberechtigung erwiesen und sind nun den neuesten Lehrplänen Preußens durch Begrenzung des ersten Teils mit dem Jahre 14 n. Chr. Geb. völlig angepaßt. An Stoff bieten sie recht viel, jedenfalls für die Oberklassen mehr, als in der lehrplanmäßig zur Verfügung stehenden Zeit durchgearbeitet oder gar eingeprägt werden kann, sie wollen anscheinend — und besonders wohl in den enger gedruckten kulturgeschichtlichen Abschnitten — auch als Nachschlagebücher dienen. In der Auswahl des Stoffes kann es ja niemand allen recht machen; manchen wird wundern, daß der Schüler von Tilly und Wallenstein, nicht aber von Moltke und Bismarck Lebensabrisse erhält. Der letztgenannte wird dem Schüler der Oberklassen im ganzen viermal eben nur erwähnt, wegen seiner Festigkeit in der Vertretung der Heeresreform, wegen des 'glücklichen Abschlusses des Gasteiner Vertrages', als beteiligt am Frankfurter Frieden und als Reichskanzler 1871 bis 1890, während Kaiser Wilhelm 'der Große der Schöpfer des Deutschen Reiches' genannt wird. Wärmere Anerkennung als Bismarck erhält Karl V. oder Loyola; denn Verf. urteilt als Katholik, setzt z. B. die Greuel der Inquisition den daran beteiligten weltlichen Richtern auf die Rechnung und erklärt des Papstes Widerspruch gegen den Westfälischen Frieden daraus, daß dieser 'den harten Grundsatz: cuius regio, eius religio zur Geltung brachte', rühmt aber an Luther die Kraft der Sprache und mißbilligt die Härte Marias der Katholischen und Ludwigs XIV. gegen Andersgläubige.

Die besonderen Bedürfnisse des Gymnasiums werden wenigstens für die Oberklassen in dankenswerter Weise berücksichtigt, insofern wichtige Ausdrücke oder Sätze der Quellen lateinisch oder griechisch wiedergegeben werden, freilich seltener, als wir wünschen. Denn z. B. zu 'Metōpen, Triglȳphen' (so I S. 70) würde zweckmäßig *μετόπαι*, *τρίγλυφοι* hinzugefügt, und Alexanders letztes Wort, er hinterlasse das Reich '*τῷ κρατίστῳ*', wird besser in dieser Fassung mitgeteilt als in der Übersetzung 'dem Tüchtigsten' (f. d. Oberkl. I 111) oder 'dem Würdigsten' (f. d. mittl. Kl. I 49). Auch für die mittlere und neuere Geschichte wird der Schüler der Oberklassen in einige Berührung mit den Quellen gebracht, freilich hier ebenfalls weniger, als der Berichterstatter wünscht, der z. B. Gregors VII. Worte 'Dilexi iustitiam etc.' oder Friedrichs des Großen Äußerung über sich als ersten Diener des Staates gern im ursprünglichen Wortlaut mit-

geteilt sähe. Überhaupt wird dem eigenen Nachdenken des Schülers und der es leitenden Tätigkeit des Lehrers manches vorweggenommen: wenn das Buch die Fragen nach den Gründen für Roms Sieg über Karthago oder für den Mißerfolg der Kreuzzüge oder nach den Wirkungen des 30jährigen Krieges in einer an Aufsatzdispositionen erinnernden Form beantwortet, so würden wir dergleichen lieber vom Schüler selbst herstellen lassen.

Zu der Sorgfalt, mit der einzelnes, auch u. E. nicht besonders Wichtiges, wie der Cimonische Friede oder Tillys Anteil an der Zerstörung Magdeburgs oder Galileis angebliche Einkerkerung, bis in die Ergebnisse neuester Forschung hinein verfolgt wird, steht es in einem gewissen Gegensatz, daß Hultsch' Metrologie in der Auflage von 1862 zitiert und manches längst als irrig Erwiesene wiederholt wird: so Herodots ungeheuere Heereszahlen für die Perserkriege, der Name 'rex sacrificulus' für den römischen Opferkönig, die Angaben, daß das römische Heer in 'der (so!) quincunx' zur Schlacht angetreten sei, daß der Name 'princeps' den römischen Kaiser als princeps senatus bezeichne. Wallensteins angebliches Wort über Stralsund durfte nach Rankes Darlegung ebensowenig Aufnahme finden wie das des Feldmarschalls Courbière über Graudenz, welches schon in Bd. LII S. 51 dieser Zeitschrift richtig gestellt worden ist. Bei der ausführlichen Erörterung des Westfälischen Friedens verführt der Satz 'niemand sollte an der Auswanderung gehindert werden' zu der Meinung, als habe vorher das Gegenteil gegolten; aber die gleiche Bestimmung enthielt schon der Augsburger Religionsfriede, bei dessen Besprechung sie übergangen wird.

Sämtlichen Heften sind Geschichtstabellen angefügt; die für die Oberstufe sind stoffreicher und in mehr Abschnitte gegliedert als die für die Mittelstufe, weichen von diesen aber auch in der Fassung der auf ein und dasselbe Ereignis bezüglichen Angaben mehrfach ab, was für die Einprägung kaum vorteilhaft sein dürfte. — Druckfehler sind selten.

Marienwerder. M. Baltzer.

---

1) Kromayer, Deutsche Geschichte, ein Lehr- und Lesebuch für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Fünfte, verbesserte Auflage. Straßburg 1904, Straßburger Druckerei u. Verlagsanstalt, vormals R. Schultz u. Co. 328 S. 8. 2 ℳ.

Ein alter und vielen Geschichtslehrern an den elsaß-lothringischen höheren Lehranstalten lieber Bekannter ist es, der uns in dieser neuen, vielfach verbesserten Auflage des Kromayerschen Buches entgegentritt. Seit fast drei Jahrzehnten wird auf einer großen Anzahl der els.-lothr. höheren Lehranstalten der Unterricht in der deutschen Geschichte nach diesem Buche erteilt; und zweifellos hat es durch die lebendige, anschauliche Darstellung,

die es von der Entwickelung und den so wechselnden Geschicken des deutschen Volkes gibt, durch die Wärme, mit der es im besonderen die glänzenden Zeiten seiner Geschichte schildert, durch die ständige Hervorhebung des Anteils, den die Elsässer in den einzelnen Zeiträumen an der staatlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Entwickelung unseres Volkes gehabt haben, ein gut Stück dazu beigetragen, die els.-lothr. Jugend für das Volkstum, dem sie entsprossen ist, zurückzugewinnen und sie mit Stolz auf die große Vergangenheit ihres Volkes zu erfüllen.

Hierauf hinzuwirken, soweit es durch ein Lehrbuch der Geschichte geschehen konnte, war auch das Ziel, das der im Reichsland als langjähriger Leiter des Weißenburger Gymnasiums, als hervorragender Jugendbildner und im besondern als fesselnder Lehrer der Geschichte weithin bekannte jetzige Geheimrat Dr. Kromayer in erster Linie im Auge hatte, als er im Jahre 1876, durch den damaligen Leiter des höheren Schulwesens in Els.-Lothr., Herrn Ministerialrat Dr. Baumeister, dazu angeregt, dieses Lehrbuch der Geschichte herauszugab. — Die Veranlassung zu dieser Anregung gaben die Verhandlungen einer Konferenz der els.-lothr. Direktoren, in denen es sich herausgestellt hatte, daß das damals auf den meisten höheren Lehranstalten Elsaß-Lothringens eingeführte Lehrbuch der Geschichte in seiner trockenen, wenig anschaulichen, die Tatsachen möglichst knapp, in kurzen Sätzen, oft nur durch dem Schüler nicht immer verständliche Stichwörter andeutenden Darstellung, die die Belebung des Stoffs allein dem Geschichtslehrer überließ, für die els.-lothr. Schulen nicht geeignet sei.

Bekanntlich kann man, wie oft hervorgehoben worden ist, darüber im Zweifel sein, ob solche in möglichst kurzen Sätzen abgefaßte, nur das Gerippe der Geschichte enthaltenden Lehrbücher selbst für altdeutsche Schüler, die die hochdeutsche Sprache völlig beherrschen — wenigstens für die Schüler der unteren und mittleren Klassen; für die obersten Klassen sind die Bedenken nicht so groß —, sich als Lehrbuch der Geschichte eignen. Nicht jeder Lehrer verfügt über einen so anschaulichen und fesselnden Vortrag, daß das, was er seinen Schülern vorgetragen hat, sich ihnen auf lange Zeit fest einprägt, und selbst einem solchen Lehrer fehlt bei der Größe der ihm gestellten Lehraufgabe oft die Zeit, alle Abschnitte des Lehrbuchs ausführlicher zu erläutern; nicht alle Schüler sind imstande, selbst einem fesselnden Vortrag des Lehrers mit stets gespannter Aufmerksamkeit zu folgen und seinen Inhalt, sei es auch nur für wenige Tage, festzuhalten. Sind diese Bedingungen aber nicht erfüllt, so macht die Wiederholung des von dem Lehrer Vorgetragenen den Schülern, die in den kurzen Andeutungen des Lehrbuchs eine zu geringe Stütze für ihr Gedächtnis finden, große Schwierigkeiten, besonders wenn sich diese Wiederholungen, wie das immer

von Zeit zu Zeit der Fall sein muß, auf längere Zeitabschnitte erstrecken; und gar solche Schüler, die aus irgend einem Grunde die Schule versäumen mußten und deshalb den erläuternden Vortrag des Lehrers nicht mitangehört haben, sind ganz außerstande, wenn ihnen nicht andere Hilfsmittel geboten werden, die inzwischen durchgenommenen Abschnitte für sich nachzuholen. Vor allem aber erfüllen diese Lehrbücher die Bedingung nicht, die man eigentlich an jedes Lehrbuch der Geschichte stellen müßte, daß die Schüler sie gern in die Hand nehmen, auch ohne von der Schule dazu genötigt zu sein, gern in ihnen lesen. Diese Lehrbücher stoßen durch die Form ihrer Darstellung die Schüler eher ab, als daß auch sie dazu beitragen, Liebe zur Geschichte in ihnen zu erwecken.

Alle diese Schwierigkeiten mußten sich in Elsaß-Lothringen, wo die Schüler zu Hause oft nur die französische Sprache oder die elsässische Mundart sprechen und hören, noch in erhöhtem Maße geltend machen. Die Schüler, wenigstens die Schüler der unteren und mittleren Klassen, sind hier vielfach noch weit weniger imstande, dem Vortrage des Lehrers mit vollem Verständnis zu folgen, als es in Altdeutschland der Fall ist, und es lag hier also, zumal bei der großen Bedeutung, die gerade in Elsaß-Lothr. der Unterricht in der deutschen Geschichte für die Weckung vaterländischen Sinnes hatte, eine zwingende Notwendigkeit vor, den Schülern ein Lehrbuch in die Hand zu geben, das sie durch klare, übersichtliche, anschauliche Darstellung fesselte und ihnen das Verständnis des von dem Lehrer Vorgetragenen erleichterte.

Diese Aufgabe hat Kromayer in seinem für die mittleren Klassen bestimmten Lehrbuch, das von dem Verfasser mit Recht als Lehr- und Lesebuch bezeichnet ist, zu lösen versucht und hat sie auch, nach den Erfahrungen, die man in den letzten 29 Jahren mit diesem Lehrbuch auf den höheren Schulen Els.-Lothr. gemacht hat, durchaus befriedigend gelöst. Es ist ja keine leichte Aufgabe, den reichen Inhalt der Geschichte in der Kürze, wie es für ein Lehrbuch nötig ist, zusammenzufassen und der Darstellung doch eine gefällige, leicht verständliche Form zu geben. Natürlich kann nur das Wesentliche und Wissenswerteste, wie der Verf. in der ersten Vorrede zu seinem Lesebuch hervorhebt, in ein solches Lehrbuch aufgenommen werden; aber was das Wesentliche und Wichtigste aus der Geschichte sei, darüber gehen die Ansichten, wenn im großen und ganzen auch Übereinstimmung herrscht, doch im einzelnen auseinander. In dieser Hinsicht wird auch in dem Kr. Lehrbuche der eine Lehrer diese, der andere jene Tatsache vermissen, der eine hier, der andere dort eine ausführlichere oder kürzere Darstellung wünschen. In diesem Falle ist er natürlich aber auch nicht an die Kr. Darstellung gebunden, sondern kann nach seinem Ermessen ausführlicher dar-

stellen oder kürzen, wie überhaupt das Kr. Buch trotz der abgerundeten Darstellung, die es gibt, den Vortrag des Lehrers durchaus nicht überflüssig macht. Wer, wie der Unterzeichnete, Gelegenheit hatte, den Verfasser in seiner Lehrtätigkeit kennen zu lernen, weiß, daß er im Gegenteil das größte Gewicht auf den lebendigen Vortrag des Lehrers legte, sein Lehrbuch nur als eine Lehrern und Schülern willkommene Stütze des Vortrags aufgefaßt wissen wollte, „in der der Schüler das Gehörte mit Interesse nachlesen, sich über früher Gehörtes leicht orientieren, unter Umständen auch einige Partien ohne Schwierigkeiten vor dem Vortrage vorauslesen könne".

Allerdings haben sich im Laufe der Zeit auch einige Änderungen in diesem Lehrbuch als notwendig herausgestellt. So war es bei der steigenden Bedeutung der neueren Geschichte für den Unterricht nicht mehr möglich, die Geschichte des Mittelalters in der Ausführlichkeit zu behandeln, in der Kr. sie behandelt hat. Diesem Bedenken hat der Verf. in seiner neuesten 5. Auflage auch Rechnung getragen und in diesem Teile seines Geschichtsbuches Kürzungen vorgenommen, die besonders die Geschichte der Merowinger, der letzten Karolinger und der Kaiser nach den Hohenstaufen trafen. Noch weiter zu gehen und etwa auch die Glanzzeiten des deutschen Volks im Mittelalter, die Zeit der Sachsen-, der Frankenkaiser, der Hohenstaufen zu verkürzen, hat sich der Verfasser nicht entschließen können, und mit Recht. Denn wenn diese Zeiten für das deutsche Volk, seitdem das deutsche Kaisertum wieder errichtet ist, auch nicht mehr die Bedeutung haben, die sie vor den Ereignissen der Jahre 1864, 66 und 70 hatten, wo unser Volk in dem Kummer über seine augenblickliche Ohnmacht und seine innere Zerrissenheit sich an den glänzenden Erinnerungen dieser Zeit erfrischte, in ihnen Trost und Hoffnung auf eine bessere Zukunft suchte, so ist der deutschen Jugend die Erinnerung an die damalige Größe unseres Volkes und die Zeiten des späteren schmählichen Verfalls doch noch immer sehr nützlich, um ihr die verhängnisvollen Folgen innerer Zwietracht und die Bedeutung dessen, was 1870/71 errungen wurde, recht klar vor Augen zu führen.

Immerhin gewann Kr. durch die Kürzungen in der mittelalterlichen Geschichte Raum, um einmal die außerdeutsche Geschichte an einigen Stellen noch ausführlicher zu behandeln, als es bisher geschehen war, und sodann die Ereignisse nach 70 noch mehr zu berücksichtigen. Gewiß wird es auch manchem Geschichtslehrer willkommen sein, daß Kr. einen Abriß der deutschen Verfassung seinem Lehrbuch eingefügt hat. Eine weitere Verbesserung des Lehrbuchs in der 5. Auflage ist es, daß der Verfasser mehr, als es schon früher der Fall war, „den Stoff in kleinere Abschnitte gegliedert und durch zahlreiche Überschriften übersichtlicher gemacht hat".

2) Kromayer, Alte Geschichte, Lehrbuch für mittlere Klassen höherer Lehranstalten. Vierte, verbesserte Auflage. Altenburg 1903, H. A. Pierer. 108 S. 8. 1 *M.*

Auch in diesem Lehrbuch hat Kr. den Zweck verfolgt, dem „Schüler ein leicht verständliches Hilfsmittel für seine Wiederholungen, dem Lehrer einen Halt für seinen Vortrag zu geben". — Gegen die früheren Auflagen weist die vorliegende 4. Auflage manche Verbesserungen auf. So ist in Berücksichtigung der neueren Forschungen über den großen Einfluß, den einerseits die ägyptische, andererseits die babylonisch-assyrische Kultur auf die Entwickelung der griechischen Kultur ausgeübt hat, die Kultur und die Geschichte dieser Völker etwas eingehender behandelt als in den früheren Auflagen. Auch ist mit Recht der s. g. mykenischen Kultur, im besonderen den Funden Schliemanns in Tiryns und Mykenä ein besonderer Abschnitt gewidmet. In der eigentlich griechischen Geschichte wurde besonders die frühere Darstellung von der Solonischen Verfassung auf Grund der neueren Forschungen berichtigt.

Im übrigen bestehen die Veränderungen hauptsächlich in Kürzungen; so ist, um desto mehr Zeit für eine ausführliche Behandlung der eigentlichen Geschichte zu finden, die jetzt auf allen Anstalten in der Sexta oder Quinta behandelte griechische Sagengeschichte ganz übergangen worden.

Möge der Verfasser der besprochenen Lehrbücher auch jetzt, wo er sich in den Ruhestand zurückgezogen hat, die Freude haben, daß seine Lehrbücher nach wie vor dazu beitragen, den geschichtlichen Sinn in der els.-lothr. Jugend, für die sie zunächst geschrieben waren, zu wecken; mögen sie aber auch in Altdeutschland die verdiente Verbreitung finden!

Colmar, Els. O. Haccius.

---

1) Arnold Zehme, Die Kulturverhältnisse des deutschen Mittelalters, im Anschluß an die Lektüre zur Einführung in die deutschen Altertümer im deutschen Unterricht geschildert. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 30 Abbildungen. Leipzig 1905, G. Freytag, 197 S. gr. 8 geb. 2 *M.*

Die erste Auflage des trefflichen Zehmeschen Werkes ward früher in dieser Zeitschrift (Jahrgang 1899 S. 332 ff.) näher besprochen und dabei nur eine einzige ernste Ausstellung gemacht, nämlich hinsichtlich der Abbildungen. Diese sind in der zweiten Auflage sorgfältig geprüft und zum Teil durch bessere ersetzt, womit das größere Format im Zusammenhange steht. Da einige aus der Altmark, dem jetzigen Wohnsitze des Verf.s, hinzugekommen sind, so ist die Gesamtzahl um drei gestiegen. Gerade in unseren Tagen, wo Erziehung zur Kunst und durch Kunst ebenso eifrig gefordert wie gefördert wird, ist diese äußerliche Verbesserung der verdienstlichen Schrift freudig zu begrüßen. Nicht immer

stehen die Abbildungen an geeigneter Stelle; S. 106 z. B. wird die Rolandsstatue erwähnt, S. 151 in ganz anderem Zusammenhange findet sich eine Abbildung. Dieser Übelstand läßt sich aus räumlichen Gründen nie ganz beseitigen. Um so mehr müssen aber, wie es in den bekannten Monographien aus dem Verlage von Velhagen u. Klasing der Fall ist, im Texte stets Hinweise auf die Nummern der Figuren gegeben und neben diese immer die betr. Textseitenzahlen gesetzt werden. Das wäre in einer neuen Auflage nachzuholen.

Doch nicht nur äußerlich ist das Buch verbessert; es ist auch an innerem Wert bedeutend gehoben, da Verf. den Text sehr sorgsam durchgearbeitet, zum Teil sogar umgearbeitet hat. Dies gilt besonders den Abschnitten über Markgenossenschaft, Gauverfassung und Städtewesen[1]). Unnötige Breite der Schilderung findet sich nirgends; dennoch aber ist es Z. gelungen, „recht anschauliche Situationsbilder" zu geben. Denn er hat manche treffende Beispiele aus der mittelhochdeutschen Literatur angeführt; in der neuen Auflage sind solche aus dem Parzival und dem Tristan hinzugekommen. Auch die bei den Schülern im allgemeinen sehr beliebten „Ahnen" Gustav Freytags sind zu anschaulichen Beispielen benutzt worden.

Nur wenige Einzelheiten sind dem Ref. aufgefallen. Hier sei auf S. 97 Z. 7 v. u. hingewiesen, wo die richtige Beziehung der Worte „solcher Marken" vermißt wird. An verschiedenen Stellen hätte Verf. mehr Worterklärungen geben können, z. B. S. 100 bei „Weichbild". Daß Stadt ursprünglich Stätte zum Kaufen bedeutet, wissen manche Leser vielleicht nicht. In bezug auf die Ausdrucksweise mißfällt mir das „papierne" Pronomen der erstere bezw. letztere. — Die in der Praxis erprobte Brauchbarkeit des Büchleins ist durch ein sorgfältiges Register sowohl der Sachen als auch der Autoren erhöht worden.

2) Hans Prutz, Bismarcks Bildung, ihre Quellen und ihre Äußerungen. Berlin 1904, G. Reimer. IV u. 247 S. 8. 3 *M*, geb. 3,80 *M*.

Eine Lücke in der Bismarckliteratur füllt diese Schrift insofern aus, als sie sehr viele von dem Staatsmann gebrauchte Zitate, Bilder und Anspielungen geschickt zusammenstellt und auf solche Weise Bismarcks Verhältnis zum klassischen Altertum (S. 65—96), zur deutschen Literatur, besonders zu den deutschen Klassikern (S. 97—148) und zu den neueren Sprachen und ihren Literaturen (S. 149—174), sowie seine historischen Anschauungen (S. 175—247) klarzulegen sucht, nachdem über die Schul- und Studienzeit (S. 10—29) einiges beigebracht ist und auch die Elemente der Gemütsbildung Bismarcks (S. 30—64) gestreift sind.

---

[1]) Neu hinzugekommen ist ein Abschnitt über das Münz- und das Schiffswesen.

Nach Pr. liegen die eigentlichen Wurzeln des allgemeinen Denkens bei B. „tief eingesenkt in den Boden der humanistischen Bildung, aus der auch er immer neue Nahrung zog“ (S. 8). Niemals „hat der große Staatsmann diese Bildung als die unverrückbare Grundlage seines ganzen geistigen Lebens verleugnet“ (S. 65). Was sein Verhältnis zu den neueren Sprachen betrifft, so schließt Pr. aus dem Schweigen Bismarcks, „daß er auf ihre Kenntnis und auf die Beschäftigung mit ihnen besonderen Wert nicht gelegt hat“ (S. 153), hebt dagegen ausdrücklich hervor, daß er vertraut mit seines Volkes Liedern und Sprichwörtern und heimisch in den unsterblichen Werken seiner Klassiker war, dabei aber auch empfänglich für alles, was das Geistesleben der modernen Kulturvölker für das deutsche Denken Interessantes und Wertvolles hervorgebracht hat“ (S. 247). „Zu keinem der älteren oder zeitgenössischen Dichter aber hat B. in einem so engen Verhältnis gestanden, wie zu unsern beiden großen Klassikern. Den Faust stellte er geradezu der Bibel an die Seite. Auch Goethesche Gedichte hat er noch im hohen Alter nachts im Bett gelesen. Zu den blinden Verehrern des Schöpfers des von ihm bewunderten „Faust“ hat B. nicht gehört, vielmehr auch hier den Mut der eigenen Meinung gehabt“ (S. 118 f.).

Die weiteren Ausführungen darüber sind sehr interessant und ganz einwandfrei, was sich nicht von allen Teilen des Buches sagen läßt. Im Rahmen dieser kurzen Anzeige kann ich allerdings meine Bedenken nur andeuten. Aus der häufigen Anführung gewisser Worte und Wendungen läßt sich durchaus nicht ohne weiteres eine besondere Neigung für die betreffende Sprache oder für die Eigenart des betreffenden Volkes folgern und ein Schluß auf die ganze geistige Entwicklung ziehen. B. mußte ein humanistisches Gymnasium besuchen, das war selbstverständlich; ebenso selbstverständlich aber wurde gerade sein für alles Tatsächliche so überaus empfänglicher Sinn durch das Leben mit seinen wechselnden Verhältnissen gewaltig beeinflußt, und dies hat der Verf. an manchen Stellen seines Buches offenbar unterschätzt. Trotzdem und obschon Satzungetüme (vgl. S. 91, 98, 175, 229; S. 38 paßt „sowohl“ nicht zum Satzbau!) auch in dieser Schrift von Prutz stören, wird sie doch nicht nur den Bismarckverehrern, sondern auch allen Literatur- und Geschichtsfreunden sehr willkommen sein.

3) H. Oncken, Lassalle. Aus der Sammlung: Politiker und Nationalökonomen, biographische System- und Charakterschilderungen, herausgegeben von G. Schmoller und O. Hintze. Stuttgart 1904, Fr. Frommann. 458 S. 8. 5 ℳ, geb. 6 ℳ.

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte — das gilt auch auch von Ferdinand Lassalle, dem größten Demagogen, den Deutschland je gehabt hat, und einem der bedeutendsten Agitatoren aller Zeiten.

Über ihn das letzte Wort zu sprechen, hält schwer, wie Oncken am Schluß seiner gediegenen Biographie mit Recht hervorhebt. „La poésie des destinées inachevées“ liegt über dem Lebenslaufe Lassalles, der zwar keine ausgereifte Frucht seiner Tätigkeit gesehen, immerhin aber den fortwirkenden Anstoß zur deutschen Arbeiterbewegung gegeben hat. Deshalb wird sein Name in der Geschichte des 19. Jahrhunderts fortleben, und daher soll hier auf das oben näher bezeichnete vortreffliche Werk kurz hingewiesen werden.

Auf Grund ebenso ausgedehnter wie sorgfältiger Studien gibt Verf. in gewandter Darstellung einen erschöpfenden Überblick über das Leben seines Helden, von der Jugend an, die ein Beispiel dafür ist, „wie in einer ringenden Individualität gute und böse Keime durcheinander gestreut liegen“, bis zu dem echt romanhaften Ende. Auf die innerste Verknüpfung der Ereignisse und ihren Zusammenhang mit der Individualität legt O. stets besonderen Nachdruck. Da nun die Epochen in L.s Leben sämtlich durch die großen Ereignisse in der auswärtigen Politik bestimmt werden, so berücksichtigt Verf. die allgemeinen Zeitströmungen eingehend; wir finden z. B. trefflich charakterisiert die deutsche Revolution 1848 (S. 56 ff.; der Druckfehler „reaktionär“ statt revolutionär S. 58 ist bedauerlich), die preußischen Parteien im Jahre 1859 (S. 131 ff.), den Verfassungskonflikt (S. 195 ff.) und das liberale Bürgertum (S. 279 ff.). Was die Beurteilung Lassalles betrifft — der ironisch, wie seine Rasse wohl zu sein pflegt, von sich sagte, er könne zwei Dinge auf der Welt nicht leiden: Juden und Literaten, und habe das Unglück, beides zu sein —, so zeigt Verf. eine in diesem schwierigen Falle erfreuliche Unbefangenheit. Nur eines ist mir aufgefallen: die jüngst in München bei Birk unter dem Titel „Ferdinand Lassalle und die Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung“ erschienene Schrift des ersten Sekretärs des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins, Jul. Vahlteichs, scheint O. unterschätzt zu haben, hat sie auch in den sehr genauen Literaturnachweisen gar nicht erwähnt. Jener hebt nun besonders hervor (vgl. S. 29 f.), daß Lassalle „von brennendem Ehrgeiz gestachelt, von großer Eitelkeit und einem ungeheuren Selbstgefühl erfüllt“ war, und beweist dies auch durch einige kleine Geschichten. Solche Charakterzüge hätte Verf. namentlich im letzten Abschnitte seines Werkes etwas mehr betonen müssen. Im übrigen ist er dem „Denker und Kämpfer“, wie Böckh auf Lassalles Grab als Inschrift setzen ließ, nach seinen guten und seinen schlechten Seiten hin durchaus gerecht geworden.

Görlitz. E. Stutzer.

K. Schenk, Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten. Zweite Auflage, gemeinsam für alle Schularten, neu bearbeitet von Julius Koch. IV. Teil. Lehraufgabe der Untertertia: Vom Tode des Augustus bis zum Ausgang des Mittelalters. Mit drei Karten. Leipzig 1904, B. G. Teubner. IV u. 99 S. 8. geb. 1,50 *M*.

Die neue Ausgabe des vielbenutzten Schenkschen Lehrbuches, ist, wie den Lesern dieser Zeitschrift schon aus der Rezension des 3. Teiles bekannt ist, in gute Hände gelegt worden. Der Bearbeiter hat eine Fülle ehrlicher Arbeit darauf verwandt, das Buch so umzuschaffen, daß es hochgespannten Anforderungen genügt. Ein Vergleich des vorliegenden Bandes mit der ersten Auflage zeigt zunächst eine erfreuliche stilistische Feile, die dem benutzenden Schüler gerade der Tertia, in der Epoche des erwachenden Stilgefühles, von Segen zu werden verspricht. Die Diktion ist straffer, markiger geworden, das Satzgefüge zuweilen logischer, jedenfalls sorgfältiger; und doch fehlt nicht ein gewisser Anflug von Eleganz. Manch unnützes Wort ist fortgefallen, — aber auch manche unnütze Sache. Zwar ist der eigentümliche Wert des Buches, die Betonung des von den meisten anderen Lehrbüchern arg vernachlässigten Zuständlichen, mit Bewußtsein gewahrt geblieben; trotzdem konnte der Stoff mehrfach beschränkt werden: einmal weil das Pensum der Untertertia die Gefahr einer Überlastung der Schüler nahelegt, dann auch weil das moderne Interesse sich weniger den einzelnen Tatsachen des Mittelalters als dem Dauernden und Charakteristischen zuwendet, endlich wohl auch um dem Vortrag des Lehrers nicht gar zu viel vorwegzunehmen. Andere Streichungen sind daraus zu erklären, daß das Pensum für Obertertia aufnahmefähig erscheint für eine Reihe von Entwickelungen, die erst in ihrem weiteren Fortschreiten während des 16. und 17. Jahrhunderts in den Gang der großen Ereignisse einmünden. So ist vor allem mit Recht die brandenburgische Geschichte des Mittelalters in die höhere Klasse verwiesen worden; auch die französisch-englischen Verwickelungen des 14. und 15. Jahrhunderts wird man hier bequem nachholen können, wenn das Entstehen der modernen Nationalstaaten im Zusammenhang erörtert wird, und nicht minder bei derselben Gelegenheit die wichtigsten Daten des mohammedanischen Ansturms gegen Osteuropa. — Vermehrt ist auf der andern Seite der Stoff durch einen Abschnitt über das Christentum in den ersten drei Jahrhunderten und — bei Gelegenheit der Pippinischen Schenkung — durch eine Darlegung der Entstehung des Papsttums und des Kirchenstaates; beide Exkurse, kurz, übersichtlich, prägnant und für junge Köpfe verständlich gehalten, erscheinen allerdings notwendig für die Gesamtauffassung des Mittelalters, wie sie auch schon ein Tertianer sich bilden muß, und helfen in klarer und maßvoller Weise die politische Seite der mittelalterlichen Kirche zur Anschauung zu bringen.

Drei Karten — die Germanenreiche, das Karolingische und das Stauferreich — (leider nach schlechtem Brauch ohne jede Andeutung der Gebirge) sind dem Bande beigegeben; desgleichen ein — mit Recht verkürzter — Abdruck des Kanons der Quarta.

Alles in allem wird man nur Gutes über diese Arbeit sagen dürfen und der Weiterführung mit Spannung entgegensehen. Sicherlich gehört das Schenk-Kochsche Lehrbuch in seiner neuen Gestalt zu den besten existierenden und wird sich neben dem Neubauerschen und Ferdinand Schultzschen erfolgreich behaupten; es verdient jedenfalls, wo eine Neueinführung beabsichtigt wird, ernsthafte Berücksichtigung.

Berlin. A. Reimann.

---

1) Alfred Philippson, Das Mittelmeergebiet. Seine geographische und kulturelle Eigenart. Mit 9 Figuren im Text, 13 Ansichten und 10 Karten auf 15 Tafeln. Leipzig 1904, B. G. Teubner. VIII u. 266 S. gr. 8. geb. 7 ℳ.

Ein Buch, das sich viele Freunde unter den Gebildeten erwerben und allen denen, die den sonnigen Süden aufsuchen wollen oder von dort zurückgekehrt sind, eine Quelle echten Genusses sein wird. Besonders aber bietet es dem Lehrer, der sich im Unterricht mit irgend einem Gebiete der Mittelmeerländer zu beschäftigen hat, sei er Philologe, Historiker oder Geograph, die reichste Anregung. Gerade für die Bedürfnisse der höheren Schulen füllt das zusammenfassende Werk eine bisher sehr empfundene Lücke aus.

Es ist entstanden aus Vorlesungen, die der Verf. in einem Ferienkurs für Lehrerinnen gehalten hat, und gibt eine „Übersicht über die verschiedenen geographischen Erscheinungen, die im Mittelmeergebiet auftreten, aufeinander einwirken und so dies Gebiet als einen einheitlichen, wohl individualisierten Erdraum kennzeichnen, der von Natur zum Schauplatz einer unvergleichlichen Kultur und Geschichte geeignet war“. Daß der Verf. die Legitimation zu einem solchen Werke besaß, hat er durch seine hervorragende Landeskunde des Peloponnes und seine Forschungen über das westliche Kleinasien genugsam dargetan. Und wenn er sich im „Mittelmeergebiet“ als Hauptaufgabe setzte, den ursächlichen Zusammenhang der Erscheinungen, soweit sie geographisch bedingt sind, herauszuarbeiten, so ist ihm dies m. E. glänzend gelungen. In sorgfältig durchdachter, echt wissenschaftlicher und doch zugleich allgemein verständlicher Weise bietet Philippson uns auf 249 Seiten ein knappes, klares, zuverlässiges, ja meisterhaftes Gesamtbild des Mittelmeergebietes. Nirgends verliert er sich in Einzelbeschreibungen, nirgends schweift er vom Boden des Tatsächlichen ab, überall berücksichtigt er die neuesten Er-

gebnisse der Forschungen. So treffliche, kurze und doch nichts Wesentliches fortlassende Charakteristiken von Landschaften und ihren Bewohnern besitzt unsere geographische Literatur nicht allzu viele.

Nach einer Einleitung über „die geographische und kulturelle Eigenart des Gebietes" folgt ein großzügig angelegter, fesselnder Abschnitt über die „Weltlage", über „Bau und Entstehungsgeschichte in ihrem Einfluß auf die Oberflächengestalt" der großen Einbruchzone, die das Mittelmeergebiet darstellt. Zuerst wird uns hier der Bau dieses Gebietes vor seiner Zertrümmerung durch die vielen Einbrüche vor Augen geführt, dann die geologische Geschichte mit ihren geographischen Folgen gegeben. Einer Übersicht über die einzelnen Teile des Gebietes schließt sich die Hydrographie des Mittelmeeres an, der wiederum eine plastische Beschreibung der Küsten folgt. Interessant von Anfang bis zu Ende ist der Abschnitt über das Klima und besonders die Art, wie der Verf. dessen Einwirkung auf den Menschen schildert. Wie selbstverständlich, durch die Natur bedingt erscheint z. B. das Freiluftleben der alten Griechen.

Kaum minder gut werden uns die Gewässer, die Oberflächenformen, der Boden, dann die Pflanzen- und Tierwelt und schließlich die Menschenwelt nach Völkern, Religionen, Staaten, nach sozialen, wirtschafts- und siedelungsgeographischen Gesichtspunkten vorgeführt.

Vom geographischen Standpunkte aus mag es bestritten werden, daß Mesopotamien zum Mittelmeergebiet gezogen wird, während das Gebiet des Roten Meeres dem tropischen Indischen Ozean zugewiesen wird. Aber für die Zwecke der höheren Schulen ist es jedenfalls praktisch, daß Philippson auch die alte Kulturstätte Babylonien mit in den Bereich seiner Betrachtungen zieht.

Ein besonderer Vorzug des Buches ist seine ansprechende, oft schwungvolle Darstellung. Viele Abschnitte würden Zierden unserer Schullesebücher sein können. Solche Schilderungen, wie sie der „Geographische Anzeiger" V, 8, S. 175 f. als klassisches geographisches Charakterbild über die „Trockenzeit in Griechenland" aus Philippsons Werke (S. 115 f. 118) brachte, sind erfreulich viele darin enthalten.

Die sehr gut ausgeführten typischen Landschaftsbilder, Phototypien meist nach eigenen Aufnahmen des Verf., die Figuren im Text und die 10 Karten in Schwarzdruck sind eine dankenswerte Zugabe des vorzüglichen Buches, das dem „Meister der Länderkunde", Ferdinand von Richthofen, gewidmet ist.

2) Hermann Itschner, Lehrproben zur Länderkunde von Europa. Leipzig und Berlin 1904, B. G. Teubner. IV u. 277 S. gr. 8. geb. 4,20 ℳ.

Das Buch ist für Volksschulen bestimmt. Es will sich „nur durch die Formgebung vom Gange der wissenschaftlichen Dar-

stellung unterscheiden". Der Verf. vertritt mit großer Lebhaftigkeit und in gewandter, aber ungemein wortreicher Behandlung sein neues Bildungsideal, das die Geographie als „ausgesprochene Gegenwartskunde" betrachtet. Der Verf. will die „unerträgliche, sklavische, geisttötende Ordnung" des „der Wissenschaft entlehnten Ganges" beim Unterricht beseitigen und „das Material durcheinanderwirbeln, daß aller Systematik Hohn gesprochen wird. Aber nicht die Willkür soll zum Prinzip erhoben werden, sondern ein gestaltender Gedanke organisiere dies Material nach höheren Gesichtspunkten".

Der Unterrichtsgang nach den bisher vielfach üblichen Kategorien: Lage und Grenzen, Größe, Einteilung, Bodenbeschaffenheit, Bewässerung, Klima, Erwerbszweige, Siedelungskunde, Geschichtliche Notizen usw. soll ersetzt werden durch die „Stationen": 1. Problemstellung und Entwicklung der Einzelfragen. 2. Ergründung der Ursachen. 3. Heraushebung des Charakterbildes. 4. Lösung einschläglicher Aufgaben. — Die systematische Verarbeitung des Stoffes verweist der Verf. auf die abschließende Stufe.

Wer die nach Art der genealogischen Tabellen eingerichteten methodischen Übersichten für jede Unterrichtslektion durchsieht, wird sich des Gedankens nicht erwehren können, daß hier die alte Methode durch eine viel verwickeltere und zeitraubendere heuristische ersetzt werden soll, die freilich den Schüler weit mehr interessieren mag und der Individualität des Lehrers zu ihrem Rechte verhilft.

Die für die Mannheimer Volksschule zugeschnittenen 16 Lehrproben sind, soweit ich sie gelesen habe, sorgfältig, mit Einsicht, vielseitig und meist auch geschmackvoll bearbeitet.

Hannover. A. Rohrmann.

W. Ahrens, Scherz und Ernst in der Mathematik, geflügelte und ungeflügelte Worte. Leipzig 1904, B. G. Teubner. X u. 522 S. 8. geb. 8 ℳ.

Bücher sind, sagt Ahrens, einem bekannten Wort Beaumarchais' zufolge, wie die „Kinder der Frauen": conçus avec volupté, menés à terme avec fatigue, enfantés avec douleur. Aber der Autor bekennt, über die erste der drei Entwickelungsphasen Beaumarchais' nicht hinausgekommen zu sein. Wenn es auch manchem schwer fallen dürfte, dieser Betrachtung ernstlich zu folgen, so muß doch zugegeben werden, daß uns der Verf. ein hübsches, unterhaltendes und zum Teil auch erbauendes Buch geschenkt hat. Aus allen möglichen mathematischen und naturwissenschaftlichen Autoren der abendländischen Kultur sind freie, wertvolle Äußerungen über ihre Wissenschaft und deren Adepten zusammengebracht, zumeist nicht aus streng wissenschaftlichen

Werken, sondern aus Kundgebungen leichterer Art, wenn der Ernst der Tagesarbeit einmal abgetan war oder eine besondere Gelegenheit höheren und weiteren Ideenflug erlaubte. Die Stimmung, in der diese Äußerungen gefallen sind, die gute Laune, mit der sie der Sammler aneinandergereiht hat, überträgt sich auch auf den Leser, und so ist zu erwarten, daß mancher Mathematiker zur Erholung nach schwerer Arbeit in dem geschmackvollen Band gern blättern wird. Freilich ist es nur ratsam zu blättern; denn ein systematisches Durchlesen des Buchs wirkt verwirrend und ermüdend. Der Verf. hat keine Rubriken gemacht. Scheinbar bunt durcheinander bietet er uns auf seiner Schüssel allerlei leckere Bissen aus fremder Küche dar. Sieht man aber genauer zu, so erkennt man doch eine Anordnung von kundiger Hand, und dieses Selbstentdecken eines inneren Zusammenhangs der geflügelten Worte und Aphorismen verleiht der Lektüre einen Reiz mehr. Die Arbeit ist sorgfältig ausgeführt — also doch das zweite und dritte Stadium Beaumarchais' —, die Zitate sind zuverlässig, das Register scheint vollständig zu sein. Einige Noten sind beigegeben. Französische, englische, italienische, lateinische Zitate blieben unübersetzt. Im ganzen ist die moderne Literatur bevorzugt, zumal Gauß. Auf Vollständigkeit ist nicht gesehen. Noch nicht einmal ist das Bestreben vorhanden, jeden Autor gerade mit charakteristischen Aussprüchen auftreten zu lassen.

Mancher wird vielleicht bedauern, daß in dieser Richtung nicht mehr geschehen ist, so z. B. daß das „Omnia apud me mathematice fiunt" des Descartes fehlt. Dennoch aber bietet das Buch des ernsthaft Anregenden die reichliche Fülle. Die Eigentümlichkeit des mathematischen Genies überhaupt und spezifisch mathematischer Persönlichkeiten im besondern erfährt manche interessante Beleuchtung. Die ältere naive Meinung, die mathematische Denktätigkeit spiele sich ohne Mithilfe anderer, oft scheinbar ganz abgelegener psychischer Funktionen fein säuberlich eingekapselt an irgend einer Stelle des Gehirns ab, wird häufig bedenklich ad absurdum geführt. Es stellt sich vielfach heraus, daß die von den Forschern eingeschlagenen Wege ihren Ursprung sozusagen in der dunkelsten Psyche haben. Die eigenartige Religiosität mancher Mathematiker — es seien Newton, Euler, Gauß, Cauchy, Riemann genannt — könnte schon einmal jemand verlocken, der Mathematiker und Psychologe zugleich ist, in diese interessanten Gebiete einzutreten.

Höher werden andere den Gewinn anschlagen, den man für das Studium der Mathematik selbst aus dem Buch ziehen kann. Durch Bemerkungen der Autoren über ihr eigenes Schaffen oder die ungebundene Kritik anderer werden oft mit leichter Hand die Fäden aufgedeckt, die durch einen schwierigen Gedankenkomplex hindurchführen können. Manche Einseitigkeiten produk-

tiver Köpfe werden deutlich und verlocken, Lücken auszufüllen, neue Methoden an alte Probleme zu bringen.

Dazu springt auch die Persönlichkeit manches Mathematikers scharf heraus. Immer aber sind Taktlosigkeiten vermieden, während manches Derbe und Ungerechte erfreulicherweise stehen blieb, denn es kennzeichnet den Schreiber.

Jeder, der mathematisch-historisch etwas gebildet ist, könnte leicht weiteres hinzufügen. Eigentlich sollten alle diese in Zukunft an dem Buch fleißig mitarbeiten. Damit es nicht allzu stark im Leibesumfang zunähme, könnte sich der Verf. vielleicht entschließen, einige Töpfe mit dünner Suppe, die auf seiner Tafel auch nicht fehlen, auszugießen. Etwas mehr könnten dann noch die großen Denker der beginnenden Neuzeit herangezogen werden, Galilei, Kepler, Descartes u. a., die besonders in Vorreden und Briefen viel gut Geprägtes sagen. Ebenso ist auch bei den Alten noch viel zu holen. Ich biete dem Verf. zum Schluß einige Proben dar — einen Scherz: Copernicus setzt auf sein großes Werk das Motto: *Ἀγεωμέτρητος οὐδεὶς εἰσίτω* (so auch in der Ausgabe der Soc. Copern. Thorunensis) und zwei im Ernst: „Simplicibus verbis gaudet mathematica veritas" (bei Tycho Brahe, Epist. astron. libr. 1601, praef. gener.) und *ψεῦδος δὲ οὐδὲν δέχεται ἁ τῶ ἀριθμῶ φύσις, οὐ ἁρμονία· οὐ γὰρ οἰκεῖον αὐτῶ ἐστι. τᾶς τῶ ἀπείρω καὶ ἀνοήτω καὶ ἀλόγω φύσιος τὸ ψεῦδος καὶ ὁ φθόνος ἐστί.* „Nichts von Lug nimmt die Natur der Zahl, die Harmonie besitzt, in sich auf. Denn er ist ihr nicht eigen. Aber der Natur des Unbegrenzten und Unsinnigen und Unvernünftigen ist Lug und Neid eigen" (H. Diels, Die Fragmente der Vorsokratiker, Berlin 1903, 32 Philolaos S. 254, Z. 6 ff.). Und an derselben Stelle findet sich noch mehr.

Berlin. Ernst Goldbeck.

---

1) **P. Niemöller und P. Dekker, Arithmetisches und algebraisches Unterrichtsbuch.** Für den mathematischen Unterricht in der Mittel- und Oberstufe höherer Lehranstalten unter Berücksichtigung der neuesten preußischen Lehrpläne bearbeitet. Heft IV: Pensum der beiden Primen des Realgymnasiums und der Oberrealschule. Breslau 1904, Ferdinand Hirt. 188 S. 8. 2,50 *M.*

Nachdem ich die drei ersten Hefte dieses Lehrbuches in dieser Zeitschrift besprochen habe, möchte ich dieses letzte Heft hier wenigstens anzeigen, obwohl sein Inhalt sich vornehmlich mit dem mathematischen Pensum der Prima des Realgymnasiums und der Oberrealschule beschäftigt. Für das Gymnasium würden sich nur die Abschnitte verwenden lassen, die die Kombinatorik, die Wahrscheinlichkeitsrechnung, den binomischen Lehrsatz, die Diophantischen Gleichungen, die kubischen Gleichungen und die

Elemente der analytischen Geometrie behandeln. Hervorheben möchte ich noch aus dem reichen Inhalt des Heftes die ziemlich umfangreichen Kapitel, in denen die Grundbegriffe und Anwendungen der Differential- und Integralrechnung entwickelt sind. Die Verf. wollen durch ihre Darstellung zeigen, in welchem Umfange diese Rechnungen, deren Einführung in das Primapensum sie im Interesse des mathematischen und des physikalischen Unterrichts für zeitgemäß erachten, behandelt werden müßten.

2) A. Köhler, Mathematische Aufgaben für die Prima der höheren Lehranstalten. Berlin 1904, Leonhard Simion Nf. 73 S. 8. 1,70 *M*.
Auflösungen zu den mathematischen Aufgaben. Berlin 1905, Leonhard Simion Nf. 55 S. 8. 1 *M*.

Die Aufgabensammlung von Lieber und Köhler, von der die dritte Auflage hier angezeigt wurde, enthält nur das Übungsmaterial für die Klassen Tertia und Sekunda, während Aufgaben für die Prima bis dahin noch fehlten; durch das vorliegende Heft wird nun die Sammlung hinsichtlich der Arithmetik und Algebra vervollständigt; in Aussicht gestellt werden noch Aufgaben aus der Stereometrie und der Trigonometrie. Aus dem Inhalte der Sammlung scheint hervorzugehen, daß sie wesentlich für die Prima der Gymnasien bestimmt ist, sie dürfte aber meiner Ansicht nach auch in den höheren Klassen der Realgymnasien und Oberrealschulen passende Verwendung finden, zumal da eine ziemlich große Menge von Aufgaben ihrer Schwierigkeit wegen nur auf den genannten Schulen und nicht auf dem Gymnasium bearbeitet werden könnte. Die Aufgaben erstrecken sich auf alle Gebiete, die zu dem Pensum der Prima gehören, zu meiner Freude aber auch auf solche, die wir ungern in diesem Pensum vermissen und ihm gern hinzufügen, wenn sich irgendwie die Zeit dazu finden läßt. Dazu gehören namentlich die Diophantischen Gleichungen ersten Grades und die kubischen Gleichungen. Sehr zahlreich sind die Aufgaben aus der sphärischen Trigonometrie und unter ihnen besonders anregend und belehrend für die Schüler die Anwendungen auf die Erd- und die Himmelskugel; sie sind in hervorragender Weise geeignet, nach dieser Richtung hin Kenntnisse zu erwerben, die zur allgemeinen Bildung gehören und für die der Unterricht in der Geographie nicht zu sorgen pflegt. Für die analytische Geometrie, der auf dem Gymnasium nur ein recht bescheidenes Plätzchen zugedacht ist, liefert der Verf. ein sehr reiches Übungsmaterial, von dem freilich nur ein ganz kleiner Teil auf dem Gymnasium Verwendung finden kann.

Der Verf. hat sein Augenmerk darauf gerichtet, daß in den Rechnungen nicht allzu große Zahlen auftreten und daß sie möglichst elegant verlaufen und zu einfachen Ergebnissen führen. Um dies zu erreichen, gibt der Verf. z. B. als Inhalt eines Kegels $\pi \sqrt{6}$ cbm, als Gewicht eines Körpers $378\,\pi$ g (gedruckt ist gr),

also Werte, die in der Praxis nie vorkommen. Man weiß ja aus der Erfahrung, wie angenehm es für den Schüler nach der Bearbeitung einer umfangreichen Aufgabe ist, wenn er aus der Art des Resultates schließen kann, daß es richtig ist. Wenn er aber namentlich in den oberen Klassen immer wieder derartige, zu einfachen Ergebnissen führende Aufgaben bearbeitet, so bekommt er schließlich eine gewisse Scheu vor größeren Zahlen, ja er bricht sogar eine ganz richtige Rechnung ab, wenn sie zu größeren Zahlen führt. Dazu kommt, daß die Aufgaben, die er vielleicht später im praktischen Leben zu lösen hat, durchaus nicht immer nur zu kleinen Zahlen führen und elegant verlaufen. Ich kann mich also nicht ganz mit diesem von dem Verf. befolgten Grundsatze einverstanden erklären.

Als Maß für Entfernungen nimmt der Verf. natürlich das Meter, als Maß größerer Entfernungen aber nicht das Kilometer sondern die Meile, die doch aus dem Maßsystem entfernt ist. Auch möchte ich ihn noch darauf aufmerksam machen, daß die deutsche Sprache die Wörter „umbeschreiben“ und „einbeschreiben“ nicht kennt, also auch nicht die Partizipia „umbeschrieben“ und „einbeschrieben“; die richtigen Wörter sind „umschreiben“ und „einschreiben“, von denen die Partizipia „umgeschrieben“ und „eingeschrieben“ heißen.

Berlin. A. Kallius.

---

1) C. Block, Lehr- und Übungsbuch für den planimetrischen Unterricht an höheren Schulen. I. Quarta. Leipzig 1904, B. G. Teubner. VI u. 70 S. 8. kart. 1,00 ℳ.

Das Büchlein bietet den Lehrstoff der Quarta einer lateinlosen Realschule. Es kann als eine außerordentlich glückliche Lösung der Aufgabe bezeichnet werden. In Auswahl und Anordnung des Stoffes, in der Gestaltung des sprachlichen Ausdrucks zeigt es die Hand eines sehr erfahrenen und gewandten Lehrers. Trotzdem muß der Berichterstatter einige Einwendungen machen. Die Einführung neuer Termini, wie Gegenwinkel statt entgegengesetzter, Stufenwinkel statt Gegenwinkel, obwohl die neuen Bezeichnungen nicht übel gewählt sind, hat doch gerade deswegen ihr Bedenkliches, weil das Wort Gegenwinkel in einer von der gewöhnlichen abweichenden Bedeutung gebraucht wird. Kehrsatz für Umkehrung kann man sich gefallen lassen. Sehr gefallen hat dem Berichterstatter die Behandlung der Kongruenzsätze, die, vorsichtig die neuen Methoden benutzend, doch von der wohl noch allgemein üblichen Darstellung nicht allzusehr abweicht. Überhaupt ist das Buch an vielen Stellen ein wohl abgewogener Kompromiß zwischen dem Herkömmlichen und den Anforderungen der Neuerer. Die Behandlung der Konstruktionsaufgaben ist ein weiterer Vorzug des Buches. Die Musterbeispiele wie die allgemeine Anleitung sind

sehr klar, die Fülle der Aufgaben so groß, daß sie schlechterdings nicht zu erschöpfen ist. Die Aufgaben sind einsichtig gewählt und wohl geordnet; für die Benutzung durch den Schüler ist die Beifügung sogenannter „Musterfiguren" zu den einzelnen Gruppen von besonderem Nutzen. Nichts hindert, das so brauchbare Buch auch auf Realgymnasien oder Gymnasien zu benutzen. Papier und Druck sind tadellos und besser als in manchen bei derselben Firma herausgekommenen Erscheinungen. Man kann der Fortsetzung mit Spannung entgegensehen.

2) E. Schumann, Lehrbuch der ebenen Geometrie für die ersten drei Jahre geometrischen Unterrichts an höheren Schulen. Stuttgart u. Berlin 1904, Fr. Grub. X u. 202 S. 8. geb. 2,20 *M.*

Schon äußerlich spricht das Buch durch guten Druck, gutes Papier und geschmackvollen Einband an. Auch inhaltlich kann man es als gediegen und brauchbar bezeichnen. Es enthält den Lehrstoff für die ersten Jahrgänge geometrischen Unterrichts an einer realistischen Lehranstalt. Der Verfasser „erhebt nicht den Anspruch, den systematischen Aufbau der Schulgeometrie auf neue Grundlagen zu stellen, . . . oder in wesentlich anderer Beleuchtung, als bisher üblich, zu zeigen". Trotzdem muß hervorgehoben werden, daß das Buch an verschiedenen Stellen sehr zu seinem Vorteil, vorsichtig zwar, aber doch recht deutlich, von der großen Heerstraße abweicht. Hinter der Behandlung der Kongruenzsätze für das Dreieck ist ein Abschnitt über Symmetrie eingeschaltet, der über axiale und zentrische Symmetrie die Hauptsätze bietet. Auch in den Kapiteln über Proportionen und Ähnlichkeit der Figuren sind die Hauptsachen von den harmonischen Punkten und Strahlen mit Einschluß des Apollonischen Lehrsatzes, von Ähnlichkeitspunkten und Strahlen, von Potenzen und Potenzlinien behandelt. Erfahrungsmäßig macht die Einführung in die Anschauungen der sogenannten neueren Geometrie, wo sie abgesondert gelehrt werden, nicht geringe Schwierigkeiten. Es könnte sein, daß die enge Verbindung, in die diese Begriffe hier mit den älteren gebracht sind, den Schülern die Arbeit erleichert. — Als besonders erfreulich muß die ausführliche und instruktive Behandlung der Konstruktionsaufgaben bezeichnet werden. Neben einem sehr großen Material sind eine Reihe ausgeführter Musterbeispiele in vollständiger Lösung gegeben. Der Verfasser ist für eine kurze und knappe Form, keine Sätze, viel Abkürzungen, übersichtliche Gestaltung der schriftlichen Darstellung. Er verfährt so auch bei den von ihm zu den Sätzen des Systems gegebenen Beweisen. Hier ist allerdings durch die Gestaltung des Druckes sehr häufig eine Übersichtlichkeit erreicht, die die Einsicht und die Einprägung sehr vorteilhaft erleichtern wird. Für einen großen Teil der Sätze sind abkürzende Symbole gegeben, über deren Schönheit man verschiedener Meinung sein kann, die aber

ihren Zweck für den, der sich an sie gewöhnt hat, gut erfüllen mögen. Was übrigens die Frage nach der „einzig" richtigen Art der mathematischen Darstellung durch die Schüler betrifft, so wird darüber Einigung wohl nicht zu erzielen sein. Die Ansichten werden stets schwanken zwischen den Forderungen aphoristischer Kürze und der Ausgestaltung der Darlegung in den Formen eines deutschen Aufsatzes, und jede Ansicht wird für sich mehr oder minder gute Gründe anführen. Wir halten dafür, daß Duldung hier am Platz ist. So auch in der Verurteilung der Ausdruckweise im allgemeinen. Joseph Schlesinger hat in seiner sehr dankenswerten Programmabhandlung „Über die Sprache in den mathematischen Schulbüchern" (Lessinggymnasium zu Berlin 1904) getadelt, daß Gerade „einander" schneiden, statt „sich", daß die Summe der Quadrate „vermehrt" um das doppelte Rechteck etc. gleich dem Quadrat der dritten Dreieckseite ist. Hier begeht nun ein gewiegter Lehrer dieselbe Sünde (vgl. S. V. S. 71). Vielleicht aber ist sie zu verzeihen. Usus est tyrannus auch hier bis zu einem gewissen Grade. Und es gibt auch einen mathematischen Purismus, so unduldsam, so pedantisch und kleinlich, wie der sprachliche.

Nordhausen a. Harz. Max Nath.

Max Verworn, Beiträge zur Frage des naturwissenschaftlichen Unterrichtes an den höheren Schulen. Von W. Detmer (Jena), R. Hertwig (München), M. Verworn (Göttingen), H. Wagner (Göttingen), J. Wagner (Leipzig), J. Walther (Jena). Jena 1904, G. Fischer. IX u. 89 S. 8. 1,50 *M.*

Als Ergänzung der „Neuen Beiträge zur Frage des mathematischen und physikalischen Unterrichts an den höheren Schulen", die F. Klein und E. Riecke im Teubnerschen Verlage kürzlich erscheinen ließen, behandeln die von dem Göttinger Physiologen Verworn gesammelten Aufsätze die Stellung der übrigen naturwissenschaftlichen Lehrfächer im Unterrichtsplan der höheren Lehranstalten. Wie die vorgenannte Schrift, so wurde auch diese Sammlung in der ausgesprochenen Absicht herausgegeben, den auf die Gestaltung der Lehrpläne bezüglichen Wünschen und Hoffnungen der Universitätslehrer, die bei der Ausarbeitung der neuen preußischen Lehrpläne nicht zum Worte gemeldet und gekommen waren, Ausdruck zu verleihen. Die Vertreter der naturwissenschaftlichen Fächer an den höheren Schulen werden die hier auf dem Plane erscheinenden Mitkämpfer, die nur allzulange abseits gestanden haben, herzlich willkommen heißen und sich freuen, daß sich nun allmählich auch bei den Hochschullehrern Verständnis und Interesse für die wichtigen Fragen der Universitäts**vor**bildung anzubahnen scheint.

Verworn hat bei seinen Studierenden der Medizin die Er-

fahrung gemacht, daß die Schulvorbildung der Gymnasialabiturienten ganz überwiegend eine scholastische philologische Bücherbildung ist, dergestalt daß er es geradezu als die erste Aufgabe des Universitätsunterrichts betrachtet, gewisse Folgen dieser unzeitgemäßen Vorbildung zu beseitigen und die Studierenden vorwiegend in der bis dahin angeblich vernachlässigten „Anschauung" durch eigene Beobachtung des Objektes zu üben. Durch Einschränkung des den heutigen Kulturforderungen wenig entsprechenden Unterrichts in den alten Sprachen muß seiner Ansicht nach für den naturwissenschaftlichen Unterricht die erforderliche Zeit über das bisherige Maß hinaus verschafft werden. Auch diejenigen, die den grundsätzlichen Ansichten Verworns zustimmen, werden nicht ohne weiteres sich seinen pessimistischen Erfahrungsresultaten anzuschließen vermögen. Nur zu leicht wird, und zwar nicht nur von Laien, über die Minderwertigkeit der auf einer Unterrichtsstufe erworbenen Kenntnisse Klage geführt, ohne daß doch die höhere Stufe sich vor demselben Tadel schützen kann. Auch liegt die Gefahr nahe, daß von den neu anrückenden Ersatztruppen der Kampf um die Schulreform nun wieder durch alle Stadien durchgeführt wird, die er auch vor Jahren schon durchlaufen hat. Der durch den Allerhöchsten Erlaß vom 26. November 1900 angeregten Reform würde es am besten entsprechen, wenn man das Gymnasium seiner Eigenart überlassen und die Bestrebungen zur Hebung des naturwissenschaftlichen Unterrichts zunächst an den Realanstalten zu verwirklichen suchen würde. Eine vergleichende Statistik über die Leistungen der ehemaligen Gymnasiasten und Oberrealschüler im medizinischen Examen wird dann ein guter Wertmesser der naturwissenschaftlichen Vorbildung sein und sicher zu befriedigenden praktischen Resultaten führen.

Die übrigen Aufsätze der Sammlung erörtern die Forderungen, die die einzelnen Naturwissenschaften an den Universitäten an die Vorbildungen auf den Mittelschulen erheben zu können glauben. Für einen guten systematisch-biologischen Unterricht, auf dem das Universitätsstudium weiterbauen kann, hält Hertwig den bisher der Zoologie gewährten Raum (2 Stunden wöchentlich bis Untertertia incl.) für ausreichend, jedoch glaubt auch er, daß aus anderen Gründen — so namentlich mit Rücksicht auf die Heranziehung tüchtiger Lehrkräfte und auf die Bedürfnisse der allgemeinen Bildung, die ohne ausreichende Kenntnisse in Anatomie, Hygiene und Physiologie undenkbar ist — eine Fortführung des biologischen Unterrichts in den oberen Klassen unentbehrlich ist.

Dieselbe Forderung erhebt Detmer für den botanischen Unterricht, für den er nach allgemeineren Bemerkungen über seine Bedeutung und seine Aufgaben einen ausführlichen Lehrplan entwirft der zu mancherlei in der Fachpresse schon erörterten Bedenken Veranlassung gibt. Auch die Arbeit von J. Wagner über

den chemischen Unterricht, die im einzelnen manches Interessante bringt, erhofft alles Heil von einer „Aufdeckung der Schäden und von den Vorschlägen für ihre Beseitigung“ durch die Hochschullehrer. Wenn diese Vorschläge nur nicht so widersprechend wären und wenn die Hochschullehrer doch nebenamtlich einmal versuchen würden, ihre Vorschläge eine Reihe von Jahren hindurch selbst in eigenem Unterricht an höheren Schülern zu erproben! Als Vorbereitung für das Fachstudium erfordert Wagner vom chemischen Unterricht der höheren Schule „in erster Linie eine zielbewußte Erziehung in den physikalischen Grundlagen der Chemie und die Pflege der Beobachtungsgabe, in zweiter Linie die Anwendung dieser Grundlagen auf den eigentlichen Gegenstand der Chemie, auf die zusammengesetzten Stoffe im Zusammenhang der Erscheinungen an der Hand ausgesuchter, einfacher Beispiele“. J. Walther wünscht die Einführung der Geologie in den Schulunterricht. Seine wohlberechtigten und besonnenen Vorschläge verdienen die ernsteste Beachtung. H. Wagner beschließt den Reigen der akademischen Pessimisten, indem auch er seiner Überzeugung Ausdruck verleiht, daß der naturwissenschaftliche Unterricht auf unseren höheren Schulen nicht das leistet, was er leisten sollte, und daß die große Mehrzahl der jungen Leute ebenso unwissend wie früher auf erdkundlichem Gebiete die Schule verlassen. Er wünscht für den geographischen Unterricht mehr Übung in der Raumanschauung, engere Verbindung mit dem biologischen und dem noch einzuführenden geologischen Unterricht. Als Aufgabe der Erdkunde im Unterricht der höheren Schulen fordert er bessere Vermittelung positiver Kenntnis, um den Schüler auf dem überschaubar gewordenen Erdball genauer zu orientieren, Gewöhnung an die Ausnutzung des Atlas, der zu einem Hausbuch geworden ist, auf Grund der messenden Methoden.

Aus dem Gesagten dürfte hervorgehen, daß die Göttinger Beiträge einen nach mancher Richtung hin „beachtenswerten Materialbeitrag für die Diskussion der in unser gesamtes Kulturleben so tief einschneidenden Frage nach dem naturwissenschaftlichen Unterricht auf den höheren Schulen“ (vgl. Vorwort S. IX) bilden und einen literarischen Nachweis liefern für die beginnende Mitarbeit der Hochschullehrer an der Lösung dieser Frage, eine Mitarbeit, die um so fruchtbarer und erfolgreicher sein wird, je mehr sie auf dem bisher ohne Mitwirkung der Universität Erreichten freudig weiterbaut.

Berlin. J. Norrenberg.

---

1) **Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas.** Band VIII. (Regenpfeifer, Stelzenläufer, Wassertreter, Strandläufer.) Mit 28 Chromotafeln. Gera-Untermhaus O. J., Fr. Eugen Köhler.

Eingedenk der Freude und des Genusses, mit denen ich die früher von mir in dieser Zeitschrift besprochenen Bände des

„großen Naumann“ — so genannt wegen des gegen die erste Auflage sehr vergrößerten Formates — zur Hand nahm, griff ich auch mit einem gewissen Behagen und in der Erwartung erneuten Genusses zum achten Bande des genannten Werkes. Und meine Erwartung wurde nicht getäuscht. Was ich in früheren Besprechungen im allgemeinen lobend hervorhob, kann ich auch beim vorliegenden Bande rühmen: die Sorgfalt und Treue der Bearbeiter, die Vollständigkeit und Zuverlässigkeit des Mitgeteilten, die harmonische Wirkung der meist wohl gelungenen Farbentafeln. Um bei letzteren zunächst zu bleiben, so hätte ich wohl den Triel etwas dickköpfiger gewünscht; der tägliche Anblick eines lebenden Vertreters dieser Art berechtigt mich zu jenem Wunsche. Den Kiebitz sähe ich lieber in ganz flacher, baum- und buschloser Wiesen- oder Marschlandschaft. Vor allem aber ist direkt unrichtig das Größenverhältnis zwischen Tringa alpina und Tringa alpina Schinzi auf Tafel 18 und 19. Letztere Form ist in Wirklichkeit kleiner, was auch im Text zum Ausdruck kommt; auf den Tafeln aber ist sie größer gezeichnet als Tringa alpina. Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, daß es mir persönlich sehr sympathisch ist, zur Spezies- oder Subspeziesbezeichnung dienende Personennamen groß geschrieben zu sehen, wenn auch die neuen Nomenklaturregeln kleine Anfangsbuchstaben vorschreiben. Wesentlich vervollständigt gegen die erste Auflage des Werkes ist die vorliegende zweite durch Aufnahme der seltenen, innerhalb des Deutschen Reiches nur auf Helgoland beobachteten Arten, z. T. sogar solcher, deren Vorkommen bei uns nur als im Bereich der Möglichkeit liegend erachtet wird. Bemerkenswert sind die vielen Änderungen und Zusätze, welche das Auftreten und Brüten so mancher Sumpf- und Strandvogelart bei uns betreffen, denn es gibt wohl kaum eine Gruppe von Vögeln, die in bezug auf Vorkommen und Zahl seit Naumanns Zeiten solchen Wandlungen ausgesetzt gewesen ist, wie gerade die im vorliegenden Bande des oben zitierten Werkes behandelten Familien. Es sind aber nicht nur das Vordringen der Kultur, das Verschwinden von Sümpfen, der lebhaftere Menschenverkehr am Seestrande, sondern z. T. auch Nachstellungen, die den Bestand der gedachten Vögel in schlimmster Weise geschädigt haben. Wird uns doch z. B. mitgeteilt, daß im Dezember 1901 von den Fängern nur zweier holländischer Dörfer in zwei Tagen sage und schreibe 32 000 Goldregenpfeifer erbeutet worden seien! Darf man sich da noch über die Abnahme dieser Vögel wundern?! Mit Rücksicht auf die stetige Verminderung unserer Sumpf- und Strandornis könnte es vielleicht nicht ganz unbedenklich erscheinen, daß in unserm Werke genau die verschiedenen Methoden und Vorrichtungen zum Fange der in Frage kommenden Vögel beschrieben werden. Aber die großen Einrichtungen sind zu kompliziert, um nachgemacht zu werden, und die kleinen, einfachen liefern zu wenig Beute, um

irgendwie ins Gewicht zu fallen. So sind diese Darstellungen mehr als interessante historische Erinnerungen zu betrachten und nicht als praktische Anleitungen. Alles in allem können wir mit Stolz auf das stetige Fortschreiten des großen Werkes blicken; und wir wünschen ihm ein glückliches Ende.

2) Martin Braeß, Das heimische Tier- und Pflanzenleben im Kreislauf des Jahres. Teil I: Das heimische Vogelleben. Dresden 1903, Hans Schultze. I u. 222 S. 8. 3,60 *M*.

Der Verf. sucht in obigem, hübsch ausgestattetem Werk in allgemein verständlicher Weise das Leben unserer Vogelwelt während des Verlaufes eines Jahres zu schildern, wobei er nach seinen eigenen einleitenden Worten auf eine auch nur annähernde Erschöpfung des Themas verzichtet. So haben wir in dem Buche eine Reihe von Essays („Vogelleben im Winter", „Futterplätze für Vögel im Winter", „Die ersten Frühlingsboten" usw.). Es sind anziehende, oft von poetischem Schwung getragene Schilderungen, bei denen allerdings auch kleine Übertreibungen unterlaufen, so z. B., daß mancher Vogel im Winter „viele Meilen weit" abends zum Schlafplatz fliegen müsse. Mit der Darstellung der Vogelbiologie sind frisch empfundene und wiedergegebene Natur- und Landschaftsschilderungen verbunden. Hinsichtlich verschiedener Vögel, die von gewissen Kreisen aus utilitarischen Gründen abfällig beurteilt, von ausgesprochenen Vogelschützlern ebensosehr erhoben werden, hat sich der Verf. ein durchaus objektives, meist auf persönlicher Anschauung beruhendes Urteil gebildet, so bei der Amsel, dem Eisvogel, dem Wasserstar. In bezug auf die wissenschaftliche Nomenklatur folgt der Verf. nicht den neuesten Grundsätzen, was jedoch bei dem Leserkreis, für den sein Buch bestimmt ist, wohl zu billigen ist. Wenn der Verf. die Singdrossel zur Königin der Sängerinnen ausruft, so wird er hiermit wohl nicht allgemeine Zustimmung ernten; denn die meisten Menschen dürften die Nachtigall höher schätzen. Auch mit der Darstellung des Liebeslebens der Vögel werden viele Leser nicht einverstanden sein. Begriffe und Ausdrücke wie „sexuelle Erregung" und dergl. gehören unsrer Ansicht nach nicht in ein Buch, das auch für Kinder bestimmt ist. Warum im Kapitel über die jagdbaren Vögel der Birkhahn zwar abgebildet, aber im Text nicht berücksichtigt wurde, ist nicht einzusehen. Die Abbildungen sind durchweg leidlich, nur fehlen dem Fasanenhahn die Sporen, und der Birkhahn hätte keinen Bart haben dürfen.

Hannover. Ernst Schäff.

---

1) Koppe-Husmann, Anfangsgründe der Physik mit Einschluß der mathematischen Geographie. 25. Auflage des ursprünglichen Werkes. Ausgabe B in zwei Lehrgängen. Für höhere Lehranstalten bearbeitet von A. Husmann. Teil II. Hauptlehrgang. Größere Ausgabe: Lehrbuch der Physik. Mit 322 in den Text eingedruckten Holzschnitten,

einer mehrfarbigen Tafel der Spektren verschiedener Elemente und Himmelskörper und einer farbigen Sternkarte. Fünfte Auflage. Essen, 1904, G. D. Baedeker. 440 S. 8. 5,20 *M*.

Von dem weit verbreiteten Koppeschen Unterrichtswerke hat A. Husmann eine Neubearbeitung erscheinen lassen, die den Lehrstoff, wie jetzt vielfach üblich, in zwei getrennten Stufen zur Darstellung bringt. Der hier vorliegende zweite, für die Oberstufe bestimmte Teil setzt den vorbereitenden Lehrgang insofern voraus, als auf ihn gelegentlich durch Anführung der entsprechenden Paragraphen verwiesen wird. Seinem Umfange nach ist das Buch mehr für Realanstalten als für Gymnasien bestimmt, weshalb auch der Abschnitt über Chemie, der den Lehrbüchern der Physik gewöhnlich beigefügt ist, hier in Fortfall kommt. Die Realanstalten pflegen dem chemischen Unterrichte ein besonderes Lehrbuch zugrunde zu legen.

Das Werk ist vortrefflich durchgearbeitet und steht im allgemeinen auf der Höhe der physikalischen Wissenschaft. Daher ist es auch dem Interesse der Fachgenossen an Gymnasialanstalten durchaus zu empfehlen.

Bei einem Vergleiche der neuen Auflage mit der älteren ist zunächst zu bemerken, daß in der Mechanik, Optik, Wärmelehre, sowie in dem historischen Überblicke Berichtigungen und Ergänzungen stattgefunden haben, die zusammen mit dem im ganzen stärker hervortretenden Streben nach logischer Durcharbeitung und Sprachrichtigkeit dem Werke von großem Vorteil gewesen sind. Ganz besondere Fortschritte aber sind in der Behandlung des Magnetismus und der Elektrizität gemacht worden, die hier auf Grund der Begriffe „Potential" und „Kraftlinie" zur Darstellung gelangen. Erwähnenswert ist hierbei auch eine wesentlich vereinfachte Methode zur absoluten Messung der erdmagnetischen Kraft. Die Röntgen-, die Kanal- und die Kathodenstrahlen, sowie die Radiumstrahlen sind eingehend in den Kreis der Betrachtung einbezogen worden.

Auch einige äußere Vorzüge mögen nicht unerwähnt bleiben. Eine übersichtliche, wohlgelungene Tafel der Spektren verschiedener Elemente und Himmelskörper ist neu hinzugekommen, die Zahl der in den Text eingedruckten Figuren ist zweckmäßig vermehrt, auch entspricht jetzt die Orthographie den gegenwärtigen Vorschriften.

Gegenüber diesen Vorzügen, mit denen ausgetattet die neue Auflage erscheint, sollen einige Einwände nicht unterdrückt werden, die immer noch gegen einzelne Angaben und Darstellungen erhoben werden müssen, weil deren Berücksichtigung dem Werke nur zu weiterem Vorteil gereichen kann. Die Erklärung des Foucaultschen Pendelversuches ist noch immer nicht korrekt. Ich verweise in dieser Hinsicht auf die Literatur, die das Problem einer methodisch richtigen Behandlung hervorgerufen hat. Die

Chladnischen Figuren erscheinen z. T. nicht geschickt ausgewählt. Bei der Beschreibung des Sprachorgans wäre eine deutliche Abbildung der wichtigsten Teile doch in hohem Grade wünschenswert. Bei der Erörterung der Lumineszenz wird man auch die Röntgen- und die Radiumstrahlen erwähnen müssen. Das Bunsensche Fettfleckphotometer wird heute wohl nicht mehr als das allgemein gebräuchliche angesehen werden können. Die Angaben der erdmagnetischen Elemente beziehen sich auf das Jahr 1880; ihre Änderung bis heute ist aus dem Buche nicht mit Sicherheit zu entnehmen. Der russische Kalender ist gegen den unsern jetzt um 13, nicht um 12 Tage verschoben. Die Erklärung der Ausschaltung von 10 Tagen im Jahre 1582 ist nicht durch Zurückgehen auf Cäsars Zeiten, sondern auf die des Konzils von Nicäa zu erklären.

Die beigegebene Sternkarte ist unübersichtlich, weil sie zu viel Linien enthält. Die Ausführung der Sternbilder wäre besser unterblieben. Das Fremdwörterverzeichnis weist bei mehreren griechischen Wörtern, die zur Erklärung herangezogen werden, wie schon in früheren Auflagen, auch jetzt noch falsche Akzente auf. Als richtige Schreibart ist Huygens, nicht Huyghens, nachgewiesen.

2) Fr. Junker, Physikalische Aufgaben aus dem Gebiete des Magnetismus und der Elektrizität für die Oberklassen der höheren Lehranstalten. Ulm 1904, Kommissionsverlag von B. G. Teubner in Leipzig. 48 S. 8. 0,80 ℳ.

Aus dem praktischen Unterricht an einer Oberrealschule hervorgegangen, teilweise für die Vorbereitung zur Reifeprüfung bestimmt, eignet sich dieses Büchlein zwar nicht, auch im Gymnasialunterricht in allen seinen Teilen verwendet zu werden, aber es enthält doch einige Aufgabengruppen, die auch in dem naturgemäß weniger ausführlichen physikalischen Unterricht an humanistischen Gymnasien mit Vorteil durchgearbeitet werden können.

Die einzelnen Abschnitte: Magnetismus, Elektrostatik und elektrischer Strom sind in der Weise behandelt, daß die Grundbegriffe, insbesondere die des absoluten Maßsystems und der Dimensionenlehre an Musterbeispielen klargemacht und die Methoden der Lösung dieser Aufgaben dargelegt werden. Daran schließen sich sodann mit Resultaten versehene Übungsbeispiele, die den Mustern nachgebildet sind, also keine neuen Lösungsmethoden verlangen. Das entspricht ja auch der Tatsache, daß diese Aufgaben für den Durchschnittsschüler zu schwer sind, als daß sie selbständig, d. h. ohne vorher sorgfältig besprochene Musterbeispiele erledigt werden könnten. Für Gymnasien eignen sich besonders die Aufgaben über den elektrischen Strom.

3) Kleiber-Scheffler, Elementarphysik mit Chemie für die Unterstufe wissenschaftlicher Anstalten. Unter besonderer Berücksichtigung der norddeutschen Lehrpläne im Verein mit Hugo Scheffler bearbeitet

von Johann Kleiber. Mit mehr als 300 Figuren. München und Berlin 1904, R. Oldenbourg. VII u. 227 S. 8. 2,50 *M*.

Die Kleiberschen Lehrbücher der Physik, von denen ich ein für humanistische Gymnasien bestimmtes vor kurzem an dieser Stelle angezeigt habe, erfreuen sich allgemeiner Anerkennung und sind an zahlreichen, namentlich an süddeutschen Unterrichtsanstalten zur Einführung gelangt. Da die Forderungen der verschiedenen Schulgattungen besondere Auswahl und Bearbeitung des Lehrstoffes nötig machen, so hat sich der Verfasser, der selbst in Süddeutschland tätig ist, auf mehrfache Anregungen entschlossen, ein Unterrichtswerk zu schaffen, das auch den norddeutschen Lehrprogrammen entspricht. Zunächst liegt nun ein Buch vor, das zum Gebrauch auf der Unterstufe wissenschaftlicher Lehranstalten bestimmt ist, das weniger ein Lehrbuch als ein Lernbuch sein soll und deshalb durch seine reiche Illustration und übersichtliche Einteilung dem Gedächtnisse des Schülers zu Hilfe kommt. Als Vorzüge sind, wie auch sonst anerkannt wird, zu erwähnen eine eingehende Disposition des Stoffes, die Hervorhebung wichtiger Formeln in Schildern, die Erläuterung schwieriger Teile durch passende Vergleiche und Analogien, die Darbietung zahlreicher Figuren und Musterbeispiele. Soweit es in einem kurzgefaßten Buche erwartet werden kann, ist den neuesten Anforderungen, die an den Physikunterricht gestellt werden, insbesondere vielen Anregungen der Zeitschrift für den physikalischen und chemischen Unterricht entsprochen worden.

Der Inhalt des Buches geht über den Rahmen des für die Unterstufe Vorgeschriebenen etwas hinaus, was durchaus in der Absicht des Verfassers liegt und von vielen eher als Vorzug denn als Nachteil aufgefaßt werden wird.

Einige Mängel der Darstellung, die ich in dem für humanistische Gymnasien bestimmten Lehrbuche der Physik desselben Verfassers bemerkt und in der betreffenden Anzeige hervorgehoben habe, sind auch in diesem Büchlein nicht vermieden worden und sollen deshalb hiermit für eine neue Auflage einer Nachprüfung empfohlen sein.

Als Anhang ist dem Buche ein chemischer Teil beigefügt, der von Scheffler bearbeitet wurde. Die Art der Behandlung verdient auch hier volle Anerkennung, insofern der Verfasser im wesentlichen sich auf das Tatsächliche beschränkt und theoretische Betrachtungen nur, soweit sie zum Verständnis der elementarsten Gesetze notwendig sind, den Erfahrungstatsachen anfügt.

Dem neuen Werke ist eine weite Verbreitung auch an norddeutschen höheren Lehranstalten zu wünschen. In kurzer Zeit soll auch die umfangreichere Ausgabe erscheinen, die den Bedürfnissen der Vollanstalten, insbesondere der Oberstufe entsprechen wird.

Berlin. R. Schiel.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISZELLEN.

Fünfter altphilologischer Ferienkursus in Bonn 1904.

Der fünfte altphilologische Ferienkursus in Bonn konnte wiederum im Anschluß an die in Köln abgehaltene Osterdienstagsversammlung rheinischer Schulmänner am Mittwoch den 6. April 1904 eröffnet werden und verlief gleich den früheren in so anregender und alle Teile gleichmäßig befriedigender Weise, daß der lebhafte Wunsch auftauchte, die Erlebnisse und Ergebnisse auch dieser genußreichen Tage, die man zumeist dem freundlichen Entgegenkommen und der opferfreudigen Bereitwilligkeit der Vertreter der alten Philologie an der Bonner Universität zu verdanken hatte, in einem kurzen Bericht zusammenzufassen und so in der Erinnerung festzuhalten.

Nicht weniger als 68 Altphilologen, mehr als je zuvor, die meisten aus rheinischen Anstalten, einzelne aber auch aus Frankfurt a. M, Kiel, Heidelberg, Hagen i. W. und Dillenburg, waren der Einladung des Ausschusses gefolgt, und so war es auch für die Herren Dozenten eine lohnende Aufgabe, vor einem vollen Auditorium zu sprechen. Gewiß hatte in erster Linie das reiche und interessante Programm, das man angekündigt hatte, auch diesmal seine Wirkung nicht verfehlt; daneben aber hatte die Liberalität des Kultusministeriums sichtbarlich ihre Früchte getragen, die es ermöglicht hatte, diesmal von einem Mitgliederbeitrage abzusehen. Hoffentlich wird auch in künftigen Jahren diese Unterstützung des Ministeriums dem Ferienkursus wieder beschieden sein; des allseitigen Dankes darf es sich ebenso versichert halten, wie die Sache selbst eine solche Förderung in hohem Maße rechtfertigt und verdient; kommt doch das Beste, was jeder aus diesen Vorträgen, ihren Belehrungen und Anregungen, sowie aus dem Zusammensein mit seinen Studiengenossen und den Vertretern der Wissenschaft mit nach Hause bringt, dem Unterrichte selbst und der heranzubildenden Jugend am meisten zugute.

Für den Kursus waren Vorträge angekündigt von den Herren: Geheimrat Prof. Dr. Bücheler, Prof. Dr. Brinkmann, Museumsdirektor Dr. Lehner, Prof. Dr. Dyroff und Prof. Dr. Solmsen. Für letzteren, der leider durch Krankheit verhindert war, trat Geheimrat Nissen mit dankenswerter Bereitwilligkeit ein, so daß sonst das aufgestellte Programm unverändert durchgeführt werden konnte.

Die Vorträge wurden wiederum und zwar am 6. April von $10^1/_2$—1 Uhr und von 4—6 Uhr, am 7. und 8. April von 9—$11^1/_2$ Uhr im Auditorium des akademischen Kunstmuseums abgehalten, nur daß Geheimrat Nissen und Dr. Lehner im Provinzialmuseum sprachen.

Erster Tag.

Den Reigen eröffnete Geheimrat Bücheler mit einem Vortrage: „Über Herondas, mit Interpretation des 4. Gedichtes".

In der ihm eigenen Frische und Lebendigkeit begrüßte er seine Zuhörer, indem er alle willkommen hieß an der Stätte der alten Alma mater Rhenana, und gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß er jetzt halten könne, was er schon im Jahre vorher versprochen, aber zu seinem lebhaften Bedauern infolge einer im Auftrage des Ministeriums unternommenen Reise nach Italien notgedrungen unerfüllt gelassen habe.

Dann wandte er sich seinem Thema zu und streute wieder mit vollen Händen allerhand interessante Beobachtungen und Tatsachen aus, die sich hier nur kurz skizzieren lassen.

Zuerst orientierte er im allgemeinen über Persönlichkeit, Namen und Zeit des Herondas. Bis vor 13 Jahren sei Herondas, ein literarisches Vexierbild, nur dem Namen nach bekannt gewesen; Fragmente seien bei Stobäus erhalten, ein kleiner Teil bei Diogenes; als eine gewisse literarische Größe sei er nur mit seinem Namen bei Plinius dem Jüngeren angeführt (B. 4, 3). Die Papyrushandschrift, die die Mimiamben des Herondas enthalte, sei im 2. Jahrhundert geschrieben; von mehr als einer Hand nachkorrigiert, zeige sie die Arbeit eines grammatischen Lesers oder Korrektors; das Titelblatt fehle, daher schwanke auch die Namensform. Nach kurzem Hinweis auf die Ausgaben des Herondas seit der editio princeps von Kenyon (London 1891) erörtert der Vortragende die Frage nach der Zeit und der Heimat des Dichters, weist auf die Insel Kos als den Schauplatz der meisten seiner Dichtungen hin und bespricht dann die metrische Form und einige besondere sprachliche Eigentümlichkeiten, zuletzt die besondere Gattung, zu der die Dichtungen des Herondas gehören. Es ist dies der Mimos, die künstlerische Nachbildung des gemeinen Volkslebens mit seinen verschiedenen Formen und Unarten, teils in Prosa, teils in Versen, Skazonten oder Hexametern, auch mit Musik (Chansonetten), teils zur Aufführung auf einer Bühne, teils bloß zum Lesen (*ἀναγνωστικοί*) bestimmt, teils fein, dezent und diskret, teils aber auch massiv und grob, den Schmutz der Gasse aufwühlend und die secreta naturae, letztere hauptsächlich durch das weibliche Element vertreten. Wie schon bei Sophron, sei auch bei Herondas das Weib der Hauptgegenstand der Darstellung: die Kupplerin (Ged. 1), Frauen, die dem Asklepios Opfer bringen (Ged. 4), die Eifersüchtige (Ged. 5), Frauen in freundschaftlichem oder intimstem Verkehr (Ged. 6), Frauen beim Frühstück (Ged. 9) oder bei täglicher Arbeit (Fragmente); im 2. Gedicht lasse eine Mutter ihren Schlingel vom Lehrer bestrafen, und so lasse auch das 8. Gedicht eine Herrin ihre Mägde wecken und ihnen ihren Traum erzählen.

Nun wendet sich der Vortragende dem 4. Gedichte speziell zu. Es sei das züchtigste und in vielem Betracht lehrreich, spiele im Asklepieion von Kos, dessen Grundriß jetzt von A. Herzog wieder aufgefunden und gezeichnet sei. Die Szene spiele vor Tagesanbruch. Zwei Frauen seien die handelnden Personen, Kokkale und Kynno, begleitet von zwei Dienerinnen, Kydilla und Phile.

Hierauf ließ der Vortragende eine genaue und dabei elegante deutsche Übersetzung des Gedichtes folgen, wobei er denn auch Gelegenheit nahm, manche irrtümliche Auffassung, die er selbst früher gehabt habe, zu korrigieren,

so bei V. 50 ἔσσετ' ἡμέρη κείνη. Nebenbei fielen auch allerlei interessante Bemerkungen mit ab.

Dann wurde die Gliederung des ganzen Stückes näher dargelegt. Es zerfällt in drei Teile; dem ersten, der Opferung für Asklepios, entspricht der Schluß V. 79—95; so weisen diese Teile eine bemerkbare Proportion auf. Dazwischen nun bildet die Betrachtung der Kunstschätze des Tempels, V. 20—78, den Hauptteil, das Mittelstück, das sich selbst wiederum in drei Teile gliedert: α) V. 20—40, die Marmorwerke im Tempelhof, beim Opferaltar, die eigentliche Kultstatue; β) V. 41—55, die Sklavin wird abgeschickt, den Tempel aufschließen zu lassen (ein Intermezzo); γ) V. 56—78, kurze Betrachtung der Schnitzereien im Tempel selbst und längeres Verweilen bei zwei Gemälden, die von anderen in eins zusammengezogen werden: 1. der nackte, fleischige Knabe mit der Feuerzange, 2. der Opferstier mit Begleitung, von Apelles gemalt. Für die Kunst des Dichters und deren Beurteilung kommt nur der mittlere Teil in Betracht, Anfang und Schluß dagegen betreffen nur herkömmliche Ritualien, für die dem Dichter Epicharm (θεωροί) und Euripides (Ion) die Kunstmittel geben konnten. Charakteristisch ist das Kunsturteil, die epideiktische Art der Darstellung; betont wird immer nur die Lebenswahrheit der künstlerischen Darstellung. Kunstbetrachtung und ästhetische Kritik lagen damals noch in den Windeln; auch sind ja die Personen, die hier ihre Urteile fällen, ungebildet. Auch in Epigrammen findet sich Ähnliches; es stimmt also diese Art der Betrachtung und Beurteilung mit der zeitgenössischen überein.

Schließlich werden noch einige Einzelheiten erörtert und namentlich die beiden Bilder V. 27 ff. a) von dem Mädchen, das nach dem Apfel sehnsüchtig verlangt, den ihr vielleicht ein Alter entgegenstreckt, b) von dem Knaben mit der Fuchsgans; bei dieser Gelegenheit wird auf Repliken hingewiesen, die auf Boethos zurückgehen. Beide Bilder sind Dankgeschenke für gerettetes Kinderleben.

Hierauf folgte Prof. Dr. Brinkmann mit dem ersten Teile seines Vortrages „Über die Archäologie des Thukydides“.

Thukydides, sagte einleitend der Vortragende, hat den Peloponnesischen Krieg vom Anfang an verfolgt und seine Aufzeichnungen gemacht und diese dann nach dem Kriege zu dem Werke zusammengearbeitet, das wir haben. Er will den Verlauf und die inneren Zusammenhänge wiedergeben; dabei ist sein Blick auf die Gegenwart gerichtet; auf die Vergangenheit fallen nur Seitenblicke. Nur sechs Abschnitte im ganzen haben es mit ihr zu tun: I 1—20; 126—138, II 15 und 16, III 104, VI 1—5; 54—59. Es sind das eigentliche Exkurse nach dem Vorbilde Herodots. Anders verhält es sich mit den Einleitungskapiteln des 1. Buches, der Archäologie, wie sie nach einem Scholion genannt werden. Sie stellen einen selbständigen Abschnitt des Werkes dar. Diese παρεμπορεύματα sind für uns geradezu Ecksteine der Geschichtschreibung. Der Inhalt wird einhellig bewundert, die Form jedoch findet um so weniger Anerkennung. Schon die erste These: κίνησις γὰρ αὕτη μεγίστη δὴ τοῖς Ἕλλησιν ἐγένετο κτλ. (I, 1 § 2) sei, so meint man, zu wenig begründet; nur äußerlich sei die Darstellung der Grundsätze seiner Geschichtschreibung angereiht. Manchen, die meinen, Thukydides hätte es anders machen müssen, ist der Herausgeber der Sündenbock, der dem Historiker das Konzept verdorben habe. Daher also dürfte es richtig sein, nicht den

Maßstab des modernen Geschmacks anzulegen, sondern sich einmal in die Situation des Thukydides hineinzudenken und sich über die Bedingungen klar zu werden, mit denen er zu rechnen hatte.

Demgemäß wandte sich der Vortragende zunächst einer Durchmusterung der archaischen Buchanfänge zu. Die archaische griechische Prosa kannte keine Überschriften und Titel, losgelöst von der Darstellung selbst; daher rührt die Verschiedenheit der Titel und die Möglichkeit späterer Fälschungen. Die ältesten Prosawerke, wie die des Hekataios, Herodot, Antiochos, nannten nur den Namen des Autors (im Genitiv) oder begannen mit einer Art archaischer Briefadresse; seit dem 5. Jahrhundert erst gaben sie den Inhalt an; in der Mitte standen diejenigen, die beides, Namen und Inhalt, bezeichneten. Zu dieser letzteren Gruppe gehört Thukydides. Wer nur ein einziges Buch schrieb, hatte keinen Anlaß, den Inhalt anzugeben; Leute, wie Hellanikos, die viele Werke schrieben, mußten das freilich tun. Dies bürgerte sich dann ein, und so folgte auch Thukydides der Sitte seiner Zeit.

Der Anfang war also gegeben. Wie aber sollte Thukydides fortfahren? — Die Geschichtschreibung entwickelte sich aus dem Epos; auch als sie ihre Kreise weiter zog, behandelte sie die Vergangenheit, wie z. B. Charon von Lampsakos. Die Gegenwart war ihnen bekannt oder schien der Behandlung nicht würdig genug. Anders Thukydides; er beschränkte sich auf die Zeitgeschichte. Das war also eine Neuerung, und diese hatte er zu motivieren. Wie aber konnte er das anders tun als durch den Nachweis, daß dieser Krieg alles Frühere in den Schatten stellte? Wie aber sollte er diesen Nachweis führen? Etwa mit einer Vergleichung der Kriege der Vergangenheit? Aber gesetzt auch, man könnte Thukydides eine solche Pedanterie zutrauen, so hätte sich dieser Vergleich nicht einmal durchführen lassen. Er mußte also Studien machen, mußte untersuchen; unter der Hand aber wuchs ihm das Material zu einer Skizze der Vorgeschichte seines Volkes. Schritt für Schritt hatte er mit verderbter Tradition zu kämpfen; dabei drängte es ihn, sich darüber zu äußern, seinen Erfahrungen prinzipiellen Ausdruck zu verleihen. Am besten aber war der Schluß der Archäologie dazu geeignet, mit den Vorgängern Abrechnung zu halten, weil sich ja die Darlegung der eigenen historischen Grundsätze anschließen ließ. So ist also das Schifflein der Archäologie von seinem Nauarchos aufs beste verankert.

Den zweiten Abschnitt bilden die Veranlassungen zum Peloponnesischen Kriege. Thukydides teilt sie in zwei Arten: äußere Veranlassung (Kap. 24—28) und innere Ursachen (das Wachstum der attischen Macht, Kap. 89—115). Er beginnt also mit einem *ὕστερον πρότερον*. Das hat Anstoß erregt. Aber Thukydides hat zuerst die Verkettung von Ursache und Wirkung aufgedeckt und in die Geschichtschreibung eingeführt. Es kam ihm also darauf an, diesen Gesichtspunkt herauszuarbeiten. Durch die Umstellung tritt die funktionelle Bedeutung der beiden Teile um so deutlicher hervor. Nachdenklichen Lesern wollte er ein Werk geben als *κτῆμα ἐς ἀεί*. So läßt sich zeigen, wie überall seine Geschichtschreibung, die Anordnung und Verteilung des Stoffes auf wohlerwogenen Absichten beruht.

Es fragt sich nun aber: Wie weit gilt dies von der Aufarbeitung des einzelnen? — Man hat geurteilt, die Archäologie sei nur ein Konglomerat von Notizen. Freilich ist es nicht zu leugnen, es gibt viele Unebenheiten; bei der Mehrzahl versagt auch die Emendation. Nur an einzelnen Stellen gelingt sie, wie z. B. Kap. 11, 2 (vgl. Brinkmann, Rhein. Museum Band 57.

Die Stelle πολιορκία ... ἀντεῖχον ist vom Schreiber weggelassen und dann mit dem Stichwort εἶλον nachgetragen). Viele haben die Schuld für diese Unebenheiten auf die Herausgeber geschoben; nach andern fehlt die letzte Hand des Autors. Vollkommen aber hat man einen Gesichtspunkt ausgelassen: die Sprödigkeit des Stoffes gegen die Verarbeitung. Bericht, Beweis, Untersuchung und Darstellung müssen bei Thukydides vielfach nebeneinander hergehen und sich durchdringen. Schwierig war es, die einzelnen Punkte stilistisch miteinander zu verknüpfen; daher denn auch die Dittographien, die sich aus der Besonderheit des Inhalts erklären. Mehr aber, als darüber zu streiten, gilt es, das Zustandekommen seiner Schlüsse und Beweise zu verstehen und in die Werkstatt des Thukydides einzudringen.

Nachmittag.

Vortrag des Museumsdirektors Dr. Lehner: „Über gallorömische Religion und ihre Denkmäler" im Anschluß an die Denkmäler des Provinzialmuseums.

Der Vortragende hatte die Güte, einen Überblick über seinen Vortrag zu verfassen und zur Verfügung zu stellen. Er lautet wie folgt:

„In der Einleitung wurde ausgeführt, daß religiöse Vorstellungen künstlerisch darzustellen, zu den verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Völkern sehr verschieden schwer war. Während den griechischen Künstlern der völlig menschgewordene Gott bereits durch die homerische Poesie fertig in die Hand gegeben war, hat sich die Gottheit z. B. im germanischen Norden niemals ganz zu greifbarer Menschengestalt durchgerungen, sondern bleibt immer mehr oder weniger schemenhaft in der Naturkraft oder dem elementaren Vorgang, den sie versinnbildlichen soll, stecken. Daher wird uns auch für die germanische Religion ein im wesentlichen bildloser Kultus bezeugt. Etwas greifbarer war infolge südlicher Einflüsse die Gottheit der Gallier, daher hören wir auch von simulacra bei den Galliern.

Die Quellen unserer Kenntnis der gallischen Religion sind römische und griechische Schriftsteller, die einiges über gallischen Kultus überliefern, römische Votivinschriften, die uns Namen gallischer Götter erhalten haben, und plastische Darstellungen aus römischer Zeit, die uns mit der Gestalt, die die Gottheiten in der Vorstellung der Gallier hatten, bekannt machen.

Über das Wesen, die Bedeutung der Gottheiten werden wir endlich unterrichtet durch die Verschmelzung eingewanderter römischer mit einheimischen gallischen Gottheiten, vermöge deren wesensgleiche Gottheiten der beiden Religionen entweder direkt identifiziert oder wenigstens eng miteinander verbunden wurden. (Apollo Grannus, Lenus Mars, Apollo und Sirona, Merkur und Rosmerta usw.).

Die literarischen Quellen vermitteln uns vor allem die Kenntnis von zwei Dingen, worüber die Denkmäler natürlich schweigen, von den blutigen, grausamen Kultgebräuchen der Gallier und ihrer Priesterschaft, der mächtigen Kaste der Druiden. Auf Grund der Mitteilungen Cäsars, Timageues', Diodors und Strabons wurde nunmehr versucht, ein Bild von der Organisation, der Tätigkeit und Lehre der Druiden zu gewinnen. Wir erfahren nur zwei von ihren Lehrsätzen, nämlich den von der Unsterblichkeit der Seele und ihrer Wanderung und den über die Abstammung der Gallier von Dispater und der aus dieser Lehre abzuleitenden eigenartigen Zeitrechnung der Galllier. Die Frage, ob wir bildliche Darstellungen dieses

mythischen Stammvaters der Gallier besitzen, wird im Gegensatz zu den französischen Forschern verneint.

Aus den übrigen Mitteilungen Cäsars über gallische Gottheiten, für die er die ihm geläufigen römischen Namen einsetzt, gewinnen wir nicht allzuviel. Größer ist die Ausbeute bei Lukan in der berühmten Stelle der Pharsalia I 444ff., wo die gallischen Götter Teutates, Esus und Taranis genannt werden. Es sind keine druidischen Hauptgötter, wie man lange glaubte, sondern Gottheiten einzelner Stämme, wie der Zusammenhang der Lukanstelle sicher ergibt. Es wurde nunmehr das in doppelter Version erhaltene Scholion zu dieser Stelle in Verbindung mit der monumentalen Überlieferung, namentlich dem berühmten Altar von Paris im Clunymuseum und einem Altar aus Trier, eingehend gewürdigt und für diejenige Scholienversion, welche Teutates mit Mars, Esus mit Mercurius und Taranis mit Juppiter identifiziert, die bessere Überlieferung angenommen. Esus erscheint auf den Monumenten offenbar als der viarum atque itinerum dux, der die Wasserstraßen freimacht. Auf beiden Bildwerken erscheint mit ihm in enger mythologischer Verbindung ein tiergestaltiger Gott, der Tarvos trigaranus, für den die Deutung auf einen gallischen Wassergott vorgeschlagen wurde. Im Anschluß an die Pariser Altäre und den Altar von Reims wurde weiterhin der gallische Gott Cernunnos besprochen.

Auf Grund des bisher behandelten Materials wurde nunmehr der allgemeine Satz aufgestellt, daß in der gallorömischen bildlichen Überlieferung der gallischen Göttervorstellungen sich das Bestreben, feststehende Typen zu gewinnen, bemerkbar macht. Daraus wurde für die Methode der Deutung unsignierter Bildwerke das Gesetz abgeleitet, daß man sich hüten müsse, auf Grund unwesentlicher nebensächlicher Übereinstimmungen namenlose Bildwerke zu benennen, daß man vielmehr verpflichtet sei, erst in jedem Einzelfalle die für die Bedeutung des Gottes wesentlichen Züge festzustellen und nur Bildwerke, welche diese wesentlichen Züge besitzen, zu benennen, im Zweifelfalle aber lieber unbenannt zu lassen. Erläutert wurde diese These an dem Beispiele der Epona. Die durch Inschriften beglaubigten Bilder der Epona stellen die Schutzgöttin der Pferde und Maultiere stets sitzend oder stehend im Kreise ihrer Pflegebefohlenen dar. Dies ist das Wesentliche, und wir sind daher nicht berechtigt, Bildwerke, wo dieses Wesentliche fehlt, d. h. wo eine Göttin reitend, aber ohne Umgebung ihrer Schützlinge erscheint, ohne weiteres auch als Eponabilder zu bezeichnen, bevor nicht einmal ein inschriftlich beglaubigtes Bild der reitenden Epona erscheint.

Im weiteren wurde nunmehr auf die Wandlungen eingegangen, welchen die gallischen Religionsvorstellungen in ihrem Verhältnis zu den römischen während der Zeit der römischen Herrschaft unterworfen waren. Die rein gallischen Göttervorstellungen wichen im Lauf dieser Zeit doch mehr und mehr den importierten römischen. Den Höhepunkt des reinrömischen Kultus bezeichnet die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts. Dann tritt das gallische Element wieder stärker hervor. In diese zweite Periode der gallischen Religion fallen die sogenannten Juppitersäulen, denen eine eingehende Besprechung gewidmet wurde. Von den verschiedenen Deutungen wurden die auf Neptun im Gigantenkampf, auf die Allegorie eines römischen Sieges über Germanien, auf einen römischen Kaiser in göttlichem Bilde, auf einen orientalischen Gott sämtlich abgelehnt und der von Hettner verfochtenen

Deutung auf einen gallischen, mit Juppiter identifizierten Gott der Vorzug gegeben. Wie der gallische Gott geheißen hat und wie das gigantenartige Wesen unter dem reitenden Gotte zu deuten ist, bleibt dabei dahingestellt.

Zum Schluß wurde den Denkmälern der Matronen eine kurze Besprechung gewidmet, welche sich als gallische Schutzgottheiten erwiesen haben. In einer kurzen Zusammenfassung wird die Möglichkeit, ein System der gallischen Theologie zu gewinnen, geleugnet. Die von verschiedenen Gelehrten versuchten Aufstellungen großer Göttertriaden wurden abgelehnt. Alles löst sich in eine große Anzahl von Dämonen freundlichen oder feindlichen Charakters auf, deren Wirkungskreis auf einzelne Funktionen und Bedürfnisse des menschlichen Lebens und räumlich auf einzelne Stämme, Gegenden, ja sogar einzelne Orte beschränkt bleibt.

Dieser Vielheit dämonischer Gottheiten gegenüber steht aber der von den Druiden gelehrte Dis pater, der sich vielleicht als eine Spur eines uralten Monotheismus, als ein höchstes, das ganze All durchdringendes und am Anfang aller Dinge stehendes Wesen herausstellt. Um ihn drehte sich die gelehrte druidische Theologie. Populär war er wohl nicht; das Volk hatte sich für seinen Bedarf, unabhängig von theologischer Spekulation, aus den einzelnen Naturkräften seine schützenden heilbringenden und seine feindlichen übelbringenden Dämonen geschaffen. Eine anthropomorphe sinnliche Vorstellung, die vielleicht von Dis pater gar nicht bestand, hatte das Volk von seinen Dämonen, den bildlichen Ausdruck dafür aber verdanken wir erst den römischen Bildhauern der früheren Kaiserzeit".

Zweiter Tag.

Es folgte zunächst Prof. Dr. Brinkmann: „Über die Archäologie des Thukydides", 2. Teil.

Der Vortragende setzt seine Darlegungen folgendermaßen fort. In dem Rahmen also des Nachweises, daß der Peloponnesische Krieg alle früheren Unternehmungen in Schatten gestellt habe, entwirft die Archäologie des Thukydides eine Skizze der Entwickelung der griechischen Kultur. Aus rohen Anfängen entsteht Ackerbau, Städtegründung, mit der Ausbreitung des Handels erwächst größerer Wohlstand, es wandelt sich die Tracht, Faustrecht und Piraterie entwickeln sich zu geordnetem Seewesen; aus anarchischen Verhältnissen bildet sich ein geordnetes Königtum, Geschlechterstaat, Tyrannenherrschaft, Demokratie und Oligarchie; es bilden sich ferner Staatenbünde; damit vollzieht sich die Ausbreitung eines gemeinsamen Volksnamens und Volksbewußtseins. Hier herrscht ein moderner Geist. Kommt einer von Herodot, so ist er hier in eine neue Welt versetzt. Aber auch hier fehlt es nicht an Vorarbeiten. Das zu beachten ist von besonderem Reize. Er geht von der Auffassung aus, daß die Menschheit sich aus rohen Anfängen emporgearbeitet habe. Sonst dachte man sich am Anfang ein goldenes Zeitalter, eine hypostasierte laudatio temporis acti. Bei den Griechen wirkte entgegengesetzt die ionische Naturphilosophie. Beim Menschen ließ sie den Faden fallen; ihn griff durch Hekataios von Milet die Geschichtschreibung auf und spann ihn weiter. Er ging, durch weite Reisen belehrt, rationalistisch vor und leitete die Entstehung der Völker von mächtigen Herrschern, die Gründungen der Städte von den *κτίσται* ab, die ihnen ihren Namen aufgeprägt hätten. Mit eigenen Hypothesen nach Namensanklängen griff er ein, z. B. Medien komme von Medos, dem Sohne der Medea. Auch auf

Erfindungen, εὑρήματα, führte er die Kulturerrungenschaften zurück mit Annahme der Übertragung von einem zum andern. Diese Methode war nicht mehr neu, sie war längst verwandt in dem Verfahren der ätiologischen Sagen. Hekataios aber hat das ätiologische Prinzip zum wissenschaftlichen Erklärungsprinzip erhoben. Das gab nun ein ganz anderes Bild als man früher hatte. Hellenen gab es also nicht vor Hellen; dafür wohnten Barbarenvölker im Lande, Leleger, Pelasger; diese Art der Betrachtung ist nun maßgebend geworden für die Logographen; in den Resten derselben finden sich εὑρήματα verstreut, ja die ganze Literatur ist voll davon. Das Material wuchs, man dachte an Sammlung und Bearbeitung, und die Sucht, überall εὑρήματα zu finden, trieb die wunderlichsten Blüten; so wurde z. B. Atossa zur Erfinderin der Briefe gemacht. So fehlte es nicht nur an wissenschaftlicher Strenge, sondern man blieb auch in Einzelheiten stecken. Zur Auffindung eines Gesamtbildes ist vor Thukydides niemand gelangt. Die ersten Versuche, die Entwickelungsgedanken der Historiker mit der philosophischen Spekulation in Kontakt zu bringen, gehen von der Schule des Anaxagoras aus mit der Lehre, daß die ersten Lebewesen sich aus dem Schlamme gebildet hätten. Diese Anschauung wurde von den Sophisten popularisiert. Allen voran geht Protagoras (vgl. Platos Protagoras), dann Prodikos, Hippias, Antiphon; auch Euripides (vgl. Hiketides und Orestes) bringt diese Anschauung auf die Bühne. Hoch erhebt sich nun Thukydides über beide Richtungen, die Quasiwissenschaft der Heurematologie wie auch die Spekulationen der Philosophen, die in leere Witzeleien ausarteten. Darum hebt er die τεκμήρια so nachdrücklich hervor am Anfang; Kap. 1: ἐκ δὲ τεκμηρίων ὧν ἐπὶ μακρότατον σκοποῦντί μοι πιστεῦσαι ξυμβαίνει, und Kap. 28: τὰ μὲν οὖν παλαιὰ τοιαῦτα ηὗρον, χαλεπὰ ὄντα παντὶ ἑξῆς τεκμηρίῳ πιστεῦσαι. Thukydides treibt also methodische Geschichtsforschung. Trotzdem tritt der Zusammenhang mit den philosophischen Doktrinen deutlich hervor. Nicht Anlage, nicht ethische Motive, sondern Nutzen und Furcht bilden den Grund zur Staatenbildung. Vgl. Kap. 3 ἐπ' ὠφελίᾳ und Kap. 9, 3 οὐ χάριτι τὸ πλεῖον ἤ φόβῳ ξυναγαγών. Dieser Grundsatz ist ein Theorem, das in der Zeit der Sophistik allgemein herrschend war, z. B. bei Prodikos und Kritias; dieser leitet aus der Furcht, jener aus dem Nutzen die Religion ab; das führt zu einem Gesellschaftsvertrag, wie man das damals allgemein sich so dachte. Hier also hat Thukydides seiner Zeit den Tribut gezollt.

Im einzelnen handhabt Thukydides fast alle Methoden der modernen Geschichtswissenschaft. Die erste Stelle nimmt der kulturgeschichtliche Analogiebeweis ein; aus dem Gegenwärtigen schließt er zurück auf das Frühere, so z. B. auf die Allgemeinheit des σιδηροφορεῖν, der Tracht des Lendenschurzes, des Seeraubes. Auch dieser Gedanke ist das Schlußglied einer langen Entwickelungsreihe, der Völkerkunde neben der Landeskunde, welche letztere auch selbständig betrieben und seit Hekataios in enge Verbindung mit der Geschichtskunde gebracht wurde. Die schönste Frucht ist das Werk Herodots.

So war allmählich ein Schatz von Beobachtungen entstanden; das Material selbst aber drängte zu Vergleichungen und Schlußfolgerungen, einerseits kam man so zum Gegensatz des νόμῳ und des φύσει ὄν, zum Begriff der Realität alles Sittlichen, anderseits zum Analogiebeweis. In der Hippokrateischen Schrift περὶ ἀρχαίης ἰατρικῆς zeigt eine Stelle, daß der

kulturgeschichtliche Analogiebeweis in der Luft lag. Dieses Schriftchen ist aber älter als Thukydides. — Größtenteils auf die epische Sagenüberlieferung bei seinen Studien angewiesen, mußte Thukydides mit dieser Überlieferung oft in Konflikt geraten und den wirklichen Hergang zu ermitteln, die Ausschmückung phantastischer Poeten, allerlei Anstöße zu beseitigen versuchen. So fegte er alle Poesie aus der Heroensage heraus. Er sucht überall den historischen Kern herauszuschälen, verzichtet aber dabei auf die Ermittelung des Herganges im einzelnen und bemüht sich, ein kulturgeschichtliches Gesamtbild zu erlangen. Das zeigt seine Behandlung der Sage vom Trojanischen Kriege; der Mangel der Geldwirtschaft habe es unmöglich gemacht, ein solches Heer zu verpflegen. Hier erscheint also zum ersten Male ein nationalökonomischer Gesichtspunkt. Aber auch die stumme Sprache der Denkmäler versteht er; das beweist das achte Kapitel über die Gräber der Karer, deren Schuttreste ja im Jahre 1898 auf der Insel *Ῥήνεια* wiederaufgefunden und für uns bedeutend geworden sind, wenn wir auch freilich Thukydides mit den dort gemachten Funden nicht mehr ganz nachprüfen können. Aber die Karerfrage ist immer dringlicher geworden seit den Ausgrabungen auf Kreta. Es scheint, daß die Karer eine vermittelnde Stellung einnahmen zwischen dem Orient und Griechenland. Das wurde nun näher an den Worten *λαβύρινθος* und *κάμαρα* (einem karischen Worte, mit dem unser Wort „Kammer" verwandt ist) nachgewiesen.

So konnte der Vortragende seine Darlegungen mit Recht mit der Erklärung schließen, daß bei Thukydides mehr zu tun sei, als am einzelnen zu kleben und zu nörgeln.

Es schloß sich nunmehr der zweite Vortrag von Geheimrat Bücheler an: „Über eine Darstellung von Schiffen mit Beischriften aus Afrika".

Da der Inhalt dieses Vortrages nunmehr von Geheimrat Bücheler selbst im Rheinischen Museum für Philologie (Band 59 S. 321—328) unter dem Titel „Neptunia prata" veröffentlicht ist, so dürfte es genügen, hier nur einiges besonders Wichtiges aus dem lebendigen Vortrage herauszuheben.

Den Gegenstand bildete also eine Schiffstabelle in der Form eines Mosaiks, das im afrikanischen Binnenlande zu Althiburus, jetzt Henschir Medeina, in einem römischen Hause gefunden wurde.

Der Vortragende warf die Frage auf: Was ist hier Wahrheit und was Phantasie? und stellte zunächst fest, daß die auf dem Bildwerke angewandte Schrift auf die Scheide des 2. und 3. Jahrhunderts hinweise. Dabei wurde bemerkt, daß die meisten Namen im römischen Schiffswesen griechisch sind, weil die Römer erst von den Griechen die Schiffahrt lernten; italische Namen traten zurück. Das wurde an *antemna*, *prora*, *πρύμνη*, *puppis* näher erläutert, wobei dann wieder eine Notiz über die Art und Weise abfiel, wie sich die Römer die Fremdwörter zurechtmachten, auch darauf hingewiesen, daß die Schiffsnamen vom Fahren, von der Art des Fahrens (*placida*, das langsame Schiff) oder von eigentümlichen Formen, von der Bauart (*phaselus*, eigentlich Bohnenschote) hergenommen sind, daß also Vergleichungen hierbei ihre Rolle spielen, während anderseits auch neue Namen auftreten, alte begrifflich geändert werden.

Hierauf wurden die in der Schiffstabelle des Mosaiks sich findenden Schiffsarten, ihre Bezeichnungen und Formen vorgeführt. Dabei merkte man

sich gelegentlich der Erwähnung einer dort bezeichneten Troika, daß flinken Rennern die Namen *Ferox*, *Icarus*, *Cupido* wohl zukommen dürften oder daß eine *navis*, *quae cito remis agitur*, deshalb mit Recht *actuaria* heißt, daß *tesseraria* unserem heutigen „Aviso", daß χατάσκοπος unserem aus dem Niederländischen eingeführten „Kaper" entspricht und *musculus* ein kleines Kaperschiff bezeichnet, wie wir ja unter „Mäuschen" auch ein flinkes, sachtes, räuberisches Ding verstehen. Ebenso interessant war es, als aus der Beischrift ... *atq. paron* .. unter dem Worte *myoparo* sich ein Vers aus Ciceros Marius entpuppte: *tunc se fluctigero tradit mandatque paroni!* Dann wieder stellte sich neben *pontes*, *ponto*, *pontonium* das moderne Ponton.

Zum Schlusse wies der Vortragende nach, daß diese Schiffstabelle der nachhadrianischen Zeit angehört, einer Zeit, wo Griechisch und Lateinisch in Leben und Verkehr, in Wissenschaft und Unterricht gleichmäßig gehandhabt und geschätzt wurden, wo es möglich war, daß ein attischer Schwätzer in Rom Konsul wurde. Demnach ergab sich, daß die literarische Quelle des Bildwerkes in den Prata des Sueton zu suchen ist, daß also das Mosaik in eine Zeit der Vorliebe für Musiva fällt, der Erleichterung und Popularisierung der Literatur durch bildende Kunst und Ornamentik, der Verbreitung von Bilderbüchern, der illustrierten Ausgaben des Terenz usw.

Sehr erleichtert wurden diese Darlegungen durch eine photographische Abbildung des Mosaiks, die Geheimrat Bücheler in dankenswerter Weise selbst ad hoc hatte herstellen lassen und die er jedem der Teilnehmer bei Beginn seines Vortrags in je einem Exemplar zur Verfügung stellte.

Den Schluß des 21. Tages bildete nun der Vortrag des Herrn Prof. Dr. Dyroff: „Das 5. Buch des Lukrez" 1. Teil.

Der Vortragende hat den Inhalt seiner Ausführungen selbst folgendermaßen zusammengefaßt:

„Der 5. Gesang des Gedichtes „Über das wahre Wesen der Dinge" dient, wenn man von dem solennen Enkomion auf Epikur (V. 1—54) und der ebenso üblichen Inhaltsangabe zu den vorausgehenden Gesängen (55—64) und zu dem vorliegenden (64—90) absieht, hauptsächlich dem Nachweise, daß die Welt vergänglich sei. Epikureischer Gepflogenheit getreu fertigt Lucretius zuerst — in zweckmäßiger Kürze — die dichterisch-volkstümliche Meinung von der Weltewigkeit ab (91—109), um sodann in eine ausführliche Widerlegung der philosophisch-wissenschaftlichen Lehre verwandten Inhalts einzutreten (110—405 Brieger, = 415 Lachmann). Daran anschließend legt er positiv die Entstehung der Weltordnung dar, wie sie sich aus der Erfahrung — natürlich ganz im Sinne der Automistik — ergibt (406 = 416 bis zum Schluß). Ist der vorausgehende Abschnitt wesentlich religionsphilosophischer Art, so gibt dieser zweite die Epikureische Kosmogonie wieder, eine astrologische Partie (529 Br. = 509 L. bis 769 Br. = 782 L.) ist als Einschub des Dichters mit Sicherheit zu erkennen. Während, die Kosmogonie nach den von Usener beigebrachten Parallelen und Epikuros' eigenen Schriften in der Hauptsache auf den Meister der Schule zurückgehen muß und der astrologische Teil wenigstens einigermaßen auch an das von Körte dem Metrodoros zugeschriebene Werk erinnert, fehlen solche Beziehungen zu dem ältesten Epikureismus dem religions-philosophischen Abschnitt fast durchaus. Quellengeschichtlich interessieren in

unserem Gesange vor allem die geistvolle Schilderung der Kulturentwickelung (912 Br. = 925 L. bis zum Schluß) und der genannte religionsphilosophische Teil. Erstere stimmt mit Theophrasts Schrift: „Über Frömmigkeit“ und mit einzelnen Theophrastischen Fragmenten sowie andrerseits mit des Dikaiarchos „Leben Griechenlands“ in gewissen Einzelheiten überein, die sich nur aus der Methode der peripatetischen Kulturphilosophie zureichend erklären lassen. Da aber die Theophrastische Schrift „Über Frömmigkeit“ dem Lucretius nicht alles Material geliefert haben kann und im Gegensatz zu der Behandlungsweise des Dikaiarchos der eidographische Gesichtspunkt bei der Einteilung des Stoffes dem historischen übergeordnet ist, so ist, einer freilich nur ganz allgemein begründeten Vermutung Zellers entsprechend, das ganze kulturgeschichtliche Detail auf die Schrift des Theophrastos „Über Erfindungen“ zurückzuleiten.

Zwingt demnach nichts, für den letzten Teil des Gesanges einen Nachfolger des Epikuros als Quelle vorauszusetzen, so enthält der erste Teil in seiner durchgeführten Polemik deutliche Hinweise auf einen Stoiker, der die Welt zwar durch göttliche Vorsehung erschaffen, aber doch als Ganzes unvergänglich sein ließ, wenn er auch — freilich nur vermutungsweise — auf der Erde ungeheure Katastrophen mit völliger Vernichtung der Menschheit und Kultur und darauf folgender strenger Wiederkehr der Dinge für möglich hielt. Dies und einige Einzelheiten passen am besten auf Panaitios. Da zudem in der Bekämpfung des Gegners Karneades benutzt zu sein scheint, wird ein Epikureer, der zwischen Panaitios und Poseidonios lebte, die Vorlage des Dichters gewesen sein. Wie Hirzel bereits in einigen Stellen nachwies, ist der Epikureer des Cicero (nat. deor. I) zwar mit dem des Lucretius verwandt, aber nicht identisch. Auch die Doxographie des Gedichtes ist eine andere als die des Cicero. Man wird daher weder an Zenon von Sidon noch an Phaidros zu denken haben.

Da der ganze Gesang einen einheitlichen Gedanken in guter Ordnung verfolgt, so darf man eine einzige Quelle annehmen, von der Lucretius nur hie und da aus ästhetischen Gründen abweicht“.

Dritter Tag.

Der erste Vortrag des letzten Tages bestand in der Fortführung des von Prof. Dr. Dyroff gehaltenen, eben skizzierten Vortrags „über das 5. Buch des Lukrez“.

Diese Fortsetzung ist in der obigen Zusammenfassung ihrem Inhalte nach schon mitbegriffen.

Hierauf folgte im Provinzialmuseum der Schlußvortrag.

Für Prof. Dr. Solmsen war Geheimrat Nissen eingetreten; er sprach über „Novaesium“.

In anregender Weise wußte der Vortragende mehr im gemütlichen Plauderton seine Zuhörerschaft in die Resultate der von 1887—1900 in Novaesium, Neuß, vorgenommenen Ausgrabungen und einleitend über die Verhältnisse des römischen Kriegs- und Lagerlebens im allgemeinen zu orientieren.

Plinius, so begann er, wird bei Tacitus als *Germanicorum bellorum scriptor* bezeichnet (Ann. I 69). Aber sein Werk ist verloren. So bildet also Tacitus die Grundlage für die Kenntnis der Römerlager. Der Augenschein aber lehrt uns die Bücher verstehen; so wenden wir uns denn an die

Reste der Vergangenheit. In Bonn lagen freilich die Verhältnisse nicht günstig, günstiger dagegen in Neuß. Das dortige Lager hat nur 80 Jahre bestanden.

Es kommt zuerst bei Tacitus vor in den Historien; man suchte es nun in der Stadt, vergebens.

Die richtige Stelle fand Herr Konstantin Koenen, der Ende der siebziger Jahre erklärte, das Lager liege bei Gremlinghausen. Die Ausgrabungsfrage wurde 1890 (auf ein Gutachten von Nissen selbst hin) entschieden. Das Lager bedeckt 24,70 Hektar = 99 Morgen. $^{7}/_{8}$ dieses Raumes ließen sich abdecken, also fast das ganze Gebiet. Zur Auffindung von Wertgegenständen war freilich keine Aussicht. Man findet eben nur die Fundamente, 1 bis 2 Meter unter der Erde. Die Mauern bestehen aus Tuffquadern mit Einschüttung von Zement. Die Kosten der Ausgrabungen hatte man auf 40—50 000 ℳ veranschlagt; sie betrugen tatsächlich etwa 70 000 ℳ. Die Aufdeckung aber, die Koenens Werk ist, hat die Kosten gelohnt, obwohl die gelehrte Arbeit zu wünschen übrig ließ.

Nun wandte sich der Vortragende dem Plane von Novaesium zu und wies zunächst darauf hin, daß man, um ihn zu begreifen, von der Literatur ausgehen müsse. Diese sei reich.

Die Lagerschlagung reicht danach bis in die Anfänge der römischen Republik, wie der Name praetorium beweist. In diesen Kastellen kommandiert ein Major oder Hauptmann. Cato de re militari ist verloren; aber wir haben noch die Darstellung im 6. Buche des Polybius, der viele Feldzüge im Hauptquartier als Ingenieur mitgemacht hat, also aus eigener Erfahrung schöpfen konnte. Nahezu 200 Jahre vor Novaesium liegt seine Behandlung des römischen Lagers; mit Augustus ist aber eine große Veränderung eingetreten. Plinius ist zwar klar, aber er enthält Lücken. Volles Verständnis gewährt aber Novaesium. Es handelt sich in der römischen Kriegführung um Marschlager; man ließ nie ohne Deckung schlagen, nie ohne Lagerschutz übernachten. Solcher Marschlager kennen wir eine ganze Reihe durch Napoleon III. — Die Ausgrabungen in Novaesium geben nur den Umriß, Wall und Graben; von dem, wo die Zelte gestanden haben, ist nichts erhalten. Hiberna gab es erst seit Augustus, seit ihm auch erst stehende Heere.

Nun bestimmte der Vortragende den Begriff Legion eingehender und bezifferte sie in der augusteischen Zeit auf 9250 Streiter, mit dem Train auf 12 000 Mann, während sie ursprünglich aus 3000 Schwerbewaffneten, 300 Reitern, 1200 Leichtbewaffneten bestand. Mit der Ausdehnung der römischen Herrschaft wird die Zahl verdoppelt, dann treten die Bundesgenossen dazu und entsprechende Reiterei. Nun wurde das konsularische Heer besprochen, seine Umgestaltung während der Demokratisierung der Armee, deren Träger Marius ist, der Fortfall der Unterschiede der Bewaffnung, der Rotten, der Leichtbewaffneten. Seit Marius umfaßt die Legion 6000 Schwerbewaffnete incl. der ala. Diese Ziffer behielt Augustus bei. — Nunmehr unterwirft der Vortragende einen augusteischen Legionar einer näheren Betrachtung, namentlich berechnet er seine Belastung, über 30 Pfund, auf dem Marsche ca. 40 bis 50 kg. Er gleicht also auf dem Marsche, mit Josephus zu reden, einem beladenen Maultiere. Gefechtsfähig wird er erst nach Ablegung des Gepäcks. Er schläft unter einem gegen Brandpfeile ge-

sicherten Lagerzelt; auch dieses trägt er und eine Handmühle. — Hierauf wurde auch die ala, ein Kavallerieregiment, näherer Betrachtung unterworfen; sie zählte 462 Reiter; und zusammenfassend berechnete der Vortragende die Stärke des römischen Heeres; z. B. in der Varusschlacht belief sie sich auf 25 000 Mann.

Nunmehr ging der Vortragende auf bekannte römische Lager ein: in Rom, castra praetoria (9 Kohorten à 1000 Mann; Reiter, mindestens 180 unter Tiberius) 17 Hektar; Novaesium, unter Tiberius, 25 Hektar (legio XX); Castra Bonnensia, 25 Hektar (eine Legion); Carnuntum, nahe bei Wien, gegründet unter Vespasian 73, 14,72 Hektar; usw.

Inzwischen war ein eben neu angefertigter Plan des Lagers von Novaesium, groß und übersichtlich angelegt, aufgehängt worden. So wandte sich denn der Vortragende der speziellen Erläuterung von Novaesium zu und besprach die Geschichte des Lagers, seine Anlage im Innern, die Maße für die Manipeln, die Stärke der Centurien mit dem optio, tesserarius und signifer; dann ging er auf die Aussperrung der Straßen und Lagergassen ein, gab die Zahl der Wohngebäude an für die Tribunen und den praefectus, berechnete die Zahl der bedeckten Räume für die Schreiberei auf 100. Besonders interessant waren sodann die Ausführungen über die Karzerzellen und über die Strafen, die es für die Soldaten gab (Geldstrafen, Ehrenstrafen, Prügel, Tod); in Novaesium aber gab es Todestrafe und Vollziehung derselben nur für Sklaven; die Soldaten selbst, die etwa ein todeswürdiges Verbrechen begingen, wurden nach Köln oder Bonn gebracht und dort abgeurteilt. Auch für die Untersuchungshaft lassen sich in Novaesium Räume nachweisen; in leichten Fällen war die Fesselung am Balken, in schweren am Fußeisen gebräuchlich. Darauf wurden die zum Lager gehörigen Reiterkasernen besprochen, die Stärke der 14 Beritte berechnet, die sich auf je 30 Reiter, 2 Unteroffiziere und einen decurio belief.

Zuletzt berührte der Vortragende die hygienischen Verhältnisse und gab die Zahl der Mannschaften auf 9222 Streiter an, 2480 Knechte, 2480 Pferde, ohne Marketender, also à Hektar 500 Köpfe und 500 Pferde. — Das Lager gehörte eben zu der Klasse der hiberna; im Sommer stand es meist leer, konnte also gründlich auslüften. — Allmählich war hier der römische Soldat, so schloß der Vortragende, Grenzaufseher; seit Septimius Severus darf er auch heiraten; dann wird die römische Legion barbarisiert.

So bahnte sich die Auflösung ganz allmählich von selbst an.

Auf diesen Vortrag folgte nun noch eine Reihe von Erläuterungen bei Besichtigung der Sammlungen des Provinzialmuseums unter der sachkundigen Führung des Herrn Geheimrats selbst, die dem ganzen Ferienkursus einen würdigen Abschluß gab.

Da auch für den geselligen Verkehr alle Fürsorge getroffen war, so daß die Teilnehmer untereinander und mit den Vertretern der Universität in einen lebhaften Ideenaustausch zu treten vermochten, so schied jeder befriedigt und dankerfüllt von der gastlichen Alma mater Rhenana mit dem Wunsche, in Jahresfrist wieder zu ihr zurückkehren zu dürfen.

Köln a. Rh. Bernhard Huebner.

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1) Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre. München 1905, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). Lex. 8.

a) O. Jäger, Didaktik und Methodik des Geschichtsunterrichts. Zweite Auflage. VI u. 114 S. 2,50 *M*, eleg. geb. 3,50 *M*.

b) G. Wendt, Didaktik und Methodik des Deutschen Unterrichts. Zweite Auflage. VI u. 153 S. 3,50 *M*, eleg. geb. 4,50 *M*.

2) G. Baumgärtner, Pfeile nach einem Ziele. Sieben Aufsätze zur Pädagogik der höheren Schulen. Elberfeld 1904, Baedekersche Buchdruckerei und Verlagshandlung (A. Martini & Grüttefien). 63 S. gr. 8. 1 *M*.

3) K. A. M. Hartmann, Die sächsischen Gymnasiallehrerversammlungen bis zur Gründung des Sächsischen Gymnasiallehrervereins (1848—1890) nach den Quellen dargestellt. Ein Beitrag zur Geschichte des höheren Lehrerstandes in Sachsen. Leipzig 1904. VII u. 180 S. (Sammlung von Schriften des Sächsischen Gymnasiallehrervereins III). Preis 1,50 *M*, vom 1. 1. 1905 an 2 *M*; zu beziehen durch Dr. Boerner in Blasewitz.

3) Natur und Kunst. Zeitschrift für Schule und Leben. Herausgegeben von F. J. Völler. Aachen, Gustav Schmidt. Jahrgang II, Heft 1.

5) J. Weigl, Das Frühstück der Schuljugend. Vortrag. 3 S. 4. — S.-A. aus Blätter für Gesundheitspflege IV (1904) Heft 16.

6) F. Boeckh, Der Religionsunterricht in den höheren Lehranstalten. Vortrag. Wismar 1905, Hans Bartholdi. 31 S. 0,80 *M*.

7) Julius Bahnsen, Wie ich wurde, was ich ward. Nebst anderen Stücken aus dem Nachlasse des Philosophen herausgegeben von Rudolf Louis. Mit einem Porträt. München und Leipzig 1905, Georg Müller. LXXVII u. 274 S. 8 *M*, geb. 10 *M*.

8) K. Voelker und H. L. Strack, Biblisches Lesebuch für evangelische Schulen (zugleich Biblisches Geschichtsbuch). Zwölfte, neubearbeiette Auflage mit erläuternden Beilagen, Abbildungen und Karten. Lezig i90t4, Th. Hofmann. VIII u. 592 u. 40 S. gr. 8. geb. 1,80 *M*. — Sonderausgaben: Altes Testament Ausgabe B. IV u. 324 S. geb. 1,20 *M*. — Neues Testament. IV u. 307 S. geb. 1 *M*.

9) P. Wernle, Die Quellen des Lebens Jesu. Halle a. S. 1904. Gebauer-Schwetschke. 88 S. 0,40 *M*.

10) F. Polle, Wie denkt das Volk über die Sprache? Plaudereien über die Eigenart der Ausdrucks- und Auschauungsweise des Volkes. Dritte Auflage von O. Weise. Leipzig 1904, B. G. Teubner. V u. 112 S. geb. 1,80 *M*.

11) Bibliothek für Knaben. Herausgegeben unter Mitwirkung bedeutender Schriftsteller von R. Münchgesang. Würzburg, F. X. Buchersche Verlagsbuchhandlung. Band I: R. Münchgesang: Wer ist glücklich? — Demokedes. Zwei kulturhistorische Jugenderzählungen für Knaben. Mit 3 Farbendruckbildern. XIII u. 132 S. kl. 8.

12) O. Jespersen, Phonetische Grundfragen. Mit 2 Figuren. Leipzig 1904, B. G Teubner. IV u. 185 S. gr. 8. 3,60 ℳ.

13) E. W. Bagster-Collins, The Teaching of German in Secondary Schools. New York 1904, Macmillen & Co. VIII u. 232 S. geb. 1,50 $.

14) Keller - Stehle - Thorbecke, Deutsches Lesebuch für höhere Mädchenschulen. Leipzig, 1904, G. Freytag. Teil I, bearbeitet von B. Stehle, zweite Auflage. XII u. 219 S. geb. 2,20 ℳ. — Teil II, bearbeitet von E. Keller, zweite Auflage. XVIII u. 346 S. geb. 3 ℳ. — Teil III, bearbeitet von R. Lippert, zweite Auflage. XIV u. 354 S. geb. 3 ℳ.

15) Paldamus und Scholderer, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Fünfter Teil: Untertertia, herausgegeben von O. Winneberger. Siebzehnte Auflage. Frankfurt a. M. 1904, Moritz Diesterweg. XXIV u. 388 S. geb. 2,50 ℳ.

16) H. Schulze und W. Steinmann, Kinderschatz. Deutsches Lesebuch für Vor- und Unterklassen höherer Lehranstalten. Teil II, neu bearbeitet von H. Schulze, F. Kiel und H. Löbner. Dreißigste Auflage. Dresden 1904, L. Ehlermann. XII u. 275 S. geb.

17) H. Gaudig, Aus deutschen Lesebüchern. Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. 3. Abteilung: Schillers Dramen II. Dritte Auflage. Leipzig 1904, Th. Hofmann. VII u. 524 S. gr. 8.

18) Die deutsche Heldensage nach Darstellungen von Uhland, Vilmar, Scherer, Keck und Khull. Herausgegeben von F. Prosch und F. Wiedenhofer. Fünfte Auflage. Leipzig o. J., B. G. Teubner. 81 S. 0,50 ℳ.

19) G. Ottorogo, La questione ortografica in Germania. Prelezione al Corso libero di Lingua Tedesca. Padova 1904. 20 S.

20) F. W. R. Fischer, Kleine Grammatik der deutschen Sprache nebst einem Abriß der deutschen Metrik und Poetik. Ein Lehr- und Lernbuch zum Gebrauch in höheren Schulen. Neu herausgegeben von A. Ohmstede. Zwanzigste Auflage. Berlin 1904, Nicolaische Verlagsbuchhandlung. VII u. 130 S. geb. 1 ℳ.

21) Gräsers Schulausgaben klassischer Werke. Leipzig 1904. B. G. Teubner.

a) Lessing, Nathan der Weise, herausgegeben von F. Prosch. XI u. 216 S. 0,50 ℳ.

b) Schiller, Wallenstein, herausgegeben von E. Castle. XXII u. 241 S. 1 ℳ.

22) Dürrs Deutsche Bibliothek (für Lehrer- und Lehrerinnen-Seminare). Leipzig 1904, Dürrsche Buchhandlung.

a) Herder, herausgegeben von E. Kühnemann. X u. 138 S. geb. 1,50 ℳ.

b) Schiller, Auswahl aus seinen Gedichten und Prosaschriften, herausgegeben von P. Richter. VIII u. 180 S. geb. 1,80 ℳ.

c) Briefe und Reden, herausgegeben von W. Hering. X u. 217 S. gr. 8. geb. 1,80 ℳ.

23) Schillers Wallenstein, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium von W. Evers. Dritte Auflage. Leipzig 1904, H. Bredt. 204 S.

24) Hebbel, Agnes Bernauer, herausgegeben von W. Haynel. Bielefeld und Leipzig 1904, Velhagen & Klasing. XII u. 116 S. kl 8. geb. 0,90 ℳ.

25) Cordelia, Heraldas Söhne. Aus dem Italienischen übersetzt von G. Schürmann. Leipzig 1905, Dürrsche Buchhandlung. 68 S. 0,80 *M*.

26) Cordelia, Der Berg der Wunder und andere Märchen. Aus dem Italienischen übersetzt von G. Schürmann. Leipzig 1905, Dürrsche Buchhandlung. 94 S. 1 *M*.

27) K. Dorenwell, Der deutsche Aufsatz in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten, sowie in Mittel- und Bürgerschulen. Ein Hand- und Hilfsbuch für Lehrer. Erster Teil. Fünfte Auflage. Hannover 1904, C. Meyer (G. Prior). XV u. 337 S. 3,50 *M*, geb. 4 *M*.

28) B. Delbrück, Einleitung in das Studium der indogermanischen Sprachen. Ein Beitrag zur Geschichte und Methodik der vergleichenden Sprachforschung. Vierte, völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig 1904, Breitkopf & Härtel. XVI u. 175 S. gr. 8. 3 *M*.

29) K. Brugmann, Die Demonstrativpronomina der indogermanischen Sprachen. Eine bedeutungsgeschichtliche Untersuchung. Des XXII. Bandes der Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften No. VI. Leipzig 1904, B. G. Teubner. 151 S. gr. 8. 5 *M*.

30) H. Verner, Die Kunst, die lateinische Sprache zu erlernen. Kurzgefaßte lateinische Grammatik für den Schulunterricht. Mit einem Übungsbüchlein und Wörterverzeichnis. Dritte Auflage von G. Felix. Wien, Pest, Leipzig o. J., A. Hartleben. VIII u. 182 S. kl. 8. geb. 2 *M*.

31) W Wartenberg, Vorschule zur lateinischen Lektüre für reifere Schüler. Dritte Auflage. Hannover 1904, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel. VIII u. 235 S. geb. 2,60 *M*. — In der neuen Auflage wurde das Französische im Wörterverzeichnis und Text vergleichsweise herangezogen, freilich mit vorsichtiger Beschränkung.

32) J. Gebhardt, Der Quintaner, 160 lateinische Einzelübungen für Haus und Schule. Leipzig 1904, Bernhard Richter's Verlag. X u. 109 S. 8. — Dazu Schlüssel 33 S. 8. Zusammen 3,60 *M*.

33) W. Steuer, Ergänzungs-Vokabularium zum lateinischen Übungsbuch von Busch-Fries. Zeiter Teil: für Quarta. Leipzig 1904, K. W. Hiersemann. 28 S. 8. 0,40 *M*.

34) C. Lucilii carminum reliquiae. Recensuit J. Marx. Vol. I: prolegomena, testimonia, fasti Luciliani, carminum reliquiae, indices. Leipzig 1904, B. G. Teubner. CXXXVI u. 169 S. 8 *M*.

35) F. X. Burger, Minucius Felix und Seneca. München 1904, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck)· 65 S.

36) E. Koch, Unterrichtsbriefe für das Studium der Altgriechischen Sprache. Leipzig, E. Haberland. Brief 1 (S. 1—16). gr. 8. 0,50 *M*.

37) K. Schenkl, Griechisches Elementarbuch. Bearbeitet von H. Schenkl und F. Weigel. Neunzehnte, gänzlich umgearbeite Auflage. Wien 1905, F. Tempsky. 238 S. gr. 8. 2 *K* 25 *h*., geb. 2 *K* 85 *h*.

38) J. v. Müller, Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft. München 1904/5, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

a) W. Christ, Geschichte der griechischen Literatur bis auf die Zeit Justinians. Vierte Auflage. Mit Anhang von 43 Porträtdarstellungen nach Auswahl von A. Furtwängler und J. Sieveking. XII u. 996 S. Lex. 8. 17,50 *M*, geb. 19,50 *M*. — Jede Seite hat kleine Zusätze und Verbesserungen erfahren. Ganz neu bearbeitet ist der Anhang der Abbildungen.

b) F. Hommel, Grundriß der Geographie und Geschichte des alten Orients. Zweite Auflage. Erste Hälfte: Ethnologie des alten Orients, Babylon und Chaldäa. VI u. 400 S. 7,50 *M*.

39) S. Preuß, Index Isocrateus. Progr. Fürth 1904 (Leipzig B. G. Teubner). Teil I: 96 S. — Teil II: 112 S.

40) P. Mazon, Essai sur la composition des comédies d'Aristophane. Paris 1904, Hachette et Cie. 183 S. gr. 8.

41) P. Mazon, Aristophane, La Paix. Texte grec publié avec une introduction, des notes critiques et explicatives. Paris 1904, Hachette et Cie. 119 S. gr. 8.

42) Polybii Historiae. Herausgegeben von L. Dindorf, neubearbeitet von Th. Büttner-Wobst. Leipzig 1904, B. G. Teubner. Teil IV: LVI u. 552 S. — Teil V (Appendix): 251 S.

43) G. W. Paschal, A. Study ot Quintus of Smyrna. Chicago 1904. 82 S. gr. 8. 0,75 $.

44) Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana 1904.

a) Theodoreti Graecarum affectionum curatio. Recensuit J. Raeder. X u. 340 S. 6 *M.*

b) Libanii opera. Recensuit R. Foerster. Volumen II: Orationes XII—XXV. VI u. 572 S. 12 *M.*

c) Dionysii Halicarnasei opuscula. Ediderunt H. Usener et L. Rademacher. Voluminis II fasciculus 1. 387 S. 7 *M.*

45) H. Borbein, Die mögliche Arbeitsleistung der Neuphilologen. Marburg 1904, N. G. Elwert. 19 S. 0,40 *M.*

46) M. Kaluza und G. Thurau, Eduard Koschwitz, ein Lebensbild. Berlin 1904, Weidmannsche Buchhhandlung. 50 S. gr. 8. 1 *M.* (S.-A. aus der Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht Band III.)

47) Les Burgraves. Edited by H. W. Eve. Cambridge 1904, University Press. XL u. 168 S. 12. geb.

48) John Koch, Schulgrammatik der Englischen Sprache nebst einer Synonymik und Übungsstücken. Zweite Auflage. Hamburg 1905, Henri Grand. VI u. 268 S. geb. 2,80 *M.*

49) G. Krueger, Englisches Unterrichtswerk für höhere Schulen, unter Mitwirkung von W. Wright bearbeitet. Teil I: Elementarbuch. Leipzig 1905, G. Freytag. 114 S. gr. 8. geb. 1,60 *M.*

50) Foelsing, Elementarbuch der Englischen Sprache, neu bearbeitet von John Koch. Dreißigste Auflage. Ausgabe B. Hamburg 1904, Henri Grand. VII u. 218 S. 8. geb. 2,10 *M.*

51) H. Conrad, Syntax der Englischen Sprache für Schulen. Berlin 1904, E. S. Mittler und Sohn. XVI u. 176 S. 8. 2 *M*, geb. 2,50 *M.*

52) A. Lindenstead, First Steps in English Conversation. Based on the Intuitive Method and Descriptive of Daily Occurrences in the Life of an English School Boy. Bielefeld u. Leipzig 1904, Velhagen & Klasing. VIII u. 145 S. kl. 8. geb.

53) J. Lubbock, The Beauties of Nature. Für den Schulgebrauch herausgegeben von A. W. Sturm. Leipzig 1905, G. Freytag. 125 S, geb. 1,20 *M.*

54) R. Lovera, Oberstufe zum Lehr- und Lesebuch der Italienischen Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauche der Sprache. Mit einem Hölzelschen Vollbild: „Die Stadt“ und 4 Ansichten aus Rom, Venedig, Florenz und Neapel. Leipzig 1904, B. G. Teubner. VIII u. 271 S. geb. 3,60 *M.*

55) W. Heinze und H. Rosenberg, Quellen-Lesebuch für den Unterricht in der vaterländischen Geschichte. Teil I: Deutsche Geschichte bis 1648 (für die 3. Seminarklasse). Vierte Auflage. Hannover und Berlin 1904, C. Meyer (G. Prior). XI u. 224 S. geb. 1,60 *M.*

56) R. Meister, Dorer und Achäer. Erster Teil. Leipzig

1904, B. G. Teubner. 99 S. Lex. 8. (S.-A. aus den Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der Kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, Band XXIV No. 3).

57) H. B. Wright, The Compaign of Plataea. Dissertation. New Haven 1904, The Tuttle, Morehouse & Taylor Company. 148 S.

58) V. Gardthausen, Augustus und seine Zeit. Leipzig 1904, B. G. Teubner. I 3, S. 1033—1078 mit 2 S. Vorwort und 1 Karte. gr. 8. 8 ℳ. — II 3, S. 651—910. gr. 8. 7 ℳ.

59) O. Th. Schulz, Leben des Kaisers Hadrian. Quellenanalysen und historische Untersuchungen. Leipzig 1904, B. G. Teubner VI u. 142 S. 4 ℳ.

60) P. Holzhausen, Bonaparte, Byron und die Briten. Ein Kulturbild aus der Zeit des ersten Napoleon. Frankfurt a. M. 1904, Moritz Diesterweg. XI u. 341 S. gr. 8. 6 ℳ, geb. 7 ℳ.

61) O. v. Sothen, Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert. Mit 9 Übersichtskärtchen. (Aus Natur und Geisteswelt 59. Bändchen.) Leipzig 1904, B. G. Teubuer. IV u. 138 S. geb. 1,25 ℳ.

62) A. Ketzer, Schulgeographie für sächsische Realschulen und verwandte Lehranstalten. Mit 16 Figuren. Dritte Auflage. Leipzig 1904, Dürr'sche Buchhandlung. 168 S. gr. 8. geb. 2 ℳ.

63) Sammlung Gemeinnütziger Vorträge. Prag 1904, J. G. Calve'sche Buchhandlung.

a) J. Weyde, Über die Beziehungen der deutschen und der tschechischen Sprache. 15 S. 20 *h*.

b) K. Schirmacher, Die Frauenbewegung. Ihre Ursachen, Ziele und Mittel. 15 S. 20 *h*.

c) F. Fischl, Goethe in Marienbad. 19 S. 30 *h*.

64) M. Kraß und H. Landois, Das Pflanzenreich in Wort und Bild für den Schulunterricht in der Naturgeschichte dargestellt. Mit 253 Abbildungen. Elfte Auflage. Freiburg i. B. 1904, Herdersche Verlagshandlung. XII u. 219 S. 2,10 ℳ, geb. 2,60 ℳ.

65) H. Baumhauer, Leitfaden der Chemie insbesondere zum Gebrauch an landwirtschaftlichen Lehranstalten. Teil I: Anorganische Chemie, 4. Auflage. Mit 34 Abbildungen. Freiburg i. B. 1904, Herdersche Verlagshandlung. VIII u. 167 S. 2 ℳ, geb. 2,50 ℳ.

66) F. Söhns, Unsere Pflanzen. Ihre Namenserklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. Dritte Auflage. Leipzig 1904, B. G. Teubner. VI u. 178 S. geb.

67) P. Claussen, Pflanzenphysiologische Versuche und Demonstrationen für die Schule. Mit 44 Textabbildungen. Leipzig 1904, B. G. Teubner. 22 S. gr. 8.

68) F. Klein, Über eine zeitgemäße Umgestaltung des mathematischen Unterrichts an den höheren Schulen. Mit einem Abdruck verschiedener einschlägiger Aufsätze von E. Götting und F. Klein. Leipzig 1904, B. G. Teubner. 82 S. gr. 8. 1,60 ℳ.

69) Bork-Nath, Mathematische Hauptsätze. Ausgabe für Realgymnasien und Oberrealschulen. Teil II: Pensum der Oberstufe (bis zur Reifeprüfung), erste Abteilung. Nach der zweiten, vom Verfasser besorgten, Auflage durchgesehene und teilweise umgearbeitete Ausgabe. Leipzig 1904, Dürr'sche Buchhandlung. XII u. 376 S. gr. 8. geb. 3,60 ℳ.

70) Bork-Crantz-Haentzschel, Mathematischer Leitfaden für Realschulen. Leipzig 1904, Dürr'sche Buchhandlung. Teil I: Planimetrie und Arithmetik, vierte Auflage. 192 S. geb. 2 ℳ. — Teil II: Trigonometrie und Stereometrie, dritte Auflage. 128 S. geb. 1,60 ℳ.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Archäologie und Gymnasium.

Vor mehreren Jahren durfte ich in dieser Zeitschrift in einem Aufsatze „Zur Pflege der Kunst auf dem Gymnasium" (1901 S. 718 ff.) meine Gedanken und Erfahrungen darüber niederlegen, wie unsere die höheren Schulen besuchende Jugend zu einem größeren Verständnis der Erzeugnisse der bildenden Kunst herangezogen und damit zugleich für die Anforderungen des Lebens besser ausgerüstet werden könnte. Wenn ich auch nicht den Anspruch erhob, wesentlich Neues zu bringen, so habe ich doch wohl manchen Fingerzeig gegeben, wie das Ziel etwa er reicht werden könnte. Um nun aber den Schülern die Augen zu öffnen und sie die Erzeugnisse wahrer Kunst sehen zu lehren, dazu bedarf es in erster Linie solcher Lehrer, die einmal selbst mit einem gewissen Schönheitsinne und künstlerischer Begabung ausgestattet sind, dann aber auch im vollen Besitze des Rüstzeuges der Archäologie sich befinden. Als ein vorzügliches Mittel, dieses Rüstzeug wieder aufzufrischen, zu erneuern und zu vervollkommnen, nicht aber erst zu erwerben, wurden — und damit schloß der Aufsatz — die archäologischen Fortbildungskurse bezeichnet. Davon soll im folgenden die Rede sein.

Seitdem man anfing der Einführung von Kunstbelehrungen in die höhere Schule allgemeiner das Wort zu reden, hat sich das Bedürfnis nach solchen Kursen fühlbar gemacht. Denn wenn auch an den meisten Universitäten Lehrstühle für Archäologie und Museen, wo praktische Übungen veranstaltet werden konnten, vorhanden waren, diese Einrichtungen auch von einem Teil der Studierenden dankbar benutzt wurden, so haben doch gerade die Ausgrabungen und Entdeckungen der letzten drei Jahrzehnte, die immer noch durch neue vermehrt werden, so viel neues archäologisches Material an das Tageslicht gefördert, daß der Wunsch aus der Lehrerschaft selbst heraus laut wurde, an geeigneten Stellen kurze, regelmäßig wiederkehrende Fortbildungskurse einzurichten, in denen vor allem über die neuesten Forschungsergebnisse Bericht erstattet würde, dann aber auch früher erworbene Kenntnisse wieder aufgefrischt werden könnten.

Als Teilnehmer wurde dabei zuerst an solche Lehrer gedacht, die nach Absolvierung ihrer Universitätszeit fern von den Mittelpunkten archäologischen Strebens und Sammelns ihr Lehramt auszuüben hätten und sich deshalb nur unvollkommen über die Fortschritte dieser Wissenschaft unterrichten könnten. In diesem Sinne erscholl der erste Ruf nach archäologischen Kursen auf der Philologenversammlung zu Görlitz im Jahre 1889 im Verlaufe von Unterhandlungen, die das Archäologische Institut in Wiederaufnahme früherer Anregungen über das Verhältnis zwischen Archäologie und Gymnasium angeregt hatte. Infolgedessen wurden schon im nächsten Jahre 1890 solche Kurse sowohl in Berlin als auch in Bonn-Trier durch die preußische Regierung eingerichtet, und zwar sollten in Berlin hauptsächlich Teilnehmer aus den östlichen Provinzen der Monarchie — Preußen, Pommern, Schlesien, Brandenburg, Posen, Schleswig-Holstein — gleich nach Ostern, in Bonn-Trier aus den fünf westlichen nach dem Pfingstfest zu 8—10tägiger Arbeit zusammenkommen. Diese Kurse haben seitdem jährlich getagt und bei einer Mitgliederzahl von ca. 34 resp. ca. 24 schon Hunderten von Lehrern neue Anregungen zu beruflicher sowie wissenschaftlicher Tätigkeit gegeben. Diese ersten glücklichen Versuche reizten zur Nachahmung, und so wurden denn auch an zwei ferneren, mit Anschauungsmitteln für antike sowie spätere Kunst besonders reich gesegneten Orten solche Kurse eingerichtet, in Dresden und München, mit etwas kürzerer, 5—7tägiger Dauer und einer Mitgliederzahl, die in München 1899: 59, 1900: 39, 1902: 70, in Dresden 1900: 19 betrug; der Münchener findet im April oder Juli, der Dresdener im April statt, beide aber nicht regelmäßig in jedem Jahre. Als fünfter Kursus trat der bayrisch-hessische Mitte der 90er Jahre ins Leben, der die Sammlungen in Würzburg, dann das reiche römische Material in Aschaffenburg, Mainz und am Limes — dabei auch auf preußisches Gebiet hinübergreifend — zum Mittelpunkte archäologischer Anschauung und Belehrung für etwa zwei Dutzend Teilnehmer ebenfalls zur Pfingstzeit auf 8—10 Tage macht. Endlich bleibt noch die Krone aller Kurse, das Ziel jedes Archäologen zu erwähnen, der italienische, von etwa 5—6-wöchiger Dauer in den Monaten Oktober und November und für ungefähr 20 Teilnehmer geöffnet; er fand zum ersten Male 1891 statt und ist seitdem jedes Jahr wiederholt worden. Alle diese Kurse sind natürlich in erster Linie für Mitglieder aus den veranstaltenden Staaten berechnet, doch nehmen als Gäste auch Angehörige anderer Staaten teil; der italienische galt von vornherein für das ganze Reich; Preußen steht hier sogar sehr bescheiden zurück, um auch den kleineren Staaten die öftere Entsendung — alle 2—3 Jahre — eines Vertreters zu ermöglichen. Demnach darf man wohl annehmen, daß jetzt jedes deutsche Gymnasium wenigstens e i n Mitglied im Lehrerkollegium besitzt,

das an einem der Kurse teilgenommen hat. Die Aufforderung zur Meldung ergeht in Preußen von der Behörde aus an die einzelnen Anstalten; aus der großen Zahl der Meldungen wird dann die Auswahl getroffen; in andern Bundesstaaten werden von vornherein, ohne vorherige Meldung, die Teilnehmer von der Regierung aufgefordert, denen dann vielfach auch eine Beihilfe vom Staate gezahlt wird, während das in Preußen im allgemeinen nicht der Fall ist, so daß hier aus finanziellen Rücksichten nicht immer die geeignetsten Persönlichkeiten ausgewählt werden dürften. (Vgl. Archäol. Anzeiger 1897 S. 193 f.)

In der Erkenntnis, daß es am vorteilhaftesten und lehrreichsten ist, antikes Leben und antike Kunst an den Stätten des Altertums selbst kennen zu lernen, wozu der italienische Kursus doch immer einer nur sehr beschränkten Anzahl von Jugenderziehern Gelegenheit gibt, werden endlich von Baden aus Gesellschaftsreisen von Gymnasiallehrern veranstaltet, deren erste im Frühjahr 1889 mit 7½ wöchiger Dauer nach Italien stattfand. Sie wurde bisher zweimal wiederholt, im Frühjahr 1892 mit Griechenland nebst Inseln, Kleinasien und Konstantinopel als Ziel und mit 78tägiger Dauer und 1896 vom 26. Februar bis 3. Mai nach Rom, Unteritalien, Sizilien und Afrika. Die Teilnehmer, ca. 20 jedesmal, wurden in reichlicher Weise sowohl von der Regierung als auch vom hochsinnigen und kunstliebenden Großherzog selbst unterstützt; auch Nichtbadener werden, natürlich auf eigene Kosten, zugelassen. Die nächste Reise ist für 1906 wieder nach Griechenland geplant, doch hängt ihre Ausführung von verschiedenen Umständen ab, z. B. ob es bei dem augenblicklichen Lehrermangel gelingt, die nötige Vertretung, die natürlich auch von der Regierung bezahlt wird, zu beschaffen. (Nach überaus dankenswerten brieflichen Mitteilungen Prof. Dr. Luckenbachs in Karlsruhe.) — Deutsche Gymnasiallehrer nehmen auch, freilich noch immer in bescheidener Zahl, an den Studienreisen teil, die alljährlich in den Monaten März—Mai nach Delphi, Leukas und dem Peloponnes, nach den Inseln des Ägäischen Meeres und nach der kleinasiatischen Küste unter Leitung des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen veranstaltet werden. — Zu allerletzt sei noch hingewiesen auf Ferienkurse überhaupt, die neuerdings hier und da ins Leben gerufen werden und an denen auch die Archäologie ihren Anteil hat, so z. B. in Jena, wo im Jahre 1904 die ganze griechische Kunst in einer Reihe von Vorlesungen und Betrachtungen vorgeführt wurde, und in Bonn, wo auf dem ersten vom Altphilologenverein zu Köln veranstalteten Ferienkurse von Löschcke über das antike Theater vorgetragen wurde, während derselbe auf dem 4. Kursus 1904 über das delphische Heiligtum nach den französischen Ausgrabungen berichtete. Doch das sind alles private Veranstaltungen, die ich nur anführen wollte, um zu zeigen, wie groß heute das Streben

nach Erkenntnis auf archäologischem Gebiete ist, die ich aber nicht weiter in den Kreis meiner Betrachtungen ziehe.

Was wird denn nun auf den Kursen geboten? Das wird am besten aus den Programmen erkannt; da sie im großen und ganzen alljährlich dieselben sind, so mag hier eins von jedem Kursus angeführt werden. In Berlin wurde im Jahre 1899 an je einem Tage in den einzelnen Abteilungen der Museen über ägyptische und assyrische Altertümer, über die Ausgrabungen in Hissarlik, Tiryns und Mykenä, über die attische Kunst, namentlich auf ihrem Höhepunkt (Akropolis), über Olympia, Pergamon, attische Keramik, römische Topographie und, damit auch die reine Philologie nicht fehle, über Menanders Landmann vorgetragen. — Bonn-Trier brachte im Jahre 1897 ebenfalls eine Führung durch die ägyptische Abteilung des akademischen Kunstmuseums, die Erläuterung der römischen Denkmäler im Provinzialmuseum, Erklärung der Reste vorrömischer Kultur und der hier vorhandenen griechischen Originale, ferner Vorträge über die Formenlehre der griechischen Plastik in ihrer historischen Entwicklung, über die Kultur der Heroenzeit und die archäologischen Hilfsmittel zur Erklärung der Homerischen Gedichte, über die Akropolis von Athen und über Seelenglauben, Totenkult- und Sepulkralplastik der Griechen. Bei Oberbieber wurde der Limes vorgeführt; Vorträge über den Stand der Limesforschung folgten dann noch in Trier, dessen hervorragende Ruinen und Museumsschätze natürlich zur Aufdeckung römischer Kultur reichlich Stoff bieten. Den Schluß bildete ein Ausflug zu dem berühmten Mosaik von Nennig, das eine Darstellung sämtlicher Teile eines Gladiatorenspiels der Kaiserzeit enthält, und zum Grabmonument der Sekundinier nach Igel. (Archäol. Anzeiger 1897 S. 87.) — In Dresden wurde im Jahre 1900 im Albertinum mit seinen reichen Schätzen vorgetragen über Lehrweisen und Lehrmittel und über das Verhältnis der neueren Bildhauerei zur alten, ferner über die altertümliche Zeit der griechischen Kunst, über Olympia, über Myron, Polyklet und Phidias, über den Parthenon, über Praxiteles und Skopas, über Lysippus und über hellenistische und römische Kunst. (Archäol. Anzeiger 1900 S. 115.) — Der Münchener Kursus begann in demselben Jahre 1900 mit den Vorlesungen über älteste griechische Kunst, über den Baustil der homerischen Zeit und über heimische Altertumskunde. Am zweiten Tage wurde vorgetragen über die Bildung der menschlichen Gestalt in der griechischen Kunst, ältere Bildwerke wurden erläutert und die griechische Vasenmalerei behandelt. Darauf folgten Vorträge über die Bildung des Gewandes in der griechischen Kunst, über jüngere Bildwerke und die antiken Gemmen. Am vierten Tage beschäftigte man sich mit der Bildung des menschlichen Kopfes in der griechischen Kunst und den antiken Münzen. Der fünfte Tag brachte Vorträge über die Göttertypen

bei den Griechen, über das Porträt bei Griechen und Römern und die Erklärung ausgewählter antiker Denkmäler. Am Sonntag fand ein Ausflug nach den Römerschanzen von Deisenhofen und Grünwald statt; den Schluß bildeten Vorträge über die Kunst an den Gräbern bei den Griechen, über Haus und Stadt der Griechen und Römer und über die Kunst in Pompeji, woran sich eine Unterweisung im Gebrauche des Skioptikons im Unterrichte anschloß. Die reichen Schätze der prähistorischen Staatssammlung, der Glyptothek, der Vasensammlung, des Münzkabinetts und des Antiquariums boten diesen Vorträgen fruchtbares Anschauungsmaterial. (Archäol. Anzeiger 1900 S. 115.) — Der dritte archäologische Anschauungskursus für bayrische und hessische Gymnasiallehrer wurde 1898 in Würzburg eröffnet mit einem Vortrage über die neuesten Fortschritte und Probleme der Archäologie, worin hauptsächlich die mykenische und trojanische Frage, Delphi und die Theaterfrage erörtert wurden. Die Entwicklung der Vase wurde an den reichen Schätzen der Wagnerschen Sammlung vorgeführt. Das römische Haus fand eingehende Betrachtung in zahlreichen Modellen, Photographien und Lichtbildern, vor allem aber am Pompejanischen Hause in Aschaffenburg; die Entwicklung der antiken Plastik wurde, wenn auch nur in großen Zügen, an der kleinen Sammlung originaler Altertümer gezeigt; ergänzend traten hier ein die berühmten Antikensammlungen in Erbach. Den Limes lernte man bei Friedberg kennen, durch mehrere Vorträge vorbereitet, worin besonders der Mithraskult berücksichtigt wurde, von dem sich bedeutende Spuren gerade in Friedberg erhalten haben. Gekrönt wurde die Limeswanderung durch den Besuch der Saalburg und des Saalburgmuseums in Homburg. Seinen Schluß fand der Kursus in Mainz, das wie kaum ein zweiter Ort in Deutschland geeignet ist, die einzelnen Perioden menschlicher Kultur von der Steinzeit über die Bronzezeit bis in die römische und fränkische Zeit zu erläutern, mit einem Vortrage über das römische Mainz auf der Citadelle des Eigelsteins. (Vgl. Anthes, Darmstädter Zeitung 1898 No. 309 u. 311.)

Der italienische Kursus endlich, der zu einer der Hauptstätten antiker Kultur selbst führt, fand im Jahre 1902 nach folgendem Programm statt. Leider nur vier Tage fielen auf Florenz, das ja an Kunstschätzen jeder Art so reich ist, daß nur das Wichtigste berücksichtigt werden konnte; dazu gehörte die Loggia dei Lanzi, Uffizien, Kloster San Marco, Bargello, S. Lorenzo, Mediceer Kapelle, Palazzo Medici, S. Miniato, Museo Etrusco und Fiesole. Ein Ausflug nach Pisa vermittelte die Bekanntschaft mit dem Dome und dem Campo Santo, wo ja Heinrich VII. ruht. Dann ging es mit starker Fußwanderung zum Trasimenischen See, wo man, den Livius und Polybius in der Hand, den Überfall der Römer durch Hannibal noch einmal stattfinden ließ, und über Orvieto, eine stolze Etruskerfeste hoch oben auf schwer

zugänglichem Felsen mit prächtig geziertem Dome und ausgegrabener Nekropole, nach Rom. Hier wurden, zum Teil wiederholt, besucht die Villa Borghese mit ihrem reichen plastischen und malerischen Schmuck, Museo Nazionale in den alten Diokletiansthermen, Vatikanisches Museum, von dessen reichen Schätzen nur etwas hier zu nennen gegenüber anderem pietätlos erscheinen möchte, das Alte Capitolinische Museum, während das Neue wegen stattfindender Umstellungen leider verschlossen blieb, das Kircherianum mit dem reichen Schatze von Präneste und das Lateranische Museum mit der Sophoklesstatue. Von historisch wichtigen Stätten und Baudenkmälern wurden studiert das Kolosseum mit seinen ca. 42000 Sitzplätzen, die Caracallathermen, vor allem das Forum mit den neuesten Ausgrabungen, das Kapitol mit den Resten des Jupitertempels im Garten der Deutschen Botschaft und dem Tarpejischen Felsen, der Palatin mit seinen wiedererstandenen Kaiserbauten, der Mons Sacer am Anio, für Gründung einer Stadt noch heute überaus günstig gelegen, die Via Appia mit ihren zahlreichen verschiedenartigen Grabdenkmälern und den christlichen Katakomben, die Via Latina. An den Sonntagen fanden Ausflüge nach Tivoli und Tuskulum statt. Daneben war noch eine reichliche Zahl von halb oder ganz freien Tagen gelassen, die teils zur Repetition, teils zur Bekanntschaft mit nicht besonders in das Programm aufgenommenen Gegenständen zu verwenden waren; dahin gehörten z. B. Forum und Mausoleum des Augustus, die ja heute ganz verbaut sind, Carcer Mamertinus, wo ein Jugurtha und die Katilinarier ihre letzte Stunde verbrachten, Pantheon, Trajansforum, Ponte Molle, Villa Farnesina, Villa Doria Pamphili, vor allem aber zahlreiche Kirchen, an ihrer Spitze die Peterskirche, San Pietro in Vincoli, Gesù, San Paolo fuori le mura, Maria Maggiore, S. Lorenzo fuori le mura mit dem Grabmal Pius' IX. u. a. m. Nach 22tägigem Aufenthalte in Rom ging es weiter, mit Abstecher nach Alatri, der alten Volskerfeste Aletrium, nach Neapel, dem leider auch nur fünf Tage gewidmet werden konnten. Zwei davon fielen auf das Museo Nazionale; die Verwendung der drei andern war dem freien Ermessen der Kursisten anheimgegeben; sie wurden benutzt, um die Umgebung von Neapel-Posilipo, Camaldoli, San Elmo, San Martino, Vesuv und vor allem Capri, das reizendste aller Eilande, kennen zu lernen. Darauf wurden zwei Tage lang von früh bis spät die Ruinen Pompejis durchjagt und zum Schluß in Pästum den ältesten griechischen Tempeln auf römischem Boden ein Besuch abgestattet. Die Leitung des Kursus lag von Florenz bis Pästum in den bewährten Händen Professor Petersens; dazu trat in Florenz Professor Brockhaus, in Rom Professor Hülsen und in Neapel und Pompeji Professor Mau.

Natürlich stimmen die Programme der einzelnen Jahre bei den einzelnen Kursen nicht ganz überein; Abweichungen finden

indes in der Regel nur zu dem Zwecke statt, um die neuesten Funde und Forschungen vorzuführen, was ja oben mit als Hauptzweck der Kurse angegeben wurde. So trat z. B. in Berlin 1900 an die Stelle des Menandervortrages ein Vortrag über Babylon und die dortigen Ausgrabungen, 1902 ein solcher über die neuesten Funde auf Kreta; in München kam 1902 noch das Resultat der Ausgrabungen von Ägina hinzu.

Überblicken wir noch einmal die Fülle des Gebotenen, so sehen wir, daß alle Kurse das Bestreben haben, nach Maßgabe des vorhandenen Anschauungsmaterials ihre Teilnehmer über sämtliche Perioden antiker, teilweise auch späterer Kunst zu belehren. „Von den Werken ägyptischer und assyrisch-babylonischer Kultur kommt man über die immer heller und anschaulicher werdende mykenische Epoche mitten hinein in die griechische Kunst, die dann bis in ihre späteren bedeutenderen Regungen in hellenistischer Zeit verfolgt wird, um in der römischen Kunst bis in die Zeiten des Mittelalters eine Fortsetzung zu finden". Es ist ein gewaltiges Gebiet, das hier in verhältnismäßig kurzer Zeit durchwandert wird; es sind ja aber keine Laien, mit denen es geschieht, sondern Männer, die neben dem regsten Interesse sich bereits archäologisch betätigt haben. Durch sie wird nun die Schule reichen Nutzen aus diesen Kursen ziehen; denn selbst angefrischt durch den Hauch wahrer Wissenschaft und durch den Verkehr mit gleichgestimmten Seelen, werden die Kursusteilnehmer einen erfrischenden Hauch in den Unterricht bringen und ihren wißbegierigen Zuhören das Verständnis für immer wieder neu auftauchende Fragen auf dem Gebiete der Archäologie eröffnen und sie zu immer klarerer Einsicht auch in die Entwicklungsgeschichte der Menschheit bringen.

Natürlich kann gar keine Rede davon sein, all das, was auf den Kursen geboten wird, nun auch in der Schule verwerten zu wollen; das wäre genau so töricht, wie wenn man z. B. die Sophokleslektüre an der Hand eines Kollegheftes betreiben wollte. Es gilt vielmehr, aus der reichen Fülle des Gebotenen nur das Wichtigste und für die Entwicklung der Kunst Charakteristischste auszusuchen und den Schülern in möglichst großen und vollkommenen Abbildungen vorzuführen, deren Einprägung ihnen dann durch einen Bilderatlas mit denselben Darstellungen in kleinerem Format erleichtert wird. Wir sind ja in der glücklichen Lage, für diesen Zweck ein Hilfsmittel zu besitzen, das durch den unermüdlichen Eifer seines Verfassers zu immer größerer Vollkommenheit gelangt und eben in fünfter Auflage, die auch reiches Material über Delphi bietet, erschienen ist, — den Bilderatlas von Luckenbach. In zwei Abteilungen für die alte und die deutsche Geschichte bringt er ein nach äußerst praktischen Gesichtspunkten geordnetes überaus reiches Anschauungsmaterial, das mir schon sehr wertvolle Dienste beim Unterricht geleistet

hat. Wer den Atlas noch nicht kennt, prüfe ihn, er wird es nicht bereuen. Im übrigen brauche ich mich über die Auswahl, die Art der Darbietung und die Zeit dazu jetzt nicht weiter zu äußern: ich habe darüber in dem eingangs erwähnten Aufsatze ausführlich gesprochen und meinen damals geäußerten Ansichten nichts hinzuzufügen. Nur das will ich noch einmal hervorheben, daß in erster Linie der Geschichtsunterricht als der Träger des sogenannten — man verzeihe mir den Ausdruck — „Kunstunterrichts" anzusehen ist, also wird es auch nötig sein, darauf bei der Auswahl der zu den Kursen zu entsendenden Lehrer Rücksicht zu nehmen und hauptsächlich solche hinzuschicken, die als Hauptfach die Lehrbefähigung in der Geschichte besitzen und darin auch schon einige Zeit in den oberen Klassen unterrichtet haben — vorausgesetzt, daß sie auch sonst die Bedingungen für die Teilnahme erfüllen. Ein großer Fehler ist es, jedesmal ohne weiteres den ältesten Philologen abzuordnen, wie das in manchen Bundesstaaten Praxis zu sein scheint, schon deshalb, weil er der Schule doch nicht mehr lange dient; vielmehr sollte man ganz unabhängig von allen äußeren Umständen die in jeder Beziehung geeignetsten Kräfte ausfindig machen und sie reichlich unterstützen, so daß die Abordnung zu einem solchen Kursus zugleich als eine Auszeichnung und Belohnung für beruflich und wissenschaftlich tüchtige Lehrer betrachtet werden kann. Wenn so verfahren wird, dann werden die Kurse unzweifelhaft auch bei ihren Gegnern im Ansehen steigen und die Anfeindungen, denen sie noch immer ausgesetzt sind, zum Schweigen bringen.

Denn Gegner sind den Kursen in der Tat von zwei Seiten erstanden, von denen die einen wenigstens ernst zu nehmen sind — die Universitätslehrer. Diese fürchten nämlich als eine Folge der Kurse eine gewisse Geringschätzung des Studiums der Archäologie, deren Kenntnis man sich ja in so bequemer Weise aneignen könne, wenn man an einem oder zwei Kursen teilnehme. Von den Lehrern wirke diese Vorstellung weiter auf die Schüler, und diese hielten das archäologische Studium auf der Universität nicht für nötig. Deshalb seien die Kurse und Kollektivreisen abzuschaffen. In diesem Sinne hat sich Professor Robert-Halle auf der Philologenversammlung in Dresden 1897 ausgesprochen und Zustimmung gefunden bei Prof. Studniczka-Freiburg. Auch auf der Straßburger Philologenversammlung war es ein Universitätsprofessor, Schwartz-Straßburg, der sich gegen Beibehaltung der italienischen Kurse erklärte, deren gute Früchte er zwar nicht verkennen wolle, doch entspreche der Erfolg nicht der darauf verwandten Zeit und den Mitteln, die für andere wissenschaftliche Zwecke besser dienen würden. Nach dem, was ich oben über den Zweck der Kurse gesagt habe, und mit mir haben sich andere in demselben Sinne ausgesprochen (z. B. Schmidt, Programm des Katharineums zu Lübeck 1899 S. 1), kann wohl kaum noch die

Rede davon sein, daß die Kurse heute so abgeschätzt werden, wie jene Männer meinen; sollte das hier und da noch der Fall sein, so werden die Betreffenden, wenn sie an einem Kursus teilnehmen, sehr bald dahinter kommen, in wie schwerem Irrtum sie sich befanden, und je größer die Zahl derer wird, die zu einem Kursus zugelassen waren, um so mehr werden richtige Vorstellungen darüber verbreitet werden. Und so sind denn auch auf denselben Versammlungen zahlreiche Schulmänner, die die Kurse zum Teil aus Erfahrung kannten, aufgetreten und haben ihre Meinung in Straßburg in folgender Resolution mit allen gegen eine Stimme (Prof. Schwartz) zum Ausdruck gebracht: „Der italienische Kursus für Gymnasiallehrer aus dem Reiche soll in bisheriger Weise fortgeführt, vielleicht durch einen analogen griechischen ergänzt werden".

Ein zweiter Herd des Widerstandes, namentlich gegen den italienischen Kursus, findet sich in der höheren Lehrerschaft selbst; und wenn dieser Widerstand auch jeder tatsächlichen Unterlage entbehrt und nur mit Scheingründen verfochten wird, die meist aus persönlichen Motiven hervorgehen, so scheint er doch nicht ganz ungefährlich. Bei der geringen Anzahl der jährlich zu der italienischen Studienreise zugezogenen Teilnehmer erfahren natürlich viele, die sich dazu gemeldet hatten, eine Enttäuschung; vielleicht wiederholt sich diese. Was ist nun menschlicher, als daß sich der Ärger Luft macht, indem man die Bedeutung der Kurse herabsetzt und urbi et orbi verkündet, es wäre viel zweckmäßiger, die Reise allein zu machen? Wer denkt da nicht an die Fabel von dem Fuchs mit den Trauben? Dazu kommen dann noch die vereinzelten unmaßgeblichen Urteile solcher, die, ohne inneren Beruf an der Reise teilnehmend, nicht das auf ihr fanden, was sie suchten, und an den Kursen nun schlecht machen, was sie nur können, und leider, weil sie ja aus Erfahrung zu reden scheinen, vielfach Glauben finden. Solange nun solche absprechenden Urteile nur im engen Kreise geäußert werden, mag man sie durchlassen, da sie nicht allzu schädlich wirken; wenn sie sich aber der breiten Öffentlichkeit als fix und fertige Tatsachen aufdrängen, so kann nicht energisch genug dagegen protestiert werden. Ich traute meinen Augen kaum, als ich in dem Buche von Seiler „Buch der Berufe. VII. Der Oberlehrer. Hannover 1902", das sonst so treffliche Gedanken enthält, an die Stelle kam, die von den archäologischen Reisen in Italien handelt. Offenbar hat Seiler, dem es selbst nicht vergönnt war, diese Einrichtung aus eigener Anschauung kennen zu lernen, das Unglück gehabt, bei seinen Erkundungen darüber nur an solche Leute zu geraten, wie ich sie eben geschildert habe, und damit ist leider auch sein Urteil fertig: es lautet vernichtend; glücklicherweise liegt gerade darin, daß er kein gutes Haar an der Reise läßt, wieder ein gewisser Trost für die Anhänger des Kursus,

denn es ist nicht anzunehmen, daß nachdenkende Leser, und nur solche werden doch wohl das Buch lesen, nicht daran Anstoß nehmen und die Vorwürfe nicht nachprüfen möchten. Was er übrigens für Italien verwirft, empfiehlt er warm für Griechenland, wo ja freilich die Verhältnisse etwas anders liegen. Es ist hier nicht meine Aufgabe, alles Verkehrte, was Seiler gegen die italienischen Kurse vorgebracht hat, zurückzuweisen, das hat bereits einer meiner lieben Genossen vom 12. Giro, Prof. Reuß in Köln, im Humanistischen Gymnasium 1903 S. 179ff. in gründlicher Weise getan. Ich unterschreibe jedes Wort, das Reuß gesagt hat, und möchte nur noch zweierlei hinzufügen. Seiler behauptet S. 184, man beobachte in großer Gesellschaft und durch Gespräche zerstreut in der Regel weniger scharf und eingehend, als wenn man allein ist. Ja denkt denn Seiler, man steht da in einzelnen Gruppen umher und erzählt sich von den Erlebnissen des vergangenen Abends, während die Bildwerke erklärt und betrachtet werden? Er würde seine wahre Freude gehabt haben, hätte er einmal sehen können, mit welcher Andacht und Aufmerksamkeit die „Girondisten" den Worten ihrer Meister folgten. Und dann scheint Seiler noch nicht die Erfahrung gemacht zu haben, daß, was einem bei der Alleinbetrachtung vielleicht entgeht, durch mehr Augen leichter erkannt wird: ich bin geradezu der Ansicht, daß eine Betrachtung zu mehreren ersprießlicher ist, als wenn man sie allein vornimmt. Auch verhielten sich die Zuhörer nicht bloß rezeptiv, sondern gaben freiwillig oder direkt dazu aufgefordert ihre Meinung kund und wurden dadurch nicht selten auf das Wesentliche eines Kunstwerkes geführt. Im übrigen gab es auch für die Einzelbetrachtung an den freien Tagen reichlich Gelegenheit; wer da in Muße etwas noch einmal oder im voraus genießen wollte, dem stand nichts im Wege. Um keinen Preis aber möchte ich und mit mir gewiß die weitaus überwiegende Zahl der Teilnehmer die sachkundige Führung eines Petersen, eines Hülsen, eines Mau missen.

Und noch eins, was Seiler ohne jede Prüfung auf seine Richtigkeit hin niedergeschrieben hat, daß er nämlich alleinreisend mit seinen 600 ℳ — mehr haben manche von uns auch nicht gebraucht — Orte gesehen habe, wie Salerno, Amalfi, Sorrento, Capri, Albanergebirge, Sabinertal des Horaz, die die Institutsreisenden nicht zu besuchen pflegen. Hat er denn nur gar keine Literatur über die italienischen Kurse eingesehen, hat er denn nicht einen von den zahlreichen Berichten gelesen, die zum Teil in recht eingehender und anziehender Weise den Verlauf der Kurse schildern? (Vgl. z. B. Ballin, Progr. des Friedr.-Gymn. Dessau 1897 — jetzt leider vergriffen — mit der Fortsetzung von Reinhardt, Progr. derselben Anstalt 1904.) Dann hätte er sich leicht überzeugen können, daß wohl die meisten Teilnehmer sich nicht auf die im Programme vorgezeichnete Reiseroute be-

schränken, sondern die Hin- oder Rückreise oder beides benutzen, um noch ein gut Stück von Italien außerdem kennen zu lernen. Seiler muß seine Informationen von den allerungeeignetsten Elementen erhalten haben; denn es gehört wahrhaftig ein bedeutendes Maß von Stumpfsinn dazu, in Neapel gewesen zu sein, ohne sich diese reizendste und anmutigste aller Gegenden etwas näher anzusehen. Doch genug von diesen Verkehrtheiten, die eine lebhafte Illustration bilden zu dem bekannten Worte: „Ich kenne zwar die Absichten der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie". Hoffentlich verschwinden sie aus der nächsten Auflage.

Leider scheinen diese verschiedenen Elemente des Widerstandes gegen die italienische Studienreise schon einen Erfolg erzielt zu haben: im Jahre 1904 fiel sie aus. Oder darf man die Hoffnung hegen, daß der Grund für den Ausfall nur in dem Rücktritt des hochverdienten Leiters des Archäologischen Instituts in Rom zu suchen ist? Es wäre im höchsten Grade zu bedauern und gewiß ein folgenschwerer Rückschritt in der Entwicklung des höheren Schulwesens, wollte man dieses bedeutsame Bindemittel zwischen Archäologie und Gymnasium in Zukunft aufgeben. Ich kann das nicht glauben, seitdem nach den eingehenden Aussprachen auf den Philologenversammlungen zu Dresden und Straßburg, wo namentlich die begeisterte Zustimmung der Vertreter der einzelnen Bundesstaaten klar zutage trat, die italienischen Kurse für lange Zeit gesichert schienen. Sollte das Reich trotzdem versagen, so müßten die Einzelstaaten solche Reisen etwa nach dem Muster der badischen, deren Vollkommenheit von den Teilnehmern überaus gerühmt wird, einrichten. Daß die Kurse selbst verbesserungsbedürftig sind, soll nicht geleugnet werden; auch hier kann ich Reuß' Vorschlägen nur zustimmen: sorgfältigste Auswahl der Teilnehmer, reichliche Unterstützung mit Geld, Stellung der Vertretung durch die Behörde, liberale Bemessung des Urlaubs; an Ort und Stelle selbst sind auf keinen Fall Fremde, wenn auch nur vorübergehend, zuzulassen, denn die Zahl von 20 offiziellen Mitgliedern ist bei der Führung durch die Sammlungen gerade groß genug. Aber auch mit ihren Mängeln sind die Kurse etwas überaus Erstrebenswertes, und im Gegensatz zu Seiler schließe ich diese Ausführungen damit, daß ich jeden, der die Teilnahme erlangt, für beneidenswert halte; die angenehme Reisegesellschaft, die sachkundige Führung durch das Wunderland, die praktische Anlage des Programms, die liebevolle Aufnahme in Rom auf dem Grund und Boden des mächtigen Deutschen Reiches, die Beseitigung aller Reiseunannehmlichkeiten, die kostenlose Zulassung zu allen Sammlungen können niemals durch die Vorteile ersetzt werden, die nach Seiler mit dem Alleinreisen verbunden sein sollen. Ich werde jedenfalls die sieben Wochen, die ich als „Girondist" in Italien weilen durfte, zu den schönsten meines Lebens rechnen, die ich nie und nimmer missen

möchte, und ich bin überzeugt, daß die allermeisten meiner damaligen Reisegefährten ebenso fühlen. Mit einigen derselben verbindet mich seitdem enge Freundschaft, und häufig fliegen Briefe und Karten hin und her, deren Grundton immer die Erinnerung an die unvergleichlich schönen italienischen Herbsttage bildet.

Es ist wiederholt betont worden, daß alle diese archäologischen Kurse Archäologen nicht erst ausbilden, sondern schon bewährte Archäologen mit dem Material in engere Beziehung setzen und mit den Resultaten der neuesten Forschungen bekannt machen wollen. Wie und wo sollen denn nun die, welche auf die Zulassung zu den Kursen Anspruch erheben, ihre Vorbildung erlangen und Beweise davon ablegen? Es gibt zwei Wege. Viele der älteren Philologen haben, nicht gerade aus Mangel an Interesse, sondern weil die Archäologie noch nicht die Wertschätzung genoß wie heute, auch die Einrichtungen an den Universitäten noch nicht so vollkommen waren, während ihrer Studienzeit sich wenig oder gar nicht darum gekümmert. Dieselben haben dann bei wachsendem Interesse, das sich im Verlaufe des Unterrichts in den verwandten Fächern meist einstellen wird, privatim ihre Lücken darin ausgefüllt und den Besuch von Museen und Vorträgen und die Darbietungen auf den Philologenversammlungen, wo die archäologischen Vorlesungen heute mit zu den am besten besuchten gehören, benutzt, um sich eingehender mit der Materie zu beschäftigen. Auch ohne Examen wird man die so ausgebildeten Archäologen leicht herausfinden, und man dürfte keinen Fehlgriff tun, wenn man sie zur Teilnahme an einem oder mehreren Kursen auswählt. Methodischer und heutzutage auch bequemer ist der zweite Weg. Man hört auf der Universität archäologische Vorlesungen und besucht vor allem die Übungen, die in dem mit der Universität verbundenen Museum veranstaltet werden. Hier lernt man die Werke lesen, ihre Eigenart verstehen und erkennen, worauf es bei der Beurteilung ankommt, kurz man setzt sich in den Besitz des archäologischen Einmaleins, und man wird sehr bald eine große Freude an diesen Übungen haben, besonders wenn man sich mit Erfolg in selbständiger Erklärung versucht. Ich halte es durchaus für eine Forderung der Billigkeit und der Gerechtigkeit gegenüber der Bedeutung, die heutzutage die Archäologie im Unterricht einnimmt, daß jeder klassische Philologe, Historiker und Germanist verpflichtet wird, an solchen Übungen teilzunehmen und diese Teilnahme nachzuweisen nicht nur formell im Testierbuche, sondern durch eine Prüfung beim Staatsexamen. Dabei soll es weniger darauf ankommen, daß er ein bestimmtes Wissen in der Geschichte der Kunst als vielmehr in der Methode der Betrachtung von Kunstwerken besitzt. Jeder, der einer der eben erwähnten Richtungen der Philologie angehört, kann und wird wiederholt in die Lage kommen, mit den Schülern Kunstwerke zu besprechen, und deshalb muß er mit der Art solcher Be-

sprechungen vertraut sein. Mit demselben Rechte, wie von einem Philologen Kenntnis der Altertümer oder der Metrik oder der Literaturgeschichte gefordert wird, weil sie zur Erklärung der Schriftsteller nötig ist, muß er auch bekannt sein mit den wichtigsten Werken der Kunst wie mit ihrer Erklärung; die Archäologie ist ebensogut ein Zweig der Philologie wie die andern erwähnten Disziplinen. Schüchterne Anfänge sind ja mit der Forderung eines solchen Examensnachweises endlich auch in der preußischen Prüfungsordnung von 1898 gemacht, nachdem andere Bundesstaaten, besonders Bayern, vorangegangen waren. Da heißt es nämlich (S. 10) bei der Prüfung im Griechischen und Lateinischen: „Verlangt wird Vertrautheit mit der Archäologie, soweit sie erforderlich ist, um durch sachkundige Behandlung zweckmäßig ausgewählter Anschauungsmittel den Unterricht wirksam zu unterstützen“. Wunderbarerweise fehlt ein solcher direkter Hinweis bei der Geschichte und Germanistik; allerdings wird bei Geschichte ein „Nachweis auch auf Verfassungs- und Kulturgeschichte sich erstreckender Kenntnisse“ verlangt, und man könnte sich dabei die Archäologie mitinbegriffen denken; indessen haben die Prüfungen bisher darauf wohl wenig oder gar keine Rücksicht genommen, und doch ist die Geschichte gerade das Fach, dem die Hauptleistung auf archäologischem Gebiete zufällt. Auch bei diesen Fächern ist also ein bestimmter Hinweis auf die Archäologie in der Prüfungsordnung unbedingt erforderlich. Wenn dazu dann noch gelegentliche Bemerkungen über die Wichtigkeit des Gegenstandes, für den das Interesse bei einer sachgemäßen Behandlung und geschickten Einflechtung in den Unterricht schon so wie so erweckt ist, auf der Schule erfolgen, auch die Universitätslehrer nicht müde werden, in ihren Vorlesungen sowie auch sonst darauf aufmerksam zu machen, dann wird es, meine ich, jeder Philologie Studierende für selbstverständlich halten, sich wenigstens so weit mit der Archäologie zu beschäftigen, daß er den Anforderungen, die sein Beruf an ihn stellen muß, genügt. Manche wenden nun ein, nicht jeder interessiere sich für Archäologie, und die zwangsweise Beschäftigung mit derselben könne ihr nicht zum Nutzen gereichen, und der Betreffende werde immer ein Stümper in der Behandlung von Kunstwerken bleiben. Demgegenüber ist zu bemerken, daß der Zweige der einzelnen Wissenschaften heute so viele sind, daß ihre Jünger nicht immer gleiches Interesse für alle haben werden, aber so weit muß es jeder in jedem einzelnen Zweige bringen, daß er gelegentlich Gebrauch davon machen kann. Nach meiner Auffassung ist es noch nicht einmal wünschenswert, daß alle Philologen einer Anstalt gleiche Befähigung und Begeisterung für die Archäologie besitzen; sonst könnte, wenn jeder jede Gelegenheit benutzt, um sich mit Feuereifer auf die „Kunst“ zu werfen, ein Allzuviel leicht eine Übersättigung bei den Schülern herbeiführen und das Gegenteil be-

wirken von dem, was beabsichtigt wird. Der Nachweis archäologischer Kenntnisse bei der Staatsprüfung kann diesen künstlerisch minder Begabten trotzdem ebensowenig erlassen werden wie andern der in den Altertümern, der Metrik oder der neuesten Verfassungsgeschichte.

Mit dieser stärkeren Betonung der Archäologie beim Staatsexamen werden einmal die nicht unberechtigten Forderungen der archäologischen Universitätsprofessoren erfüllt, dann aber auch die Wünsche praktischer Schulmänner berücksichtigt. Namentlich Geheimrat Krüger, der Dezernent des anhaltischen höheren Schulwesens, der ein überaus warmes Herz für die Archäologie besitzt und die ihm unterstehenden Anstalten mit reichem archäologischen Anschauungsmaterial ausgestattet hat, der auch den Kursusteilnehmern erhebliche Unterstützungen erwirkt, hat in diesem Sinne auf der Dresdener und Straßburger Philologenversammlung seine Stimme erhoben. Im Prinzip hat er dort, namentlich seitens der Universitätslehrer, allgemeine Zustimmung gefunden. Ein besonderes Examen in der Archäologie — man müßte sie denn als Hauptstudienfach gewählt haben — will auch er nicht — wie ihm wohl mißverständlich von mancher Seite zugeschrieben wurde —, sondern nur eine Prüfung innerhalb des bisherigen Rahmens des Staatsexamens. So soll auch meine frühere Äußerung am Ende des oben erwähnten Aufsatzes aufgefaßt werden, wo ich eine archäologische Fachprüfung verwerfe; einer Heranziehung der Archäologie beim Staatsexamen war ich nie entgegen. Wenn damit — und das wenden die Gegner noch ein — eine Mehrbelastung der Kandidaten des höheren Lehramts verbunden ist, so ist zu bemerken, daß alle Wissenschaften fortschreiten und immer mehr Anforderungen an ihre Jünger stellen — auch die Geschichte wird auf den Gymnasien nicht mehr bloß bis 1870 verlangt. Nötigenfalls muß erwogen werden, was etwa an den andern Prüfungsforderungen nachgelassen werden könnte.

Mag nun aber ein Oberlehrer auf der Universität oder durch späteres Privatstudium sich die nötigen Kenntnisse und das erforderliche Verständnis für die Archäologie erworben haben, jedenfalls dürfte es der vorgesetzten Behörde bei einigem guten Willen nicht schwer sein, die geeignetsten Elemente zur Teilnahme an den Ferienkursen herauszufinden. Und wenn nur solche hingeschickt werden, dann dürfte auch der Widerspruch seitens der Universitätsprofessoren, der einzig berechtigte, schwinden. Die Kurse werden sich dann immer mehr einbürgern und immer weiter ausdehnen und zum Segen für Schule, Haus und Vaterland das Band zwischen Gymnasium und Archäologie immer fester knüpfen.

Dessau. G. Reinhardt.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Nodnagel, Das höhere Schulwesen im Großherzogtum Hessen. Gesetze, Verordnungen und Verfügungen. Erster Nachtrag. (März 1903 — Juli 1904.) Gießen 1905, Emil Roth. 46 S. 8. 1,20 ℳ.

Dem Beispiele Adolf Beiers bei dessen Bearbeitung des entsprechenden Werkes für die höheren Lehranstalten Preußens folgend, hat der Herausgeber des im Oktoberheft 1904 dieser Zeitschrift angezeigten Buches eine Ergänzung erscheinen lassen. Sie schließt sich in der äußeren Einrichtung dem Hauptwerk völlig an. Aus dem Inhalt ist hervorzuheben die Empfehlung der Allgemeinen hessischen Beamten-Sterbekasse mit dem Sitz in Darmstadt (S. 16), der Lehrplan der Großherzoglich hessischen Landwirtschaftsschule zu Groß-Umstadt (S. 18), die Verfügung betreffend die Mineraliensammlungen an höheren Schulen (S. 26), ferner die betreffend die Gebühren für Prüfungen von Nichtschülern (S. 29: den Betrag von 20 ℳ haben diejenigen zu zahlen, welche an einer Anstalt, ohne ihr als Schüler anzugehören oder beizutreten, zum Nachweis der Reife für eine der Klassen unterhalb der Prima geprüft werden wollen). Bemerkenswert ist auch die Regelung des Schulgeldes an den höheren Schulen (S. 41), endlich eine Verfügung, welche die Aufnahme von Mädchen in die höheren Schulen als eine Vergünstigung bezeichnet, die nur ausnahmsweise zugestanden werden könnte.

Nordhausen a. Harz. **Max Nath.**

---

1) **Heinrich Rinn und Johannes Jüngst, Kirchengeschichtliches Lesebuch** für den Unterricht an höheren Lehranstalten. (Schülerausgabe.) Tübingen und Leipzig 1905, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). XI u. 176 S. gr. 8. 1,50 ℳ, geb. 2 ℳ.

Im vorigen Jahre hatte ich in dieser Zeitschrift LVIII. Jahrgang, S. 506—8 das in dem gleichen Verlage erschienene „Kirchengeschichtliche Lesebuch der beiden gelehrten Verfasser für den Unterricht an höheren Lehranstalten und zum Selbststudium“ angezeigt und als eine mit Sorgfalt und geschickter Überlegung abgefaßte Zusammenstellung von Schriften und Urkunden, an die

auch der Lehrer der Kirchengeschichte sonst nur mit Mühe und Zeitverlust und, wenn ihn die Schulbibliothek im Stiche läßt, oft gar nicht herankommt, angelegentlichst empfohlen. Aber einer Einführung als Lehrbuch an den höheren Schulen habe ich widersprochen, weil durch seinen reichen Inhalt neben einem Kompendium der Kirchengeschichte oder dem freien Vortrage des Lehrers Schüler wie Lehrer zu sehr belastet würden. Besprechungen in anderen Zeitschriften haben sich in ähnlicher Weise geäußert. Diesen Bedenken hat der Verleger, wie es in der Vorrede unseres Buches heißt, Rechnung getragen. Auf seine Anregung ist die vorliegende kleine Ausgabe veranstaltet worden, an Umfang etwa auf die Hälfte der großen beschränkt, im Preis sehr niedrig angesetzt. Der Charakter des Ganzen und die Anlage sind dieselben geblieben; nur eine dem geschichtlichen Werdegang entsprechende Reihenfolge der Quellenstücke, verbunden mit einer kurzen Charakteristik der letzteren kann dem Schüler ein Verständnis der Kirchengeschichte vermitteln. Neu hinzugekommen ist eine Zeittafel; sie soll den Schüler bei Wiederholungen unterstützen, teilweise auch, wie die Anmerkungen, dem Lehrer Gelegenheit geben zu weiteren Ausführungen, je nachdem Zeit und Lust vorhanden ist. Da die Quellenstücke alle in Übersetzungen geboten sind, so ist die Verlagsbuchhandlung erbötig, falls Gymnasien, die den Leitfaden durch das vorliegende Buch ersetzen wollen, von bestimmten Stücken auch den Grundtext wünschen, diesen in einem Ergänzungsheft zu mäßigen Preisen zu liefern. — Letzteres wäre sehr wünschenswert, da wir Lehrer doch kaum zu allen Quellen herankommen. Die Verf. haben mit dieser knappen Quellenausgabe einen glücklichen Schritt getan; wir können in dieser Form das Buch allen Schulen nur dringend empfehlen. Jeder Lehrer und sicher jeder Schüler, auch wenn er die Schule verlassen hat, wird an dem Buch seine Freude haben. Indem ich für das Ganze auf die oben erwähnte Besprechung verweise, bemerke ich für unser Buch, daß die Belege aus den ersten Jahrhunderten 33 Seiten umfassen, die Mitteilungen zur Geschichte des Mittelalters 35 Seiten, die Zeit der Reformation und der Gegenreformation 47, die neue Zeit 58 Seiten. Die Verfasser haben eine reiche Anzahl Urkunden, die für das Verständnis der Entwickelung der Kirche von Bedeutung sind, zusammengestellt und bis zur Gegenwart fortgeführt. Ganz besonders wertvoll ist die Sammlung zur Geschichte der Reformation; da erwähne ich die Auswahl aus Luthers Thesen, die Auszüge aus den großen reformatorischen Hauptschriften von 1520, aus der Augustana, aus dem Consensus Tigurinus, die Quellen über den Jesuitenorden. Die neuere Zeit führt uns in besonderer Fülle das Material zum Verständnis des Pietismus vor, der Aufklärung, der Unionsbestrebungen in Preußen, des freien kirchlichen Vereinswesens, der Missionsgesellschaften, einzelner religiöser Typen: Claus Harms,

Frh. v. Stein, Goethe, David Strauss, Bismarck, Rothe, hervorragende Naturforscher. Höchst schätzenswert sind die Dokumente über die letzten Bewegungen in der katholischen Kirche und den Kulturkampf, den Syllabus, die Infallibilität des Papstes; sehr dankenswert der Briefwechsel zwischen Pius IX und Kaiser Wilhelm I, die Los von Rom-Bewegung in Österreich und Frankreich. — Den Schluß bildet ein Anhang altchristlicher Lieder und Hymnen in Übersetzungen.

Die Verfasser wie der Verleger verdienen für diese Ausgabe reichen Dank. Die äußere Ausstattung, Papier und Druck sind vorzüglich.

2) Franz Heuck, Zum Religionsunterricht an höheren Schulen. Berlin 1904, Alexander Duncker. 53 S. 8. 1 *M*.

Die vorliegende Schrift ist mit ernstem Nachdenken und anerkennenswertem Freimut angefertigt. Ihre Lektüre ist auch denen, die ihren letzten Absichten nicht beistimmen, sehr zu empfehlen. Verf. geht von der Aufgabe aus, die dem Religionsunterricht in den amtlichen Bestimmungen von 1901 gestellt sind. Nach diesen soll auf die lebendige Annahme und wirkliche Aneignung der Heilstatsachen und der Christenpflichten der Nachdruck zu legen sein. Das ist eine Forderung, die nach des Verf. Ansicht kein Unterricht, keine Methode leisten kann. Nur eine Persönlichkeit vermag persönliches Leben zu erwecken; sie vermag es, ohne es jedesmal selbst zu wissen, sie vermag es wohl dann am ersten, wenn sie es am wenigsten beabsichtigt. Warum und wie ein Geistesfunke vom Lehrenden zum Lernenden überspringt und hier ein Feuer entfacht, das bleibt ein Geheimnis. Das kann also nicht als Ziel des Unterrichts hingestellt werden. Der Religionsunterricht, wenn er nicht Schaden stiften soll, kann nicht anders verfahren als jeder andere Unterricht; er wendet sich ausschließlich an den Verstand, an das logische Denkvermögen. Es werden in ihm Angelegenheiten des Gemüts behandelt, aber allein verstandesgemäß. Religion ist Herzenssache; Religionsunterricht ist aber etwas anderes als Religion selbst und deshalb nicht Herzenssache, sondern wie jeder andere Unterricht Verstandessache. Religion selbst, die liegt außer unserer Macht, aber religiöses Verständnis, das können wir wecken und damit auch zur Charakterbildung beitragen. Denn Festigkeit des Willens bedingt Klarheit und Schärfe des Denkens. Charakterlosigkeit oder Charakterschwäche sind meist einfache Folgen von mangelnder Intelligenz. Ein Verstandesmensch braucht noch nicht ein edler Mensch zu sein, aber ein dummer Mensch kann nie und nimmer ein edler Mensch sein. Der Glaube fängt da an, wo unser Verstehen aufhört. Die jeweilige Grenze zwischen Glauben und Verstehen kann aber nur der Verstand oder die verstandesmäßige Erkenntnis abstecken. Mag sich auch die Grenze noch so sehr verschieben, der Glaube in seinem innersten Wesen bleibt sich

stets gleich; es ist nichts anderes als das zur Ruhe Kommen mit sich und mit Gott. Dem Verstande aber willkürliche Grenzen setzen wollen, führt zur Unwahrheit, Heuchelei, schamlosen Aberglauben und Fanatismus.

Der erziehliche Religionsunterricht mit seinen religiösen Ermahnungen und sittlichen Betrachtungen im Anschluß an die biblischen Geschichten kann nur zerstören, was das Haus durch die maßgebenden Vorbilder, Vater und Mutter, im Kinde aufbaut; was das Elternhaus sündigt, kann die Schule durch planmäßigen Unterricht in Moral und dogmatischer Theologie nicht gut machen. Wenn jemand einen Blindgeborenen durch Unterricht in der Optik heilen wollte, würde man ihn unbedingt für verrückt erklären. Will jemand die angeborene Schlechtigkeit durch moralisierenden Unterricht heilen, so kann unser Urteil darüber auch wohl kaum noch zweifelhaft sein. Es ergibt sich, daß der Religionsunterricht überhaupt nichts für Kinder ist; sobald die Schüler keine Kinder mehr sind, hat er seinen Platz.

Wie der Unterricht im Anschluß an die biblischen Geschichten und den Katechismus die ihm von der Behörde gesteckte Aufgabe nie erfüllen kann, sucht Verf. durch Einzelbetrachtungen eingehend darzulegen. Er schließt die interessante Abhandlung mit den Worten: „Ich glaube, wir dürfen Kindern gegenüber wirklich etwas getroster sein und von unserer Leistungsfähigkeit — gerade ihnen gegenüber — etwas bescheidener denken. Es handelt sich bei ihrer religiös-sittlicher Bildung nicht so sehr darum, aus ihnen etwas zu machen, als vielmehr darum, an ihnen nichts zu verderben. „Solcher ist das Reich Gottes“ hat Jesus von den Kindern gesagt, nicht etwa: wird es sein — nach voraufgegangenem, gründlichen Religionsunterricht“.

Lehrbar ist die Religion als Geschichtstatsache. Der Unterricht ist damit an die Oberklassen zu verweisen in 4 Pensen: Geschichtliche Behandlung des Alten Testamentes U II, Geschichte Jesu O II, Paulus und Johannes U I, Kirchengeschichte — Confess. Aug. u. Katechismen O I. Der Religionsunterricht, ein wissenschaftlicher Unterricht wie jeder andere Unterricht auf einer höheren Schule, nicht mehr — aber auch nicht weniger!

Was Verf. vorträgt, fordert zu ernstem Nachdenken auf. Aber was er will, liegt doch nicht weit ab von der Forderung, daß der Religionsunterricht überhaupt aus der Schule auszuschliessen ist. Denn wird seine Aufgabe wesentlich als historischer Unterricht bestimmt, so ist er auch dem Historiker zuzuweisen, wie diesem auch die Kunstgeschichte zugewiesen wird; denn auch die, welche den Religionsunterricht aus der Schule weisen, werden doch nicht fordern, daß die Gründung der Kirche und ihre Geschichte den Schülern vorenthalten wird. Es ist möglich, daß es einst dahin kommt. Aber eine Gefahr wird schwerlich dann abzuwenden sein. Die religiösen Gesellschaften

— evangelische wie katholische — werden den Jugendunterricht nicht darangeben wollen, die Zahl der Geistlichen und Priester wird um vieles erhöht werden, und die Schulen werden dann wohl ihre Klassenräume hergeben müssen zum Unterricht der Geistlichen, diese werden dann wohl gar Sitz und Stimme in der Lehrerkonferenz fordern.

Mir will als das wichtigste zu erstrebende Ziel erscheinen die Aufhebung der Inspektion des Religionsunterrichtes durch Generalsuperintendenten und Bischöfe. Erst dann, wenn die Schule der Einwirkung der kirchlichen Behörden frei und ledig geworden ist, wird sie imstande sein, den Lehrstoff des Religionsunterrichtes festzusetzen; dann erst ist Gelegenheit, neue Bahnen zu gehen. So lange bleibt es trotz der verständigsten Vorschläge beim alten.

Stettin. Anton Jonas.

L. Viereck, Zwei Jahrhunderte deutschen Unterrichts in den Vereinigten Staaten. Mit 5 Gruppenbildern und 8 Vollbildern. Braunschweig 1903, Friedrich Vieweg & Sohn. XVI u. 293 S. gr. 8. 5 *M*.

Vorausgeschickt ist dem Buche außer der Vorrede des Verf. ein Geleitwort von Prof. Dr. Ewald Horn-Berlin. Das Werk ist die Neubearbeitung eines umfänglichen Berichtes über denselben Gegenstand, der Viereck vor einigen Jahren vom United States Bureau of Education übertragen worden war. Als eine kulturgeschichtliche Angelegenheit von allgemeinem Interesse sucht Viereck die Entwicklung des deutschen Unterrichts in den Vereinigten Staaten zu würdigen, indem er historisch-statistisch den Einfluß deutscher Bildung in Amerika untersucht; denn für die gebildeten Amerikaner bedeutet Deutschland ungefähr ebensoviel, wie das klassische Griechenland für die alten Römer; man erblickt in Berlin geradezu das Athen der modernen Welt oder, wie sich einer der namhaftesten Schulmänner des Landes einmal ausdrückte, den Weltmittelpunkt der humanen Bildung. Der erste Hauptteil gibt eine Übersicht über die geschichtliche Entwickelung des deutschen Unterrichts in drei Epochen: 1) vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis 1825; 2) von 1825 bis 1876; 3) von 1876 bis zur Jahrhundertwende (S. 2—95). Der zweite Hauptteil schildert den gegenwärtigen Stand des deutschen Unterrichts (S. 96—220), und zwar in den Kollegien und Universitäten, den öffentlichen Sekundärschulen, den öffentlichen Volksschulen, den Lehrerbildungsanstalten, den Kirchenschulen, den Vereins- und Privatschulen, den Sommer- und Abendschulen, Kindergärten, sowie im Turn-, Gesang- und Handfertigkeitsunterricht. Den Abschluß dieses Teiles bildet eine Statistik des deutschen Unterrichts. Der dritte Hauptteil (S. 221—258) bespricht die Zukunft des

deutschen Unterrichts. Im Anhang folgen biographische Notizen über die bedeutendsten Förderer des deutschen Unterrichts (S. 259—286) und eine Darlegung der Wirkung desselben auf die Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika (S. 286—293).

Die Betrachtung des so außerordentlich vielgestaltigen, von unseren Einrichtungen in den mannigfachsten Punkten abweichenden amerikanischen Unterrichtswesens vom Gesichtspunkte des deutschen Sprachunterrichts aus bietet für Schulmänner und für Laien sehr viel des Interessanten.

Solingen. Adolf Lange.

H. Klenz, Wörterbuch nach der neuen deutschen Rechtschreibung. Sammlung Göschen. Leipzig 1904, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 268 S. 8. 0,80 *M*.

Zu den Wörterbüchern der neuen deutschen Rechtschreibung, von denen wir mehrere in dieser Zeitschrift angezeigt haben, ist nun noch ein neues hinzugekommen, welches wir dem überaus rührigen Göschenschen Verlage verdanken, dessen weit bekannte Bändchen Darstellungen hervorragender Schriftsteller aus den mannigfachsten Wissensgebieten in geschmackvoller Ausstattung zu sehr mäßigem Preise bieten. Der Herausgeber hat die besten Wörterbücher und andere auf Sprachforschung bezügliche Hilfsmittel, auch Verdeutschungswörterbücher für seine Arbeit zu Rate gezogen. Eine große Anzahl von Stichproben, die wir unternahmen, lieferten uns den Beweis für die Reichhaltigkeit des Buches. Die Anordnung und der Druck sind sehr übersichtlich, die in 3 Spalten geteilte Seite zeigt zweierlei Druck: einen größeren bei den Stichworten und ihren Abteilungen, einen kleineren bei den Erklärungen. Und diese Erklärungen erstrecken sich auf die verschiedenartigsten Dinge und Verhältnisse. Wir finden hier Sprachgeschichtliches, Grammatisches, Ableitungen, ganz besonders auch Verdeutschungen von Fremdwörtern. Das Buch wird so auch zu einem Fremdwörter- und Verdeutschungswörterbuch. Bei dem verhältnismäßig nicht sehr erheblichen Umfang des Werkchens wundert man sich über die Reichhaltigkeit des Inhalts. Eines möchten wir hinsichtlich der Anordnung noch hervorheben: die Stichworte sind von den aus ihnen gemachten Ableitungen durch senkrechte Striche geschieden, was dem Auge die Übersicht erleichtert.

Wir haben hier ein Büchlein vor uns, welches für jeden ein sehr brauchbares Hilfsmittel ist. Es eignet sich namentlich wegen seiner Handlichkeit sehr für den Schreibtisch, an dem man so oft sprachlichen Rates bedarf. Es sei allen Kreisen aufs angelegentlichste empfohlen.

Köslin. R. Jonas.

---

1) Karl Niebuhr, Leitfaden der deutschen Grammatik. Zweite, verbesserte Auflage. Hannover und Leipzig 1904, Hahnsche Buchhandlung. III u. 85 S. 8. geb. 1 *M*.

Das Buch ist im Lehrerkollegium der Leibnizschule zu Hannover durchberaten worden, indem es zunächst zur Beigabe des Osterprogramms dieser Anstalt für 1902 ausersehen war. Auf Grund der im Unterricht mit ihm gemachten Erfahrungen mit manchen Verbesserungen bedacht, ist es seit $1^1/_2$ Jahren zur Einführung an der genannten Schule amtlich genehmigt worden. Es trägt aber nicht nur den Bedürfnissen einer Reformschule, sondern auch dem allgemeinen Lehrplane der höheren Schulen Rechnung.

Mein Eindruck von dem Buche ist ein recht günstiger. Man merkt auf Schritt und Tritt, daß Fachmänner es bei seinem Entstehen unter der Hand gehabt haben. Für Lehrer des Deutschen gibt es bei der ihm eigenen Kürze wenig Neues, den Jüngeren unter ihnen aber manchen wertvollen Fingerzeig für die eigene Praxis. Damit hat es, in der üblichen Einteilung: Laut-, Wort-, Satz- und Wortbildungslehre gehalten, seine Existenzberechtigung erwiesen.

Die Lauttafel ist nach Viëtor entworfen, dessen Aufstellungen, wie ich ergänzend bemerke, auch aus seinem Vortrage: Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren? (Marburg, Elwertsche Verlagsbuchhandlung) ersichtlich sind. Wie Buchstabe und Laut, phonetische und etymologische Schreibung voneinander abweichen, wird kurz angedeutet. Die Neutra werden als geschlechtslos bezeichnet; nachgewiesen wird auch, wie das verschiedene grammatische Geschlecht der Maßbestimmungen enthaltenden Wörter auf die Bildung des Plurals einwirkt, desgleichen der Unterschied zwischen Superlativ und Elativ (absolutem Superlativ), den die Schüler nicht erst in höheren Klassen kennen lernen sollten. Vortrefflich ist die Einteilung der Verben mit Rücksicht auf Objekt, Subjekt, ihren Gebrauch als Prädikat und ihre Umendungsformen (Konjugation). Daß das Futurum eine junge und noch heute verhältnismäßig selten angewendete und daher durch andere Ausdrucksweisen ersetzte Verbform ist, ist dem Schüler z. B. auch für die lateinische consecutio temporum beim fehlenden Konjunktiv der Futura nützlich zu wissen. Recht gut sind die Bemerkungen zur Konjugation (§ 36), die Warnung betreffs der Zusammenstellung zweier Präpositionen (§ 38 am Ende) und betreffs der Verwendung des Condicionalis in Nebensätzen (§ 58,7), wo es freilich statt: im Hauptsatze genauer: im übergeordneten Satze heißen sollte (er sagte, daß er gekommen sein würde, wenn er Zeit gehabt hätte). Die Erklärung des Objekts beim Adjektiv wird man willkommen heißen, auch die dem tatsächlichen Gebrauche entsprechende Entscheidung über Konjunktiv Präs. und Imperf. in indirekter Rede (§ 53 B).

Der kurze Abschnitt über die verschiedenen Arten der Wortbildung (§ 63 Einleitung) gibt dem Schüler ein klares Bild der Sache, und darauf kommt es ja doch in einem solchen Buche vor allem an.

Nun aber einige Desiderata. § 4 und § 28 vermisse ich eine das Regelrechte ins Auge fassende Darstellung des E-Wechsels d. h. des i-Umlautes aus ursprünglichem e, um uns nicht zu einer veralteten Auffassung des sprachlichen Vorganges zurückgeführt zu sehen. Ist S. 29 d der Konjunktiv „der Modus der Nichtwirklichkeit", so nimmt es sich sonderbar aus, wenn er erst nach drei anderen Verwendungen an vierter Stelle endlich die Nichtwirklichkeit ausdrückt. Für die Lehre vom Imperativ (S. 30) gibt Sütterlin in seinem bekannten Buche (S. 184 Nr. 211) das Richtige an die Hand. Wie kann man: er soll gehen und laßt uns gehen für deutsche Imperative erklären! Oder ist z. B. die 2. Person des Futurums ein Imperativ, weil sie ihn vertreten kann? Das Schema hat lediglich geh und gehet zu bieten. § 28 wünschte ich einen Hinweis auf das schwierige Verb genesen. § 29 sollen gewisse starke Verba „die Bedeutung von machen in sich aufnehmen". Läßt sich das nicht besser sagen, um der Eigentümlichkeit der Causativa (Faktitiva) beizukommen? Relative und fragende Nebensätze (S. 66) werden nicht bloß durch Pronomina eingeleitet. Wenn im Deutschen das betonte Wort vorangestellt wird (§ 50), so möge das, im Gegensatze zur grammatischen Funktion der Wortstellung im Französischen, die logische Wortstellung genannt werden (vgl. grammatisches und logisches Subjekt — § 43 — und z. B. auch das logische Prinzip des Reims bei der Alliteration im Gegensatz zum musikalischen beim Endreim). Ebenda (S. 66 Z. 5 v. u.) entbehrt man — auch mit Rücksicht auf S. 55 Z. 5 ff. v. o. — ungern einen deutlich einschränkenden Zusatz (freilich, aber) zu der Behauptung, daß die Prädikatsbestimmungen hinter das Prädikat gehören. § 54 ist, dünkt mich, kaum zu verstehen. Setzt man (S. 74) das vergleichende als durchaus bei Ungleichheit der verglichenen Dinge, so darf man folgerecht nicht ebenso reich als wohltätig sein. Die partizipialen Wendungen S. 76 a halte ich eher für Adverbial- als für Attributsätze. S. 78, 5) lesen wir den Satz: Weh euch, ihr stolzen Hallen! und dazu die Regel: Vor und nach der Anrede steht ein Komma. Es gibt eben Fälle, wo das nicht zutrifft, und auf sie werde der Schüler aufmerksam gemacht! 6 Zeilen später ist statt von einem neuen vielmehr von einem „eigenen" Subjekte des folgenden Satzes zu sprechen; das beigebrachte Beispiel erschöpft die Regel über das Komma vor und nicht. S. 79 Z. 14 v. o. lasse man lieber die Aufforderung an den Schüler ergehen: Groß schreiben nach diesem Doppelpunkt! S. 6 Zeilen später! Das Kolon, hinter dem mit kleinem Anfangsbuchstaben fortgefahren wird, scheint

überhaupt nicht ins Auge gefaßt zu sein. S. 83 kann auch Freundschaft als Konkretum vorgestellt werden: 1 Mos. 12,1. S. 84, 1 (oder § 47) dürfte eine Warnung vor dem „bittern Apfelsinenverkäufer" Platz greifen. S. 29, 4) ist statt ist doch wohl sind zu schreiben (s. S. 28, b) und S. 68 Z. 13 v. u. das Komma zu tilgen.

Papier und Druck sind schön und klar und verderben also den guten Eindruck nicht, den das Büchlein hinterläßt.

2) J. C. A. Heyse, Leitfaden zum gründlichen Unterrichte in der deutschen Sprache für höhere und niedere Schulen sowie zum Selbstunterrichte nach den größeren Lehrbüchern der deutschen Sprache. Siebenundzwanzigste, verbesserte Auflage, besorgt von Otto Lyon. Hannover und Leipzig 1904, Hahnsche Buchhandlung. V u. 157 S. 8. geb. 1,80 *M*.

Die Verbesserung, die das Buch erfahren hat, zeigt sich vornehmlich in der Durchführung der neuen einheitlichen Rechtschreibung — für die in Preußen freilich die zum Gebrauch in den Kanzleien herausgegebene Zusammenstellung vergleichsweise heranzuziehen ist — und in hier und da vorgenommenen Kürzungen, die wünschenswert schienen. Im übrigen ist es auch unter dem neuen seit 1885 eingetretenen Herausgeber nach Anordnung und Gruppierung des Stoffes im wesentlichen immer noch der alte Heyse, der zu uns spricht, und man kann ihm immer nur wieder das Zeugnis ausstellen, daß seine Unterweisung in der deutschen Sprache auch in diesem Abriß eine gründliche und in den Gegenstand nach allen Seiten hin einführende ist.

Daß der jetzige Herausgeber manches Unrichtige beseitigt und dem neueren Stande der Sprachwissenschaft entsprechende Ergänzungen eingefügt hat, ist ebenso selbstverständlich wie dankenswert. In der angehängten Verslehre hat er mit Recht das aus den alten Sprachen übernommene quantitierende Prinzip durch das unsrer Muttersprache zugrunde liegende akzentuierende ersetzt. Doch möchte ich gleich hier bemerken, daß S. 149 Anm. ein Hinblick auf das, was die Alten unter Arsis (nämlich des Fußes beim Skandieren zur Andeutung des schlechten Taktteiles) verstanden, uns davor bewahren sollte, die sog. weibliche Zäsur „nach der Senkung", statt in dieselbe, fallen zu lassen. Lyon selbst unterscheidet ja (S. 150 oben) von der Zäsur, dem Einschnitte, ausdrücklich den Versabschnitt. Vermutlich liegt nur eine Ungenauigkeit des Ausdrucks vor, da ebenda (S. 149 Z. 13 v. o.) die Möglichkeit hervorgehoben wird, daß die Senkung zweisilbig ist. Freilich ist es dann nicht wohl getan, S. 151 Z. 8 v. u. — wiederum bei der weiblichen Zäsur — geradezu von einer „ersten Senkung" des betreffenden Versfußes zu sprechen, als ob dieser mehr als eine, wenn auch aus mehreren Silben bestehende, Senkung haben könnte. Im übrigen bereitet ein Spaziergang durch das Buch Freude. Recht beachtenswert sind die überall

eingestreuten Anmerkungen, die mancherlei enthalten, was für weiter fortgeschrittene Benutzer des Leitfadens von Interesse ist.

Aufgefallen ist mir bei der Durchsicht des Buches folgendes. S. 11 Anm. 3 muß es in der zweiten Zeile statt Zusammensetzung Verdoppelung heißen. Warum S. 35 Z. 21 v. o. Demosthenes' Reden lieber nicht gesagt werden soll, weiß ich nicht, auch nicht, warum man S. 41, 4 die Fassung der Frage: Kennen Sie sie? ernstlich sollte vermeiden müssen. S. 49 Z. 5 v. o. könnte man vielleicht darüber belehrt werden, ob ein schönes Ganzes oder ein schönes Ganze, wie Wustmann verfügt, zu sagen sei, und S. 53 wäre bei der Behandlung der Vorsilbe ent ein Hinweis auf die Verbindungen sich entblöden und sich nicht entblöden wohl nicht unwillkommen. Gerade sie werfen ein Licht auf die verschiedenen Bedeutungen dieses Präfixes. S. 55, 4 soll durch den Modus die Vorstellung des Redenden Subjekt und Prädikat in besonderer Weise miteinander verknüpfen, woraus sich die Wirklichkeits-, die Möglichkeits- und die Notwendigkeitsform ergebe. Nun handelt es sich aber bei der Einteilung der Urteile nach der Modalität, indem sie entweder assertorisch, problematisch oder apodiktisch sind, um das Verhältnis der Aussage zum Erkenntnisvermögen überhaupt; die Beziehung zwischen Subjekt und Prädikat faßt vielmehr ihre Einteilung nach der Relation ins Auge. Hierher würde der Condicionalis (S. 75) gehören, während sich dem Verfasser aus der auf S. 89, 3 richtig angesetzten Modalität Aussage-, Frage-, Wunsch- und Heischesatz entwickeln. — Wenn (S. 58) beim Verb sprechen die Verwandlung des e in i in den bekannten Formen Lautbrechung genannt wird, so unterlasse ich nicht darauf hinzuweisen, daß Lyon in seinem Handbuche der deutschen Sprache (und mit ihm Scheel in der Ausgabe für preußische Schulen) diesen Vorgang als Umlaut aufgefaßt haben will, was durchaus Billigung finden darf. Muß S. 77, 6 Anm. zu 2 das Partizip betreffend notwendig im passiven Sinne genommen werden? Sind S. 116, 1. Z. v. u., benehmen und betragen „ausschließlich reflexive" Verben? S. 143 Anm. 1 u. 3 könnte für richtige Zeichensetzung auf das Beispiel hingewiesen werden: Hat er dich gefragt, über welchen Gegenstand ich Vortrag gehalten habe? Kann man denn etwa sagen, daß die indirekte Frage der Form nach „nicht fragender Nebensatz" sei? „An sich fragend" kann ein Nebensatz nur seinem Inhalt nach sein, und das ist beim indirekten Fragesatze der Fall. S. 156 Z. 2 v. u. wird Werk und Berg als nicht reiner Reim bezeichnet und kurz vorher betreffs der Reinheit des Reims gesagt, über sie entscheide „bei einer richtigen Aussprache bloß das Gehör". Lyon verlangt also, daß der Auslaut des zweiten Wortes anders gesprochen werde als der des ersten. Das ist meines Erachtens gesucht, und ich denke wohl

nicht allein so. So lesen wir immerhin z. B. in Niebuhrs oben besprochenem Leitfaden der deutsch. Gramm. S. 2: „Die stimmhaften b, d, g werden auslautend wie p, t, ch, k gesprochen; denn es decken Laut und Buchstabe sich nicht immer (Weg — Rang)“; doch nennt ja auch Lyon Bild — schwillt einen reinen Reim. Danach scheint er eine mir nicht geläufige Aussprache des g in Berg im Auge zu haben. S. Viëtor: Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren? 3. Aufl. S. 20 Anm.

Pankow b. Berlin. Paul Wetzel.

Friedrich Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. I. Die Zeit bis zur Einführung des Christentums. Zweite, vermehrte Auflage. Halle 1905, Buchhandlung des Waisenhauses. 118 S. 8. geb. 2,20 M.

Wenn die Lehrpläne von 1901 von dem deutschen Lehrer „tieferes Verständnis unserer Sprache und ihrer Geschichte“ verlangen und von der Unterweisung in der Muttersprache erwarten, daß sie „dem Schüler einen sicheren Maßstab für die Beurteilung des eigenen und fremden Ausdrucks biete, ihn auch noch später in Fällen des Zweifels leite und ihm einen Einblick in die Eigenart und die Entwicklung seiner Muttersprache gebe“, so muß man das Buch Seilers mit besonderer Freude begrüßen, das in der 2. Auflage durch Nachprüfung und Umarbeitung noch bedeutend an Wert gewonnen hat. Denn es dient in hervorragender Weise, den deutschen Lehrer mit dem notwendigen tieferen Verständnis auszurüsten, und ist so gehalten, daß es auch begabteren Primanern mit Erfolg in die Hand gegeben werden kann.

Es liegt ja in der Natur der Sache, daß nicht jeder, der sich die Lehrbefähigung im Deutschen für die I. Stufe erworben hat, auf diesem Gebiete besondere Studien gemacht hat. Es wird aber von ihm erwartet, daß er in O II und bei der Wiederholung in I mit einigem Geschmack von der geschichtlichen Entwicklung der Muttersprache rede und es verstehe, den Schülern Interesse für dieses nationale Gut beizubringen. Dies geschieht aber, wenn man sie nicht nur auf die lautlichen Veränderungen und auf die Unterschiede zwischen Schriftsprache und Dialekten aufmerksam macht, sondern sie auch auf die verschiedenen Bestandteile des Wortschatzes hinweist und die Darstellung in der Weise belebt, wie es Seiler mit dem Kapitel der Lehnworte sehr geschickt getan hat.

Er zeigt uns, wie die Kultureinflüsse, denen wir im Laufe der zwei Jahrtausende unserer Geschichte von anderen Völkern her ausgesetzt gewesen sind, in unserer Sprache ihre deutlichen Niederschläge zurückgelassen haben, und gibt uns an der Hand der Lehnwörter einen Einblick in die Reihenfolge und Art dieser ausländischen Einflüsse. In der Methode und Beurteilung zeigt

er sich als bewährter Germanist, seine Erwägungen bei den oft recht schwierigen Fragen sind besonnen, seine Darstellung vermeidet alle überflüssige Gelehrsamkeit und hat eine gefällige Form. Es ist ihm gelungen, aus dem oft recht spröden Stoff etwas Zusammenhängendes, Lesbares zu schaffen. Nachdem er in einem einleitenden Abschnitt die Mittel dargelegt hat, das Alter der Entlehnung zu bestimmen, legt er die sprachlichen Einflüsse dar, denen die Germanen auf ihrer Wanderschaft unterworfen waren, und gruppiert dann den Stoff in 4 Kapiteln, welche Kriegswesen, Verwaltung und Handel, Steinbau und Weinbau, Landwirtschaft und Gewerbe und endlich die ältesten kirchlichen Entlehnungen behandeln.

Wie bedeutsam die Geschichte des Lehnwortes gerade für die Kulturgeschichte ist, beweist u. a. sehr hübsch die Darstellung der kirchlichen Fremdwörter, welche lange vor dem 8. Jahrhundert in unsere Sprache eingedrungen sind. Verfasser zeigt, daß wir hier schon zwei Schichten zu unterscheiden haben. Die älteste bietet Entlehnungen aus der griechischen Kirchensprache wie Kirche, Pfinztag, Samstag, Pfaffe und höchst wahrscheinlich Teufel, Engel und Pfingsten, Worte, die nur durch die Goten vermittelt worden sein können und es höchst wahrscheinlich machen, daß der Arianismus im Innern Deutschlands im 4. und 5. Jahrhundert weit mehr verbreitet gewesen ist, als die Kirchengeschichte überliefert hat. Worte dagegen wie Bischof, Pfründe, Pfarre, Dechant, opfern und Almosen, welche ebenfalls schon während der Lautverschiebung aufgenommen sein müssen, weisen auf eine westliche Entlehnung aus der lateinisch-romanischen Kirchensprache. So bietet das handliche Büchlein auch dem Geschichts- und Religionslehrer Anregung und Belehrung, und es ist zu wünschen, daß auch das 2. Heft bald in neuer Bearbeitung erscheinen möchte.

Neu ist eine umfängliche Auseinandersetzung dem Vorwort eingefügt, in der der Verf. das übertriebene Ausmerzen der Fremd- oder vielmehr Lehnwörter bekämpft. Im Namen des guten Geschmacks und im Interesse der Kraft und Schönheit unserer Sprache tritt er gegen das von seiten der Behörden massen- und zwangsweise vorgenommene Umdeutschen längst gebräuchlicher und jedem Gebildeten verständlicher Fremdwörter auf. Seiler geht zwar hierin etwas zu weit. Er vergißt, daß sich in diesen Bestrebungen und Versuchen doch auch ein kräftiges Leben unserer Sprache offenbart und daß das gesunde Sprachgefühl Neubildungen, welche dem Sprachgeist widersprechen, wieder ausscheiden wird. Aber er tut recht daran, einmal nachdrücklich vor unnatürlichen Wortbildungen zu warnen und dadurch das gesunde Empfinden zu wecken und zu stärken. „Die meisten der künstlichen Verdeutschungen sind zusammengesetzte Wörter. Nun liegt aber die Schönheit, der Reichtum und die

Kraft einer Sprache darin, daß sie eine möglichst große Zahl einfacher, originaler Wörter besitzt, die ihre Bedeutung lediglich im Klange tragen, und deren Wirkung eben auf dieser ihrer Undurchsichtigkeit und Unmittelbarkeit beruht". Er weist darauf hin, wie ohnedies unsere Sprache schon durch Wortungeheuer verunziert ist, wie Oberlandesgerichtspräsident, Stadtverordnetenversammlung u. v. a., zu denen fortgesetzt neue kommen wie Reichsviehseuchengesetz, Reichsstrafgesetzbuch, Ortsunterkunft für Quartier, Truppenstandort für Garnison. Er fürchtet nicht ganz mit Unrecht, daß durch solche unnötige Sprachreinigung die Sprache unserer Dichter der Nation entfremdet werde; denn diese können solche Kunstprodukte nicht gebrauchen. Vor allem aber weist er auf die Unfruchtbarkeit dieser Zwitter hin; zusammengesetzte Wörter lassen sich weder zu weiteren Ableitungen noch zu neuen Zusammensetzungen gebrauchen.

Seiler will deshalb, daß der geschichtliche Sinn auf alle Weise gepflegt und von allen nur möglichen Seiten her angeregt werde. Und hierzu ist eine Verbindung von Geschichts- und Sprachwissenschaft, eine Zurückführung des Sprachbestandes der Gegenwart auf die Einflüsse der Vergangenheit sicher ein vorzügliches Mittel. Deshalb wendet er sich zwar zunächst an die Lehrer, zugleich aber an alle Gebildeten, und es ist sicher, daß niemand sein Buch ohne Förderung und Genuß aus der Hand legen wird.

Friedenau b. Berlin. Karl Kinzel.

Herder, herausgegeben von Eugen Kühnemann. Leipzig 1904, Dürrsche Buchhandlung. VIII und 138. gr. 8. 1,50 M (Dürrs Deutsche Bibliothek, vollständiges Lehrmittel für den deutschen Unterricht an Lehrer- und Lehrerinnen-Seminaren.)

In dem engen Rahmen eines nicht sehr umfangreichen Buches ist mit feinem Sinne eine vorzügliche Auswahl aus Herders Schriften zusammengestellt mit dem Zwecke, in dem Leser auf Grund eigener Bekanntschaft mit Herders wichtigsten Werken ein Bild von dessen Geistesentwicklung entstehen zu lassen. Darum spricht in dem Buch Herder der Ästhetiker, der Geschichtsphilosoph, der Apostel der Humanität. An den Dichter Herder erinnern zwei sinnige Gedichte, die den Schluß bilden. Der durchgehende Gedanke für den Herausgeber war der, Herder im edelsten Sinne als Lehrer zu zeigen, als Lehrer der Jugend und als Lehrer der Menschheit. Das Buch ist weit über seine nächste Zweckbestimmung hinaus geeignet, auch Schülern höherer Lehranstalten und jedem Gebildeten ein Führer zum Verständnis Herders zu werden; dieses zu erschließen wird die lebhaft geschriebene und aus dem Vollen schöpfende Einleitung über „Herders Leben und Werke" ganz besonders dienen.

Schöneberg b. Berlin. E. Naumann.

Oskar Dähnhardt, Friedrich Schiller. Festgabe für die deutsche Schuljugend bei der 100jährigen Wiederkehr seines Todestages. Herausgegeben im Auftrag der Leipziger Schulbehörde. Leipzig 1905, Dürrsche Buchhandlung. 396 S. gr. 8. 2,50 M.

Unter der großen Zahl der jetzt erscheinenden Schillerbücher nimmt das vorliegende Werk des als Pädagogen bekannten Verfassers einen hervorragenden Platz ein. Es will dem erst reifenden Alter, also etwa dem Alter der Schüler von der Quarta bis zur Sekunda, das Verständnis des Lebens und Dichtens Schillers erschließen. Zu diesem Zweck gibt Dähnhardt auf S. 1—50 zunächst einen Abriß des Lebens Schillers, der auf zuverlässigen Studien beruht und nicht weniger durch lebendige Anschaulichkeit als durch eine das Herz der Jugend gewinnende Wärme der Darstellung sich auszeichnet. Was dem Buche seinen originellen Charakter und hauptsächlichen Wert verleiht, das ist die nun folgende Behandlung der Dramen. Dähnhardt geht von dem zweifellos richtigen Gedanken aus, daß einerseits den heranwachsenden Kindern das Lesen der Dramen Schillers nicht vorenthalten werden soll, daß andererseits aber halbes Erfassen einer Dichtung, oberflächliches Hinnehmen einer so köstlichen Gabe eine Versündigung an dem Geiste des Dichters wäre. Er legt also den wörtlichen Text des dramatischen Dialogs nur insoweit vor, als er leicht begriffen wird, und überweist alles andere einer ausführlichen Inhaltsangabe, die zugleich den Grundgedanken des Stücks, die Eigenheit der Charaktere und den verwickelten Gang der Handlung erläutern soll. Die ebenso liebevolle wie geschickte Ausführung dieser gewiß nicht leichten Aufgabe beweist den berufenen Pädagogen; trotz der Umwandlung des Dramatischen ins Epische, trotz der Einschiebung mancher erklärenden Bemerkung, trotz der Auslassung oder Veränderung alles dessen, was für das jugendliche Alter anstößig sein kann, wird ein dem Stück entsprechender Gesamteindruck gewonnen, und das Interesse des Knaben, dessen Verständnisse sich keine unüberwindlichen Schwierigkeiten mehr entgegensetzen, wird bis zur Katastrophe gesteigert. Daß dieser Zweck in der Tat erreicht wird, habe ich durch Vorlesen der Analyse der Räuber in einer Untertertia erprobt; es war eine Freude zu sehen, mit welcher Spannung die Jungen — die meisten hatten schon das Stück gelesen — der Erzählung lauschten und wie sie sich darüber freuten, jetzt so manches zu verstehen, was ihnen bisher unklar geblieben war. Übrigens empfindet man auch beim Lesen solcher Umarbeitungen, wie sehr der Geist Schillers dem Pägagogen zu Hilfe kommt; allen seinen Dramen, selbst den stürmischen Jugenddramen, ist eine geniale Kindlichkeit eigen, die unwillkürlich ihre Anziehungskraft auf die Herzen der Jugend ausübt und sie für das sittlich Schöne empfänglich macht. Von Goetheschen Dramen würde sich allein Iphigenie zu einer solchen Bearbeitung eignen; selbst der Götz

von Berlichingen würde wegen der Rolle der Adelheid große Schwierigkeiten bereiten.

Von Schillers Prosa ist, dem Zwecke des Buches entsprechend, nichts aufgenommen. Die am Schlusse angefügte Auswahl der Gedichte hätte fehlen können, da die Mehrzahl derselben schon in den auf der Schule üblichen Lesebüchern sich vorfindet. Mit Recht ist dem Tell als dem Lieblingsdrama des deutschen Volkes eine besondere Stellung vor den übrigen Dramen dadurch eingeräumt, daß es in möglichst vollständiger Fassung abgedruckt ist. Bei einer zweiten Auflage würde der durch den Fortfall der Gedichte gewonnene Raum m. E. am besten zu einer Bearbeitung des Demetriusfragments, dessen gewaltiger Inhalt durchaus für die Phantasie eines heranwachsenden Knaben geeignet ist, benutzt werden können.

Dem trefflichen Buche ist die weiteste Verbreitung zu wünschen; vor allem eignet es sich zur Verteilung an die Schüler bei der bevorstehenden Feier.

Berlin. Johannes Schmidt.

L. Bellermann, Schillers Dramen. Dritte Auflage. Erster und zweiter Teil. VIII u. 348, VIII u. 332 S. 8. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. Jeder Band geb. 6 M.

Bellermanns Erläuterungen der Dramen Schillers sind unstreitig die bedeutendste Erscheinung in der Schillerliteratur der letzten zwei Jahrzehnte. Sie sind für die Art, wie dramatische Werke auszulegen sind, geradezu musterhaft geworden, indem sie in erster Linie jedes Drama als ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk aus sich selbst zu erklären suchten und das eigentlich Literaturgeschichtliche nur dann beizogen, wenn Besonderheiten des Dramas die Rücksichtnahme auf die Entstehunggeschichte oder die Quellen es verlangten. Auf die Erläuterung folgte jeweils eine Besprechung einzelner Stellen, besonders solcher, die nach ihrem Zusammenhang oder ihrer dramatischen Bedeutung oder in sachlicher oder sprachlicher Hinsicht eine Besprechung nötig machten. Eine Einleitung führte in das Wesen des Dramas, der tragischen und der künstlerischen Einheit ein.

Die vorliegende dritte Auflage unterscheidet sich äußerlich von den beiden ersten Auflagen dadurch, daß sie nicht wie diese in zwei, sondern in drei Teilen erscheint, da nunmehr auch der dramatische Nachlaß, besonders der „Demetrius“, in den Kreis der Betrachtungen gezogen werden soll. Sonst ist Plan, Anordnung und Behandlung unverändert geblieben. Doch ist alles einer sorgfältigen Durchsicht unterzogen und sind vielfache Änderungen, Verbesserungen und Ergänzungen im einzelnen vorgenommen worden. Dies gilt insbesondere auch von der Einleitung, die jetzt 59 statt 51 Seiten aufweist. Hier hat der Ver-

fasser Stellung genommen zu der unterdessen erschienenen ausgezeichneten Schrift Volkelts „Ästhetik des Tragischen". Gibt er mit diesem auch zu, daß zum Begriff des Tragischen zwar Untergang und Tod nicht notwendig sei, vielmehr auch die ernsthafte, dringende Gefahr des Unterganges genüge, so hielt er doch, seinem bisherigen Standpunkt entsprechend und auch hier mit Volkelt übereinstimmend, daran fest, daß ohne Frage sich die Tragik in allen ihren Konsequenzen erst dort auslebe, wo es nicht bei dem drohenden Bevorstehen von Untergang sein Bewenden habe, sondern der Untergang auch wirklich eintrete, und möchte gerade deswegen, hier weiter gehend als Volkelt, diesen letzten Fall als im eigentlichen Sinn tragisch bezeichnen. Sehr erfreulich ist es, daß auch in dieser neuen Auflage die Berechtigung der besonders von Günther so stark betonten Forderung einer Schuld des Helden oder vielmehr einer dem Untergang des Helden adäquaten Schuld desselben mit größter Entschiedenheit zurückgewiesen wird. Da müßte ja in erster Linie die „Antigone" des Sophokles auf die Bezeichnung einer Tragödie verzichten; denn bei der Heldin dieses Stückes kann von keiner Schuld die Rede sein. Der Verfasser hätte hier auf das Urteil von K. Lehrs, der die Auffassung von der Schuld der Antigone philisterhaft nannte (Fleckeisens Neue Jahrb. 1887, 2. Abt. S. 186), hinweisen und L. Anzengruber als einen nicht zu verachtenden Bundesgenossen zitieren können, der (Sämtl. Werke 5. Bd. S. 332) sagt:

> Das Tragische im Leben, auf der Bühne,
> Ihr stempelt es zu einer eignen Sorte,
> Ihr sucht nach Schuld, ihr fordert eine Sühne,
> Und Schuld und Sühne sind nur Menschenworte,
> Sind klein nur gegen des Geschickes Walten,
> Und wollt ihr euch an selbe ängstlich halten,
> So könnt ihr auch nur Kleinliches gestalten.

Wie in der Einleitung, so sind auch in den Erläuterungen der Dramen die neueren und neuesten Untersuchungen berücksichtigt, so Bulthaupts Dramaturgie der Klassiker, E. Elsters Schrift „Zur Entstehungsgeschichte des Don Karlos", Otto Harnacks Essays und Studien zur Literaturgeschichte (I S. 345), Kettners Schillerstudien (II S. 26), Kühnemanns Buch „Die Kantischen Studien Schillers und die Komposition des Wallenstein", Weitbrechts Buch „Schiller in seinen Dramen" (z. B. II S. 307), am eingehendsten Werders Vorlesungen über Wallenstein (besonders II S. 112 ff.) und Evers' Schrift „Die Tragik in Schillers Jungfrau von Orleans" (besonders II S. 296 ff.) und Veit Valentins Abhandlung über dieselbe Frage (S. 301). Die hier ausgesprochenen Ansichten werden einer scharfen Untersuchung unterzogen, das als richtig Befundene wird angenommen, das Unhaltbare zurückgewiesen. Ebenso selbständig zeigt sich der Verfasser in der Abwehr zu weitgehender Ableitungen von Charakterzeichnungen und Situati-

onen in Schillers Dramen aus denen anderer, z. B. Lessings (vergl. I S. 226, II S. 206).

So sei denn das Werk als ein vortrefflicher Wegweiser in Schillers Dramen allen Freunden Schillers, besonders auch den Lehrern des Deutschen von neuem aufs wärmste empfohlen. Bis jetzt liegen, vom Verleger tadellos ausgestattet, die zwei ersten Teile vor. Sie enthalten außer der Einleitung die Besprechungen der Dramen in historischer Aufeinanderfolge bis zur Jungfrau von Orleans (einschließlich). Der dritte Teil soll im Mai dieses Jahres nachfolgen. I S. 316 Z. 3 von unten ist zu lesen 1787.

Freiburg i. B. L. Zürn.

---

1) H. Draheim, Schillers Seelenlehre, aus seinen philosophischen Schriften zusammengestellt. Berlin 1904, Weidmannsche Buchhandlung. 34 S. 8. 0,60 *M*.

Aus den elf philosophischen Schriften, die von Schiller in dem Jahrzehnt von 1792 bis 1802 verfaßt und „von einer einheitlichen Auffassung und Anschauung über den Wert des menschlichen Geistes durchdrungen sind“, will der Verf. mit Schillers eigenen Worten den Kern herausheben. Dieser Kern ist „eine Seelenlehre, welche den Menschen in seinem Verhältnis zur sinnlichen Welt einerseits und zu den sittlichen Gesetzen anderseits darstellt“. Auf 25 Seiten werden ganz geschickt bedeutsame Äußegen Schillers zusammengestellt über des Menschen Wesen, insbesondere das Willensvermögen, Sittlichkeit und Sinnlichkeit, ästhetische Erziehung, Erkenntnis, Anmut, Tugend, Würde, Vergnügen, Kunst und was damit zusammenhängt. Auf die Verwandtschaft mit Kants Gedanken, „die zugleich seine eigenen waren“, wird im Vorwort hingewiesen. — Ein dankenswerter Versuch, der dazu beitragen mag, „Schillers unvergängliches Bild neu zu beleben und seiner Philosophie zu neuer Ehre zu verhelfen“.

2) Karl Berger, Schiller. Sein Leben und seine Werke. In zwei Bänden. — Erster Band mit einer Photogravüre (Schiller im 27. Lebensjahre nach dem Gemälde von Anton Graff). Erste und zweite Auflage (1.—6. Tausend). München 1905, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. VI u. 630 S. 8. geb. 6 *M*.

Diese ausgezeichnete Festgabe zur bevorstehenden Hundertjahrfeier unseres großen Dichters kann nicht warm genug empfohlen werden, insbesondere auch den Schülern der oberen Klassen unserer höheren Schulen. Glückliche Auswahl des Stoffes mit Rücksicht auf die weitesten Kreise, für die sie berechnet ist, und meisterhafte Darstellung zeichnen sie aus. In schlichter, edler Sprache weiß der Verf. seine Leser mit bewundernswerter Klarheit und Wärme in den Kern des Wesens und Schaffens Schillers einzuführen und auf Grund seiner dichterischen Arbeiten wie der historischen und philosophisch-ästhetischen Schriften, deren Inhalt er vortrefflich darzulegen versteht, ein überaus fesselndes Bild

des künstlerischen und persönlichen Entwickelungsganges des Dichters zu zeichnen, wie namentlich auch dessen Arbeit an sich selbst — unter geschickter Benutzung der Briefe — ins rechte Licht zu stellen. — Der vorliegende erste Band schließt mit der Berufung Schillers nach Jena und der Besprechung des Gedichtes „Die Künstler" ab. Den zweiten Band hofft der Verf. im nächsten Jahre veröffentlichen zu können. Wer diesen ersten Band liest, wird dem zweiten Bande mit Spannung entgegensehen. Bergers „Schiller" ist ein würdiges Seitenstück zu Bielschowskys „Goethe", von demselben Verlage auch in derselben Weise ausgestattet wie dieser. S. 612—630 enthalten Anmerkungen mit reichen Literaturangaben.

3) Otto Harnack, Schiller. Mit 10 Bildnissen und einer Handschrift. Zweite, verbesserte Auflage (6.—8. Tausend). Berlin 1905, Ernst Hofmann & Co. XIII u. 446 S. 8. Einzelpreis: geh. 4,80 ℳ, geb. 6,20 ℳ. Für Schulen werden Vorzugspreise berechnet.

Die erste Auflage dieser vortrefflichen Schillerbiographie ist im LIV. Jahrgang dieser Zeitschrift (1900) ausführlich besprochen worden. Ein Hinweis darauf kann hier um so mehr genügen, als der dort geäußerte Wunsch, Harnacks gediegene Arbeit möge einen recht großen Leserkreis finden, namentlich auch in den Schulen, sich erfüllt hat. Sie hat sich rasch in weiteren Kreisen verbreitet. Die vorliegende „Illustrierte Ausgabe" eignet sich besonders zu Geschenken bei der bevorstehenden Hundertjahrfeier. Sie sei auf wärmste empfohlen.

Saarbrücken. H. Neuber.

H. v. Kleists Werke. Im Verein mit Georg Minde-Pouet und Reinhold Steig herausgegeben von Erich Schmidt. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. geb. jeder Band 2 ℳ.

Heinrich von Kleist steht mit Hebbel gegenwärtig im Mittelpunkte des literaturgeschichtlichen Interesses. Nicht bloß ihre Werke herauszugeben und zu erklären, sondern ihre Persönlichkeit zu begreifen, ist seit geraumer Zeit tiefschürfende gelehrte Arbeit getan worden, und diese kommt dem allgemeineren Interesse unserer Zeit gerade an solchen problematischen Naturen, wie sie diese beiden Dichter waren, entgegen. Eine neue Kleistausgabe, die das Erarbeitete (E. Schmidt gibt S. 45 der Einleitung eine Übersicht über die wichtigsten Erscheinungen aus der Kleistliteratur) verwertete und auch tiefergehenden wissenschaftlichen Interessen genügte, war nach den immerhin verdienstlichen populären Gesamtausgaben bei Spemann und Cotta dringendes Bedürfnis. Sie ist nun da, und der Name des Herausgebers lenkt auch ohne besondere Hinweise die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie. Nicht minderes Interesse erregen die rühmlich bekannten Namen der Mitarbeiter Reinhold Steig

und Georg Minde-Pouet, von denen der letztere besonders Kleists Stil und Sprache untersucht, während der erstere die reichsten Aufschlüsse über Kleists ganze Persönlichkeit, besonders in seinen letzten Berliner Kämpfen, gegeben hat. Die vorliegenden ersten beiden Bände hat der Herausgeber Erich Schmidt selbst bearbeitet. Sie enthalten eine biographische Einleitung und folgende Werke: Familie Schroffenstein, das Fragment Robert Guiscard, Amphitryon, Der zerbrochene Krug, Kätchen von Heilbronn, Hermannsschlacht. Jedes einzelne Stück ist mit einer besonderen Einleitung und mit erläuternden Anmerkungen, letztere am Schluß jedes Bandes, versehen. Es bedarf keines Nachweises, daß diese Beigaben allen Anforderungen entsprechen, die an eine Ausgabe in dem oben bezeichneten Sinne zu stellen sind. Es ist schon ein Genuß, einen Mann so aus dem Vollen schöpfen und verschwenderisch seine Gaben ausstreuen zu sehen, wie es in diesen Einleitungen und Anmerkungen geschieht. Sie sind lediglich literaturhistorischer Natur; eine ästhetische Würdigung ist jedenfalls absichtlich unterlassen. Die Lesarten mit textkritischen Bemerkungen sollen in einem späteren Bande folgen. Aber bei aller Befriedigung über das Gebotene wird sich doch, fürchte ich, mancher Leser eines leichten Mißbehagens nicht erwehren können, wenn er sich durch die bekannten Stileigentümlichkeiten des Herausgebers genötigt sieht, viele Sätze zwei- und dreimal zu lesen, ehe er über ihren Inhalt völlig klar wird. Es ist eine schöne Gabe, inhaltreich zu schreiben und kein Wort mehr zu brauchen, als nötig ist — und Erich Schmidt besitzt sie —, aber sie darf in einem für weitere Kreise bestimmten Werke nicht zu der Manier verführen, jeden Satz zu einem Kristallisationspunkte einer Unzahl von Beziehungen zu machen, die in dieser Form von Attributen und Partizipien nur ganz Eingeweihten verständlich sind. Über ein paar Seiten Text mehr in einer etwas behaglicheren Darstellung hätten sich gewiß auch viele gebildete Leser gefreut. — Steig wird den vierten (Prosa-), Minde-Pouet den fünften (Brief-) Band bearbeiten.

Berlin. Gotthold Boetticher.

Des Quintus Curtius Rufus Geschichte Alexanders des Großen. Text und Kommentar von W. Reeb. Bielefeld und Leipzig 1902, Velhagen und Klasing. Text mit 9 Abbildungen im Text, 3 Einschaltbildern und 1 Übersichtskarte XVI u. 176 S. kl. 8. geb. 1,60 M. Kommentar 136 S. kl. 8. geb. 1,20 M.

„In dem Entwicklungsgange der Menschengeschichte, sofern dieselbe eine innigere Verbindung der europäischen Abendländer mit dem südwestlichen Asien, dem Niltale und Libyen darstellt“, sagt Alexander v. Humboldt in seinem Kosmos (II 183), „bezeichnen die Heerzüge der Mazedonier unter Alexander dem Großen, der Untergang der Perserherrschaft, der beginnende Verkehr mit

Vorderindien, die Entwicklung des 116 Jahre dauernden griechisch-baktrischen Reiches eine der wichtigsten Epochen des gemeinsamen Völkerlebens. War die Sphäre der Entwicklung fast maßlos dem Raume nach, so gewann sie dazu noch an intensiver moralischer Größe durch das unablässige Streben des Eroberers nach Vermischung aller Stämme, nach einer Welteinheit unter dem begeistigenden Einfluß des Hellenismus". Der erste und einzige von den römischen Geschichtschreibern, der Alexanders kühnen Siegeszug in einem besonderen Werke ausführlich zu erzählen unternommen hat, ist Curtius. Vorzüge und Mängel teilt er mit den meisten alten bedeutenderen Historikern: auf der einen Seite eine stark rhetorische Darstellung mit zum Teil glänzend geschriebenen Partieen, auf der anderen Verzicht auf Kritik, auf tiefere Erfassung des historischen Problems; und doch weht uns auch aus der Sprache dieses römischen Rhetors aus der Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. ein Hauch von der weltgeschichtlichen Bedeutung des großen Eroberers entgegen.

Mit Recht hat also Curtius unter den Schulschriftstellern seinen Platz; so weist ihn der hessische Lehrplan für Gymnasien der Sekunda, der preußische für Realgymnasien speziell der Obersekunda zu. Reebs Auswahl von Curtius' Alexandergeschichte nebst Kommentar ist daher eine dankenswerte Gabe.

Seine Gesichtspunkte für die Auswahl sind verständig und zu billigen. Alle Feldzüge, an denen der König nicht persönlich beteiligt war, alle Stellen, die aus pädagogischen Gründen ausscheiden mußten, und eine Reihe geographischer Schilderungen sind gestrichen. In diesem Rahmen hat das Bild von der gewaltigen Persönlichkeit des Königs und von seinen Mazedoniern an Deutlichkeit und Schärfe entschieden gewonnen. Es ist natürlich, daß neben den sachlichen Momenten für eine Auswahl auch noch der persönliche Geschmack entscheidend ist; und der Geschmack des Herausgebers ist etwas ebenso Subjektives als der des Kritikers. Daher begnüge ich mich damit, nur die Frage aufzuwerfen, ob es nicht möglich gewesen wäre, an zwei Stellen etwas mehr aufzunehmen. Ohne seinem Standpunkte untreu zu werden, hätte Reeb meines Erachtens noch den Schluß von IX 1 mit dem für den römischen Rhetor und Geschichtschreiber nicht minder als für einen Teil der alten Historiographie überhaupt recht bezeichnenden Geständnis hinzufügen können: 'Equidem plura transcribo quam credo; nam nec affirmare sustineo, de quibus dubito, nec subducere, quae accepi', ein Bekenntnis, dessen Einfalt auch der Sekundaner empfindet. Sodann hätte ich gern im Anschlusse an Alexanders Rede, mit der er in Hekatompylos seine zum Teil unwillig gewordenen Krieger zum Weitermarsche anspornt (VI 3), wenigstens noch einen Teil der folgenden Kapitel mitabgedruckt gesehen. Denn hier zeigt Curtius, wie der herrschgewaltige Heerführer gleich den kühnsten Feld-

herren aller Zeiten, während seine zwei Unterbefehlshaber einfachere Wege ziehen, selbst auf dem kürzesten, aber beschwerlichsten durch die regen- und waldreiche persische Provinz Masenderan westlich von Hekatompylos in die Elbursketten dringt und im Kampfe gegen Natur und Mensch mit immer wachsender Widerstandsfähigkeit endlich siegreich den Vereinigungspunkt der drei Heeressäulen, die Hauptstadt Hyrkaniens Zadrakarta (Droysen, Gesch. Alex. d. Gr. 259), erreicht. Und wie zeigt es der Schriftsteller! Diese Kapitel zählen zu den schönsten des ganzen Werkes und sind noch besonders durch einige Naturbilder (deren eines A. v. Humboldt Kosmos II 22 f. lobend erwähnt) ausgezeichnet, an denen die römische Literatur so arm ist wie die griechische; mag auch die Phantasie des federgewandten Stilisten die Lücken seiner Quellen ergänzen, — sind die geographischen Schilderungen eines Livius oder Tacitus, die wir ausgiebig lesen, etwa zuverlässiger, z. B. die Beschreibung von Hannibals Alpenübergang oder die Schilderung der germanischen Schlachtfelder und des Schiffbruchs des Germanicus? — Allein auch ohne diese zwei Stellen, welche mehr den Schriftsteller als seinen Helden charakterisieren, bildet Reebs Auswahl ein wohl abgerundetes Ganze.

Dem Texte liegt die Vogelsche Schulausgabe zu Grunde, jedoch unter Benutzung der trefflichen Jahresberichte von M. C. P. Schmidt über die Curtiusliteratur, von Reichs Auswahl und besonders Stangls Ausgabe. Statt der griechischen Deklinationsformen ist mit Recht überall die lateinische aufgenommen schon aus Rücksicht auf die Obersekunda des Realgymnasiums. Bestechend, aber nicht richtig ist IX 2, 17 Reebs Konjektur von *iam* im Sinne von „ferner“ für das handschriftlich einstimmig überlieferte *nam*. Was Alexanders Truppen nach ihrer Ansicht in Indien zu fürchten haben, sind einmal die *elephantorum greges* und zweitens der *Hydaspes amnis*. Nachdem der König in seiner Ansprache die Nichtigkeit des ersten Punktes dargetan, geht er zum zweiten mit den Worten über: *nam flumen, quo latius fusum est, hoc placidius stagnat*. Dieses *nam* ist das *nam* der occupatio, das sich von der schlichteren Übergangsform mit *iam* wesentlich unterscheidet; zunächst gibt es eine Rechtfertigung gegen der erwarteten Einwurf: „Warum sprichst du nicht von dem Flusse?“ „„Von dem Flusse brauche ich kaum zu reden; denn . . .““; zugleich drängt dieses *nam* die erwähnte Sache in den Hintergrund (vgl. Seyffert, Schol. Lat. I § 22). Zu einer Änderung liegt also kein Grund vor.

Von fehlerhafter Interpunktion ist mir aufgefallen: S. 68 (V 4,16) fehlt hinter *occupasset* das Komma, desgleichen S. 97 (VI 10,35) hinter *indicamus*; hingegen muß es gestrichen werden S. 96 (VI 10, 31) hinter *acquiescentem*; S. 113 (VIII 1,50) ist es hinter *quisnam* zu tilgen und vor *quisnam* zu setzen.

Von Druckfehlern habe ich bemerkt: S. 94 (VI 10, 12) *indicium* statt *iudicium*. Auf derselben Seite des Kommentars (zu VI 10, 2) muß es *pareum* für *parcam* heißen. Kommentar S. 52 zu VI 4, 5 Z. 18 v. o. ist „in" zu streichen.

Der Kommentar, dessen Ausführlichkeit sich durch des Verfassers Rücksichtnahme auf die Obersekunda des Realgymnasiums erklärt, ist sorgfältig gearbeitet.

Durch Reebs Curtiusausgabe nebst Kommentar ist die Sammlung der Sekundaschriftsteller, an denen überhaupt die römische Literatur nicht sonderlich reich ist, um eine weitere gute Ausgabe vermehrt. Druck, Papier und Einband verdienen wie bei allen Ausgaben dieses Verlages volles Lob.

Mainz. E. Schwarz.

Griechische Tragödien, übersetzt von Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff. Erster Band. Vierte Auflage. Berlin 1904, Weidmannsche Buchhandlung. 369 S. 8. 6 ℳ.

Wenn ich es übernommen habe, hier über die vierte Auflage eines Buches zu berichten, das, vor wenigen Jahren zum ersten Male veröffentlicht, sich allgemeine hohe Anerkennung erworben hat, so konnte dies nur in dem Sinne geschehen, daß ich darzutun versuchte, wie der Verf. bemüht war, sein Werk, das ihm selbst, wie er in der Vorrede äußert, nicht genügte, mehr und mehr zu vervollkommnen; die Eigentümlichkeit des Buches ist so bekannt, sein Wert steht so fest, daß es darüber keines Wortes mehr bedarf.

Von den vier Tragödien, die den Inhalt dieses Bandes bilden, sind die Bemühungen um Verbesserung hauptsächlich Sophokles' Ödipus zugute gekommen, während des Euripides Tragödien fast unverändert geblieben sind. Die Vorreden zu den einzelnen Stücken, die ursprünglich für Sonderausgaben bestimmt waren, sind fortgefallen und durch ein Vorwort für den ganzen Band ersetzt worden. Von den Einleitungen hat die zum Ödipus außer einigen geringeren Abänderungen zum Schluß eine Erweiterung erhalten, in der der Verf. durch die Charakteristik der handelnden Personen die von ihm vertretene Auffassung noch näher begründet, daß die Entwicklung der tragischen Handlung nicht auf einer Verschuldung des Ödipus beruhe. Die knappen Bemerkungen zum griechischen Texte, wie er der Übersetzung zugrunde liegt, weisen beim Ödipus nur geringe Abweichungen von den früheren Auflagen nach; zu den Hiketides und dem Herakles des Euripides sind solche Bemerkungen neu hinzugekommen, während die zum Hippolyt einige Abänderungen erfahren und einen Nachtrag erhalten haben, indem zu dem bereits früher erwähnten Weihrelief an Hippolyt noch ein zweites Relief gleicher Bedeutung nachgewiesen wird. In den Bemerkungen zu den Hiketides sind die

Abweichungen des für die Übersetzung verwendeten Textes von den Lesarten von Murrays Ausgabe, in denen zum Herakles die Abweichungen von den früheren Auflagen verzeichnet.

Die Stellen, an denen die Übersetzung des Ödipus eine Abänderung erfahren hat, sind nicht allzu zahlreich; ich habe deren etwa vierzig bemerkt. Die Änderungen verfolgen zum Teil den Zweck, den Ausdruck dem Wortlaute des griechischen Textes näher zu bringen und man wird anerkennen, daß dieses Ziel meist durch eine glückliche Wendung erreicht ist. So ist Vers 8 *ὁ πᾶσι κλεινὸς Οἰδίπους καλούμενος* jetzt durch „des Namen jeder Mund mit Ehrfurcht nennt" wiedergegeben statt des früheren weiter abliegenden „vor dessen Majestät sich jeder beugt". 68 lesen wir für *ἣν δ' εὖ σκοπῶν εὕρισκον ἴασιν μόνην, ταύτην ἔπραξα* jetzt „die einzige Hilfe, die sorgsamen Sinnes sich darbot, ist bereits ins Werk gesetzt" statt „und was ich sorgsam sinnend ausgefunden als einz'ges Mittel hab' ich euch bereitet", wo trotz der sichtlichen Verbesserung des Ganzen doch der Genitiv „sorgsamen Sinnes" Anstoß geben dürfte. Treffend sind Änderungen wie 120 *ἓν γὰρ πόλλ' ἂν ἐξεύροι μαθεῖν ἀρχὴν βραχεῖαν εἰ λάβοιμεν ἐλπίδος* „Oft genügt das eine schon und läßt ein schwacher Anhalt viel entdecken" statt „Schon ein schwacher Anhaltspunkt genügt, die Untersuchung weit zu führen", wo der bedeutsame Gegensatz von *ἕν* und *πολλά* schärfer hervortritt und der bedenkliche „schwache Anhaltspunkt" beseitigt ist. Ansprechend ist auch 1335 *ὅτῳ γ' ὁρῶντι μηδὲν ἦν ἰδεῖν γλυκύ* „Ein jeder Anblick war ja Qual für mich" statt „Es gibt nichts mehr auf Erden was ich sehen mag", wenn man auch vielleicht in der neuen Fassung den in *ὁρῶντι* angedeuteten Gegensatz noch stärker betont sehen möchte. Zuweilen ist die Änderung, so geringfügig sie auch scheinen mag, doch recht treffend, wie 1447 *τῆς μὲν κατ' οἴκους αὐτὸς ὃν θέλεις τάφον θοῦ* „die dort im Hause bestatte wie du magst" statt „die Leiche drinnen bestatte usw."

In anderen Fällen handelt es sich darum, für einen einzelnen Ausdruck eine aus diesem oder jenem Grunde zusagendere Wendung zu finden, wie 76 *ἐγὼ κακὸς μὴ δρῶν ἂν εἴην πάντα* „wär's von mir ja Pflichtvergessenheit" statt „müßt' ich ja ein Schurke sein", oder 770 *τὰ ἐν σοὶ διαφόρως ἔχοντα* „was dich bedrückt" für „dein Ungemach", 856 *κατέκτανε* „kann an seinem Tode schuld sein" statt „hat ihm den Tod gegeben", 1104 *ὁ Κυλλάνας ἀνάσσων* „der König der Berge" statt „der Herr auf dem Gipfel". Interessant ist 162 „Phoibos dem Bogner" statt „Fernhintreffer Apollon" mit der etwas ungewöhnlichen Bedeutung des Wortes Bogner. Die so aufgewendete Sorgfalt erstreckt sich zuweilen nur auf ein einzelnes Wort, das für die Sache oder für die Gedankenverbindung charakteristischer zu wählen war.

Daß das Gesuchte nicht immer zur vollen Befriedigung des

Wunsches gefunden wurde, liegt in der Schwierigkeit der Aufgabe tief begründet. Ein Beispiel mag genügen. 802 lasen wir früher „kommt auf einem Wagen mir ein Herold und ein Greis — entgegen“, jetzt „kommt ein Herold und ein Greis — mir auf einem Wagen entgegen“. Allein auch bei dieser Wendung wird man immer noch annehmen, daß auch der Herold sich auf dem Wagen befunden habe, während der griechische Text *κῆρύξ τε κἀπὶ πωλικῆς ἀνὴρ ἀπήνης ἐμβεβώς — ξυνηντίαζον* diese Annahme gänzlich ausschließt. Doch das sind verhältnismäßig nicht schwer ins Gewicht fallende Dinge, ebenso wie andere, bei denen ein Zweifel aufsteigen kann, ob die vorgenommene Änderung wirklich eine Verbesserung bedeutet; z. B. 1394 *καὶ τὰ πάτρια λόγῳ παλαιὰ δώμαθ', οἷον ἆρά με κάλλος κακῶν ὕπουλον ἐξεθρέψατε* steht jetzt „Du warst mir Heimat, blühend war mein Glück, doch in der Blüte schwoll der Wurm des Fluches“ zwar pathetischer als früher „Du hegtest mich als Heimat, glücklich war ich, doch unterm Glücke lauerte der Fluch“, aber doch nicht treffender, während das bedeutsame Wort *ἐξεθρέψατε* hier abgeschwächt erscheint und das für den Gedankengang wesentliche *λόγῳ* unberücksichtigt bleibt.

Die beifällige Aufnahme, deren sich die Übersetzungen in weiten Kreisen erfreuen, wird auch die neue Auflage finden und auch sie wird wie die früheren dazu mitwirken, die Wertschätzung der altgriechischen Literatur bei den Gebildeten, auch denen, die nicht zu den Philologen zählen, zu erhalten und zu erhöhen.

Berlin. B. Büchsenschütz.

Fecht und Sitzler, Griechisches Übungsbuch für Sekunda. Freiburg i. Br. 1904, Herdersche Verlagshandlung. VI u. 234 S. 8. 2,20 *M*, geb. 2,60 *M*.

Übungen im Übersetzen in eine fremde Sprache sind in keinem Sprachunterricht zu entbehren. Der Umfang wird allein durch das zu erreichende Ziel bestimmt. Soll der Schüler befähigt werden, in der Schlußleistung einen deutschen Text richtig in die fremde Sprache zu übertragen, so werden die grammatischen Übungen einen größeren Raum im Unterrichte einnehmen, als wenn sie nur das schnelle Erkennen der Wortformen und das sichere Erfassen der Konstruktion und damit ein richtiges und gewandtes Übersetzen des fremdsprachlichen Textes verbürgen sollen. Die Rücksicht auf die verfügbare Zeit verlangt für solche Übersetzungsübungen gedruckte Vorlagen, die in Einzelsätzen und besonders bei Wiederholungen von Abschnitten in zusammenhängenden, im Anschluß an die Lektüre zusammengestellten Stücken zu bestehen haben.

Diesen Forderungen sucht das obengenannte Buch zu genügen. Außer der Prosalektüre ist auch Homer in den Stücken verwendet worden.

Der Umfang des für die beiden Sekunden bestimmten Buches ist derart, daß es, an preußischen Gymnasien wenigstens, in zwei Jahren nicht durchgearbeitet werden kann; doch das ist kein Fehler. Die Hauptsache ist, daß die Stücke so zusammengestellt sind, daß ein sicheres grammatisches Wissen erzielt und damit der Lektüre gedient wird. Und dieses Ziel kann bei Benutzung des Buches meines Erachtens erreicht werden, zumal da mit der Einübung des laufenden Pensums eine planmäßige Wiederholung der Formenlehre und auf einer früheren Klassenstufe behandelter Abschnitte aus der Syntax verbunden ist.

Ein gewisses Maß von Kenntnissen aus der Syntax ist schon im Anfangsunterricht notwendig, um den Übungsstücken den Vorwurf der Eintönigkeit zu ersparen; deshalb haben die Verfasser mit Recht am Anfang des Buches einige Regeln aus der Verbalsyntax zusammengestellt, mit deren Wahl man sich einverstanden erklären kann.

Für eine neue Bearbeitung möchte ich folgende Bemerkungen zur Beachtung empfehlen.

1. Wenn Verben, deren Konstruktion erst in einem späteren Zeitabschnitte des Unterrichts eingeübt werden soll, schon vorher verwendet werden, so ist die Konstruktion entweder in einer Fußnote oder im Wörterbuch anzugeben. Dies ist in folgenden Fällen nicht beachtet: S. 27, I 20 Anteil haben an; S. 46. c, 1, 6 Herr werden über; S. 49, 10 und S. 50 sich täuschen in; S. 49, 16 zum Tode verurteilen.

2. Es empfiehlt sich nicht, den Gebrauch der Präpositionen in der Weise einzuüben, daß die Präpositionen, die mit dem jedesmal einzuübenden Kasus irgendwie verbunden werden können, an dieser Stelle in Übungsstücken verwendet werden.

3. Undeutsche Wendungen sind zu meiden: S. 4 Stz. 8: „Ein ratloser Mensch ist etwas Unglückliches". Warum nicht lieber: Ein ratloser Mensch ist ein unglückliches Wesen? Im Griechischen gibt es dafür nur eine Übersetzung: *ἀπορῶν ἀνὴρ ἀτυχές ἐστιν* oder *ἀπορῶν ἀνήρ ἐστιν ἀτυχές τι.* S. 8. c, 4: den Kodrus, König der Athener, ... S. 10, II 1 und S. 63, 6, 15: mit Hilfe Gottes, dafür mit Gottes Hilfe oder wie es S. 65, I 14 heißt: mit der Hilfe Gottes. S. 21, 2, 19: Nachdem Kyros gefallen war, befahl Artexerxes seinen Dienern, d e m s e l b e n (warum nicht einfach „i h m"?) den Kopf und die rechte Hand abzuhauen. S. 11, I, 5: Wenn wir die Leiden der anderen Menschen kennen w ü r d e n (warum nicht k e n n t e n), würden wir unser eigenes Leid für kleiner halten.

4. Hilfen sind dem Schüler nicht zu geben, wenn ein bestimmtes Pensum eingeübt werden soll. S. 43, 17: Alle Flüsse sind überschreitbar, w e n n man bis zu den Quellen geht. Da dieser Satz den Schüler im Gebrauch des Dativs sicher machen soll, ist die Fußnote zu wenn „Part." unnötig; dasselbe gilt von

der Fußnote 1 zu dem Satze auf S. 50: Wenn[1]) man von Norden dem Tigrisflusse (!) entlang marschierte, lag sie zur Rechten.

5. Folgende Vokabeln sucht der Schüler vergeblich im Wörterverzeichnis des Buches: S. 8, c, 9: Probierstein und S. 62, 5, 1: Rebhuhn.

6. Der Druckfehler *πολλο ὕδεῖν* auf S. 192 Sp. 1 ist in der nächsten Auflage zu berichtigen.

Charlottenburg. Gotthold Sachse.

Fritz Bucherer, Anthologie aus den griechischen Lyrikern. Für den Schulgebrauch erklärt. Gotha 1904, F. A. Perthes. 180 S. 8. 1,80 *M.*

Der Verf. hat sich in Anthologieen ähnlichen Inhalts, die ja in mancher Hinsicht Treffliches bieten, genau umgesehen und es verstanden, das Gute dieser Sammlungen für seine Ausgabe zu verwerten. Er hat die Gebiete griechischer Dichtung, denen die Stücke seiner Auswahl angehören, gründlich durchgearbeitet, und das Studium der modernen in diesen Kreis fallenden Arbeiten hat dem Buche den Gewinn mancher feineren Beobachtung und manchen treffenden Wortes gebracht. Bei Kontroversen, wo es gilt, für oder gegen die Überlieferung sich zu entscheiden und zwischen verschiedenen Emendationsversuchen und Erläuterungen zu wählen, zeigt der Verf. ein selbständiges und klares Urteil.

Neues bietet auch der Text, an einzelnen Stellen Konjekturen des Verf.s, die er in seiner Besprechung von A. Bieses Griechischen Lyrikern (N. Ph. Rundschau 1904 S. 577) teilweise kurz begründet hat; das dort nicht erwähnte ⟨*Πόντιαι*⟩ zu Anfang des Sapphogedichtes an die Nereiden verdient vielleicht den Vorzug vor Jurenkas *χρύσιαι*, doch läßt sich die Lücke auch in anderer Weise ergänzen; *ἐκλόνει* im Danaefragment (Sim. 5, 2) ist jedenfals sinnentsprechend. Außerdem hat B. Konjekturen Stadtmüllers, die noch nicht veröffentlicht waren, in größerer Zahl aufgenommen. Von St.s Vorschlägen seien hier folgende angeführt: Xenophan. 1, 20 *μνημοσύνη σύντονος ἀμφ' ἀρετῆς*; Simonid. 58, 3 (B.[4]) *νόσφιν δέ μιν θεῶν χῶρον ἁγνὸν ἀμφέπειν* (*νόσφιν* für *νῦν*), eine Änderung, durch welche die folgenden Worte *οὐδὲ πάντων βλεφάροις θνατῶν ἔσοπτος* völlig verständlich werden; Bakch. 5, 30 (vom Adler) *τέρας* oder *τέκμαρ θνατοῖς ἰδεῖν* in passender Beziehung auf das vorhergehende *αἰετὸς ἄγγελος Ζηνός* (das überlieferte *μετ' ἀνθρώποις ἰδεῖν* ist wohl unzulässig). Anacreont. 15, 11 dürfte es allerdings eine Kunst sein, *ὑπὸ πορφυραῖσι χαίταις* zumal nach *τρίχας μελαίνας* zu rechtfertigen; Stadtmüller schreibt, was der Zusammenhang zu fordern scheint, *μίτραις* für *χαίταις*. Zu den gewagteren Vorschlägen rechne ich Bakch. 16, 68 *τ' ἀρωμένῳ* (für *τε Μίνωι*), dem Sinn und Metrum ist indes damit gedient.

Die Auswahl ist sachgemäß; nicht wenige Partieen bilden ja einen regelmäßigen Bestandteil solcher Anthologieen, der nicht zu entbehren ist und sich von selbst bietet; wo im übrigen der Verf. sich den vorhandenen Anthologieen anschließt, ebenso wo er den Kreis enger oder weiter zieht, beweist er meist richtige Wertschätzung dieser Dichtungen und vor allem Verständnis für das, womit der Schule gedient ist. Aber es wird kaum einmal gelingen, aus der griechischen Lyrik eine solche Auslese zu treffen, daß der Leser nicht dies oder jenes vermißt, Gebotenes für entbehrlich hält und durch anderes ersetzt wünscht. So würde ich auf die Simonidesverse an Skopas verzichten (es genügt, meine ich, wenn eine Klasse, die den Protagoras liest, die Verse aus Plato kennen lernt), auf Theogn. 111 f. (die Worte *τὸ μέγιστον ἐπαυρίσκουσι παθόντες* haben m. E. bis jetzt weder eine befriedigende Erklärung noch Emendation gefunden) und auf einige andere Stellen dieser Dichtung, die ja ziemlich reichhaltig vertreten ist. Wird Stesichorus berücksichtigt, so darf wohl seine Palinodie nicht fehlen. Der Erfinder des Hinkjambus ist dem Primaner aus der Horazstunde bekannt; schon darum könnten in der Anthologie einige Verse des Hipponax erscheinen (z. B. *χρόνος δὲ φευγέτω σε μηδὲ εἷς ἀργός*, und *δύ' ἡμέραι γυναικός εἰσιν ἥδισται, ὅταν γαμῇ τις κἀκφέρῃ τεθνηκυῖαν*), vielleicht auch einige des Phokylides, z. B. die Stelle über die Geschlechter der Frauen neben dem Frauenspiegel des Semonides. Das spartanische *ἐμβατήριον* (*Ἄγετ', ὦ Σπάρτας εὐάνδρω*) wird vielleicht auch mancher von denen vermissen, welche der Ansicht sind, daß es von Tyrtäus nicht stammt (übrigens hat es noch Crusius den Elegieen des Tyrtäus angeschlossen). Anzuerkennen aber ist, daß B. neu Aufgefundenes beigegeben hat; so wird vielen das mit der Horazischen Epode an Mevius zu vergleichende Archilochische Geleitsgedicht willkommen sein, ferner Sapphos Segenswunsch für den heimkehrenden Bruder, wohl auch die beiden Gedichte an die in der Ferne weilende Freundin. Bei Archilochus ist V. 8 *ὡς κύων* akzeptiert; die von Plüß gegen die Ergänzung geltend gemachten Bedenken scheinen mir berechtigt, seine Vermutung *ὡς νέων* ist sinnreich erklärt, aber doch unsicher. In dem ersten Gedicht an Atthis gibt der Verf. die drei ersten Strophen (die erste mit Stadtmüllers Ergänzung *δάμναι μ' Ἄτθιδος ἵμερος*), vielleicht ließ sich für die vierte eine Fassung finden, daß sie an jene drei angeschlossen werden konnte. Übrigens wird von dem Neuen, das diese Anthologie bietet, wohl am meisten Anklang finden das erste von den Epinikien des Bakchylides (Bl. 3): die Schule hat gerade an dieses Gedicht ein besonderes Anrecht; die Vergleichung der Krösuslegende mit der dem Leser bekannten Herodotischen Darstellung wird immer eine lockende Aufgabe sein. In der lückenhaften Stelle ist V. 41, um Sinn und Zusammenhang anzugeben, nach St.s Vorschlag ergänzt: *Ἀλυάττα δόμοι* | *⟨κτημάτων πάλαι βρύ-*

οντες⟩ *μυρίων*. Man möchte sich wundern, daß dieses Gedicht von den neueren Anthologieausgaben ausgeschlossen oder nur teilweise aufgenommen worden ist, während sie die beiden folgenden von Bucherer gewählten Bakchylidesgedichte, den Meleagros (Bl. 5) und Theseus (Bl. 16), enthalten. In der Schlußpartie jenes Gedichtes schreibt B. (5, 196) *εὐκλεᾶ κελεύθου γλῶσσαν οὐ πλανω-μένην πέμπειν*: die Wendung ist einfacher als, was man bei Blaß liest, *οὐκ ἐκτὸς θεῶν*, doch war *πλανωμέναν* zu schreiben; auch würde ich eine Ergänzung vorziehen, welche ein Attribut zu *κελεύθου* enthält; der Ausdruck würde dadurch an Inhalt und Individualität gewinnen. Jedenfalls ist die Textgestaltung hier problematisch wie auch an einigen andern Stellen, z. B. Alcäus 1, 2 *κορύφας ἰώγᾳ*, Sappho 1, 18 *τίνα δηὖτε πείθω-μαί σ' ἄγην*, Semon. 1, 9 *νέωτα δ' — ἵξεσθαι φίλον* (wo freilich die Korrekturen *πλέον*, *φίλος*, *τέλος* auch nicht ohne Bedenken sind). Mit Kenyon, Jebb, Blaß schreibt Buch. 5, 140 *καἴέ τε δαιδαλέας ἐκ λάρνακος ὠκύμορον φιτρὸν ἀγκλαύσασα* und erklärt nach Blaß 'non filium flet, sed fratres'. Wäre die Überlieferung zu halten, so würde ich *ἀγκλαύσασα* nicht allein auf die den Brüdern geweihten Tränen beziehen (in diesem Falle würde wohl der Dichter, um die schwesterliche Teilnahme als Grund der Tränen deutlich zu bezeichnen, dem Partizip ein Objekt beigefügt haben) und die Stelle so auffassen, daß zugleich eine unwillkürliche Regung mütterlichen Empfindens bezeichnet wird: so wenig Althaia Zaghaftigkeit kennt (*ἀτάρβακτος γυνά*), sie vermag doch nicht einem natürlichen, halb unbewußten Drange zu widerstehen, unter dessen Macht sie im Augenblicke der Entscheidung über das Geschick des Sohnes aufschluchzt. Aber ich schließe mich der Ansicht an, daß neben *ἐκ λάρνακος* ein Verb der Bewegung nötig ist; so hat man *ἑλκύσασα*, *ἀγκλᾄσασα*, *ἐκκλᾄσασα* für *ἀγκλαύ-σασα* eingesetzt: das Richtige ist m. E. mit *ἐξαύσασα* getroffen, einer Verbesserung Wackernagels, die erst nach dem Erscheinen von Bucherers Anthologie (Herm. 40 S. 154) veröffentlicht worden ist. — In dem Dithyrambos (Theseus 16) hat Bucherer V. 93 seine Konjektur *τρέσσαν δ' Ἀθαναίων ἠιθέων νῦν φρένες* in den Text gesetzt; die Verbindung *τρέσσαν φρένες* läßt sich durch eine gleichlautende Stelle vielleicht nicht belegen, ist aber durch verwandte Verbindungen, wie sie B. anführt, wohl ausreichend geschützt. Trotzdem hat man, meine ich, an dem überlieferten *γένος* (sei es, daß *δὴ γένος*, *πᾶν γένος* oder *νῦν γένος* geschrieben wird) festzuhalten. Zunächst wird *γένος* m. E. durch den Plural *τρέσσαν* gestützt; man weiß ja, daß diese Konstruktion *κατὰ σύνεσιν* sich gerade bei dem Subjekt *γένος* findet (Xen. Mem. IV 3, 10 *πολὺ δὲ γένος ἀνθρώπων οὐ χρῶνται*); dann mag der Ausdruck *γένος* (statt *στόλος*, *χορός*) zunächst vielleicht befremdend erscheinen, in Wahrheit aber ist es m. E. der treffendste für das, was Bakchylides hier sagen wollte: alles, was von athenischer

Jugend sich auf dem Schiffe befand, im Gegensatz zu Minos' Leuten aus Kreta, also alles, was daselbst aus Athen stammte (daher auch Ἀθαναίων an betonter Stelle), und bei ἠιθέων ist natürlich zugleich an die Jungfrauen zu denken (wie δὶς ἑπτὰ ἀγλαοὺς κούρους zu Anfang der Ode sich auf die Jünglinge und Jungfrauen bezieht); das gegen γένος von Wilamowitz erhobene Bedenken scheint mir also unbegründet.

In dem Kommentar ist die sachliche, historische, ästhetische Erklärung nicht unberücksichtigt geblieben, das zum inhaltlichen Verständnis der einzelnen Stelle Erforderliche ist in einer dem Urteil und Wissen der Schüler angepaßten Form geboten, ohne gelehrten Prunk; freilich muß nach Anlage und Zweck dieses Kommentars die Sacherklärung neben der Wort-, der grammatischen und der lexikalischen Erklärung oft in den Hintergrund treten; an einigen Stellen scheint sie dem Umfang dieser gegenüber fast zu verschwinden. Auf viele Einzelheiten brauche ich hier nicht einzugehen. Zu Semon. 1, 24 οὐδ' ἐπ' ἄλγεσιν κακοῖσ' ἔχοντες θυμὸν αἰκιζοίμεθα ist bemerkt: 'θυμὸν Akkus. des Bezugs zu αἰκιζ., wir würden uns nicht quälen — über die bösen Schmerzen, sie habend', B. ergänzt also ἄλγεα zu ἔχοντες und läßt ἐπ' ἄλγ. κακοῖσ' nur von αἰκιζοίμεθα abhängig sein; ich würde ἐπ' ἄλγ. κ. mit ἔχοντες θυμόν verbinden (vgl. z. B. Theogn. 1149 ἐπ' ἀλλοτρίοις κτεάνοις ἐπέχουσι νόημα) in dem Sinne: wir sollen nicht auf das Leidvolle unsere Seele, unsere Gedanken gerichtet haben, sollen nicht das Herz von den Leiden sich beherrschen lassen, nicht dem Schmerze nachhängen. — Sol. 2, 10 εὐφροσύνας κοσμεῖν δαιτός ist die Übertragung 'den Freuden des Mahles sich hingeben (κοσμεῖν)' nach Buchholz von Biese und Bucherer aufgenommen, aber in κοσμεῖν ist, meine ich, doch mehr enthalten: den Freuden des Mahles Schmuck und Reiz verleihen; worin dieses κοσμεῖν bestehen kann, besagt u. a. die erste Elegie des Xenophanes, und diese ἀναθήματα δαιτός, andersartig nach Zeiten, Sitten und Menschen, dürfen bei einem rechten Mahl nicht fehlen. — Zu Sol. 3, 1 (δήμῳ μὲν γὰρ ἔδωκα τόσον γέρας) steht im Kommentar die Frage: „Wie lautete wohl der Satz, der hier begründet wird?“ Manchem mögen derartige Fragen geeignet scheinen für Schulausgaben, in denen sie sich ja nicht selten finden; ich würde lieber auf sie verzichten. An der bezeichneten Stelle wünschte ich vielmehr ein Wort zu der Vermutung, daß Solon mit jenen Versen seine Aufgabe als vollendet bezeichnet und von seinen Mitbürgern Abschied genommen habe. — Tyrt. 1, 28 νέοισι δὲ πάντ' ἐπέοικεν, ὄφρ' ἐρατῆς ἥβης ἀγλαὸν ἄνθος ἔχῃ wird ἄνθος richtig als Objekt gefaßt; es konnte aber, damit man nicht (was zunächst einfacher erscheint) ἄνθος als Subjekt erklärt, die von dem Dichter nachgeahmte Homerstelle *N* 484 καὶ δ' ἔχει ἥβης ἄνθος angeführt und auf die folgenden Singularformen verwiesen werden (θηητός, ἐρατός), welche die Ergänzung des singulari-

schen Subjekts zur Voraussetzung haben. — Zu ἀπέχει Anacreont. 5 (15), 33 bemerkt B.: „es genügt, genug“, ein kurzer, diese Übersetzung des Wortes erklärender Zusatz ist hier wohl wünschenswert.

Sollte jemand finden, daß der lehrhafte Ton der Erläuterungen einmal an das Pedantische anklingt, daß diese oder jene Konstruktionsangabe oder Paraphrase zu entbehren sei, daß das über Dichter und Dichtung Gesagte hier und da etwas eingehender oder umfassender sein könnte, daß für Oberklassen elementaren Dingen grammatischer und sprachlicher Art bisweilen ein etwas weiter Raum gewährt sei, auf den eher das Historische und Antiquarische Anspruch habe, so können solche Meinungen wohl nur die Geltung subjektiven Ermessens haben; sicher scheint mir, daß in allem Wesentlichen, ich meine Wahl der Gedichte, besonnene Schätzung des Überlieferten und der Emendation, umsichtige Verwendung des in verwandten Schriften Gebotenen, Beschränkung der einleitenden Bemerkungen auf das für Gymnasiasten Wertvolle, einfache und sachgemäße Gestaltung des Kommentars, daß in allen diesen Punkten Bucherers Anthologie den Anforderungen entspricht, die man an ein gutes Schulbuch stellt.

Berlin. H. J. Müller.

Hans Stich, Mark Aurel, der Philosoph auf dem römischen Kaiserthron. Mit 7 Abbildungen und einem Übersichtskärtchen. Gütersloh 1904, C. Bertelsmann. 62 S. 8. 1 *M*. (Gymnasial-Bibliothek, herausgegeben von Hugo Hoffmann, 38. Heft.)

Der Gedanke, Mark Aurels Persönlichkeit auch für die Schüler zu beleben, auch diesen edlen Menschen ihnen nahezubringen, ist gewiß freudig zu begrüßen. Der Philosoph auf dem Kaiserthron gehört zu jenen Männern, die, vom Heidentum, der Stoa, ausgehend, bei ihrem Ringen nach Vervollkommnung, Stärke und Glück zu Ergebnissen gelangen, die sich nahe mit christlichen Anschauungen berühren. Sein Vorgänger Epiktet erschien dem Schweizer C. Hilty, als er seine Betrachtungen über das „Glück“ sammelte, so wichtig, so sehr auch noch für die Gegenwart von Wert, daß er im ersten Bande, S. 23—90, dessen Encheiridion in Übersetzung mitteilt und mit eingehenden Anmerkungen versieht, es allen Menschen ans Herz legt, die sich selbst erziehen wollen, und auch die Überzeugung ausspricht, es verdiene „namentlich in den Schulen mehr gelesen zu werden“. Stich weist seinerseits S. 58 darauf hin, wie sehr Mark Aurel durch die Jahrhunderte weiter gewirkt hat, wie auch die von ihm mit blutiger Strenge verfolgten Christen ihn geschätzt haben, welche Wichtigkeit er für den Philosophen von Sanssouci hatte, der erklärt, er sei nicht wert, einem Mark Aurel die Schuhriemen zu lösen. Er erinnert auch daran, daß in Fritz Reuters Franzosentid der Amtmann, wenn er erregt ist, wenn er die Selbstbeherrschung ver-

loren hat, zu seinem Mark Aurel greife. — Also grundsätzlich scheint das Ziel durchaus zu billigen. Trotzdem bleibe ich bei dem Zweifel, ob das wirklich schon Schülern recht zugänglich ist, ob es nicht Manneskost bleiben wird. Stich bespricht die Selbstbetrachtungen S. 43—51, wie er selbst sagt, nur in Andeutungen, um durch „einige der schönsten und bedeutendsten Stellen" dem jugendlichen Leser „eine Vorstellung von dem Seelenadel und dem sittlichen Ernst des kaiserlichen Philosophen" zu geben. Meines Erachtens liegt schon in dieser Beschränkung auf das Notdürftigste ein Zugeständnis, daß sich für Schüler nicht viel damit machen lasse. Sonst müßte diese Gedankenwelt den eigentlichen Mittelpunkt des Buches bilden und mit eindringender Vertiefung erörtert sein, statt daß nun in dem Heft die Lebensgeschichte bei weitem überwiegt, — die ja freilich auch ihr Interesse hat.

Die kleine Schrift zerfällt in folgende Abschnitte: 1) Die römische Kaiserzeit vor Mark Aurel S. 5—11. 2) Mark Aurels Jugend S. 11—18. 3) Mark Aurel als Kaiser S. 19—31. 4) Der Markomannenkrieg S. 31—42. 5) Die Selbstbetrachtungen S. 43—51. 6) Mark Aurel und die Christen S. 51—58. 7) Mark Aurels Fortleben S. 58—62. Es ist eine solide, tüchtige Arbeit. Die Abbildungen sind zweckentsprechend; besonders ist es gut und nützlich, daß über die Szenen von der Markussäule mit Darstellungen aus dem Markomannenkrieg nicht nur im Text gehandelt wird, sondern daß den Bildern noch besondere Erläuterungen mit Hinweisen auf das, worauf es ankommt, beigegeben sind. Die Darstellung ist verständig und ruhig abwägend, sie benutzt nicht selten Parallelen aus bekannten geschichtlichen Zeiträumen zur Veranschaulichung. Vielleicht fehlt ihr, um die jugendlichen Gemüter mit sich fortzureißen, etwas Schwung und Wärme. Das ganze matte Zeitalter dieser friedensseligen, ruhebedürftigen Menschen des zweiten Jahrhunderts, das man ja freilich als die goldene Zeit in der Geschichte der europäischen Menschheit gepriesen hat, packt mit seinen greisenhaften Zügen die frische Jugend nicht leicht an.

Neustrelitz. Th. Becker.

Otto Kaemmel, Deutsche Geschichte. Zweite, durchgesehene und ergänzte Auflage. Zwei Teile. Dresden 1905, Karl Damm, Hofbuchhändler. VIII u. 687; IV u. 603 S. gr. 8. eleg. geb. zusammen 12,50 ℳ.

Kaemmels deutsche Geschichte ist für die gebildeten Leser geschrieben, die „zwar ein lebendiges Interesse für deutsche Geschichte empfinden, aber nicht imstande sind, umfangreiche Werke durchzuarbeiten und doch von kurzgefaßten Handbüchern sich nicht befriedigt fühlen". Der Verfasser sah es deshalb als seine Aufgabe an, Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung mit einer angemessenen Beschränkung und übersichtlichen Gestaltung des Stoffes zu verbinden. Diese Aufgabe hat Kaemmel

in trefflicher Weise gelöst. Der Werdegang des deutschen Volkes wird lebendig dargestellt; aber neben der politischen Geschichte kommt die Kulturgeschichte zu ihrem vollen Rechte; die geistige Entwickelung des Volkes in Religion, Kunst und Wissenschaft wird übersichtlich geschildert, und dabei werden die wirtschaftlichen Verhältnisse nach dem Vorgange von K. W. Nitzsch eingehender behandelt als in den früheren geschichtlichen Handbüchern. Auch das Sonderleben der deutschen Einzelstaaten erfährt liebevolle Berücksichtigung. Das Ganze ist durchweht von echt deutschem Geiste, der in edler Sprache zum Ausdruck kommt. Da das Buch gelesen und nicht durchblättert werden soll, so haben Verfasser und Verleger auf die Wiedergabe historischer Bilder verzichtet.

Nach fünfzehn Jahren erscheint dieses Werk in zweiter Auflage, verbessert, erweitert und weit schöner ansgestattet. Manches Versehen, wie es in der ersten Auflage so leicht unterläuft, ist verbessert (auf S. 467 ist Tours statt Toul stehen geblieben), vieles kürzer gefaßt und überall die neueste Forschung berücksichtigt worden. Eine wesentliche Bereicherung hat das Buch durch die Fortführung der Darstellung über das Jahr 1871 hinaus bis zur Gegenwart gefunden, und dieser Teil kommt unleugbar einem tiefempfundenen Bedürfnisse entgegen, da in unserer schnelllebenden Zeit mit ihren wechselnden Eindrücken das Festhalten gerade der jüngsten Vergangenheit erschwert wird. Die objektive Darstellung einer solchen Zeit, unter deren Einfluß wir selbst noch stehen, bietet natürlich größere Schwierigkeit als die Schilderung früherer Zeitläufe. Kaemmel ist dieser Schwierigkeit Herr geworden. Mit sicherer Hand geleitet er den Leser durch das Labyrinth des vielgestaltigen politischen, wirtschaftlichen, technischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens des deutschen Volkes. Auf 70 Quartseiten wird das neue deutsche Reich als der Zentralstaat des deutschen Volkstums geschildert. Der erste Abschnitt führt die Überschrift: „Der Ausbau des Deutschen Reiches als europäischer Macht“ und umfaßt die Jahre 1871—1888, von dem Frieden zu Frankfurt bis zum Tode Kaiser Wilhelms I. Die Beschränkung und zugleich die Machtentfaltung des neuen Deutschen Reiches, Reichstag und Reichsfürsten, Kaiser Wilhelm und sein Kanzler werden mit sicheren Strichen gezeichnet. Die Festigung des neuen Deutschen Reiches nach außen und seine Entwicklung im innern, Sozialdemokratie und Kulturkampf, Gerichts-, Verwaltungs- und Steuerreform, die auswärtigen Verwicklungen und ihre Beschwörung durch den großen Staatsmann, die soziale Gesetzgebung, die Kolonialpolitik und die Kämpfe des Deutschtums in Österreich werden in knapper, aber lichtvoller Darstellung uns vorgeführt.

Der zweite Abschnitt schildert das Aufsteigen des Deutschen Reiches zur Weltmacht und beginnt mit einer vortrefflichen

Charakteristik Kaiser Wilhelms II., die ohne Schönfärberei dem idealgesinnten Herrscher gerecht wird. Der Rücktritt Bismarcks, der Fortgang der Sozial- und Finanzreform, die europäische Politik, der Aufschwung der deutschen Industrie und des deutschen Handels, die Festsetzung Deutschlands in Ostasien und der Südsee ziehen an unserem Auge vorüber, dann wird die innere Entwicklung, das wissenschaftliche, dichterische und künstlerische Leben der neuesten Zeit geschildert, und die Darstellung schließt mit einer treffenden Würdigung der Gegenwart. Ein ausführliches Register erleichtert die Benutzung des Buches, das als die beste deutsche Geschichte der Gegenwart für Familie und Schule um so mehr empfohlen werden kann, als der Preis verhältnismäßig niedrig ist.

Saarbrücken. A. Ruppersberg.

H. v. Zwiedineck-Südenhorst, Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches. Dritter Band: Die Lösung der deutschen Frage und das Kaisertum der Hohenzollern. Stuttgart 1904, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. X u. 504 S. Lex.-8. geh. 6 ℳ, geb. 8 ℳ.

„Ein volles Jahrzehnt gesunden Mannesalters“ hat Verf. diesem seinem trefflichen Werke gewidmet und kann sich nunmehr der glücklichen Vollendung freuen. Wie die beiden ersten Bände, so umfaßt auch der dritte zwei Bücher, deren erstes: „Die Auseinandersetzung der deutschen Großmächte“ in drei Abschnitte zerfällt: Österreichs Wiedergeburt und Preußens Reformversuche (S. 3—129), Das Bundessiechtum (S. 130—208) und Die Lösung der deutschen Frage (S. 209—384), während das zweite Buch: „Das Kaisertum der Hohenzollern“ in zwei Abschnitte gegliedert ist: Die Vergrößerung Preußens und der Norddeutsche Bund (S. 387—430) und Der deutsch-französische Krieg (S. 431—504). Daß der erste Abschnitt des zweiten Buches genau genommen noch zum ersten gehört, bedarf keines näheren Nachweises.

Die Leser dieser Zeitschrift kennen von den beiden früheren Bänden her (vgl. die Besprechung im LVII. Jahrgange 1903 S. 749 ff.) den Verfasser als gründlichen, scharfblickenden, mit den staatlichen Verhältnissen ebensogut wie mit der Kriegsgeschichte vertrauten Forscher; als solcher bewährt er sich auch in dem Schlußbande. Indem er an die Ereignisse von 1866 und 1870 herantrat, erkannte er mit Bestimmtheit, daß hier „die Gewinnung des historischen Standpunktes nur zum Teile gelingen kann . . . Mehr als vorher hat hier das nationale Gefühl und das rein persönliche Vorstellungsvermögen des Erzählers an die Stelle des strengen Prüfens und Bewertens treten müssen“ (Vorrede S. VI).

Leider bringt Zw. über Kulturgeschichtliches äußerst wenig. Richard Wagner z. B., der die Oper doch auf ganz neue Bahnen geführt hat und dessen Bayreuther Festspielhaus etwas in der deutschen Kunstgeschichte Unerhörtes bedeutet, wird S. 427 mit ein paar — übrigens recht treffenden — Worten abgefunden. Wäre nicht die etwas eingehendere Berücksichtigung von Kunst und Wissenschaft im Rahmen dieser deutschen Geschichte möglich gewesen?

Auch im Schlußteile stützt sich Verf. in erster Linie auf die gedruckte Literatur, die er genau und vollständig kennt; sogar v. Mittnachts eben erst erschienene „Erinnerungen" sind noch benutzt worden. Die bei Besprechung des zweiten Bandes (a. a. O. S. 751) erwähnte archivalische Hinterlassenschaft des Reichsverwesers Erzherzog Johann konnte Zw. nur an einigen Stellen verwerten. S. 344 wird angekündigt, daß „Erinnerungen eines österreichischen Generalstabsoffiziers, der bei Skalitz beteiligt war und später in hohe Stellungen vorrückte, noch den Gegenstand einer Publikation bilden werden, die manche noch offne Frage aufklären dürfte". Ebenso interessant ist die Mitteilung (S. 68), daß der Fürst-Feldmarschall Windischgrätz die Veröffentlichung des unter strengem Verschlusse aufbewahrten Aktenmaterials, „auf dem eine authentische Monographie aufgebaut werden kann", einer späteren Zeit vorbehalten hat; die jetzt benutzte, von der Familie genehmigte Lebensskizze ist in ihren wichtigsten Teilen leider sehr zurückhaltend. — In Fußnoten finden sich wiederum manche nähere literarische Nachweise, zuweilen mit kurzer, aber in der Regel treffender Kritik, z. B. S. 334 über die Biographie Beusts von Erdmannsdörffer, den sein eifriges Streben, auch dem politischen Gegner gerecht zu werden, zu einer nicht gerechtfertigten Beschönigung der mittelstaatlichen Politik verleitet hat, oder S. 445 über das Werk Klein-Hattingens, der den Fürsten Bismarck den „Vater der Verschlagenheit" und „den fürchterlichsten Journalisten, den die Welt je gesehen hat," zu nennen beliebt. Auch der Standpunkt, der dem viel besprochenen, höchst einseitigen Werke von Ottokar Lorenz gegenüber eingenommen wird, ist nach des Ref. Ansicht nur zu billigen im ganzen sowohl wie in den meisten Einzelheiten, z. B. was die Emser Depesche und ihre Vorgeschichte betrifft (vgl. namentlich S. 446).

Manche recht bezeichnende und — was die Hauptsache ist! — quellenkritisch ganz einwandfreie Äußerungen aus den vielen jüngst veröffentlichten Briefen und Denkwürdigkeiten[1]) führt Zw. wörtlich an und belebt auch dadurch seine Dar-

1) Was die Bismarcks betrifft, so weist Zw. S. 233 mit Recht darauf hin, daß bis jetzt noch nicht hinlänglich aufgeklärt ist, weshalb B. seiner Beziehungen zu Wilhelm I. während des Jahres 1861 nicht Erwähnung getan hat.

stellung. Diese läßt im Unterschied von den beiden früheren Bänden nur selten die nötige Unbefangenheit und vornehme Ruhe vermissen. Wir lesen S. 138, daß der Literaturhistoriker Vilmar „ein evangelischer Pfaffe schlimmster Sorte" gewesen sei, S. 441, daß Gramont „torkelte", und S. 492, daß es nicht Aufgabe des Geschichtschreibers ist, „allen Blödsinn zu verewigen, mit dem die Jesuitenstrategie ihre parlamentarischen Feldzüge zu führen gewohnt ist". Der gute Deutsch-Österreicher äußert sich am bezeichnendsten in folgender Weise: „Es wird für die Deutschen in Österreich immerdar ein Anlaß härtester Selbstanklage sein müssen, daß sie mitschuldig geworden sind an dem Bruche des Bündnisses mit Preußen. Ob kleinliche Revanchegelüste für den Ausschluß vom Frankfurter Fürstentage das Motiv gewesen sei . . . oder ob die landesübliche Preußenverachtung den Altösterreicher blind werden ließ" usw. (S. 285 f.). „Es ist für die durch das Gottesgericht von Königgrätz so hart betroffenen Deutsch-Österreicher nichts härter als das Bekenntnis, daß ihr Schicksal kein ganz unverdientes war" (S. 305). Seinem Landsmanne Friedjung gegenüber hebt unser Verf. hervor, daß „das einige Italien so wenig auf Napoleons Programm stand wie das einige Deutschland" (S. 308) und daß man preußischerseits die Marschtüchtigkeit der Österreicher und die Leistungsfähigkeit ihrer Eisenbahnen richtig veranschlagt hat und deshalb am 26. und 27. Juni nicht überrascht worden ist (S. 339); mit ihm übereinstimmend erachtet er die Bemerkung Benedeks unter dem Briefe des Erzherzogs Albrecht: „und ich Esel bin hingegangen, das war der Anfang meines Unglücks" nicht für zureichend, um daraus Anklagen gegen den Erzherzog herzuleiten (S. 315).

Auch in diesem Bande finden sich, und zwar stets am rechten Ort, kleine Karten, aus denen die Lage der im Texte erwähnten Örtlichkeiten klar ersichtlich ist. Das Nachschlagen ist leider auf keine Weise erleichtert, nicht einmal durch ein Register. Der Druck ist wiederum recht sorgfältig. Ein störendes Versehen begegnet nur S. 445 „Weltgrundlagen"; „Kohlfurth" (S. 348) und „Abecken" (S. 432) kommen in unrichtiger Schreibweise vor.

Görlitz. E. Stutzer.

F. Junge, Geschichtsrepetitionen für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Vierte, verbesserte Auflage, besorgt von R. Lange. Berlin 1904, Franz Vahlen. VII u. 133 S. 8. geb. 1,20 *M*.

Die neue Auflage der Jungeschen Geschichtsrepetitionen, über deren Vorzüge bereits in den Jahrgängen 1886 und 1893 dieser Zeitschrift berichtet worden ist, hat, wie der Herausgeber in seinem Vorwort sagt, im wesentlichen die frühere Gestalt bewahrt. Doch zeigt sie in vielen Einzelheiten nicht unbedeutende Verbesserungen. Rechtschreibung und Ausdrucksweise sind einer

genauen Durchsicht unterzogen worden. Die Verwendung von z, c oder k ist nach möglichst strengen Grundsätzen durchgeführt, geschmacklose Worte wie das häßliche „Gebrüder“ für Brüder sind verschwunden; manche Eigenheiten des Verfassers in der Wortstellung sind geändert worden. Nur ein Beispiel. Junge hatte eine Vorliebe für die Voranstellung des Genitivs. So las man in den früheren Auflagen: „Der Dorer Angriff zurückgewiesen. Des letzten athenischen Königs Kodros Tod. Des Kodriden Solon Reformen u. a.“ Jetzt heißt es: Angriff der Dorer zurückgewiesen. Sage vom Tode des Königs Kodros usw.

Aber auch inhaltlich zeigt die neue Auflage entschiedene Verbesserungen. Überall ist es das Bestreben des Herausgebers, das Buch auf den Stand der heutigen Wissenschaft zu bringen. Am deutlichsten zeigt sich dies in den Abschnitten über die alte, besonders die orientalische Geschichte, wo wir ja den neuesten Forschungen eine Reihe ganz überraschender Resultate verdanken. Recht lehrreich ist in dieser Beziehung der erste Abschnitt: Ägypter. Noch vor einem Jahrzehnt wurde die Wirklichkeit der ersten ägyptischen Dynastie bestritten. In den älteren Auflagen unseres Buches heißt es vorsichtig: „Um 3000 das Reich von Memphis (Pyramiden)“. Jetzt hat man sogar das Grab des Menes erschlossen. So ist denn der Name dieses ältesten ägyptischen Fürsten in die neueste Auflage aufgenommen worden, und es heißt: „Um 3200 Menes, erster König von Gesamtägypten. — Das Reich von Memphis (Pyramiden)“. Für die verschiedenen Reiche konnten bestimmtere Zahlen angegeben werden; so das jüngere Reich von Theben seit 1600 statt früher um 1250. Neue Namen (so des Eroberers Thutmosis III.) konnten aufgenommen werden. Im allgemeinen hat der Herausgeber Änderungen nur mit äußerster Vorsicht vorgenommen, und zwar mit Recht. Herrscht doch auf dem Gebiete der Ägyptologie noch große Meinungsverschiedenheit. Neuerdings ist sogar von Sethe die bisher als ganz sicher geltende und auch in unserem Buche vertretene Ansicht, daß Ramses II. dem Sesostris des Herodot gleichzusetzen sei, bestritten worden. Ganz neu ist einzelnes in dem Abschnitt: Babylonier und Assyrer, so der „älteste Zeitansatz der Weltgeschichte: seit vor 4000 mehrere Stadtstaaten in Mesopotamien“, ferner die Erwähnung des Chammurabbi, des Begründers des altbabylonischen Gesamtreiches u. a.

Auch in den späteren Abschnitten ist manches verbessert. Umgearbeitet ist die älteste römische Verfassung, erweitert und verändert die älteste germanische Verfassung. Sehr erweitert und verbessert ist auf Seite 114 der Abschnitt über die Kultur der Neuzeit, der in den früheren Auflagen viele empfindliche Lücken zeigte. Namen von Dichtern, Künstlern und Gelehrten, die heute unsern Primanern nicht unbekannt bleiben dürfen, sind neu aufgenommen, durch kurze Zusätze ist auf ihre Eigen-

art hingewiesen worden. So stehen in der neuen Auflage die Romantiker Achim von Arnim, Brentano, Eichendorff, als Vertreter des jungen Deutschlands Heine, als Lyriker Mörike. Ferner werden genannt: Grillparzer, Hebbel, Wildenbruch, Storm, Keller, K. F. Meyer, Raabe. Unter den Vertretern der Geschichtswissenschaft sind jetzt auch Häusser, Waitz, Sybel und Treitschke aufgenommen worden. Am Schlusse ist das Buch noch durch einen Abschnitt über die wichtigsten Ereignisse seit 1888 erweitert worden. Als solche werden erwähnt: die Entlassung und der Tod Bismarcks, der Sansibarvertrag mit England, die Ernennung der späteren Reichskanzler, die Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches.

Noch ein Wort über die ganze Anlage des Buches, die, wie schon erwähnt, der Herausgeber nicht verändert hat. Das Buch will die Mitte halten zwischen einem ausführlichen Lehrbuch und der bloßen Tabelle und somit dem Schüler für Wiederholungen gerade das bieten, was er braucht, um sich den Zusammenhang wieder zu vergegenwärtigen. Stichworte deuten die Ereignisse an. Hierbei hat der Verfasser oft ein großes Geschick entfaltet. Liest man mehrere Seiten des Buches, so ergänzt in der Tat der nicht ganz Unkundige, also auch der Primaner, der wirklich nur seine Kenntnisse auffrischen will, leicht den Zusammenhang der Ereignisse. Nur ganz vereinzelte Stellen habe ich mir angemerkt, wo durch die Stichworte der Zusammenhang nicht ohne weiteres ersichtlich ist. Was z. B. ein Schüler mit den Worten auf Seite 128: „Österreich, Preußen, Deutschland und die Erbfolge des Prinzen von Augustenburg in Schleswig-Holstein“ anfangen soll, ist mir nicht klar. Hier scheint mir eine Erweiterung, vielleicht eine Andeutung der Forderungen Preußens an den Augustenburger dringend erwünscht.

Bei der außerordentlich großen Fülle des Stoffes, der in dem Buche geboten oder vielmehr angedeutet wird, werden die Ansichten über die Fassung und auch über die größere oder geringere Wichtigkeit einzelner Ereignisse natürlich verschieden sein. Ich will am Schlusse noch einiges hervorheben, was mir aufgefallen ist und vielleicht bei einer späteren Auflage berücksichtigt werden könnte. S. 4 möchte ich bei Erwähnung der Ausgrabungen am Hügel bei Hissarlik neben Schliemann den Namen Wilhelm Dörpfelds nicht missen. Ihm verdanken wir doch erst volle Klarheit in der schwierigen Trojafrage. S. 8 vermisse ich die klare Andeutung der wichtigen Tatsache, daß die einzelnen Teile der Phylen des Kleisthenes örtlich getrennt sind. Auch die Namen der drei Parteien in der Bevölkerung Attikas, der Pediaier, Paraler und Diakrier, die für die Phylenbildung von Bedeutung sind, würde ich erwähnen. Für die griechische Skulptur (S. 9) scheinen mir neben Pheidias auch die Namen des Polyklet und des Myron noch von Wichtigkeit. Die Abschnitte

über die griechische und römische Sagengeschichte halte ich für viel zu ausführlich. Vielleicht wären sie überhaupt zu entbehren. Der Ausdruck „Nosten“ (S. 5) hat doch wesentlich nur für die Literaturgeschichte einen Wert. Die Namen der römischen Könige würde ich in einem so kurzen Repetitorium nicht aufzählen. Andere Abschnitte, z. B. den über die fränkische Verfassung (S. 46), finde ich etwas gar zu kurz gehalten. Die Entstehung des Lehnswesens ist erfahrungsmäßig eines der schwierigsten Kapitel in der Schule. Das Repetitionsbuch könnte wenigstens die wichtigsten Begriffe neben beneficium: Vasallität und Immunität dem Schüler wirder vor Augen führen. Bei Innozenz III. (S. 66) würde ich eine kurze Angabe seiner Ziele für wünschenswert halten. S. 107 findet sich der Ausdruck: „Königreich beider Sardinien“. Wann ist er üblich gewesen? Mir ist er völlig unbekannt. S. 126 vermisse ich das Datum der preußischen Verfassung. Wir lesen: Neue Verfassung oktroyiert“. Das kann falsch gedeutet werden. Ich würde vorschlagen: „Verfassung vom König im Dezember 1848 oktroyiert; nach der Revision durch beide Kammern am 31. Januar 1850 zum Gesetz erhoben“. Wenige Zeilen weiter heißt es bei 1849 nur: „Die österreichische Verfassung“. Da sie keinen Bestand hatte, würde ich eine schärfere Fassung vorziehen, vielleicht: „In Österreich eine Verfassung erlassen, später wieder aufgehoben“. Auf Seite 128 tritt eine recht ungleichmäßige Ausführlichkeit auffällig hervor. Beim amerikanischen Sklavenkriege wird nicht nur der Name des Präsidenten Lincoln, sondern es werden sogar die Namen der Generale genannt. Kurz vorher müssen wir uns für die preußische Geschichte im Jahre 1861 mit den Stichworten begnügen: „Die Reorganisation des Heeres (Minister Albrecht von Roon) — Verfassungskonflikt“. Hier könnten mit wenigen Worten die Hauptpunkte der Heeresorganisation und das Wesen des Konfliktes hervorgehoben werden. Für das Jahr 1859 wird der Zusammenhang der Worte (S. 128): „Österreich tritt, um nicht Preußen eine führende Stellung in Deutschland einzuräumen, (zu Villafranca) die Lombardei an Sardinien ab“ den Primanern sicher verständlicher, wenn hinter: „Österreich tritt“ ein Zusatz eingeschoben wird wie: „als der Prinzregent zugunsten Österreichs mobil machte, aber selbständige Führung über alle deutschen Truppen verlangte“. Die in Böhmen einrückenden Heere (S. 129) würde ich, da beim preußischen Heere immer vom rechten Flügel aus gezählt wird, lieber, statt mit der 1. (also damals der mittleren) Armee anzufangen, ordnen: Elbarmee, 1. Armee, 2. Armee. So wird dem Schüler die Aufstellung der Armeen beim Einmarsch klarer werden.

Die vorgeschlagenen oder angedeuteten Änderungen sind natürlich gegenüber der Fülle des Stoffes, den uns die „Geschichtsrepetitionen“ in übersichtlicher Anordnung und klarer Fassung

darbieten, durchaus unwesentlich und wollen den Wert des Buches nicht im geringsten einschränken. Ob das Buch an vielen Anstalten eingeführt ist, weiß ich nicht. Ich habe es erst ein einziges Mal in den Händen eines Primaners gesehen, der aus Danzig kam. Seine Einführung würde ich neben den jetzt gebrauchten, meist recht umfangreichen Lehrbüchern, wie Neubauer u. a., für ganz zweckmäßig halten. Jedenfalls kann das Buch, das durch die neue Auflage wesentlich gewonnen hat, den Primanern für ihre Wiederholungen warm empfohlen werden.

Als Druckfehler ist mir nur aufgefallen: Heinreichs (S. 61).

Berlin. Ernst Fischer.

Emil Deckert, Nordamerika. Zweite, gänzlich umgearbeitete und erneuerte Auflage. Mit 130 Abbildungen im Text, 12 Kartenbeilagen und 21 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck von Rudolf Cronau, Ernst Heyn, Oskar Schulz, Olaf Winkler usw. Leipzig und Wien 1904, Bibliographisches Institut. VIII und 608 S. Lex. 8. 14 ℳ, in Halbleder geb. 16 ℳ.

Wenn der als Kenner Nordamerikas seit langem bewährte Verf. des Werkes, das einen Teil der „Allgemeinen Länderkunde“ von Wilh. Sievers bildet, in der Vorrede sagt, die zweite Auflage habe im Vergleich zur ersten in allen wesentlichen Stücken ein völlig neues Buch geschaffen, so hat er nicht zuviel gesagt. Nicht nur eine Vermehrung des Umfanges auf ungefähr das Doppelte ist eingetreten, auch die ganze Anlage ist von Grund aus umgestaltet nach denselben Grundsätzen modern-geographischer Auffassung, die W. Sievers bei der Neubearbeitung von „Süd- und Mittelamerika“ (vgl. LVIII. Jahrg. S. 395 f.) angewandt hat. Für Deckerts Arbeit lag zudem neben einer Fülle von neueren Privatarbeiten über Forschungsreisen und Morphologie des Erdteiles ein so gewaltiges neues Material amtlicher Veröffentlichungen über die geologischen, topographischen, meteorologischen, hydrographischen, völkerkundlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Union, Kanadas und Mexikos vor, daß Jahre angestrengter Tätigkeit zur Nutzbarmachung für das neue Werk erforderlich waren. So stellt denn auch, um dies gleich vorweg zu sagen, das Buch eine glänzende Leistung wissenschaftlicher Erdkunde dar. Es wird für den Fachgelehrten wie für jeden Leser, der sich für nordamerikanische Verhältnisse interessiert, ein außergewöhnlich guter Auskunftgeber sein. Für die Lehrerbibliotheken unserer höheren Schulen ist das Werk geradezu unentbehrlich.

Der Inhalt des Buches macht uns zuerst auf 28 Seiten mit der Erforschungsgeschichte von der normannischen Vorentdeckung bis zu den jüngsten Forschungen im 19. Jahrhundert in übersichtlicher Weise bekannt; dann folgt eine großzügige allgemeine Übersicht des Erdteiles nach Grenzen, Größe, Lage, Küstengliederung, Oberflächengestalt, Bewässerung, Klima, Pflanzendecke,

Tierwelt, Bevölkerung und den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen. Zum mindesten diese 80 Seiten umfassende Übersicht sollte keinem Lehrer der Erdkunde unbekannt bleiben.

Die folgenden Abschnitte behandeln eingehend die natürlichen Landschaften Nordamerikas. Zunächst wird uns unter dem Titel „Das Laurentische Land" die große Abrassionsfläche des Kanadischen Schildes vorgeführt und seine Bedeutung als Kern des nordamerikanischen Erdteiles, für den Verlauf der jüngeren Gebirgsfaltung des Appalachischen Systems im Südosten wie der hohen Kettengebirge im Westen und damit für die gesamte horizontale und vertikale Gestalt des Erdteiles plastisch hervorgehoben.

Es folgt eine sehr eingehende Darstellung des durch den Weltverkehr am nächsten mit uns verknüpften, dichtbevölkerten Nordostens, des „Appalachischen Berglandes", sodann ein Bild des „südöstlichen Niederlandes" und auf 45 Seiten knapp und klar ein solches von Mexiko. Die westliche Gebirgswelt macht in der Teilung „das mittlere Kordillerenland" und „das Kanadisch-Alaskische Kordillerenland" den Beschluß der eigentlichen Länderkunde des Erdteiles. Eine kurze Betrachtung der Bermudainseln ist angefügt.

Das Schlußkapitel „Die Vereinigten Staaten, Mexiko und Kanada als politische Gemeinwesen und Wirtschaftsgebiete" interessiert durch die Eigenart und Fülle der neuen Gesichtspunkte ganz besonders und wird zweifellos von allen Abschnitten des Buches die meisten Leser finden.

Hervorheben möchte ich noch folgende Punkte: 1. Sehr geschickt ist bei allen wichtigen Kulturzentren eine knappe, ansprechende Geschichte der durchweg jungen Siedelungen gegeben, die bei S. Francisco (S. 439) sogar durch drei Bilder aus dem Jahre 1848, 1858 und 1900 illustriert ist. 2. Zum erstenmal bekommen wir in Deckerts Werke zuverlässige und ergiebige Nachrichten über das vielgenannte Goldland im Yukongebiet. 3. Die Mitteilungen des Verf. über den Wasserverkehr bieten gerade jetzt in der Zeit der parlamentarischen Kämpfe um die Kanalbauten in Preußen hervorragendes Interesse. Deckert weist nämlich nach, daß der ursprünglich weit bedeutendere Wasserverkehr in den Vereinigten Staaten seit den großen Eisenbahnbauten durch den Landverkehr ganz gewaltig überflügelt wird, und bezeichnet als das Problem der Gegenwart für die Union, die Kanäle derartig umzugestalten, daß sie fähig werden, große Seeschiffe aufzunehmen und tief ins Land hineinzuführen, wie es schon beim St. Mary- und St. Clair-Kanal zwischen den Kanadischen Seen geschehen ist. Wo aber der Flußdampferverkehr in Nordamerika noch im Schwange steht, „trägt er bis auf den heutigen Tag eine viel vornehmere und stolzere Physiognomie als auf den europäischen Strömen".

Als unbequem und für deutsche Leser störend aufgefallen ist

mir eine Kleinigkeit. Bei den in den Text eingedruckten Karten auf S. 141 und 348 (nach Spezialkarten des Geological Survey angefertigt) sind die Höhenkurven nach englischem Fußmaß eingeteilt. Eine Reduktion auf das Metermaß wäre doch unschwer auszuführen gewesen.

Im übrigen verdient der reiche Karten- und Bilderschmuck des Buches nach Auswahl und Ausführung das höchste Lob.

Hannover. A. Rohrmann.

---

1) F. Klein, Über eine zeitgemäße Umgestaltung des mathematischen Unterrichtes an den höheren Schulen. Mit einem Abdruck verschiedener Aufsätze von E. Götting und F. Klein. IV u. 82 S. 1,60 M.

2) E. Riecke, Beiträge zur Frage des Unterrichtes in Physik und Astronomie an den höheren Schulen. IV u. S. 83 bis 190. 2 M.

Vorträge, gehalten bei Gelegenheit des Ferienkursus für Oberlehrer der Mathematik und Physik, Göttingen Ostern 1904. Leipzig und Berlin 1904, B. G. Teubner. 8.

Die Veröffentlichungen gehören dem Kreise von Männern meist akademischer Stellung an, die in Göttingen um Felix Klein geschart sich die Hebung und Vertiefung des Unterrichtes in den exakten Wissenschaften an höheren Lehranstalten zur Aufgabe gestellt haben. Einige Aufsätze versuchen den Unterricht inhaltlich zu bereichern, wie der von Ed. Riecke über die „Grundlagen der Elektrizitätslehre mit Beziehung auf die neueste Entwicklung" und der von K. Schwarzschild über „Astronomische Beobachtungen mit elementaren Hilfsmitteln". Andere gehen auf Methode und Organisation ein. Allen gemeinsam ist eine leichtfaßliche, freundliche Darstellungsweise, die an englischen und französischen Mustern gebildet ist und, wenn sie nicht in Seichtigkeit verfällt, manchem Lehrer vorbildlich sein dürfte. Ebenso erfreulich ist das warme Interesse, das man hier dem höheren Schulwesen von seiten der Hochschullehrer gewidmet sieht. Bisweilen wird allerdings den Oberlehrern denn doch allzuwenig zugetraut, wie der Aufsatz von J. Stark „Über die Physik an der Schule" zeigt. Andrerseits muß der Umstand, daß die Mehrzahl der betreffenden Dozenten den Schulbetrieb nicht von innen kennt, zur Vorsicht mahnen.

Für die Anhänger des humanistischen Gymnasiums ist das von F. Klein redigierte Heft von besonderem Interesse. Die „zeitgemäße Umgestaltung des mathematischen Unterrichts" zielt darauf hin, daß „der Funktionsbegriff in geometrischer Fassung den übrigen (mathematischen) Lehrstoff wie ein Ferment durchdringen soll" oder mit einem kurzen Stichwort, daß „die Elemente der Differential- und Integralrechnung" eingeführt werden sollen, und zwar auch auf dem Gymnasium. Mit diesen

Vorschlägen trägt Klein nicht Sorge für die späteren Mathematiker, sondern für die Mediziner, die Chemiker, die Juristen. Er wünscht, daß ihnen eine solche mathematische Bildung auf den Weg mitgegeben werde, die sich später als wirklich fruchtbringend erweist. Dies und dies allein ist sein Gesichtspunkt (S. 6). Lassen wir nun die Chemiker beiseit, die nicht allzuhäufig aus dem Gymnasium hervorgehen werden, so wird auf die mathematische Behandlung gewisser physiologischer Probleme hingewiesen. Aber um dieser in ihrem Werte zweifelhaften Versuche willen, deren Resultate noch dazu immer allgemein verständlich bleiben müssen, braucht man nicht das Gymnasium mit dem Infinitesimalkalkul zu belasten. Gewiß läßt sich manches in der Physik lediglich mit höheren Mitteln klar und kurz ausdrücken, aber gerade diese Dinge sind für den Mediziner von geringer Bedeutung, wie überhaupt der Wert der Mathematik und Physik für ihn nicht überschätzt werden darf. Ebenso hinfällig ist was Klein über die Juristen vorbringt. Er drückt sich vorsichtig aus. „Gewisse wichtige Seiten ihres Faches bleiben ihnen (ohne Infinitesimalrechnung) überhaupt unzugänglich“ und meint damit Fragen der Statistik, des Versicherungswesens usw. Es ist gewiß gut, daß einige Juristen davon etwas verstehen, aber man sieht nicht ein, was deren Gesamtheit und folglich auch das Gymnasium damit zu tun hat. Wollte man für alles und jedes, was jemand später ergreifen will, auf dem Gymnasium den Grund legen, so würde sich das Ungereimte dieser Forderungen bald herausstellen.

Viel deutlicher als bei Klein kommt die eigentliche Ansicht dieser Göttinger Schule in dem Aufsatze von O. Behrendsen (S. 119) heraus. „Das juristische Fach wird jeder Einsichtige . . . als ein eminent praktisches bezeichnen müssen. Der moderne Jurist wird viel mehr auf eine gründliche mathematisch-physikalische Vorbildung angewiesen als auf die Hilfsmittel der klassischen Philologie“. Wir empfehlen den Herren die Lektüre von Otto Gierkes Rede über „die historische Rechtsschule und die Germanisten“ (Berlin 1903), und zwar S. 35: „Gerade deshalb setzen wir bei den jungen Juristen klassische Bildung voraus und erwarten, seitdem wir in Preußen unbefragt Realgymnasiasten und sogar Oberrealschüler zugeschickt erhalten, von ihnen mindestens den nachträglichen Erwerb des notdürftigen klassischen Rüstzeugs“.

Und hier kommen wir zu dem Haupteinwand, der gegen Kleins Vorschlag, sowie gegen den ganzen Geist seiner Publikationen zu machen ist. Es wird garnicht gefragt, ob sich die neue Forderung noch mit dem Ziel des humanistischen Gymnasiums innerlich verträgt. Wir sind fest davon überzeugt, daß die so umsichtigen und energischen Männer, die sich an Kleins Bestrebungen beteiligen, in dem Glauben leben, für das Gymna-

sium das Beste anzuraten. Aber sie sind in Überschätzung der naturwissenschaftlichen Bildung befangen. Daß Mathematik und Physik eine den Geisteswissenschaften gleichwertige Bildung abgebe, ist eine unfruchtbare Phrase. Beide Zweige geben eine hohe, durchaus wünschenswerte, aber einseitige, in ihrer Art kaum vergleichbare Bildung. Das Gymnasium hat als Absicht, den „Menschen“ in den Vordergrund zu rücken, nicht die „Natur“, und sie leistet hiermit Medizinern und Juristen gute Dienste. Gewiß werden diese auch von den exakten Wissenschaften etwas hören sollen, aber das augenblickliche Maß ist voll genug. Werden die exakten Fächer noch mehr betont wie bisher, so entsteht die Gefahr, daß unsere Jugend der historischen Bildung überhaupt unzugänglich wird. Unter dem Donnerschritt, in dem die Technik mit ihren Forderungen heranrückt, verhallen die tiefen, leisen Stimmen, die aus dem Innenleben des Menschen zu uns sprechen. Dagegen werden sich die Anhänger des Gymnasiums zu wahren haben. Es ist ratsam, daß sie der geplanten Umgestaltung ein wachsames Auge zuwenden.

Berlin. Ernst Goldbeck.

J. Norrenberg, Geschichte des naturwissenschaftlichen Unterrichtes an den höheren Schulen Deutschlands. (Sammlung naturwissenschaftlich-pädagogischer Abhandlungen, herausgegeben von Otto Schmeil und W. B. Schmidt I 6.) Leipzig und Berlin 1904, B. G. Teubner. IV und 76 S. 8. 1,80 *M*.

Verfasser will in kurzen Zügen die Entwickelung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes von Beginn unseres höheren Schulwesens an behandeln; er verzichtet bei dem engbegrenzten Raume der Schrift von vornherein darauf, diese historische Entwickelung in ihrer vielfachen Abhängigkeit von den Fortschritten der Wissenschaft selbst, von dem wechselnden Zeitgeist sowie von den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen zu verfolgen, läßt aber doch auf solche Beziehungen manch interessantes Schlaglicht fallen.

In der Einleitung bespricht er kurz die Gründe dafür, daß die erzieherische Kraft des Studiums der Natur so lange ungekannt und unbeachtet blieb, und setzt mit der historischen Betrachtung ein bei dem naturwissenschaftlichen Unterrichte in den Klosterschulen. Da sehen wir, wie schon Alkuin, „der erste Lehrer des unter Karl dem Großen erstandenen Weltreiches“, ein Freund und Verkünder der exakten Wissenschaften war und wie Alkuins Geist dem Schulleben der folgenden Jahrhunderte das Gepräge verlieh. Trotz kirchlicher Verbote wurde das Streben und Forschen auf naturwissenschaftlichen Gebieten in den Klöstern nicht unterdrückt, ja bis zum Ende des Mittelalters führten „die Naturwissenschaften an zahlreichen klösterlichen Stätten ein Leben frischen, fröhlichen Gedeihens“. Allerdings besteht vielfach der

naturwissenschaftliche Unterricht nur in philologischem Studium der Kompendien und dient, der Art des damaligen wissenschaftlichen Geistes entsprechend, zu grammatischen Spitzfindigkeiten.

Eine dauernde Stellung im Lehrplan hatte der naturwissenschaftliche Unterricht weder an den Klosterschulen noch an den Stadtschulen, da es vielfach an hinreichend vorgebildeten Lehrern mangelte.

Der zweite Teil zeigt, wie das Zeitalter der Reformation und Gegenreformation, trotz vieler neuen Anregungen auf dem Gebiete des höheren Schulwesens, für die Pflege der Naturwissenschaften wenig fruchtbar war, wie nur ganz ausnahmsweise Bacos epochemachende Ideen sich zu einer wirklich praktischen naturwissenschaftlichen Methode ausgestalteten.

Nach einer Besprechung der Gothaischen Schulordnung (1642 bis 1685) und des Betriebes der Naturwissenschaften auf dem Pädagogium Franckes und an den Ritterakademien, im Zeitalter der Aufklärung und des Philanthropismus leitet eine kurze Betrachtung über die Stellung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes am Ende des 18. Jahrhunderts über zur Besprechung der Entwickelung dieses Unterrichtes im 19. Jahrhundert, im Jahrhundert der Naturwissenschaften, in dem er erst zu höherer Bedeutung gelangen sollte.

Hier sehen wir, wie die Süvernschen Lehrpläne von 1816 die Stellung der Naturwissenschaften unter den gymnasialen Lehrfächern sicherten und somit einen Wendepunkt bedeuteten, wie die Pläne nicht überall zur Durchführung gelangen konnten, wie dann 1856 die Wieseschen Lehrpläne zur Beseitigung der Überbürdung der Schüler durch die Vielheit der Unterrichtsgegenstände den naturwissenschaftlichen Unterricht wieder beschränkten und insbesondere Naturbeschreibung und Physik aus der Reifeprüfung verdrängten.

Die folgenden Kapitel besprechen die Aufnahme der Naturwissenschaften in den Lehrplan der neugegründeten Realschulen und die Wieseschen Realschul-Lehrpläne von 1859. Die Schlußkapitel sind der Neugestaltung der Lehrpläne, insbesondere der Methodik des naturwissenschaftlichen Unterrichtes, der Ausbildung der Lehrer der Naturwissenschaften und den neuen preußischen Lehrplänen von 1882, 1892 und 1901 gewidmet.

Dies kurz der Inhalt der Schrift.

Da die bisherigen Arbeiten auf diesem Gebiete nur ein bestimmtes Spezialfach behandelten oder sich auf enge Zeiträume beschränkten, so wird diese erste fortlaufende Geschichte des in den letzten Jahrzehnten zu immer größerer Bedeutung gelangten naturwissenschaftlichen Unterrichtes von allen, denen dieser Unterricht am Herzen liegt, mit Freuden begrüßt werden. Die Arbeit ist frisch und klar geschrieben und hebt die leitenden Gedanken überall scharf hervor. Freunden wie Gegnern der Förderung

des naturwissenschaftlichen Unterrichtes sei ihre Lektüre empfohlen; die Vertreter des Faches werden bei der gründlichen Sachkenntnis des Verfassers manche Anregung auch für die Methode des Unterrichtes finden; aber auch die Lehrer der sprachlichen Fächer werden den Ausführungen mit Interesse folgen und anerkennen, daß Verfasser zwar ein begeisterter Vorkämpfer der Idee von der großen bildenden und erzieherischen Kraft der Naturwissenschaften ist, aber doch auch von der hohen Bedeutung der humanistischen Fächer für die allgemeine Bildung des Geistes durchdrungen ist.

Wenn gerade in unseren Tagen, wo die verschiedensten Ansichten über den Wert der Naturwissenschaften für die Erziehung und Bildung der Jugend so schroff aufeinanderstoßen, es für die Vertreter dieses Faches von großem Werte ist, sich der historischen Entwickelung dieses Unterrichtsgegenstandes bewußt zu werden, so ist es andrerseits im Interesse einer gerechten und billigen Beurteilung der Bestrebungen der Freunde der Naturwissenschaften seitens der Anhänger des humanistischen Gymnasiums wünschenswert, daß diese sich mit Zweck, Ziel und Methode dieses Lehrfaches in seiner geschichtlichen Entwickelung und mit den heute hier zur Diskussion stehenden Problemen bekanntmachen. Beiden Zwecken wird die vorliegende Schrift gerecht.

Die Ausführungen des Verfassers lehren, daß der harte Kampf, den der naturwissenschaftliche Unterricht auch heute noch um die Anerkennung seiner Gleichberechtigung mit den humanistischen Disziplinen zu bestehen hat, sich nur aus der geschichtlichen Entwickelung des höheren Schulwesens in unserem Vaterlande erklärt; sie zeigen aber auch, wie trefflich sich der Unterricht in den letzten Jahrzehnten gehoben hat; sie zeigen vor allem, daß Verfasser im Einklang mit allen einsichtigen Lehrern der Naturwissenschaften nicht Fachbildung anstrebt, sondern die Methoden und Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschung für die Bildung und Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes verwerten und vor allem die Schüler zu freiem selbständigen Arbeiten führen will.

Posen. F. Kreutzberg.

Alois Lanner, Naturlehre. Mit 377 Figuren, einer Spektraltafel und 4 meteorologischen Karten in Farbendruck. Wien 1902, Carl Fromme. 378 S. 8. 5 *K* 20 *h*, geb. 6 *K*.

Im Jahre 1900 wurde durch Erlaß des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht die zweite Auflage des Lehrplanes und der Instruktionen für Gymnasien veröffentlicht. Auf Grund dieser Bestimmungen ist das vorliegende Werk ausgearbeitet worden; in ihm ist der Grundsatz zum leitenden Prinzip erhoben worden,

daß der physikalische Unterricht nicht einen lückenlosen Vorrat umfassender Kenntnisse zu vermitteln hat, daß vielmehr mittels scharfer, verständnisvoller Beobachtung Tatsachen genau festgestellt werden sollen, durch Vergleiche und Schlußfolgerungen zu neuen Wahrheiten fortgeschritten und auf diese Weise die Verstandestätigkeit wirksam geschult werden soll. Diese Aufgabe des physikalischen Unterrichtes erfolgreich zur Durchführung zu bringen, dürfte die „Naturlehre" in der Hand eines erfahrenen Lehrers in hohem Grade geeignet sein. Sie gehört zu den wenigen Schulbüchern, die in wissenschaftlicher Beziehung selbst hohen Anforderungen an Zuverlässigkeit und Exaktheit entsprechen.

Abweichend von der gebräuchlichen Stoffanordnung und beachtenswert ist die Einteilung dieses Werkes. Nach einer vortrefflichen Einleitung über Maßeinheiten und Messen wird eine exakte, wenn auch dogmatische Darstellung der wichtigsten Lehren aus der Mechanik geboten. Hierbei wird, wie auch an andern Stellen des Buches, vom Vektorenprinzip, z. B. bei der Berechnung der Zentrifugalkraft, mit großem Vorteil in leicht verständlicher Weise Anwendung gemacht. Es folgt die Wärmelehre, die u. a. die Methode der graphischen Darstellung zweckmäßig zur Geltung bringt. Die nun folgende Behandlung der Chemie ist auch rein dogmatisch gehalten. Sie zerfällt in zwei Abschnitte, in die allgemeine Chemie, deren Grundbegriffe und Gesetze entwickelt werden, und in die spezielle Chemie, in welcher die Elemente nach dem periodischen System behandelt werden. Hieran schließen sich einige wichtige Kapitel aus der organischen Chemie. Ganz vortrefflich ist auch die Lehre vom Magnetismus und der Elektrizität dargestellt. Allerdings kommt hier, wie überhaupt in dem ganzen Werke, der experimentelle Teil weniger zur Geltung, auch sind einzelne der angegebenen Apparate für den Klassenunterricht wenig geeignet, z. B. die Coulombsche Drehwage für magnetische und elektrische Kräfte. Nach der voraufgehenden Ableitung des elektrischen Potentials erscheint es nicht ausreichend klargestellt, warum durch das Thomsonsche Quadrantelektrometer Potentialdifferenzen gemessen werden. Im übrigen verdient die Darstellung gerade in diesen Kapiteln volle Anerkennung. Der Elektromagnetismus wird aus der Kraftlinientheorie erklärt; war doch der Verfasser bestrebt, den weiten Abstand, in welchem die Lehrbücher der schnell fortschreitenden Technik zu folgen pflegen, erheblich zu verkürzen. Namentlich in der Behandlung der Induktionsströme und ihrer Anwendungen steht das Werk auf dem Standpunkt der modernen Technik. In richtiger Konsequenz dieses Gesichtspunktes ist hieran ein Abschnitt über Starkstromtechnik angeschlossen.

Eine vortreffliche Darstellung der Wellenlehre bildet die Einleitung zur Akustik und Optik. Die letztere zerfällt in die geometrische und die physikalische Optik. Viel zu weit scheint uns

das Buch in der Behandlung der Polarisationsphänomene, namentlich der Lichtbewegung in Kristallen zu gehen. Den Abschluß dieses Kapitels bilden die neuesten Strahlenarten.

Nachdem alle einzelnen Kapitel der Physik durchwandert sind, wird von den erlangten Kenntnissen in zweckmäßiger Weise auf die kosmische Physik Anwendung gemacht. Nacheinander kommen die Grundtatsachen der Astronomie und Astrophysik, der Geophysik, endlich der Meteorologie zur Darstellung.

Das ganze Werk ist mit einer großen Zahl schematischer, instruktiver Figuren ausgestattet. Allerdings genügt die kleine in den Text gedruckte Sternkarte nicht, auch wäre eine Abbildung der Teile des Kehlkopfes wohl wünschenswert. Überall finden wir historische Angaben in den Text eingeflochten, die eingehend und interessant das Wesentliche hervorheben. Die Ausstattung des Buches ist vortrefflich; die Druckfehler allerdings sind zahlreicher, als nach dem angefügten Verzeichnis vermutet werden sollte.

Berlin. R. Schiel.

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

---

1. Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen, sowie 130 Textbeilagen. Neunter Band. Hautgewebe bis Jonicus. Leipzig und Wien 1905, Bibliographisches Institut. 908 S. Lex. 8. eleg. geb. 10 *M.*

Der neunte Band schließt sich in jeder Weise würdig an seine Vorgänger an. Welchen Artikel man auch durchgeht, überall findet man im Vergleich zu den früheren Auflagen, auch der letzten, einen sichtbaren Fortschritt. Das Dargebotene ist berichtigt und ergänzt, die Angaben sind bis auf die Neuzeit fortgeführt, manche Artikel sind neu hinzugekommen. Man sieht deutlich, daß das Lexikon, fertig vorliegend, ein orientierendes Nachschlagewerk ersten Ranges sein wird. Die Illustrationen sind, wie früher, ausgezeichnet.

2. Schillerlied. Gedicht von H. Sommert, für 2- oder 3stimmigen Schülerchor (mit unobligater Harmoniumbegleitung), komponiert von Hans Wagner. Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn in Wien. Partitur 1,50 *K*, Stimmen je 0,10 *K*.

3. Schillerhymne. Dichtung von H. Sommert, für gemischten Chor mit unobligater Harmonium- (Orgel-) Begleitung von Hans Wagner. Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn in Wien. Partitur 3 *K*, Stimme je 0,20 *K*. — Dasselbe für Männerchor zu gleichen Preisen.

4. Aus dem Leben und Wirken Schillers. Lichtbildervorführung zur Gedächtnisfeier am 9. Mai 1905. Begleitwort von H. Lichtenecker. Wien 1905, A. Pichlers Witwe & Sohn. 15 S. gr. 8. 1 *K*.

5. F. Frisch, Schillers Dichtungen in einer Auswahl. Eine Festgabe zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestage. Wien 1905, A. Pichlers Witwe & Sohn. 96. S. 12. 0,25 *K*.

6. F. Frisch, Friedrich Schiller, sein Leben und Wirken. Wien 1905, A. Pichlers Witwe & Sohn. 48 S. 12. 0,25 *K*.

7. P. Risch, Schiller-Gedenkbuch mit einem Vorwort von L. H. Fischer. Buchschmuck von F. Stassen. Originalkomposition für dreistimmigen Chor von M. Wiedemann. In zwei Teilen. Teil I: Schiller, sein Leben und Wirken; Teil II: Daten der Schillerlieder, Festspiel zur Schillerfeier. Berlin 1905, Paul Kittel. IV u. 164 S.

8. A. Bauer, Unser Schiller. Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Todestage mit 11 Abbildungen, der deutschen Jugend gewidmet. Schöneberg bei Berlin, Ernst Rhode. 63 S. 0,25 *M.*, in Partieen 0,15 *M.*

9. Schillers Wallenstein, herausgegeben von M. Evers, 3. Heft. Zweite Auflage. Leipzig 1905, H. Bredt. 120 S. 1 *M.*

10. F. Speyer, Schiller. Festspiel in vier Bildern. Dresden 1905, E. Piersons Verlag (R. Lincke). 83 S. 1 *M.*

11. Schillers Werke. Illustrierte Volksausgabe mit 740 Illustrationen erster deutscher Künstler und einer reich illustrierten Biographie von Heinrich Kraeger. 60 Lieferungen zum Preise von 0,30 *M*. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Jede Lieferung bringt zunächst 16 S. der Biographie und 16 S. von Schillers Werken.

12. Schillers Gedichte. Mit einem Bilde Schillers. Weimar, Hermann Grosse. 270 S. 12. geb. 1,40 *M*.

13. Sammlung Göschen. Leipzig 1904, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Jedes Bändchen kl. 8. geb. 0,80 *M*.

a) H. Weimer, Geschichte der Pädagogik. Zweite Auflage. 148 S.
b) J. Benzinger, Geschichte Israels bis auf die griechische Zeit. 158 S.
c) F. Kurze, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation und der Religionskriege (1500—1648). 149 S.
d) F. Heiderich, Länderkunde von Europa. Mit 8 Textkärtchen und Profilen und einer Karte der Alpeneinteilung. Zweite Auflage. 175 S.
e) H. Mielke, Geschichte des deutschen Romans. 140 S.
f) R. Haußner, Darstellende Geometrie. Teil I: Elemente. Ebenflächige Gebilde. Zweite Auflage. Mit 110 Figuren. 207 S.
g) Th. Bürklen, Formelsammlung und Repetitorium der Mathematik, enthaltend die wichtigsten Formeln und Lehrsätze der Mathematik usw. Mit 18 Figuren. Dritte Auflage. 227 S.
h) J. Vonderlinn, Schattenkonstruktionen. 118 S.
i) G. Jäger, Theoretische Physik. Teil I: Mechanik und Akustik. mit 19 Figuren. Dritte Auflage. 152 S.

14. M. Eckert, Grundriß der Handelsgeographie. Leipzig 1905, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Band I: Allgemeine Wirtschafts- und Verkehrsgeographie. XI u. 229 S. gr. 8. 3,80 *M*, geb. 5 *M*. — Band II: Wirtschafts- und Verkehrsgeographie der einzelnen Erdteile und Länder. XVI u. 517 S. gr. 8. 8 *M*, geb. 9,20 *M*.

15. H. Liebmann, Nichteuklidische Geometrie. Mit 22 Figuren. Leipzig 1905, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. VIII u. 248 S geb. 6,50 *M*.

16. Velhagen & Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. Bielefeld und Leipzig 1904. kl. 8. geb.

a) Pailleron, Le monde ou l'on s'ennuie, herausgegeben von R. Werner. VIII u. 140 u. 24 S. 1,60 *M*.
b) Stahl, Marouissia, herausgegeben von L. Wespy. V u. 140 u. 14 S. 1,10 *M*.
c) Reclus, La Belgique, herausgegeben von E. Vogel. Mit 1 Karte und 5 Abbildungen. VIII u. 124 u. 55 S. 1,40 *M*.
d) A travers les Journaux français, herausgegeben von H. François. VIII u. 153 u. 49 S. 1,40 *M*.

Reform-Ausgaben mit fremdsprachlichen Anmerkungen:

e) Laurie, Memoires d'un Collégien, Texte annoté par E. Wolter. VI u. 130 u. 82 S. 1,40 *M*.
f) M. Fuchs, Tableau de l'Histoire de la Littérature française. Avec 29 illustrations. VII u. 228 u. 32 S. 1,60 *M*.
g) The United States. Their Origin and Growth. Herausgegeben von J. Péronne. Mit 2 Karten. VI u. 108 u. 39 S. 1,20 *M*.
h) Carlyle, On Heroes, Hero-Worship and the Heroic in History, herausgegeben von A. Lindenstead. Mit 10 Illustrationen. XII u. 138 u. 58 S. 1,30 *M*.
i) Goadby, The England of Shakespeare, herausgegeben von O. Hallbauer. Mit 7 Abbildungen. VIII u. 104 u. 53 S. 1,10 *M*.

k) **Chambers's English History**, herausgegeben von G. Budde. Mit 3 Karten. VII u. 124 u. 54 S. 1,30 M.
l) H. F. **Haastert, Englische Prosaschriftsteller** aus dem 17.—19. Jahrhundert. I. Teil: VIII u. 114 u. 55 S. 1,20 M. — II. Teil X u. 117 u. 57 S. 1,20 M.
m) **Escott, England**, its People Polity and Pursuits, herausgegeben von O. Hallbauer. Mit 7 Abbildungen. VI u. 99 u. 40 S. 1,10 M.
n) **Austin, New-England Novels**, Three stories of colonial days, herausgegeben von G. Opitz. VIII u. 92 u. 24 S. 1 M.

Reform-Ausgaben mit fremdsprachlichen Anmerkungen:

o) **Seeley, The Expansion of England**, with Annotations by A. Sturmfels and A. Lindenstead. XXVI u. 126 u. 54 S. 1,40 M.
p) **Jerome, Three Men in a Boat**, with Annotations by K. Horst and G. F. Whitaker. With 7 Illustrations. VIII u. 134 u. 43 S. 1,30 M.

17. G. Holzmüller, **Methodisches Lehrbuch der Elementar-Mathematik**. Teil I, bis zum Abschluß der Untersekunda reichend. Vierte Auflage. Leipzig 1904, B. G. Teubner. XII u. 320 S. geb. 2,80 M.

18. C. Hecht und F. Kundt, **Lehrbuch der elementaren Mathematik** als Ergänzung zu dem „Rechenbuch für Mädchenschulen". Erster Teil: Planimetrie. Bielefeld 1904, Velhagen & Klasing. VI u. 126 S. geb.

19. J. Wallentin, **Einleitung in die theoretische Elektrizitätslehre**. Mit 81 Figuren. Leipzig 1904, B. G. Teubner. X u. 444 S. geb. 12 M.

20. K. Schwering, **Analytische Geometrie** für höhere Lehranstalten mit 7 Figuren. Zweite Auflage. Freiburg i. B. 1904, herdersche Verlagshandlung. VII u. 25 S. 0,50 M.

21. A. Fuhrmann, **Aufgaben aus der analytischen Mechanik**. Übungsbuch und Literaturnachweis für Studierende der Mathematik, Physik, Technik usw. Teil I: Aufgaben aus der analytischen Statik fester Körper. Mit 34 Figuren. Dritte Auflage. Leipzig 1904, B. G. Teubner. XII u. 206 S. geb. 3,60 M.

22. O. Stolz und A. Gmeiner, **Einleitung in die Funktionentheorie**. Zweite Auflage. Erste Abteilung. Mit 10 Figuren. Leipzig 1904, B. G. Teubner. VI u. 242 S. geb. 6 M.

23. E. Netto, **Elementare Algebra**. Akademische Vorlesungen für Studierende der ersten Semester. Mit 19 Figuren. Leipzig 1904, B. G. Teubner. VIII u. 200 S. gr. 8. geb.

24. E. Cesàro, **Elementares Lehrbuch der algebraischen Analysis und der Infinitesimalrechnung** mit zahlreichen Übungsbeispielen. Nach einem Manuskript des Verfassers deutsch herausgegeben von G. Kowalewski. Mit 97 Figuren. Leipzig 1904, B. G. Teubner. VI u. 894 S. gr. 8. geb. 15 M.

25. C. Rohrbach, **Vierstellige logarithmisch-trigonometrische Tafeln** nebst einigen physikalischen und astronomischen Tafeln, für den Gebrauch an höheren Schulen zusammengestellt. Vierte Auflage. Gotha 1904, E. F. Thienemann. 36 S. gr. 8. geb. 0,80 M.

26. E. Riecke, **Beiträge zur Frage des Unterrichts in Physik und Astronomie an den höheren Schulen** (von O. Behrendsen, E. Bose, E. Riecke, J. Stark und K. Schwarzschild). Leipzig 1904, B. G. Teubner. 102 S. gr. 8. 2 M.

37. K. Remus, **Das dynamologische Prinzip**. Leipzig 1904, B. G. Teubner. 41 S. gr. 8.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Die schriftlichen Übersetzungen ins Griechische in den Oberklassen der Gymnasien.

(Vortrag.)

Nach meinem Thema habe ich es eigentlich nur mit den Lehrplänen für die höheren Schulen in Preußen zu tun. Aber diese Lehrpläne verhalten sich zu den Ordnungen für die Reifeprüfung wie die Vorbereitung zur Erfüllung, wie die Stockwerke des Hauses zu dem schützenden Dach, wie die Blüte zur Frucht. So will ich denn zuerst auf die Ordnungen für die Reifeprüfung eingehen.

Abgesehen von dem Edikt von 1788, welches Prüfungen beim Übergang von der Schule zur Universität anordnete, ohne eine bestimmte Form vorzuschreiben, sind solche Formen eingeführt in den Jahren 1812, 1834, 1856, 1882, 1892 und 1901. Die Ordnungen reichten anfangs für Zeiträume von 22—26 Jahren, zuletzt aber kaum für 10 Jahre. Die Forderungen für die schriftliche Prüfung im Griechischen schwankten nun höchst auffallend:

1812 eine Übersetzung ins Deutsche und eine kurze Übersetzung ins Griechische;

1834 eine Übersetzung ins Deutsche (die Übersetzung ins Griechische wurde auf Empfehlung des Justizministers v. Mühler, gegen den Wunsch des Unterrichtsministers v. Altenstein gestrichen);

1856 eine kurze Übersetzung ins Griechische. 42 griechische Stunden.

Hiermit waren alle Möglichkeiten erschöpft, und es konnte sich weiter nur um Wiederaufnahme früherer Einrichtungen handeln.

1882 eine Übersetzung ins Deutsche (während die Lehrpläne am Schluß von IIa die letzte Übersetzung ins Griechische vorschrieben, die noch bei der Reifeprüfung vorgelegt werden mußte). 40 Stunden.

1892 eine Übersetzung ins Deutsche		(am Schluß von IIb die letzte Übersetzung ins Griechische),
36 Stunden.		
1901	desgl. —	(aber wiedereingeführt die Übersetzung ins Griechische in allen Klassen).
36 Stunden.		

Dreimal hat man geändert und jedesmal die Einrichtung von 1834 beibehalten, die damals bis 1856, das sind 22 Jahre, bestanden hatte und jetzt von 1882—1904 wieder 22 Jahre besteht. Aber die Tage dieser Einrichtung scheinen gezählt zu sein. Sollte die nächste Ordnung der Reifeprüfung, wie es folgerichtig wäre, wieder zwei griechische Arbeiten bringen, so wären wir wieder auf dem Standpunkt von 1812 angelangt (H. Müller, P. W. 1901. S. 370—373). Dieses Zurückgehen auf Einrichtungen, die vor einem Jahrhundert waren, wäre ein wirklicher Rückschritt[1]).

Schon in dem Zeitraum von 1856 bis 1882, namentlich in den 70er Jahren, wurde von einsichtigen Lehrern lebhaft gewünscht, daß das letzte griechische Extemporale beim Abschluß der IIa geschrieben würde. Bonitz, der als Lehrer und als Direktor die lateinischen und griechischen Extemporalien sehr gepflegt hatte, erfüllte 1882 jenen Wunsch, als Geheimer Rat im Unterrichtsministerium. Von den 6 Stunden der Prima sollten 5 der Lesung der Schriftsteller zufallen, diese also umfassender werden als früher. Zu der schriftlichen Übersetzung aus dem Griechischen in der Reifeprüfung wurde die Benutzung eines griechisch-deutschen Wörterbuches gestattet. Außerdem wurde in der mündlichen Prüfung aus dem Griechischen mündlich übersetzt, und dies natürlich ohne Wörterbuch. Die Folge war, daß die schriftliche Prüfung meist gut oder genügend ausfiel, die mündliche Prüfung dagegen oft minderwertig war.

Das Jahr 1892 brachte in dieser Beziehung keine Änderung. Nur konnte der dreijährige Zeitraum, der jetzt für die Übungen aus dem Griechischen ins Deutsche zur Verfügung stand, der Endleistung förderlich sein, obgleich die Stundenzahl von 40 auf 36 vermindert wurde.

Die neuste Prüfungsordnung (1901) brachte die wesentliche Änderung, daß die schriftliche Übersetzung aus dem Griechischen ohne Wörterbuch zu leisten ist. Natürlich dürfen schwierige Vokabeln oder Wortverbindungen den Schülern erläutert werden; aber ohne fleißiges Lernen und Wiederholen von Vokabeln ist ein Gelingen dieser Arbeit kaum möglich, da kein Lehrer die häufigsten Vokabeln geben kann. Jetzt ist das Gelingen des Übersetzens in der schriftlichen wie in der mündlichen Prüfung auf

[1]) Bringt sie uns nur eine Übersetzung, aber eine ins Griechische, wie die Ordnung von 1856, so wäre der Schaden noch größer; denn schriftliche Übersetzungen aus dem Griechischen, Aufgaben, die die Kraft eines Schülers am besten erkennen lassen, würden dann kaum noch geübt werden.

dieselben Voraussetzungen gegründet: fleißiges Lernen von Vokabeln, fleißiges Üben im Erkennen der Formen außer dem Zusammenhang und im Zusammenhang, fleißiges, mündliches Stegreifübersetzen. Die Folge war, daß die Leistungen in der schriftlichen Prüfung zunächst zwar etwas abnahmen, aber gewiß je länger, desto besser geraten werden, in der mündlichen Prüfung aber meist genügten.

Jetzt wäre für die drei oberen Klassen IIa, Ib, Ia eine volle Einheit des griechischen Unterrichts für Dichter und Prosaiker erreicht worden: die nötigen Vokabeln mußten im Griechischen mit ihrer Bedeutung erkannt werden, die homerischen, ionischen, dorischen und attischen Formen schnell zerlegt und bestimmt werden; Ohr und Auge waren zu üben, schnell einen griechischen Satz aufzufassen und im Deutschen wiederzugeben; der Umfang der Lektüre konnte wesentlich größer werden; aber — dieser Fortschritt wurde unterbunden durch die gleichzeitig erschienenen neuen Lehrpläne. Jetzt werden in diesen drei Klassen die griechischen Extemporalien wieder gefordert. Nun sind die Vokabeln der attischen Prosa wieder so zu üben, daß sie auch nach dem Deutschen im Griechischen schnell gefunden werden, die Formen sind nach dem Deutschen oder nach der Benennung der Formen im Griechischen zu bilden, die Kenntnis der Syntax ist auch nach deutschen Sätzen in griechischer Wiedergabe zu beweisen, alles wie in dem Zeitraum von 1856—1882, nur mit dem großen Unterschiede, daß damals 42 griechische Wochenstunden erteilt wurden, jetzt 36, und daß damals schriftliche Übersetzungen ins Deutsche in keiner Klasse gefordert wurden, jetzt aber in den drei Oberklassen, und nach dem Vorgange bei der Reifeprüfung gewiß auch für die Bestimmung der Reife für Ib und Ia. In den Klassen IIIb, IIIa, IIb gab es seit langer Zeit nur 14tägige griechische Extemporalien. In IIb sollten seit 1892 gelegentlich an die Stelle dieser Extemporalien Übersetzungen aus dem Griechischen treten. Dann vergingen vier Wochen von einem Extemporale zum andern. Jetzt sind streng vorgeschrieben in IIIb, IIIa und IIb kurze schriftliche Übersetzungen ins Griechische alle 8 Tage, vorwiegend Klassenarbeiten!

In IIa gab es früher nur Übersetzungen ins Deutsche alle vier Wochen. Jetzt sind diese Arbeiten geblieben, aber dazwischen jedesmal ein Extemporale eingeschoben. In Ib und Ia lassen die Lehrpläne zwar eine größere Freiheit in der Wiederkehr der schriftlichen Arbeiten, aber schriftliche Übersetzungen aus dem Griechischen wie in das Griechische sind in beiden Klassen vorgeschrieben, und die einzelnen Anstalten haben gewiß auch hier die Fristen eng gezogen.

Die Einheit des Betriebes des Griechischen ist dadurch völlig beseitigt, und der Lesung der Schriftsteller sind viel engere

Grenzen gezogen. Die Lehrpläne der einzelnen Anstalten schreiben wohl noch dasselbe Maß für die Lektüre vor; aber jeder Lehrer wird es inzwischen erfahren haben, wieviel mehr jetzt geeilt werden muß, wie vieles, das übersetzt werden sollte, jetzt nur nach seinem Inhalt angegeben werden kann und muß, damit der Umfang des zu Lesenden einigermaßen bewältigt werde.

Welche Gründe haben diese wichtige Änderung veranlaßt? Erstens die Gewohnheit und der Wunsch vieler Lehrer, das im Latein übliche Unterrichtsverfahren auch auf das Griechische zu übertragen.

In einem lesenswerten Gutachten, welches der Schulkonferenz von 1900 vorgelegt war, sagt der Geheime Regierungsrat Dr. Matthias (S. 271 der Verhandlungen):

> Es hat dem Griechischen keinen Segen gebracht und keine Freunde erworben, daß man diese Sprache (das Griechische) so vielfach über einen Leisten mit dem Lateinischen zu schlagen versucht, und den griechischen Elementarunterricht gerade so betrieben hat, wie den lateinischen.

Die neuen Lehrpläne geben nun selbst das Ziel für den Betrieb beider Sprachen wesentlich verschieden an: im Latein „ein auf sicherer Grundlage grammatischer Schulung gewonnenes Verständnis der .... Schriftsteller“, im Griechischen „auf ausreichende Sprachkenntnisse gegründete Bekanntschaft mit .... besonders hervorragenden Literaturwerken“.

Beide Ziele lassen sich unmöglich durch den gleichen Betrieb des Unterrichts erreichen.

Der zweite Grund für die Betonung der griechischen Extemporalien liegt in den steten Klagen der Lehrer des Griechischen über die große Unsicherheit in der griechischen Grammatik, die sich in den oberen Klassen auf Schritt und Tritt findet (s. Lohr, Bemerkungen zu dem neuen Lehrplan im Griechischen Z.G. 1901 S. 577/8). Die Tatsache ist nicht zu leugnen; aber das Mittel ist nicht geeignet, Wandel zu schaffen. Alle vier Wochen ein Extemporale gibt höchstens zehn „kurze“ Extemporalien im Jahr. Da die Zeit zur Vorbereitung dieser Extemporalien, auch nur zu eingehender Durchnahme, nicht vorhanden ist — man müßte denn die Lektüre sehr zurücksetzen —, so ist jetzt nur die Verschiebung eingetreten: was der Lehrer in der Stunde bei einem oder dem anderen von Unwissenheit in der griechischen Grammatik entdeckte, das wiederholt sich ihm nun zu Hause dreißig-, ja hundertfach, da die Arbeiten aller Schüler mit sehr wenigen Ausnahmen von solchen Fehlern strotzen, über die man sich vorher so sehr entsetzte. Jetzt müssen die Fehler, die vorher mit dem Ohr aufgenommen wurden und schnell verklangen, schwarz auf weiß festgelegt werden und haben Aussicht, durch die rote Tinte den Schülern nur noch vertrauter zu werden.

Wir fragen drittens: Haben auch die Beratungen der Schulkonferenz von 1900 (erschienen 1901 im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S.) oder die dieser vorgelegten Gutachten (abgedruckt ebenda) zu dieser Neuerung in den Lehrplänen Anregung gegeben? Nur einer der Redner hat diesen Punkt berührt: der Direktor des Königlichen Wilhelms-Gymnasiums, G.R.R. Dr. Kübler. Prof. von Wilamowitz hatte in seinem Gutachten über „den griechischen Unterricht auf dem Gymnasium" u. a. gesagt: Von der Sprache hat der Abiturient nicht so viel gelernt, daß er diejenigen Schriften lesen könnte, die ihn wissenschaftlich interessieren. Darauf antwortete Dr. Kübler: „Es ist wahr, ich wünschte auch, die Resultate möchten im allgemeinen besser werden. Der Unterricht ist durch Zurücksetzung der grammatischen Übungen in einer Weise gestaltet worden. daß er zuletzt beim Abiturientenexamen bei einem nicht tüchtigen Schüler allerdings nicht zu einem befriedigenden Resultate kommt. Solche Schüler werden Stümper und raten darauf los. Das müßte nicht sein. Wir müßten die grammatische Schulung bis auf die oberste Stufe aufrecht erhalten können. Es war nach meiner Überzeugung auch verfehlt, daß Bonitz, der als Direktor des Grauen Klosters zuerst für das griechische Skriptum gekämpft und eine Eingabe der hiesigen Gymnasialdirektoren des Inhalts, es möchte das griechische Skriptum nicht aufgehoben werden, an den Minister veranlaßt hatte, es bei seiner späteren Stellung im Ministerium dahin hat kommen lassen, daß es aufgehoben worden ist".

Direktor Kübler wünschte hiernach die Rückkehr zu der Ordnung von 1856. Nach ihm sprachen noch Direktor Dr. Reinhardt-Frankfurt a. M., Professor v. Wilamowitz-Möllendorff, Generaldirektor der Staatsarchive Dr. Koser, Direktor Dr. Jäger-Köln und Fabrikdirektor Dr. Böttinger-Elberfeld; keiner von allen stimmte dem Direktor Kübler bei; allerdings hat ihm auch keiner ausdrücklich widersprochen. Wie aber Prof. v. Wilamowitz über diese Vorschläge denkt, ergibt sich aus der Vorrede zu seinem Griechischen Lesebuch, Berlin, Weidmann, 1902, S. III und IV: „Unsere Schüler lernen Griechisch nicht wie sie Französisch und Englisch lernen, oder wie die Römerknaben Griechisch lernten..... Wir lernen aber auch nicht Griechisch, um durch Grammatik und Stilistik unseren Geist zu formen. Gewiß würde sich das Griechische auch dazu schicken; der Besitz dieser Sprache fördert die allgemeine grammatische Einsicht mehr als der irgend einer anderen; .... aber dem Zwecke der formalen Schulung dient hergebrachter- und berechtigtermaßen das Latein. Wir ernen also Griechisch ausschließlich, um griechische Bücher zu lesen".

Hätte doch v. Wilamowitz solche Worte gleich in der Schulkonferenz gesprochen! Die Bestimmungen der Lehrpläne über die griechischen Extemporalien wären verhütet worden!

Und doch leisten diese Lehrpläne nur halbe Arbeit. Die griechischen Skripta führen sie wieder ein bis in die oberste Stufe, in die schriftliche Reifeprüfung führen sie sie nicht wieder ein — was doch Dir. Kübler folgerichtig auch gewünscht hatte[1])!

Kann aber der Besitz der Formenlehre und Syntax nicht auf anderem Wege erhalten bleiben? Wenn man ehrlich sein will, so muß man antworten: Nein. Es gibt kein Mittel, das den Schülern die Kenntnis der Grammatik auch nur auf dem Gymnasium, geschweige denn für das spätere Leben als festen, sicheren Besitz erhielte.

H. Müller meint zwar das Mittel angeben zu können, um Sicherheit in der Formenlehre und Syntax zu erreichen und zu erhalten. Es besteht in fleißigen Analysen von Formen mündlich und schriftlich, schon von IIIb an, in zweckmäßigen Formen-Extemporalien und in schriftlichen Übersetzungen aus dem Griechischen.

Andere geben bei schwierigen Fällen der Formenlehre und Syntax griechische Sätze, die sich leicht einprägen und womöglich an bekannte deutsche Sätze und Sprichwörter anklingen. Z. B. *ἡ μνήμη ῥωστέα*, um die gleiche Bildung der passiven Tempora von *μιμνήσκω* und *ῥώννυμι* fest einzuprägen; *ὁ στρατιώτης τρωθεὶς ἐστρώθη* hält die Tempora von *τιτρώσκω* und *στρώννυμι* fest. Vor der Durchnahme des Prohibitivus *μὴ ἀχθεσθῇς, ἄνθρωπε*; vor der Durchnahme des Partizips bei Verben der sinnlichen und geistigen Wahrnehmung: *ἔκπιθι τὸ ποτὸν τὸ ἡδὺ καὶ ἐπιλαθοῦ πολλὰ παθοῦσα.* Bei den Verben des Glücklichpreisens: *οὐ δύναμαί σε μακαρίζειν τῆς εὐδαιμονίας, ἕως ἂν φυλάττηται ὁ τοῦ πολεμίου ὀφθαλμός.* Bei den Wunschsätzen: *εἴθε μηδέποτε ἠλλαξάμην σε τοῦ ξίφους, ὦ βακτηρία εὐσεβές.*

Ein solcher Satz wird einmal nicht zu langsam gesprochen; es meldet sich etwa einer, der ihn verstanden hat oder schon das Dichterwort erkannt hat. Ehe er gefragt wird, wird der Satz noch ein zweites und noch ein drittes Mal wiederholt; dann meldet sich die große Mehrzahl; nun wird der Satz wörtlich und auch mit dem Dichterwort wiedergegeben. Zu einem solchen Satz werden meist noch andere hinzugefügt, in denen dieselbe Regel erscheint, die alsdann induktiv abgeleitet wird. Bei solchen Übungen zeichnen sich nicht immer die Schüler aus, welche gute Extemporalien schreiben, wohl aber solche, welche sich meist

---

[1]) Es scheint fast, als habe das Ministerium schon frühzeitig seinen Irrtum eingesehen. Wenigstens heißt es in dem Runderlaß vom 6. Januar 1902 (Zentralblatt S. 229): Das griechische Lesebuch ..... ist von U. v. Wilamowitz fertiggestellt ..... Gleichzeitig bemerke ich, daß es ..., zulässig erscheint, die schriftlichen Übungen im Übersetzen aus dem Deutschen in das Griechische zugunsten solcher Übungen im Übersetzen aus dem Lesebuche ins Deutsche zu beschränken. Der Minister usw. Studt.

auch im späteren Leben bewähren. Der Satz wird deutsch mitgeschrieben von einem Schüler, dem dieses Amt für das Halbjahr übertragen worden ist, später bei Wiederholungen deutsch gelesen, griechisch übersetzt und, wenn die Zeit es erlaubt, in mannigfacher Weise umgeformt. An Fehlern fehlt es dabei nicht; aber Gelegenheit zur Übung der Kräfte ist vorhanden und wird von den Schülern mit großer Teilnahme benutzt.

In solchen mündlichen Übungen wird dasselbe geübt, was bei den schriftlichen und mündlichen Übersetzungen aus dem Griechischen vorausgesetzt wird: die Kenntnis der griechisch gegebenen Vokabeln, die Erkenntnis der Formen und das Eindringen in den Bau des Satzes. Hinzukommen muß aber planmäßiges Lernen der nur griechisch abzufragenden Vokabeln, Übung im Erkennen der Formen in und außer dem Zusammenhang, häufiges Stegreifübersetzen aus dem Griechischen ins Deutsche. Irrtümer werden in allen drei Beziehungen nie ausbleiben, aber wir werden sie nach dem Rate des Horaz ertragen: *amara lento temperes risu*, wie wir sie auch bei dem Manne, der lange nach seiner Schulzeit noch seinen Homer und Plato läse, gewiß gern ertragen würden.

Wenn es also auch keinen Weg zu geben scheint, der den Schülern den sicheren Besitz der griechischen Grammatik erhielte, so können doch bei treuer Arbeit von beiden Seiten „ausreichende Sprachkenntnisse" erworben und festgehalten werden, die zur Bekanntschaft, und nicht bloß zu oberflächlicher Bekanntschaft, mit den wichtigsten Literaturwerken den Weg bahnen.

So hat man in den Jahren von 1882—1901 mit 40 und 36 Stunden mehr im Griechischen gelesen als von 1856—1882 in 42 Stunden. Noch weniger umfangreich als in diesem Zeitraum wird aber jetzt die Lesung werden, und zwar wird um so weniger gelesen werden, je gewissenhafter der Lehrer beide Ziele der Lehrpläne zu erreichen sucht. Sollte nun aber dabei auch der Erfolg eintreten, daß die Übungen im Schreiben der attischen Mundart zu tieferem Verständnis eines Thukydides, Demosthenes und Plato verhülfen, so könnte doch das Verständnis des Homer, der Chöre des Sophokles und des Herodot nicht gefördert werden, da man ja in homerischer, dorischer und ionischer Mundart schriftliche Übungen weder anstellen will noch kann.

Welches Ziel müssen wir also, wenn Sie meinen Ausführungen beistimmen, ins Auge fassen? Ich meine, zunächst die Beibehaltung der Reifeprüfung von 1901 und die Wiederherstellung der Lehrpläne von 1892 hinsichtlich des Betriebes der griechischen Grammatik und der schriftlichen Übungen. Wenn ich aber noch einen Schritt weiter gehen darf, so wünschte ich in nicht zu ferner Zukunft die Abschaffung von allen schriftlichen Übersetzungen ins Griechische, d. h. von allen Extemporalien auch in den Mittelklassen zum Zwecke der Beurteilung der

Leistungen. Damit treffe ich zusammen mit den Ansichten von Prof. Elben-Stuttgart, vorgetragen in der Landesversammlung der württembergischen Gymnasiallehrer am 7. Mai 1904 (Südwestdeutsche Schulblätter S. 154 ff.).

In Württemberg werden die griechischen Kompositionen, d. h. Extemporalien, noch in allen Klassen und in der Reifeprüfung gefordert[1]). Prof. Elben aber sagt in seinem Bericht zum Schluß: „Ist die griechische Komposition nicht um ihrer selbst willen, sondern nur dazu da, um ein gründliches Verständnis des Expositionsstoffes (der zur Übersetzung und Erklärung vorgelegten griechischen Stellen) zu erzielen, so gelte hier das Wort: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!", und man schaffe jede Prüfung und jede Wertung in griechischer Komposition grundsätzlich ab. .... Erst dann würde der griechische Unterricht zu dem werden, was er von Rechts wegen sein soll: die Krone des gesamten Gymnasialunterrichts".

Leitsätze: 1. Die Ordnung der Reifeprüfung von 1901, die eine schriftliche Übersetzung aus dem Griechischen ins Deutsche verlangt, ist beizubehalten.

2. Hinsichtlich des Betriebes der griechischen Grammatik und der schriftlichen Übungen sind die Lehrpläne von 1892 wiederherzustellen.

3. In Zukunft sind auch alle griechischen Extemporalien, soweit sie zur Beurteilung des Schülers dienen sollen, abzuschaffen.

Nachwort: Wie dieser Vortrag wegen Kürze der Zeit auf der Stettiner Versammlung nur im Auszuge vorgetragen werden konnte, so konnte auch über die Leitsätze nicht mehr abgestimmt werden. Auf der Versammlung in Stuttgart gab Prof. Elben zwar seinen Bericht vollständig; aber der zweite Berichterstatter kam nicht mehr zu Wort, und die Abstimmung über die Leitsätze wurde auf die nächste Versammlung im Mai 1905 verschoben.

Stettin. E. Schmolling.

[1]) Wie mir inzwischen mitgeteilt worden ist, hat Württemberg seit 1892 die Forderung griechischer Kompositionen bei der Reifeprüfung aufgegeben.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Adolf Matthias, Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin? Fünfte Auflage. München 1904, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (O. Beck). XVI u. 297 S. 8. 4 *M*, eleg. geb. 5 *M*.

Da ist ja mal wieder unser junger Freund Benjamin, vergnügt und munter wie immer, auch sichtlich etwas stärker geworden. Nun, wenn ein Buch in sieben Jahren fünf Auflagen erlebt und bereits ins Japanische übersetzt ist, bedarf es keines weiteren Kreditbriefes, und wir lassen es daher bei einem kurzen Willkommensgruß bewenden.

Wesentlich erweitert ist das Kapitel von der Kinderstube, die mit großer Liebe und Sachkenntnis ideal ausgestattet wird. Auch an Humor fehlt es nicht; Benjamin muß Spielraum haben, seine Kraft üben zu können, und wenn, heißt es S. 13, „Tisch und Stuhl einmal zufällig darunter leiden, so lasse man sie ausbessern“. — Kindergärten und ähnliche Einrichtungen „verdanken ja einem menschen- und erziehungsfreundlichen Gedanken ihre Entstehung“, und was sie als Ersatz und Notbehelf leisten, wird gern anerkannt, aber die Bedenken werden in Gestalt von Fragen erörtert, deren letzte lautet: Ist es denn nötig, daß auch auf die zarte Kinderpflanze der Meltau des Gemeinschaftslebens und der Vereinsmeierei fällt? Das Ergebnis ist der innige Wunsch: „Gott schütze und segne immerdar die bescheidene, lebens- und liebereiche, wohlige, gemütliche, phantasievolle und poetische deutsche Kinderstube!“ Pulchre, bene, recte — und dennoch! Ich habe etwas Wesentliches auszusetzen: Benjamin hat ja keine Schwester. Na vielleicht in der nächsten Auflage!

In ähnlicher Weise urteilt Ellen Key Über Liebe und Ehe S. 259, daß für Ausnahmeverhältnisse bis auf weiteres die Krippe, der Kindergarten, das Kinderheim, die Besserungsanstalt auch da sein muß, aber „anstatt sich zu bestreben, diese Hilfsmittel zu verallgemeinern, sollte man sich bemühen, die Ursachen aufzuheben, die sie notwendig machen. . . . Hebt nicht die bedeutungsvollste Gemeinschaftserziehung auf, die der Kinder durch die Eltern, die der Eltern durch die Kinder!“

Hübsch ist das Kapitel von Benjamins Sinn für die Natur. „Gehen wir, wo und wann wir können, mit ihm hinaus in Wald

und Flur . . die Schule kann in ihren erbärmlichen paar Naturgeschichtsstunden . . nicht den feinen individuellen Sinn für die Natur wecken." Und nun wird der Einfluß des Spazierganges auf Körper, Geist und Herz mit einer Begeisterung gepriesen, zu der die mehrfach zitierten Geibelschen Verse, z. B. „Doch ist wie die Heimat kein Land mir so süß," sehr gut stimmen. Wie sich die Zeiten ändern! In einer alten Schulordnung des Greifswalder Gymnasiums heißt es: „Auch sollen sie nicht nach müßiger Leute Art spazieren gehn".

Ganz neu ist Benjamins Sinn für Schönheit und Kunst. Da bin ich denn leider hinsichtlich der Musik inkompetent; denn als Sextaner reagierte ich bei der Prüfung für den Gesangunterricht auf den zweiten Geigenstrich nicht mit einem anderweit modulierten a, sondern harmlos mit b, worauf der Musikdirektor mich auf Nimmerwiedersehen hinauswarf. So wage ich denn nur schüchtern zu bemerken, daß das Klavier doch harmonisch, die Geige nur melodisch ist, und gleichwohl zieht M. diese vor, wobei ausdrücklich erwähnt wird, daß sie transportabler sei. Und niederschmetternd ist es, daß wir S. 268 lesen müssen: „Das Klavier ist geradezu ein Fluch unserer Zeit", obgleich doch einer meiner Kollegen dasselbe die Seele der Möbel nannte. Non ego tantas hos inter tantos ausim componere lites. Im übrigen ist die Einleitung zu diesem Kapitel der Glanzpunkt der neuen Auflage. „Benjamins Schönheitssinn ist unter glückverheißende Sterne gestellt, wenn er eine Mutter hat, an deren Wiege die Grazien gesessen haben und die mit diesen Göttinnen weiterhin auf gutem Fuße lebt. Anmut ist ja nicht nur ein Geschenk der Natur, sie bildet sich vielmehr durch Natur, feinsinnige Beobachtungsgabe und Überlegung; sie ist eine Verschmelzung der Formen des geistigen und körperlichen Lebens, ein Zusammenfluß von Sinnenkraft und Geist, unmittelbar angeschaute Harmonie, gleichsam ein künstlerisches Maß des feingebildeten Schönheitssinnes. Wohl unserem Benjamin, wenn (a. L. daß) er in diesen Sinn unmerklich und sanft von Mutterhänden geleitet hineinwächst". Wohlan denn, geneigter Leser, schenke das treffliche Büchlein deiner Schwiegertochter zum Geburtstag!

Danzig. Carl Kruse.

Fritz Hofmann, Kleines Handbuch für den deutschen Unterricht an den Unter- und Mittelklassen höherer Lehranstalten, 2. Auflage. Zugleich 4. Auflage der Grundzüge der deutschen Grammatik von F. Wüseke. Leipzig 1904, B. G. Teubner. XIV u. 108 u. 94 S. gr. 8. 2 M.

Das Buch ist ehedem, als es noch in ein einfacheres Gewand[1]) gekleidet war und lediglich die Klassen U. III bis U. II ins Auge

1) Hilfsbüchlein f. d. deutschen Unterricht an den Mittelklassen höherer Lehranstalten. Leipzig 1901, B. G. Teubner.

faßte, in dieser Zeitschrift (1902 S. 434 ff.) von mir besprochen worden. Heute bietet es den Stoff für die gesamten unteren und mittleren Klassen. Das Unterrichtspensum jeder Klasse wächst aus dem auf früherer Stufe Dagewesenen organisch hervor, und wenn das Wichtigste von Satz- und Formenlehre, von Rechtschreibung und Zeichensetzung nebst einem kurzen Abriß der Wortbildungslehre und einem alphabetischen Verzeichnis beachtenswerter Fremd- und Lehnwörter mit ihrer Verdeutschung oder Erklärung in VI—IV abgetan wird, so lassen die den Tertien zugewiesenen Abschnitte den Schüler einen Blick auf die Modi, den Satzbau, auf Unregelmäßigkeiten und Schwankungen des Sprachgebrauchs sowie auf Einzelheiten der Wortbildung und auf schwierigere Dinge aus dem Bereiche der Vokale und Konsonanten werfen. Manches hiervon soll, nur des sachlichen Zusammenhanges wegen an der betreffenden Stelle untergebracht, bei Wiederholungen in der nächsten Klasse hinzugenommen, anderes dem Privatfleiße der Schüler überlassen werden oder aber in den oberen Klassen von Vollanstalten zur Behandlung kommen. Besonders gilt dies auch von den der Literaturgeschichte in den Tertien und in Untersekunda gewidmeten Partien, während Metrik und Poetik (nebst der für Obertertia und Untersekunda ausersehenen Stilistik) zur Besprechung in der Klasse selbst bestimmt sind. Der Anhang des zweiten Teiles betrifft die Schwierigkeiten beim Gebrauch des großen und des kleinen Anfangsbuchstabens.

Der Verf. hat in der neuen Auflage das auf seinem eigenen Hilfsbüchlein und der Wüseke-Vockeradtschen Grammatik (für die unteren Klassen) beruhende Werk einer verbessernden Durchsicht unterzogen, Anlage und Inhalt desselben aber, schon um die Benutzung verschiedener Auflagen nebeneinander zu ermöglichen, im ganzen unverändert gelassen. Im einzelnen haben manche Umstellungen der Regeln von einem Klassenpensum zum andern stattgefunden. Daß die preußische „Kanzleiorthographie“ der Rechtschreibungslehre zugrunde gelegt worden ist, sei ausdrücklich festgestellt. Bei der Interpunktion sind zum Teil die sehr gründlichen und von mir in dieser Zeitschrift (1902 S. 432 ff.) besprochenen Ausführungen von A. Elster[1]) maßgebend gewesen. Ob es sich freilich u. a. empfiehlt, mit diesem zu interpungieren (oder vielmehr nicht zu interpungieren): „Es ist ein schönes Wort, daß die Göttin der Weisheit an den Thron tritt und daß Könige ihrem Winke folgen“ (s. auch Hofmann S. 90), steht dahin. Sonst hat der Verf. zutage getretene Auffassungen sprachlicher Dinge, die von dem bisher Üblichen allzusehr abweichen, mit Absicht ferngehalten. An sachgemäßer Prüfung vorhandener, für seinen Zweck in Betracht kommender Lehrbücher hat er es

[1]) Methodischer Leitfaden der deutschen Interpunktionslehre. Magdeburg 1901, Creutzsche Verlagsbuchhandlung.

nicht fehlen lassen und ihm zugegangene Verbesserungsvorschläge, sowie in Zeitschriften veröffentlichte Besprechungen der früheren Auflagen berücksichtigt. Natürlich ist ihm nicht alles darin als „wertvoller Fingerzeig“ erschienen und manches stehen geblieben, womit ich mich auch heute noch nicht befreunden kann. Daß z. B. „ein frivoler Mensch, dem nichts heilig war“ (Heine, II. S. 35), als lyrischer Dichter „zu unsern bedeutendsten gehört“, darüber muß sich doch der Untertertianer (!) schier den Kopf zerbrechen. „Witz und Verstand“ allein reichen sicher für diesen Ehrenposten nicht aus, und es klingt ganz anders, wenn es z. B. bei Herbst-Brenning heißt, manche seiner Lieder gehörten zu den besten unsrer neuern Literatur (Hilfsbuch S. 204). Ich würde einem zwölfjährigen Jungen Heine überhaupt nicht mit einem fertigen Urteile über seinen Wert (oder Unwert) auftischen. Man mag über die von R. v. Gottschall einmal bekundete Auffassung, wo das Kunstwerk anfange — und ein lyrisches Gedicht ist ja doch wohl auch ein Kunstwerk oder sollte es wenigstens sein —, höre Heines Talent auf, denken, wie man will: daß für die der Schulbank noch nicht Entwachsenen die Schiller, Platen, Hebbel nicht umsonst gelehrt haben dürfen, beim Dichter seien Charakter und Talent, Mensch und Künstler nicht voneinander zu trennen, steht für mich fest. — In Hofmanns Erklärung von Fabel und Parabel (II S. 42) vermisse ich nach wie vor einen wirklich greifbaren Unterschied beider Dichtformen. Soll er etwa lediglich darin liegen, daß erstere ihren Stoff aus der Tierwelt oder der leblosen Natur, letztere aus der Menschenwelt entnimmt? Oder verlangt der Verf., daß der Knabe die „allgemeine (sittliche) Wahrheit (Lehre)“ in der Fabel und die „religiös-sittliche Wahrheit von höherer Bedeutung“ in der Parabel begrifflich auseinander halte? Gibt es denn religiös-sittliche Wahrheiten, denen keine höhere Bedeutung zukommt? S. 79 ist der Unterschied zwischen Volksepos und Kunstepos im Hinblick auf den in den Unterarten des letzteren vorliegenden Stoff, dünkt mich, nicht genau genug gefaßt. Beim Gasel (S. 78) möchte ich fragen, ob jeder Untersekundaner Geibels Gedichte besitzt, so daß er das bloß zitierte „Gebet“ nachschlagen kann. Ohne Zweifel empfiehlt es sich, ein charakteristisches Beispiel wie das von Platen bei Vilmar-Grein-Kauffmann (Deutsche Metrik S. 232) mit Reimklang vor dem Schlußworte für den Schüler abzudrucken. Inwiefern § 190 die beiden Hälften des Neuen Nibelungenverses durch „Zäsur“ voneinander getrennt sind — § 171 —, ist deutlicher zu sagen. Nicht weil (II S. 41) vier Zeilen später eine „didaktische Epik“ vorgeführt wird, nehme ich an der von Hofmann angesetzten Didaktik als einer vierten Hauptgattung der Dichtung Anstoß, denn er weist ja sofort auch eine „lyrische Epik“ auf, und folgerecht ist vielleicht (z. B. bei Uhland) von einem „epischen Drama“ zu reden, nein: „was man gewöhnlich didaktische Poesie

nennt, ist nichts anderes als schlechte, phantasiearme Gedankenlyrik oder frostige allegorische Epik". Wer als vierte Art der Poesie die didaktische aufstellt, „der könnte als fünfte und sechste Art auch gelten lassen romantische und iambische Poesie" (F. Kern. Lehrstoff S. 63). Hofmanns Gliederung der Epik weist, was das Didaktische überhaupt anlangt, selbst darauf hin, daß es „nicht eine vierte Art neben" lyrischen, epischen, dramatischen Gedichten, sondern „innerhalb einer jeden" dieser Arten „als eine Unterart zu bezeichnen" ist, vorausgesetzt, daß „der Zweck des Lehrens, der didaktische, wirklich als Merkmal von Gedichten anzuerkennen" ist. „Die Gedankenlyrik borgt, wenn sie in langweilige Didaktik ausartet, nur ihre Form von der Poesie" (ebenda S. 108).

Weiter will ich über Einzelheiten mit dem Verfasser nicht rechten. Was mir wünschenswert erscheint, besonders für die häusliche Benutzung des Buches seitens vorgeschrittener Schüler, ist ein genaueres Sachenverzeichnis. Soll ihnen doch das „kleine Handbuch", das immerhin ein vollgerüttelt Maß von mehr als 200 Seiten umfaßt, zur Wiederholung und als Nachschlagebuch bei der Anfertigung von Aufsätzen und Vorträgen dienen (Vorw. S. VII). Im „Hilfsbüchlein" war die Inhaltsübersicht ausführlicher. Im übrigen ist es, auch wie es heute vorliegt, nicht ganz gewöhnlichen Schlages und darf neben anderen Unterrichtswerken der Art um so mehr empfohlen werden, als es sich nicht auf die Grammatik beschränkt. Das erklärt denn auch seinen verhältnismäßig großen Umfang. Bei sauberer Ausstattung wird der Druck den Augen der Benutzer wohltun.

Pankow b. Berlin. Paul Wetzel.

E. R. Meyer, Schleiermachers und C. G. von Brinkmanns Gang durch die Brüdergemeine. Leipzig 1905, Friedrich Jansa. VIII u. 288 S. 8. 4 *M*, geb. 5 *M*.

Den Entwickelungsgang großer Männer zu untersuchen und den mannigfachen Ursachen und Einflüssen, die diesen mitbestimmt haben, nachzugehen ist immer eine sehr lohnende und verdienstliche Arbeit. Dies gilt auch von dem vorliegenden Buche, das sich vorwiegend mit dem Manne beschäftigt, an dessen Todestage der große Kirchenhistoriker Neander seine Vorlesung mit den Worten begann: „Es ist heute der Mann dahin gegangen, von dem man künftig eine neue Epoche der Theologie datieren wird". Das Buch ist dem theologischen Seminar der Brüdergemeine in Gnadenfeld zu seiner 150jährigen Jubelfeier und insonderheit dem Pädagogium der Brüdergemeine in Niesky von einem dankbaren Schüler gewidmet. Schon die vorangehende Erklärung der Abkürzungen zeigt, daß die Schrift auf höchst sorgfältigen Studien und einem reichen Quellenmaterial beruht. Der erste Abschnitt macht uns mit den religiösen Wandlungen

des Vaters bekannt und weist darauf hin, wie der reformierte, an verschiedenen Punkten der Kirchenlehre zweifelnde Feldprediger Schleiermacher durch Berührung mit den Herrnhutern in Gnadenfrei innerlich ein überzeugter Herrnhuter wird, wenn er auch der Gemeine nicht beitritt. Wie an diesen Wandlungen die ganze Familie teilnimmt, so auch besonders der ältere Sohn Fritz. Verschieden sind „die religiösen Probleme, die den frühreifen Knaben vor 1779 und nach 1779 quälten". Der zweite Teil entwirft ein klares und anschauliches Bild vom Herrnhutertum jener Zeit und zeigt, welche Bedeutung besonders der auf Gefühlserregungen berechnete Kultus und die vom Staate unabhängige Verfassung für Schleiermacher gehabt haben. Dies ist in unseren Tagen besonders bemerkenswert, wo viele mit jenem bedauern, „daß die beiden Schwerter so wenig gesondert seien". Und wenn es auch Männern wie Schleiermacher und Brinkmann auf die Dauer unmöglich war, „die theoretische und vor allem praktische Entwertung und Entleerung des Diesseits infolge Überwertung des Jenseits" sich anzueignen, so haben sie doch, wie andere Apostaten, dem Geiste des Herrnhutertums ein liebendes Gedächtnis bewahrt. Das sehen wir besonders klar aus einem Worte Schleiermachers an einen seiner älteren Schüler und Freunde: „Wäre ich nicht in der Brüdergemeine erzogen, ich wäre der depravierteste Mensch geworden". Der folgende Teil führt uns nach Gnadenfrei. Hier wirkt der Brüdergeist zum ersten Male unmittelbar auf Schleiermacher und seine Geschwister ein, die mystische Anlage keimt in jenem auf, aber zugleich beginnt ein neuer Kampf, der erst mit dem Ausscheiden aus der Gemeine ein Ende nehmen sollte. Von Gnadenfrei kommt Schleiermacher in das Pädagogium zu Niesky, In höchst interessanter Weise schildert der Verfasser das Wesen dieser Anstalt. Wenn sie auch damals in der überängstlichen Beaufsichtigung und den massenhaften gefühlsreichen Gottesdiensten an die Jesuitenschulen erinnert, so steht doch die Weltverneinung der Brüder zu den Weltbeherrschungsgelüsten der Jünger Loyolas in direktem Gegensatze. Dem starken Zwange der Erziehung, dem Naturen wie Brinkmann und der spätere Jenenser Philosoph Fries nur sehr widerwillig sich beugten, dessen Einseitigkeit durch die absolute Absonderung von der Familie noch erhöht und nur durch die internationale Zusammensetzung des Schülermaterials einigermaßen gemildert wurde, stand um so größere Freiheit und Mannigfaltigkeit im Unterricht gegenüber. Idyllisch und fast beneidenswert muß unserer Zeit der Zustand auf einer Schule erscheinen, die wenig aufgab, aber eminent anregte, wo die Lehrerschaft völlig selbstherrlich war und jeder als Einzelpersönlichkeit beurteilt wurde. Die Abgeschlossenheit von der Welt förderte in hervorragender Weise die Kameradschaft, die bei manchen zu „einem geradezu leidenschaftlichen Kultus der

Freundschaft" führte. Schleiermacher trat bald seinem jüngeren Stubengenossen, dem ähnlich gearteten Albertini, besonders nahe, der sich zum größten religiösen Sänger seiner Zeit neben Novalis entwickelte. Es ist erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit „Orest und Pylades" die großen griechischen Literaturwerke durchblasen, und wenn auch bei Schleiermacher jetzt noch nichts von der Platoliebe zu merken ist, die, wie der Kirchenhistoriker Hase sagt, später sogar seinen Stil beeinflußte, so wurzelt doch in diesen Nieskyer Privatstudien seine Leidenschaft für die Griechen. Aber auch im Englischen, besonders aber in der Mathematik und den Naturwissenschaften förderte ihn das Pädagogium. Trotzdem verraten seine Briefe aus dieser Zeit nichts von seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, nichts von seiner Freundschaft. Sein Briefwechsel ist vielmehr rein religiös. Zur großen Freude seiner Eltern wird er mit ganzer Seele ein Herrnhuter, der am liebsten ganz beim Heiland wäre. Erst in Barby tritt er, obgleich auch hier die erlaubte Lektüre recht eng begrenzt war, in das geistige Leben seiner Zeit ein. Denn die frische Jugend wußte sich gegen die „stockdumme Orthodoxie" der Lehrer und „Mönchsdummheit" zu schützen. Der Exeget Schleiermacher wird zum Philosophen, und am Ende des zweiten Semesters ist für ihn das orthodoxe System vernichtet. Der philosophische Klub, dessen Kern Schleiermacher, Albertini und der Engländer Okely bilden, rettet aus „dem Schutt der Vorwelt" mit der Aufklärung nur Gott, Tugend, Unsterblichkeit. Ergreifend schildert der Verfasser die Korrespondenz des pietätvollsten Sohnes mit dem Vater, wo er diesem seine Umwandlung mitteilt. Die innere Wahrhaftigkeit treibt ihn zum Austritt aus der Gemeine, so schwer dieser Schlag auch den Vater trifft. Der 8. Abschnitt handelt von Schleiermacher in Halle, seine Beziehungen zu den in Barby zurückgebliebenen Freunden und Albertinis weiterem Lebensgange, der folgende von den späteren herrnhutischen Berührungen und Äußerungen Schleiermachers, „des Herrnhuters höherer Ordnung". In den „Anhängen" kehrt der Verfasser noch einmal zum Entwickelungsgange des Vaters von Schleiermacher zurück, zitiert das treffende Urteil des darmstädtischen Ministers Freiherrn von Moser über die Brüdergemeine und endet mit einzelnen Notizen über den Schweden G. von Brinkmann, den einzigen Exherrnhuter, mit dem Schleiermacher zeitlebens verbunden blieb.

Die inhaltsreiche, recht interessante Schrift ist mit großer Liebe für den Gegenstand geschrieben und ist ein wertvoller Beitrag für die Geschichte der Brüdergemeine und das Leben Schleiermachers. Leider wird aber der Genuß, den die Lektüre gewährt, durch die breite, wenig übersichtliche Anlage des Ganzen etwas getrübt. Die zahlreichen langen Zitate, die bald in diese, bald in jene Zeit versetzen, stören häufig den ruhigen Gang der Darstellung. Wer sich aber hineinvertieft, wird nach vielen

Richtungen hin angeregt werden und besonders auch seine Kenntnisse in der Geschichte des höheren Unterrichts bereichern.

Görlitz. A. Bienwald.

Oskar Weise, Ästhetik der deutschen Sprache. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig und Berlin 1905, B. G. Teubner. 328 S. 8. 2,80 *M.*

Den außerordentlichen Wert dieses Buches hat die so schnell eingetretene Notwendigkeit einer neuen Auflage wirklich schlagend erwiesen: es ist in der Tat eines von jenen Büchern, das jeder Lehrer des Deutschen nicht nur gelesen, sondern sich auch geistig zu eigen gemacht haben müßte. Eine geradezu überraschende Fülle sprachlicher Erscheinungen ist nach klaren und übersichtlichen Kategorien verarbeitet, und an allen Punkten stehen gewissenhaft gewählte Literaturnachweise, die es dem einzelnen Leser ermöglichen, irgendeinem sprachlichen oder stilistischen Phänomen, das ihn besonders interessiert, näher an den Leib zu rücken.

„Es gibt ... zwar kein geschriebenes Gesetz darüber, was in unserer Sprache schön ist und was nicht, wohl aber hat sich das Gefühl dafür bei uns mit der Kultur mehr und mehr entwickelt und ist daher bei den Gebildeten stärker ausgeprägt als bei den Ungebildeten". Diesen Satz, der sich gelegentlich in Weises Buch vorfindet, möchten wir am liebsten an die Spitze unserer Besprechung stellen; denn er enthält in nuce die Grundsätze, von denen aus der Verfasser an die Behandlung seines Stoffes ging. Nirgendwo wird ein absolutes Prinzip des Ästhetisch-Schönen aufgestellt, sondern rein empirisch wird an den einzelnen Sprach- und Stilerscheinungen sozusagen das Geschmacksurteil geübt, und überall ist der historische Standpunkt, der Standpunkt der Geschmacksentwicklung, maßgebend. Wir hören, daß diese oder jene Wendung jetzt zu dem Schatze des gehobenen Stils gehört, daß sie aber vor einem Jahrhundert geradezu noch verpönt war; im stillen wird die Möglichkeit offen gelassen, daß nach einem weiteren Jahrhundert das Verhältnis der Gebrauchsweisen sich wieder in das Gegenteil verwandeln kann. Wir meinen also, die rein deskriptive Haltung, mit welcher Weise sich zu dem gesamten Stoffe stellt, bedeutet den außerordentlichen Vorzug des Buches.

Weise teilt das Material nach den Gesichtspunkten „Schönheiten unserer Sprache", das ist der allgemeine Teil, und „Schönheiten der poetischen Ausdrucksweise", das ist der besondere Teil. Im allgemeinen Teil behandelt er in eigenen Abschnitten die „Lautwirkungen", „Kraft und Milde des Ausdrucks", „Würde und Anmut des Ausdrucks", „Anschaulichkeit und Lebendigkeit des Ausdrucks". Ein Anhang umfaßt dann noch Erörterungen über die „Frau und die Sprache" und über

den „Volkswitz“. In dem Kapitel „Lautwirkungen“ wird das Problem der Lautmalerei mit besonnener Zurückhaltung behandelt, ein Standpunkt, der auf diesem Gebiete, wo so viel Subjektivität zu Worte kommen kann, der einzig richtige ist. In dem Abschnitt über die „Interjektion“ wird alles Wesentliche über diese Naturlaute der Sprache dargelegt; auch hier berührte es uns angenehm, daß von luftigen Vermutungen in der Erklärung dunkler Wortgebilde, wie sie sich auf diesem Sprachgebilde so leicht finden, durchaus abgesehen wurde. Der Abschnitt „Wohllautsbestrebungen“ scheidet treffend die euphonischen Tendenzen in solche, welche den Vokalismus, und diejenigen, welche den Konsonantismus betreffen. Was über Modeströmungen gesagt wird, die sich speziell in der Wahl der Frauennamen im Hinblick auf den Wohllaut geltend machen, ist außerordentlich interessant: ein Stück Kulturgeschichte wird in diesem Kapitel vor uns lebendig. — Aus dem Kapitel „Kraft und Milde des Ausdrucks“ heben wir den Abschnitt, der den Gegensatz im sprachlichen Ausdruck behandelt, als besonders lehrreich hervor: hier sind die Hinweise auf Lessings Neigung zu antithetischer Gedankengestaltung besonders wertvoll. Dann lenken wir das Augenmerk der Leser auf das, was über den Gefühlswert der Wörter und über Euphemismen gesagt wird, Gerade auf diesem Gebiete hat auch der Laie, der nicht im entferntesten von sprachhistorischen Interessen berührt ist, seine ganz bestimmten Empfindungen: man prüfe sich nur selbst einmal, welche Skala von Nuancen man z. B. mit der Verwendung des Wortes „gewöhnlich“ verbinden kann, oder man denke an die Unterschiede der Stimmung, die sich bei jedem von uns bei den einzelnen Synonymen „Roß“, „Pferd“, „Mähre“ etc. einstellen. Bei Weise findet man nun über diese ganze Frage, die außerordentlich wichtig für die Entwicklung des Sprachgefühls ist, eine ganze Masse feiner Beobachtungen, die durchaus fördernd und bildend auf den Leser wirken müssen. Im weiteren dünkt uns das Kapitel „Metaphern“, das der Psychologie des bildlichen Ausdrucks scharf nachgeht, und das, was über den „Geschmack im bildlichen Ausdruck“ gesagt wird, besonders lesenswert. In diesem Abschnitt erhalten wir sozusagen eine Geschichte des Geschmacks, soweit er sich auf den Stil bezieht.

Im „Besonderen Teil“, der von den Schönheiten der poetischen Ausdrucksweise“ handelt, wird nach allgemeinen Auseinandersetzungen über die Unterschiede der poetischen und prosaischen Rede, über die sprachschaffende Tätigkeit der Dichter etc. etc. besonders an Goethes und Schillers Sprache die prüfende Hand gelegt, und in feinfühliger Analyse werden die Besonderheiten des sprachlichen Ausdrucks der beiden Dichter und die Quellen, aus denen er zu den verschiedenen Zeit floß, dem Auge freigelegt. Sehr viel kann man auch aus dem Kapitel „Ein Blick in die Dichterwerkstatt“ profitieren. Wir lernen da das Verhalten

kennen, das z. B. Lessing oder Goethe bei der allmählichen Ausgestaltung ihrer Werke in Bezug auf Feilung und Überarbeitung des sprachlichen Ausdrucks beobachtet haben. Zum Schluß seien nur noch dem Titel nach die Abschnitte „Morgenländisches in unserer Sprache“, „Verdienste der Schweizer um unsere Schriftsprache“, dann die Auseinandersetzungen über Rhythmus und Reim und über unsere Kinderlieder erwähnt. Sie enthalten alle eine Fülle wissenswerter Einzelheiten und beleuchten Gebiete des Sprachlebens, die dieser Beleuchtung durchaus wert sind.

Es mag scheinen, daß wir in dieser Besprechung uns allzusehr auf eine Paraphrase der Inhaltsangabe beschränkt haben und zu wenig in Details eingegangen sind; aber es lag uns zunächst am Herzen, dem Leser eine annähernde Vorstellung von dem Reichtum des vortrefflichen Buches zu geben. Jeder, der es gelesen, wird dazu angeregt, über das sprachliche Material, das er verwendet, das er hört und das er liest, eifrig nachzudenken, und eine ganze Saat keimkräftiger Anregungen nimmt er so aus dem Buche mit sich ins Leben hinaus.

Prag. Eugen Holzner.

G. Kettner, Lessings Dramen im Lichte ihrer und unserer Zeit. Berlin 1904, Weidmannsche Buchhandlung. VII u. 511 S. 8. geb. 9 *M.*

Nachdem G. Kettner mehrere Abhandlungen über Lessings Minna von Barnhelm und Nathan teils in selbständigen Schriften, teils in Zeitschriften veröffentlicht hatte, stellte er in dem vorliegenden Buche seine ebenso umfassenden als tiefgehenden Untersuchungen über Lessings Dramen zusammen. Gründliche literarhistorische Kenntnisse, innige Vertrautheit mit den Fragen der Ästhetik, Ethik und Psychologie und ein unbestechlicher Wahrheitssinn, der über den Vorzügen der Dichtungen deren Schwächen nicht übergeht oder beschönigt, vereinigten sich zu einer Auslegung von Lessings Dramen, wie man sie den Werken jedes großen Dramatikers wünschen möchte. Da für die Beurteilung von Lessings Dramen nur dann der rechte Maßstab gewonnen und nur dann auch ein eindringendes Verständnis derselben ermöglicht wird, wenn sie im Zusammenhang mit der ganzen literarischen Entwickelung, aus der sie herauswuchsen, begriffen werden, so schildert der Verf. die vorangehende Entwickelung des Dramas und ihre Hauptvertreter, wobei er sich nicht mit einer allgemeineren Charakteristik begnügt, sondern auf die wichtigsten Dramen, die jene Entwicklung bestimmten, selbst eingeht und so ein möglichst anschauliches Bild der ganzen literarischen Bewegung, der leitenden Ideen, der Stoffe, Typen und Motive sowie der Technik gibt, die Lessing von diesen Vorbildevn überkam. Wir lernen so das bürgerliche Trauerspiel in England kennen, sein Entstehen aus dem erstarkten Selbstgefühl des Bürgertums, seine

ausgeprägt moralisierende Richtung und seine Hauptvertreter Lillo und Moore, den bürgerlichen Familienroman als Höhepunkt dieser Bewegung und seinen Hauptvertreter Richardson, das bürgerliche Drama in Frankreich zunächst als Rührkomödie (Destouches, Marivaux, Nivelle de la Chaussee, Madame de Graffigny), die Weiterentwicklung der Rührkomödie zum bürgerlichen Schauspiel durch Nachbildung der Wirklichkeit und Behandlung tieferer Lebensfragen (Diderot), die Widerspiegelung dieses Entwickelungsganges der ernsten Komödie in Dramen Voltaires. Aber trotz der hohen Einschätzung der Einwirkung der Vorgänger sieht Kettner in den drei Lessingschen Hauptdramen, zu deren Besprechung er dann übergeht, keine unselbständige Nachahmung, sondern hebt neben dem Nachweis jener Einflüsse doch überall auch das Neue, Große und Bedeutende dieser Schöpfungen gebührend hervor.

Sehr treffend wird hinsichtlich der Minna von Barnhelm gezeigt, wie die mannigfachen äußeren und inneren Erfahrungen des Dichters, einzelne Vorfälle und Persönlichkeiten[1]) während des Siebenjährigen Krieges sich bei dem Dichter zu dem Bilde des Soldatenlebens verdichteten, das wir in diesem Drama mit bewundernswerter Wahrheit gezeichnet finden, wie der Dichter in der von Diderot geschaffenen Gattung des Dramas die künstlerische Form fand, um die Zustände und Stimmungen nach dem Kriege mit aller Schärfe und Klarheit festzuhalten, aber darin, daß er seinem Drama den vollen historischen Hintergrund gab, über Diderot hinausging, wie er trotz dieses ernsten Grundcharakters den Zusammenhang mit der älteren Komödie wahrte, wie er durch den Versuch, die alte und die neue Komödie miteinander zu verschmelzen, das Drama in zwei Teile zerriß, wie er trotz der immer aufs neue überraschenden Schärfe der Zeichnung des historischen Hintergrundes doch die welthistorische Begebenheit mehr von ihrer Kehrseite aus auffaßt und von dem, was jenen Krieg uns heute als eine Großtat erscheinen läßt, von seinen großen Folgen, von dem freudigen Stolz auf das Erreichte so viel wie nichts vernehmen läßt, vielmehr das Unbehagen der Gegenwart überwiegt, wie statt des bewegten Lebens im Felde und statt des mutigen Wagens mehr der lähmende Kampf um die Existenz vorgeführt wird, wie auch die sittlichen Faktoren des Soldatenstandes dem Dichter nicht entgehen, sowohl die löblichen wie die schlimmen, wie der Soldatenstand in dem Drama künstlich isoliert wird, indem hinter und neben ihm kein Volk steht. Vermißt habe ich hier einen Hinweis auf Goethes Bemerkungen über den zeitgeschichtlichen Gehalt und die literarische und die nationale Bedeutung dieses Stückes. Für die Erläuterung des Dramas in der Schule kommen besonders die Kapitel über die Begründung

[1]) Ich mache hier darauf aufmerksam, daß Sander in der Vossischen Zeitung 42 und 43 (1904) das Urbild Tellheims in dem Husarenrittmeister Adolf von Baczko, gewöhnlich Blackmajor genannt, gefunden zu haben glaubt.

und die dramatische Entwickelung des Konfliktes und die Komposition des Dramas in Betracht. Wie in den beiden ersten Kapiteln eine Reihe ganz neuer Gesichtspunkte, zum Teil im Widerspruch mit bisher festgehaltenen Anschauungen aufgestellt wird, so wird in letzterem die Entwickelung der Handlung durch die einzelnen Stufen verfolgt, erfreulicherweise ohne Benutzung der Linien, Kurven und Dreiecke einer unter Freytags Vorgang entstandenen Schablone, nur mit Beibehaltung der Ausdrücke: Exposition, Höhepunkt, Peripetie und Abschluß, und durchweg auf Lessings komische Technik aufmerksam gemacht. Nur hätte hier an passender Stelle Goethes Lob der Vortrefflichkeit der Exposition erwähnt werden sollen.

Besonders genau mußten die literarischen Voraussetzungen bei der Emilia Galotti dargelegt werden, da auf dieses Drama eigene Erfahrungen und Beobachtungen des Dichters nur spärlichen Einfluß gewonnen haben, dagegen nicht nur die dramatische Form nach gegebenen Vorbildern sich richtete, sondern auch die Stimmungen, mit denen der Dichter an seinen Stoff herantrat, und die ethischen Probleme, die er durchzuführen suchte, literarisch nach- und anempfunden sind. Sehr sorgsam geht der Verf. deswegen all den Impulsen nach, die Lessing für dieses Drama von den Virginiadramen, von Richardson, Lillo und Moore, von der Schauspieltechnik und dem Schauspielstil Diderots, der Leibnizschen Psychologie erhielt, zeigt aber zugleich, wie das Stück trotz der starken literarischen Einwirkungen in der strengen Folgerichtigkeit der Zusammenfassung aller dieser Züge zu einem einheitlichen, tragischen Weltbilde doch das volle Gepräge seiner großen Persönlichkeit trägt. Es wird in diesem Drama, führt der Verf. weiter aus, ein düsteres Weltbild entrollt, in welchem statt einer tieferen und breiteren Ausführung des politischen Hintergrundes, den der fürstliche Absolutismus des 18. Jahrhunderts bildet, das Wesen des Absolutismus fast ausschließlich vom ethischen Gesichtspunkt aus als die schrankenlose Entfaltung der selbstsüchtigen Triebe der Menschennatur aufgefaßt wird. Dieser Druck der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse, dazu die verhängnisvolle Verkettung der Umstände zu einem furchtbaren Zwange, die geringe Entwicklung der Willenskraft der dargestellten Personen, diese äußere und innere Unfreiheit scheint die sittliche Freiheit ganz aufzuheben. Aber in der siegreichen Durchbrechung des Baues der Notwendigkeit bewährt sich die Freiheit und Erhabenheit der sittlichen Natur der Heldin des Dramas. Freilich hat wie der Kampf, so auch ihr Tod etwas Quälendes, Peinliches. Im Gegensatz zu Schillers Tragik ist die Lessings eine Leidenstragik, der Eindruck des Ganzen mehr ergreifend und rührend als erhebend. In der Besprechung der Komposition des Stückes nimmt der Verf. ein Interesse der Emilia für die blendende Persönlichkeit des Prinzen an. Er verhehlt die Mängel in der

Motivierung der Handlung und die zahlreichen Rätsel des Stückes nicht, z. B. das rätselhafte Verhalten Odoardos im letzten Teil von V 5, das Befremdende in der Dialektik der Empfindungen der Emilia dem Vater gegenüber V 7, das Problematische des äußeren Abschlusses des Stückes. Aber er hebt auch die Meisterschaft hervor, mit der der Dichter durch fortwährende Retardationen, Spannungen und Enttäuschungen ein Minimum von Handlung zu voller dramatischer Wirkung auszudehnen wußte. Den Schluß dieser Besprechung bildet das Aufsuchen von Spuren der dreiaktigen Bearbeitung.

Am umfangreichsten ist die Abhandlung über den Nathan geworden. Eingehende Berücksichtigung finden die „Schutzschrift" des Reimarus, Lessings Stellung im Fragmentenstreit, die Entstehung des Stückes, zu der außer dem Streit mit Göze durch ein eigentümliches Spiel des Schicksals auch die Geldnot, das äußere Hauptmotiv der Handlung, beitrug, das Szenar, das die Grundlinien zu einem rührenden Lustspiel, zu einer romanhaften Familiengeschichte aufweist, die der Dichter erst vor der Ausarbeitung zu verinnerlichen beginnt, der Zusammenhang mit der Rührkomödie, der sich zeigt in dem Milieu, den Personen, den Motiven der Handlung, besonders aber in der analytischen Komposition der Handlung, in der schrittweise ein Rätsel nach dem andern gelöst und die volle Überraschung für die letzte, vollständige Enthüllung aufgespart wird, der Einfluß der Tragödie Voltaires, der sich einerseits in der Erweiterung des ursprünglich geplanten Rührstückes bis an die Grenzen des historischen Dramas (Voltaires Guebres!), anderseits in der Wahl des Ortes und der Zeit der Handlung, sowie eines rührenden Familiengeschickes (Voltaires Zaire!) offenbart, wie auch zugegeben werden muß, daß zu jener Erweiterung schon der Gegenstand und die damit verknüpfte Idee drängte. Besonderes Interesse erweckt die Erklärung der Ringparabel, in der Lessing die in ihren Tendenzen einander so scharf entgegengesetzten Versionen der Parabel Boccaccios und der der Gesta geistreich verschmolz und Ideen, die in der Aufklärung allmählich zur Herrschaft gelangt waren, zu einem großen Bekenntnis für weite Kreise zusammenfaßte. Mit dem ursprünglichen Wunderring — erklärt Kettner — bezeichnete Lessing eine Religion, die vor den drei historischen Religionen liegt, und dies war nach der Anschauung der Zeit der Aufklärung die einfache, reine Vernunftreligion. Die drei Ringe sollen nach dem Willen des Vaters vollkommen gleich werden, nicht bloß äußerlich, sondern auch darin, daß zwei die Wunderkraft nie gehabt und der eine echte sie nicht mehr hat. In den drei positiven Religionen, die an die Stelle der reinen, natürlichen Religion getreten sind, hat sich die ethische Kraft der Religion verflüchtigt, alle drei sind nur äußere Glaubenssymbole und als solche vollkommen gleich; Kettner zieht parallele Äußerungen Voltaires, Reimarus', Mendels-

sohns bei. Die beiden folgenden Abschnitte der Parabel ziehen nur noch aus der unter der Hülle des Gleichnisses gegebenen Entwicklungsgeschichte der positiven Religionen die Konsequenzen. Nathan spricht sie direkt aus. Auch hier werden Parallelstellen aus Mendelssohns Streit mit Lavater beigebracht. Lessing blieb bei dem negativen Ergebnis der Novelle Boccaccios nicht stehen, sondern fügte aus sich eine positive Ermahnung hinzu: innerhalb der positiven Religionen soll die Religion der Vernunft ihre Kraft entfalten. Der Streit der Religionen um ihre Echtheit verwandelt sich damit in einen sittlichen Wettstreit; die religiösen Formen sollen durch die in ihnen selbständig sich betätigende religiöse und sittliche Gesinnung gleichsam nur geadelt werden. Die Entscheidung des Streites noch auf Erden, die Bedeutungslosigkeit der Religion für das Jenseits, die vorwiegend verstandesmäßige Auffassung der Religion und ihre einseitige Schätzung nach ihrer ethischen Bedeutung, der Mangel an Verständnis für die tiefere Sehnsucht der menschlichen Seele, die in den Glaubensvorstellungen ihre Erfüllung sucht: all dieses entspricht so recht den Anschauungen der Aufklärungszeit. Von ihr kommt auch, wie der Verf. in einem der folgenden Kapitel ausführt, die größere Betonung des Ethischen in dem Drama vor dem Religiösen, die Loslösung der ethischen Forderungen von allen religiösen Voraussetzungen, die Zusammenfassung der Pflichten des Menschen in der Humanität, gegenüber der die Ansprüche der einzelnen, die Völker-, Standes-, die persönlichen Unterschiede zurücktreten müssen und die sich vor allem in einer unablässigen, unterschiedslos gegen den Glaubensgenossen wie gegen den Fremden, gegen Freund und Feind geübten Wohltätigkeit betätigt. Was ferner Nathans ganzem Leben die Richtung und ihm selbst die Kraft zur Überwindung seines Hasses und Trotzes gibt, ja das Schwerste, die Feindesliebe, ermöglicht, ist die Ergebenheit in Gott, und diese Gottergebenheit wurzelt ganz bestimmt in dem Vorsehungsglauben. Zeigt sich ja doch das Walten der Vorsehung in dem wunderbar verschlungenen Schicksal einer Familie, aber auch in der Erziehung dieser Familie zur Religiosität. Mendelssohn hat das Drama ein herrliches Lobgedicht auf die Vorsehung genannt. In dieser Vergöttlichung des irdischen Daseins findet Kettner neben den Einwirkungen christlicher Mystik eine Verschmelzung Leibnizischer und Spinozistischer Ideen, aber auch den Einfluß eigenster Lebenserfahrung. Es erübrigt nur noch, auf die folgenden Kapitel über das Geschichtliche, die Stufenfolge der Charaktere, die Komposition, den Vers des Dramas hinzuweisen. Der Dichter verlegte den Schauplatz der Handlung, wohl durch Voltaire angeregt, nach Jerusalem. Mit den historischen Tatsachen schaltet er ganz frei, Saladin ist nach der Anschauung der Aufklärungszeit (vgl. Voltaire, Manin!) als das Muster eines aufgeklärten Fürsten gezeichnet, der Patriarch Heraklius stark modernisiert. In den Personen des

Dramas wird eine Stufenfolge religiöser und sitttlicher Typen gegeben, die von einer religiös noch gebundenen und von selbstsüchtigen Motiven getrübten zu einer völlig freien, in sich abgeklärten Sittlichkeit führt. Die Einheit der Handlung erreichte Lessing nicht ohne Gewaltsamkeit dadurch, daß er die Novelle des Boccaccio der rührenden Familiengeschichte vollständig ein- und unterordnete. Aber trotz der äußerlich festgehaltenen Einheit zerfällt das Drama doch in zwei ziemlich scharf geschiedene Hälften. Daß wir uns dieses Risses nicht stärker bewußt werden, hat der Dichter vor allem durch die außerordentlich straffe, pragmatische und chronologische Verknüpfung der Szenen erreicht. Auch sonst, z. B. in der Verteilung der Handlung auf mehrere Schauplätze, zeigt sich der Einfluß der Shakespeareschen Komposition. Auch die Szenenführung läßt oft den großen, einheitlichen Zug vermissen, nicht immer sind die Szenen zu einer großen, packenden Gesamtwirkung zusammengefaßt, von der Retardation wird zu ausgiebiger Gebrauch gemacht. Den Vers wählte der Dichter, um nicht durch die moderne Prosa den Stoff zu nüchterner Alltäglichkeit herabzuziehen, aber anderseits suchte er durch Befreiung des Verses von allen sprachlichen und metrischen Fesseln der Rede der Personen den Schein der augenblicklichen Entstehung zu wahren. Doch das sind nur einzelne Punkte aus dem reichen Inhalt dieser letzten Kapitel.

Das ganze Buch ist offenbar das Ergebnis langjähriger und eingehender Beschäftigung mit dem Gegenstande. Besonders die Lehrer, die Lessings Dramen in den oberen Klassen zu behandeln haben, seien auf dasselbe verwiesen. Seine äußere Ausstattung ist dieselbe wie die von Bellermanns Werk über Schillers Dramen.

Freiburg i. B. L. Zürn.

Hebbel, sein Leben und Wirken. Von R. M. Werner. Band 47—48 der Biographiensammlung „Geisteshelden". Berlin 1905 Ernst Hofmann & Co. 383 S. 8. geb. 6,40 M.

Die literarhistorische Arbeit unserer Zeit verdient Bewunderung, und das heiße Bemühen um das immer tiefere Eindringen in das Verständnis unserer Dichter und der durch sie bestimmten Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts hat schöne Erfolge. Die mühevolle und scheinbar uninteressante, oft bespöttelte Kleinarbeit, die man gern als eine Verirrung des Philologen bezeichnet, ist dazu ebenso nötig wie die Zusammenfassung in großzügigen Werken. Ohne sie wären die großen Goethe- und Schillerbiographien, die uns heute erfreuen und bilden, nicht möglich gewesen. An die Lessing-, Goethe- und Schillerforschung hat sich die Novalis- und Kleistforschung gereiht; letzere findet eben jetzt einen ersten Abschluß in der schönen Kleistausgabe von E. Schmidt. Ihm folgte auf dem Fuße die wissenschaftliche Arbeit an Ludwig und Hebbel, ganz besonders an dem letzteren.

Das erste tiefere Interesse für Hebbel hat sein Freund Emil Kuh geweckt, der 1865 seine gesammelten Werke im Verlage von Campe in Hamburg, wo die meisten Werke Hebbels erschienen waren, herausgab und ihnen auch 1877 eine Biographie Hebbels folgen ließ. Beide Werke genügten aber höheren Anforderungen in keiner Weise, und auch die 1891 erschienene, von H. Krumm besorgte 2. Ausgabe der Werke beschränkte sich im wesentlichen auf den Abdruck. Auch spätere Auswahlen aus den Werken von Specht, Stern u. a. hatten nur populären Charakter. Erst R. M. Werner, Professor an der Universität Lemberg, brachte es 1901—1903 zu einer historisch-kritischen Ausgabe der Werke, und derselbe Gelehrte, der gegenwärtig wohl der hervorragendste Hebbelkenner ist, hat nunmehr auch sein Leben geschrieben und damit die Biographiensammlung „Geisteshelden" um ein wertvolles Stück bereichert.

Der Verf. hat sich mit Recht auf den neuerdings überall eingenommenen Standpunkt gestellt, die innere Entwicklung seines Helden darzustellen, die Einführung in sein Seelenleben zu geben, um von da aus seine Werke, auch deren Absonderlichkeiten, verstehen zu lassen. Er selbst sagt, daß er das Werk mit Liebe geschrieben habe, gemäß dem Worte Hebbels selbst: „Biographien sollen keine Rezensionen sein, darum muß man sie mit Liebe schreiben". Aber er kann auch mit Recht von sich sagen, daß er durch seine Liebe für Hebbel nicht literaturblind geworden sei und sich nicht mit ihm identifiziere. Er kennt die Schwächen der einzelnen Werke sehr gut und verhehlt sie nicht, aber er tut sie nicht einfach ab, sondern er lehrt sie verstehen. Es war nicht leicht, bei einem so zerrissenen und oft unerfreulichen Leben, wie das Hebbels war, das Interesse an dem Helden auf der Höhe zu erhalten und dabei objektiv zu bleiben. Werner hat dies verstanden, wenn man auch in der Beurteilung mancher Handlungsweisen Hebbels, vor allem des Verhältnisses zu Elise Lensing, der er niemals treu gewesen ist, vielfach andrer Ansicht sein wird. Daß Elise selbst nachher ausgesöhnt ist und daß die Versöhnte sogar Hebbels Hausstand in Wien besucht und Patin und zweite Mutter des Kindes ihrer Nebenbuhlerin wird, kann ja als Charakterlosigkeit angesehen werden, aber richtiger ist wohl auch darin ihre grenzenlose Verehrung und Hingabe zu erkennen, die immer wieder durchbrach. Und die hat Hebbel nicht gelohnt. Überhaupt, wenn ich an dem durchweg fesselnd und höchst interessant geschriebenen Werke etwas vermisse, so ist es dies, daß der Mangel, der fast allen unsern nachklassischen Dichtern anhaftet, die Zerrissenheit ihres Wesens, die fehlende Selbstzucht, die ernste, zielbewußte Arbeit an ihrem sittlichen Menschen, nicht klar als die Quelle der dichterischen und sittlichen Unvollkommenheiten auch Hebbels erkannt und gezeichnet sind. Wir sind in das Schillerjahr eingetreten und sind mehr als je geneigt, die

späteren Erscheinungen an der Größe dieses Heros des Idealismus zu messen. Er sagte in der Rezension Bürgers, der vielleicht manche Berührungspunkte mit Hebbel hat, daß es des Dichters erstes und wichtigstes Geschäft sein müsse, seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ehe er es unternehmen dürfe, die Vortrefflichen zu rühren. Dazu hatte weder Kleist, noch Grillparzer, noch Hebbel die sittliche Kraft und Entschlossenheit, am wenigsten vielleicht Hebbel, und darum stehen wir wohl oft bewundernd vor dem Riesen, aber doch mit dem Bedauern, daß wir bei ihm zum Genuß einer harmonischen Persönlichkeit nicht kommen können. Das Werk Werners sei aber allen Freunden gediegener Forschung und meisterhafter Darstellung empfohlen.

Berlin. Gotthold Boetticher.

Hermann Göll, Illustrierte Mythologie der Hellenen, Römer, Germanen, Iranier und Inder, nebst einem Anhange über die Mythen und den Kult der Babylonier und Ägypter. Achte, neubearbeitete Auflage. Mit 181 Abbildungen. Leipzig 1905, Otto Spamer. IX u. 364 S. 5 ℳ.

Das Interesse für Mythologie ist ohne Zweifel neuerdings durch manche Umstände, besonders das Bekanntwerden der babylonischen Texte, in erfreulicher Weise gewachsen. Anderseits ist der langjährige Kampf um die richtige Auffassung und Erklärung der Mythen noch keineswegs beendigt. Hier spielt Ableitung von Naturvorgängen, dort von Seelen- und Ahnenkult, bei andern Annahme von weitgehender Allegorie die erste Rolle. Die einen glauben an ein hohes Alter des mythologischen Stoffes, der, von Hause aus nicht erfunden und verhältnismäßig einfach, sich im Laufe der Zeit zu einer fast unendlichen Mannigfaltigkeit entwickelt hat, sowie an ein Herabsinken alter Göttergestalten zu Heroen- und Märchengestalten, ja zu Gestalten der Tiersage, — andere behaupten, daß ganze Sagenzyklen durch rein menschliche Erfindung bedeutender Dichterpersönlichkeiten entstanden seien. Es leuchtet ein, einen wie verschiedenen Einfluß die eine oder andere Auffassung auf die Behandlung auch vieler Literaturwerke des sogen. klassischen Altertums haben muß. Wer der Ansicht huldigt, daß die Sagen von Herakles wesentlich einem Literaturwerk ihre Entstehung verdanken, der wird wenigstens prinzipiell auch nicht viel gegen Herodots Ansicht einzuwenden haben, daß Homer den Griechen ihre Götter geschaffen habe; er wird außerdem die Gleichheit mit mythologischen Gestalten anderer Völker leugnen oder für zufällig erklären, wird eine vergleichende Mythologie für ein Unding halten und auf Max Müller und die in seinem Geiste Forschenden hochmütig herabblicken. Er wird den einzelnen Dichtern da eigenmächtige Veränderungen des Stoffes zutrauen und je nachdem entweder entschuldigen oder tadeln, wo

der auf anderem Standpunkt Stehende vielmehr eine andere Form der alten Überlieferung oder Volksauffassung anzunehmen und den Dichter als bloßen Nacherzähler ohne eigene Verantwortlichkeit zu betrachten sich gedrungen fühlt. Gewiß, unsere ganze Vorstellung von der Art, wie z. B. auch die griechischen Dichter gedichtet haben, muß sich mit der Verschiedenheit des Standpunktes ganz gewaltig ändern. Wer, wie Erwin Rohde, in den Helden des Homerischen Epos durchaus Menschen, wie wir sind, womöglich historische Personen sieht, dem müssen die Dichter oft sehr sonderbar vorkommen, da sie so viel Unglaubliches und Seltsames, ja z. T. so viel Abscheuliches von ihren Helden erzählen. Gewundene Erklärungen und Entschuldigungen müssen da aufsprießen; man beruft sich auf eine ganz besondere, den alten Griechen eigentümliche (naivere oder tiefere) Auffassungsweise, die uns leider verloren gegangen sei. Wer dagegen in jenen Helden teilweise von ehemaliger Höhe herabgesunkene Götter sieht, der wird geneigt sein, das Wunderbare, Übermenschliche, Märchenhafte in ihrer Geschichte viel einfacher zu erklären. Wer da glaubt, daß Herakles von Hause aus ein von einem Einzeldichter geschaffenes Idealbild sei, wird die Verwunderung darüber nicht ganz vermeiden können, daß ein Bulle und ein Wildschwein unter den Taten dieses Helden eine so große Rolle spielen, daß diese Idealgestalt ihre Kinder mordet und sich überhaupt mehrfach wie ein wahnsinniger Schlächtergeselle benimmt.

Es handelt sich um die wichtige Frage nach der wahren Sprache des Mythos, um die Frage: Wie kann ein Mythos überhaupt entstehen? oder besser: Wie sind die meisten Mythen entstanden? Die vergleichende Mythenforschung lehrt wenn nichts anderes so doch wenigstens das, wie eine Gottheit sich nicht entwickeln kann.

Das vorliegende Buch stellt sich in der neuen Auflage auf einen von den vorhergehenden Auflagen einigermaßen abweichenden Standpunkt. Der Neubearbeiter — Georg Hüsing in Breslau — tritt mit aller Entschiedenheit auf die Seite derer, welche die Hauptmasse der Mythen von Naturerscheinungen herleiten; er weist durch zahlreiche richtige Deutungen nach, daß Mythologie in ihren Anfängen z. T. Kalenderphilosophie ist; ja daß die Hauptrolle bei der Entstehung der Mythen der Mond gespielt hat. Ref. kann nicht umhin, auf Grund langjähriger Studien ihm in dieser Grundanschauung voll und ganz beizustimmen; über viele Einzelheiten hat er natürlich oft abweichende Ansichten. Die philologische Welt, auch soweit sie sich bisher der Mondmythologie gegenüber ablehnend verhielt, wird mit den hier gegebenen Erklärungen sich wohl oder übel mehr als bisher beschäftigen müssen. Die Wahrheit muß entweder anerkannt oder die Unrichtigkeit der Sätze nachgewiesen werden; ein Totschweigen ist unstatthaft.

Aber, so fragt man vielleicht, wendet sich das Buch überhaupt an wissenschaftliche Leser? Dieser Punkt bedarf der Klarlegung. Die älteren Auflagen wollten offenbar mehr nur den gebildeten Laien befriedigen, besonders war wohl an die reifere Jugend als Lesepublikum gedacht; die neueste Bearbeitung hat diesen Gesichtspunkt nicht aufgegeben, will daneben aber offenbar auch eigene Forschung und wissenschaftlich Neues bieten. Darin liegt vielleicht etwas Bedenkliches, Zwitterhaftes. Das Neue hätte vielfach eingehenderer Begründung bedurft, doch war nach dem Zwecke des Werkes kein Raum dafür vorhanden. Anderseits hat nur allzuoft Altes — offenbar sehr zum Unbehagen des Bearbeiters — beibehalten werden müssen. Als besonders beachtenswert müssen wir die Einführung (S. 1—8), die den einzelnen Abteilungen vorausgeschickten Vorbemerkungen (zur griechischen Mythologie S. 11—14, zur römischen 201—203, zur germanischen 257—260, zur iranischen 307—309, zur indischen 347—348) und die Schlußbemerkung S. 427 f. hervorheben.

Einige Sätze daraus werden den, wie uns scheint, unanfechtbar richtigen Standpunkt des Neubearbeiters am besten kennzeichnen:

'Die mythologische Forschung ist eine der rekonstruierenden, vergleichenden Wissenschaften, wie die vergleichende Rechtswissenschaft, Sprachforschung, Musikforschung und andere mehr, deren Ziel es ist, durch Vergleichung der mannigfachen Überreste und der jüngeren Formen die „Urform" zu ermitteln' (7). — 'Der Mythos ist ein Ausfluß der alten Naturanschauung, selber ein Stück Urreligion in seinen Anfängen und steht darum in Zusammenhang mit den Göttern und Gebräuchen des Kultus, und dennoch ist er wieder keine Religion und kein Aberglaube, oft das gerade Gegenteil von „Religion" und gerade von den Göttern erzählt, die keine Verehrung erfahren' (5). — 'Mit der Rolle des Sonnengottes war man sehr freigebig und beachtete nicht, daß die betreffende Gestalt in vielen Fällen ursprünglich der Mondgott war, d. h. der Gott der Zeitrechnung, der erst bei Übernahme der Rechnung nach dem Sonnenjahre nun auch zum Sonnengotte ward' (2). — 'Die Gestalten der Heldensage sind ihrer Grundlage nach nichts anderes gewesen als die Götter im Mythos . .; auch die Heroen der Griechen waren keine zu Göttern erhobene Menschen, sondern nach der menschlichen Seite herabgesunkene Götter' (2). — 'Freilich, wer den Mythos als ein Erzeugnis der Literatur behandelt, wird dazu neigen, ihn nicht für viel älter zu halten als die ersten Aufzeichnungen, und kommt dann leicht dazu, die vermeintlich jungen nordischen Mythen als in Skandinavien erst entstanden anzunehmen' (257). — 'Die vergleichende Mythenforschung allein ist imstande, das Wesen des Mythos und sozusagen seine Physiologie zu erschließen' (257).

Berlin. E. Siecke.

C. Goecker, Vorlagen für lateinische Abiturientenarbeiten und Klassenarbeiten der Prima. Hannover und Leipzig 1904, Hahnsche Buchhandlung. II u. 44 S. 8. 0,80 *M.*

Die 27 Stücke, die das Heftchen enthält, sind sämtlich historischen oder genauer erzählenden Inhalts, und zwar behandeln bei weitem die meisten (7—23) den zweiten Punischen Krieg nach Cannae im Anschluß an Livius. Das erscheint nicht nur eintönig, sondern auch einseitig, zumal Livius doch vor allem in Sekunda gelesen wird; ich meine, soweit man solche Aufgaben an die Lektüre anschließen will, bieten für Prima Cicero und Tacitus Stoff genug. Der Eintönigkeit des Inhalts entspricht natürlich eine gewisse Eintönigkeit des Ausdrucks; Primaner und Abiturienten sollen aber mehr leisten können als bloß von Krieg und Schlachten erzählen. Wer nun aber mit solchen Beschränkungen zufrieden ist oder zur Abwechselung einmal auch solche Stoffe vornehmen will, findet in dem Heft manche brauchbaren Aufgaben in fließendem Deutsch, die leidlichen Primanern keine großen Schwierigkeiten machen werden. — Bei dieser Gelegenheit sei mir eine Bemerkung erlaubt, die nicht nur diese Aufgaben betrifft: wenn es für einen Provinzialismus gilt, zu sagen den Müller, den Schultze, warum denn dem Hasdrubal, den Syphax, des Scipio?

Mühlhausen i. Th. O. Drenckhahn.

A. Hemme, Was muß der Gebildete vom Griechischen wissen? Eine allgemeine Erörterung der Frage nebst einem ausführlichen Verzeichnis der aus dem Griechischen entlehnten Fremdwörter der deutschen Sprache. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1905, Eduard Avenarius. XXXII u. 156 S. Kleinfolio. 3,75 *M.*

Die Bedeutung der etwas unbestimmten Fassung der oben als Buchtitel aufgestellten Frage bestimmt der Verf. in der Vorrede genauer durch die Bemerkung, daß der Ausdruck „das Griechische" sich sowohl auf den Inhalt aller Lebensäußerungen des griechischen Volkes als auch auf die äußere Form, in der uns dieser Inhalt überliefert worden ist, auf die griechische Sprache beziehe. Dem entsprechend lautet in der Erörterung S. IX das, was man als Beantwortung der obigen Frage anzusehen hat: „Die Bildung, welche durch die höhere Schule vermittelt werden soll, bezeichnet etwa den Umfang dessen, was von dem Gebildeten überhaupt vorausgesetzt werden darf. Schulamtlich lautet also die Antwort: Bekanntschaft mit einigen nach Inhalt und Form besonders hervorragenden Literaturwerken und dadurch Einführung in das Geistes- und Kulturleben des griechischen Altertums". Das heißt doch gewiß, der Gebildete müsse vom Griechischen das wissen, was als Ergebnis des griechischen Unterrichts auf unsern humanistischen Gymnasien gefordert wird. Aber weiterhin sagt der Verf.: „Ganz allgemein ließe sich die Frage auch dahin beantworten,

von dem griechischen Geistes- und Kulturleben müsse der Gebildete sich das zu eigen gemacht haben, was der Erkenntnis des historischen Zusammenhangs der modernen Kultur mit der antiken dient, und was heute noch lebendig anregend und befruchtend weiter wirkt". Das ist nun allerdings sehr allgemein, und wenn der Verf. es dahin erläutert, es betreffe die Mythologie, Geschichte, Dichtung, darstellende Künste, Kunstgewerbe, Philosophie, private und öffentliche Lebenseinrichtungen, so ist das nicht weniger als der Inhalt der gesamten griechischen Altertumskunde, selbst auf einen mäßigen Umfang beschränkt mehr, als der beste Unterricht auf dem Gymnasium zum Eigentum der Schüler machen kann. Wenn nun der Verf. seinen Erörterungen S. VI mit Berufung auf eine Äußerung v. Wilamowitz-Möllendorffs den Satz zugrunde legt: „Das Dogma vom klassischen Altertum ist gestürzt. Die Antike als Einheit und als Ideal ist dahin; die Wissenschaft selbst hat diesen Glauben zerstört", so wird der Wert jener ersten Antwort doch wieder höchst zweifelhaft, und die viel besprochene Frage, ob der Unterricht im Griechischen für uns noch einen Wert habe, tritt in ihrer ganzen Schärfe wieder hervor. Zur Lösung dieses Problems bringt der Verf. in seinen Erörterungen nichts Neues, nichts, was zu einem allgemeine Anerkennung erzwingenden Urteil führen könnte.

Wenn sich der Verf. dennoch S. IX Anm. dahin ausspricht: „Es ist Sache jedes Gebildeten sich mit der hellenischen Kultur vertraut zu machen", so geschieht dies doch mit der Einschränkung: „Es ist nicht nötig, 6 Jahre hindurch wöchentlich 6 Stunden dem Studium der griechischen Sprache obzuliegen". Es muß also auch andere Mittel geben, um dieses Ziel zu erreichen, und damit kommen wir wieder auf den Zweck des vorliegenden Buches zurück. Wir dürfen annehmen, daß es dienen soll, dem Gebildeten, der die entbehrliche Schule des humanistischen Gymnasiums nicht durchgemacht hat, zu den hier als unentbehrlich bezeichneten Kenntnissen zu verhelfen.

Den sachlichen Teil dieser Erfordernisse behandelt das Buch nicht, es gibt dafür ein Verzeichnis von Büchern, aus denen man über die verschiedenen Zweige der griechischen Altertumskunde Belehrung schöpfen kann, von mehr als 60 Werken sehr verschiedener Art und verschiedenen Wertes. Das ist sehr dankenswert, wenn auch nicht immer leicht brauchbar für den, dem eine solche Bibliothek nicht in jedem Falle bequem zugänglich ist.

Dagegen scheint für den sprachlichen Teil das Buch unmittelbar alles Notwendige geben zu sollen. Diesem Zweck dient eine „Anleitung zum sprachlichen Verständnis der aus dem Griechischen stammenden Fremd- und Lehnwörter" S. XIV—XXIX und ein alphabetisch geordnetes Wörterbuch S. 1—156.

Die Anleitung gibt, zum Teil sehr eingehend, eine Fülle von einzelnen Erscheinungen aus der Lautlehre, der Formenlehre, der

Wortbildung, alles mit Rücksicht auf die Möglichkeit, sich in dem Wörterbuche zurechtzufinden. Eine Aneignung dieses Stoffes halte ich für jemand, der nicht recht eingehende Studien der griechischen Sprache gemacht hat, für ganz unmöglich, ist auch wohl von dem Verf. nicht vorausgesetzt worden; aber auch um sich in einem gegebenen Einzelfalle Auskunft zu holen, dürfte in vielen Fällen das Auffinden der belehrenden Stelle für einen Laien außerordentlich schwierig sein.

Das eigentliche Wesen und der Wert des Buches zeigt sich in dem Wörterbuche, wie denn auch der Rücken des Einbandes den Titel „Griechisches Wörterbuch" trägt. Es ist ein mit erstaunlichem Aufwande von Ausdauer und Arbeit geschaffenes Werk, eine Zusammenstellung und Ordnung von zahllosen Wörtern, in denen griechische Stämme enthalten sind, von Ausdrücken, die in den verschiedensten Gebieten im Gebrauch sind, von Bildungen, die zum großen Teil der Neuzeit angehören. Es wird kaum ein derartiges, heut irgendwo vorkommendes Wort geben, das man nicht hier verzeichnet fände. Über jedes Wort dieser Art finden wir hier Auskunft, welche griechische Wortstämme zu seiner Bildung verwendet worden sind, welche Bedeutung diese Stämme, meistens auch welche Bedeutung die aus ihnen gebildeten Wörter haben. Dem entsprechend ist das Wörterbuch durchaus auf etymologischer Grundlage aufgebaut, und das ist, von wissenschaftlichem Standpunkt aus betrachtet, sehr gut, aber für den Gebildeten, der seine Kenntnisse des Griechischen aus dem Buche gewinnen soll, nicht eben bequem. Denn die Veränderungen, welche ein Wortstamm in Ableitungen und Zusammensetzungen erleidet, sind für den mit der Sprache nicht völlig Vertrauten nicht immer so durchsichtig, daß er die ursprüngliche Wurzelform sofort erkennen und in dem Wörterbuche schnell auffinden könnte, zumal da die moderne Wortbildung hier nicht immer ganz regelrecht, mitunter recht willkürlich verfährt. Die Anleitung bietet hier keine bequeme, das Wörterbuch keine nie versagende Hilfe, besonders weil das Wort, dessen Erklärung man sucht, in der alphabetischen Reihenfolge nicht immer aufgeführt wird. Ich gebe als Beispiel die verhältnismäßig einfache Benennung eines im allgemeinen Gebrauch befindlichen Heilmittels *Phenacetin*, die sich durch den Anlaut ph sofort als griechisch erkennen läßt. In der alphabetischen Reihe findet man das Wort nicht, sondern nur einen Artikel: phenakizo *Phenol-Phenyl*, etc. s. phan; in dem etc. steckt vielleicht auch unser Wort. Ich suche also den Stamm phan auf und finde dort die Erklärung: „phan in phaino an den Tag bringen" und nach Durchgehen einer langen Reihe aus diesem Stamm abgeleiteter Wörter endlich gegen Ende die Belehrung: „In der Chemie hat man mit dem Stamme phan bezw. phen eine Reihe von Namen gebildet, von denen hier *Phenol* (lat. oleum), *Phenyl* (s. hyle), *Phenacetin* (lat. acetum), *Phenanthren* (s. anthrax)

erwähnt sein mögen". Was weiß nun der Gebildete vom Griechischen? Er hat nichts gelernt, als daß das Wort Phenacetin einen griechischen Wortstamm und ein lateinisches Wort enthält, und das lohnt wohl kaum die aufgewendete Mühe. Und hier war die Mühe noch mäßig; aber man nehme eins der ellenlangen Wortungeheuer, welche heut die Chemiker bilden (der Verf. selbst führt S. XXIX ein solches aus acht Wortstämmen gebildetes von zwölf Silben Länge an) und vergleiche dann das Ergebnis des Nachschlagens mit der darauf verwendeten Mühe, die ihm ds in dem Wörterbuche fortwährend angewendete, bei dem gewählten System nicht zu vermeidende Verweisen von einem Artikel auf den andern verursacht.

Ein anderer Übelstand liegt darin, daß es auch für den Gebildeten nicht immer leicht zu erkennen ist, ob der erste Teil eines Wortes der griechischen Sprache entnommen ist, also das Wort überhaupt in dem Wörterbuche aufgefunden werden kann. In einzelnen Fällen hat sich der Verf. denn auch veranlaßt gesehen, solche Wörter in die alphabetische Reihenfolge aufzunehmen, z. B. das Wort Paraffin, das er doch als aus lat. parum wenig und affinis verwandt erklärt. Selbst Oleander, das ein Unbefangener mit dem lateinischen oleum in Verbindung bringen wird, steht an der betreffenden Stelle des Alphabets mit der Verweisung s. rhodon, wo man erfährt, daß das Wort wahrscheinlich aus rhododendron unter Anlehnung an das lateinische oleum korrumpiert ist. Wörter, deren Anfang ersichtlich dem Lateinischen entnommen ist, wie Centimeter, Millimeter, wird man in der alphabetischen Reihe nicht suchen, und doch war der Verf. genötigt, sie in anderen Artikeln, hier unter metron zu erwähnen. Bei Wörtern, über deren Ableitung man zweifelhaft sein kann, ist das Verfahren nicht gleichmäßig, z. B. vermißt man Alkohol, während Aldehyd, dessen erste Silbe Alkohol vertritt, aufgeführt ist; Alchymie finden wir in der Reihe aufgeführt, Wörter wie Alizarin, Anilin fehlen. Das mag ja alles einem bestimmten System des Verf. entsprechen, aber ich zweifle, daß dieses System denen, für die das Buch bestimmt ist, so verständlich ist, daß sie sich die vergebliche Mühe des Nachschlagens in gewissen, nicht seltenen Fällen ersparen. Es hätte nach meiner Ansicht den Gebrauch sehr erleichtert, wenn jedes überhaupt berücksichtigte Wort an der seinem Anlaut entsprechenden Stelle der alphabetischen Reihenfolge aufgeführt und seine Bedeutung, soweit es möglich ist, angegeben worden wäre; die Hinweisung auf die Stämme, aus denen es gebildet ist, konnte in aller Kürze hinzugefügt werden. So würde der Suchende ohne weitere Mühe sofort ersehen, ob das fragliche Wort in dem Wörterbuch zu finden ist, und es bliebe ihm überlassen, sich von der Etymologie des Wortes zu unterrichten. Dafür würde in dem Buche nicht mehr Raum als bei dem gewählten Verfahren in Anspruch genommen werden

und auch dem etymologischen System kaum eine Beeinträchtigung geschehen. Freilich glaube ich, daß in dieser Richtung auf die Etymologie das Interesse der Gebildeten nicht allzugroß ist.

Soll das Buch einen Ersatz für das bieten, was der griechische Unterricht des Gymnasiums gewährt, so scheint mir dieser Zweck nicht erreicht zu sein, schon deswegen nicht, weil der organische Zusammenhang des Gebotenen fehlt. Soll es als Wörterbuch für einzelne Fälle Auskunft über eins der zahllosen, bei uns vornehmlich als technische Bezeichnung verwendeten Wörter fremden Ursprungs gewähren, so bildet es ein nicht zu unterschätzendes Hilfsmittel der Belehrung. Allerdings würde die unsägliche Arbeit des Verf. sich reicheren Dank verdient haben, wenn er sich nicht auf das Griechische beschränkt, sondern ein möglichst für alle Fälle Auskunft gebendes Wörterbuch geboten hätte. Doch die Tendenz, die er hier befolgt, würde dabei in den Hintergrund getreten sein, und über diese Tendenz ist mit ihm nicht zu rechten.

Das Äußere des Buches empfiehlt sich. Der Druck ist scharf, in nicht zu kleinen Buchstabenformen; die Anwendung verschiedener, aber nicht zahlreicher Schriftgattungen erleichtert den Überblick. Von der Verwendung griechischer Schriftzeichen im Wörterbuch hat der Verf. mit Recht Abstand genmmen, wenn er auch in der Anleitung Anweisung zum Lesen griechischer Schrift Anleitung gegeben hat. Bei der Übertragung griechischer Wörter in lateinische Schrift ist für die Bezeichnung der Betonung und der Quantität in zweckmäßiger Weise gesorgt. Versehen wie S. 60 kath' anthropon sind äußerst selten.

Berlin. B. Büchsenschütz.

L. Hüter, Schüler-Kommentar zu Sophokles' Antigone. Leipzig, G. Freytag, und Wien, F. Tempsky, 1905. 140 S. steif geh. 1,20 *M.* = 1 *K.* 50 *h.*

Daß der Verf. eines Antigonekommentars mit der Literatur zur Antigone vertraut sei, ist leichter gefordert als auszuführen; denn diese Literatur ist schier unermeßlich. Aber daß er einen Blick für das Wesentliche in dieser Literatur habe und Energie genug, sich nichts Wesentliches entgehen zu lassen, ist keine unbillige Forderung. Der Verf. des vorliegenden Kommentars erfüllt sie. Dieser Kommentar ist zunächst für die Ausgabe der Antigone von Schubert-Hüter (6. Auflage) bestimmt, kann aber auch zu jeder andern Ausgabe gebraucht werden, und es ist zu wünschen, daß er von recht vielen Schülern benutzt werde.

In die Frage, ob allgemein Schülerkommentare wünschenswert sind, möchte ich mich hier nicht einlassen, will aber auch mit meiner Meinung nicht hinter dem Berge zurückhalten, daß eine erhebliche Überproduktion an nicht unbedingt nötigen Schülerkommentaren vorliegt. Wenn der Verf. in der Einleitung

mit großer Wärme für „die verständige Benutzung eines nicht zu knappen Schülerkommentars in den oberen Klassen“ eintritt, so soll uns das nicht entzweien; denn

1. für Sophokles gebe ich die Notwendigkeit eines Schülerkommentars zu. Unsere Schüler können heute mit Hilfe des Lexikons allein kein Sophokleisches Drama mehr lesen, man hat nur die Wahl zwischen einem erlaubten Kommentar oder einer verbotenen Übersetzung.

2. Die Vorbedingung für die verständige Benutzung des Kommentars ist die Güte des Kommentars selber. Und hier sei gern anerkannt, daß der Hütersche Kommentar manche Vorzüge vor seinesgleichen hat.

Ich will zuerst von den dramaturgischen Belehrungen sprechen. Schon das ist ein Vorzug, daß diese nicht in besonderen Kapiteln der Einleitung behandelt, sondern in die Erklärung hineingearbeitet sind. Die Gewähr ist so größer, daß der Schüler nun auch wirklich liest, was für ihn bestimmt ist. An geeigneten Stellen (Szenenschlüssen) finden sich Aus- und Rückblicke, sonst wird kurz und knapp nur die Belehrung gegeben, welche die betreffende Stelle erforderte; s. V. 10 „Konflikt“; V. 18 „Ort der Handlung“; V. 1023 ff. vermisse ich die technische Bezeichnung „Moment der letzten Spannung“; S. 140 hätte ich den Ausdruck „Die ganze ‘Antigone’ erweist sich als eine Darstellung des Problems von der wahren Weisheit“ lieber vermieden gesehen. Gegen das, was die Theoretiker uns als Idee eines Dramas auftischen, bin ich stets mißtrauisch gewesen. Große Dichter arbeiten gewöhnlich nicht nach Ideen (s. Goethes Bekenntnis). — Übrigens hat Hüter in diesem Punkt, wie er dankbar anerkennt, Wolff-Bellermann (6. Aufl. 1900) und den Aufsatz von W. Schmid „Probleme aus der Sophokleischen Antigone“ (Philol. LXII, 1903, S. 1 ff.) benutzen können.

Ich komme jetzt zu den etymologischen Hinweisen. Gewiß ist das ein Vorzug des Buches, aber ich habe da doch mehrere Ausstellungen zu machen. — V. 348 werden für *αὐλή* zwei Ableitungen gegeben, die trotz der Bemerkung Hüters „beide verwandt?“ nichts miteinander zu schaffen haben; V. 414 *ἀκηδήσοι* wird von *κῆδος* abgeleitet, während es von *ἀκηδής* und dies vom St. *κηδ*, *κήδω* herkommt; V. 579 wird *ἴλαι* auf *εἰλέω* statt auf *ἴλλω* zurückgeführt; V. 554 sehen wir zu *κἀμπλάκω* als Präsens unbedenklich *ἀμπλακίσκω* angegeben, das Kaegi vorsichtigerweise einklammert; V. 602 soll *ἀμάω* aus *ἀπ(ο)-μάω* entstanden sein; V. 36 wird *δημόλευστος* auf *λεύς*, *λᾶς* zurückgeführt statt auf *λεύω*, *λεύς* kommt gar nicht vor. Der Verf. hat eben meist nach Menge gearbeitet; vgl. auch zu V. 204 *κτερίζω* und 390 *σχολή*.

Ich schließe hier die philologischen Erklärungen an. Ich habe da sehr wenig zu bemängeln. — V. 1331 „*ἐρῶ* von

ἐράω“ muß der Schüler allein finden, dieses Wort lernt er schon in Untertertia; V. 1332 „ἆμαρ dor. = ἦμαρ“: soll dem Schüler das Lexikon ganz erspart bleiben?

Endlich sind zur Erläuterung sprachlich-logischer und poetisch-ästhetischer Erscheinungen vielfach Zitate aus den Schulschriftstellern, besonders aus Homer und Horaz, und aus unserm Sprichwörterschatz angeführt; vgl. V. 725 „διπλῇ beiderseits, man soll sie billig hören beede“.

Die Sprache ist fast überall gut deutsch; „tiefgründig-warnungsvoll“ (S. 74) sei dem deutschen Sprachverein empfohlen.

An Druckfehlern habe ich bemerkt: S. 66 ἄρατρον, S. 123 πούτει statt πλούτει.

Liegnitz. Wilh. Gemoll.

Ferdinand Unruh, Sammlung französischer Gedichte. Proben aus der Lyrik des XIX. Jahrhunderts nebst einem Anhang von Fabeln. Mit beigefügter Verteilung nach Klassen. 2 Teile in 2 Bänden, Gotha 1901 und 1903, F. A. Perthes. (Nr. 31 a und b von Perthes' Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller). XXII u. 214 bezw. 163 S. 8. Preis des ersten Teiles 2 ℳ, des zweiten 1,50 ℳ, Sonderwörterbuch 0,50 ℳ.

Die vorliegende Auswahl will „nicht sowohl eine Sammlung schöner und für die Schule geeigneter Gedichte bieten, sondern in erster Linie eine in die Richtungen der modernen französischen Lyrik einführende Lektüre ermöglichen“. Sie bietet zu diesem Zweck 132 Proben aus den Werken von 43 neueren Dichtern mit Einschluß André de Chéniers, der, obwohl dem 18. Jahrhundert angehörend, doch als Vorläufer der Romantiker berücksichtigt ist. In einem Anhang folgen — im ganzen 22 — Fabeln von Lafontaine und sechs anderen Dichtern dieser Gattung aus dem 17.—19. Jahrhundert. Vorausgeschickt ist eine „Verteilung der in der Sammlung enthaltenen Gedichte auf die Klassen III b—I“ (S. XI—XIII) und eine Übersicht über die Hauptregeln des französischen Versbaues (XIV—XXII). Den Schluß des ersten Bandes bilden literarische Notizen über sämtliche in der Auswahl vertretenen Dichter (S. 203—214). Der zweite Band enthält den Kommentar.

Wenn ein Mann, der sich so eingehend wie Unruh mit der Frage der neusprachlichen Lektüre beschäftigt hat, ein Werk von der Art des vorliegenden herausgibt, darf man wohl im voraus annehmen, daß er etwas Tüchtiges darbietet. In der Tat verdienen die Umsicht und Gründlichkeit, mit denen der Herausgeber zu Werke gegangen ist, volle Anerkennung.

Es wurde bereits bemerkt, daß U. die Eigenart seiner Auswahl in dem Bestreben sieht, durch sie in die Richtungen der modernen französischen Lyrik einzuführen. Zu diesem Zwecke sind die dargebotenen Proben so ausgewählt, daß durch sie die

Entwickelung der Hauptvertreter der einzelnen Strömungen und ihre Stellung in der Literatur charakterisiert wird, und zugleich die literarischen Notizen in der Art geordnet, daß sie einen Überblick über die verschiedenen in Betracht kommenden Dichterkreise ermöglichen. Auf diese Weise wird die Pflege eines wissenschaftlichen Momentes betont und erleichtert, das gewiß beachtenswerte Vorteile für den Unterricht mit sich bringt. Es ist nicht nur geeignet, das allgemeine Verständnis für literarhistorische Erscheinungen zu fördern, sondern regt auch in nachdrücklicher Weise zu vergleichenden Gegenüberstellungen verwandter Strömungen oder Dichterpersönlichkeiten besonders aus dem Gebiete der gleichzeitigen deutschen Literatur an. Nur wird man natürlich nicht einseitig das von Unruh betonte Prinzip im Auge behalten, sondern vor allem auch bedenken, daß eine eingehendere Beschäftigung mit der französischen Lyrik des 19. Jahrhunderts allenthalben vortreffliche Gelegenheit gibt, auf die Gesamtentwickelung unseres Nachbarvolkes im vergangenen Säkulum einzugehen, besonders in politischer Beziehung. Die geringe Wertschätzung, mit der man früher in Deutschland, nicht selten lediglich infolge mangelhafter Kenntnis, auf die moderne französische Lyrik herabsah, ist ja wohl ziemlich allgemein einer einsichtsvolleren und gerechteren Beurteilung gewichen. Freilich werden die neuphilologischen Lehrer, wenigstens am Gymnasium, wenn sie Unruhs Absicht verwirklichen wollen, die Lektürestunden eines ganzen Semesters oder doch den größten Teil eines solchen der Beschäftigung mit seiner Auswahl widmen müssen. Denn was neben den sonstigen Lesestoffen bei einem Unterricht von 2—3 Stunden insgesamt in dieser Beziehung geleistet werden kann, ist natürlich nur sehr wenig. Für selbstverständlich halten wir es auch, daß man die eigentlich literarhistorische Behandlung erst auf der Oberstufe hervorkehrt, was nicht ausschließt, daß schon vorher Gedichte gelesen werden, welche in besonderem Maße geeignet sind, später auch diesem Zwecke zu dienen. Am geeignetsten dürfte es sein, wenn man die Behandlung der Lyrik in dem oben angegebenen Sinne dem letzten Halbjahr der Prima zuweist. Die Frage zu erörtern, wie die Lesestoffe für die vorhergehenden Semester oder Jahre auszuwählen wären, damit der hier besprochene in der Weise, wie wir es kürzlich an anderer Stelle auszuführen suchten, das Schlußglied einer in sich geschlossenen und einem gemeinsamen Ziele zustrebenden Reihe bildet, gehört nicht in den engen Rahmen dieser Besprechung hinein.

An Lafontaines Fabeln werden die Lehrer des Französischen schwerlich eine Generation vorbeigehen lassen. Die übrigen Dichter der Gattung werden wohl die meisten nicht berücksichtigen. Vielleicht hätte der Herausgeber besser getan, statt ihrer in den Anhang einige Proben — etwa drei oder vier — aus dem Gebiete der klassischen Lyrik vor Augen zu führen, die beson-

ders geeignet wären, die Eigentümlichkeiten dieser Richtung im Gegensatz zur romantischen klarzumachen. Erst auf diese Weise dürfte die letztere recht in Licht gerückt werden. An dem Grundgedanken der ganzen Sammlung brauchte ja deshalb nicht gerüttelt zu werden. — Adolphe Carcassones Gedicht von den beiden Händen kann nicht als Fabel gelten. Sein Kern liegt doch nicht etwa in der Lehre, daß die Linke beim Menschen nicht wissen soll, was die Rechte tut, sondern in der kindlich naiven Art, auf welche die kleine Leonie ihr nachzukommen sucht. Das Gedicht will nicht belehren, es will ausschließlich belustigen und gehört zur Gattung der scherzhaften Kinderpoesie.

Die Vorschläge für die Verteilung der einzelnen Gedichte auf die Klassen der Mittel- und Oberstufe, welche sich an das Inhaltsverzeichnis des ersten Bandes anschließen, wollen lediglich anzeigen, „auf welcher Stufe etwa schon auf ein Verständnis der Gedichte zu rechnen ist" (S. V), und sind, in diesem Sinne aufgefaßt, gewiß willkommen. Für seine endgültige Entscheidung wird der Unterrichtende natürlich noch andere Gesichtspunkte beachten. Übrigens ist es selbstverständdlich daß jedenfalls auf dem Gymnasium nicht alles gelesen wer en, kann, auch wenn man der Lyrik auf der Oberstufe ein Halbjahr widmet. Trotzdem ist gegen die Fülle des Gebotenen nichts einzuwenden. Einmal bedarf der Lehrer eines nicht zu eng bemessenen Spielraumes, und dann pflegen lyrische Anthologien mehr als andere Schulbücher über die Schulzeit hinaus benutzt zu werden.

Was die „Hauptregeln des Versbaues" angeht, so sind wir mit Adolf Tobler der Meinung, daß der Begriff des Versfußes für die französische Poesie am besten ganz beiseite gelassen wird, weil er dem Wesen der Sache nicht entpsricht. Unruh ist in seiner Darstellung Lubarsch gefolgt, der bekanntlich in seiner Lehre vom Rhythmus des französischen Verses die Begriffe Jambus, Anapäst und Päon grundsätzlich anwendet, und es läßt sich ja gar nicht leugnen, daß, wer den ins einzelne gehenden Auseinandersetzungen dieses Gelehrten sorgfältig und mit Bedacht folgt, auf dem in Rede stehenden Gebiete eben auch zur Erkenntnis kommen kann. Unruh aber vermochte von dem reichen Inhalt seines Werkes naturgemäß nur das Gerippe zu geben, wobei die feinen Schattierungen in der Auffassung seines Gewärsmannes verloren gehen müssen, und läuft Gefahr, die Schüler so zu schiefen Vorstellungen von dem Wesen der Sache zu führen. So gibt er S. XVI unten für den Viersilbler z. B. in Richepins „Oceano nox" (S. 169f.) die beiden Schemata ◡ – | ◡ – und – ◡ ◡ – an. Nun versuche man einmal die einzelnen Verse des Gedichtes nach dieser Anweisung zu lesen. Jedenfalls wird, glauben wir, etwas anderes zustande kommen, als Lubarsch beabsichtigt hat, der fünf Prägungen des Rhythmus für den Viersilbler unterscheidet. Vgl. S. 75 ff. seines Werkes. Wir fürchten sehr, daß

Unruh, wenn er es auch sicherlich nicht will, dem öden Schematismus des Skandierens im Unterricht Vorschub leisten und dadurch den Blick für das Wesentliche der Sache, die Freiheit und Beweglichkeit des französischen Rhythmus, verschleiern wird. — Die Regel unter I, 4, b läßt sich für Latein lernende Schüler in bekannter anderer Weise formulieren; vielleicht bringt eine neue Auflage einen Hinweis darauf, um so mehr als die Definition des Begriffes Diphthong, dessen sich Unruh an der angeführten Stelle bedient, nicht überall dieselbe ist. — Die Worte „monsieur und plusieurs sind einsilbig" am Ende des bezeichneten Abschnittes müssen, um korrekt zu sein, lauten „einsilbig (nämlich: ist -ieur) in monsieur und plusieurs". — Die Einteilung des Abschnittes IV in A. Gliederung, B. Bau der Verse ist nicht recht verständlich. Unter A ist nur von der Zäsur die Rede. Aber sind denn die Füße, wenn wir nun einmal diesen Ausdruck einführen, nicht auch Glieder des Verses? — Etwas bestimmter dürfte wohl auch die Angabe „Längere Strophen sind selten" unter VIII 2 lauten.

Es erübrigt noch über die Anmerkungen zu sprechen. Auch von ihnen gilt das anerkennende Gesamturteil, welches wir an die Spitze unserer Besprechung gestellt haben. Trotzdem müssen wir einem Bedenken von grundsätzlicher Bedeutung gegen die Anlage des Kommentars Ausdruck geben. Es hat eine Zeit gegeben, wo ein großer Teil der neuphilologischen Schulkommentare eine wahrhaft nichtssagende Öde zur Schau trug. Der lebendige, hochstrebende Aufschwung der jungen Wissenschaft wirkte alsbald das Gegenteil. Man konnte vielfach nicht genug philologischen Fleißes in die Erläuterungen hineintragen. Wir haben Ursache, den Männern, die in diesem Sinne gewirkt haben und noch wirken, herzlich dankbar zu sein. Sie haben viel für die gute Sache getan, zumal sich neben dem streng philologischen Element auch das ästhetische und didaktische Geltung zu schaffen suchte. Aber allmählich dürfte es doch an der Zeit sein, eine klare und bestimmte Scheidung nach dem Gesichtspunkt „Hier Schüler, hier Lehrer" herbeizuführen.

Wir dürfen auch Unruh Dank wissen für das, was er uns in seinem zweiten Bande bietet. Gerade auf dem Gebiet der Lyrik ist es sehr schwer gute Erläuterungen zu geben. Jede poetische Schöpfung läßt sich voll und ganz nur aus einem bestimmten Milieu heraus erklären. Lyrische Zusammenstellungen aber zumal aus den Werken vieler und verschiedenartiger Dichter fordern deshalb ein Eingehen auf tausenderlei, oft weit auseinander liegende Dinge. Unruh hat gewiß keine Mühe gescheut, dieser Aufgabe gerecht zu werden. Aber zwei Herren dient auch er.

Sein Kommentar ist, wie er selbst in der Vorbemerkung sagt, für den Schüler bestimmt, zugleich jedoch „so gestaltet, daß er auch dem Lehrer das zur schulmäßigen Behandlung Not-

wendige bietet". Da der Zögling seinem Meister auf diese Weise gründlich in die Karten sehen kann, ist die Folge, daß für viele Dinge, welche in der Klasse mitgeteilt werden, der Reiz der Neuheit und für eine nicht geringe Zahl unter ihnen zugleich auch die lebendige Tätigkeit, welche gemeinsames Entdecken und Entwickeln mit sich bringt, verloren geht.

Was der Schüler billigerweise von einem Kommentar verlangen kann, ist doch streng genommen nur, daß er ihm diejenigen sprachlichen und sachlichen Schwierigkeiten aus dem Weg räumt, an denen das vorläufige Verständnis des Gedichtes, das er durch die häusliche Vorbereitung gewinnen soll, scheitern müßte, weil ihre Bewältigung über sein Wissen und Können hinausgeht. Wenn der Tertianer in Naudets Fabel „Les deux Mains" die Wendung „Je n'en peux mais" findet (I S. 198), so ist ihm die deutsche Bedeutung ohne weiteres in den Erläuterungen anzugeben. In V. Hugos Vers „Napoleon! soleil dont je suis le Memnon" (I 51) wird der Mehrzahl der Schüler schwerlich bekannt sein, was der Eigenname „Memnon" bedeutet; der Kommentar hat es also mitzuteilen, damit der Schüler nicht genötigt ist, Worte vorzuübersetzen, bei denen er sich nichts denken kann. Das eine oder andere mag ja über den angedeuteten Rahmen hinaus noch zugestanden werden — ein Fall dieser Art wird gleich erwähnt werden —, im wesentlichen aber gibt er die Grenzen an, die mit Rücksicht auf wichtige didaktische Grundsätze nicht überschritten werden sollten.

Die hübsche kleine Erzählung von dem Ereignis, welches Béranger wahrscheinlich veranlaßte, seine „Souvenirs du peuple" zu schreiben (S. 6 der Anmerkungen), wird, vom Lehrer als etwas noch Unbekanntes vorgetragen, gewiß das Ihre zur Belebung des Unterrichtes beitragen. Haben die Schüler aber schon daheim Gelegenheit gehabt, sie zu lesen, so kann man sich nicht wundern, wenn viele nur mit halbem Ohr hinhören, und melden sich einige besonders Eifrige, um das Geschichtchen statt des Unterrichtenden vorzutragen, so läuft man Gefahr, daß eine Stümperei zustande kommt und die Wirkung erst recht verloren geht. Auch das, was S. 105 über den Aufbau der Sonette Hérédias gesagt wird, würden wir nicht in einen Schülerkommentar aufnehmen. Der Zögling finde es unter Leitung des Lehrers, damit er allmählich selbständig sehen lernt. Endlich sei noch auf die Bemerkungen S. 81 f. verwiesen, in denen Vignys „Le Cor" die ältere Überlieferung der Rolandsage gegenübergestellt wird. Ist diese den Schülern etwa bekannt, so mögen sie selbst in aller Kürze feststellen, daß Vigny sehr frei mit ihr umgesprungen ist. Ist sie nicht bekannt, so hat es keinen Wert, daß sie in ihren Anmerkungen Einzelheiten nicht nur aus der Chanson de Roland, sondern auch aus dem Pseudoturpin angegeben finden. Das sind Dinge, nach denen sich der Lehrer

umzusehen hat — aus wissenschaftlichem Interesse und aus didaktischen Rücksichten, da er sich bei der Vorbereitung auch die Frage vorlegen wird, ob es sich verlohnen mag, die ältere Sage im Unterricht heranzuziehen.

Indessen bei Einzelpunkten wie den eben angeführten, die als Beispiele einer langen Reihe ähnlicher Erläuterungen dienen sollen, könnte man sagen, sie seien nur für den Lehrer berechnet, was dann freilich das Verhängnisvolle der Doppelnatur des Kommentars desto deutlicher hervorkehren würde. Anders verhält es sich mit einigen Gesichtspunkten, welche Unruh, wie aus der Vorbemerkung ersichtlich ist, grundsätzlich um der Schüler willen im Auge behält.

Mit aller Entschiedenheit möchten wir uns zunächst dagegen aussprechen, daß dem Schüler die Gliederung eines Lektüreabschnittes als etwas Fertiges dargeboten wird. Es ist wiederum Sache des Unterrichtes sie in gemeinsamer Arbeit finden zu lassen, damit die Zöglinge je länger je mehr lernen, sich in den Gedankengängen bedeutender Männer selbständig zurechtzufinden. Das ist doch mit das Beste von allem, was sie aus den Lektürestunden heimtragen können. Gleichwohl kann man ihnen ja für ihre häusliche Vorbereitung einen Schritt entgegenkommen. Wir möchten in dieser Beziehung auf die Cäsarausgabe hinweisen, welche Geh.-Rat Fries für den Freytagschen Verlag besorgt hat. Hier sind die einzelnen, oft langen Kapitel in Abschnitte zerlegt, durch welche der Fortschritt der Erzählung kenntlich gemacht wird. Ähnliches könnte im vorliegenden Falle geschehen, wofern nicht schon die Einteilung in Strophen einen genügenden Anhalt gibt, wie z. B. in den eben erwähnten „Souvenirs du peuple“. So könnte man in dem Gedicht „L'idole“ (I 14) gemäß der von Unruh II 13 gegebenen Einteilung einen Zwischenraum hinter dem achten, zehnten und zwanzigsten Doppelvers frei lassen und dadurch Stütz- und Ruhepunkte für die Präparation schaffen. Im übrigen ist es Sache des Lehrers, vorzubereiten, was zur Klarlegung des Gedankenganges dient. Was der Herausgeber in dieser Beziehung zu sagen hat, gehört deshalb in die für ihn bestimmten Erläuterungen. Auch die Entwickelung des Grundgedankens ist Aufgabe des Unterrichtes; nur in schwierigen Fällen wird es am Platze sein, eine wegweisende Bemerkung darüber in den Kommentar aufzunehmen, um dem Schüler für seine häusliche Tätigkeit eine Erleichterung zu geben und damit die Freude an der Sache zu steigern. Ganz und gar möchten wir wiederum, so anerkennenswert es ist, daß Unruh durch zahlreiche Hinweise auf unsere Literatur Anregung zu bieten sucht, ausgeführte Vergleiche mit deutschen Gedichten, wie sie sich auf Seite 21, 70 ff., 130 f. finden, aus den Erläuterungsheften der Zöglinge getilgt sehen. Auch hier gilt es, ihre Selbsttätigkeit zu wecken. Gegenüberstellungen dieser Art

sind ja auch als Themata deutscher Arbeiten beliebt und zweckmäßig. Der Herausgeber beschränke sich auf die Mitteilung der Texte, soweit sie nicht allgemein zugänglich sind.

Es ist gewiß nicht möglich, daß jeder Verleger von Schulausgaben neben den Schülerkommentaren eine gleiche Zahl von erklärenden Werken für den Lehrer erscheinen läßt. Was uns not tut, ist ein groß angelegtes Werk, das für den Unterricht im Französischen dieselbe oder eine noch größere Bedeutung gewinnen könnte, als für den Unterricht im Deutschen die unter dem Titel „Aus deutschen Lesebüchern" bekannte stattliche Reihe von Bänden besitzt.[1]) An wissenschaftlich und pädagogisch tüchtigen Kräften, die imstande wären, eine solche gemeinsame Arbeit nach einheitlichem Plan auszuführen, fehlt es heute wahrlich nicht mehr. Und was für eine Fülle fruchtbarster Anregungen könnte aus einem Werke fließen, welches für das Verständnis und die Behandlung französischer Dichtung in vollem Maße und nicht mit Beschränkung auf das „Notwendige" den mannigfachen Wünschen zu genügen vermöchte, welche die Freude an wissenschaftlichem Denken einerseits, an didaktischem Gestalten andererseits in uns erwecken! Ist es einmal vorhanden, so werden die Schülerkommentare ganz von selbst auf den natürlichen und den Aufgaben der Zöglinge entsprechenden Umfang zurückgehen, und es wird jedem zum Segen des Ganzen zuteil werden, was ihm frommt.

Im einzelnen sei zu den Anmerkungen folgendes bemerkt.

S. 32 unten. V. 7] Texte S. 41. Der Ausdruck „sur les flots" in Lamartines „La Cloche" veranlaßt Unruh, an die Heimkehr eines Seefahrers zu denken. In Wirklichkeit spricht der Dichter von sich selbst und seiner Heimat. Vgl. Beilage zum Seehäuser Jahresbericht 1893 S. 6. Dem dort Gesagten sei noch ein Hinweis auf des Dichters „Mémoires inédits" (Paris 1870) S. 19 f. hinzugefügt, wo von einem „joli ruisseau" in der Nähe von Milly ausführlich gesprochen wird. Ebenda ist auch von dem Glockenturm im Dorfe die Rede, dem Reste der ehemaligen Kirche: „Les bœufs . . . montaient . . . vers l'église. Ce n'était pas l'église, car il n'y en avait plus; ce n'était que le clocher". Daß in dem Gebäude noch Gottesdienst gehalten wurde, ergibt sich wohl aus S. 32, wonach die Familie allsonntäglich um Mittag zur Messe geht.

S. 43. Membré] Texte S. 49. — Es handelt sich an der Stelle um die „caravanes d'Ophyr et de Membré". Wie frei gegenüber der alttestamentlichen Überlieferung die Vorstellungen sind, welche V. Hugo mit den beiden Namen verknüpft, geht schon daraus hervor, daß die Schätze Ophirs nicht auf dem

---

[1]) Womit nicht gesagt sein soll, daß es in allen Stücken über denselben Leisten zu schlagen wäre.

Rücken der Kamele durch die Wüste geholt wurden, sondern auf langwieriger Fahrt zu Schiffe. Allzu ängstlich brauchen wir also bei der Deutung des zweiten Wortes nicht zu sein. Wir vermuten, daß dem Dichter Mamre vorschwebte, der Wohnsitz Abrahams, der in Hebron oder doch seinem Bereich lag; nach Riehms Handwörterbuch des Biblischen Altertums steht der Name auch geradezu für Hebron, das ja in der jüdischen Geschichte eine wichtige Rolle spielt (vgl. Riehm s. v.). Membré ist also als Bezeichnung eines Ur- und Zentralsitzes der Juden gedacht, in deren Land die „caravanes d'Ophyr" ihre Schätze brachten. Daß es sich um einen im alten Testament viel genannten Namen handelt, legt ja schon die Bezeichnung Ophyr und das Gesamtthema der 11 Gedichte, welche unter der Überschrift „Le Feu du Ciel" zusammengefaßt sind (Untergang von Sodom und Gomorrha), nahe. Der Einschub des b würde lediglich eine sehr nahe liegende Französierung des Wortes bedeuten (chambre, trembler, sembler etc.). Auch der Wechsel von am und em wäre leicht zu erklären, da beide Buchstabenverbindungen denselben Nasallaut bezeichnen.

S. 68. Pauca meae (Texte S. 73). Da das vierte Buch der „Contemplations" dem Gedächtnis der früh vollendeten Tochter des Dichters geweiht ist, erscheint es doch am natürlichsten „meae" als Dativ zu fassen und „filiae" dazu zu ergänzen. Also: „Ein weniges — denn ganz kann das furchtbare Leid überhaupt nicht ausgesungen werden — meiner Tochter". Es entspricht durchaus der Hugoschen Ausdrucksweise und zugleich der nachhaltigen Tiefe seines Schmerzes über den tragischen Tod der innig geliebten Leopoldine, wenn er von dem Leser verlangt, daß er bei dem „meae" ohne weiteres an sie und nichts anderes denkt. Wir möchten in dieser Beziehung an das bekannte „Lui" der „Orientales" erinnern (S. 51 der Unruhschen Texte).

S. 81. V. 42. 43] Texte S. 82. Es ist nicht recht klar, wie sich de Vigny den Hergang beim Tode Rolands in dem Zyklus „Le Cor" gedacht hat. Doch ist kaum anzunehmen, daß nach seiner Vorstellung Roland das Felsstück zum Fuß der Berge wälzt, um mit seiner Hilfe die Höhe zu ersteigen; das konnte er ja auch, wenn er es liegen ließ, wo es niedergefallen war. Wir fassen den Vorgang folgendermaßen auf. Als das Felsstück (doch wohl durch die vereinte Kraft vieler Feinde im Gegensatz zu der einen Hand des einen Roland) herniedergestürzt ist, wälzt es der Held vorwärts, um sich durch den Ring der ihn einschließenden Feinde Bahn zu brechen („fait" V. 41 im Sinne von „möglich gemacht"). Dann schwingt er sich hinauf, um sich von oben herab der andringenden Feinde besser erwehren zu können. Vorher beherrschten sie ja seinen Standort von den umliegenden Höhen aus. Dies stimmt wohl mit der vom Herausgeber zitierten Übertragung von Geibel und Leuthold überein,

die mir nicht zur Hand ist. Die übermenschliche Kraft, welche der Held entfaltet, schüchtert so ein, daß die Reihen der Mauren, die ohnehin schon infolge des furchtbaren Kampfes zu fliehen bereit waren, von neuem zu schwanken anfangen (V. 44). Nach V. 80 fliehen sie wirklich, nachdem sie vorher Roland und Olivier, den de Vigny übrigens eine ziemlich überflüssige Rolle spielen läßt, nicht im ehrlichen Kampfe, sondern durch ein herabgeworfenes Felsstück getötet haben. Sie weichen aus Furcht vor dem Nahen Karls.

S. 82. V. 59. 60] Der Hinweis auf die Walküren ist nach unserem Empfinden gesucht und entbehrt eines festen Anhaltes, ähnlich wie auch die Beziehung auf die Midassage S. 44 (Texte S. 50) nicht einleuchten will. Die Stelle in Vignys „Le Cor" erklärt sich in einfachster Weise als eine rein dichterische und echt romantische Deutung der feurigen Wolkengebilde. — Die beiden aus der angeblich Turpinschen Chronik angeführten Züge sind doch auch dem Rolandslied nicht fremd. Vgl. Otfried Müllers zweite Ausgabe V. 2393 ff. und 1510. Allerdings handelt es sich an der ersten Stelle nur um Roland, an der zweiten nur um den einen Heiden Climborin.

Der Name Guillot in Richers Fabel „Les Bergers" (Texte S. 193) ist sicher nicht zufällig gewählt. Vgl. Sachs s. v. guiller II.

Das Sonderwörterbuch bedarf einer Reihe von Nachträgen. So vermißt man ciment (S. 38 der Texte), râle (S. 67), râler (S. 75), faon (S. 67), coche (S. 184).

Solingen. W. Thamhayn.

Oskar Klein-Hattingen, Bismarck und seine Welt. Grundlegung einer psychologischen Biographie. Zwei Bände. Zweiter Band: Von 1871—1898. Berlin, Ferdinand Dümmler. Erster Teil: Von 1871—1888. 1903, 651 S. 8. geb. 9 *M.* Zweiter Teil: Von 1888 bis 1898. 1904, 206 S. 8. geb. 5 *M.*

Die Befürchtung, die ich bei der Anzeige des ersten Bandes — s. diese Zeitschr. LVIII. Jhg. S. 246 — ausgesprochen hatte, daß sich voraussichtlich der Parteistandpunkt des Verfassers im zweiten Bande — bei der Schilderung der inneren Politik seit 1871 — mehr geltend machen und der Reichskanzler Bismarck vermutlich die Prüfung vor Klein-Hattingen weniger gut bestehen würde als der Diplomat Bismarck im ersten Bande, hat sich in einem Grade bewahrheitet, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte. Es liegt mir fern, die Wahrheitsliebe des Verfassers anzweifeln zu wollen, aber das ist gewiß: der „Wahrheitssucher" Klein ist von dem Parteimann Klein gänzlich überwältigt worden.

Was die Darstellung anlangt, so ist sie im ganzen dieselbe wie im ersten Bande: hier packend, dort salopp, ja hausbacken, doch fast immer fesselnd; aber öfter wird sie in diesem Teile

leidenschaftlich, ja die Sprache ist häufig geradezu brutal. Hier ein paar Proben. Von Bismarck heißt es II 1, 649 der politische Schnapphahn ohnegleichen, II 2, 116 er stank vor würdelosem Widerstand, II 2, 156 er wird gemein und unflätig. Dergleichen Kraftstellen könnte ich leicht noch eine ganze Anzahl vorführen. Heuchler, alter Heuchler, der oberste der Heuchler wird Bismarck mit Vorliebe tituliert. Die Kritik ist, wie schon diese Beispiele zeigen, rücksichtslos, derb und ätzend. Klein steht im schroffsten Gegensatz zu der milden Art Rankes in der Charakterzeichnung. Wenn in der Weise Klein-Hattingens die Geschichte weiter geschrieben würde, so würde das ein Wiedereinlenken in die Bahnen Rottecks und Schlossers bedeuten. Bisher schien es, als wäre dieser Subjektivismus in der Geschichtschreibung überwunden, und man wäre dahin gekommen, als ihre Aufgabe anzusehen, die Menschen als Menschen und als Produkte ihrer Zeit zu verstehn, nicht aber sie vor den Richterstuhl zu ziehen, auf dem man als Richter sein eigenes Ich inthronisiert, sein eigenes Ich mit dessen autoritativer, unerschütterlicher Überzeugung in Hinsicht der Moral und des politischen Parteistandpunktes. Klein sitzt auf einem solchen Richterthron und legt an fast alles einen Idealmaßstab an, den er sich mit großer Kunst und Tücke zurechtgezimmert hat. Wehe, wenn da nicht alles stimmt! Diese und jene Eigenschaften muß jeder haben, und diese und jene darf er nicht besitzen, wenn man ihm Gemüt zubilligen soll; fehlt da ein Jota gegenüber der Schablone, so ist es ein gemütloser Mensch. Bei Bismarck stimmt es nicht. Bismarck ist ein Mensch ohne Gemüt oder, wie Klein sich ausdrückt, „ein Armer im Gemüt, ein Mensch von armem und unedlem Gefühlsleben" (II 2, 173 und 177). Ist es möglich, solche Behauptung aufzustellen, wenn man Bismarcks Briefe kennt? Wie weit ist Klein hier und sonst von der Weisheit Conrad Ferdinand Meyers entfernt: „Ich bin kein ausgeklügelt Buch, Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch"!

Man wird Rankes Art der Beurteilung als die angemessenere anerkennen müssen. Gewiß sollen keine Fehler und Schwächen verschwiegen oder gemildert werden, aber sie sind doch in der Bewertung des Charakters als Attribute der menschlichen Unvollkommenheit anzusehen, wenn das Gesamtbild so große Züge wie bei Otto v. Bismarck zeigt. Gewiß, Bismarck war ein Mensch mit menschlichen Schwächen; Leidenschaft, Rücksichtslosigkeit, Haß, Menschenverachtung spielen bei ihm eine Rolle. Aber nur so, mit allen seinen Härten und Schroffheiten konnte er sein Ziel erreichen, nur so konnte er uns das Reich bauen, nur so konnte er alle Hindernisse forträumen, die ihm den Weg sperrten, den kein anderer hatte finden und gehen können, den Weg zu Deutschlands Einheit und Größe. Das muß man sich doch immer vergegenwärtigen und soll nicht rücksichtslos verdammen und mit

Gift und Geifer bespritzen was der Gewaltige als sein Rüstzeug notwendig haben mußte, um in dem furchtbaren Ringen mit den feindlichen Mächten ringsum bestehen zu können. Auch wollen wir nicht vergessen, daß der Riese in diesem Kampf gegen alle, wie Schmoller sagt, „mit seinem Herzblut" bezahlt hat. Heuchler? Schauspieler? Man hat früher fälschlich, wie wir heute wissen — man denke nur an den Rückversicherungsvertrag mit Rußland und das feine Spiel in der spanischen Thronkandidaturfrage — die Offenheit der Bismarckschen Diplomatie gepriesen, nun muß natürlich der Rückschlag kommen und seine Heuchelei herhalten. Ja dann sind alle Diplomaten und Staatsmänner niederträchtige Heuchler und Schauspieler; denn sie haben alle die Gewohnheit, ihre Karten beim Spiele nicht offen zu zeigen. Es bessert wenig, wenn Klein-Hattingen, nachdem er mit Wollust in den menschlichen Schwächen Bismarcks und seiner Umwelt herumgewühlt hat, zuletzt meistens noch ein begütigendes Wort anhängt. Das klingt besten Falls nur so wie: Schwamm darüber! Er war, wie ich euch zeigte, ein entsetzlicher Mensch, er hatte aber auch ein paar gute Seiten; mit diesen wollen wir uns trösten.

So hat Klein-Hattingen leider uns das Bild Bismarcks verzeichnet. Vor den Sonnenflecken sieht er die leuchtende Majestät der Sonne nicht. Zwar dem Diplomaten Bismarck ist er, wie ich schon sagte, vollauf gerecht geworden, nicht aber dem Kanzler und nicht dem Menschen Bismarck.

Wie an Bismarck legt Klein übrigens auch an fast alle anderen hervorragenden Persönlichkeiten seinen Idealmaßstab an, immer geneigt, Fehler und Schwächen mehr ins Licht zu stellen als Vorzüge. Bezeichnend ist es aber, daß die Führer der freisinnigen Partei bei den Charakteristiken glänzende Zensuren erhalten. Virchow und Richter sind in Wahrheit Staats männer, sie sind auch Menschen von Gemüt. Sie haben also diejenigen Eigenschaften, die Bismarck durchaus abgesprochen werden.

Es wäre untunlich, hier den parteipolitischen Charakter der Darstellung im einzelnen nachweisen zu wollen. Dazu wäre es nötig, den größten Teil des umfangreichen Werkes kritisch zu prüfen. Macht doch der ganze zweite Band fast mehr den Eindruck eines Versuches, das Verhalten der Fortschrittspartei im Kampfe mit Bismarck zu rechtfertigen, als den einer Bismarckbiographie. Am schlechtesten kommen dabei die Nationalliberalen weg, die mit Vorwürfen, mit Hohn und Spott überschüttet werden. Viele Gegner Bismarcks dagegen, z. B. Windthorst und Arnim, erfreuen sich des besonderen Wohlwollens des Verfassers.

Doch das ist alles nicht das Schlimmste. Das Bedenklichste ist, daß dem Parteimanne Klein die großen Gesichtspunkte ganz verloren gehen und daß er nicht selten Mangel an historischer Auffassung, an geschichtlichem Verständnis verrät. Alles wird

auf das Persönliche herabgedrückt; Herrschsucht, Rachedurst, Bosheit stehen als Motive immer im Vordergrund. Nur um die Liberalen loszuwerden, um Delbrück und Camphausen zu stürzen, erfolgt Bismarcks großer Umschwung in der Wirtschaftspolitik. Daß Bismarck angelegentlich die Wirtschaftsfragen studiert und sich auf Grund seiner gewonnenen Überzeugung von seinen bisherigen Führern in diesen Dingen emanzipiert hat, daß er dazu mitbestimmt wird durch den Notschrei der Industrie usw. — das alles tritt vollständig zurück oder wird ganz verschwiegen; er will los von den Liberalen, das ist sein Ziel! Das Angebot eines Ministerpostens an Bennigsen gilt nur als ein Portefeuillespiel, wie denn überhaupt Bismarck die Nationalliberalen nur nasführt und „verschleißt". Klein ist ganz unfähig, sich in Bismarcks Lage hineinzudenken, der durchaus nicht zu seinem Vergnügen die Nationalliberalen malträtiert, sondern oft genug — ob mit Recht oder Unrecht — sich von ihnen verlassen und behindert fühlt, ja oft sehr zornig auf sie ist und ärgerlich, daß sie nichts konzedieren wollen, ohne Gegenforderungen zu stellen, die er glaubt nicht einräumen zu dürfen. Ganz ohne Verständnis ist Klein auch dafür, daß Bismarck von dem sehnlichen Wunsche erfüllt ist, das Reich, das er geschaffen, finanziell auf sicheren Grund zu stellen. Daß ihm das nicht gelungen ist, haben wir heute noch zu beklagen, — was hat ihn aber gehindert, wenn nicht die Reibung mit den Parteien? Daß er das ungerechte System der Matrikularbeiträge, das nur als Notbehelf eingeführt war, durch andere Systeme ersetzen wollte — kann man ihm das zum Vorwurfe machen? Ja auch die Hauptbeschuldigung, die Klein und andere gegen ihn erheben, er habe den Interessenkampf hervorgerufen, ist genau besehen durchaus ungerecht. Es war eine naturgemäße Entwickelung, daß Interessengruppen entstanden, das wäre auch ohne Bismarck so gekommen, und es war nicht einmal ein Unglück, vielmehr in mancher Beziehung ein Fortschritt; denn viel reger wurde seitdem die Teilnahme des Volkes an den politischen Dingen, besonders an der Gesetzgebung, viel größere Kreise des Volkes kümmern sich jetzt um sie. Doch sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls versagt Klein den großen Gedanken Bismarcks auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete, z. B. der Verstaatlichung der Eisenbahnen und den großen sozialen Einrichtungen des Reiches, die verdiente Würdigung, ja er versteigt sich sogar zu der Behauptung, Bismarck habe keine großen Ziele, keine Gedanken als Staatsmann gehabt.

Die ganze Ungeheuerlichkeit der Kleinschen Auffassung betreffs der inneren Politik wird klar, wenn man nach dem Grunde fragt, weshalb er Bismarck so leidenschaftlich zürnt und ihn als Staatsmann verachtet. Daß Bismarck nach den siegreichen Kriegen nicht in das Fahrwasser der Fortschrittspartei einlenkte und

nicht das parlamentarische System einführte, das ist das Verbrechen, das ihm Klein nicht verzeihen kann. Der Mohr hatte seine Schuldigkeit getan, der Mohr konnte gehen: das preußische Königtum mußte nach seinen glänzenden Leistungen und Erfolgen seine Aufgabe als vollendet ansehen; als deutsche Kaiser hatten die Hohenzollern fortan nur auszuführen was die Majorität des Reichstages für gut hielt. Daß Bismarck einen anderen Standpunkt haben mußte, daß er, der immer von „der hohen Warte der großen Politik" aus mit einer gewissen Geringschätzung auf das Treiben der politischen Parteien herabsah, für seine wichtigste Aufgabe halten mußte, durch straffe Einheit das eben zusammengefügte Reich gegen äußere Gefahren zu schützen, diese Einsicht liegt dem Verfasser ganz fern. Auch die Frage hat sich Klein nicht vorgelegt, ob es Bismarck, falls er sich zu der Höhe seiner Anschauung emporgeschwungen hätte, möglich gewesen wäre, Wilhelm I. zur parlamentarischen Regierungsform zu vermögen. Wir glauben, das hätte selbst ein Otto von Bismarck nicht fertig gebracht.

Wie naiv ist dieser Standpunkt des Verfassers, wie eigen berührt es, wenn er, der gar kein Augenmaß für das Historischgegebene, für das Mögliche und Erreichbare hat, Bismarck als Staatsmann wiederholt einen Phantasten nennt und sich nicht scheut zu sagen: Die Erzählung vom Staatsmann Bismarck ist ein Märchen und zwar eins zum Gruseln!

In der Zahl der angeführten Quellen und Geschichtswerke vermisse ich Marcks kritische Würdigung der Bismarckschen Gedanken und Erinnerungen. Aus dieser vortrefflichen Schrift hätte Klein gerade manches lernen können, und in ihr konnte er auch sein Urteil lesen: „Wer die Macht des Schauspiels" — des leidenschaftlichen Kampfes, den Bismarck mit der Legion seiner Gegner zu führen hatte — „nicht mit Ergriffenheit empfände und die Schroffheiten des Gewaltigen nur abzulehnen und zu tadeln wüßte, ohne ihn als Ganzes nachfühlend zu verstehen, der verfiele in dieselbe Einseitigkeit, die er an Bismarcks Urteil tadeln mag — nur, fürchte ich, ohne die Entschuldigung der Größe".

Auch der Referent würde in einen ähnlichen Fehler dem Verfasser gegenüber verfallen, wenn er seine kritische Anzeige nun schließen wollte, ohne den Vorzügen, die das fleißige Werk ohne Frage aufzuweisen hat, gerecht zu werden. Wenn der erste Band auch entschieden den Vorrang vor dem zweiten verdient, so tritt doch auch in diesem das große Geschick Kleins hervor, in interessanter Weise zu schildern und den Leser zu zwingen, mit ihm durch den dickleibigen Band bis ans Ende hindurchzuwandern, mag er auch noch so häufig dem Verfasser opponieren, ja nicht selten voll Empörung sein. Auch im zweiten Band sind einige Charakterzeichnungen, z. B. die der Kaise-

rinnen Augusta und Viktoria, sowie die der Führer der Sozialdemokratie, ausgezeichnet. Da, wo die Parteistellung den Verfasser nicht beirrt, zeigt er entschieden Talent zur Charakteristik. Vor allem aber hat er sich unbedingt das Verdienst erworben, alle Schatten im Charakterbilde Bismarcks gründlich aufgedeckt zu haben, freilich nicht ohne sie stark zu übertreiben. Einfach vorübergehen kann künftig kein Biograph Bismarcks an dieser großen Anklageschrift und Oratio pro domo der sogenannten Fortschrittspartei.

Wir Deutsche sind ein sonderbares Volk, wir haben die Neigung, durch Hyperkritik unsere nationalen Helden zu zerzausen und herabzuziehen. Diesem Schicksal konnte auch Bismarck nicht entgehen. Wir schwärmen einmal für das Fremde und suchen uns unsere Helden gern auswärts. So steigt auch jetzt wieder zur Entschädigung eine zweite Auflage des Napoleonskultus am Horizont in Deutschland herauf, obwohl erst neulich durch die Veröffentlichung bisher ungedruckter Briefe Napoleons vor aller Welt bewiesen wurde, daß Napoleon I. ein moralisches Ungeheuer war.

Die Gerechtigkeit verlangt, daß ich nun Klein-Hattingen vor dem Verdachte schütze, er sei ohne Nationalgefühl. Das ist er nicht, das tritt vielmehr in schöner Weise zutage, und deswegen ist sein Werk auch für diejenigen als Lektüre zu empfehlen, die kurzweg Fortschrittler und Zentrumsleute als Reichsfeinde zu betrachten — von Bismarck! — gelernt haben.

Schließlich muß ich dem Bedauern Ausdruck geben, daß ich mich in der Hoffnung, Bismarck würde an Klein-Hattingen einen berufenen Biographen finden, getäuscht habe. Man sieht wieder, daß es mißlich ist, über ein Werk zu urteilen, ehe es abgeschlossen vorliegt.

Sangerhausen. J. Froboese.

---

1) S. P. Widmann, Kanon der Jahreszahlen. Leipzig u. Berlin 1904, B. G. Teubner. 32 S. gr. 8. 0,60 *M.*

Ein Vorwort fehlt; aus den Mitteilungen der Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner, 1904 Ausgabe B Allgemeines S. 44, geht aber hervor, daß der Kanon aus dem Unterricht erwachsen ist und zunächst für die Schüler des Gymnasiums in Hadamar bestimmt ist, daß er sich aber nach der Ansicht des Verfassers auch zur Verwendung an allen Anstalten neben jedem Lehrbuch eignet.

Der Stoff ist in drei Abteilungen geschieden: A. Griechische Geschichte. B. Römische Geschichte. C. Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Innerhalb dieser Abteilungen sind die Tatsachen chronologisch aufgeführt. Die Zahlen, welche sich auf den Deutschen Orden und auf die brandenburgisch-preußische Ge-

schichte beziehen, sind in kursiver Schrift gegeben. Voran gehen Stammtafeln zum Jülich-Klevischen Erbfolgestreit und zum Spanischen Erbfolgekrieg; am Schluß sind hinzugefügt: Gedenktage. Preußische Provinzen (nach ihrer Größe und der Zeit ihrer Erwerbung). Deutsche Könige und Kaiser (— 1806). Einige Wittelsbacher. Einige Sachsen. Einige Braunschweiger. Markgrafen von Brandenburg (Angabe der drei Häuser). Die Kurfürsten und Könige aus dem Hause Hohenzollern. Französische Herrscher (bis 1589 die Häuser, von 1589—1870 die Herrscher). Englische Herrscher (bis 1558 die Häuser, von Elisabeth an die Herrscher). Russische Herrscher (von Peter d. Gr. an). Aus der Geschichte der orientalischen Völker hat der Verfasser nur die Zahlen und Tatsachen aufgenommen, die im Zusammenhang mit der griechischen Geschichte stehen. Die Zahlen der letzteren beginnt er mit 776.

Die äußere Anordnung ist in der Weise getroffen, daß links am Kopf der einzelnen Seiten die Klassen verzeichnet sind, für welche die Angaben bestimmt sind. Diese Anordnung ist jedenfalls als sehr praktisch zu bezeichnen und jeder anderen Wahl (Unterscheidung durch Druck, Einklammern der für die obere Stufe bestimmten Zahlen und Tatsachen, oder gar räumliche Trennung der Pensen für die beiden Stufen) vorzuziehen. Nicht aber können wir uns damit einverstanden erklären, daß die Zahlen in den drei Abteilungen (Griechische Geschichte, Römische Geschichte, Mittelalter und Neuzeit) ohne jede weitere Einteilung in Perioden oder nach sachlichen Gesichtspunkten einfach chronologisch nacheinander aufgeführt worden sind. In dem Abschnitt „Römische Geschichte" finden wir allerdings einige zusammenfassende Überschriften, z. B. S. 5: 510—31 Rom eine Republik. S. 6: 264—133 Rom unterwirft die Mittelmeerländer. S. 7: 133—31 Neue Ständekämpfe. Kämpfe um die Alleinherrschaft. S. 9: 31—476 Das weströmische Kaisertum; aber auch hier treten sie durch besonderen Druck nicht hervor, und in den Abteilungen „Griechische Geschichte" und „Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit" fehlen sie ganz. Abgesehen davon, daß infolge dieser rein chronologischen Anordnung die wünschenswerte Übersicht fehlt und Ereignisse, die in gar keinem Zusammenhang miteinander stehen, untereinander verzeichnet werden (wir erwähnen nur auf S. 19 die Ereignisse von 1643—1658), muß eine solche Anordnung bei den systematischen Wiederholungen ganzer Abschnitte in der Klasse, für welche der Kanon doch in erster Linie bestimmt ist, störend wirken. Sollte vielleicht der Umstand, daß der Kanon neben den verschiedensten Lehrbüchern Benutzung finden soll, den Verfasser veranlaßt haben, von einer Einteilung in Perioden, die in den Lehrbüchern sehr verschieden sind, abzusehen? Einen anderen Grund können wir kaum ausfindig machen.

Was die gegebenen Zahlen und Tatsachen betrifft, so sind sie jedenfalls mit pädagogischem Geschick und in maßvoller Weise ausgewählt. Hier und da könnten Zahlen und Daten fehlen; so sind namentlich die Türkenkriege ziemlich ausführlich behandelt worden; ebenso dürften auch die Regierungszeiten der brandenburgischen Kurfürsten zum großen Teil entbehrt werden können, während wir manche andere Zahl gern sehen würden, so z. B. 1640 Verbindung Schleswig-Holsteins mit Dänemark (was uns wichtiger zu sein scheint als das auf S. 14 Gegebene: 1386 Gerhard von Holstein belehnt mit Schleswig); ferner: 1520 Luther verbrennt die Bannbulle; 1630 Absetzung Wallensteins; 1806 Prenzlau und Ratkau u. a. m. Als einen nachahmenswerten Vorzug bezeichnen wir die Aufnahme von Namen, die an die Kunst- und Literaturgeschichte, sowie an die Geschichte der Erfindungen erinnern. Anch mit der Zuteilung der einzelnen Daten an die mittlere bezw. obere Stufe erklären wir uns durchaus einverstanden; kleine Abweichungen in der Auffassung werden ja gerade in bezug auf diesen Punkt vorkommen.

Und nun noch eins. Die angeführten Zahlen und Tatsachen zeichnen sich vor allem durch Genauigkeit aus, ebenso wie Druckfehler kaum sich finden dürften. Nur wenige Fälle wollen wir anführen, in denen wir eine präzisere Fassung wünschen möchten. S. 8: 49—45 Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus; es fehlt der Zusatz: und dessen Anhängern. S. 14: 1305—77 Die Päpste residieren in Avignon („Babylonisches Exil"); entweder: 1309—76 die Päste in Avignon oder: 1305—77 Babylonisches Exil (die Päpste in Avignon). S. 15: 1485 Heinrich Tudor (Lancaster, Rote Rose) besiegt Richard III. (York, Weiße Rose); muß heißen: Heinrich Tudor besiegt Richard III. Beendigung des 30jährigen Kampfes der Roten Rose (Lancaster) und der Weißen Rose (York).

2) Uhle, Geschichtswiederholungen in vergleichenden und gruppierenden Zusammenstellungen für die Schüler der oberen und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Eine Beigabe zu jedem Lehrbuch der Geschichte. Halle a. S. 1904, C. A. Kaemmerer & Co. 60 S. gr. 8. 0,80 ℳ.

Auf dem Titelblatt finden sich zur näheren Angabe des Zwecks des Werkchens folgende Sätze aus den Lehrplänen und Lehraufgaben für die höheren Schulen Preußens und Sachsens: „Sehr zu empfehlen ist die vergleichende und den Stoff nach verschiedenen Gesichtspunkten gruppierende Zusammenfassung geschichtlicher Tatsachen. Dies gilt vorzugsweise für Wiederholungen in den oberen Klassen". — — „In gewissen Zwischenräumen in Ia Rückblicke auf das in den Klassen IIIa—Ib Behandelte unter wechselnden Gesichtspunkten". In dem kurzen Vorwort heißt es dann weiter, daß die vorliegenden „Geschichtswiederholungen" für die Hand des Schülers bestimmt sind, dem die Unterlage zu nach-

träglicher, eigener, handlicher Wiederholung der vom Lehrer gegebenen Vergleiche, Übersichten, Rück- und Ausblicke fehlt.

Die „Geschichtswiederholungen“ sind in 18 Abschnitte gegliedert: I. Herrscher. II. Herrscherwürde. III. Herrscherhäuser. IV. Herrschergeschick. V. Regierung. VI. Politik. VII. Der Krieg. VIII. Völker. IX. Reiche. X. Einzelne Reiche. XI. Städte. XII. Kirchengeschichtliches. XIII. Gesetzgebung. XIV. Verfassung. XV. Volkswirtschaft. XVI. Handel und Verkehr. XVII. Sozialpolitisches. XVIII. Verschiedenes. Jeder dieser 18 Abschnitte zerfällt in Unterabteilungen, die der Reihe nach von 1—140 numeriert sind, z. B. IV. „Herrschergeschick“ in die Gruppen: 9. Abdankungen. 10. Absetzungen. 11. Gefangene. 12. Ächtungen. 13. Bannflüche. 14. Morde. 15. Mordversuche. 16. Selbstmorde. 17. Enthauptungen. Als Beispiel für den Inhalt der Gruppen diene IV 9. Abdankungen: „Diokletian 305, Karl V. für seinen Sohn Philipp II. von Spanien und seinen Bruder Kaiser Ferdinand I. 1556, Christine von Schweden für ihren Vetter Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken 1654, Karl IV. von Spanien für seinen Sohn Ferdinand VII. 1808, Napoleon I. 1814, Karl X. von Frankreich für seinen Enkel Heinrich V. 1830, Ludwig I. von Bayern für seinen Sohn Maximilian II. 1848, Ferdinand I. von Österreich für seinen Neffen Franz Josef 1848, Karl Albert von Sardinien für seinen Sohn Viktor Emanuel 1849, Don Pedro I. von Brasilien für seinen Sohn Don Pedro II. 1834“.

Diese kurzen Angaben werden genügen, um ein Bild von der Anlage des eigenartigen Werkchens zu geben.

Was zunächst den Zweck der „Geschichtswiederholungen“ betrifft, so sind wir der Ansicht, daß die in den „Lehrplänen“ vorgeschriebenen systematischen Wiederholungen in O I etwas anderes meinen, als der Herr Verfasser mit seinem Hilfsbuch zu unterstützen beabsichtigt. Gewiß wird es ja ganz anregend wirken, wenn vielleicht 1—2 mal im Schuljahr solche Zusammenstellungen, wie sie in dem Werkchen gegeben werden, von den Schülern unter Leitung der Lehrer veranstaltet werden. Im übrigen ist aber wohl der Sinn der Bestimmung in den „Lehrplänen“ der, daß bei Wiederholungen größerer, in sich abgeschlossener Zeitabschnitte der Stoff derselben, wie es wörtlich heißt, „nach verschiedenen Gesichtspunkten gruppiert wird“; daß ferner an der Hand der aus der Praxis gewonnenen Kenntnisse von Tatsachen die wechselweisen Beziehungen zwischen Ursache und Wirkung festgestellt werden; daß der durch den Zeitabschnitt sich hinziehende rote Faden, das leitende Motiv der äußeren und inneren Politik gefunden wird; daß vergleichende Zusammenstellungen gemacht werden u. dergl. m. Abschnitte, die diesem Zweck entsprechen, finden sich nur ganz vereinzelt in dem Uhleschen Werkchen, z. B. No. 35: Einwirkung der europäischen Politik Karls V. auf den Gang der Reformation (die Überschrift hätte

vielleicht praktischer gelautet: Das Verhalten Karls V. zu der Reformation durch seine europäische Politik beeinflußt). No. 78: Das neue und das alte Reich. No. 79: Der neue und der alte Reichstag. No. 81: Der deutsche Beruf Brandenburg-Preußens. No. 82: Der protestantische Beruf Brandenburg-Preußens. No. 83: Der militärische Beruf Brandenburg-Preußens. Im übrigen geben die Abschnitte nur Zahlen und Daten, wie das vorhin angeführte Beispiel (IV 9 Abdankungen) sie enthält.

Noch wenige Worte über den Inhalt der einzelnen Gruppen. In bezug hierauf kommen wir zu dem Resultat, daß bei der Auswahl der Angaben kein rechtes Prinzip zu erkennen ist, vielmehr ziemlich große Willkür hierbei geherrscht hat, und daß es an der für ein Schulbuch doppelt notwendigen Genauigkeit der Angaben fehlt. Wir wollen diese Behauptung beweisen aus dem schon mehrfach herangezogenen Abschnitt IV: „Herrschergeschick". No. 9: Da Karl X. erwähnt ist, hätte auch Louis Philipp genannt werden müssen. No. 10: Drei Päpste durch Heinrich III. in Sutri abgesetzt (statt: zu Sutri 2, der dritte, Benedikt, auf der Synode in Rom). Da die Entsetzung des Hauses Braganza Aufnahme gefunden hat, hätte auch die Vertreibung der Bourbonen aus Neapel angeführt werden müssen. No. 11: Enzio nicht 1248, sondern 1249 gefangen. Unter den gefangenen Fürsten ist König Georg V. von Hannover 1866 zugleich mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen-Kassel aufgeführt! Da Fink 1759 und Fouqué 1760 genannt sind, hätte auch Braunschweig-Bevern 1757 erwähnt werden müssen. No. 12: Die Ächtungen sind sehr dürftig und willkürlich. No. 13: Otto IV. wurde von Innozenz III. nicht 1201, sondern 1210 gebannt. Huß unter den gebannten Fürsten aufgeführt; unmittelbar darauf folgt: „Vgl. Luther, gebannt durch Leo X. 1520". No. 14: Morde. Caligula und Domitian sind erwähnt, Claudius nicht. Karl XII. 1718. (Die Untersuchung des Schädels hat ergeben, daß die tödliche Kugel von der Festung her kam.) Scipio der Jüngere 129. (Sehr zweifelhaft, ob ein Mord vorliegt).

Nach dem Dargelegten kommen wir zu dem Endergebnis, daß Uhles Geschichtswiederholungen für die Schule nicht recht geeignet sind; dem Geschichtsfreund, der kein besonderes Gewicht auf Vollständigkeit und Genauigkeit legt, wird das jedenfalls eigenartige Werkchen eine interessante, auch belehrende und daher empfehlenswerte Lektüre bieten.

Emden. B. Graeser.

P. Kapff, Landeskunde des Königreichs Württemberg und der Hohenzollernschen Lande. Dritte Auflage. Breslau 1904, Ferd. Hirt. 57 S. 8. 0,50 *M*.

W. Wolkenhauer, Landeskunde der freien Hansestadt Bremen und ihres Gebietes. Fünfte Auflage. Breslau 1905, Ferd. Hirt. 40 S. 8. 0,50 *M*.

Beide Hefte sind als Anhänge zu der bekannten v. Seydlitz-

schen Schulgeographie bearbeitet, können aber auch für sich gebraucht werden, gleichwie die übrigen Anhänge, welche die einzelnen preußischen Provinzen und die Staaten des Deutschen Reiches der Reihe nach behandeln. Geographische und geschichtliche Kunde ist darin vereinigt; in übersichtlicher Weise wird mancherlei Spezialkenntnis dargeboten, die zu anschaulicher Behandlung des Unterrichts dienlich, als Lernstoff aber vorsichtig zu gebrauchen ist.

Württemberg, ein hübsch abgerundetes Gebiet, wird nach seinen vier natürlichen Teilen geschildert: Schwarzwald, Neckarland, Alb, Oberschwaben. Jedem Teile ist die Beschreibung der Ortschaften mit ihren Merkwürdigkeiten sogleich angeschlossen, wodurch eindringende Betrachtung gefördert wird; der Unterricht kann dann um so leichter einzelne Gegenden, z. B. die größeren Flußtäler, zusammenhängend schildern. Ausführlich ist auf 16½ Seiten die Landesgeschichte behandelt, doch ohne Berücksichtigung der Vorgeschichte, des alten Herzogtums Schwaben. Man sieht, daß die streitbaren Grafen von Württemberg staatbildende Kraft besaßen: die Unteilbarkeit des Gebiets wurde 1482 durch Graf Eberhard im Barte festgesetzt. Den Hohenzollernlanden ist nur eine Seite gewidmet; historische Beziehungen zwischen ihnen und Württemberg liegen wohl noch im Dunkeln. Beigegeben ist eine einfache Karte in Schwarzdruck, sodann ansprechend ausgewählte Bilder von Städten und Landschaften, 14 Seiten, auch vier Figuren in schwäbischer Bauerntracht.

Bei Bremen richtet sich das geographische Interesse auf den für Nordwestdeutschland charakteristischen Gegensatz von Geest und Marschland, dann auf die mit großen Kosten 1887—94 durchgeführte Vertiefung der Weser, ohne welche die Unternehmungen des Norddeutschen Lloyd (S. 11 f.) sich nicht recht hätten entfalten können. Geschichtlich bedeutend ist die Stadt als Erzbischofssitz, dann als Handelsstadt, die schon im 12. Jahrhundert ihre Schiffe nach England, Flandern, Norwegen sendet, im 14. sich von der erzbischöflichen Herrschaft frei macht; doch ist sie als freie Reichsstadt erst 1648 von Kaiser Ferdinand III. anerkannt worden und hat dann noch mit Schweden, welches im Westfälischen Frieden das erzbischöfliche Gebiet erwarb, schwer darum ringen müssen, gleichwie Hamburgs Reichsfreiheit, 1510 vom Kaiser verkündet, lange Zeit von Dänemark bestritten worden ist. Widersprechen muß man der Behauptung S. 14, daß Bremen im Hansebunde niemals eine hervorragende Rolle gespielt habe; schon die seit 1418 feststehende Rangordnung bei den Hansetagen spricht dagegen: den präsidierenden Ratsherren von Lübeck saßen zur Rechten die von Köln und Bremen, zur Linken die von Hamburg. Aber auch bei den hansischen Verhandlungen, zumal mit Flandern und England, hat Bremen bedeutend mitgewirkt, nicht minder zur Bekämpfung der Seeräuber. Es ging

manchmal seine eigenen Wege, und wegen innerer Unruhen, welche die Ratsherrschaft erschütterten, wurde es zweimal, 1427 und 1562, von der Hanse ausgeschlossen, doch nach einigen Jahren wieder aufgenommen; 1606 und 1615 leistete es in Gemeinschaft mit Lübeck, Hamburg, Lüneburg, Magdeburg der von ihren Herzögen bedrängten Hansestadt Braunschweig treulich Hilfe; 1630, nicht 1650, wie ein Druckfehler auf S. 15 besagt, schloß es mit Lübeck und Hamburg das engere Bündnis, welches seitdem in Kraft geblieben ist und die Erhaltung der hansischen Niederlassungen in Antwerpen, London, Bergen noch für längere Zeit ermöglicht hat; der Hansische Stalhof in London ist erst 1852, das Hansische Haus in Antwerpen erst 1863 verkauft worden. Man sollte die Erinnerungen an die hansischen Zeiten treulich pflegen, auch in einer kleinen Landeskunde; die Jugend hört und liest gern davon. Das Haus Seefahrt in Bremen mit seiner berühmten Inschrift ist wenigstens in einer Anmerkung erwähnt. Aus der neueren Zeit sind die Verdienste des Bürgermeisters Johann Smidt um die Erhaltung der Selbständigkeit Bremens bei den Verhandlungen des Wiener Kongresses und um die Gründung von Bremerhaven gebührend hervorgehoben. Eine eingehende, anschaulich geschriebene Geschichte der Stadt Bremen von W. v. Bippen liegt jetzt in drei Bänden vollendet vor; sie zeigt neben vielem örtlich Besonderem, wie auch hier ein deutsches Grenzgebiet von den allgemeinen Geschicken Deutschlands bestimmt wird.

Lübeck. Max Hoffmann.

Sohr-Berghaus, Hand-Atlas über alle Teile der Erde, entworfen und unter Mitwirkung von **Otto Herkt** herausgegeben von **Alois Bludau**. Neunte Auflage. Lief. 2—9. Glogau 1902—1905, C. Flemming.

In seiner vollständig neuen zeitgemäßen Bearbeitung durch Prof. Bludau liegt nun der „Sohr-Berghaus" beinahe zu ein Drittel fertig vor; denn er ist auf 30 Lieferungen geplant (die Lieferung zu 1 ℳ).

Die Vorzüge, die wir an dieser Stelle gleich beim Erscheinen der Anfangslieferung zu rühmen hatten, sind auch den bisher erschienenen Folgelieferungen eigen geblieben: wissenschaftliche Zuverlässigkeit, sorgfältige Auswahl der Projektion in Anpassung an den Hauptzweck jeder einzelnen Karte, Reichhaltigkeit des Inhalts bei doch stets bewahrter Klarheit des Kartenbildes dank der vorzüglichen technischen Ausführung und der zweckmäßigen Farbenwahl (lichtbraune Geländeschraffierung, zarter Farbenaufdruck der Staatsgrenzen, der niemals den schwarzen Aufdruck von Namen oder Flußlinien behelligt, Meer und Binnenseen bläulich, Eisenbahnlinien wie Völkernamen rot).

Die Lieferungen 2—9 bringen zunächst einige recht gute Erdübersichtskarten zur Veranschaulichung allgemeiner physischer,

wirtschaftlicher und staatlicher Verhältnisse. Die sehr gehaltvolle Karte über den Weltverkehr und die Verbreitung der Verkehrsmittel (bis zum Renntier- und Hundeschlitten des Nordens) auf Blatt 5, untere Hälfte, ist im Merkatorentwurf gezeichnet, die darüber stehende Karte der politischen Besitzverhältnisse um 1900 dagegen in einer aus der Lambertschen Azimutalprojektion abgeleiteten Planisphäre. Diese, die ganze Erdoberfläche in Gestalt einer Ellipse mit dem Äquator als großer Achse darstellend, hat vor dem Merkatorentwurf den Vorzug der Flächentreue und empfahl sich darum für den vorliegenden Fall behufs unmittelbarer Vergleichbarkeit der Staatsareale; indessen die randständigen Ländergebilde erscheinen dabei gar zu arg in die Länge gezogen und dadurch gestaltlich beeinträchtigt, wie z. B. hier Alaska und Neuseeland zeigen. Letzterer Umstand macht sich namentlich bei den in der nämlichen Entwurfsart gehaltenen Karten auf Blatt 3 geltend. Für die Zeichnung der Meerestiefen und Meeresströmmungen eignet sich zwar auf diesen beiden Karten die Ausgestaltung, die sie den drei großen Ozeanen geben, ziemlich gut, obwohl der Atlantische Ozean von der Verengung in westöstlicher Richtung schon betroffen wird. Dagegen wird Afrika und Europa in nordsüdlicher Richtung ganzlich zerschnitten, indem die eine Hälfte am Ost-, die andere am Westrand der Karte erscheint, dabei zumal Europas Hälften zu Fidibusschmalheit verengt. Das macht die auf beiden genannten Karten in sonst recht hübscher Weise veranschaulichte Verteilung der Niederschläge, bezw. der Ackerbauzone namentlich für Europa fast unerkennbar.

Bei der Tafel 7 mit den beiden Polarkarten fällt auf, daß die antarktische die großen jüngsten Erfolge auf diesem Gebiet, namentlich die der englischen Expedition unter Scott unverzeichnet läßt, offenbar weil der Stich der Karte für den Zweck zu früh beendet worden war. Deshalb sehen wir auch das nach unserem Kaiser benannte Südpolarland mit dem Gaußberg noch nicht mit eingetragen.

In dem ansehnlichen Maßstab 1:10 Millionen liegen fertig vor die Karten des Festlandes Australien und fast sämtliche Sektionen Amerikas, wobei uns näher angehende Länderstriche wie die von deutschen Ansiedelungen durchsetzten Südstaaten Brasiliens mit Nebenkärtchen noch größeren Maßstabs und entsprechend reicheren Details bedacht sind. Bei der sehr willkommenen Einheit des Maßstabes, der auch für den äußersten Norden des festländischen Amerika durchgeführt wurde, erkennen wir hier nun endlich auch die genaue Lage des Mac Kinley-Berges auf Alaskaboden, der doch nun als (hoffentlich endgiltig!) festgestellter höchster Gipfel Nordamerikas selbst im Elementarunterricht eine Rolle spielt, und in nicht allzu großer Ferne auch die mächtige Ausdehnung des wichtigsten aller nordischen Goldfelder,

das vom britischen Klondyke bis tief ins Alaskaterritorium reicht. Von den zwei auf den verschiedenen Karten begegnenden Namen für die kleinste der Großen Antillen Puerto Rico und Porto Rico war der erstere als der spanische bis zur Annexion der Insel durch die Vereinigten Staaten der allein richtige; jetzt aber ist das der zweite geworden, der, obwohl von Haus aus portugiesisch, wie bei uns so auch in der Union der volkstümliche geworden war und somit von Präsident Roosevelt amtlich sanktioniert wurde.

Von Europa spenden uns die in Rede stehenden Lieferungen durchweg ganz vorzügliche Karten; sie betreffen die Flügelglieder des Erdteils, Rußland nebst der Pyrenäischen Halbinsel, die Britischen Inseln, Süditalien mit Sizilien, Nordwest- und Südwest-Frankreich und nördliche Sektionen der nach Carl Vogels Musterkarte (mit lichtgrüner Andeutung der Waldflächen) ausgeführten Karte von Deutschland, die einen fast landschaftlichen Eindruck erweckt trotz des nötigen massenhaften Namenaufdrucks und der farbigen Wiedergabe der Eisenbahnlinien sowie der Verwaltungsgrenzen. Recht willkommen werden auch vielen die Nebenkärtchen der wichtigsten Städte samt ihrer Umgebung sein, die in Rosarot ein klares Bild selbst des Straßenausbaus darbieten und sämtlich im gleichen Maßstab (1 : 200 000) gehalten sind.

Für die Namenschreibung auf der Karte von Rußland ist ein eigenartiges Verfahren benutzt, das man wenigstens für unsere Schulen nicht ganz empfehlen kann und das sich auch nicht recht an die russische Schreibung anschließt. Man liest z. B. Kiev, Charkov; aber diese Worte lauten mit f aus, das in der Schrift mit w und einem dasselbe zu f erhärtenden nachfolgenden Buchstaben geschrieben wird. Wir haben uns leider gewöhnt Kiew, Charkow statt Kief, Charkof zu schreiben. Übrigens stehen die Schreibungen auf Blatt 36 (Rußland) und Blatt 15 (Schlesien, Posen) nicht völlig miteinander im Einklang; dort findet sich Čenstochov und Lodz, hier Tschenstochoff und Lods.

Mockau bei Leipzig. A. Kirchhoff.

L. Koenigsberger, Carl Gustav Jacob Jacobi. Festschrift zur Feier der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages. Mit seinem Bildnis und dem Faksimile eines Briefes. Leipzig 1904, B. G. Teubner. XVIII u. 554 S. 8. 16 *M*.

In kurzem Zeitabstand nach der umfangreichen Helmholtz-Biographie läßt hier Koenigsberger ein Buch über C. G. J. Jacobi folgen. Er gliedert es in sechs Abschnitte, die Jacobis Jugendjahre, seine Studienzeit in Berlin, seinen Aufenthalt in Königsberg als Privatdozent, außerordentlicher und ordentlicher Professor, endlich Jacobi als Mitglied der Akademie in Berlin behandeln. Die Schicksale und Arbeiten des großen Mathematikers werden

chronologisch durchgegangen, doch bildet die Hauptmasse des Buchs die Inhaltsangabe der Publikationen Jacobis. Die äußeren Ereignisse treten demgegenüber sehr zurück. Sie sind meist in Ausschnitten und Briefen von und an Jacobi gegeben. Aber man erfährt doch über weite Zeitläufte hin davon nichts oder sehr wenig. Als Entschuldigung mag gelten, daß die Quellen über das Leben dieses rastlosen Arbeiters spärlich geflossen sein mögen. Einiges freilich ist mit Vorbedacht übergangen. So erfahren wir aus dem Buch nicht, daß Jacobi jüdischer Herkunft war; nur angedeutet wird, daß er sich taufen ließ, dennoch aber mancherlei Widerwärtigkeiten zu ertragen hatte. Sein häusliches und Eheleben wird nur gestreift. Auch der Versuch, die Persönlichkeit Jacobis aus seinen schriftlichen Äußerungen schärfer zu zeichnen, unterblieb. Der Leser muß sich selbst ein Bild von diesem interessanten, aber manchmal widerspruchsvollen Charakter machen. Man hört kaum Andeutungen darüber, wie der Altphilologe in J. fortlebte, die historischen Arbeiten erhalten in ihrem Umfang und ihrer Tiefe nur Streiflicht, die philosophischen Ansichten werden flüchtig berührt, aber in keinen Zusammenhang mit den übrigen Bestrebungen gebracht, von einer feineren Charakteristik des Menschen wird abgesehen. Aber auch die inneren Fäden in den mathematischen Arbeiten sind nur in ziemlich äußerlicher Weise aufgedeckt. Die Eigenart seines wissenschaftlichen Strebens ist nicht umrissen. Jacobis Erfolge als Lehrer werden erwähnt, aber nur unzureichend gekennzeichnet. Auch ein beigefügter Rückblick gibt hier nichts Nennenswertes. Das Buch kann daher nicht darauf Anspruch machen, eine Biographie des Meisters im eigentlichen Sinne geben zu wollen. Es beschränkt sich auf „eine anspruchslose Darstellung der Lebensschicksale und Arbeiten Jacobis“, wie der Verfasser in der Vorrede selbst sagt.

Berlin. Ernst Goldbeck.

Felix Müller, Carl Schellbach. Rückblick auf sein wissenschaftliches Leben. Nebst zwei Schriften aus seinem Nachlaß und Briefen von Jacobi, Joachimsthal und Weierstraß. Mit einem Bildnis Schellbachs. Leipzig 1905, B. G. Teubner. 86 S. 8. 1,50 ℳ.

Als im Mai 1892 Carl Schellbach aus dem Leben geschieden war, hielt ihm der Verf. dieses Büchleins am 29. Oktober in der Aula des Königlichen Friedrich Wilhelms-Gymnasiums die Gedächtnisrede; dem geliebten und verehrten Lehrer an der Feierstätte der Anstalt, der so viele Jahrzehnte hindurch seiner rastlosen Arbeit bester Teil gehört hatte, ein dankbarer, in seinen Pfaden wandelnder Schüler. Legte diese Rede den Hauptnachdruck auf Schellbachs Tätigkeit als Lehrer, so stellt die heutige Veröffentlichung, die mit dem hundertjährigen Geburtstag des Unvergeßlichen zusammenfällt, vorzugsweise seine wissenschaftliche

Tätigkeit dar, die in der ersten fast nur durch eine anhangsweise Aufführung der publizierten Abhandlungen gestreift worden war. Wir erhalten jetzt in chronologischer Aufzählung von jeder von ihnen eine ihren Gegenstand und die Art seiner Behandlung charakterisierende Darstellung, die, selbst wenn man nicht in der Lage ist, die Schriften selbst einzusehen, deutlich erkennen läßt, nicht nur, wie unablässlich bestrebt der Gefeierte bis in seine letzten Tage gewesen ist, am Ausbau der Wissenschaft mitzuarbeiten, deren Elemente er mit so genialer Begabung lehrte, sondern auch daß seine Bemühungen erfolgreich waren. Beide Schriften ergänzen sich zu einem vollständigen Bilde des Mannes, der an scheinbar bescheidener Stelle doch auf die Entwickelung des deutschen Schulwesens einen großen Einfluß geübt hat.

Kennzeichnend für Schellbachs Persönlichkeit sind auch die beiden Anhänge. Es ist ein „Plan zur Gründung eines mathematischen Instituts zu Berlin“, nach dem Muster der Ecole Polytechnique in Paris, den Schellbach im Jahre 1844 dem Unterrichtsminister Eichhorn eingereicht, und ein Aufsatz „Über Wert und Bedeutung der Mathematik“, 1845 im Wissenschaftlichen Verein in Berlin gehalten. Zwei ganz verschiedene Seiten in Schellbachs Wesen kommen in ihnen zum Ausdruck. In der zweiten der Gelehrte, dem seine Wissenschaft nicht nur eine Sache verstandesmäßiger Bearbeitung ist, sondern zugleich eine, die alle Kräfte seiner Seele, Gemüt und Phantasie erfüllt und befruchtet, in der ersten der Mann, der mit hellem Auge die Wirklichkeit und ihre Bedürfnisse durchschaut und ihnen zu Hilfe zu kommen nicht in Verlegenheit ist.

Zuletzt haben noch einige Briefe einen Platz in dem Buche gefunden, die Schellbachs vertrautes Verhältnis zu den Größen seiner Wissenschaft aufweisen und, ganz abgesehen davon, durch ihren Inhalt interessieren.

Nordhausen a. Harz. Max Nath.

---

1) W. Schlags, Geometrische Aufgaben über das Dreieck. Für Schüler höherer Lehranstalten in Unterrichtsbriefen systematisch geordnet und kurz erläutert. Mit 59 Abbildungen. Freiburg i. Br. 1904, Herdersche Verlagsbuchhandlung. 70 S. 8. 1 *M*.

„Um die Sache etwas gemütlicher“ zu betreiben, hat der Verf. seiner Darstellung die Form von an den Schüler gerichteten Briefen gegeben, die aber, etwa mit Ausnahme des ersten, in dem der Grund für die Herausgabe der Aufgaben angegeben wird, schließlich nur zur Markierung der einzelnen Gruppen von Aufgaben dienen. Das Buch ist nur für Schüler geschrieben, es soll ein Hilfsmittel zu ihren Privatstudien sein, vor allem zur Repetition und Vertiefung dessen, was sie im Unterrichte gehört haben; ich meine aber, daß auch manchem Lehrer die hier gegebene

Behandlung der geometrischen Aufgabe eine durchaus angenehme und fruchtbare Bereicherung seiner Methode gewähren könnte. Man merkt es dem Inhalt des Buches sofort an, daß es eine wohlgereifte Frucht des Unterrichts ist, durch den der Verf. sehr genau erfahren hat, wie die Schwierigkeiten, die dem Schüler die Lösung von geometrischen Aufgaben zu machen pflegen, überwunden werden können. Der Verf. beginnt mit Aufgaben, die sich an das Pensum von Quarta anschließen, und endigt mit Aufgaben über die Lehre von den Berührungskreisen; die Aufgaben sind, wie schon bemerkt, gruppenweise gegeben mit Verweisung auf die Sätze, die man für die Lösung benutzen muß. Sehr umfassenden Gebrauch macht der Verf. von Anfang an von dem geometrischen Orte, wodurch er dem Schüler die Lösung überaus erleichtert; sehr sauber gezeichnete Figuren unterstützen die Anschauung. Für den Gebrauch in der Schule würden noch, wenigstens bei einigen Aufgaben, die Angabe von bestimmten Größen der gegebenen Stücke und Hinweise auf die Determination eine sehr angenehme Zugabe sein.

2) K. Schwering, Sammlung von Aufgaben aus der Arithmetik für höhere Lehranstalten. Dritter Lehrgang. Zweite, verbesserte Auflage. Freiburg i. Br. 1904, Herdersche Verlagsbuchhandlung. 95 S. 8. 1,20 *M*.

Der hier vorliegende dritte Lehrgang der Sammlung von Aufgaben aus der Arithmetik und Algebra enthält wesentlich das Pensum der Prima des Gymnasiums, außerdem aber noch Gebiete, die weit über dieses Pensum hinausgehen und zu deren Bearbeitung sich selbst unter sehr günstigen Umständen in bezug auf Zeit und Schülermaterial schwerlich die Gelegenheit bieten dürfte. Der Verf. gibt nicht allein Aufgaben; sehr viele sind eingehend von ihm gleichsam als Musterbeispiele bearbeitet, und zwar, wie ich besonders hervorheben möchte, nicht nach den gewöhnlichen Methoden, sondern häufig auf ganz eigentümliche Weise, die bei gehöriger Anleitung von seiten des Lehrers das Interesse der Schüler in hohem Maße erregen wird. Die meisten Aufgaben sind derartig eingerichtet, daß bei ihrer Bearbeitung nicht nur die bereits gewonnenen Kenntnisse zur Anwendung kommen, sondern daß auch durch Herbeiziehung neuer Gesichtspunkte eine Erweiterung der Kenntnisse nach verschiedenen Richtungen hin eintreten wird. Neben einfacheren Aufgaben, die zur Einführung in die einzelnen Kapitel notwendig sind, finden wir auch schwerere, und zwar namentlich solche, die schon durch die Art der darin zur Behandlung kommenden Verhältnisse das Interesse für die Lösung anregen. Ich glaube, daß auch die Lehrer, die diese Sammlung ihrem Unterricht zugrunde legen, an vielen Punkten Darstellungen und Methoden der Behandlung finden werden, die geeignet sind, ihr Wissen zu bereichern.

3) J. Reusch, Planimetrische Konstruktionen in geometrographischer Ausführung. Leipzig 1904, B. G. Teubner. X u. 84 S. 8. 1 ℳ.

Wer noch bei Jakob Steiner Vorlesungen über synthetische Geometrie gehört hat, wird wissen, welchen großen Wert er der wirklichen Ausführung von geometrischen Konstruktionen mit Lineal und Zirkel beilegte und wie er die verschiedenen Lösungen einer Aufgabe ihrem Werte nach verglich, indem er die dabei vorkommenden Konstruktionen nach ihrer Einfachheit und Genauigkeit abschätzte. Er unterschied dabei besonders Auflösungen, die nur beschrieben werden, die, wie er meinte, „nur mit der Zunge ausgeführt werden", von solchen, die mit den Instrumenten in der Hand wirklich konstruiert werden. In neuerer Zeit hat Emile Lemoine einer solchen Vergleichung von geometrischen Konstruktionen dadurch eine zahlenmäßige Unterlage gegeben, daß er für die bei einer Konstruktion auszuführenden Operationen (Anlegen des Lineals durch einen Punkt, Einsatz der Zirkelspitzen, Gerade, Kreis) einfache Bezeichnungen setzte, die Operationen wirklich zählte und ihre Summe als Maß für die Einfachheit bzw. Genauigkeit der Lösungen benutzte. „Es zeigte sich dadurch, daß man sich bis dahin zuweilen einer argen Täuschung hingegeben hatte, wonach man glaubte, Einfachheit und Eleganz des Wortlauts einerseits und Einfachheit der wirklichen Ausführung andererseits seien stets gepaart oder gar gleichbedeutend. Für den allgemeinen Fall des Apollonischen Berührungsproblems z. B. ergab sich, daß die alte, in der Beschreibung sehr umständliche Vietasche Lösung, vermittelst der üblichen Hilfskonstruktionen ausgeführt, 335 Operationen verlangt, die elegante und allgemein als die einfachste anzusehende Lösung von Gergonne und Bobillier aber 500". Diese von Emile Lemoine ersonnene Methode zur systematischen Vereinfachung der wirklichen Ausführung planimetrischer Konstruktionen erhielt den Namen „Geometrographie"; Lemoine selbst hat sie in dem Werkchen: „Géométrographie ou art des constructions géométriques" in der Sammlung „Scientia" beschrieben. Bei uns wurde die Methode erst dadurch bekannt, daß Lemoine im Archiv für Math. und Ph. 1901 ihr Wesen auseinandersetzte und eine Anzahl geometrographischer Konstruktionen mitteilte. Seitdem macht sich auch in Deutschland ein regeres Interesse dafür bemerkbar, und wir verdanken diesem Interesse das vorliegende Buch, dessen Inhalt durchaus dazu geeignet ist, uns in das Wesen der geometrographischen Methode einzuführen. Der Verf. hat sich der dankenswerten Arbeit unterzogen, uns das Wesen der Geometrographie in durchaus verständlicher Form auseinanderzusetzen und durch die Bearbeitung einer großen Menge von geometrischen Aufgaben, die von den einfachsten Konstruktionen mit Lineal und Zirkel bis zu dem Berührungsproblem des Apollonius führen, ein überaus wertvolles

Übungsmaterial geliefert. Ganz besonders hervorheben will ich, daß der Verf. für dieselbe Aufgabe nicht eine, sondern mehrere Auflösungen gibt, wodurch die Vergleichung ihres praktischen Wertes in ausgezeichneter Weise unter Anwendung der für die Geometrographie festgesetzten Zeichen und Berechnungen vor Augen geführt wird. Es würde mir hier der Raum fehlen, durch ein hergesetztes Beispiel das Wesen der Geometrographie zu kennzeichnen, ich muß daher alle, die sich dafür interessieren, auf das Studium des Buches selbst verweisen.

Was die Verwendung der Geometrographie in der Schule betrifft, so sehe ich einen wesentlichen Gewinn darin, daß sie mit Notwendigkeit zu einfachen und also auch zu genauen Lösungen der geometrischen Konstruktionen führt. Der Lehrer wird freilich nach wie vor sein Hauptaugenmerk darauf zu richten haben, daß die Konstruktionen auch zeichnerisch akkurat und sauber von dem Schüler ausgeführt werden.

4) L. Carl, Algebraische Aufgaben zur Einführung in die Arithmetik. Gleichungen ersten Grades mit einer unbekannten Größe. 2. Auflage. Oldenburg i. Gr. 1905, Gerhard Stalling. 48 S. 8. 0,60 *M*.

Der Verf. hält es für vorteilhaft, die Gleichungen mit bestimmten Zahlen vor der Buchstabenrechnung im Unterricht zu behandeln, weil sie vorzüglich geeignet seien, das Interesse der Schüler zu wecken und das Verständnis der Rechnung mit Buchstaben zu fördern. Auch dann, wenn bei gewissen Schulen die Arithmethik von dem Lehrplane ausgeschlossen sei, werde doch durch die Lehre von den Gleichungen ein ausgezeichnetes formales Bildungsmittel gewonnen, um das sich leicht der Lehrplan bereichern lasse, ohne daß vorher die Schüler die Rechnung mit Buchstaben kennen lernten. Der Verf. steht mit dieser seiner Ansicht nicht allein, es haben in der Tat manche Lehrer der Mathematik in einer solchen Gruppierung des Unterrichtsstoffes Vorteile für den Unterricht in der Arithmetik und Algebra gesehen. Es kommen selbstverständlich nur die Gleichungen ersten Grades mit einer Unbekannten zur Behandlung. Ausgehend von den einfachsten Beziehungen, die Zahlengrößen durch die vier Spezies zueinander erhalten, entwickelt der Verf. das Wesen der Gleichung und die zur Bestimmung der Unbekannten notwendigen Operationen; den methodisch ausführlich dargestellten Beispielen läßt er dann jedesmal eine ziemlich große Anzahl von zu lösenden Gleichungen folgen, so daß in dem Büchlein zugleich eine Aufgabensammlung gegeben ist. Auf die Gleichungen in Zahlen folgen jedesmal auch eingekleidete Gleichungen, deren Inhalt der betreffenden Unterrichtsstufe angepaßt ist. So erscheint der Inhalt des Büchleins durchaus geeignet, den von dem Verf. ins Auge gefaßten Zweck zu erreichen. Meiner Ansicht nach dürfte es sich auch sehr gut für den Selbstunterricht eignen.

Berlin. A. Kallius.

Kleiber-Scheffler, Physik für die Oberstufe (mit mathematischer Geographie und Chemie). Unter besonderer Berücksichtigung der norddeutschen Lehrpläne im Verein mit Hugo Scheffler bearbeitet von Johann Kleiber. Mit zahlreichen Figuren und Übungsaufgaben. München und Berlin 1905, R. Oldenbourg. X u. 490 S. 8. Ungeteilte Ausgabe geb. 4,80 ℳ, ohne den Abschnitt über Chemie geb. 4,60 ℳ, ohne die Abschnitte über Chemie und mathematische Geographie geb. 4,40 ℳ, vollständige Ausgabe in zwei Bänden geb. je 2,60 ℳ.

Die Verfasser der vortrefflichen Kleiberschen Lehrbücher der Physik sind einem mehrfach von seiten norddeutscher Fachgenossen geäußerten Wunsche nachgekommen und haben zunächst eine den Forderungen der preußischen Lehrpläne entsprechende Ausgabe der „Elementarphysik“ für die Unterstufe herausgegeben, die ich an dieser Stelle zu besprechen Gelegenheit hatte. Dieses Buch hat lebhaften Anklang gefunden und ist inzwischen in zweiter Auflage erschienen. Die damals in Aussicht gestellte, für die Oberstufe bestimmte und für Vollanstalten berechnete Ausgabe liegt nun vor; sie zeigt die schon in der „Experimentalphysik“ hervortretenden Vorzüge einer vortrefflichen Gliederung des umfangreichen Stoffes, eines großen Reichtums an Figuren und Musterbeispielen und einer didaktisch ausgezeichneten Behandlung der darzustellenden Tatsachen, Gesetze und Hypothesen. Insbesondere erwähnen wir als charakteristisch, daß die wichtigsten Resultate, in knappe Form gegossen und in Schilder gefaßt, sogleich ins Auge fallen, daß schwierigere Probleme durch geeignete Vergleiche dem Verständnisse der Schüler nähergebracht werden, daß endlich zahlreiche Übungsaufgaben und gelegentlich auch Experimentierfragen den Gang der Darstellung zweckmäßig unterbrechen. In hohem Grade anerkennenswert ist das Bemühen der Verfasser, den Anregungen und Forderungen gerecht zu werden, die zum Zwecke einer fortschreitenden Verbesserung der Methoden des physikalischen Unterrichts in Fachzeitschriften und Vereinen hervorgetreten sind. Beträchtlich ist die Zahl der Herren, die durch ihre Mitarbeit oder ihren Rat das Unternehmen so weit gefördert haben.

Der Inhalt des vorliegenden Buches geht hauptsächlich in zwei Punkten über den des „Lehrbuches der Physik“ für humanistische Gymnasien, auf dessen Bedeutung ich vor einem Jahre an dieser Stelle hinwies, hinaus: es enthält einen Abschnitt über Chemie, der im wesentlichen schon als Anhang zur „Experimentalphysik“ für die Unterstufe von Scheffler geschrieben wurde und jetzt im einzelnen auch noch die bessernde Hand erkennen läßt, und ein weiteres Kapitel über die Elemente der mathematischen Geographie. Auch dieses ist geschickt angelegt, verlangt aber bei einer künftigen Auflage doch noch mehrfache Verbesserungen. So erwähne ich: S. 364 „Die Fixsterne scheinen kleine Kreise am Himmel zu beschreiben“, S. 426 fehlt der Hinweis auf die Abplattung der Erde als einen der Gründe für

die Annnahme einer Achsendrehung der Erde, S. 439 ist die Besprechung der Planeten zu dürftig ausgefallen, auch fehlt eine Sternkarte.

Um das Lehrbuch allen Unterrichtsbedingungen anzupassen, ist der Stoff so angeordnet und gegliedert, daß sich das Lehrpensum der Unterstufe leicht herausfinden läßt.

Wir haben es hier mit einem preiswerten, vortrefflichen, gut ausgestatteten Unterrichtswerke zu tun, das auch in der Hand eines weniger erfahrenen Lehrers die besten Dienste leisten wird.

Berlin. R. Schiel.

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

---

1. Der Säemann. Monatsschrift für pädagogische Reform. Herausgegeben von der Hamburger Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung. Leipzig, B. G. Teubner. Jahrgang I, Heft 1: 40 S. Jährlich 5 ℳ.

2. J. Bolthausen, Programm der vier Lehrer-Orientfahrten im Jahre 1905. 32 S. mit Abbildungen.

3. Zentralorgan für Lehr- und Lernmittel. In Verbindung mit H. Thierack und M. Eschner herausgegeben von Dr. Scheffer. Jahrgang III Heft 1—3 (S. 1—104). Leipzig 1905, K. G. Th. Scheffer. Jährlich 12 Hefte; Preis 4 ℳ.

4. Zeitschrift für Lehrmittelwesen und pädagogische Literatur. Herausgegeben von F. Frisch. Jahrgang I, Heft 1—3. Wien 1905. Jährlich 10 Hefte, Preis 4,20 ℳ.

5. Internationales Archiv für Schulhygiene. Herausgegeben von A. Mathieu (Paris), Sir L. Brunton (London), A. Johannessen (Christiania) und H. Griesbach (Mülhausen i. E.) unter der Redaktion des zuletzt Genannten, unterstützt von einer großen Anzahl hervorragender Fachmänner aller Länder. Band I, Heft 1 (S. 1—158). Leipzig 1905, W. Engelmann. Preis für jeden Band von 4 Heften 30 ℳ.

6. Unser Hausarzt. Monatsschrift für Gesundheitspflege, Heilkunde und Lebensreform. Herausgegeben von Fehlauer. XI 1 (Januar 1905, 24 S.). Jährlich 12 Hefte; 3 ℳ.

7. Das Banner der Freiheit. Monatsschrift von G. Schwarz. Karlsruhe i. B., Selbstverlag des Verfassers. Jährlich 3 ℳ. Heft 107 (November 1904), Inhalt: Die Schule frei von der Kirche. 32 S.

8. Philologiae Novitates. Bibliographie neuer Erscheinungen aller Länder aus der Sprachwissenschaft und deren Grenzgebieten (einschließlich Zeitschriftenartikel und Rezensionen). Herausgegeben von Otto Ficker in Leipzig. Erscheint jeden Monat einmal; Preis jährlich 1,50 ℳ postfrei. Jahrg. 1, Nr. 1, 32 S.

9. Le Traducteur und The Translator, Halbmonatsschriften zum Studium der französischen bezw. englischen und deutschen Sprache. La Chaux-de-Fonds (Schweiz). Jährlich je 4 ℳ.

10. Aus der Natur. Zeitschrift für alle Naturfreunde. Herausgegeben von W. Schoenichen. Stuttgart, Erwin Nägele. Jahrgang I (1905), Heft 1 (S. 1—32 mit zahlreichen Abbildungen). Monatlich 2 Hefte; jährlich 6 ℳ.

11. Natur und Kunst. Zeitschrift für Schule und Leben. Herausgegeben von F. J. Völler, München Viktoriastraße 4, Verlag „Natur und Kultur“. Jahrgang II, Heft 7—11 (S. 193—352). Monatlich 2 Hefte zu 2 Bogen. Vierteljährlich 2 ℳ.

12. Kind und Kunst. Monatsschrift für die Pflege der Kunst im Leben des Kindes. Herausgegeben von Alexander Koch. Darmstadt, Alexander Koch. Jahrgang I, Heft 6 und 7 (S. 183—248). Jährlich 12 Hefte 12 ℳ, Einzelheft 1,25 ℳ.

13. O. Tellheim, Jugend-Literatur. Ein Versuch in Skizze. Leipzig 1905, E. Kempe. 104 S. kl. 8.

14. Der Türmer. VII 4 (Januar 1905) S. 551—574.

15. Korrespondenzblatt, amtliche Zeitschrift des Königlichen Stenographischen Instituts zu Dresden. Jahrgang 50, Nr. 1 (S. 1—48).

16. Deutsche Schiller-Stiftung. Fünfundvierzigster Jahresbericht über den Stand und die Wirksamkeit derselben. Weimar 1905. 17 S. 4. — Dazu: H. Knott, Das Vermögen der Deutschen Schiller-Stiftung. 18 S. 4.

17. F. Tritremmel, Vierzig Schiller-Lieder. Eine Auswahl von Kompositionen zu Dichtungen von Schiller, gesammelt und herausgegeben. Partitur-Ausgabe (Preis 3 *K*). Wr.-Neustadt 1905, Anton Folk.

18. Schriftstellerbibliothek. Berlin W, Feder-Verlag (M. Hirschfeld).
  a) Auskunftsbuch für Schriftsteller, 2. Auflage. 144 S. 1 *M*, geb. 1,40 *M*.
  b) Verlegerlisten für Schriftsteller. 141 S. 1 *M*, geb. 1,40 *M*.

19. 1) Schüler-Kalender für 1905/06; 2) Schülerinnen-Kalender für 1905/06. Lahr, M. Schauenburg.

20. Der Central-Ausschuß für die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. XXXVI. Bericht (1904). Berlin 1904. 94 S.

21. Personalstatus der Gymnasien, Progymnasien und Lateinschulen im Königreich Bayern nach dem Stande vom 1. Febr. 1905. München 1905, Selbstverlag des Bayerischen Gymnasiallehrervereins. 119 S.

22. E. Martinak, Zur pädagogischen Vorbildung für das Lehramt an Mittelschulen. Wien 1904, K. Gerolds Sohn. 19 S. (S.-A. aus der Zeitschr. f. d. österr. G. 1904.)

23. A. Harnack, Die Notwendigkeit der Erhaltung des alten Gymnasiums in der modernen Zeit. Vortrag, gehalten in der Versammlung der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. 22 S. 0,50 *M*.

24. W. Parow, Das Gymnasium als Hindernis der Schulreform. Braunschweig und Leipzig 1905, R. Sattler. 23 S. gr. 8.

25. H. Meuss, Mitteilungen über die Lehrerbibliothek (I. Zur Geschichte der Bibliothek, II. Ältere Drucke der Bibliothek). Progr. Hirschberg i. Schl. 1905. 19 S. 4.

26. J. Petzoldt, Sonderschulen für hervorragend Begabte. Leipzig 1905, B. G. Teubner. IV u. 51 S.

27. L. Arons, Die preußische Volksschule und die Sozialdemokratie. Mit Einleitung von M. Quarck. Berlin 1905, Verlag der Sozialistischen Monatshefte. 37 S. gr. 8. 0,75 *M*.

28. Die höhere Schule und die Alkoholfrage. Zwei Vorträge von K. A. M. Hartmann und W. Weygandt. Berlin 1905, Mäßigkeits-Verlag des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. 60 S. gr. 8. 0,40 *M*.

29. F. Gansberg, Streifzüge durch die Welt der Großstadtkinder. Lebensbilder und Gedankengänge für den Anschauungsunterricht in Stadtschulen. Leipzig 1905, B. G. Teubner. VIII u. 214 S. geb. 3,20 *M*.

30. J. A. Eberhard, Synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. Sechzehnte Auflage von O. Lyon. Mit Übersetzung der Wörter in die englische, französische, italienische und russische Sprache. Leipzig 1904, Th. Griebens Verlag (L. Fernau). XLIV u. 1131 S.

31. von Sanden, Deutsche Sprachlehre für höhere Schulen. Fünfte Auflage. Lissa i. P. 1905, Friedrich Ebbeckes Verlag. IV u. 68 S. geb.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Zur Erklärung Platonischer Dialoge.

VI. Phaidros.

Dem Gorgias, welcher mit gewaltigem Ernst den verderblichen Einfluß der Rhetorik auf Sittlichkeit und Staat bekämpft, tritt in leichterer, anmutiger Haltung der Phaidros zur Seite mit dem Nachweis ihrer technischen Unzulänglichkeit. Zugleich gibt er in dichterisch bildlicher Darstellung Kenntnis von der Ideenlehre, der Platon eigentümlichen Grundlage seiner Philosophie, und zeigt, wie das veredelte Streben der menschlichen Seele zur Philosophie hinführt. Man hat diese Schrift treffend als ein Programm bezeichnet, eine Ankündigung, womit Platon seine Lehrtätigkeit begonnen habe. Wenn der Gorgias in noch frischer Erinnerung an Sokrates' ungerechte Verurteilung verfaßt und wahrscheinlich bald nach Platons Rückkehr von seiner ersten Reise, die ihn nach Megara, Ägypten, Kyrene führte, herausgegeben ist, so lag es nahe, ihm eine zweite Schrift folgen zu lassen, die eine bestimmte Stellung zu den in Athen damals blühenden Rhetorenschulen einnimmt, in denen Lysias, Thrasymachos und andere lehrten, was die Jünglinge zum öffentlichen Auftreten im Staate befähigen sollte. Man wird die Abfassung des Phaidros nach Zellers Untersuchung[1]) um 394 v. Chr. setzen dürfen, als Isokrates, dessen am Schluß lobend gedacht wird, seine Rednerschule noch nicht eröffnet hatte, jedoch schon als Redner bekannt war. Isokrates' Rede gegen die Sophisten macht nämlich den Eindruck eines Programms zur Eröffnung der Schule[2]); er bekennt sich darin hinsichtlich der Grundlagen seiner Kunst zu der gleichen Ansicht wie Platon[3]), gibt aber weiterhin der praktischen Lebens-

---

[1]) Philosophie der Griechen, vierte Auflage 2, 1, 536 ff. Die Beobachtungen der Sprachstatistiker, welche den Phaidros viel später setzen, können gegenüber dem Inhalt nicht maßgebend sein. Zwei Stellen, 257 e und 274 c, erinnern an die Reise nach Ägypten.

[2]) Isokrates selbst weist darauf hin, Antidosis 193.

[3]) Was Isokrates § 14—18 entwickelt, stimmt, wie schon Spengel in seiner 1855 veröffentlichten Abhandlung bemerkt hat, mit Phaidros 269 a,

weisheit den Vorzug vor derjenigen Philosophie, „welche die Tugend für lehrbar hält“ (§ 21). Das entsprach der Erwartung nicht, die Platon von ihm hegte, und noch deutlicher trennte er sich von Platon in der Einleitung seiner Lobrede auf Helena; darauf hat dann Platon erwidert im Euthydemos (305 c) mit einem geringschätzigen Urteil über den Redeschreiber, der zugleich Philosoph und Staatsmann sein wolle. Sie gingen fortan gesonderte Wege; beide fanden zahlreiche Schüler, aber die Platonische Akademie nahm einen höheren Aufschwung. Die Zeit des im Phaidros vorgeführten Gesprächs liegt vor dem Jahre 406; Sophokles und Euripides werden als noch lebend erwähnt (268 c), ebenso Lysias' Bruder Polemarchos (257 b), der 403 den Dreißig zum Opfer fiel; Isokrates, 436 geboren, hatte sich als Jüngling an Sokrates angeschlossen.

Platons Schrift beginnt nach einem anmutigen Einleitungsgespräch, in welchem Sokrates sein Streben nach Selbsterkenntnis der Beschäftigung mit Mythologie und Naturforschung als minder nötigen Dingen gegenüberstellt, mit wörtlicher Mitteilung einer Rede von Lysias, die zu den eigentlich zwecklosen, epideiktischen Reden gehört, mit denen die Rhetoren nach Gorgias' Vorbild auf die Menge Eindruck machten. Sie wird ein Jugendwerk des Lysias sein, der, älter als Isokrates, seit 412 in Athen Rhetorik lehrte; Platon hat sie herausgegriffen, weil sie weit mehr als die gerichtlichen Reden, die wir hauptsächlich von Lysias kennen, ihm Gelegenheit bot, seine tieferen Betrachtungen daran anzuknüpfen. Sie bezieht sich auf den in Athen üblichen geselligen Verkehr zwischen Männern und Knaben in den Ringschulen, wo auch Sokrates oft erschien, und führt den Satz aus, daß der Knabe sich nicht dem Liebenden, sondern dem Nichtliebenden anschließen müsse; jener sei eigennützig, leidenschaftlich und schließlich treulos, dieser könne dauernde Freundschaft gewähren. Die Rede hat etwas Gefälliges und tritt in wohlmeinender Absicht dem sinnlichen Mißbrauch des Freundschaftsverhältnisses entgegen, den ja auch Sokrates tadelte, aber sie ist ungeordnet, reiht die Gedanken nur äußerlich aneinander und behandelt die sittliche Frage nicht mit rechtem Ernst. Sokrates bemerkt dem von ihr ganz begeisterten Phaidros, sie sage nicht, was eigentlich gesagt werden müsse, und leide an Wiederholungen (235 a); dann hält er selbst eine Rede über dasselbe Thema. Mit logischer Definition beginnend leitet er daraus die Vorwürfe ab, die man dem Liebenden machen muß, wenn seine Liebe nur blinde Begier ist, und führt sie in richtiger Ordnung durch, mit der Treulosigkeit schließend, die Lysias gleich zu Anfang erwähnt hatte. Aber diese Rede, welche das bloße

---

272 a überein, vielfach wörtlich anklingend. Vgl. Gercke im Hermes 32, 366 ff. gegen Siebeck, Jahrb. f. Phil. 131, 232 ff., und Blaß, Attische Beredsamkeit 2, 29 ff., welche den Phaidros nach der Sophistenrede des Isokrates setzen.

Streben nach Genuß streng verurteilt (*δουλεύειν τῇ ἡδονῇ* 238 e) trifft das eigentliche Wesen der Sache nicht; sie ist dem Inhalte nach nur vorbereitend. Sokrates widerruft daher, weil die innere Stimme ihn mahne (242 b), die dem Gott Eros angetane Kränkung und läßt noch eine Rede folgen, die eigentlich philosophische, die den Kern der ganzen Schrift bildet, kunstvoll eingefügt in die umgebende Schale.

Der Wahn des Liebenden, sagt er, ist nicht einfach etwas Schlechtes, sondern eine göttliche Gabe, gleichwie die Weissagung, die Reinigung in den Dionysischen Weihen[1]), die musische Begeisterung. Es liegt darin das größte Glück für den Menschen (245 b), doch kann man das nur verstehen, wenn man das Wesen der Seele kennt. Alle Seelen sind unsterblich, weil sie immer bewegt sind und sich selbst bewegen, nicht von etwas Anderem bewegt werden; aber nur die Seelen der Götter sind vollkommen, die der Menschen gleichen einem Gespann, bei welchem das eine Roß gehorsam dem Lenker folgt, das andere sich widerspenstig zeigt. Die Seelen der Götter vollenden mühelos die große Umfahrt am Himmel (246 e) und schauen den überhimmlischen Ort, wo die Wahrheit wohnt, das gestaltlose und doch wahrhaft seiende Wesen der Dinge; die Menschenseelen können nur wenig davon schauen, denn sie werden durch das widerspenstige Roß, die Begierde, zur Erde hinabgezogen und verlieren die ihnen ursprünglich verliehenen Flügel (248 b). Sie treten in ein irdisches Dasein ein, jedoch mit verschiedenem Lose, je nachdem sie viel oder wenig von der Wahrheit geschaut haben. Erst nach zehntausend Jahren, wenn eine neue Weltperiode beginnt (247 b), können sie wieder Flügel gewinnen; nur die nach Weisheit strebenden, die das beste Los erwählen, erhalten schon nach dreitausend Jahren die Flügel, wenn sie dreimal gut gewählt haben. Die andern Seelen werden, wenn das erste irdische Dasein vollendet ist, dem Gericht unterworfen (249 a) und dann teils zur Strafe unter die Erde verwiesen, teils an einen Ort des Himmels, wo sie bis zur zweiten Wahl verweilen. Dann können einige sogar in Tierleiber kommen, doch auch wieder davon freiwerden, denn der Menschenseele ist es eigentümlich, daß sie allgemeine Begriffe bilden kann, weil sie doch immer etwas von der Wahrheit geschaut hat und die Fähigkeit der Erinnerung (*ἀνάμνησις*) besitzt. Im Irdischen aber bietet sich etwas dar, was diese Erinnerung anregt, es ist die Schönheit, das Abbild des ewig Wahren (*τῶν ἐκεῖ ὁμοίωμα* 250 a). Ihr Anblick bewirkt, daß die Flügel der Seele wieder zu wachsen beginnen, und wenn der, welcher einst viel geschaut hat (251 a), ein schönes Antlitz oder einen schönen Körper sieht, so

---

[1]) Der Name des Gottes wird erst später in der kurzen Wiederholung des Inhalts dieser Rede (265 b) genannt. Gemeint ist die Feier der Mysterien in Eleusis (Herod. 2, 123. Plut. Alkib. 34).

wird er vom Eros, einem aus Schmerz und Freude gemischten Verlangen nach Flügeln, ergriffen. Nun ist er bemüht, sich selbst und den Geliebten dem Gotte ähnlich zu machen, dem er einst gefolgt ist (252 d); dabei hemmt ihn das widerspenstige Roß, das bessere aber, der Mut, hilft dem Lenker, der Vernunft, zum Siege, so daß eine edle Freundschaft entsteht (255 b), in welcher der Geliebte sich selbst in dem Liebenden wie in einem Spiegel schaut, ohne es zu wissen (255 d). Beide können dann hoffen, nach dreimal wohlvollbrachtem Leben beflügelt wieder aufwärtszuschweben; ist aber ihr Leben mit Mängeln behaftet, so haben sie zwar noch weitere Prüfung zu bestehen, aber ihre an der Ehrliebe (vgl. Politeia 8, 545 a. 550 b) festhaltende Freundschaft bewahrt sie vor dem Ort der Strafe. Dagegen der Umgang mit Nichtliebenden hat nur eine scheinbare, unfreie Tugend zur Folge und hält die Seele in den Fesseln des Irdischen, so daß sie erst nach Ablauf der großen Weltperiode auf Erlösung hoffen kann.

Diese tiefsinnige und schwungvolle Rede enthält die Keime der ganzen Platonischen Lehre in verheißungsvoller Weise; zugleich erkennt man, daß Platon an ältere Weisheit anknüpft. Die Lehren von der Unsterblichkeit, der Seelenwanderung und den Weltperioden finden sich schon bei den Pythagoreern, bei Heraklit und Empedokles; Pindar verkündet (Olymp. 2, 68), wer dreimal auf Erden die Seele vom Unrecht rein halte, dürfe den Weg zu Kronos' Feste wandeln. Für uns befremdlich ist, daß die erhebende Kraft des Schönen nicht vorzugsweise in den Werken der Kunst gesucht wird, sondern in der Schönheit des menschlichen Körpers; doch ist zu bedenken, daß Sokrates spricht, der gewohnt ist, sogleich auch nach der Schönheit der Seele zu fragen[1]), und vor allem, daß dem durch Anschauen des Körperlichen geweckten Triebe die hohe Aufgabe gestellt wird, den Göttern nachzustreben, namentlich dem Zeus und Apollon (252 e—253 b): der Schwung der Seele soll zum Schaffen edler Werke hinführen. Aber die Schilderung des zunächst sinnlichen Triebes ist allerdings stark aufgetragen (251 c—e), und noch am Schluß wird der Sinnlichkeit bei sonst ehrliebendem Verhalten ein Zugeständnis gemacht (256 c): man sieht, wie Platon der einmal bestehenden geselligen Sitte entgegenkommt und sie nicht ausrotten, sondern veredeln will. Anregendes Gespräch, Dialektik, ist die Grundform seiner Philosophie.

Drei Reden liegen nun vor, von denen die dritte die beiden vorhergehenden gewaltig überragt; sie dienen nun als Beispiele für die im zweiten Teile der Schrift folgende theoretische Erörterung. Den Übergang bildet, in zwanglosem Fortschreiten des Gesprächs, die Frage, ob man die Reden aufschreiben solle. Phaidros meint, Lysias werde nun wohl mit dem Redenschreiben

---

[1]) Charmid. 154 d; Protag. 309 c; Xen. Mem. 4, 1, 2.

aufhören, zumal da neulich auch ein Staatsmann ihn deswegen tadelte (257 c); die Staatsmänner pflegen ja ihre Reden nicht aufzuschreiben, um nicht für Sophisten gehalten zu werden. Sokrates widerspricht in scherzender Weise: jeder Volksbeschluß, der veröffentlicht wird, ist eine aufgeschriebene Rede, worin der Staatsmann als Antragsteller sich stolz mit Namen nennt und seine Weisheit zur Schau trägt; gelingt es ihm, Gesetze zu schreiben wie die berühmten Gesetzgeber früherer Zeiten, so wird er mit Recht bewundert; demnach ist das Aufschreiben der Reden nicht zu verwerfen, aber man muß feststellen, wie es in schöner Weise geschehe, und dabei beides in Betracht ziehen, das Reden und das Schreiben (258 d). Für die nun folgende Untersuchung wird dem Leser Ausdauer empfohlen durch das anmutige Lob der auf der Platane unermüdlich, auch in der Mittagshitze singenden Zikaden.

Phaidros hat gehört, daß der Redner das wahrhaft Gerechte, Gute und Schöne nicht gelernt zu haben brauche, sondern nur was der Menge so scheint. Die Unhaltbarkeit dieses Satzes ist schon im Gorgias (459 c—460 a) erwiesen, hier wird er mit einem spöttischen Beispiel kurz abgelehnt. Aber die Redekunst selbst wird sich dagegen verwahren, daß sie von einem der Wahrheit Unkundigen gemißbraucht werde; nur das nimmt sie für sich in Anspruch, daß sie dem Wissenden als Kunst zum Erfolge verhelfe (260 d), zur Überredung der Hörer. Es entsteht also die Frage, ob sie wirklich eine Kunst sei. Im Gorgias war das verneint (463 b, 465 a); sie war als eine bloße Fertigkeit, *τριβή*, erwiesen, welcher Ausdruck hier wiederholt wird. Sokrates hält es mit den der Rhetorik abgeneigten Spartanern (vgl. Protag. 342 b, Hipp. mai. 283 c), welche behaupten, daß wirkliche Kunst nicht ohne Erfassen der Wahrheit möglich sei. Er definiert die Rhetorik als eine Art Seelenleitung, *ψυχαγωγία*, und zwar durch Worte, nicht allein vor Gericht und in der Volksversammlung, sondern auch im Privatleben, auf kleine und große Dinge anwendbar. Phaidros versucht sie als Kunst zu retten, insofern sie doch hauptsächlich im öffentlichen Leben zur Anwendung komme. Sokrates erwidert mit geistreichem Scherz: Im Lager vor Troja waren nicht nur Nestor und Odysseus Meister der Rede — mit denen man, fällt Phaidros ein, Gorgias und Thrasymachos vergleichen könnte —, sondern auch Palamedes, und der eleatische Palamedes, d. h. Zenon, der Freund des Parmenides, lehrt dasselbe, was vor Gericht und in Volksversammlungen geschieht, nämlich daß man den Hörern dieselben Dinge als gleich und ungleich, einheitlich und vielfach, bleibend und veränderlich darstelle. Wenn das nun eine Kunst ist (261 e), so bedarf sie der Kenntnis des Wahren, denn wer andere täuschen, sich selbst aber gegen Täuschung schützen will, wird das nicht fertig bringen ohne Einsicht in die wirkliche Gleichheit oder Ungleichheit der Dinge.

Also die Rhetorik, obgleich sie keine wirkliche Kunst ist, kann ohne Wissen des Wahren nicht bestehen. Welches sind nun aber ihre Kunstmittel, womit sie zum Erfolge verhelfen kann? Dies wird an den vorher gegebenen Beispielen, den drei Reden, klargemacht. Die des Lysias ist unvollkommen, weil sie den Gegenstand nicht begrifflich feststellt (263 c) und weil sie ungeordnet ist, der Grabschrift des Midas vergleichbar, deren Teile man beliebig vertauschen kann. Die beiden ihr entgegengestellten hatten verschiedenen Inhalt, weil sie von verschiedener Definition des Eros ausgingen; bei der zweiten führte die Einteilung des richtig erfaßten Begriffs der *μανία* zu dem weiteren, allerdings mit mythischem Hymnus ausgeschmückten Inhalt (265 c). Also auf Definition und Einteilung kommt es an; das ist Sache der Dialektik (266 c), von welcher Lysias und die andern Rhetoren nichts wissen. Ihre Lehrbücher handeln von den Teilen, die eine Rede haben muß, mit künstlicher Ausführung über Beweis und Widerlegung, sowie über die Wahrscheinlichkeitsgründe, *εἰκότα*, ferner wie man die Rede lang oder kurz einrichte, wie man die Wörter künstlich gebrauche zur Verdoppelung des Ausdrucks, zu Sentenzen und Bildern, endlich wie man Mitleid und Zorn erregt und wiederbesänftigt, wie man verleumdet und Verleumdungen abwehrt. Dies alles ist aber nicht das Wesentliche. Wer die ärztlichen Mittel kennt, ist noch kein Arzt, sondern er muß auch wissen, wo sie anzuwenden sind und wann und in welchem Grade; wer lange und kurze Reden vorbringen kann, die Furcht und Mitleid erwecken, ist noch kein Tragödiendichter; wer die Lyra zu stimmen versteht, noch kein Musiker. Beredsamkeit hat es schon in alten Zeiten gegeben; weder Adrastos, der süßstimmige Held der thebanischen Sage (vgl. Pind. Olymp. 6, 13), noch Perikles würden zugestehen, daß die neuen Rhetoren die Redekunst erfunden haben; nur Hilfsmittel, notwendige Vorkenntnisse der Kunst haben sie erfunden (269 b). Zum wirklichen Redner gehört dreierlei: Naturanlage, Wissen und Übung; Perikles, der die Anlage besaß, ist durch das Wissen, das er sich bei Anaxagoras. dem Philosophen, erwarb, zum Redner geworden. Denn aus dessen mannigfaltiger Lehre zog er sich das zur Redekunst Dienliche heraus, die Kenntnis der menschlichen Seele, die für den Redner so nötig ist wie für den Arzt die Kenntnis des Körpers; man kann aber die Seele nur im Zusammenhang mit der Natur des Weltalls erkennen (270 c): wiederum ein Pythagorischer Gedanke, den Platon später im Timaios weiter ausgeführt hat. Man muß also wissen, ob die Seele etwas Einfaches ist oder vielartig wie der Körper (271 a), ferner wodurch sie wirkt und wodurch auf sie eingewirkt wird; daraus ergibt sich, wie die Reden beschaffen sein müssen. Der Redner muß also die Denkweise seiner Zuhörer kennen und ihr die geeignete Art der Rede anpassen. dann den praktisch vorliegenden Fall erwägen und, wenn er so

den Stoff seiner Rede fertig hat, Zeit und Gelegenheit beachten, endlich auch die sprachlichen Kunstmittel hinzunehmen (272 a): dann kann man sein Tun als Kunst bezeichnen.

Freilich ist das ein weiter Weg zum Ziele (272c), und die Rhetoren meinen einen kürzeren zu haben, wenn sie nur auf das Wahrscheinliche bedacht sind, wie Tisias davon Beispiele gibt, aber solche Lügen haben keinen Halt. Man muß das Wahre des Gegenstandes wissen, Dialektik und Psychologie verstehen: das sind die drei unumgänglichen Erfordernisse (273 d), um ein vollkommener Redner zu werden, und wer diese große Bemühung auf sich nimmt, wird verständigerweise nicht nur das Verhandeln mit Menschen dabei im Auge haben, sondern danach streben, überall den Göttern wohlgefällig zu reden und zu handeln (273e). Mit diesen Worten erhebt Platon die Rhetorik aus der niederen Sphäre des Täuschens in den Dienst der Philosophie, des Strebens den Göttern nachzufolgen, welches den Menschenseelen ursprünglich eingepflanzt ist, wie der „mythische Hymnus" verkündete.

Nun ist noch das Aufschreiben der Reden zu erörtern. Dem ausgebildeten Schreibwesen seiner Zeit stellt Platon eine alte Überlieferung aus Ägypten[1]) und den alten Brauch des Orakels zu Dodona entgegen; er behauptet auch für die Gegenwart, daß mündliche Rede das richtige sei, Schreiben nur Notbehelf. In dem Geschriebenen glaubt man etwas Deutliches und Festes zu besitzen (275 c); aber es ist wie ein Gemälde gegenüber dem Leben, stumm, wenn man es fragt, dem Mißverständnis ausgesetzt, immer des helfenden Auslegers bedürftig. Dagegen die mündliche Rede, die sich der Seele des Lernenden einprägt, streut fruchtbringenden Samen, der zwar langsam aufgeht, aber dafür auch Dauerndes hervorbringt, nicht schnell vergehende Adonisgärten, die nur zum Spiel dienen. Das Geschriebene ist eigentlich nur ein Spiel, nicht voller Ernst; es dient allenfalls als Erinnerungsmittel (ὑπόμνημα 276 d) für den Lehrer, wenn er älter wird, und für die, welche seinen Spuren nachgehen; es gibt Anregung wie die Symposien. Offenbar hat Platon hier seine Schriften im Sinne; indem er bescheiden von ihnen spricht, empfiehlt er um so wirksamer seine mündliche Lehre. Nun aber folgt der allgemeine Grundsatz, der für Schriften aller Art gilt: sie müssen gleichwie die Reden auf Kenntnis der Wahrheit beruhen, dann sind die besten unter ihnen Erinnerungsmittel für die Wissenden (278 a), aber das Vollkommene liegt immer im lebendigen Wort. Alle Schreibenden, mögen es Redner, Dichter oder Staatsmänner sein, müssen imstande sein, sich als Wissende vor der Prüfung zu rechtfertigen (278 c); dann schreiben sie philosophisch. Wer

[1]) Der Gott Theuth, den der König Thamos, Diener des größeren Gottes Ammon, tadelt, ist der auf ägyptischen Denkmälern vorkommende Thot, der beim Totengericht als Schreiber mitwirkt; ihm ist der von Platon erwähnte Vogel Ibis geheiligt.

aber nichts Wertvolleres in sich trägt als was er mühsam nach und nach aufschreibt und zusammenleimt, der kann weder Dichter, noch Redner, noch Gesetzgeber sein. Mit einer Anerkennung für Isokrates, weil er philosophische Anlage zeige, und mit einem tiefempfundenen Gebet um innere Schönheit und Weisheit schließt die Schrift.

Platon hat der Rhetorik, die aus der Praxis heraus sich zu einer Lehre von allerlei sprachlichen Kunstmitteln entwickelt hatte, eine wissenschaftliche Grundlage und eine edle Aufgabe gegeben. Sie ist nach seiner Definition eine Art Seelenleitung, die leicht gemißbraucht werden kann, aber wenn sie das Wissen in sich aufnimmt, so wird sie zu einer wirklichen Kunst (270 b, 272 a) und dadurch von dem Mißbrauch gereinigt (273 e). Der Philosophie aber gebührt die höchste Stellung; sie, die zum Schauen der Ideen, zur Erkenntnis des Bleibenden, Ewigwahren führt, befähigt nicht nur zur Ausübung der Redekunst, sondern ihr steht auch das Urteil über alles Geschriebene, über die ganze Literatur zu, denn die Prüfung (ἔλεγχος) ist Sache der Dialektik (vgl. Laches 187 b, Politeia 7, 531 e). Platon deutet dies nur an und vermeidet breite Ausführungen, gleichwie seine Kritik der Rhetoren nur skizzenhaft ist, aber immerhin ausreichend, um zu zeigen, daß er das einzelne kennt; alles Nähere bleibt der mündlichen Belehrung vorbehalten.

So ist diese geistreiche Schrift ein vielverheißendes Programm, unentbehrlich, um Platons Denkweise und Eigentümlichkeit zu würdigen; zur Behandlung in der Schule ist sie ebensowenig geeignet wie das dem Inhalte nach verwandte, aber noch feiner und tiefer ausgeführte Symposion.

VII. Menexenos.

Als Platon nach der Rückkehr von seiner ersten sizilischen Reise, etwa 388 v. Chr., in der Akademie zu lehren begonnen hatte, mag es ihm zweckmäßig erschienen sein, gegenüber den Rhetorenschulen nochmals den Beweis zu liefern, daß auch er die Rhetorik beherrsche. In großartiger Weise tat er das in der mit philosophischen Reden ausgestatteten Schrift Symposion; voran schickte er ein wie zum Scherz entworfenes Nebenwerk, welches eine Rede zu Ehren der im Kriege gefallenen Athener enthält, ganz im Stile der Rhetoren und doch an Geist sie überragend. Die Epitaphien waren damals schon zu einer jährlichen Festfeier geworden (249 b); besonders eifrig mag man sie im Jahre 387 nach dem Abschluß des Korinthischen Krieges gefeiert haben. Unter den Werken des Lysias ist eine Grabrede erhalten, die sich auf diesen Krieg bezieht, den Antalkidischen Frieden aber noch nicht erwähnt; sie scheint Platon besonders im Auge gehabt zu haben, indem er ihre inhaltlichen Schwächen vermied, ihren pomp-

haften Stil satirisch nachbildete. Doch nennt er Lysias, den früher offen von ihm bekämpften Rhetor, nicht mit Namen und wendet sich überhaupt gegen die ganze Richtung der Rhetoren, die bei diesem Jahresfest oftmals sich geltend zu machen Gelegenheit hatte. Daß jene Rede von Lysias verfaßt sei, ist von neueren Gelehrten mehrfach bestritten worden, weil sie mit ihrer breiten Ausführung der Kämpfe Athens in mythischen Zeiten mehr den Eindruck einer rhetorischen Schulübung als einer wirklich gehaltenen Rede macht; doch spricht für Lysias als Verfasser die starke Betonung des Freiheitskampfes 403 im Piräus (§ 61—63), an welchem er persönlich teilgenommen hat, und die Ähnlichkeit des Stils mit dem erhaltenen Bruchstück seiner in Olympia 388 gehaltenen Rede. Auch die Echtheit der Platonischen Schrift ist bezweifelt worden, doch neuerdings mehr und mehr zur Anerkennung gelangt; vgl. Wendland im Hermes Bd. 25, 1890, S. 171 f. Der neueste Bearbeiter, Adolf Trendelenburg[1]), führt aus, Platon habe die doppelte Absicht verfolgt, die Rhetoren zu verspotten und zugleich die Athener zu geißeln, „die sich jahraus, jahrein in solchen Reden Weihrauch streuen ließen". Aber der scharfe Tadel, den Trendelenburg hinzufügt, es sei inhaltlich ein „Zerrbild von Prunkrede", „ein Rattenkönig geschichtlicher Tendenzlügen", sprachlich ein „schulmäßiger Panegyrikus elementarster Art", geht viel zu weit. Allerdings ist der geschichtliche Inhalt zum Lobe Athens gewendet, aber es wird sich zeigen, daß Platon dabei seine Abneigung gegen die Demokratie und die von ihr begangenen Fehler nicht verhehlt, und daß die Ruhmredigkeit, die allerdings vor der strengen Geschichte nicht bestehen kann, doch einer künstlerischen Feinheit und Mäßigung nicht entbehrt; ebenso daß die manchmal stark aufgetragene rhetorische Ausdrucksweise durch treffliche Gedanken, die den Leser fesseln, gemildert wird. Platon spottet über die Ruhmsucht der Athener ebenso wie über die Redner, aber er schreibt keine handgreifliche Satire, sondern ein humoristisches Kunstwerk.

Daß das Ganze als Scherz zu nehmen sei, hat er in dem einleitenden Gespräch hinlänglich kundgetan. Der junge Staatsmann Menexenos kommt vom Rathause, ganz erfüllt von der Wichtigkeit der noch nicht entschiedenen Wahl eines Redners für das Fest zum Gedächtnis der Gefallenen; er nennt Archinos und Dion als solche, die Aussicht haben gewählt zu werden. Archinos ist bekannt als Helfer Thrasybuls bei der Herstellung der Demokratie im Jahre 403[2]), Dion war 393 zusammen mit Konon Gesandter Athens nach Persien[3]). Man denkt sich also die Zeit des

[1]) Erläuterungen zu Platos Menexenus, Programm des Friedrichs-Gymnasiums zu Berlin 1905; eine inhaltreiche Schrift mit treffenden Bemerkungen über manches einzelne.

[2]) Aristot. Staat der Athener 40; Demosth. 24, 135; Aischin. 2, 176.

[3]) Xen. Hell. 4, 8, 13.

Gespräches etwa in den letzten Lebensjahren des Sokrates. Nun aber erbietet sich dieser, selbst eine solche Rede zu halten, doch nicht öffentlich, sondern nur vor Menexenos, denn er habe sie gestern von Aspasia gehört und gelernt, und diese habe ja für Perikles die berühmte Grabrede verfaßt. Das war im Jahre 431; Sokrates hat gewiß die Rede des Perikles gehört, aber es war lange her. Das „Gestern" ist ebenso ein Scherz wie die Versicherung, daß Aspasia die Verfasserin sei; Platon will seinen Lesern die ältere Zeit, wo wirklich bedeutende Reden gehalten wurden, in Erinnerung bringen und zugleich andeuten, daß Perikleische Gedanken auch in der seinigen enthalten sind. Die Vermischung der Zeiten steigert sich noch, wenn am Schluß der Rede sich zeigt, daß sie nach dem Antalkidischen Frieden gehalten ist; Platon hat die aus den Verhältnissen der Gegenwart hervorgegangene Rede dem längst verstorbenen Sokrates, der ja so trefflich zu spotten verstand, doch stets mit ernster Absicht, in den Mund gelegt. Als Sokratiker tritt er der Torheit der Redner wie des athenischen Volkes entgegen; so läßt er gleich zu Anfang den Sokrates darauf hinweisen, daß es an Männern nicht fehlt, die solche Lobreden seit langer Zeit vorbereitet haben, und daß es ein herrliches Gefühl sei, wenn man bei dieser Gelegenheit die Stadt und die Gefallenen, die Vorfahren und die Lebenden, also auch sich selbst, auf alle Weise loben höre; doch sei eine solche Rede eben nicht schwer, da es sich nur darum handle, die Athener vor Athenern zu loben, nicht anders gesinnte Gegner zu überzeugen.

Die Platonische Rede beginnt in künstlich rhetorischem Stil mit zugespitzten Gegensätzen und Gleichklängen und stellt dann die Disposition auf (237a): Abstammung, Erziehung, Taten. Bei der Abstammung wird mit demselben Stolz wie in der Perikleischen Rede die Autochthonie betont; ein Lob der Fruchtbarkeit des von den Göttern geliebten Landes Attika knüpft sich daran, rhetorisch ausgeschmückt durch den Vergleich des Landes mit einer ihre Kinder nährenden Mutter. Die Erziehung gibt Gelegenheit, von der Staatsverfassung zu sprechen; sie wird, was dem Leser auffallen soll, als Aristokratie bezeichnet (238 c) wegen des Fortbestehens alter Einrichtungen und weil die Menge, der allerdings die Macht über vieles zusteht, immer die Besten, wenigstens die am besten zu sein scheinen, in die Ämter wählt. Es ist nicht, wie sonst in Aristokratieen, eine Scheidung des herrschenden Standes von den Unterworfenen vorhanden, sondern die gleiche Abstammung bewirkt Gleichheit vor dem Gesetz; nur darin steht ein Bürger dem andern nach, daß die Meinung von seiner Tüchtigkeit und Einsicht verschieden ist. Platon zeichnet wie Perikles, doch mit kürzeren Strichen, ein Idealbild der athenischen Verfassung, worin die Betonung der „Meinung" sehr bezeichnend ist für den Philosophen, der die Irrtümer der öffent-

lichen Meinung in Athen so oft beklagt hat. Nun folgen die Taten der Vorfahren, die Perikles übergangen, Lysias dagegen breit ausgeführt hat. Der Platonische Sokrates erklärt, er wolle das Mythische übergehen, da es von den Dichtern genugsam verherrlicht sei, dagegen von den Perserkriegen reden, die noch kein Dichter würdig gepriesen habe und deren man nicht gedenke: eine ganz ungegründete Behauptung, die der Leser sofort als Scherz erkennt; sie ist ein Beispiel dafür, wie die Redner Gegensätze auszumalen lieben, um die Wahrheit unbekümmert.

Asien gehorchte schon dem dritten Perserkönig, der seine Macht auch über das Meer ausgebreitet hatte; das ganze Denken der Menschen war schon in Knechtschaft geschlagen: da erschien Datis mit großer Heeresmacht, unterwarf Eretria, veranstaltete ein grausames Menschentreiben auf der Insel Euböa, landete bei Marathon. Aber die Athener schlugen ihn zurück, sie allein; Athens Krieger wurden die Väter der hellenischen Freiheit. Dann folgten die Seeschlachten und der zweite Landkampf bei Platää, ein gemeinsames Werk der Spartaner und Athener: noch aber waren viele Hellenen in Asien den Persern untertan; diese hat Athen befreit durch die Schlacht am Eurymedon, die Züge nach Kypros und Ägypten. Dann wurde Friede mit den Persern, aber gegen Athen erhob sich Eifersucht und Neid der andern Staaten (ebenso Lysias § 48); man kämpfte bei Tanagra und Oinophyta, dann im Peloponnesischen Kriege, und die Athener benutzten ihren Sieg bei Sphakteria [1]) nicht zum Verderben Spartas, sondern schlossen einen billigen Frieden. Gegen diese Darstellung ist geschichtlich manches einzuwenden; Athens Verdienste sind übertrieben; dennoch waltet hier nicht bloß rednerische Willkür. Das Menschentreiben auf Euböa hat Platon selbst später (Gesetze 3, 698 d) für ein in Athen verbreitetes Schreckensgerücht erklärt; aber auf Chios, Lesbos, Tenedos waren die Perser wirklich so vorgegangen [2]), man braucht dem Redner diese Ausmalung nicht zu verargen. Das Mitwirken der Platäer bei Marathon ist übergangen, auch das muß dem Redner erlaubt sein. Bei Tanagra siegten nach Thuk. 1, 108 die Spartaner, aber richtig ist, daß sie abzogen, und der athenische Sieg bei Oinophyta, den Thukydides 62 Tage nach der Schlacht bei Tanagra ansetzt, kann am „dritten" Tage nach dem Abzug der Spartaner erfolgt sein. Auffallend ist, daß der Friede des Nikias, 421 v. Chr., in unmittelbare Verbindung mit dem 425 erfochtenen Seesiege bei Sphakteria gesetzt ist: mit Absicht ist Kleons unheilvolles Walten verschwiegen; er hinderte den Frieden, zu welchem die gemäßigte Partei in Athen gleich nach dem Siege bereit war; nach seinem Tode erst kam der Friede zustande. Die Sprache dieses Abschnitts zeigt reichlichen

---

1) Über die Nebenform Sphagia s. Strabo 8, 359.
2) Herod. 6, 31.

Gebrauch der Partizipien, namentlich 240 d und 242 b, um die langausgesponnenen Sätze volltönend zu machen, und öfters wiederholte Schlagwörter wie πλῆθος und πλοῦτος: das ist der Stil des Lysias (§ 23, 25, 27, πλῆθος und ἀρετή), den Platon ergötzlich nachbildet.

Es folgt der Zug nach Sizilien, der wegen der weiten Entfernung mißlang, und das Ringen der folgenden Jahre, wobei die Feinde Athens persische Hilfe anzurufen sich nicht scheuten. Dennoch siegten die Athener bei Mytilene, und sie hätten auch weiter gesiegt, wenn nicht innere Zwietracht ihnen geschadet hätte. So aber mußten sie Frieden schließen, und bald kam es bei ihnen zu innerem Kriege; aber durch Versöhnlichkeit der Parteien wurde er beigelegt, und so hatte die Stadt Ruhe. Die undankbaren Hellenen überließ sie ihrem Schicksal; aber als nun die Spartaner herrisch auftraten, da half sie wieder den kleineren Staaten, verständigte sich zu diesem Zweck auch mit dem Perserkönig, sandte ihm aber nur Flüchtlinge[1]) und Freiwillige zu Hilfe (245 a). Endlich als der Perserkönig darauf bestand, die Hellenen in Asien müßten ihm untertan sein, da waren die Korinther, Argiver, Böoter bereit das zuzugestehen; Athen aber verschmähte solchen Frieden und fügte sich erst, als es sah, daß es allein blieb; es behielt wenigstens seine Schiffe, Mauern und Kolonieen. Alles dies ist einseitig vom athenischen Standpunkt aus dargestellt, aber nicht unbegründet; Xenophon bezeugt z. B., daß nach dem Scheitern des ersten von Antalkidas im Jahre 392 gestellten Friedensantrages (Hell. 4, 8, 15), Athen allein noch tatkräftig auftrat, indem es zuerst Thrasybul, dann Iphikrates, endlich Chabrias aussandte, um gegen die Perser seine Machtstellung zur See zu behaupten. Die Versöhnlichkeit der Parteien betont Platon auch für die Gegenwart (244 b), im Gegensatz zu Lysias, dem Vertreter der Demokratie. Die rhetorische Darstellung bietet auch in diesem Teil manches Sonderbare, worauf Trendelenburgs Programm näher eingeht; die Torheit des Lobredners tritt namentlich hervor in dem Satzschluß 243 c: „Von unwürdigem Geschick getroffen, nicht aufgefischt aus dem Meere, liegen sie hier". Ernsthaft gemeint aber ist der durch die ganze Geschichtserzählung hindurchgehende Gedanke: Persien gegenüber hätten die Griechen zusammenhalten müssen.

Endlich der Epilog. Er wendet sich, der Sachlage und dem Herkommen entsprechend, an die Angehörigen der im letzten Kriege Gefallenen und wird dadurch sehr wirkungsvoll, daß die Gefallenen selbst redend eingeführt werden. Hier vereinigen sich Perikleische Gedanken mit Sokratischer Ermahnung zur Tugend: man soll nicht träge von dem Ruhm der Vorfahren zehren (247 b); die Eltern sollen bedenken, daß das Beste, was sie wünschen konnten, den gefallenen Söhnen zuteil geworden ist; sie sollen

[1]) Gemeint ist namentlich Konon; s. Xen. Hell. 2, 1, 29; Diod. 14, 39.

sich tapfer zeigen im Ertragen wie jene tapfer im Kampfe, den Halt des Lebens in sich selbst suchen, nicht im Anlehnen an andre, endlich für die Angehörigen der Gefallenen sorgen, wie auch der Staat es tut. Auf diese eindringliche Anrede folgt als beruhigender Abschluß eine nähere Angabe des Redners, worin die Fürsorge und Ehrung des Staates besteht. Dieser Epilog ist ganz ernst; nur hier und da nimmt der Redner den Mund etwas voll, und in dem Abschluß kommen noch einmal die gehäuften Partizipia und der starke Gleichklang der mit π anfangenden Wörter (249c, vgl. 247a) zur Geltung.

Cicero, der die schöne Stelle von dem inneren Halt des Lebens übersetzt hat (Tusc. 5, 12), berichtet in seiner Schrift Orator § 151, daß zu seiner Zeit die Platonische Rede alljährlich bei dem Epitaphienfeste in Athen vorgetragen wurde. Es war also die satirische Absicht, die Platon in dem einleitenden Gespräche selbst kundgibt, in Vergessenheit geraten, eben weil sie nicht aufs äußerste durchgeführt ist; man hielt sich an die dem Patriotismus wohltuende Verherrlichung der alten Größe Athens, und der rhetorische Aufputz galt den Späteren als etwas ganz Schönes und Notwendiges. Uns erscheint die Rede, wenn wir sie mit Platons größeren Werken vergleichen, als ein Spiel, wie ein überlegener Geist es sich zur Erholung gönnt (Phaidr. 276d); ähnlich sind die Dialoge Ion und Euthydemos. Den Menexenos wegen seines geschichtlichen Inhalts gelegentlich mit reiferen Schülern zu lesen ist gewiß zu empfehlen; nur muß man sich hüten, ihn kritisch zu zerpflücken. Er muß als Ganzes genossen werden, als eine mit attischem Salz gewürzte Speise aus guter Küche.

Lübeck. Max Hoffmann.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Monumenta Germaniae Paedagogica. Berlin 1904 und 1905, A. Hofmann & Co.

1) Band XXXI: **Pestalozzi-Bibliographie 3, von August Israel.** LX u. 639 S. gr. 8. 18 *M.*

Die beiden ersten Bände der großartigen Pestalozzi-Bibliographie sind in dieser Zeitschrift 1903 S. 13 und 1904 S. 622 kurz angezeigt worden, kürzer, als es ihre Eigenart eigentlich erforderte. Der dritte Band, der das Werk abschließt, verzeichnet und beleuchtet die Schriften und Aufsätze über Pestalozzi. Die Arbeit des Verf. muß geradezu Staunen erregen, wenn man die ungeheure Stoffmenge ins Auge faßt, die so kurz wie möglich verarbeitet werden mußte. Wenn diese Tat einmal getan werden mußte, was doch die Gesellschaft für deutsche Erziehung und Schulgeschichte zugestehen wird, so kann man sich nur freuen, daß sich ein Mann gefunden hat, der Lust, Kraft und Geist genug besaß, um sie zu leisten. Die aus Reichsmitteln unterstützte Gesellschaft hat aber gerade die Ehrenpflicht, solche Großtaten unter ihren Schutz zu nehmen. Es ist ja richtig, was Alfr. Heubaum neuerdings gegen unsere Bibliographie bemerkt hat; sie kommt in der Tat nur wenigen direkt zustatten und entzieht sich vermöge ihres hohen Standpunktes der Benutzung durch die Massen, aber ist sie deshalb weniger nötig gewesen? Es ist ganz klar, daß sich Israel mit seinem Lebenswerke ein Denkmal gesetzt hat, das dem Forscher auf dem Gebiete der Schulgeschichte in späteren Zeiten große Dienste leisten wird. Wenn die Zeit kommt, daß auch die akademisch gebildeten Lehrer Pestalozzistudium als für sich verbindlich erachten, wird man dem Verf. und der „Gesellschaft“ gerade wegen dieses Unternehmens dankbar sein. Leicht wäre es am Ende, im einzelnen Ausstellungen zu machen, trotz der Fülle des Gebotenen immer noch Lücken zu entdecken, und I. selbst bringt schon Nachträge zu Band 1 und 2, namentlich aber dies und das als entbehrlich, weil wertlos, zu bezeichnen: aber alles das trifft den Kern der Sache nicht, und der Begriff des Entbehrlichen ist recht subjektiv und veränderlich.

2) Band XXXII: Die pädagogische Reform des Comenius in Deutschland bis zum Ausgange des XVII. Jahrhunderts 2, von Joh. Kvačala. VI u. 238 S. gr. 8. 7,50 *M.*

Der erste Band, die Texte enthaltend, ist in dieser Zeitschrift 1904 S. 621 angezeigt worden. Der zweite (Schluß-) Band enthält den historischen Überblick über das, was Comenius von Deutschland und Deutschen erhalten und was er ihnen mit reichen Zinsen dafür zurückerstattet hat. Dieser Überblick liest sich ganz gut, die fremde Abstammung des Verf. ist kaum bemerkbar, der Inhalt ist anfangs gemäß dem vorhandenen Quellenstoffe etwas dürftig, später fließen die Quellen reichlicher, und die Darstellung gewinnt dadurch an Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit. Die Druckkorrektur hätte füglich etwas genauer sein können (vgl. apokaliptisch, chilastisch). Ref. rät seinem alten Studienfreunde, dem Leiter der Monumenta, diesen Überblick (und ähnliche Stücke) für ein Billiges jedem Kandidaten des höheren und niederen Schulamtes zugänglich zu machen — enthält er doch das Neueste, was wir über Comenius haben — und zwar vielleicht nach der stilistischen Seite etwas revidiert und mit einigen wenigen unerläßlichen Noten versehen. Unser Band bringt außer dieser Übersicht eine Bibliographie der Opera Comenii und ein treffliches, genaues Register zu beiden Bänden; letzteres ist nicht nur ein notwendiges Stück der Arbeit, das sie erst verwertbar und recht wertvoll macht, sondern auch eine ihrer Zierden; J. Bonik und W. Schulz gebührt für dieses Register unser aufrichtiger Dank.

Es trifft sich gut, daß gerade die Werke über Comenius und Pestalozzi zu gleicher Zeit in den Monumenta abgeschlossen sind. Man darf Prof. Kehrbach dazu Glück wünschen. Beide gehören zusammen: „Comenius legte überzeugend dar, was für die Erziehung getan werden mußte, aber Pestalozzi weckte die Begeisterung, daß es getan wurde. Comenius wird stets ein leuchtender Stern unter den Weisen aller Zeiten sein. Pestalozzis Bild wird tiefer im Herzen aller derer haften, denen nichts Menschliches fremd ist. An beiden aber erwahrt sich das schöne Wort Hiltys: Das Geheimnis der größten Erfolge liegt im Nichterfolg, wenn nur die Sache selbst eine bedeutende ist" (Hunziker bei Israel III 283). Er hätte hinzufügen können, daß Comenius einer der ersten ist, der die Frucht aus der Blutsaat des Dreißigjährigen Krieges einzuheimsen sich anschickt, im bewußten Gegensatz zur jesuitischen Erziehungskunst und im halbbewußten zu der lutherischen Scholastik, daß er somit einer der Väter der modernen Weltanschauung ist, die, wie Troeltsch (z. B. in Haucks Realencyklopädie [3] Band 8, S. 612f.) geistvoll aufgewiesen hat, nicht in direkter Linie auf die Reformation zurückgeht, sondern auf Leibniz und seine Zeitgenossen, nicht zum wenigsten auch auf Spener. Der Briefwechsel zwischen Leibniz und Spener ist noch nicht gedruckt, aber aus den Stücken, die Kvačala I Nr. 197,

199 u. a. von beiden Männern über Comenius bietet, erhellen die Zusammenhänge. Da stehen wir an der Wiege der neuen Zeit, der wir alle angehören. Es sollte aber keinen Lehrer deutscher Knaben geben, der nicht ein paar Stunden oder Tage zu den Füßen des Mannes gesessen hat, der für seine Überzeugung Schweres erlitten hat und über den Leibniz an Hesenthaler im Jahre 1672 aus Mainz schreibt: agnosco profundiores paulo cogitationes voluisse, quam prima specie appareret. Die Volksschule hat Comenius' Bedeutung auf dem Wege Diesterweg-Pestalozzi längst erkannt und gewürdigt, die höhere noch kaum oder doch sehr vereinzelt, und doch nähern wir uns mit dem allerneuesten Artikel, der Reformschule, Gedanken des Comenius, der auch den Knaben nicht vor dem zwölften Jahre das Lateinische vorsetzen wollte, freilich auch nicht das Französische. Kurz, Comenius ist auch für uns noch ein Mahner und Wegweiser, keine historische Größe nur, keine pädagogische Museumsnummer, sondern ein Programm, das der Erfüllung noch immer harrt.

Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. 15. Jahrgang, 1. Heft. Berlin 1905, A. Hofmann & Komp. 84 S. gr. 8. Jährlich 4 Hefte zu je 2 ℳ.

Die zwanglos erscheinenden Hefte, welche die Monumenta Germ. Paed. begleiteten, die „Mitteilungen", haben mit ihrem 15. Jahrgang eine andere Form angenommen und den Leiter gewechselt. Äußerlich erscheinen sie nunmehr als Vierteljahrshefte unter Leitung von Alfr. Heubaum, inhaltlich wollen sie neben kleineren Beiträgen zur Erziehungs- und Schulgeschichte, mögen es nun geschichtliche Urkunden oder aufklärende Aufsätze sein, nicht zu dürftige Übersichten über die wissenschaftliche Bewegung auf dem weiten Gefilde bringen. Heubaum selbst eröffnet den Reigen mit einem Hinweis auf die Wichtigkeit der Kunde von den mittelalterlichen Handschriften, Ludw. Weniger schildert die Zustände am Gymnasium zu Eisenach in der Jammerzeit 1656—1707, Friedr. Wagner (†) behandelt die lateinische Grammatik von Joh. Greußer aus der Zeit des Frühhumanismus. Wichtiger noch dünkt uns der zweite Teil der „Mitteilungen", die Jahresberichte. Das vorliegende erste Heft bringt solche über das Mittelalter von Rich. Galle, die Zeit des Humanismus von Rud. Wolkan und der Reformation von Georg Mertz. Die folgenden Hefte werden nach einem übersichtlichen Plane die spätere Zeit, die besonderen Schularten und die einzelnen Fächer besprechen. Damit wird zweifellos einem Bedürfnis entsprochen und die Arbeit auf dem weiten Felde der Schulgeschichte gefördert werden. Jahresberichte anzufertigen erfordert bekanntlich ein besonderes Charisma, das gar nicht häufig ist; es ist eine mühevolle und undankbare Aufgabe. Aber sie muß geleistet werden in einer Weise, welche die goldene Mitte zwischen farbloser Bibliographie und weitschweifiger Kleinlichkeitskrämerei, zwischen exilitas und ubertas hält. Die vor-

liegenden Proben sind gut ausgefallen; man ersieht wirklich aus ihnen, was geleistet ist und was noch zu tun bleibt. Darum kann man die „Mitteilungen" in ihrer neuen Gestalt dankbar begrüßen und ihren Bezug den Schulbibliotheken empfehlen. Die Mitglieder der Gesellschaft (jetzt ca. 1100 an der Zahl) erhalten sie gegen einen Jahresbeitrag von 5 ℳ nebst den in zwangloser Folge daneben erscheinenden Beiheften.

Hannover. F. Fügner.

Textbibel des Alten und Neuen Testaments, in Verbindung mit zahlreichen Fachgelehrten herausgegeben von E. Kautzsch. Das Neue Testament in der Übersetzung von Carl Weizsäcker. Tübingen 1904, Mohr.

Es ist eine vielbesprochene Tatsache, daß in unserer Zeit trotz des allgemeinen, jahrelangen Religionsunterrichts, trotz regelmäßiger Predigt, Bibelstunden und Diskussionsabenden die einfachen Kenntnisse von dem Wesen und der historischen Erscheinung des Christentums im Publikum außerordentlich gering sind, daß wir namentlich in der Bekanntschaft mit der Grundurkunde unserer Religion, der Bibel, hinter früheren Jahrhunderten beschämend zurückstehen. Man hat schon oft aufs ernstlichste erwogen, was geschehen könne, um „dem Volke die Bibel zu erhalten", richtiger sollte man sagen: wiederzugeben. Gewiß sind die Ursachen für diese Erscheinung sehr mannigfaltig. Hauptsächlich liegen sie in dem Emporwachsen einer selbständigen, oft doch auch mit religiösen und christlichen Gedanken und Problemen durchsetzten profanen Literatur, mehr noch in der Fülle des überall zudrängenden Stoffes und dem Umschwung unserer geistigen und materiellen Kultur, der dem Durchschnittsmenschen statt des umfangreichen Buches, das innere Sammlung, Ruhe und Vertiefung verlangt, in seinen Mußestunden die paar Blätter einer Zeitung oder eines oberflächlichen Romans in die Hand drückt, die dem ermüdeten Gehirn alles eigene Nachdenken ersparen. Ganz ohne Schuld ist jedoch auch der bisherige Zustand unserer deutschen Bibeln nicht. Sprache und Wissenschaft sind in den 400 Jahren seit Luther nicht stehen geblieben, und ein nicht sprachgeschichtlich Gebildeter würde der Originalfassung von 1534 gegenüber kaum aus noch ein wissen. Lange versuchte es jeder auf eigene Hand mit Änderungen, bis die kirchlichen Kreise um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sich zu einer systematischen „Revision" der Lutherbibel entschlossen. Eine langwierige und entsagungsvolle Arbeit haben die dazu bestimmten Kommissionen in 26jähriger Tätigkeit geleistet, immer bestrebt, im Geiste des wahren Friedens allen gerecht zu werden. Zweifellos bedeutet die „durchgesehene Ausgabe" der Bibel von 1892 einen wesentlichen Fortschritt; aber man war mit Rücksicht auf den kirchlichen Gebrauch gar zu vorsichtig verfahren. Es zeigte sich, daß auf diesem Wege das Ziel

wohl überhaupt nicht zu erreichen ist. Auch in der neuen Bibe kann man kaum zwei Verse lesen, ohne über sprachliche Unebenheiten zu stolpern, und so schwer zugängliche und doch so wichtige Schriften wie die Propheten, das Buch Hiob, die Paulinischen Briefe tragen auch hier noch oft einen orakelhaften Charakter. Dazu kommt der nicht gerechtfertigte, unglückselige Druck in der alten Versteilung; erschwert dieser schon für eine einfache Erzählung ganz unbillig die Auffassung des Zusammenhanges, so zerreißt er vollends die Entwicklung eines Paulinischen Gedankens in kleine Stücke, die zu einem Ganzen zusammenzufügen für Leser und Lehrer geradezu eine Qual ist. Nun ist aber unsere Zeit weit weniger als die Luthers geneigt, bei der erbaulichen Betrachtung und praktischen Nutzanwendung eines einzelnen Ausspruches sinnend zu verweilen, als vielmehr größere Entwicklungen im Zusammenhang zu überblicken. Kurz, ich glaube: wenn es überhaupt möglich ist, der Bibel wieder einen größeren Leserkreis zu gewinnen, so geschieht das nicht durch die „durchgesehene" Lutherbibel, sondern nur durch die hier dargebotene „Textbibel".

Ich brauche auf die Entstehung dieses Werkes und seine Vorzüge im einzelnen nicht einzugehen. Doch ist es vielleicht für uns Deutsche charakteristisch, daß das Werk aus rein wissenschaftlichem Bedürfnis entsprungen und zunächst nur für Fachstudien bestimmt ist. Der Weizsäckerschen Übersetzung des N. T., in der unter anderem oft schon durch ein genial einfaches System des Druckes das Verständnis namentlich der Paulinischen Briefe gefördert ist, folgte im Jahre 1894 durch einen Kreis von Gelehrten unter Leitung von Prof. Kautzsch in Halle die Übersetzung des Alten Testaments, reichlich mit kritischen Zeichen versehen und mit einem wertvollen wissenschaftlichen Anhang ausgestattet; daran schlossen sich unter derselben Leitung 1900 die umfangreichen „Apokryphen und Pseudepigraphen" des A. T. Jetzt liegt nun dank der unermüdlichen und aufopfernden Tätigkeit des Mohrschen Verlages eine „Textbibel" vor, die zu dem erstaunlich billigen Preis von 5 ℳ (geb. 6 oder 7 ℳ) den ganzen Inhalt der Lutherbibel mit den Apokryphen auf über 1600 Seiten Lexikonformat in sauberstem, klarem Drucke darbietet. Alle kritischen Zeichen sind weggefallen, dafür ist mit einer Mühe, die nur der Fachmann würdigen kann, überall ein lesbarer Text gegeben, die Verszählung ist der Bequemlichkeit halber beibehalten, aber der Druck fortlaufend in sinngemäßen, mit Überschriften versehenen Abschnitten, die poetischen Stücke sind durchweg ihrer Form gemäß auch äußerlich abgesetzt.

So ist für die Lektüre ein sehr viel bequemeres und verständlicheres Buch geschaffen als die Lutherbibel, ohne daß sie deshalb an erbaulicher Kraft hinter ihr zurücksteht. Die Sprache ist durchaus die unserer Zeit, dabei aber nirgend „modern", stets

dem Inhalt angepaßt. Immer bleibt es „Heilige Schrift“, und insbesondere z. B. in den Psalmen wird, wer Luthers Ausdruck liebgewonnen hat, nicht nur seinen Geist, sondern oft auch sein Wort hier wiederfinden. — Daß es aber nicht ganz Luthers Worte sind, bietet noch einen weiteren Vorteil, den der Religionslehrer besonders lebhaft empfindet. Die tägliche Beobachtung wie die Psychologie lehrt uns, daß, wenn ein Wort gar zu oft vernommen wird, immer weniger Assoziationen dadurch ausgelöst werden, immer mehr nur der Klang vom Ohr, nicht die Bedeutung vom Verstande erfaßt wird. Auch beim besten Willen ist es unvermeidlich, daß wir bei den Stellen, die uns seit frühester Jugend vertraut sind, uns meist „nichts mehr denken“. Der neue Ausdruck aber reizt zu neuem Nachdenken. Gerade darum wäre es für die Schule sehr wichtig, wenn da, wo ein Zurückgehen auf das griechische Original nicht möglich ist, also in Realgymnasien und Oberrealschulen, auf der Oberstufe die Weizsäckersche Übersetzung des N. T. gebraucht werden könnte. Auf einigen Schulen ist das, wenn ich nicht irre, schon der Fall. Für das A. T. werden die, die ein „biblisches Lesebuch“ eingeführt haben, nicht geneigt sein, diesen schwer errungenen Fortschritt zugunsten einer wie immer beschaffenen Vollbibel aufzugeben. Aber es würde sich sicher lohnen, auf Grund dieser neuen Übersetzung ein Schullesebuch zusammenzustellen, das zur Lösung der auf der Mittelstufe gestellten Aufgabe weit geeigneter wäre, als was wir bis jetzt auf diesem Gebiete besitzen.

Durch den beliebten Einwand endlich, daß man durch eine solche Benutzung Luther zu nahe träte, sollte sich niemand abschrecken lassen. Auch dieses Werk ist aus Luthers Geist geboren und zeigt in jeder Zeile, was es ihm verdankt. Nicht der aber ist der rechte Nachfolger eines großen Mannes, der da stehen bleibt, wo jener stand, sondern der sein Werk fortsetzt, wo jener es unvollendet, wie alles Menschenwerk, liegen lassen mußte. Das gilt wie für die Entwicklung des Protestantismus im ganzen so auch in diesem Punkte.

Möge dieses Buch, ein ehrenvolles Denkmal deutscher Wissenschaft und Frömmigkeit, auch in weiterem Kreise seine schöne Mission erfüllen, vornehmlich aber bei allen denen, die irgendwie zum Unterricht an christlichen Schulen berufen sind!

Halle a. S. M. Consbruch.

Arnold Seydel, Unterricht in der christlichen Religion auf heilsgeschichtlicher Grundlage in Anlehnung an den Kleinen Katechismus Luthers für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und Mittelschulen, für Lehrerseminare, für den Konfirmandenunterricht und zur Selbstunterweisung für die christliche Gemeinde. Leipzig und Berlin 1904, B. G. Teubner. VIII u. 241. 8. 4,25 M.

In einer Berliner Versammlung brachte nach einem Zeitungsericht, der mir vorliegt, Prof. Pfleiderer folgende Gesichtspunkte

zum Ausdruck: „Es gibt keine andere Offenbarung als die innere Entwicklung unseres sittlich-religiösen Bewußtseins. Wir brauchen statt dogmatischer Lehrsätze, die keinen befriedigen, Lebenslehrsätze; nur das ist Wahrheit, was in unserm Innern als solche sich kundgibt". — Die Worte des vortrefflichen Theologen haben vielleicht nicht genau so gelautet; aber der Sinn ist klar, und ich habe sie angeführt, weil in dieser Gedankenrichtung sich das vorliegende Buch Seydels, eines Berliner Geistlichen, bewegt. Aber dieser hält sich frei von dem Fehler — so wenigstens urteile ich —, in einen weitgehenden Subjektivismus zu verfallen. Denn, wie schon der Titel der Schrift sagt, stellt er sich auf die heilsgeschichtliche Grundlage, also auf den geschichtlichen Boden der Heiligen Schrift, und lehnt seine Darstellung an den Kleinen Katechismus Luthers an.

Diese freie Auffassung vom Wesen des Christentums, ihre Normierung durch die Heilige Schrift und den Katechismus Luthers läßt das Buch von vornherein sympathisch erscheinen. Die Lektüre hat diesen Eindruck aufrecht erhalten. Wir haben hiernach ein Buch vor uns, das mit den überlieferten „mittelalterlichen" Denk- und Anschauungsformen bricht, sich ganz auf den Boden der Heiligen Schrift stellt, unter Verwertung der gesicherten Ergebnisse unserer wissenschaftlichen Theologie dem pragmatischen Zusammenhang der Tatsachen und den Gedanken nachspürt, von denen die Gottesmänner des A. und N. T.s, insbesondere Jesus, sich haben leiten lassen, und so ein Gesamtbild gewinnt, in dem Jesus Christus als unser Erlöser im Mittelpunkt steht und keiner von den Zügen fehlt, ohne die ein positiv denkender Mensch sich die Heilandsgestalt nicht denken kann, nämlich die Göttlichkeit Christi, sein Opfertod, seine Auferstehung, Höllen- und Himmelfahrt, sein Sitzen zur Rechten Gottes und die Wiederkunft; aber allerdings ist alles dies nicht in „materialistischem" Sinne, sondern bei aller Betonung der Realität der Ereignisse nach seinem geistigen Gehalt aufzufassen.

Das Buch behandelt zunächst die grundlegende Vorfrage nach dem Wesen der Offenbarung Gottes, wie sie, von der Heiligen Schrift aufgefaßt, in den Religionen geschichtlich zum Ausdruck gekommen ist und in den einzelnen Menschen tatsächlich gewirkt hat und noch immer wirkt. „Der Mensch nimmt die göttliche Einwirkung in seinem Innern auf mit allen seinen Gaben und Kräften, mit seiner ganzen Bildung, seinem Wissen und seiner Lebenserfahrung, d. h. mit seiner ganzen Persönlichkeit. So hat auch Christus die Offenbarung in seine geistige Persönlichkeit aufgenommen und zeigt sie daher mit seiner menschlichen Eigenart, die allerdings von derjenigen der Propheten und anderer Menschen so himmelweit verschieden ist, daß wir erkennen: Christus ist größer als alle Propheten; in ihm hat sich Gott der Menschheit in vollkommener Weise offenbart" (S. 9).

Der Stoff ist in drei große Abschnitte geteilt: 1) die heilsgeschichtliche Bedeutung des Alten Testaments bis auf Johannes den Täufer; 2) die Heilsverwirklichung durch Christus; 3) die Heilsgewinnung und das christliche Leben.

Vortrefflich wird im ersten Teil die Entwicklung der alttestamentlichen Religion, insbesondere der Prophetie, sodann die Charakteristik Johannes des Täufers und seiner Umgebung, endlich auf Grund dieser Unterlage die Erfüllung der messianischen Weissagung in Christus gegeben. Ich empfehle diese Darstellung zur Benutzung für den alttestamentlichen Unterricht in U II und den neutestamentlichen in O III. Wird man auch im einzelnen die arstellung anders gestalten müssen, so kann doch Inhalt und rgebnis, wie es mir scheint, als Richtschnur für den Unterricht in der Entwicklung des Reiches Gottes im Alten und aus dem Alten ins Neue Testament dienen. Zudem wird zweifellos bei einer solchen Darstellung in den Schülern ein lebendiges Interesse am Alten Testamente erweckt, das bekanntlich wie sonst so auch bei den Schülern im Schwinden begriffen ist.

Der zweite Teil ist der Kernpunkt des Buches. In geschichtlich-psychologischer Entwicklung schildert der Verf. an der Hand der biblischen Darstellung, daß Jesus sich als Messias betrachtet und als solcher sich mit den Namen Menschensohn und Gottessohn bezeichnet, daß er sich aber auch auf Grund seiner von Sünden freien Wesenseigentümlichkeit als Sohn Gottes fühlt. In diesem Bewußtsein tritt er in Israel auf, offenbart als Lehrer und Mensch das Wesen Gottes und begründet das Himmelreich auf Erden, d. h. den religiösen Zustand der Kindschaft, in dem die Menschheit zu Gott stehen soll, so wie Jesus selbst zu Gott steht. Vier Mittel wendet er zur Gründung dieses Reiches an: sein Wort, seine Werke, die Kraft seiner ganzen Persönlichkeit, seine Leistung im Leiden und Sterben. Sehr eingehend und tiefsinnig wird die Passion Jesu behandelt. Unbedingt nötig ist es, daß unsern Schülern, die leider von ihrem ersten Schuljahre ab drei Jahre in der Vorschule und drei Jahre im Gymnasium für die Religionsstunde fast nichts tun als memorieren und in der Religionsstunde alle die zu Hause oftmals gelesenen, gelernten und wiederholten Geschichten und Sprüche nochmals von einem halben Dutzend Mitschüler hersagen hören, in den mittleren und oberen Klassen das oft genug tot gewordene Material wieder lebendig gemacht wird. Da hilft keine nochmalige Durchnahme der Ereignisse, kein Schlagwort wie Prophet, Priester und König, Stand der Erniedrigung und Erhöhung, stellvertretendes Opfer und Erlösung von Sünde, Tod und Teufel, sondern hier muß versucht werden, in die Seele Jesu hineinzutauchen, nachzufühlen, nachzudenken und mitzuerleben. Das kann nur die von Jesu Passion erfüllte Persönlichkeit des Lehrers; der Weg, wie ein solcher Lehrer sein Ziel rereichen kann, wird in § 14 des Buches aufgezeigt, in dem die

Fragen erörtert werden: 1) Wie geht Jesus seiner Passion entgegen und wie bewährt er sich in derselben? 2) Aus welcher Ursache hat Jesus jenen freiwilligen Entschluß, zu leiden und zu sterben, gefaßt? 3) Worin liegt der Wert des Leidens und des Todes Christi? 4) Welche Anschauung hat Christus vom Wesen der Sünde und ihrer Bedeutung in dem Verhältnis der Menschheit zu Gott? 5) Wie bewirkt Christus die Errettung der Menschheit von der Sünde durch seinen Tod? — Schon diese Fragen zeigen, wie gründlich und methodisch der Verf. zu Wege geht; aber auch ihrer Beantwortung folgt man mit Freuden. Fundamental sind die Sätze, in denen das Resultat der Darlegungen zusammengefaßt erscheint: „Die Todestat Jesu, die er sündlos leistete, ist ein Opfer an Gott und zwar die vollkommenste Opfergabe, die höchste Leistung aus der Menschenwelt an Gott, die nicht mehr übertroffen werden kann“ (S. 63). „Die Sünde gehört zur Wesensbeschaffenheit des geistigen — nicht des leiblichen — Lebens des Menschen und ist nicht nur die Einzelhandlung, sondern auch die gesamte verkehrte Willensrichtung, in welcher sich der Mensch bewußt gegen Gott richtet — eine Macht, die die Menschheit beherrscht“ (S. 68). „Die Versöhnung besteht darin, daß Gott um des Verdienstes Christi und seiner Todestat willen die sündige Menschheit in das Verhältnis der Liebe aufnimmt, das zwischen ihm und dem Mittler Christus besteht“ (S. 72). — Ferner über die Auferstehung: „Christus wurde sich der Unverletzlichkeit und Unzerstörbarkeit seiner geistigen Persönlichkeit durch den leiblichen Tod bewußt“ (S. 77). Dementsprechend ist „an eine Auferstehung mit der irdischen Leiblichkeit (= mit den alten Knochen) nicht zu denken, sondern an ein Leben und Wirken der geistigen Persönlichkeit“ (S. 79). In diesem Sinne ist auch die Himmelfahrt Christi und die Pfingsttatsache und das Sitzen zur Rechten Gottes zu verstehen. „Christi Sieg über Sünde, Tod und Grab wird zur Erlösung der Menschheit von der Macht der Sünde“. — Nachdem so die Heilsverwirklichung in Christus dargestellt ist, ergibt ein neuer Abschnitt (§ 16—17), daß der Glaube an den dreieinigen Gott, ebenso wie die Auferstehung, nicht im materialistischen Sinne zu verstehen ist; vielmehr ist wie Jesus Christus so auch der Heilige Geist durch die Pfingsttatsache ein weiteres Offenbarungsmittel der Heilsverwirklichung geworden. Die neue Offenbarung durch den Heiligen Geist, den Tröster, sollte die Jünger von dem wirklichen Vorhandensein und dem höheren Werte der geistigen Welt gegenüber der körperlichen und irdischen Welt überzeugen, sollte sie in diese neue Welt, die Wahrheit, hineinleiten, also ihr bisheriges Wesen so verändern, daß sie dieser geistigen Welt als ihrer wahren Welt und als der wirklichen Heimat ihrer Seele angehörten, wie es bei Jesus der Fall war“ (S. 82). „So zeigt der geschichtliche Verlauf, daß die Heilsverwirklichung von Gott, den Jesus seinen Vater nennt, durch

Jesum Christum, der sich den Sohn Gottes nennt, und durch den Heiligen Geist geschehen ist.. Diese drei sind Eins, d. h. bilden die Einheit in der Heilsverwirklichung“ (S. 100). Der Glaube an einen dreieinigen Gott ist somit zugleich der Glaube an Gott, unsern himmlischen Vater, den Allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden. Hier setzt die Erklärung des ersten Artikels ein.

Im dritten Teil wird die evangelische Lehre von der Heilsgewinnung in durchaus eigenartiger Weise gegeben, indem unter Zugrundelegung der biblischen Aussagen und historischen Gestaltung des apostolischen Christentums die Kirche, die Bibel, die Sakramente, das Gebet erörtert werden. Die Behandlung des Zehngebotes gibt den Anstoß zu einer kurzen und treffenden christlichen Ethik.

Nach dieser Darstellung des Inhaltes, aus der schon deutlich hervorgeht, daß der Verf. zwar streng biblische Wege wandelt, sich aber zu der überlieferten dogmatischen Auffassung vielfach in Gegensatz stellt, möchte ich nicht unterlassen, den Kernpunkt hervorzuheben, durch den dies geschieht. Der Verf. streift die übernatürliche Göttlichkeit von der Person Christi ab und faßt die Göttlichkeit Jesu als die Erfüllung seiner Person mit dem Geiste Gottes. Daher finden die Worte des Glaubensbekenntnisses „geboren von der Jungfrau Maria“ und die der Erklärung Luthers „wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren“ keine Beachtung. Es ist mir zweifellos, daß dies für viele genügt, das Buch beiseite zu legen. Das hindert jedoch nicht, auch diesen das Buch warm zu empfehlen. Es zeigt, daß Jesus Christus auch ohne dieses Dogma im Mittelpunkt der Menschheitsgeschichte stehen und dem einzelnen Menschen der einzige Halt im Leben und im Sterben sein kann, und hat den Vorzug, in didaktisch klarer Form die Probleme unseres christlichen Glaubenslebens aufzustellen und auf biblisch-realer Grundlage dem Verständnis zu erschließen.

Der Frage, ob das Buch als Schulbuch brauchbar ist, überhebt uns der Verf. selbst. Er äußert (S. V), daß es zunächst für die Hand des Lehrers, jedoch auch für die Hand der Schüler und für erwachsene Gemeindeglieder berechnet ist, etwa in der Art, daß sie nach vorangegangenem Unterrichte die betreffenden Erörterungen nachlesen sollen. Ich weiß aus Erfahrung, daß Schüler der oberen Klassen das Verlangen haben, durch eigenes Studium oder Nachdenken sich Klarheit über religiöse Fragen zu verschaffen; in solchen Fällen, auch gegenüber dem planlosen Konventikelwesen, das in jüngster Zeit sich vielfach unangenehm breit gemacht hat, ist der Hinweis auf das vorliegende Buch empfehlenswert. Vor allem aber möchte ich betonen, daß der Lehrer auf allen Stufen des Unterrichtes sich aus dem Buche Anregung und Richtung holen kann und daß es dem Lehrer der Prima Anlaß zum Nachdenken gibt, ob er nicht den Unterricht in der Glaubens- und Sittenlehre nach diesem Vorbilde einrichten soll.

Druckfehler: S. 1 Z. 6 Evangelium von Christi statt Christo; S. 55 Z. 10 v. u. von seinem geistigem Einssein st. geistigen; S. 134 Mitte Pertullian st. Tertullian.

Waldenburg i. Sch. Karl Boetticher.

Victor Kiy, Gotthold Ephraim Lessings Leben und Werke. Für weitere Kreise dargestellt. Mit 8 Abbildungen. Halle a. S. 1904, Hermann Gesenius. 171 S. 8. 3 ℳ.

An Lessingbiographien ist gewiß kein Mangel, gleichwohl für eine gute populäre Darstellung auch neben Ad. Wilh. Ernsts Buch immer noch Raum. Der Verf. dieses Werkchens will sich an weitere Volksschichten wenden und insbesondere an die Frauen. Er gestaltet deshalb seine Darstellung so elementar wie möglich. Das geht so weit, daß er etwa auftauchende Fremdwörter, seien sie mitunter auch ganz geläufig, jedesmal gewissenhaft glossiert. Allgemeinverständlichkeit ist also sein Hauptzweck. In einem solchen Buche wird niemand neue Aufschlüsse suchen. Es hätte somit des ausdrücklichen Verzichtes gar nicht bedurft. Aber auch in diesem Falle muß man verlangen, daß der Verf. den Stoff nicht nur ordentlich beherrscht, sondern auch das Wichtigste in geschickter Auswahl und erwärmender Darbietung vorzuführen versteht. Solche Erwartungen erfüllt der Verf. nicht in zureichendem Maße. Zwar bringt er eine Skizze der bekannten Lebensschicksale unter gleichzeitiger Betrachtung der Hauptwerke, aber seiner Darstellung fehlt die rechte persönliche Note. Man merkt trotz der reichlich gesäten Zitate, daß er eben doch aus zweiter oder dritter Hand spendet. Und es erweckt einiges Mißtrauen, wenn er neben Danzel-Guhraurers gründliches Quellenwerk und Erich Schmidts monumentale Biographie das recht anfechtbare Buch von Adolf Stahr als dritte grundlegende Arbeit unmittelbar danebenstellt. Der Darstellungston ist trotz manchen anekdotischen Ausputzes ebenfalls nicht sonderlich ansprechend. Die einzelnen Kapitel lesen sich mehr wie Referate als wohlgerundete, innerlich zusammenhängende Abschnitte. Überhaupt tritt das Literarhistorische zu sehr zurück, so daß oft der Eindruck des Mosaikartigen erweckt wird. Zur Einzelkritik wäre wohl mancher Anlaß, doch kann hier davon abgesehen werden. Im ganzen kann ich mir somit nicht die anregende Kraft von dem Buche versprechen, die der Verf. erhofft. Doch mag es zumal für Schüler eine nicht unnützliche Lektüre sein.

Leipzig. Otto Ladendorf.

Paul Hellwig, Die Technik des Unterrichts in der deutschen Grammatik. Ein Hilfsbuch für Lehrer. Dresden 1905, L. Ehlermann. VIII u. 214 S. 8. 4,50 ℳ, geb. 5,50 ℳ.

Eine eingehende Darlegung der technischen Gesichtspunkte, die für den Unterricht in der deutschen Grammatik in Betracht

kommen, sollte billigerweise keinem als ein unnützes Unternehmen erscheinen, am wenigsten dann, wenn sie von bewährter Seite kommt. Wir lernen durch Lehren, und wir lernen auch, wenn wir andere lehren sehen. Wer still und unerschlafft im kleinen Punkte hohe Kraft zu sammeln bemüht ist, der kann auch hier, wo gerade für die Schule recht wichtige Dinge zur Erörterung stehen, die Verpflichtung, in die Breite und Tiefe zu gehen, nicht von der Hand weisen. An der Seite eines kundigen und gewissenhaften Führers ein sei es bereits lieb gewordenes, sei es sich erst eröffnendes Gebiet nach den verschiedenen Richtungen hin zu durchstreifen, kann jedem, der es mit seinen Aufgaben ernst nimmt, nur Vergnügen bereiten, abgesehen von der damit verbundenen inneren Förderung, die da freilich notwendigerweise ausbleibt, wo einer das Ziel durchaus schon erreicht zu haben vermeint. Es ist richtig, die Zahl der von unserm Mentor zur Einübung der grammatischen Erscheinungen vorgeführten Beispiele ist ungeheuer groß, und ihre Auswahl mag manchem weniger behagen, weil sie meist einen ausgesprochen prosaischen Charakter an sich tragen; aber die Poesie hat nun einmal mit unserm grammatischen Betriebe in der Schule herzlich wenig zu tun, und der leitende Gesichtspunkt muß vor allem der sein, daß das efficax per exempla iter am besten ohne Nebenrücksichten auf das gesteckte Ziel lossteuert.

Aus der Fülle des Gebotenen alles das herauszuheben, was meinen besonderen Beifall hat, muß ich mir, weil es zu weit führte, versagen. Verschwindend an Zahl sind die Einzelheiten, in denen ich mit dem Verf. nicht ganz übereinstimme. Gleich die Einleitung ist sehr lesenswert, die u. a. über das für die didaktischen Fragen wichtige psychologische und logische Prinzip und wiederum über Analyse und Synthese im grammatischen Unterrichte beherzigenswerten Aufschluß, zumal dem angehenden Lehrer, verschafft. Was in der eigentlichen Belehrung z. B. die unter dem Texte stehenden Anmerkungen an kleinen Nebenwinken geben, verdient sorgfältige Beachtung, vor allem aber der übersichtlich gegliederte Plan des Ganzen, dessen Wert freilich nur der ermessen kann, der sich die Mühe nicht verdrießen läßt, das Buch von vorn bis hinten wirklich durchzuarbeiten. Dies ist schon darum nötig, weil nicht in jeder Schulgattung für die grammatische Unterweisung im Deutschen die Zeit zur Verfügung ist, sich ohne Wahl und Aussonderung des Wichtigsten dem Hellwigschen Leitfaden einfach zu eigen zu geben. Was mir an diesem besonders löblich scheint, ist die fast durchgehends beobachtete Rücksicht auf das praktische Verfahren, so daß mit Recht nicht immer die sich wissenschaftlich empfehlende organisch-genetische Anordnung der Dinge eingehalten ist.

Um wenigstens einiges von dem zu nennen, was mir bei der Durchsicht des Buches überaus gefallen hat, mache ich z. B. auf

die lichtvolle Behandlung aufmerksam, deren S. 37 ff. der Konjunktiv sich erfreut. Wie weiterhin in der Wortlehre der Begriff „Verhältnis“ bei den Präpositionen (S. 57 Nr. 2), der Unterschied zwischen Adjektiv und Adverb S. 63 ff. und S. 70 ff. per ludum — wohl dem Lehrer, der den Sinn für die opportunitas ioci nicht verloren hat! — die Eigenart der Konjunktionen dem Schüler klar gemacht werden, das alles verrät den Meister. Fast noch interessanter sind seine Darlegungen in der Satzlehre, bei der auch die geschichtliche Entwickelung der Dinge nicht unberücksichtigt bleibt. Freilich könnte hier vielleicht für Anfänger im Unterrichtsbetriebe — und an diese wendet sich doch das Buch in erster Linie — etwas mehr auf die Quellen hingewiesen werden, an denen sie genauere Studien machen können. Bei der Begutachtung der einzelnen sprachlichen Vorgänge und der für ihre schulmäßige Behandlung gemachten Vorschläge ist es immer wieder nützlich, sich davon zu überzeugen, daß man sich mit der Erklärung der grammatischen termini nicht allzu sehr abzumühen braucht. Es wird z. B. alles nichts helfen: das transitive Verb läßt ein Objekt im Akkusativ zu, das Verb dagegen, von dem dies nicht gilt, ist ein intransitives (vgl. Hellwig S. 89 Nr. 26). Wenn neben *μέμφεσθαί τινα* auch *μέμφεσθαί τινι* steht, wenn dem comitari aliquem ein comitari alicui sich gesellt und in unsrer Muttersprache einer sowohl m i c h wie m i r rufen kann, so ist es doch sonderbar, die genannten Verben in ihrer Verbindung mit dem Dativ als „ziellos“ hinzustellen. In der alten Weißenbornschen Schulgrammatik der latein. Sprache liest man buchstäblich den Satz: „Intransitive Verba stellen eine Tätigkeit dar, welche auf das Subjekt beschränkt bleibt, a u s d e m s e l b e n n i c h t h e r a u s g e h t“. Das heißt denn doch wirklich den Schüler vor den Kopf stoßen. Daß „brausen“, dessen Inhalt (Bedeutung) nach Hellwig nicht „auf einen andern Gegenstand übergehen“ kann, unter Umständen ein affiziertes Objekt — s. Sachs-Villatte, Hand- und Schulausgabe des deutsch-französischen Wörterbuchs s. v. — bei sich hat, will ich nicht einmal hervorheben; wenn aber z. B. ein scharfer Wind über mich hin oder an mir entlang streicht, so wird mich schwerlich jemand davon überzeugen, daß ich von ihm nicht betroffen, nicht zum affizierten Gegenstande seines Wehens gemacht sei. S. 91 Nr. 35 wird das Akkusativobjekt als das „wichtigere“ im Vergleich zu dem im Dativ stehenden „entfernteren“ Objekte hingestellt. Gesetzt aber, es gibt mir ein Mitleidiger Geld, damit ich, von Hunger gequält, mir Speise kaufe, so ist ohne Zweifel ebenso wichtig wie die Tatsache, daß überhaupt etwas zur Ausgabe gelangt, die unmittelbar danebenstehende Erwägung, daß nicht ein anderer, sondern ich selbst der von ihm Bedachte bin. Das Geben wird ohne sein Korrelat, das Nehmen, nun einmal nicht fertig. Die Unterscheidung zwischen „näherem“ und „entfernterem“ Objekt ist eine unglückliche Erfindung der

Grammatiker. Umgekehrt freut es mich, bei Hellwig (S. 95) endlich mit der Vorstellung aufgeräumt zu sehen, daß zum Erkennen der Satzteile und ihrer Beziehungen zueinander von dem eigenen Fragen der Schüler nach ihnen gar viel zu erwarten sei. Richtige Fragestellung — z. B. auch bei dem Gebrauche der Präpositionen — ist nur möglich auf Grund bereits vorhandener Erkenntnis und ihr entsprechender Handhabung der sprachlichen Formen. Daß, wer unbefangen redet, nicht die Frage aufwirft: „Wie beschaffen war der Sieg der Deutschen?", um die besondere Art der Verbbestimmung festzustellen, darin kann ich Hellwig nur beistimmen. S. 111 ff. wird von ihm auch der Kampf gegen die sogenannten zusammengezogenen Sätze mit Glück aufgenommen. Selbst für das Lateinische (imperator et milites [exercitus] eius laudati sunt) kann man sie entbehren, da der Teil eines Subjekts eben nicht das Subjekt ist. Die übersichtliche Anordnung der Satzteile zur Gewinnung von Satzbildern beim Analysieren und Konstruieren der Sätze S. 118 f. und dann wieder S. 213 f. verdient allen Beifall, und in Nr. 135 werden die Schüler sogar in unauffälliger Weise ein klein wenig ins Gebiet der Logik hineingeführt, indem sie schon etwas mit den Begriffen Umfang und Inhalt umgehen lernen. In der Anmerkung auf S. 123 ist nicht ganz ersichtlich, ob „ich werde schreiben" = „ich werde schreibend" sein oder wir nur fälschlicherweise versucht sein sollen, es so aufzufassen; s. Behaghel, Die deutsche Sprache[3] S. 323 und Sütterlin, Die deutsche Sprache der Gegenwart S. 183 und 187. Für die Bestimmungsfragen (S. 126) anstatt der bisher üblichen Wortfragen kann ich mich nicht erwärmen, da man es dem Ausdrucke „Bestimmung" nicht ansieht, daß er in grammatischem Sinne genommen sein will. Durch die Satzfrage und ihre Antwort wird auch eine Bestimmung getroffen. Nach wie vor schließe ich mich hier am liebsten an die anziehende Behandlung des Gegenstandes bei Delbrück, Syntaktische Forschungen I, 1871, S. 74 f. an. Die sog. Satzfragen z. B. mit Heintze im Sprachhort als Gültigkeitsfragen (nicht als Bestätigungsfragen) zu bezeichnen, unterliegt auch keinem Bedenken. Die Wortfragen sind und bleiben Verdeutlichungsfragen (s. auch Heidelberg-Wagener, Elementargrammatik d. deutsch. Spr.[10] S. 68).

Großen Wert legt Hellwig mit Recht beim Satzgefüge darauf, daß man nicht etwa den Nebensatz aus einer Bestimmung des Hauptsatzes entstanden sein lasse. Vorsichtigerweise wird man sich höchstens so ausdrücken dürfen, wie z. B. Bräuning es tut, wenn er in seinem „Leitfaden durch die deutsche Grammatik" S. 37 sagt, die Nebensätze könnten als gleichwertig mit Satzteilen aufgefaßt werden, oder man wird mit Michaelis, Nhd. Gramm.[3] S. 155 lehren, daß jeder Nebensatz (mit einiger Veränderung des Sinnes) sich in einen Satzteil verwandeln lasse.

In gleichem Sinne sprechen sich auch Lohmeyer, Kleine deutsche Sprach- und Aufsatzlehre [5] § 18 und Prigge, Deutsche Satzlehre (1900) § 90 aus, woselbst es S. 95 heißt: „Die Nebensätze sind aus ursprünglichen Hauptsätzen entstanden; im Satzgefüge aber haben sie die Bedeutung von Satzteilen, d. h. sie geben Bestimmungen zum regierenden Satz“. Aber in desselben Verfassers Satz- und Formenlehre, Ausg. B 1902, sieht die Sache § 41 S. 66 doch wieder aus andern Augen: „Ein Nebensatz ist ein Satz, der anstelle (so!) eines Satzteils eines andern Satzes steht“. *Θυμὸς κρείσσων τῶν βουλευμάτων*, wenn auch in unserem Falle nicht gerade *μεγίστων αἴτιος κακῶν βροτοῖς*, und der Wegfall tragisch erschütternder Seelennot mag wohl die meisten Grammatiker davon abgehalten haben, mit einem üblich gewordenen und für die Praxis brauchbaren Verfahren zu brechen. Sachlich bin ich hier indessen mit Hellwig völlig einig, weniger da, wo er (S. 145) den Hauptsatz als einen Satz definiert, der einen in sich abgeschlossenen Gedankeninhalt habe. Wenn ein Nebensatz durch diese ihm gegebene Form zu einer näheren Bestimmung des übergeordneten Satzes wird, so ändert dies an seinem Gedankeninhalt nichts. Auch schon der bloße Satzteil kann seinen abgeschlossenen Gedankeninhalt haben. Vgl. Hellwig selbst S. 73 ff. und Wetzel, Die deutsche Sprache [12] S. 325, wo der Herausgeber des Buches, mein Bruder, mit Recht das Satzgefüge: „Ich werde wieder, was ich gewesen bin“ als ein solches bezeichnet, in dem der Hauptsatz ohne den Nebensatz unverständlich ist. Anders läge die Sache, wenn z. B. ein Kranker in prägnanter Verwendung des Verbs von sich sagte: „Ich werde wieder“. Vgl. auch das Behaghelsche Beispiel aus Goethe (S. 296): „Er weiß, ich kann nicht ruhn“. Die Zusammensetzung im Satzgefüge würde oft nicht sowohl zum Schaden des einen der beiden Sätze (Hellwig S. 146) als zum Nachteil beider gelöst werden. — Wie S. 178 f. dem Schüler die Bildung schwieriger Relativsätze beigebracht wird, sollte man sich gesagt sein lassen. Anderseits sucht Hellwig ihn auf S. 198 davon zu überzeugen, daß in der „Satzverbindung“: „Ein Bote berichtet, der König kommt morgen“ der zweite Satz fälschlicherweise als unechter Nebensatz bezeichnet werde. Ein unechter Nebensatz, sagt er — und er vergleicht damit z. B. unechte Perlen — müßte wie ein Nebensatz aussehen, dürfte aber in Wirklichkeit keiner sein. Hier wird m. E. übersehen, daß bei den Perlen das Auge, beim Nebensatze, wie überhaupt in mündlicher Rede (und um diese handelt es sich zunächst), das Ohr entscheidet. Dort läßt die *διάθεσις ψυχική* das Auge etwas sehen, was nicht da ist, hier das Ohr etwas hören, was nicht gesagt ist, sofern es auf den Wortlaut des Gesprochenen ankommt. Hellwig selbst läßt manchmal das unbewußte Sprachgefühl bei der Beurteilung sprachlicher Dinge den Ausschlag geben. Wenn er freilich S. 153

Z. 6 v. u. behauptet, es komme uns eher zum Bewußtsein, wie ein Satz äußerlich gebaut sei, als welche syntaktische Bedeutung er habe, so glaube ich das nicht. Höre ich die Worte (Sütterlin S. 352, Nr. 407): „Wären Sie so freundlich und ließen mich vorbei?", so empfinde ich bei unbefangener Entgegennahme der an mich gerichteten Frage ihren zweiten Teil im Sinne eines Konsekutiv- oder doch jedenfalls Adverbialsatzes des Grades, also eines Nebensatzes. Hat gelegentlich ein Fragesatz (Hellwig S. 199) die Bedeutung eines Bedingungssatzes, so ist er das eben auch für unser durch keinerlei weitere Erwägungen verklausuliertes erstes Empfinden. Seine äußere Form zu erkennen, ist eine spätere Sorge — falls sie mir überhaupt kommt —, und ich nehme ihn dann sozusagen in die Pflicht einer grammatischen Sondierung, bei der auch das Auge eine Rolle spielen kann. Wiederum freut es mich, nach diesem kleinen Exkurse auf eine der besten Partien des Hellwigschen Buches hinweisen zu dürfen. Wer nämlich sehen will, wie man Schüler in das Wesen der indirekten Rede einführt, der lasse sich's von unserm Verfasser S. 207 ff. vormachen. Was hier geboten wird, ist geradezu vortrefflich und gibt mit der noch angefügten Behandlung leichterer Perioden dem Ganzen einen würdigen Abschluß.

Nicht unerwähnt möge bleiben, daß die Verteilung des Lehrstoffes den Lehrplänen absichtlich nicht ganz genau folgt, da nach Meinung des Verfassers vor allem der Sexta etwas mehr zugewiesen werden muß, als es in den amtlichen Anweisungen geschieht. Dies beinträchtigt indes den Gebrauch des Buches nicht, das erfreulicherweise großen Wert darauf legt, dem benutzenden Lehrer nicht ohne Not seine Bewegungsfreiheit zu beschränken. So wird jeder gern zu ihm greifen, insonderheit freilich diejenigen, die beim Gebrauche des von Hellwig, Hirt, Zernial herausgegebenen deutschen Lesebuches und seines Anhanges methodische Erläuterungen in der Hand zu haben wünschen. Daß der erste Teil des Werkes, die Wortlehre, eine Umarbeitung der zum Jahresberichte der 5. Realschule zu Berlin von 1894 veröffentlichten Hellwigschen Abhandlung ist, sei für die Fachmänner ausdrücklich hervorgehoben, die schon längst einen weiteren Ausbau des dort Gegebenen erhofften und nun an der mit großer Sorgfalt ausgeführten mühsamen und dankenswerten Arbeit ihre große Freude haben werden.

Pankow b. Berlin. Paul Wetzel.

Bellum Africanum. Herausgegeben und erklärt von Rudolf Schneider. Mit zwei Karten. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 160 S. 8. 2,20 M.

In musterhafter Weise hat Rudolf Schneider die Schrift des unbekannten Verfassers herausgegeben, der als Offizier den afrikani-

schen Feldzug von Anfang bis zu Ende mitmachte. Wenn dieser auch nicht in die Pläne des Oberfeldherrn eingeweiht war, so hat er doch die einzelnen Kämpfe und Cäsars Tätigkeit klar und anschaulich, offenbar nach tagebuchartigen Aufzeichnungen, und wohl schon vor Umnennung des Monats Quintilis in Julius (s. c. 98,5) beschrieben. Den Text hat Schneider nach zuverlässigen Vergleichungen der besten Handschriften hergestellt. Für den Thuaneus, Vindobonensis, Riccardianus und Ursinianus hat er die Vergleichungen Heinrich Meusels benutzt, dem er auch diese Ausgabe gewidmet hat. Die Lesarten sind übersichtlich, zusammen mit den nötigen Verbesserungen, unter dem Texte gegeben. Unten auf den Seiten stehen vortreffliche Anmerkungen sachlichen und sprachlichen Inhalts, zu denen auf das sorgfältigste die einschlagende Literatur benutzt ist. Besonderer Dank wird Stoffel gezollt, dessen Werke auch die beigegebenen Karten entlehnt sind. Als Beigabe folgt eine mit eingehenden Notizen versehene Liste der Eigennamen; darauf ein Verzeichnis über den Inhalt der Anmerkungen; sodann eine genaue Zeittafel und dazu eine chronologische Beilage; weiter noch eine Besprechung über das Gefecht von Ruspina und über die Schlacht bei Thapsus; schließlich eine Notiz über die benutzten Handschriften.

Die handschriftliche Rezension hat Schneider mit der ihm eigenen Akribie gemacht. Die Überlieferung ist so mangelhaft, daß der Text ohne Konjekturen, zum Teil auch stärkerer Art, nicht hergestellt oder auch nur lesbar gemacht werden kann. Auch in dieser Beziehung hat der Herausgeber an vielen Stellen seine Kenntnisse, seine Sorgfalt und Besonnenheit und zugleich auch seine glückliche Kühnheit bewährt. Beispielshalber seien nur angeführt: c. 15, 2 *cunctatur* statt des überlieferten *conatur*; 18, 5 *iugum* für *locum*; 36, 4 ⟨*Bocchi*⟩ *copiis*; 47 z. E. *pilorum* [*c*]*acumina*; 70, 4 *in*⟨*teriecto*⟩ *spatio*; 90, 5 *denuo* (statt *demum*) *natos*, wozu in der Anmerkung schöne Parallelen gegeben werden; 91, 3 *eo* ⟨*loco*⟩ *coacervatis*; 94 zum Schluß *itaque* (statt *idque*) *obtinuit* = 'und somit erreichte er seinen Zweck'.

Die Anmerkungen erörtern in der lehrreichsten Weise alles Wissenswerte in geographischer, historischer und sprachlicher Beziehung. In Hinsicht auf die Sprache werden speziell dem Philologen die zahlreichen Hinweise Interesse erwecken, durch welche die Stellung des Autors zu den Vorgängern, Zeitgenossen und Nachfolgern genauer bestimmt wird. Beispielsweise bedeutet bei ihm *litus* das Land an der Küste, bei Cäsar das Wasser an der Küste; *veteranus* wird substantivisch gebraucht, bei Cäsar nur adjektivisch; *elephans* wird weiter dekliniert nach der zweiten: *elephanti* usw., wie bei Livius; *utrisque ducibus* steht von zweien; der Verfasser hat, ein Zug familiärer Sprache, eine Vorliebe für die Verkleinerungswörter; *fossa* steht von einer natürlichen Vertiefung: dadurch fällt Licht auf Liv. 23, 47, 6 *cantherium in fossam*;

der Witz des Fabius bei Cic. sen. § 11 wird deutlich durch die Bemerkung zu 54, 4 daß *opera* sowohl Verdienst wie Schuld bedeuten kann; vgl. *merito* = Verschulden 90, 4; zu *propria victoria, proprium gaudium* 32, 1. 61, 5. 82, 2 = „wirklich eigen, dauernd" konnte noch auf Hor. C. 2, 2, 22. S. 2, 6, 5 verwiesen werden. Der Verfasser gebraucht *adoriri* 14 mal, niemals *aggredi*; er verwendet *convallis* statt *vallis*; er zuerst *convulnerare* und zwar 9 mal, während es auch bei den Späteren nur selten ist, er zuerst in der Prosa *incertus* mit Genitiv, und das ptc. fut. act. final; bei ihm finden sich die ersten Beispiele des 'accusativus Graecus' (*caput ictus, bracchium percussus*) in der Prosa; er gebraucht *interim* über 60 mal, dagegen *interea* nur zweimal; *subito* steht mehr als 10 mal, niemals *repente*; *quamquam* wiederholt, nie *etsi*; niemals *propterea*, dagegen *idcirco quod* und *ideo quod*; Cicero und Cäsar haben nur die Form *fore*, dieser Verfasser wie andere Historiker auch *foret*; er trennt *nihilo* durch *tamen* von *minus*, ndere Schriftsteller nicht; *sese* ist bei Cäsar und seinen Fortsetzern nur Akkusativ, nicht Ablativ (wie doch z. B. bei Cic. Brut. §§ 115. 127), im b. Afr. nur Akkusativ des Objekts; hier wird *potiri* nicht nur mit dem Ablativ und dem Genitiv verwendet, sondern auch mit dem Akkusativ; hier steht wiederholt das Plusquamperfekt statt des Imperfekts im Relativsatz, ferner *postquam* mit Konjunktiv plusquamperfecti 40, 5. 50, 4. 91, 4; stets *ab* vor einem mit *s* anfangenden Worte; der abl. absol. hat mehrmals dasselbe Subjekt wie der Hauptsatz; danach kann wohl kein Zweifel sein, daß es im Lemma der Anm. zu 16, 3, wie im Texte, heißen sollte *circumspicere iam* (statt *omnes*, für das überlieferte *enim*), weil vorhergeht *omnium animis* (was doch = *omnibus* ist) *in terrorem coniectis*. — Was die Realien betrifft, so ist für das Geschichtliche dem Historiker der betreffenden Zeit die Ausgabe unentbehrlich; auch für das Archäologische fällt manche Bemerkung ab; z. B. berichtigt der Herausgeber zu 20, 1 die Behauptung Marquardts, daß die *remiges* Sklaven gewesen seien; die einzige Stelle für *lunatis castris* 80, 2 ändert er in *locatis castris*; 40, 5 weist er darauf hin, daß *campo purgato* nur heißen kann: „als das Schlachtfeld (vgl. zu 85, 3) aufgeräumt war", wiewohl er sonstige Belege für den Brauch nicht anführen kann. Beachtung verdient, daß *scorpio, catapulta, funda* (29, 3, 31, 5. 83, 3) zunächst von den Geschossen gebraucht wurden; *galea* kommt in der Schrift nicht vor, aber 12, 3 *galeari*; zu 78, 10 wird über *cassis* 'Reiterhelm' gesprochen (16, 2 hat ein Legionssoldat eine *cassis*).

Die Anregung, die mir durch die Ausgabe wurde, veranlaßt mich noch zu folgenden Bemerkungen, die mein lebhaftes Interesse für sie bekunden mögen. 4, 2 dürfte Plancus noch Subjekt von *conscribit* sein, von dem ja sonst die Rede nicht mehr wäre; *data facultate* entspricht dem vorhergehenden *daret potestatem*. —

5, 1 möchte ich schreiben *Caesari* (statt *ei*) *reliquae*; dagegen c. 5 z. E. [*Caesar*] *esset.* — 13, 2 *aciem derigit simplicem* ⟨*ita in longitudinem*⟩ *ut*; vgl. 59, 2. 17, 1 f. — 14, 1 *cum* ⟨*in*⟩ *suorum potestate.* — 14, 2 *et* ⟨*ultra*⟩ *Caesaris equitatum extenuari* ('sich ausdehnen' = überflügeln) . . *coeperunt*; vgl. 59, 2 *extenuatos.* — 18, 4 für *paucitate*: *iactatione*; vgl. 62, 3 *iactatus.* — 19, 1 ⟨*com*⟩*plures* . . *complures.* Vgl. über die Wiederholung wenigstens von Substantiven die Anm. zu 14, 3; außerdem 41, 1 *omnibus* . . *omnes,* 66, 1. 2 *subito* . . *subito*; ferner 28, 2 ⟨*com*⟩*pl.*, auch 75, 7 *multis* ⟨*militibus*⟩ *eius* . . *compluribus* = 78, 8, und die Anm. zu 86, 1; umgekehrt vermutet Schneider 21, 3 [*com*]*plures,* was auch wohl 96, 2 gesetzt werden sollte. — 19, 1 *paucique* ⟨*equites*⟩ unter Berücksichtigung des Vorhergehenden. — 19, 3 würde ich vorziehen *nimium* ohne *idcirco.* — 22, 2 *ab uarduis*: hier verdiente Em. Hoffmanns Vermutung *a nefariis* Erwähnung; vgl. 36, 2. 44, 3 und die Anm. zu 44, 3. — 24, 1 erscheint wahrscheinlicher die Stellung *unis castris factis* ⟨*a Caesaris castris*⟩ *III m. p. longe considunt*; vgl, auch 77, 4. — Die Richtigkeit der Anm. zu 24, 2 *gratia* hindert 31, 1 die Einsetzung von *causa.* — 25, 4 ist vielleicht ⟨*redeundi*⟩ unnötig; der acc. c. inf. bei *consilium* läßt sich vergleichen mit 19, 1. — 26, 3 erscheint *nisi* . . *non* unnötig; dagegen für ⟨*egredi*⟩, welches sich durch die Seefahrt von Lilybaeum aus verbietet, würde ich einsetzen ⟨*bellum administrare* (auch Caes. b. civ. 1, 25, 3 mit *ex*), *statim*⟩ *bellum.* — 44, 2 sollte man allerdings statt *uno* den Namen des Centurio erwarten; da aber der Verfasser diesen Mann nachher 45, 1 nicht anders zu bezeichnen weiß als *centurio legionis XIIII,* so hat er offenbar seinen Namen nicht gewußt; daher dürfte auch 44, 2 an Stelle von *uno* gestanden haben: ⟨*legionis*⟩ *XIIII*; vgl. 50, 4 und 86, 5 ⟨*legionibus*⟩, und 77, 3 *quarto* statt des überlieferten *uno.* — 47, 5 konnte *oppido perquam pauci* bleiben. — 48, 1 dürfte genügen die Änderung ⟨*in*⟩ *exercitu, ac terroris* ⟨*gratia*⟩ *Caesaris*; vgl. 70, 7. — 49, 1 möchte ich schreiben: *capiendo loca* (s. 39, 2), *excelsa occupare contendit,* ⟨*ne* mit Nipperdey⟩ . . *occuparent atque* . . *sibi* . . *eriperent* . . [*gratia* mit Clarke]. (Die betreffende Höhe wird 50, 6 von Cäsar besetzt.) — Stand 51, 7 statt *sub hoste* ursprünglich *secundum hostem*? s. Anm. zu 1, 1. — Ist c. 53 **ut** = 'vermeintlich'? — c. 56 z. E. *oppidum* (statt *locum*) *Uxitae,* wie 58, 3. 59, 4. — 63, 6 *crescente* oder *adversante* (statt *eodem*) *vento.* — 67, 2 *castris novis* (statt *unis*) nach § 1 *castris incensis.* — Heißt 71, 2 **prope** 'beinahe sogar'? s. Anm. zu 1, 1. — 74, 3 ist wohl *deorum* nicht anzutasten; und die *cives* sind wohl die Gesandten der Stadt Vaga, welche sich bei Cäsar befinden. — 79, 2 dürfte *intrare ad se* die Bedeutung haben wie 20, 6 *intra sua praesidia* 'hinein in die von Cäsar besetzte Linie'. — 80, 1 *angustiae* . . *intererant,* ⟨*in*⟩ *quas.* — 82, 1 *ita*[*que*] *in circumeundo.* — 82, 3 *irruptione* (statt *eruptione*)? = Einbruch ins feindliche

Lager (83, 5). — 84, 1 ⟨*in*⟩ *sinistro* mit S. — 85, 7 *turbarum* (statt *urbanos*) . . *auctores*. — 86, 2 ziehe ich Kraners Athetese vor: [*cum turribus ornamentisque capit*], in welchen Worten doch wohl nur eine Erklärung der sie umgebenden Worte *ornatos armatosque captos* steckt; vgl. 72, 4 *ornatus ac loricatus*. — 88, 3 meint der Plural *liberis* den einen Sohn Catos, der bei ihm befindlich ist. Freund führt für diesen Sprachgebrauch an Cic. Phil. 1, 1, 2; Rosc. Am. 34, 96; imp. Pomp. 12, 33; prov. cons. 14, 35; Sulpic. bei Cic. Fam. 4, 5; Gaius Digest. 50, 16, 148 *non est sine liberis, cui vel unus filius unave filia est* u. a. — 88, 3 *sermone* ⟨*eodem*⟩. — Gegen Stoffels Vermutung, daß 89, 1 Usseta Uzita sei, spricht *parvo praesidio*. — 93, 3 ist *Vergilius* . . *ipse sibi* an sich gut; aber dem überlieferten *quae* steht *ille* näher. — Wahrscheinlicher als die Umstellung des einen Wortes *itemque* 97, 2 erscheint die Umstellung der Zeilen: *duxerant*, *Hadrumetinis HS XXX, conventui HSL* ⟨*itemque Thapsitanis HS XX, conventui eorum HSXXX*⟩ *multae*. Dann steht auch die größere Stadt mit den größeren Summen voran.

Das Äußere der Ausgabe ist sauber und nett, der schwierige Druck fast korrekt. 19, 5 mochte noch in den Lesarten angegeben sein, daß die Klammer von Vielhaber, und 50, 3, daß die Klammer von Gude herrührt. Zu 85, 9 hat Dübner: *gestas ab ipsis* codd.; *gestas spe ipsi* Oudendorpius; demnach soll es wohl bei Schneider im Texte heißen: *impunitatis propter maximas res gestas* ⟨*spe*⟩ *ipsi quoque*, und entsprechend in den Lesarten. Sollte nicht 65, 1 im Text auch *praeparant* stehen, wie in den Lesarten vorgeschlagen wird? Zu 41, 3 steht in der Anmerkung das rätselhafte '*qui*] *Scipio*'. Dübner setzt an dieser Stelle wohl mit Recht eine Lücke an vor *suamque aciem*, weil im folgenden Scipio Subjekt ist.

Gr. Lichterfelde. Wilhelm Nitsche.

F. Grunsky und G. Bräuhäuser, Griechisches Übungsbuch. Zweiter Teil für Klasse V (Obertertia). Zweite Auflage. Stuttgart 1905, Adolf Bonz u. Co. X u. 167 S. 8. geb. 3 *M*.

Seitdem in Preußen die neunstufigen Anstalten als gleichberechtigt anerkannt sind, ist für die humanistischen Gymnasien eine Zeit der Ruhe eingetreten, ihre Existenz, ihre Unterrichtsgegenstände sind gesichert, aber auf wie lange? Die Reformgymnasien, denen, wie man aus der „Monatschrift für das gesamte Leben der Gegenwart" schließen kann, die Zukunft gehört, werden an Zahl zunehmen, und wenn sich auch jetzt noch die Reichshauptstadt gegen die Errichtung solcher Anstalten, wie es mir scheint, mit gutem Grunde sträubt, so werden doch auch hier einmal, unter veränderten Verhältnissen, die neuen Anschauungen in die Tat umgesetzt werden.

Wenn auch die stärkere Betonung des Deutschen an den

Reformanstalten nur zu billigen ist, so wird an ihnen gerade der Lehrgegenstand, der dem Gymnasium sein Gepräge gibt, in seiner Stellung als verbindlicher Unterrichtsgegenstand höchst gefährdet. Der Vorschlag, den Beginn des Griechischen in die Ober-Sekunda zu verschieben, wird jetzt auch von besonnenen Schulmännern gemacht, und sollte er verwirklicht werden, so hat damit meines Erachtens dem Griechischen als verbindlichem Lehrgegenstand die letzte Stunde geschlagen. Dem Schüler der Ober-Sekunda wird es nicht sehr interessant sein, sich die nicht gerade leichten Anfangsgründe der griechischen Sprache einzuprägen, sich lange Zeit mit der Formenlehre zu beschäftigen, wenn er in anderen Sprachen Literaturwerke liest. Auch die Verbindung der Grammatik mit der Lektüre, wie sie in den Versuchen, den Anfangsunterricht an die Anabasis anzulehnen, erstrebt wird, ist auch nicht gerade geeignet, dem Ober-Sekundaner die Anfänge der griechischen Sprache interessant zu machen.

Man wende nicht ein, daß der Schüler des Gymnasiums das Hebräische oder das Englische doch auch erst in Ober-Sekunda beginnt und sich in ähnlicher Lage befindet. Hier liegen die Verhältnisse anders. Der das Hebräische treibende Schüler soll nur befähigt werden, das Alte Testament im Urtexte zu lesen; der Inhalt ist ihm bekannt; ich möchte sagen, wissenschaftliche Gründe sind für die Erlernung dieser Sprache maßgebend. Und die Zeit ist wohl auch nicht fern, wo man das Hebräische aus dem Lehrplan der Gymnasien streichen wird, eine Maßnahme, die ich im Interesse der Theologen beklagen würde. Was das Englische anbelangt, so nimmt die Einübung der Formenlehre und der Syntax wegen der größeren Einfachheit nicht so viel Zeit in Anspruch, daß nicht nach kurzem zur Lektüre übergegangen werden kann.

Ferner wird beim Beginn des Griechischen in Ober-Sekunda der Umfang der Lektüre sehr klein sein; man wird bald sagen, eine so wenig umfangreiche Lektüre habe keinen rechten Nutzen. Der Gedanke, den späten Beginn des griechischen Unterrichts durch eine erhöhtere Stundenzahl auszugleichen, kann gar nicht ernstlich erwogen werden; denn eine Verkürzung der Stundenzahl für einen der übrigen Lehrgegenstände ist unausführbar. So fürchte ich, daß die Zeit kommen wird, wo das Griechische in den Reformgymnasien nur geduldet sein wird; denn ganz entbehren kann man es um der Wissenschaft willen nicht. Die jetzt in immer größerem Umfange vorgenommenen Ausgrabungen fördern eine solche Menge Inschriften zutage, die eine wichtige Erklärung und Ergänzung der Schriftsteller bilden, daß es doch nicht an Männern fehlen darf, die diese Funde in der rechten Weise zu verwerten imstande sind.

Da die Kenntnis der Ansichten, Urteile und Vorstellungen großer Männer des griechischen Altertums zur allgemeinen Bildung

der im öffentlichen Leben eine führende Stellung einnehmenden Männer gehört, so wird man denn die in Frage kommenden Schriftwerke dem Schüler in Übersetzungen in die Hand geben. Doch so weit sind wir jetzt noch nicht; das spätere Geschlecht wird sich mit der veränderten Lage so gut als möglich abzufinden suchen müssen; wir dürfen unsere Schüler in die Gedankenwelt Platos, in die sittlich strengen Anschauungen des Sophokles noch an der Hand des Urtextes einführen.

Aber auch dem humanistischen Gymnasium ist die Aufgabe gestellt, die Vorbereitungen zur Erreichung dieses Zieles so zu treffen, daß die Lektüre möglichst früh begonnen wird und eine möglichst große Ausdehnung erhalten kann. Dazu scheinen mir die preußischen Lehrpläne den richtigen Weg zu weisen; der württembergische Lehrplan belastet meines Erachtens die unteren Klassen mit zu vielem grammatischen Lehrstoff. In O III muß die Formenlehre des attischen Dialekts beendet, die Kasuslehre behandelt und der Schüler in noch weiterem Umfange als in der vorhergehenden Klasse in die Hauptregeln der Modussyntax eingeführt werden. Das sind in Preußen die Lehraufgaben für zwei Klassen. Ich fürchte, daß neben der Aneignung und Befestigung dieses grammatischen Wissens in O III nur wenig Schriftstellerlektüre getrieben werden kann. Doch das sind Befürchtungen, die in Erwägungen, nicht in Erfahrungen ihren Grund haben, und die württembergischen Amtsgenossen werden ja wohl gute Erfahrungen gemacht haben, und so dürfte sich die Hoffnung eines einflußreichen Schulmannes, daß die deutschen Staaten sämtliche Reformen auf dem Gebiete des preußischen Schulwesens annehmen werden, nicht so bald verwirklichen.

Hieraus ergibt sich, daß das obengenannte Buch in preußischen Gymnasien keine Verwendung finden kann.

Es ist aber eine mit großem Geschick und richtiger Sachkenntnis unter wenig günstigen Verhältnissen (S. 10) ausgeführte Arbeit. Nur so lange, als es sich um die Formenlehre handelt, hat F. Grunsky, der sich bei der Bearbeitung besonders der Unterstützung des Professors Bräuhäuser zu erfreuen hatte, neben deutschen auch griechische Einzelsätze und für die Wiederholung in passenden Zwischenräumen zusammenhängende deutsche Stücke zusammengestellt. Für die übrigen grammatischen Abschnitte beschränkt er sich auf deutschen Übersetzungsstoff, der zum Teil der Lektüre nachgebildet ist. Die griechischen Sätze sind so gewählt, daß sich syntaktische Regeln mit Leichtigkeit ableiten lassen. Hin und wieder werden schon einige griechische Verbalformen zur Erklärung, kurze syntaktische Verbindungen zum Übersetzen vorgelegt. Hieran erkennt man den einsichtigen, erfahrenen Schulmann. Einen großen Teil der B-Stücke kann ich aus den in dieser Zeitschrift LVIII S. 560 angeführten Gründen nicht als notwendig anerkennen.

In einer neuen Auflage muß die Regel über die Konsekutivsätze in Stück 25 für den Anfänger eine bestimmtere Fassung erhalten. Die Einrichtung des deutschen Wörterverzeichnisses ist die schwache Seite des Buches; bei den einzelnen Wörtern ist nicht die Übersetzung, sondern die Nummer des Stückes angegeben, unter dessen griechischen Vokabeln das betreffende Wort zu suchen ist. Diese Art des Aufsuchens raubt dem Schüler unnötig Zeit.

Charlottenburg. Gotthold Sachse.

Gerhard Budde, Bildung und Fertigkeit. Gesammelte Aufsätze zur neusprachlichen Methodik. Hannover 1905, Carl Meyer (Gustav Prior). 65 S. 8. 1,25 *M.*

Nachdem auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichts jahrelang die Frage nach der besten Methode, die Schüler zum Sprechen eines tadellosen Französisch und Englisch anzuleiten, im Mittelpunkt der öffentlichen Diskussion gestanden hat, beginnt man dieses Streits in den Vorhallen des Tempels müde zu werden und wendet sich der viel wichtigeren Frage zu, wie der innere, bildende Wert des Studiums fremder Literaturen für die Schule zur Geltung gebracht werden könne. Zu dieser Wendung der Dinge hat die Anerkennung der Oberrealschulen als dem Gymnasium gleichwertiger Anstalten sicherlich nicht wenig beigetragen; denn der Nachweis der Gleichwertigkeit ist ganz besonders auf sprachlichem Gebiet erst noch zu führen, das wird kein Einsichtiger in Abrede stellen können, und er wird durch bloße Fertigkeit niemals erbracht werden. Stimmt man der Erweiterung der Berechtigungen der neusprachlichen Anstalten zu — und welcher Neuphilologe würde dies nicht freudigen Herzens und mit voller Zuversicht in die Zukunft tun —, so muß man auch einer Annäherung der Ziele des neusprachlichen Unterrichts an die des Gymnasiums das Wort reden, so muß man unbedingt das Ziel der „Bildung“ dem der „Fertigkeit“ voranstellen.

In dieser Gedankenrichtung bewegen sich auch die Aufsätze G. Buddes, die, in den verschiedensten Zeitschriften zerstreut, jetzt in bequemer Weise zu einem Ganzen vereinigt sind und die weiteste Beachtung, besonders in den Kreisen der jüngeren Lehrer, verdienen, die sich über das Für und Wider der Standpunkte orientieren wollen. Völlig neu sind von den neun Aufsätzen der zweite: „Die neusprachliche Reformbewegung in kulturhistorischer Beleuchtung“ und der sechste „Die historisch-literarische Vorbildung der Neusprachler“. Budde verlangt darin vor allem eine gründlichere historische und philosophische Schulung der Neusprachler, die in oberen Klassen unterrichten wollen, und Ref. kann ihm nur aus voller Überzeugung beipflichten, wenn er sagt: „Es ist zu hoffen,

daß die Neusprachler auf die Zeichen der Zeit achten und sich nicht dermaleinst statt des verächtlichen Kopfschüttelns (über die Einführung philosophischer Fragen in den Kreis des Unterrichts) ein erstauntes bemerkbar mache, wenn man plötzlich erkennt, daß man den Anschluß verpaßt hat".

Von den übrigen Abhandlungen gehören die dritte, vierte und fünfte enger zusammen; während im ersten dieser Aufsätze die Grenzen einer Reform des neusprachlichen Unterrichts in besonnener Weise dargelegt werden, wird im zweiten W. Münchs Stellung zur neusprachlichen Reformbewegung einer scharfen, aber berechtigten Kritik unterworfen; im letzten sind die Konsequenzen gezogen, die sich für die Zukunft der Oberrealschulen auf dem neusprachlichen Gebiet herrausstellen. Ref. möchte an Stelle weiterer Zitate nochmals auf die Broschüre selbst verweisen und schließt sich den Schlußworten der Einleitung an, indem er wünscht, daß diese Aufsätze dazu beitragen möchten, die moderne deutsche Pädagogik von utilitarischen Abwegen wieder auf den Weg echter Wissenschaftlichkeit und gediegener Bildung zurückzuführen.

Heidelberg. Jul. Ruska.

Recueil de Poèmes, à l'usage de l'école allemande à Bruxelles, par F. Nechelput et Ed. Heuten. Deuxième partie. Leipzig et Berlin 1904, B. G. Teubner. VI u. 120 S. 8. geb. 2 *M*.

Der erste Teil dieser Gedichtsammlung erschien i. J. 1901 und wurde damals an dieser Stelle von uns besprochen. In dem jetzt vorliegenden zweiten Teile ist derselbe Plan innegehalten und sind dieselben Grundsätze befolgt. Die 78 Gedichte, die er enthält, sind ziemlich gleichmäßig auf drei weitere Schuljahre verteilt, so daß beide Teile auf zusammen fünf Jahre berechnet sind. Hierbei sind jedenfalls die besonderen Verhältnisse der Deutschen Schule in Brüssel, für die zunächst die Sammlung bestimmt ist, in Betracht gezogen; aus dieser Sonderbestimmung erklärt sich auch, daß in dem Büchlein die belgischen Dichter so stark vertreten sind: wir zählten in dem I. Teile unter 35 Gedichten nicht weniger als 10 und im II. Teile unter 78 Gedichten 21, die von Dichtern belgischer Herkunft stammen. Schon dieses Hervorheben des belgischen Elementes, das durch den inneren Wert der betr. Stücke nicht immer gerechtfertigt wird, läßt eine etwaige Verwendung der Sammlung für unsere deutschen Schulen bedenklich erscheinen. Dazu kommt, daß wir die Auswahl, die in diesem II. Teile getroffen ist, nicht immer besonders glücklich nennen können. Die hier dargebotenen Gedichte ragen durch ihren poetischen Wert keineswegs immer so hervor, daß sie etwa verdienten, dem Gedächtnis der Schüler eingeprägt zu werden; vor allem aber vermissen wir so manches von dem wertvollsten

Besitze der französischen Literatur, die auf lyrischem Gebiete ohnehin nicht sonderlich reich ist: so ist V. Hugo hier nur mit 3, A. de Musset gar nur mit 2 Stücken vertreten; A. de Vigny und Sully-Prudhomme fehlen ganz, wogegen zuweilen wenig bekannte Namen über Gebühr berücksichtigt sind. Auch die Marseillaise sollte u. E. in einer französischen Gedichtsammlung, selbst wenn sie für die Schule bestimmt ist, nicht fehlen; sie darf schon wegen ihrer historischen Bedeutung eine Stelle in jeder Anthologie beanspruchen.

Den Gedichten ist unter dem Titel 'Régles fondamentales de la Poésie' das Wichtigste über die Verslehre vorausgeschickt; es ist dies ein fast wörtlicher Abdruck aus dem I. Teile, so daß wir hierüber auf unsere damalige Besprechung verweisen können; beiläufig sei nur bemerkt, daß auch hier wieder von der 'rime riche' dieselbe Erklärung gegeben ist, gegen die wir schon damals Einspruch erheben mußten. Neu indessen ist der dann (S. 8—13) folgende Abschnitt, worin die verschiedenen Arten der Dichtung besprochen und definiert werden. Aufgefallen ist uns, daß hier die Idylle nicht der epischen Poesie zugerechnet, sondern als eine besondere Dichtungsart, als 'genre pastoral' hingestellt wird. Die Fabel wird nicht zum genre épique oder zur poésie didactique, sondern zum genre allégorique gezählt und von diesem letzteren eine Erklärung gegeben, die uns recht unbestimmt erscheinen will. Ferner halten wir es für ganz unbegründet, wenn hier neben dem genre lyrique ein besonderes genre élégiaque steht: die Elegie gehört doch ihrer Natur nach unbedingt zur Lyrik. Ebendahin ist nach unserer Auffassung auch das Sonett einzuordnen, das hier als zur poésie fugitive gehörig bezeichnet wird.

Auf S. 14—82 folgen die Texte der Gedichte, denen auf S. 83—111 erklärende Anmerkungen beigegeben sind, mit denen man nach Form und Inhalt im allgemeinen einverstanden sein kann; im einzelnen haben wir uns dabei folgendes notiert.

Zu 2, 7, wo *zéphyr* und *aquilon* erklärt wird, hätte auf 65, 10: *Tout vous est aquilon, tout me semble zéphyr* verwiesen werden sollen. — Wenn es 6, 7 vom Winter heißt: *Il rend mes portes bruyantes*, so ist der Sinn hier nicht so einleuchtend, daß die Stelle nicht einer Anm. bedurft hätte. — Zu 7, 27: *grâces à toi* ist gesagt: 's'écrit *aujourd'hui*: *grâce à*'; danach könnte man meinen, daß früher der Plural *grâces* in dieser Wendung zulässig gewesen sei, während er offenbar vom Dichter gebraucht ist, um die Elision zu vermeiden und dem Verse die nötige Silbenzahl zu geben. — In dem Ausdrucke *tertre de fleurs* (9, 2), der einfach Blumenhügel bedeutet, bedarf es durchaus nicht der Ergänzung von *couvert,* wie in einer ganz überflüssigen Anm. behauptet wird. Dagegen wäre für 9, 37—40 eine Anm. wünschenswert gewesen, da hier eine unrichtige oder doch nachlässige

Partizipialkonstruktion vorliegt. — In dem Gedichte 'Le Chien' von Delille kommt (10, 11) der Ausdruck vor: *le doux ressentiment*; dazu lesen wir in den Anm.: 'le ressentiment ne peut pas être doux; en alliant ces mots de sens contraire, le poète veut désigner la reconnaissance'. Der darin liegende Tadel des Dichters erscheint nicht berechtigt; das Dict. de l'Ac. sagt zutreffend: 'Ressentiment signifiait autrefois le souvenir qu'on garde des *bienfaits* ou des injures, et il ne se dit plus guère qu'en parlant des injures'. So verweist denn auch Sachs in seinem Wb. auf Racine, Bérénice II 4, 6 und Molière, Princesse d'Elide IV 4, wo das Wort Erkenntlichkeit bedeutet. Wir sehen also hier aus der Stelle bei Delille, daß diese Bedeutung dem Worte auch noch im 18. Jh. eignete, und wenn man bedenkt, daß *ressentir* auch heute noch in günstigem Sinne gebraucht werden kann (*ressentir de l'amitié pour qn.*), und daß überhaupt viele mit *re-* zusammengesetze Verba sich in ihrer Bedeutung von dem Simplex nicht merklich unterscheiden, so liegt die Übertragung dieser Erscheinung auf das Substantiv allzunahe, als daß man die Anwendung von *ressentiment* im Sinne des einfachen *sentiment* besonders überraschend finden dürfte. — Haben in diesem Falle die Herausgeber u. E. den Ausdruck Delilles zu Unrecht getadelt, so hätten sie bei einer andern Stelle desselben Stückes eher Veranlassung zum Tadel gehabt; wir meinen die Verse 10, 35, 36: *Et, lorsqu'à son retour le chien d'Ulysse absent Dans l'excès du plaisir meurt en le caressant,* wo doch *absent* und *à son retour* im Widerspruch miteinander stehen. Wenn dann zu dieser Stelle gesagt wird: 'Le chien d'Eumée, berger d'Ulysse, fut le premier qui reconnut celui-ci à son retour de Troie', so enthält dieser Satz zwei Ungenauigkeiten: statt *berger* war *porcher* zu setzen, und dann wird Odysseus keineswegs zuerst von einem Hunde des Eumäus erkannt, die wachsamen Hüter des Schweinehofes empfangen ihn sogar sehr schlecht (Od. 14, 29 ff.); wohl aber erkennt ihn sein eigener, treuer Hund Argos, wie die berühmte Stelle Od. 17, 300 ff. es so schön darstellt. — In demselben Gedichte Delilles (10, 29) heißt es vom Hunde: *Dans la foule étonnée on l'a vu reconnaître, Saisir et dénoncer l'assassin de son maître;* dies bezieht sich zweifellos auf den berühmten Hund des Aubry, worauf die Anm. aufmerksam machen mußte. Endlich vermissen wir bei diesem selben Stücke eine Anm. zu 10, 20 ff., wo der Dichter die Befürchtung ausspricht, daß er dereinst erblinden werde; es hätte dazu bemerkt werden müssen, daß diese düstere Ahnung sich erfüllt hat, da Delille in der Tat die letzten Jahre seines Lebens vollständig blind war. — Die Anm. zu 11, 9, wo *augure* vorkommt, verrät eine merkwürdige Unklarheit, indem sie die beiden Worte *augure* = augur und *augure* = augurium zusammenwirft oder als ein Wort hinstellt; es heißt da nämlich: 'augure: chez les Romains, prêtre qui

tirait des présages du vol et du chant des oiseaux; aujourd'hui, les présages mêmes'; danach hätte sich aus dem persönlichen Begriff erst später der sachliche entwickelt. Eher wäre der umgekehrte Gang denkbar, wie *témoin* (testimonium), 1. Zeugnis, 2. Zeuge, oder *la caution* u. a. beweisen; doch handelt es sich bei diesem mot savant sicherlich nicht um zwei verschiedene Bedeutungen desselben Wortes, sondern um zwei selbständige Wörter, ähnlich wie *suicide* = suicida und suicidium, — und darin dürfen wir uns auch nicht durch das ausl. *-e* in *augure* = augur irremachen lassen, das nur der Aussprache zuliebe angefügt ist, wie denn der älteste Beleg bei Littré aus dem 14. Jh. *augur* aufweist. Damals unterschied also die Schreibung ganz richtig zwischen *augur* und *augure*, wie heute noch zwischen *martyr* und *martyre*. — Zu 11, 17: *C'en est fait*; *son heure dernière Se mesure pour lui dans ces terribles lieux* wird bemerkt: 'se mesure = est arrivée'; dies ist wenig befriedigend und läßt die interessante Bedeutungsentwickelung im unklaren; wir meinen, der Ausdruck bedeutet: seine letzte Stunde mißt sich ab, findet ihr (abschließendes) Maß, vollendet sich, so daß eher *se mesure* = s'accomplit anzusetzen wäre. — Wenn zu *avant l'oût* (12, 13) in La Fontaines La Cigale et la Fourmi eine Anm. nötig erschien, so hätte doch auch gleich, da das Buch für deutsche Schüler bestimmt ist, auf das deutsche Aust (Ernte) = August hingewiesen werden können; außerdem ist es bei dieser Stelle auch wohl angebracht, auf den Artikel aufmerksam zu machen, der allein schon beweist, daß es sich hier nicht etwa um den Monatsnamen handelt, da dieser den Art. nicht zuließe. — In der Anm. zu Stück 16: 'dont l'orthographe a été modernisée sans changer le texte' ist die nachlässige Infinitivkonstruktion zu ändern, etwa in: 'dont nous avons modernisé l'orthographe sans changer le texte'. — Zu 20, 13: *l'aquilon soulève La poudre des sillons, qui pour lui n'est qu'un jeu* wird angemerkt: 'qui pour *ce qui*. Nun kommt ja dieser archaische Gebrauch von *qui* = ce qui bekanntlich in den formelhaften Wendungen *qui pis est*, *qui plus est*, *qui mieux est* allerdings vor (über *que* = ce que vgl. Lücking § 242 b, Anm. 2, über *dont* = ce dont ebd. 244, 2); aber dürfen wir eine solche Ausdehnung eines abgestorbenen Sprachgebrauches ohne zwingende Not bei einem Dichter wie Lamartine annehmen? Und liegt diese Not hier vor? Könnte man nicht *qui* statt auf den ganzen vorhergehenden Satz direkt auf *la poudre* beziehen? Der Vers wäre dann zu übersetzen: der Nordwind wirbelt den Staub der Ackerfurchen empor, der (nicht was) für ihn nur ein Spiel(zeug) ist. Wir werden in dieser Auffassung durch folgende Wendungen und Stellen bestärkt, die der Ac. und Littré entnommen sind, und in denen *jeu* ebenfalls fast die Bedeutung von *jouet* hat. So kann man sagen: *il se fait un jeu de mes tourments* — und so heißt es bei La Fontaine, Fables VI, 16: *Moitié de ce fardeau ne vous*

sera qu'un jeu, und bei Racine, Esther III 4, 41: *Des plus fermes États la chute épouvantable, Quand il veut, n'est qu'un jeu de sa main redoutable.* Diese Stellen beweisen, daß die Redensart *n'être qu'un jeu* nicht nur von einem Tun, sondern auch von einem Gegenstande, also in dem fraglichen Verse auch von *la poudre* ausgesagt werden kann; die für das Neufranz. sprachwidrige Auffassung *qui* = ce qui ist demnach hinfällig. — Zu 21,6: *quoi faire?* erscheint eine Anm. über den Gebrauch von *quoi?* statt *que?* vor einem Infinitiv geboten, da Schüler doch davor gewarnt werden müssen; man vgl. Holder, Gr. S. 191. In demselben Stück 21, 17 treffen wir auf die falsche Schreibung *Lybie* statt *Libye,* die auch in der dazugehörigen Anm. wiederkehrt, also wohl kaum auf einem Druckfehler beruht. — Wenn es zu dem bekannten Gedicht Le Gladiateur romain von Chênedollé in den Anm. heißt: 'Ce poème, imité du poète anglais Byron, *semble avoir été inspiré* par une statue, qui se trouve à Rome, au Capitole' etc., so besagt dies nicht genug; denn es ist ganz sicher, daß sich Byrons berühmte Stanzen: *I see before me the Gladiator lie* (Childe Harold IV 140, 141) auf den sterbenden Gallier beziehen, und das französische Gedicht ist nichts als eine etwas breitere und dadurch abgeschwächte Nachahmung des englischen. — Zu dem Gedichte Bérangers Les Oiseaux wird ganz richtig angegeben, daß es an seinen Freund, den Fabeldichter Arnault, gerichtet war; da nun in unserer Sammlung eine Fabel von Arnault abgedruckt ist (St. 2, La Feuille), so hätte doch, meinen wir, bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen und auch in den Notices biographiques S. 112 eine dahin zielende Bemerkung hinzugefügt werden sollen. — Zu 33, 12 genügt die Anm. nicht zur vollen Erklärung; es mußte bei *anneaux d'or* auf die doppelte Bedeutung von *anneau* 1. Ring, 2. Locke hingewiesen werden. — Über das grammatische Geschlecht von *phalène* lesen wir zu 37, 7: 'bien que ce mot soit féminin, certains poètes l'ont fait masculin'. Das Wort scheint lange schwankenden Geschlechts gewesen zu sein, ohne daß Prosa oder Poesie dabei einen Unterschied gemacht hätten: das Dict. de l'Ac. bezeichnet es in seiner 5. Aufl. (l'an VII de la Rép.) als m., während die 7. Aufl. (1878) es nur als f. kennt, ebenso wie Littré und Sachs. Littré tadelt V. Hugo, daß er es einmal als masc. behandelt, — hier haben wir nun eine zweite Belegstelle, allerdings auch aus einem Dichter (Musset); eine dritte haben wir uns aus neuester Zeit notiert: R. d. d. M. 1. juin 1901, S. 690, wo es, diesmal in einem Prosaartikel von E.-M. de Vogüé, heißt: *de légers phalènes*; das Schwanken hat also noch immer nicht aufgehört. — Bei dem Gedicht 39 können wir uns an zwei Stellen mit der Auffassung der Herausgeber nicht befreunden: V. 6 ist *ondes* sicherlich auf das im Winde wogende Laub der Wälder zu beziehen und nicht auf „Teiche oder Bäche in den Wäldern", von denen sonst nirgends

die Rede ist, und V. 30 fassen wir *les berceaux flottants de vos ramures* nicht als die Vogelnester auf den Zweigen, sondern als die schwebenden, sich wiegenden Laubgewölbe des Waldes. — Unter No. 46 ist ein Gedicht 'Le jeune Ménestrel' von Lachambeaudie abgedruckt; dabei ist es den Herausgebern vollständig entgangen, daß wir es hier nicht mit einem Originalgedichte, sondern mit einer fast wörtlichen Übersetzung des bekannten 'The Minstrel-boy' aus den 'Irish Melodies' von Th. Moore zu tun haben; die bittere Stimmung und der patriotische Schmerz, die aus diesen Versen sprechen, mögen den französischen Dichter zu seiner Übersetzung in jener Zeit veranlaßt haben, da er infolge des Staatsstreiches sein Vaterland verlassen und wie V. Hugo in Belgien eine Zuflucht suchen mußte. — Wenn zu 48, 6: *Ailleurs quand le sol stérile Est morne, silencieux, Là s'ouvre un charmant asile Pour l'oiseau mélodieux* die Voranstellung von *ailleurs* vor *quand* als 'ellipse audacieuse' bezeichnet wird, so beruht dies wohl auf einem lapsus calami, da es sich hier offenbar nur um eine 'inversion' handelt, die wir übrigens nicht so besonders kühn finden können; sie ist ohne Zweifel durch den Gegensatz *ailleurs-là* veranlaßt. — Zu *mouche à miel* (49, 16) hätten wir eine Anm. gewünscht, etwa des Inhalts, daß dies in Nordfrankreich auf dem Lande der allgemein übliche Ausdruck statt *abeille* ist; dieses letztere Wort ist eben im Norden nicht heimisch, sondern ein Lehnwort aus dem provenzalischen *abelha*, da apicula im Französischen hätte *aveille* ergeben müssen. — Ebenso vermissen wir eine Anm. zu 50, 6, wo das *loin d'Athènes* aus dem Zusammenhange nicht klar wird; und zu 51, 7, wo es heißt: *le temps calme est pis que les tempêtes*, während man *pire* erwarten sollte. — In 66, 14 und 70, 16 begegnet das Wort *hymne*, und beide Male wird in den Anm., wie übrigens schon früher im I. Teile, die uns gänzlich unbekannte Aussprache *ime* vorgeschrieben. Wir wüßten wirklich gern, auf welche Autorität sich diese Angabe stützt. — Zu St. 68 hätte auf die metrische Form aufmerksam gemacht werden müssen: es handelt sich hier ja allerdings um die üblichen, dem Schüler vertrauten Alexandriner; eigentümlich aber ist, daß sie nicht in Reimpaaren geordnet sind, sondern genau die kunstvolle Reimverschlingung der Terzinen zeigen. — In der Anm. zu 72, 14 (*char du soleil*) wird Apollo statt Helios als Sonnengott bezeichnet.

Wenn wir zum Schluß unser Urteil zusammenfassen sollen, so müssen wir sagen, daß der II. Teil nicht hält, was der erste versprach; in der besonderen Anstalt, für die er bestimmt ist, mag er verwendbar sein, für deutsche Schulen können wir ihn wegen der nicht besonders glücklichen Auswahl des Stoffes nicht empfehlen, da wir bessere und interessantere Sammlungen von Gedichten besitzen.

Auch die Sorgfalt des Druckes läßt diesmal zu wünschen

übrig; wir haben folgende Druckfehler verzeichnet: S. 12, 16 lies: *par les* statt: *les par.* — S. 13, 13 fehlt hinter *rien* ein Komma. — Stück 12, 8 fehlt hinter *fourmi* ein Komma. — St. 21, 8 fehlt hinter *nous* ein Fragezeichen. — St. 23, Überschrift lies: *Gladiateur* statt *Gladiadeur* (ebenso in den Anm.). — St. 25, 11 lies: *Quant à* statt *Quand à.* — St. 25, 25 lies: *va-t'en* statt *va-t-en.* — St. 29, 2 tilge das Komma nach *d'hiver.* — St. 40, 2 lies: *qu'on* statt *pu'on.* — St. 57, 4 tilge das Komma nach *celle.* St. 73 Titel lies: *Le Mirage* statt *La M.* — St. 74 Titel lies: *La* statt *Le.* — S. 87, Z. 5 v. u. setze ein Komma hinter *mieux.* — S. 88, Z. 5 v. o. lies *là* statt *a.* — S. 98, Z. 19 v. o. lies: *bonhomie* statt *bonhommie.* — S. 99, Z. 3 v. o. lies: *Pleure* statt *Pleurs.* — S. 120, Z. 6 v. u. lies *Flamand* statt *flamand.*

Berlin. R. Voigt.

Guillaumin, Tableaux champêtres. Herausgegeben und erklärt von **Haas.** Berlin 1904, Weidmannsche Buchhandlung. X u. 156 S. 8. 1,60 *M.*

Mit Recht wird bei der französischen Lektüre das Leben der Provinz neben der bevorzugten Hauptstadt mehr als früher berücksichtigt. Es würden sich unschwer aus den Werken der besten Schriftsteller anregende, lehrreiche und zugleich literarisch wertvolle Abschnitte über die wichtigsten Landesteile, ihre geographische und geschichtliche Bedeutung, Charakter und Lebensweise der Bewohner, eigenartige Volksgebräuche usw. zusammenstellen lassen. Das vorliegende Werk hat sich diese Aufgabe nicht gestellt. Es behandelt das Landleben einer Provinz Mittelfrankreichs, das verschiedene Aussehen der Natur und die verschiedenen Arbeiten des Landwirtes im Laufe des Jahres. Aber nicht in der trockenen, öden Art der meisten Texte zu den Anschauungsbildern der Jahreszeiten. Die Schilderungen sind lebenswahr und gemütvoll, bekunden und erwecken Freude an der Natur, Verständnis und Interesse für das Leben und die Arbeit der Landleute. Besonders wer auf dem Lande aufgewachsen ist, wird sie in der Erinnerung an die Jugendzeit mit Genuß lesen. — Eine andere Frage ist es, ob diese Schilderungen zur Klassenlektüre ganz geeignet sind. Für das Gymnasium möchte ich es bezweifeln. Sie bieten der Wißbegierde der meisten Schüler zu wenig Neues, da die geschilderten Verhältnisse ganz ähnlich sind den deutschen, über welche im deutschen Unterricht zahlreiche Lesestücke gehandelt haben; auch muß die dauernde Lektüre nur beschreibender Art ermüden. — Das Buch bietet wenige Schwierigkeiten, der Kommentar könnte sehr kurz sein. Aber der Herausgeber hat ihn in französischer Sprache bearbeitet, zur Bequemlichkeit und Unterstützung derjenigen Lehrer, welche den Gebrauch der Muttersprache aus dem französischen Unterricht möglichst entfernen wollen, und gibt 44 Seiten Anmerkungen: Wort-

erklärungen in der Art der einsprachigen Wörterbücher (Larousse, Gazier, etc.) und Umschreibungen der mehr oder weniger ungewöhnlichen Ausdrücke in der Sprache des Alltaglebens. Daß die Erklärungen sehr oft Wörter und Wendungen bringen, die dem Schüler der Mittelklassen, für welche das Buch bestimmt ist, ebenso unbekannt sein müssen wie die zu erklärenden, ist dabei nicht zu vermeiden.

Breslau. F. J. Wershoven.

---

1) C. Th. Lion und F. Hornemann, Englisches Lesebuch zur Geschichte und Landeskunde Großbritanniens für die Oberstufe des Gymnasiums. Mit Karte von England, Plan von London, dem Tower und dem englischen Parlamentsgebäude. Hannover 1899, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel. VIII u. 160 S. 8. 2 ℳ.

2) Thomas Carlyle, Eine Auswahl aus seinen Werken. Zusammengestellt und mit Biographie und Kommentar für den Schulgebrauch und zum Selbststudium herausgegeben von Karl Beckmann. Berlin 1904, Weidmannsche Buchhandlung. Text XXVI u. 136 S. Anmerkungen in besonderem Heft 36 S. 8. 1,60 ℳ.

3) Methodisches Irving-Macaulay-Lesebuch mit Vorstufen, Anmerkungen, Karten und Anhang, herausgegeben von Karl Deutschbein. Fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage. Ausgabe A mit Vorstufen ungebunden 2,50 ℳ., Ausgabe B ohne Vorstufen ungebunden 2 ℳ. Cöthen 1905, Otto Schulze. VII u. 231 S.

1. Das Vorwort des englischen Lesebuchs von Lion und Hornemann bezeichnet als eins der wichtigsten Ergebnisse der Reformbewegung auf dem Gebiet des neusprachlichen Unterrichts, daß er die Schüler außer mit der Sprache auch mit dem fremden Lande und seiner Geschichte, mit seinen Zuständen, Sitten und Gebräuchen bekannt machen soll. Die Herausgeber des Buches glauben nun, ein Lesebuch, welches das Wichtigste aus der englischen Geschichte nebst einigen Hauptzügen englischer Landeskunde im Zusammenhange darbiete, sei für das Gymnasium wünschenswert zur Ergänzung der Schriftstellerlektüre. Der erste, geschichtliche Teil des Textes, A. Sketch of the History of England, besteht aus 19 möglichst wörtlichen Auszügen aus englischen Geschichtschreibern, von denen Green, Macaulay, Dav. Hume, Escott genannt werden, und aus Reden von berühmten Politikern, wie dem Earl of Chatham, William Pitt und James Fox; der zweite, geographische Teil, The British Isles, bietet in 6 Abschnitten einen General Survey, eine Skizze von W. Irving, Rural Life in England, eine allgemeine Charakteristik der Handels- und Fabrikstädte Englands und des Lebens in den Baumwollfabrikdistrikten nach Escott, eine Beschreibung von London und einigen seiner Hauptbauwerke von Herbert Fry, Blackie, Escott und Hepworth Dixon, eine Schilderung aus Scotland nach William Black und eine Beschreibung von Ireland, an die sich an Irish Anecdote von Thomas Hood anschließt. Hierzu kommt eine Appendix von Dialogues, Letters und 8 Poems (von Southey, Sims, Rosa Thorpe,

Byron, Tennyson, Felicia Hemans, Scott). Die Auswahl der geschichtlichen und geographischen Abschnitte ist vortrefflich, da die in andern derartigen Büchern oft abstoßende Trockenheit glücklich vermieden und eine ansprechende Abwechselung der Art und Form der Darstellung erreicht ist. Das gleiche gilt von dem Anhang, aus dessen poetischem Teil ich höchstens Nellies Prayers als zu rührselig beanstanden möchte. Zur Erleichterung der Übersicht über den geschichtlichen Stoff ist auf S. VI bis VIII nach dem Inhaltsverzeichnis eine Chronological Table of the History of England eingefügt. Die Herausgeber haben den Text dieses Buches ihrem Lese- und Lehrbuch für die Untersekunda der lateinlosen höheren Lehranstalten und der Realgymnasien entnommen und glauben, er werde sich für die Prima des Gymnasiums eignen. Für die Oberprima würde Ref. allerdings zusammenhängende Schriftwerke vorziehen; aber für die Unterprima scheint ihm das vorliegende Buch empfehlenswert.

2. Beckmanns Auswahl aus Carlyles Prosa und seinen metrischen Übersetzungen der Gedichte in Goethes Wilhelm Meister ist ein hochinteressantes Buch. Das Vorwort kennzeichnet den Herausgeber als umsichtigen Pädagogen, die Einleitung als gründlichen Kenner des Autors und seiner Zeit, die Anmerkungen als geschickten, vielleicht aber etwas zu viel voraussetzenden Erklärer. Die Auswahl selbst ist im höchsten Grade anziehend und durch die Abwechselung des Stoffes fesselnd. Das ist eine geistige Speise, die sich mit den besten und inhaltreichsten Prosawerken des klassischen Altertums vergleichen läßt. Leider reichen die sprachlichen Kenntnisse und die Zeit der Oberprimaner unserer Gymnasien in den meisten Fällen nicht aus, um diese Speise genießen zu können; sie wird im allgemeinen der obersten Klasse der Realgymnasien und Oberrealschulen vorbehalten bleiben müssen.

3. Über Deutschbeins Irving-Macaulay-Lesebuch in seiner fünften Auflage urteilt Ref. noch günstiger, als er s. Z. in dieser Zeitschrift über die dritte geurteilt hat, zumal seine an jener Stelle geäußerten Wünsche vom Herausgeber in dieser Auflage berücksichtigt worden sind, indem er zum besseren Verständnis der sprachlichen Verhältnisse des Englischen auf S. 228 A Short View of the Origin of the English Language zugefügt hat. In der sechsten Auflage muß der auf S. 58 in der zweiten Fußnote übersehene Sprachfehler verbessert werden.

Quedlinburg. P. Schwarz.

F. Neukirch, Geschichtstabellen. Zweite, verbesserte Auflage. Holzminden 1904, C. C. Müllersche Buchhandlung. I u. 104 S. gr. 8.

Bei der heutigen Stellung des Geschichtsunterrichts und der Art, wie er betrieben wird, muß ein Lehrbuch zugrunde gelegt

werden, das den Stoff in klarer, übersichtlicher und zusammenhängender Form darbietet, das eher etwas ausführlicher als zu knapp sein darf. Solche Lehrbücher sind im Laufe der letzten Jahre zahlreich entstanden, und ich brauche bloß auf Schenk, Endemann-Stutzer, Martens, Brettschneider und Neubauer hinzuweisen, um erkennen zu lassen, daß der Segen beinahe zu groß ist. Es erscheint nun als eine selbstverständliche Forderung, daß ein Lehrbuch der Geschichte mit einer Zeittafel abschließt, in der noch einmal der behandelte Stoff zur Wiederholung kurz und übersichtlich zusammengestellt wird; diese Forderung wird auch von den mir näher bekannten Geschichtsbüchern durchaus erfüllt, und es sollte mich wundern, wenn dies bei Brettschneider, dessen Arbeiten mir augenblicklich nicht zur Hand sind, nicht der Fall wäre. Ich muß es beinahe annehmen; denn sonst hätte das vorliegende Buch, das sich nach dem Vorwort „an das treffliche Hilfsbuch von Brettschneider anlehnt", wenig Berechtigung. Für welchen Kreis sollen die Tabellen sonst bestimmt sein? Der Schüler hat sein Lehrbuch; der Student, der ja zur Repetition ebenfalls kurzer Merktafeln bedarf, wird sich natürlich ebenfalls des früher benutzten, ihm vertrauten Lehrbuches bedienen; wer bleibt noch übrig? Das gebildete Publikum? Ob das, wenn es einmal in die Lage kommt, ein Ereignis oder ein Datum nachzuschlagen, zu Neukirch seine Zuflucht nimmt, scheint mir zweifelhaft: es wird sich auch der früheren Hilfsmittel oder des allumfassenden Konversationslexikons bedienen. So scheint mir denn in der Tat eine Existenzberechtigung für gleichsam in der Luft schwebende Geschichtstabellen nicht vorhanden zu sein.

Wenn nun trotzdem das vorliegende Werk bereits eine zweite Auflage erlebt hat, so kann das zwei Gründe haben: erstens weil es eventuell einem Mangel eines vortrefflichen Geschichtsbuches abhilft, zweitens weil es in sich selbst so viel Vorzüge aufweist, daß es die an und für sich entgegenstehenden Schwierigkeiten siegreich überwunden und sich Anerkennung verschafft hat. In der Tat, die trefflichen Eigenschaften dieses Buches sind zahlreich genug, um auch den ärgsten Gegner der Tabellen zu besänftigen und freundlich zu stimmen. Einmal ist der Text zu den Zahlen durchaus nicht knapp, sondern so ausführlich, daß er manchmal einer zusammenhängenden Erzählung fast gleichkommt; die Ausdrucksweise ferner ist zwar kurz und arbeitet viel mit Substantiven auf -ung, wie ja das bei tabellarischen Übersichten nun einmal nicht zu vermeiden ist, trotzdem wirkt sie nicht unschön und gibt nur selten zu Mißverständnissen Anlaß: aufgestoßen ist mir da eigentlich nur S. 40 bei 1062 b) „Raub von Kaiserswerth" und S. 50 bei 1466 „der Orden tritt Westpreußen (mit dem Ermeland) ab" statt „und das Ermeland", denn Ermeland liegt in Ostpreußen. Endlich, und das ist besonders schätzenswert, bietet die Tabelle keine trockene Aufzählung in ununter-

brochen fortlaufender chronologischer Folge, sondern der ganze Stoff ist in eine Menge von Perioden und diese wieder in zahlreiche kleinere Abschnitte zerlegt, die mit passenden Überschriften versehen sind; außerdem sind unter Durchbrechung des chronologischen Prinzips oft sachlich zusammenhängende Dinge zusammengefaßt und damit der Darstellung ein überaus belebendes und zum Nachdenken veranlassendes Moment verliehen. Vielleicht konnte dies noch öfter geschehen. So würde ich S. 14 die Absätze a und c ebenso wie b und d zusammenziehen; denn in beiden ist von der Eroberung griechischer Städte durch Philipp resp. von den Phociern die Rede; auch die griechische Kolonisation war nicht an drei allerdings nicht weit voneinander befindlichen Stellen (S. 7 unten und 8 oben), sondern in einem Absatz zu behandeln im Anschluß an die Dorische Wanderung, durch die sie stark beeinflußt wird. Besonders gelungen scheinen mir in dieser Beziehung die Exkurse S. 48 ff. über die Schweizer Eidgenossenschaft, die deutschen Städteeinungen und die Geschichte Brandenburg-Preußens. Sehr gut hat mir auch immer gefallen die kurze Angabe der Veranlassung bei den einzelnen Kriegen, vor allem aber die meist überaus treffende Zusammenfassung der Ergebnisse. Auch die Übersicht über das Napoleonische Weltreich S. 85 ist sehr am Platze.

Daß das Buch in wissenschaftlicher Beziehung auf der Höhe steht und die neuesten Ausgrabungen und Entdeckungen verwertet, erkennt man sehr bald; trotzdem wird man in Einzelheiten nicht immer mit dem Verf. übereinstimmen. Wenn er z. B. behauptet (S. 6), das altbabylonische Reich sei von Hammurabi begründet, so scheint er zu viel zu sagen; er mußte der Deutlichkeit halber hinzufügen „Gesamt"-Reich. — Als Ende der mykenischen Zeit und als Beginn der Dorischen Wanderung scheint richtiger das Jahr 1100 statt 1000 (S. 7); zwar geht damit die mykenische Kultur nicht mit einem Schlage zu Ende, sie bleibt aber nicht mehr die herrschende. — Sparta erlangt durch Gründung des peloponnesischen Bundes die Hegemonie nicht in Griechenland, sondern im Peloponnes (S. 8). — Tissaphernes entweicht nicht von Sparta, sondern von Milet aus zu den Persern (S. 12). — Für den Frieden des Antalcidas die Zahl 386 einzusetzen (S. 13), sehe ich keinen Grund. — Nicht bloß Regulus geht nach Afrika und siegt bei Eknomus, sondern auch Volso (S. 18). — Den Kl. St. Bernhard beim Zuge Hannibals anzugeben, sollte nicht mehr möglich sein (S. 19). — Gegner des Antonius bei Mutina ist nicht nur Oktavian (S. 25); insofern freilich kann er der Besieger des Antonius genannt werden, als die beiden offiziellen Anführer des Senatsheeres fielen. — Durch Tiberius wird Germanien bis zur Weser, nicht bis zur Elbe römisch (S. 29). — Bartholomäus Diaz umschifft das Kap der guten Hoffnung 1486 (S. 54) — Die Stiftung des Deutschen Ordens ist von der Belagerung Akkons ebensowenig zu trennen wie die Übertragung

der Kurwürde an die bayerische Linie von der Verleihung der Oberpfalz; darum können die Zusätze „bald darauf“ (S. 42) und „später“ (S. 64) wegfallen. — Die Verbindung zwischen Österreich und Ungarn nenne ich nicht Realunion (S. 98), sondern Personalunion, wenn auch einige Zweige der Verwaltung gemeinsam sind; eine reine Personalunion wird überhaupt selten sein, das beste Beispiel bot vielleicht dafür Preußens Verhältnis zu Neuchâtel: hier war in der Tat nur die Person des Herrschers gemeinsam (vgl. Treitschke, Politik II S. 303 ff).

In der Auswahl des Memorierstoffes kann ich mich im ganzen mit dem Verf. einverstanden erklären; nur an einigen Stellen hätte ich etwas mehr gewünscht. Der Tod des Pelopidas mußte doch wohl erwähnt werden (S. 14). — Bei Trajan und Hadrian habe ich die beiden Säulen vermißt (S. 27); ebenso die Regierungszeit Konstantins (S. 28). — Bei Konrad von Franken durfte der Verlust Lothringens nicht fehlen (S. 37), bei Innozenz III. nicht das Laterankonzil von 1215 (S. 44), bei der Geschichte der Mark nicht das Jahr 1143 und der 18. April 1417 (S. 49). — Luthers Tod ist wohl bedeutsam genug, daß man sich das Datum dafür merkt (S. 58). — Vermißt habe ich ferner bei den Erwerbungen Schwedens 1648 Wismar (S. 65), die Erwerbungen Preußens im Beginn des 18. Jahrhunderts (Obergeldern und Teile der oranischen Erbschaft) (S. 72), den Aufenthalt Friedrichs im Lager von Bunzelwitz im Jahre 1761 (S. 75), die Namen Cocceji und Carmer (S. 76), die doch für uns ebensoviel bedeuten, wie ein Sully, Vauban etc. für die Franzosen (S. 66 f.), den Frieden von Amiens 1802 (S. 82) und endlich das Datum für die kaiserliche Botschaft von 1881 (S. 104): die Kenntnis dieser Ereignisse verlange ich wenigstens von meinen Primanern. Dagegen ist überflüssig S. 80 oben: 1792 Kriegserklärung an Österreich, da sie auf derselben Seite im besseren Zusammenhange noch einmal erscheint.

Lob verdient die Angabe der Quantität und des Akzents bei unbekannteren Wörtern, z. B. Sewastópol, San Stefāno, Suwōrow u. a., unsympathisch ist mir dagegen „der“ Trebia (S. 19); die überwiegende Mehrzahl von uns sagt doch auch „die“ Rhone trotz Rhodanus und „die“ Elbe. Die Schreibung „Paullus“ (S. 19) wird wohl nicht auszurotten sein, ebensowenig wie die Inkonzinnität in der Genitivbildung „Perserreichs“ und „Weltreiches“ hart nebeneinander (S. 15); für den Genitiv Franz' v. Sickingen und Ulrichs v. Hutten (S. 58) ist üblicher die Flexion des Familiennamens; doch das sind Kleinigkeiten, die nur der Vollständigkeit wegen erwähnt werden. — Druck und Papier sind gut, Druckfehler sind mir nicht aufgefallen.

Fasse ich mein Urteil noch einmal kurz zusammen, so habe ich bei der Durchsicht von Neukirchs Geschichtstabellen eine angenehme Enttäuschung erlebt. Sie sind entschieden dem Besten,

was auf diesem Gebiete erschienen ist, an die Seite zu stellen; wer in Verlegenheit um ein solches Werk ist, der greife nach Neukirch, er wird sicher keinen Fehlgriff tun.

Dessau. G. Reinhardt.

---

1) W. Gillhausen, Lateinische Formenlehre für Schulen mit dem Frankfurter Lehrplan, nach Hermann Perthes bearbeitet. Vierte Auflage, besorgt von Ewald Bruhn. Berlin 1904, Weidmannsche Buchhandlung. 88 S. 8. geb. 1 *M*.

Nach Gillhausens Tode ist E. Bruhn die Überarbeitung der 3. Auflage von 1901 übertragen worden; derselbe hat gleichzeitig auch die Besorgung der neuen Auflage von K. Reinhardts Lat. Satzlehre übernommen, welche in den Schulen mit Frankfurter Lehrplan die Fortsetzung dieser Formenlehre bildet, sodaß nun beide grammatischen Lehrbücher in einem Geiste redigiert werden. Beide stehen wieder in möglichst engem Zusammenhang mit den Grammatiken der übrigen Schulsprachen, die in Frankfurt a. M. gebraucht werden; vor allem hatte man das Prinzip, eine gemeinsame Grundlage für die Einteilung und Gliederung der Grammatik vornehmlich in der Satzlehre zu schaffen.

So hat nun auch die 4. Auflage der obengenannten Formenlehre einzelne Änderungen erfahren, um sie mit dem Aufbau der grammatischen Lehrbücher von Prigge, Banner und Reinhardt mehr in Übereinstimmung zu bringen. Außerdem wurden die Genusregeln gekürzt und zum Teil anders gefaßt, das Supinum im Verzeichnis der Verba nach G. v. Kobilinskis Vorschlage in ZG. 56 S. 498 behandelt. Die übrigen Änderungen sind nicht von Bedeutung.

Einzelne Ungenauigkeiten haben sich noch in die neueste Auflage fortgepflanzt. Sie betreffen die Quantitätsangaben bei den Vokalen vor -ss, wo stets die Kürze einzutreten hat. Ich habe darüber schon in WS. f. kl. Phil. 1905 Sp. 154 u. a. a. Stellen gesprochen. Sodann möchte ich empfehlen, den nur zu oft angewandten kleinsten Petitdruck ganz zu beseitigen.

2) Karl Reinhardt, Lateinische Satzlehre. Dritte Auflage, bearbeitet von Ewald Bruhn. Berlin 1904, Weidmannsche Buchhandlung. XV u. 202 S. 8. geb. 2,40 *M*.

Daß Reinhardts Lateinische Satzlehre vom Jahre 1901 sich im Unterricht bewähren würde, haben wir damals vorausgesehen. Ein Werk mit so klarer und lichter Darstellung, welches den Organismus der lateinischen Sprache und ihren bewundernswerten Aufbau nicht bloß deskriptiv vorführte, sondern, mechanische Auffassung möglichst vermeidend, die grammatischen Dinge auch in die richtige sprachwissenschaftliche Beleuchtung zu rücken sich bemühte, mußte zumal für ältere Schüler an Reformanstalten ein geeignetes Lehrmittel bilden. Die in einzelnen Punkten veränderte

zweite Bearbeitung von J. Wulffs kundiger Hand kam in dieser Zeitschrift Jahrg. LVI (1902 S. 579) zur Besprechung. Die neue, nun vorliegende 3. Auflage hat er nicht mehr erlebt; aber auch sie legte der Verf. in bewährte Hände und übertrug sie E. Bruhn, dem das Buch durch siebenjährigen Gebrauch vertraut war. Es ist nun um einige Seiten gewachsen. Diese Zusätze aber entsprechen ganz dem Geiste, aus dem heraus das Buch geboren ist: sie bestehen im wesentlichen in weiterer Klärung und Erläuterung grammatischer Tatsachen, z. B. wo es galt, dem Schüler eine Konstruktion in ihrer Entstehung begreiflich zu machen.

Für diese Auflage hatte ich a. a. O. S. 580 f. einige Änderungsvorschläge gemacht, unter denen einer Berücksichtigung gefunden hat. Wulff hatte im Vorworte zur 2. Auflage den Lateinlehrern an den Reformanstalten aus der Frankfurter Praxis heraus einen Plan der Verteilung des grammatischen Lehrstoffes auf die einzelnen Klassen vorgezeichnet, der mir zu mechanisch gehalten erschien. Insbesondere fand ich den Aufschub der Behandlung einzelner wichtiger Partien der eigentlichen Satzlehre nach Prima bedenklich. Diesen Übelstand hat Bruhn nun durch seine Vorschläge beseitigt.

Kolberg. H. Ziemer.

Hohenzollern-Jahrbuch. Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen, herausgegeben von Paul Seidel. 8. Jahrgang 1904. Berlin und Leipzig, Verlag von Giesecke & Devrient. VIII, XVIII u. 243 S. Lex.-Format. 20 M.

Die erste der im vorliegenden neuesten Bande des Hohenzollern-Jahrbuches vereinigten Abhandlungen „Hohenzollern und Mecklenburg", vom Herausgeber verfaßt, ist zugleich eine Festschrift zur Verbindung des deutschen Kronprinzen mit der Herzogin Cecilie zu Mecklenburg-Schwerin. Eine Konsanguinitätstafel der Häuser Hohenzollern und Mecklenburg, entworfen von G. Schuster, trägt wesentlich zum Verständnis von Seidels Abhandlung bei. Jedem, dem sein Vaterland teuer ist, sind die Schlußworte Seidels wie aus dem Herzen geschrieben: „Bei diesen engen Beziehungen der Häuser Hohenzollern und Mecklenburg im 19. Jahrhundert kann es nicht überraschen, daß der neu geschlossene Bund zwischen zwei Ururenkelkindern der Königin Luise überall im engeren und weiteren Vaterlande die herzlichste Freude und Sympathie hervorgerufen hat. Möge das allgemeine Gefühl des Glückes und der Befriedigung über diese neue Verbindung zwischen Hohenzollern und Mecklenburg auch für die Zukunft seine Bedeutung behalten, und möge der Geist der Königin Luise Segen verheißend auch fernerhin schützend das hohe Paar umschweben".

Für weite Kreise interessant ist sodann die Abhandlung von G. Schuster „Der Urstamm Zollern und die Burggrafen von Nürnberg-Zollern". Die riesenhafte Phantasie, die in den Aufstellungen

über die Herkunft des Hauses Hohenzollern bis ins 19. Jahrhundert gespensterhaft spukt, ist für die Willkür früherer Genealogie und die Leichtgläubigkeit des Publikums nur allzu charakteristisch. Über den Urstamm und die Generationen, in welche die in Urkunden oder bei mittelalterlichen Autoren namentlich angeführten Mitglieder des Hauses Zollern bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts eingereiht werden sollten, gehen die Meinungen von alters her weit auseinander. Papst Martin V., von dem die erste auf uns gekommene Notiz über den Ursprung des Hauses der Burggrafen von Nürnberg herrührt, rühmte 1424 dem Polenkönig Wladislaw gegenüber seine und des Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg gemeinsame Abstammung von dem alten römischen Geschlecht der Colonna und setzte den Anfang des Hohenzollernhauses in das Jahr 144 n. Chr. Diese Theorie wurde von Kurfürst Albrecht noch dahin erweitert, daß er die Ahnen seines Hauses bis auf Troja verfolgte, während der Polyhistor und Abt Trithemius zur Zeit des Kurfürsten Joachim I. das Haus Zollern vom Frankenkönig Guntram, der gleichzeitig auch der Stammvater der Habsburger und Zähringer sei, herleitete. Unzufrieden mit den Ergebnissen der Genealogen, beauftragte Graf Karl I. von Hohenzollern im Jahre 1560 den kaiserlichen Hofhistoriographen Johann Herold Basilius mit der Ermittelung des wirklichen Ursprunges des Hauses. Graf Karl hätte kaum eine ungeeignetere Wahl treffen können. Der erfindungsreiche Gelehrte ließ sich bei seiner Arbeit lediglich von dem Wunsche leiten, die Hohenzollernschen Ahnen in den frühesten Zeiten des Mittelalters ausfindig zu machen. So schuf er denn kühnen Mutes den fabelhaften Grafen Thassilo von Zollern, machte ihn zum Zeitgenossen Karls des Großen und ließ ihn um das Jahr 800 als Ureltervater der Familien Habsburg und Colonna sterben. Sein Beispiel begeisterte andere Genealogen derart, daß sie noch über Thassilo hinausgingen und schließlich um das Jahr 100 v. Chr. als gemeinsamen Urahn der Hohenzollern und der französischen Könige einen Sachsenkönig Artharius entdeckten, daneben einen alten Frankenkönig Pharamund ausfindig machten und von einem Sohne Chilperichs III. Hohenzollern, Habsburger, Colonnas und Colaltos abstammen ließen. Aus dieser ungeheuren genealogischen Wüste, die im 17. Jahrhundert durch die kritiklosen Arbeiten eines Gurkfelder, Kock, Cernitius, Kirchmeier, Reusch nur noch ungangbarer gemacht wurde, rettete sich allein die Thassilosage und behauptete siegreich das Feld. Falckenstein führte in seinen nordgauischen Altertümern Thassilos Vorfahren bis auf einen Majordomus des Königs Dagobert namens Ega zurück. Ja der Theologe Nehring versuchte den Nachweis, daß Thassilo in direkter Linie von Attila abstamme, und indem er den Hunnenkönig zum Nachkommen Naphtalis, des Sohnes Jakobs, stempelte, kam er glücklich mit seiner Hohenzollernschen Ahnenreihe bei Adam und Eva an.

Die Sage von Thassilo befestigte sich derart, daß des fabelhaften Grafen ganz ernsthaft sogar in einer Schrift der Berliner Akademie der Wissenschaften gedacht wird, daß er in den Werken Friedrichs des Großen sich findet und bei Buchholz, Küster, Pauli als unantastbarer Hohenzollernstammvater mit zahlreicher Nachkommenschaft und üppigen Ahnenreihen erscheint. Unter solchen Umständen bedeutete es einen gewaltigen Fortschritt, als der badensche Forscher Leichtlen 1825 die zollernschen Urahnen unter den alten Grafen im Sülichgau suchte, also auf jenem Gebiete, in welchem die nachmaligen Grafen von Zollern nachweisbar als Grundherrn erscheinen. Derselbe Gelehrte sprach 1831 die, freilich nicht näher begründete Ansicht aus, die Zollern seien mit den Burkardingern verwandt, und diese selbst seien Nachkommen der Markgrafen von Istrien und Rhätien. Dieselbe Meinung vertritt fast gleichzeitig (1854) Fidelis Baur in seiner Geschichte der hohenzollernschen Staaten Hechingen und Sigmaringen. Er verwirft Thassilo und setzt an dessen Stelle den Grafen Gerold, der von Karl dem Großen zum Herzog von Bayern ernannt sei. Gerolds Nachkommen seien verwandt mit den Burkardingern, d. h. mit der Familie, der die beiden im 10. Jahrhundert lebenden Herzöge Burkard I. u. II. von Alamannien entstammten. Er geht dabei von der an sich ganz richtigen Voraussetzung aus, daß die Ahnen eines Machthabers, der im 11. Jahrhundert sich die Erblichkeit seiner Besitzungen angemaßt, gerade da zu suchen seien, wo diese Besitzungen selbst liegen. In den Streit um die Urahnen der Hohenzollern griffen dann in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Freiherr von Stillfried und Märcker ein, indem sie mit hingebendem Eifer der Erforschung der Hohenzollernschen Urgeschichte sich widmeten, Es ist ihr Verdienst, den unseligen Thassilo endgiltig beseitigt zu haben. Den positiven Nachweis für die Abstammung der Hohenzollern von den Burkardingern glaubt Schmidt (Die älteste Gesch. des Gesamthauses der kgl. u. fürstl. Hohenzollern, 3 Bde, Tübingen 1884—88) erbracht zu haben. Der Urahne der Herzöge Burkard I. und II. sei der Graf Hunfried von Rhätien, der Zeitgenosse Karls des Großen. Indes hat Berner (Die Abstammung und die ältesten Genealogen der Hohenzollern, Forschgn. zur brandenb. u. preuß. Gesch. VI 1 ff.) überzeugend dargetan, daß die bestehende Schmidtsche Hypothese zwar nicht schlechthin zu verwerfen ist, aber als historisch gewiß nicht gelten kann. Während demnach über die genealogischen Verhältnisse des zollernschen Urstammes höchstens nur Wahrscheinlichkeitsschlüsse gezogen werden können, läßt sich mit Sicherheit die Stammtafel des königlichen Hauses Preußen und die der Fürsten von Hohenzollern von dem ersten Burggrafen von Nürnberg aus zollernschem Geblüte, dem ca. 1200 verstorbenen Grafen Friedrich, bis auf den heutigen Tag verfolgen. Dieser Tatsache gegenüber kann die wunderliche Meinung, daß die Herkunft der beiden er-

lauchten Häuser von den Grafen von Abenberg oder gar von den Babenbergern, nicht von den Zollern abzuleiten sei, wie sie oft und noch vor wenigen Jahren von Christian Meyer mit voller Entschiedenheit vertreten worden, nicht ernstlich in Betracht kommen.

Die Gegenstände welche sonst im vorliegenden Bande abgehandelt werden, sind in der Folge ihrer Aneinanderreihung folgende: Daniel Chodowieckis Arbeiten für Friedrich den Großen und seine Darstellungen der königlichen Familie, Aus den letzten Tagen König Friedrich Wilhelms I., Bildnisse der brandenburgisch-preußischen Herrscher vom Großen Kurfürsten bis zu Kaiser Wilhelm II., Die älteste Geschichte des Domes und Domstiftes zu Köln-Berlin bis 1535, Die Siegel der Landesherrn der Mark Brandenburg von 1415—1688, Die Brautfahrt des Prinzen Heinrich von Preußen (1751), Friedrichs des Großen Druckerei im Berliner Schlosse, Erzieher und Erziehung König Friedrich Wilhelms I., Das Potsdamer Stadtschloß bis zu Friedrich dem Großen, Gustav Adolfs Gemahlin Maria Eleonora von Brandenburg, Aufzeichnungen von Johann Philipp von Rebeur über seine Tätigkeit als Informator Friedrich Wilhelms I. (1697—1701); dazu Miscellanea. Wir vermissen im Interesse einer möglichst weitgehenden Verbreitung dieser nützlichen Zeitschrift auch in gymnasialen Kreisen einen auf die Höhen der großen Politik führenden Beitrag und eine Arbeit über innere Reformen des preußischen Staates, wie dergleichen Beiträge die früheren Bände des Hohenzollern-Jahrbuchs gebracht haben. Abgesehen von der weniger glücklichen Stoffauswahl des vorliegenden Bandes verdient dieser aber dieselbe Anerkennung wie die früheren: überall sind die Beiträge auf das sorgfältigste ausgearbeitet und durch eine Fülle bildlicher Darstellungen vortrefflich illustriert. Wie Vorzügliches der Herausgeber an Illustrationen leistet, dafür sei beispielsweise die Abhandlung Klinkenborgs über die Siegel der Landesherrn von Brandenburg angeführt. Eine allseitig befriedigende Reproduktion alter Siegel ist schon des störenden Siegelrandes wegen schwierig; man hat aber eine besondere Methode des Abklatsches erfunden, welche dem Reproduktionsverfahren mittelst Photographie und Lichtdruck zu Hilfe kommt. Die dem vorliegenden Bande beigegebenen Siegeltafeln reihen sich den berühmten Mustern eines Heffner, Ilgen, Posse u. a. gut an. Schließlich sei noch auf die für weite Kreise interessante vorzügliche Photographie des allerhöchsten Brautpaares mit dem Faksimile von Braut und Bräutigam hingewiesen. Wir haben in Zeitschriften und Kunstläden schon manche Photographie der Herzogin Cecilie und des deutschen Kronprinzen gesehen, aber nur ganz wenige, welche an die Güte dieser im Hohenzollern-Jahrbuch dargebotenen Kunstleistung heranreichen.

Dresden. Eduard Heydenreich.

Wilhelm Sievers, Asien. Zweite Auflage. Mit 167 Abbildungen im Text, 16 Kartenbeilagen und 20 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck von E. C. Compton, E. Heyne, G. Mützel, E. Pechuel-Loesche, R. Reschreiter und O. Winkler. Leipzig und Wien 1904, Bibliographisches Institut. VI u. 712 S. Lex.-8. In Halbleder geb. 17 *M.*

Ein vollkommen neues Werk nennt das Vorwort das vorliegende Buch und mit Recht. Die 12 Jahre, die nach dem Erscheinen der ersten Auflage verflossen sind, haben eine umfangreiche Literatur und vielfache Veränderung der politischen Grenzen hervorgebracht, dazu aber ist auch dieser Teil der Sieversschen Allgemeinen Länderkunde in geographischen Einzellandschaften völlig neu dargestellt. Von der riesigen Arbeit, die in dem Werke steckt, gibt schon das Verzeichnis der benutzten wichtigeren Literatur einen Beweis, es umfaßt 16 enggedruckte Seiten und enthält dabei nur ausnahmsweise eine Angabe der zahlreichen einschlägigen Aufsätze in Zeitschriften.

Die Darstellung wird eröffnet mit dem einzigen nicht wesentlich veränderten Abschnitte des Buches, mit der Entdeckungsgeschichte Asiens. Hier sind auch die Erforschungsarbeiten des Jahres 1904 schon erwähnt, ja selbst die Tätigkeit der Japaner zur näheren Erkenntnis Chinas und Koreas ist berücksichtigt. Sechs kleine, übersichtlich auf einem Doppelblatt zusammengestellte Karten zeigen die Entwicklung des Kartenbildes von Asien, je eine Karte stellt die Forschungsreisen im Mittelalter und in der Neuzeit und die in Zentralasien seit 1856 dar.

Auf rund 60 Seiten folgt eine knappe und klare allgemeine Übersicht über Lage, Größe, Grenzen, über Bau und Relief des Erdteiles, über Klima, Pflanzen- und Tierwelt, über Bevölkerung und Staaten, endlich über die wirtschaftlichen Verhältnisse. Dieser vortrefflich zusammenfassende Abschnitt kommt für die Zwecke der höheren Schulen am nächsten in Betracht. Er unterrichtet in bequemer Weise über das Wichtigste des zur Zeit Wissenswerten über Asien.

Daran schließt sich der Hauptteil des Buches, die Betrachtung der großen Einzellandschaften. Diese werden nach morphologischen Gesichtspunkten gegliedert, zunächst in das Tafel- und Faltenland von Vorderasien, das auch durch seine Geschichte und Kultur vom übrigen Erdteil scharf gesondert ist, und dann nach den Himmelsrichtungen in West-, Nord-, Ost- und Süd-Asien, die den Kern in der Mitte des Erdteiles, Zentralasien, als letzten natürlichen Hauptteil umlagern. Diese Einteilung schließt sich der Natur des Landes und teilweise dem schon herrschenden Sprachgebrauch an. In jedem dieser sechs natürlichen Teile erfolgt die Einzeldarstellung nach den Gesichtspunkten: 1. Oberflächengestalt und Gewässer, 2. Klima, Pflanzen- und Tierwelt, 3. Bevölkerung, 4. wirtschaftliche und politische Verhältnisse. Nach den natürlichen Verhältnissen ist bald der eine, bald der andere dieser Gesichtspunkte stärker betont oder eingeschränkt.

Auffällig erscheint die Einteilung des Tienschan bei Sievers. Den Pamir als Glied des Tienschan anzusehen (S. 427) wird man sich schon leichter gewöhnen als die Zugehörigkeit des Hindukusch zum Tienschan-System anzuerkennen. Unter mittlerem Tienschan verstand man bisher nicht das Gebirge von Urumtsi bis Kuldscha (S. 431), sondern die Landschaft ostsüdöstlich von Kuldscha und dem oberen Ili, das Gebiet um den Khan Tengri und den Issyk-kul, das Sievers zum westlichen Tienschan rechnet.

Besonders interessant war dem Ref. die Abgrenzung des Malaiischen Archipels gegen Australien. Die alte „Wallacesche Tiergrenze" zwischen Bali und Lombok, Borneo und Celebes wird man als Scheidelinie zwischen Asien und Australien nach den einleuchtenden Ausführungen (S. 587 ff. 596) aus geologischen, ozeanographischen und zoologischen Gründen aufgeben müssen und nur Neuguinea mit den unmittelbar benachbarten Inseln Australien zuweisen.

Die Ausstattung des Buches ist wie die der früheren Bände reich, vornehm und zweckdienlich. Die Kartenbeilagen geben ein klares und lehrreiches Bild der verschiedenartigsten Verhältnisse. Außer den schon erwähnten Karten zur Erforschungsgeschichte verdienen besonders die tektonische Skizze, die Karte der Entwicklung des Kolonialbesitzes, die geologische und die Wirtschaftskarten von China, Japan und von Britisch- und Niederländisch-Indien Beifall. — Dem der wärmsten Empfehlung werten Buche wünschen wir einen baldigen Einzug in alle Lehrerbibliotheken unserer höheren Schulen.

Hannover. A. Rohrmann.

---

1) Meyers Hand-Atlas. Dritte, neubearbeitete und vermehrte Auflage mit 115 Kartenblättern und 5 Textbeilagen. 1. Lieferung. Leipzig und Wien 1905, Verlag des Bibliographischen Instituts. 0,30 M.

Dieser Atlas will vor allem dem praktischen Bedürfnis dienen. Er sieht ab von Karten zur allgemeinen Erdkunde und beschränkt sich auf Länderkunde mit vorzugsweiser Berücksichtigung Mitteleuropas, vor allem Deutschlands und der deutschen Schutzgebiete.

Die vorliegende Anfangslieferung zeigt, daß der wegen seiner Handlichkeit, Wohlfeilheit und Zuverlässigkeit bereits weit verbreitete Atlas auch in der neuen Auflage sich in guten Händen befindet. Da das Format nur Lexikonoktav ist, mußten die Karten allerdings gebrochen werden, was indessen, falls man letztere nicht zu Messungen benutzen will, nicht viel schadet. Die vorangestellte Karte ist eine sehr inhaltreiche und ganz den Verhältnissen der Gegenwart entsprechende Übersichtskarte der wichtigsten Land- und Seeverkehrswege der ganzen Erde mit Angabe der Kabellinien. Zwei weitere Karten betreffen die Südhälfte Bayerns und Bosnien mit den Nachbarländern (trotz der

Fülle topischen Details vollkommen übersichtlich zufolge der Stichschärfe und der Wiedergabe des Geländes in brauner Strichelung, der Gewässer in Blau); dazu gesellt sich ein hübscher Stadtplan von Berlin (1 : 20000) und eine Karte von Deutsch-Südwestafrika. Letztere veranschaulicht u. a. in rotem Aufdruck die Marschrouten und Gefechtsplätze unserer Truppen von 1904; zwei Seitenkärtchen in größerem Maßstabe betreffen die Umgebung von Windhuk und Swakopmund mit seinem neuen Molenbau.

Der Preis des ganzen Atlas wird nur 8,40 ℳ (mit einem vollständigem alphabetischen Namenregister 12 ℳ) betragen.

2) **Hölzels Geographische Charakterbilder** Nr. 38—40. Wien 1905, Ed. Hölzel.

Als viertes Supplement zu der schönen Sammlung von Hölzels geographischen Charakterbildern erscheinen hier drei Bilder, die sich in Trefflichkeit der malerischen Ausführung den früheren voll ebenbürtig anschließen und insofern wirkliche Lücken der Sammlung ausfüllen, als sie landschaftliche Typen veranschaulichen, denen auch der Schulunterricht seine Aufmerksamkeit zu schenken hat. Jedes Bild kostet unaufgespannt 4 ℳ, auf starke Pappe aufgezogen 5 ℳ, das den drei Bildern beigefügte Erläuterungsheft 1 ℳ.

Nr. 38 stellt die nordische Tundra dar in einem stimmungsvollen Gemälde nach Aufnahmen aus Lappland. Die ganze Herbigkeit und Öde arktischer Natur tritt uns da entgegen, obwohl die Tundra in ihrem etwas freundlicheren Frühsommergewand vorgeführt wird. Über dem ewig gefroren bleibenden Boden hat sich in der kurzen Frist der sonnigen Tage, an denen das Tagesgestirn freilich kaum untergeht, indessen am graublauen Wolkenhimmel selten sichtbar wird, ein grüner Hauch über die weite Ebene gebreitet; zu Flechten und Moosen haben sich einige Gräser gesellt, ein paar verkrüppelte, vom Sturm gekrümmte Birken stehen im Vordergrund neben den wigwamähnlichen Lappenzelten. Zwei Weiher von Tauwasser blitzen silbern zur Rechten aus dem düsteren Baumgrün der Flur auf; links erblicken wir im Hintergrund die Hochtundra in Gestalt niedriger Bergzüge, die noch Schneestreifen am Gehänge zeigen. Die Gruppe von Lappen im Vordergrund mit dem Renntier läßt leider nicht die rein mongolischen Züge wahrnehmen, weil man seltsamerweise lappisch-russische Bastarde zur Aufnahme gewählt hat.

Nr. 39 bildet die wohlgelungene Wiedergabe der farbigen Originalaufnahme einer chinesischen Lößlandschaft an einem Nebenflüßchen des Hoangho in Schansi. Wir blicken hinein in das Labyrinth von Tälern und Schluchten mit steilen Wänden, wie es durch den erosiven Eingriff der Jahrtausende aus dem ungeschichteten riesigen Haufwerk des gelben Lößes

herausgestaltet wurde. Nur ganz selten sehen wir auf dem so rasch nach jedem Regen austrocknenden Löß einen Baum, aber frisches Grün wohl bestellter Felder auf allen söhlig verlaufenden Simsen, die Wohnungen der fleißigen Bodenbesteller dagegen in die abschüssigen Wände ihrer Terrassenfelder eingebaut wie Gruben von Nagetieren. Die Luft ist zur Zeit sommerlich still, daher nicht von dem so leicht wieder zu Staub werdenden Löß mit gelblichem Lößnebel erfüllt, durch den die Sonne nur wie ein verschleierter Mond blickt, vielmehr tiefblau und noch heißer durchwärmt als unter gleichem Bestrahlungswinkel die der mittelmeerischen Südlande Europas.

Nr. 40 führt uns nach Mitteleuropa, und zwar vor die merkwürdigen Erdpyramiden von Bozen, die ein besonders hervorragendes Beispiel einer vielfach auf Erden zu beobachtenden Erscheinung ausmachen, das „gutta cavat lapidem non vi, sed multa cadendo“ in auffälligen Gebilden vor Augen führend. Der Finsterbach, ein echter alpiner Wildbach, hat sich hier bei einem Gefälle von 40—50° in die vom eiszeitlichen Eisackgletscher aufgeschütteten Porphyrschuttmassen des sogenannten Rittenplateaus oberhalb Bozens eingesägt, und zu beiden Seiten dieses Taleinschnittes erheben sich nun dicht beieinander 6–8 m (einmal bis zu 15 m) emporragende, an der Grundfläche 1–2 m im Durchmesser haltende Erdpyramiden oder nach oben verjüngte Erdsäulen, manche von ihnen noch gekrönt mit einem Deckstein. Dem Schüler kann man kein lehrreicheres Bild zeigen von der modellierenden Wirkung des Regens und von der großen Wirkung kleiner Ursachen in fast alltäglicher Häufung. Er wird dann ein aufmerksames Auge gewinnen, um auch in seiner Heimat die erdumgestaltende Bedeutung dieser Heinzelmännchen von stillen Revolutionären zu belauschen, die ihm als prosaische Regentropfen bisher der Beachtung unwert erschienen. Denn nur diese sind es gewesen, die aus den glatten Steilwänden der Finsterbachschlucht diese wunderbaren Säulenwälder schufen. Wie überall führte der niederträufende Regen zunächst die weichkrumigen tonigen und sandigen Bodenbestandteile fort; wo aber ein derbes Bruchstück von Porphyr oder Brixner Granit in die Schuttmasse eingebacken war, da wurde die darunter liegende Erdmasse zuerst von der wegschwemmenden Einwirkung der niedersinkenden Regengüsse bewahrt, so daß ein freistehender Erdpfeiler mit der Zeit entstand, dann aber machte sich die Konzentration der mechanischen Kraft der Regentropfen auf kleine Regenbäche, die sich gelegentlich starker Regen von den Rändern der steinernen Deckplatte her ergossen, hauptsächlich auf Modellierung des obersten Teils des Pfeilers geltend, so daß der Pfeiler in eine zuckerhutähnliche pyramidale Spitzform mit manchmal wie von Künstlerhand in den weichen Lehm eingeprägten Längskrenelierungen verwandelt wurde. Mitunter schwebt noch der

alte Deckstein auf der Pyramidenspitze; meistens jedoch ist er längst zu Falle gekommen. Aber wir bemerken noch vielfach an den Seiten der bräunlichen Erdpyramiden größere und kleinere derartige Felsbrocken wie Astknorren hervorragen: sie leisten der Fortspülung besseren Widerstand, werden folglich allmählich aus der Steilwand der Pyramide herauspräpariert und können mit der Zeit neue Decksteine bilden, wenn der über ihre Höhenlage hinausragende verjüngte Teil der Erdpyramide schwindet. Die Ungleichheit in der Höhe dieser anziehenden Skulpturwerke der Verwitterung erklärt sich mithin einfach aus der verschiedenartigen Höhe, in der die Felsbrocken in die Schuttmasse wie Rosinen in den Kuchenteig eingebacken waren.

Der erläuternde Text zu den drei Bildern ist wie der zu den früher herausgegebenen von tüchtigen Sachkennern sorgfältig ausgearbeitet worden, nimmt nur leider nicht immer genügende Rücksicht auf genaue Deutung der Einzelheiten des betreffenden Bildes, um sich mitunter in akademischer Breite vielmehr mit der theoretischen Deutung der Erscheinung im allgemeinen zu beschäftigen, der das Bild gewidmet ist. Das fällt namentlich bei dem Text zu Nr. 38 auf, den Prof. Rosberg in Helsingfors verfaßt hat; dabei stört nebenbei die unangenehme Mißform „Hyperboräer" (S. 9) statt Hyperboreer (Ὑπερβόρειοι). Im Text zu Nr. 39 (von Prof. Heiderich) vermissen wir jegliches Eingehen auf die Chinesengruppe im Vordergrund des Bildes. Sind das Ackersleute mit einem Pflug? Zieht der nackte Knabe einen Miniaturpflug als Spielzeug oder was sonst? Bei der Aufzählung typischer Lößvorkommnisse in Deutschland (S. 15) fehlt das am linken Ufer der Gera dicht vor deren Eintritt nach Erfurt. Dr. Kittler hat sich den Einzelheiten seines Bildes (Nr. 40) mehr zugewandt, zuletzt aber die Bedeutung der Decksteine für die Herausbildung der Erdpyramiden zu gering veranschlagt.

Mockau bei Leipzig. A. Kirchhoff.

---

1) Blümel-Pflügers Aufgaben zum Zifferrechnen. Neu bearbeitet von J. Walter. I. Heft: Das Rechnen im Zahlenraume von 1 bis 100. 48 S. 8. 0,30 *M.* II. Heft: Die vier Grundrechnungsarten im unbegrenzten Zahlenraume. 62 S. 0,40 *M.* III. Heft: Die vier Grundrechnungsarten mit mehrfach benannten Zahlen. 64 S. 0,40 *M.* Neu bearbeitet von K. Türk. IV. Heft: Die vier Grundrechnungsarten mit unbenannten und benannten ganzen Zahlen und Dezimalzahlen. 80 S. 0,40 *M.* V. Heft: Die vier Grundrechnungsarten mit Brüchen. Verwandlung der Brüche in Dezimalbrüche und umgekehrt. Einfacher Dreisatz. 80 S. 0,40 *M.* VI. Heft: Zusammengesetzter Dreisatz nebst Kettensatz. Die verschiedenen Prozentrechnungen. Termin-, Gesellschafts- und Mischungsrechnung. 80 S. 0,40 *M.* VII. Heft: Ausziehen der Quadrat- und Kubikwurzel. Flächen- und Körperberechnung. 48 S. 0,30 *M.* Breslau 1905, E. Morgenstern.

Man findet in neuerer Zeit überaus häufig, daß anstatt des Wortes „Zahl" das Wort „Ziffer" gebraucht wird, während doch

die Ziffer gleichbedeutend mit Zahlzeichen ist und die Zahl selbst aus Ziffern ebenso wie das Wort aus Buchstaben gebildet wird. Ich weiß nicht, welcher Umstand zu diesem recht allgemein gewordenen Mißbrauch geführt hat, er scheint geradezu Mode geworden zu sein. Der Titel des vorliegenden Rechenbuches führte mich dazu, einmal an dieser Stelle über diese Mode zu sprechen, da auch hier für Rechnen mit Zahlen fälschlich Rechnen mit Ziffern gesagt ist. — Wie schon aus dem Titel hervorgeht, erstrecken sich die Aufgaben über das ganze Pensum des Rechenunterrichtes, der Inhalt des 7. Heftes ist offenbar auf solche Schulen berechnet, an denen kein eigentlicher mathematischer Unterricht erteilt wird. Die in den Aufgaben sich darstellende Methodik zeigt durchaus die Bekanntschaft der Verf. mit der sich allmählich bahnbrechenden neueren Methode im Rechenunterricht, aber sie haben sich doch nicht entschließen können, vollständig mit der älteren zu brechen. So erklären sie zwar: „Von einer ersten Zahl eine zweite subtrahieren heißt die Zahl finden, die zur zweiten addiert die erste ergibt", aber ich habe doch nirgends einen deutlichen Hinweis auf die sogenannte österreichische Subtraktionsmethode finden können; demgemäß tritt auch die darauf fußende Divisionsmethode nicht hervor, ich habe nur im zweiten Hefte ein vorgerechnetes Beispiel gefunden. Ähnlich steht es mit der Schreibung der benannten, dezimalgeteilten Zahlen und der Rechnung mit ihnen. Die Verf. sind durchaus bemüht, den großen Nutzen der dezimalen Währungszahlen der Rechnung zuzuführen, indem sie sehr bald statt mehrerer Benennungen nur eine brauchen, hin und wieder behandeln sie diese Zahlen aber genau so wie die Zahlen mit nichtdezimalen Währungszahlen. So geben sie Heft IV S. 43 als Beispiel für die Division mehrfach benannter Zahlen 737 qm 6138 qcm 55 qmm : 99 ganz so, als wenn die Währungszahlen nicht dezimal wären, und stellen also 3 Divisionsaufgaben auf, während nur die eine Aufgabe 737,613 855 qm : 99 zu lösen wäre. Die letztere erfordert 33 Ziffern, während dort 57 auftreten. An dieser Stelle möchte ich auch bemerken, daß zuweilen überaus große Zahlen gegeben sind, auch bei mehrfach benannten Zahlen, wo dann Tonnen mit Milligramm, Kilometer mit Millimetern in einer Zahl verbunden sind. Dergleichen Zahlenverbindungen entfernen sich doch unnötigerweise sehr stark von der Praxis. Die Dezimalbrüche werden hier im Anschluß an das Rechnen mit ganzen Zahlen, also vor den gemeinen Brüchen behandelt, sie stehen so meiner Ansicht nach an der richtigen Stelle; denn der Dezimalbruch ist der ganzen Zahl mehr verwandt als dem gemeinen Bruche. Eine Verwendung von Klammern findet sich in vielen Aufgaben, so daß in geschickter Weise auf die Arithmetik vorbereitet wird. Die Aufgaben aus dem praktischen Leben unterscheiden sich nicht wesentlich von den in andern Rechenbüchern gegebenen Aufgaben. —

In der Einleitung zur Zeitrechnung steht, der julianische Kalender sei jetzt um 12 Tage hinter dem gregorianischen zurück, das ist nicht richtig, es sind seit 1900 13 Tage. Die Austattung der Hefte ist recht vorteilhaft.

2) O. Utescher, Rechenaufgaben für höhere Schulen. In 3 Heften. Auf Grund der preußischen Lehrpläne von 1901 bearbeitet. Heft I. Lehrstoff der Sexta (52 S. 0,40 ℳ). Heft II. Lehrstoff der Quinta (52 S. 0,40 ℳ). Breslau 1904, F. Hirt. 8.

Da ich die erste Auflage dieses Rechenbuches in dieser Zeitschrift eingehend besprochen habe, beschränke ich mich darauf mitzuteilen, daß die jetzt vorliegende 3. Auflage sich nur durch einige Erweiterungen und hin und wieder vermehrte Aufgaben von der früheren unterscheidet, so daß im wesentlichen der Charakter des Buches derselbe geblieben ist.

3) H. Müller und M. Kutnewsky, Sammlung von Aufgaben aus der Arithmetik, Trigonometrie und Stereometrie. II. Teil. Ausgabe A für Gymnasien. Zweite, verbesserte und stark gekürzte Auflage. Leipzig und Berlin 1905, B. G. Teubner. 273 S. 8. 2,20 ℳ.

Während der 1. Teil dieser Sammlung sehr schnell Eingang in die Schulen gefunden hat, standen dem 2. Teile „der höhere Preis sowie eine größere Anzahl unbeachtet gebliebener Druckbez. Schreibfehler vielfach der Einführung in die Schule hindernd im Wege". Die Verf. haben sich deswegen entschlossen, in dieser 2. Auflage sehr starke Kürzungen eintreten zu lassen, von denen namentlich Zahlenbeispiele, gewisse Teile der Stereometrie, der analytischen Geometrie betroffen wurden, während andererseits der Lehre von den Kegelschnitten eine größere Anzahl von Konstruktionsaufgaben hinzugefügt wurden. Dadurch ist der Gebrauch dieser Auflage neben der ersten unmöglich gemacht worden. Da mir der Inhalt der 1. Auflage nicht bekannt ist, so kann ich von den gemachten Veränderungen nur nach den Angaben der Vorrede berichten. Die Aufgaben selbst umfassen das ganze Pensum der Obersekunda und der Prima der Gymnasien, in einzelnen Kapiteln gehen die Verf. mit Recht darüber hinaus, da man ja gern, wenn Zeit dazu vorhanden ist, z. B. die diophantischen Gleichungen und die Gleichungen dritten Grades behandelt. Wünschenswert wäre bei jenen Gleichungen auch die pythagoreische Gleichung und bei diesen die allgemeine Lösung gewesen; denn die gegebenen speziellen Fälle genügen doch nicht, um z. B. gewisse stereometrische Aufgaben zu lösen. Der Inhalt der Aufgaben ist überaus mannigfaltig, selbstverständlich ist er oft der Physik entnommen, was ja bei der jetzt so sehr betonten „Konzentration des Unterrichts" durchaus notwendig ist. Ich muß aber immer wieder auf die hier schon öfter ausgesprochene Ansicht zurückkommen, daß die Klarstellung der Tatsachen und Gesetze, die zur Lösung solcher und auch anderer Aufgaben zu

benutzen sind, ganz von selbst die mathematische Lehrstunde zu einer physikalischen machen wird, da die schließliche Lösung der Aufgaben in Zahlen der Zeit nach sehr gegen jene Erklärung zurückstehen dürfte. Aus der Vorrede ist zu entnehmen, daß die vorliegende Sammlung für die Hand der Schüler berechnet ist, sie ist als ein Teil eines „Unterrichtswerkes" bezeichnet. Mir will es dann aber scheinen, als ob die Sammlung, trotz der Kürzung und trotzdem die Aufgaben sehr verschiedenen Gebieten entnommen sind, noch zu viel gleichartige Aufgaben enthielte; denn die Anzahl der Aufgaben, die man in der Schule oder zu Hause von den Schülern in Buchstaben oder in Zahlen rechnen lassen kann, ist doch wegen der Länge der Zeit, die sie in Anspruch nehmen, ziemlich gering. Um möglichst viele Verhältnisse heranzuziehen, wird man doch Aufgaben derselben Art, die sich nur durch die gegebenen Zahlenwerte unterscheiden, möglichst vermeiden. Bemerken möchte ich noch, daß mir unter den gegebenen Zahlenwerten für Oberflächen und Volumina Zahlen wie 900 π qcm, 882 π ccm aufgefallen sind, ich sehe nicht den Nutzen einer sich so weit von der Praxis entfernenden Bestimmung.

Berlin. A. Kallius.

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

---

1. K. Dorenwell, Der deutsche Aufsatz in den höheren Lehranstalten. Ein Hand- und Hilfsbuch für Lehrer. Dritter Teil. Eine Auswahl von Musterstücken, Schulaufsätzen, Entwürfen und Aufgaben zum Unterrichtsgebrauch in den oberen Klassen, unter Mitwirkung von E. Hartmann herausgegeben. Zweite Auflage. Hannover 1905, C. Meyer (G. Prior). IX u. 442 S. 4 *M*, geb. 4,60 *M*.

2. F. Linnig, Der deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel für die mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten. Zehnte Auflage. Paderborn 1905, F. Schöningh. XII u. 502 S. gr. 8. 3,40 *M*.

3. E. Ziegeler, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für Tertia und Sekunda, 1. Heft. Vierte Auflage. Paderborn 1905, F. Schöningh. XIV u. 112 S. gr. 8. 1,40 *M*.

4. O. Anthes, Der papierne Drache. Vom deutschen Aufsatz. Leipzig 1905, R. Voigtländers Verlag. 72 S. kl. 8. 0,80 *M*.

5. F. M. Schiele, Deutscher Glaube. Ein Lesebuch religiöser Prosa zum Schulgebrauch im deutschen Unterricht. Leipzig 1905, Dürrsche Buchhandlung. X u. 160 S. gr. 8. 1,75 *M*. (Dürrs deutsche Bibliothek, vollständiges Lehrmittel für den deutschen Unterricht an Lehrer- und Lehrerinnen-Seminaren, 12. Band.)

6. Aus deutschen Lesebüchern. Epische, lyrische und dramatische Dichtungen erläutert für die Oberklassen der höheren Schulen und für das deutsche Haus. Dritter Band: Dichtungen in Poesie und Prosa, herausgegeben von P. Polack. Sechste Auflage. IV u. 692 S. gr. 8. 5,60 *M*. — Fünfter Band: Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. Erste Abteilung: Lessing—Goethe, herausgegeben von G. Frick. Sechste Auflage. VIII u. 522 S. gr. 8. 6,40 *M*.

7. F. Linnig, Deutsches Lesebuch. Teil II: für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten einschließlich Untersekunda. Elfte Auflage. Paderborn 1905, F. Schöningh. XII u. 559 S. gr. 8. geb.

8. Bernhard Schulz, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Neu herausgegeben von Schmitz-Mancy, Köster und Weyel. Band I: für die unteren Klassen. Dreizehnte Auflage. Paderborn 1905, F. Schöningh. XIV u. 495 S. gr. 8. geb.

9. O. Lehmann und K. Dorenwell, Deutsches Sprach- und Übungsbuch. Heft I: Sexta. Dritte Stereotyp-Auflage. Hannover 1905, C. Meyer (G. Prior). IV u 91 S. 0,60 *M*.

10. A. Wohlthat, Die klassischen Schuldramen nach Inhalt und Aufbau. Zweite Auflage. Leipzig 1905, G. Freytag. X u. 192 S. kl. 8. geb. 2 *M*.

11. O. Harnack, Schiller. Mit 10 Bildnissen und 1 Handschrift. Zweite Auflage. Berlin 1905, E. Hofmann & Co. XIII u. 446 S. 4,80 *M*.

12. Gräsers Schulausgaben. Leipzig, B. G. Teubner. Je 0,50 *M*.

a) H. v. Kleist, Das Käthchen von Heilbronn, herausgegeben von A. Lichtenheld. X u. 80 S.

b) Körner, Zriny, herausgegeben von K. Tomanetz. XIII u. 71 S.

13. Goethe, Götz von Berlichingen. Für den Schulgebrauch herausgegeben von G. Frick. Leipzig 1905, B. G. Teubner. 138 S.

14. Cotta'sche Handbibliothek. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

a) Nr. 98. L. Anzengruber, Die Heimkehr und andere Geschichten. Mit einer Einleitung von A. Bettelheim. VII u. 88 S. 0,25 *M.*
b) Nr. 99. A. von Droste-Hülshoff, Die Judenbuche, ein Sittengemälde aus dem gebirgigten Westfalen. 48 S. 0,20 *M.*
c) Nr. 108. P. Heyse, Getreu bis in den Tod. Erkenne dich selbst. Zwei Novellen. 100 S. 0,30 *M.*
d) Nr. 109. Schillers Gedichte. Mit einer Einleitung von K. Goedeke. 307 S. 0,50 *M.*, eleg. geb. 1 *M.*
e) Nr. 111. Schiller, Don Karlos. Mit einer Einleitung von K. Goedeke. 228 S. 0,30 *M.*

15. Freytags Schulausgaben für den deutschen Unterricht. Leipzig 1905, G. Freytag.

a) Das Nibelungenlied (Übersetzung nach der Handschrift A). Auswahl, herausgegeben von O. Henke. Dritte Auflage. 183 S. kl. 8. geb. 1 *M.*
b) Das Gudrunlied in Auswahl und Übertragung herausgegeben von W. Hübbe. Erste Auflage, zweiter Abdruck in neuer Rechtschreibung. 112 S. kl. 8. geb. 0,60 *M.*
c) Sophokles' Antigone in der Übersetzung von Donner, in neuer Bearbeitung herausgegeben von F. Mertens. Erste Auflage, zweiter Abdruck in neuer Rechtschreibung. 92 S. kl. 8. 0,60 *M.*
d) Shakespeares Macbeth, herausgegeben von E. Regel. Erste Auflage, zweiter Abdruck in neuer Rechtschreibung. 92 S. kl. 8. 0,60 *M.*

16. H. Landois, Das Studium der Zoologie mit besonderer Rücksicht auf das Zeichnen der Tierformen. Ein Handbuch zur Vorbereitung auf die Lehrbefähigung für den naturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten. Mit 685 Abbildungen. Freiburg i. Br. 1905, Herdersche Verlagshandlung. XX u. 800 S. Lex. Form. 15 *M.*, geb. 16,40 *M.*

17. Grasers Leitfaden der Zoologie für höhere Lehranstalten, bearbeitet von R. Latzel. Mit 474 Abbildungen, 4 Tafeln und 1 Karte. Vierte Auflage. Leipzig 1904, G. Freytag. 232 S. gr. 8. geb. 3,80 *M.*

18. Pokorny, Naturgeschichte des Tierreiches für höhere Lehranstalten, bearbeitet von M. Fischer. Leipzig 1905, G. Freytag. Ausgabe A mit zahlreichen Abbildungen und 5 Tafeln. Sechsundzwanzigste Auflage. VI u. 309 S. geb. 3,60 *M.* — Ausgabe B mit zahlreichen Abbildungen und 29 Tafeln. Sechsundzwanzigste Auflage. VI u. 293 S. geb. 4,60 *M.*

19. R. Hesse, Abstammungslehre und Darwinismus. Zweite Auflage. Mit 37 Figuren. Leipzig 1904, B. G. Teubner. 128 S. kl. 8. geb. 1,25 *M.* (Aus Natur und Geisteswelt 39. Bändchen.)

20. B. Plüß, Leitfaden der Naturgeschichte (Zoologie, Botanik, Mineralogie) mit 274 Bildern. Achte Auflage. Freiburg i. B. 1904, Herdersche Verlagshandlung. VII u. 272 S. 2,50 *M.*, geb. 2,90 *M.*

21. O. Ohmann, Leitfaden für den Unterricht in der Chemie und Mineralogie an Gymnasien, Realschulen und anderen höheren Lehranstalten, nach methodischen Grundsätzen bearbeitet. Dritte Auflage. Mit 120 Figuren und einer Spektraltafel. Berlin 1904, Winckelmann & Söhne. VIII u. 162 S. gr. 8. 1,80 *M.*

22. H. Bork, Die Elemente der Chemie und Mineralogie. Leitfaden für den chemisch-mineralogischen Kursus des Gymnasiums usw. Vierte Auflage von G. Klepsch. Mit 72 Holzschnitten. Paderborn 1905, F. Schöningh. X u. 114 S. kart. 1,20 *M.*

23. J. Schiff, Die einfachsten chemischen Erscheinungen mit Berücksichtigung der Mineralogie. Mit 42 Abbildungen. Breslau 1905, F. Hirt. 84 S. 0,70 ℳ. (Sonderabdruck des Anhangs zu der von Th. Maschke neubearbeiteten 15. Auflage von A. Trappes Schul-Physik).

24. P. Bräuer, Lehrbuch der anorganischen Chemie nebst einer Einleitung in die organische Chemie. Mit 142 Abbildungen. Leipzig 1905, B. G. Teubner. XIII u. 269 S. gr. 8. geb. 3 ℳ.

25. J. Lorscheid, Lehrbuch der anorganischen Chemie. Mit 154 Abbildungen und 1 Spektraltafel in Farbendruck. Sechzehnte Auflage von F. Lehmann. Freiburg i. B. 1904, Herdersche Verlagshandlung. VIII u. 325 S. 3,60 ℳ, geb. 4,20 ℳ.

26. G. Mie, Moleküle, Atome, Weltäther. Leipzig 1904, B. G. Teubner. IV u. 138 S. geb. 1,25 ℳ. (Aus Natur und Geisteswelt.)

27. F. Bremer, Leitfaden der Physik für die oberen Klassen der Realanstalten mit besonderer Berücksichtigung von Aufgaben und Laboratoriumsübungen. Mit 386 Figuren. Leipzig 1904, B. G. Teubner. VIII u. 294 S. gr. 8. geb. 3,20 ℳ.

28. Sammlung Göschen. Leipzig 1904, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Jedes Bändchen geb. 0 80 ℳ.

a) O. Röhm, Maßanalyse. 88 S. mit 14 Figuren.
b) H. Bauer, Chemie der Kohlenstoffverbindungen. I u. II: Aliphatische Verbindungen 156 u. 161 S. — III: Karbocyklische Verbindungen 157 S. — IV: Heterocyklische Verbindungen 134 S.
c) O. Schmidt, Metalle (Anorganische Chemie 2. Teil). 130 S.
d) G. Rauter, Anorganische chemische Industrie. I: Die Leblancsodaindustrie und ihre Nebenzweige. Mit 12 Tafeln. 140 S. — II: Salinenwesen, Kalisalze, Düngerindustrie und Verwandtes. Mit 6 Tafeln. 127 S. — III: Anorganische chemische Präparate. Mit 6 Tafeln. 138 S.
e) A. Sturm, Geschichte der Mathemathik. Mit 7 Figuren. 152 S.
f) H. Kerp, Landeskunde von Skandinavien (Schweden, Norwegen und Dänemarck). Mit 1 Karte und 11 Abbildungen. 138 S.
g) J. Sahr, Deutsche Literaturdenkmäler des 16. Jahrhunderts II (Hans Sachs). Zweite Auflage. 144 S.
h) R. Brauns, Mineralogie. Mit 132 Abbildungen. Dritte Auflage. 134 S.
i) G. Mahler, Physikalische Aufgabensammlung. Mit den Resultaten. 118 S.

29. Th. Newest, Einige Weltprobleme, die Gravitationslehre ein Irrtum. Wien 1905, C. Konegen. 93 S. 1,25 ℳ.

30. Möllers Bibliothek für Gesundheitspflege und Volksaufklärung. Oranienburg, W. Möller. Jedes Heft 0,20 ℳ.

a) Heft 11. K. Metta, Wie belehren wir unsere Kinder in Schule und Haus über das Geschlechtsleben? 39 S.
b) Heft 15. K. Muche, Unsere Nahrung als Heilmittel. 31 S.
c) Heft 29. Gesundheitsregeln für die Schuljugend. Mit Begleitworten von W. Siegert und O. Janke. Neue Ausgabe. 28 S.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Die Behandlung der römischen Kaisergeschichte auf den höheren Schulen und das Gedicht „Der Tod des Carus“ von Platen.

Das Interesse für die historische Betrachtung einer bestimmten Epoche ist nicht überall und zu allen Zeiten dasselbe. Die Geschichte der beiden großen Kulturmächte Griechenland und Rom hat nicht immer die Beachtung gefunden, die für ein tieferes Verständnis der Universalhistorie schlechthin erforderlich ist. Die verschiedenartigsten Faktoren, in erster Linie der jeweilige Stand der wissenschaftlichen Forschung, aber auch aktuelle politische Tagesfragen wirken bestimmend darauf ein, daß das Interesse für eine bestimmte Periode der Weltgeschichte bald geringer, bald reger ist. Niemand wird es z. B. wundernehmen, daß die griechische Geschichte ihre eifrigsten Vertreter in England gefunden hat — ich denke an George Grote —, wo die gleichen politischen und sozialen Verhältnisse zur Beschäftigung mit der Geschichte jenes Landes förmlich anreizen mußten. Ähnlich ist es mit dem Studium der Geschichte Roms im Zeitalter der Republik in Italien und Frankreich, wo die Neigung zu nationalökonomisch-juristischen Untersuchungen die historisch-antiquarischen Studien eines Macchiavelli und Scaliger erfolgreich befruchtete. Das Interesse für die Geschichte der römischen Kaiserzeit ist vielfach wechselnd gewesen. Nach einer Zeit regen Eifers im 18. Jahrhundert (Montesquieus geistvolle Betrachtungen und das geniale, mit weitem Blick und echt historischem Sinn entworfene Werk Gibbons sind die Früchte dieses Strebens) folgte um die Wende des 19. Jahrhunderts ein rascher Umschwung der öffentlichen Meinung. Das Zeitalter der französischen Revolution, das so viele Kraftgenies erzeugte, deren einziges Ziel die völlige Umwälzung der bisherigen unhaltbaren Gesellschaftsordnung war, verschmähte es, sich mit einer Periode der Weltgeschichte zu beschäftigen, die wie die römische Kaiserzeit nur eine Epoche des Verfalls und der

Stagnation zu sein schien. Erst allmählich gewannen diese Studien im Laufe des 19. Jahrhunderts durch das Verdienst Mommsens wieder eine größere Teilnahme. Und mit Recht; kürzlich noch hat Chamberlain in seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ in lehrreichen Ausführungen überzeugend nachgewiesen, wie jene ersten nachchristlichen Jahrhunderte, das Zeitalter des Völkerchaos, in der Folgezeit auf das Wachstum der Germanen eingewirkt haben und wie so manche Zustände und Verhältnisse der Gegenwart nur aus der Geschichte jener Zeit erklärlich sind und an diesem Maßstabe gemessen werden müssen. Übrigens ist die römische Kaiserzeit durchaus nicht eine Epoche konstanten Verfalls — eine Auffassung, die vielleicht durch Montesquieu beeinflußt sein mag —, wenn sie auch zunächst dem antiken, spezifisch römischen Staatsbegriff und der alten republikanischen Herrlichkeit in Catos Sinne, ja vielleicht auch der virtus Romana überhaupt ein Ende bereitet hat. Selbst wenn sie das wäre, würde doch auch für sie das Wort des Dichters gelten:

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Ferner dürfte es kaum eine zweite Periode in der gesamten Weltgeschichte geben, die des Interessanten so viel böte wie diese Zeit, wo in der Hand eines einzigen Cäsar eine Machtfülle vereinigt war wie weder zuvor noch später jemals. Zu den charakteristischen Merkmalen dieser Ära gehört eine neue Blüte der Literatur, die freilich auf jeder Seite die Kennzeichen des politischen Druckes verrät. Aus der Öffentlichkeit des Forums flüchtete man in die stillen Gefilde der Wissenschaft. Weltbürgertum und der moderne Humanitätsbegriff gewannen an Ausdehnung und Bedeutung. Und dahinter, unscheinbar im stillen wirkend, die Anfänge jener Kulturmacht, der die Zukunft gehören sollte, die nicht allein auf politischem Gebiet die gewaltigsten Umwälzungen herbeiführte, sondern vor allem auf religiösem der Welt neue Lebensideale und ethische Normen als ein *κτῆμα εἰς ἀεί* schenkte.

Dem Interesse, das die Gegenwart der römischen Kaisergeschichte entgegenbringt, konnte sich naturgemäß die höhere Schule als die wahre Trägerin der Bildung der Nation auf die Dauer nicht entziehen, zumal auch von Vertretern der theologischen und juristischen Wissenschaft auf die Wichtigkeit dieses Abschnitts der Weltgeschichte immer von neuem hingewiesen und eine genauere Behandlung dieser Epoche im Rahmen des Geschichtsunterrichts der Gymnasien und Realschulen als Notwendigkeit hingestellt wurde. Diesen Wünschen trug bereits der Kaiserliche Erlaß vom 26. November 1900 Rechnung, indem er es unter Absatz 3 beklagt, daß sich im Geschichtsunterricht immer noch zwei Lücken fühlbar machten: neben der zu wenig eingehenden Behandlung der deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts mit ihren er-

hebenden Erinnerungen und großen Errungenschaften für das Vaterland die Vernachlässigung wichtiger Abschnitte der alten Geschichte. Damit war in erster Reihe ohne Zweifel die Geschichte der römischen Kaiserzeit gemeint. Denn die Geschichte des hellenistischen Zeitalters kann sich an Wichtigkeit mit jener nicht messen. Die kaiserlichen Wünsche verdichteten sich bekanntlich in den Lehrplänen von 1901 zu der Bestimmung, daß der Geschichtsunterricht der U I mit einer Übersicht der für die Weltkultur bedeutsamsten römischen Kaiser beginnen solle.

Eine lückenlose, systematische Darstellung der römischen Kaisergeschichte im Rahmen des Geschichtsunterrichts, wie sie bisweilen von eifrigen Verfechtern dieses Faches gefordert wird, ist nicht wohl möglich. Schon die zentrale Stellung dieser Epoche zwischen dem Altertum einerseits und dem Mittelalter und der Neuzeit auf der anderen Seite, dazu der Umstand, daß das Geschichtspensum der O II (Geschichte der Griechen und Römer) verhältnismäßig umfangreich ist und nur mit Mühe im Laufe eines Schuljahres bewältigt werden kann, schließen eine eingehende, chronologisch geordnete Behandlung aus. Unter diesen Umständen muß die Konzentration des Unterrichts ergänzend eintreten. Andere Unterrichtsfächer, in erster Linie die sprachlichen (Latein und Griechisch), aber auch der Religionsunterricht und das Deutsche bieten vielfach Gelegenheit, den Schüler mit den hauptsächlichsten Ereignissen und charakteristischen Kulturformen der römischen Kaiserzeit bekannt zu machen. Unter allen lateinischen Schriftstellern ist einer der merkwürdigsten und zugleich interessantesten Tacitus. Wie kaum ein anderer ist er geeignet, die Teilnahme der reiferen Jugend zu fesseln und ihren historisch-politischen Blick zu erweitern und zu schärfen. Seine Annalen und Historien bilden die hauptsächlichste Quelle des Zeitalters der julischen und flavischen Kaiser, seine übrigen historisch-politischen Essays sind die wichtigsten literarischen Denkmäler, die wir für die Kulturgeschichte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung besitzen. Für die Geschichte des Augustus und Tiberius werden auch die Gedichte des Horaz wichtige Bausteine liefern. Auch der hohe Stand der griechischen Kultur im hellenistisch-römischen Zeitalter kann jetzt leichter den Schülern veranschaulicht werden, seitdem wir in dem Lesebuche von Wilamowitz ein so treffliches Hilfsmittel wenn auch nicht für den griechischen Unterricht selbst, so doch für das Studium des Griechischen und seine Bedeutung als Kulturfaktor besitzen. Der Religionsunterricht kann durch die Kirchengeschichte jener Jahrhunderte die Schüler in das gewaltige Ringen der Geister auf ethisch-religiösem Gebiet einführen, er soll ihnen zugleich mit dem Schwinden des antiken Götterbegriffs das unaufhörliche Streben nach neuen Lebenswerten begreiflich machen, nach denen die Menschen jener Tage förmlich dürsteten. Auch

darf man nicht vergessen, daß die wichtigsten statutarischen Formeln und Dogmen der römischen Weltkirche damals entstanden sind, jener Kirche, die, wie Harnack in seinen Vorlesungen über das Wesen des Christentums betont, die Trägerin der Traditionen des römischen Imperiums selbst geworden ist.

Der deutsche Unterricht wird nur in beschränktem Maße für die Geschichte der Kaiserzeit geeignete Anknüpfungspunkte liefern, da es kaum ein klassisches Literaturwerk geben dürfte, in dem Persönlichkeiten oder Zustände jener Periode behandelt werden. Unter den wenigen Gedichten aber, die hierfür in Betracht kommen (Drusus' Tod von Simrock, Der Tod des Tiberius von Geibel, Die Donnerlegion von Knapp und einige andere) befindet sich eins, das eine treffliche Illustration jener Epoche gewährt, die zu den unbekanntesten der ganzen römischen Kaiserzeit gehört, das Gedicht „Der Tod des Carus" von Platen.

Der Dichter führt uns mitten in die traurigste Zeit des römischen Kaisertums, in das dritte nachchristliche Jahrhundert. Auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens sehen wir das Weltreich in einem zwar langsamen, aber kontinuierlich fortschreitenden Rückgange begriffen, in der äußeren Politik infolge des immer drohender werdenden Ansturms der Germanen, im Innern wegen der immer häufiger wiederkehrenden Bürgerkriege und Usurpationen, vor allem aber wegen der schier unerträglichen Willkürherrschaft der Prätorianer und der nach ihrem Willen gekrönten, meist unfähigen und ohnmächtigen Cäsaren. Seinen Höhepunkt erreichte der Verfall des Reiches unter der Regierung Valerians (253—259), der sein Leben als Gefangener in den Händen der Perser endete (269), und seines zwar wohlmeinenden und auf eine Besserung der Lage hinstrebenden, aber infolge mangelnder Energie wenig erfolgreichen Sohnes Gallienus (259—268), der wie so viele Imperatoren jenes Jahrhunderts der Militärkaiser seinen Tod von Mörderhand bei einer Verschwörung seiner Truppen fand. Immer mehr hervortretende Dezentralisationsbestrebungen, ja die völlige Auflösung der Reichseinheit infolge einer Reihe provinzialer Reichsgründungen (es ist die Zeit der sogenannten dreißig Tyrannen) kennzeichnen die Situation am Ende seiner Regierung. Da leuchtete der Stern der weltbeherrschenden Roma noch einmal auf, freilich nur für kurze Zeit. Schon unter dem Nachfolger Galliens Claudius II. (268—270) war eine Wendung zum Besseren unverkennbar. Seiner kräftigen und geschickten Hand verdankte das Reich für längere Zeit Ruhe und Sicherheit vor den lästigen Einfällen der Germanen, sein bei Narcissus errungener Sieg, wo 50000 Barbaren die Walstatt deckten (269), verschaffte ihm den Namen Goticus, seine Gerechtigkeit, Klugheit und Tapferkeit die Liebe seiner Untertanen und die Anerkennung der Nachwelt, die ihn mit

Recht den besten Trägern des Purpurs beigezählt hat. Leider war seine Regierung von zu kurzer Dauer, um eine durchgreifende Besserung herbeizuführen; schon im folgenden Jahre (270) wurde er zu Sirmium in Pannonien ein Opfer der im Gefolge der Barbareneinfälle auftretenden Pest. Es ist wohl nicht als Legende zu betrachten, wenngleich die Überlieferung auf wenig beglaubigter Grundlage ruht (Zon. XII 26 S. 201), daß der weitblickende Herrscher seinem tüchtigsten und gefeiertsten General L. Domitius Aurelianus den Weg zum Throne zu bahnen suchte, indem er ihn sterbend zum Nachfolger empfahl. Die Regierung dieses Herrschers (270—275) bildet zweifellos eine wichtige Epoche in der Entwickelung des römischen Kaisertums vom Prinzipat des Augustus bis zum Sturze des Romulus Augustulus (476), eine Tatsache, die bereits von den Zeitgenossen Aurelians durch die Verleihung des Ehrentitels 'restitutor orbis' Anerkennung fand. Seine eingreifende Tätigkeit auf dem Felde der äußeren Politik, vor allem als Wiederhersteller der verloren gegangenen Reichseinheit, verdient Beachtung; aber auch in der inneren Verwaltung bildet sein Regiment einen bedeutsamen Abschnitt in der Geschichte der Cäsaren. Schon unter den letzten Kaisern, besonders unter Gallienus, war es das Bestreben der maßgebenden Faktoren gewesen, das dualistische Prinzip des Regierungssystems zugunsten eines absolut monarchischen umzugestalten, den Unterschied von Fiskus und Ärarium, von senatorischen und kaiserlichen Provinzen möglichst zu verwischen. Einen wichtigen Schritt zur Entscheidung dieser Prinzipienfrage tat Aurelian, indem er als erster römischer Imperator den Senat, wenngleich er ihn bestehen ließ, vom Regiment selbst vollkommen ausschloß und damit die nominell immer noch bestehende Dyarchie in eine absolute Monarchie verwandelte[1]), eine Maßnahme, die später durch die Neuorganisation der Reichsverwaltung seitens Diokletians auch für die Folgezeit zur festen Norm wurde[2]).

Viel zu früh wurde Aurelian, auf einem Feldzuge gegen

---

[1]) An dieser Tatsache ändert nichts die nach dem Tode Aurelians zutage tretende Reaktion zugunsten eines Senatskaisertums, die in der Erhebung des greisen Senators M. Claudius Tacitus zum Ausdruck kam, der schon nach wenigen Monaten von den meuternden Soldaten beseitigt wurde, desgleichen nicht die geringen Zugeständnisse, die der spätere Kaiser Probus den Machtkompetenzen des Senats machte. Es waren die letzten Kraftäußerungen der stolzen, aber schon längst zu gänzlicher Bedeutungslosigkeit herabgesunkenen Körperschaft.

[2]) Freilich darf man nicht vergessen, daß gerade in dieser Neuorganisation Diokletians, die den Senat vollkommen der Regierungsgewalt entkleidete und alles der Entscheidung der einzelnen Imperatoren überließ, die Todeskeime enthalten waren, die zur Auflösung des Weltreichs führen mußten. Die Teilung der Verwaltung unter mehrere Regenten, die durch die Größe und die Ausdehnung des Reiches zur zwingenden Notwendigkeit wurde, bahnte den Weg für die Teilung der Herrschaft und damit indirekt für den Untergang der einzelnen Teile überhaupt.

die Perser begriffen, aus seiner glorreichen Laufbahn durch Meuchelmord gerissen (275). Sein Nachfolger M. Aurelius Probus (276—282) trat mit glänzendem Erfolge in die Fußstapfen seines Vorgängers: er schlug in den Grenzgebieten am Rhein und an der Donau die deutschen Stämme zurück und verstärkte den römischen Grenzwall (Limes). Aber er teilte das Schicksal seines Vorgängers, in Sirmium, der Hauptstadt von Pannonien, wurde er von seinen eigenen Soldaten erschlagen. Aus den Prätendentenkämpfen der nächsten Zeit ging zunächst Carus als Sieger hervor; ihm gelang es, den Persern Armenien und Mesopotamien wiederzunehmen, doch fand auch er schon im folgenden Jahre (283) ein jähes Ende, wahrscheinlich gleichfalls durch Mörderhand.

Den sagenhaft ausgeschmückten Tod dieses Kaisers behandelt Platen in seinem Gedichte, das zugleich in nuce eine Übersicht der eben geschilderten Ereignisse gibt. Als Carus zum Imperator ausgerufen worden war, soll sein erstes Wort gewesen sein, daß die Perser an diese Wahl denken sollten. Obwohl er ohne Blutvergießen einen ehrenvollen Frieden erreichen, ja einen für sich ruhmreichen den Persern diktieren konnte, wählte er doch den Kampf (Str. 1 und 2); darin liegt unzweifelhaft eine Verschuldung. Carus wird zur tragischen Figur, sein Tod ist kein zufälliges Unglück, sondern ein göttliches Strafgericht. Stolz auf den Heldenmut ihres Kaisers, stimmen die Legionen vor dem Kampfe einen begeisterten Schlachtgesang an (Str. 3); er bildet den Mittelpunkt des ganzen Gedichtes. Die meisten der oben genannten Kaiser, ihre hervorragendsten Taten und Erfolge, kurz die ganze römische Geschichte der zweiten Hälfte des dritten nachchristlichen Jahrhunderts zieht hier in farbenreichen, vielfach wechselnden Bildern an unserem geistigen Auge vorüber. Carus fühlt sich berufen, die dem römischen Reiche unter Valerian widerfahrene Schmach zu rächen. Diese Aufgabe bildet den Ausgangspunkt des Siegesliedes der Soldaten (Str. 4—6). Auf einem Zuge gegen das von Artaxerxes I., dem ersten Herrscher aus dem Geschlechte der Sassaniden, neu begründete Perserreich, hatte sich Valerian genötigt gesehen, mit Sapor, dem Sohne des Artaxerxes[1]), Verhandlungen anzuknüpfen. Da dieser es ablehnte, mit dem Kaiser zu unterhandeln, soll Valerian persönlich in dem feindlichen Lager erschienen und dort wortbrüchigerweise („durch Verrat“ Str. 5) zum Gefangenen gemacht worden sein, eine Katastrophe, die den Verlust des Orients an die Perser zur Folge hatte. Valerian starb erst nach einer vieljährigen Gefangenschaft[2])

---

[1]) Nicht mit Artaxerxes I. selbst — wie Platen sagt.

[2]) Die auch von Platen angeführte harte Behandlung, die Valerian dadurch zuteil geworden sein soll, daß Sapor ihn beim Besteigen des Pferdes als Schemel benutzt und schließlich habe schinden lassen, ist, wie

bei seinen Feinden, das Römische Reich aber hatte lange an den Folgen dieses Ereignisses zu tragen. Erst Aurelian stellte nach endgültiger Unterwerfung der Goten[1] (Str. 9) die Ehre des römischen Namens wieder her. Er besiegte die stolze Königin Zenobia, zerstörte ihre Hauptstadt Palmyra, die mit ihren herrlichen Tempeln und Palästen eine Zeitlang selbst mit Rom zu wetteifern bemüht war, und führte die gedemütigte Fürstin in die Gefangenschaft nach Tibur (Str. 10). Kaiser Probus stellte auch im Norden durch Verstärkung und Erweiterung des Limes das verloren gegangene Prestige der Römer wieder her, neun Germanenfürsten knieten vor seinem Kaiserzelt, wie der Dichter die römischen Krieger emphatisch ausrufen läßt (Str. 11). Carus ist nunmehr entschlossen, auch die letzte Schmach zu rächen; die Perser sollen erfahren, daß man nicht ungestraft an der Weltherrschaft des römischen Volkes rütteln und seinen Imperator verhöhnen darf (Str. 12). So weit der Siegesgesang der Legionen. Plötzlich aber zieht ein Unwetter empor, Finsternis bedeckt den Himmel, der Regen stürzt in wilden Güssen herab, ein Blitz schlägt in das Zelt des Kaisers, Carus sinkt entseelt zu Boden (Str. 13—15). Da erfaßt Verzweiflung die stolzen, eben noch von Siegeszuversicht erfüllten Legionen, auf Kampf und Wehr verzichtend, geben sie in lauten Klagen ihrem Schmerze Ausdruck:

„Götter haben uns gerichtet, Untergang ist unser Teil;
Denn des Kapitols Gebieter sandte seinen Donnerkeil!

Untergang und Schande wälzen ihren uferlosen Strom;
Stirb und neige dich, o neige dich zu Grabe, hohes Rom!"
(Str. 16—19.)

Der welthistorische Moment, wo der Kern des Römervolks sich und sein Vaterland verzweifelnd selber aufgibt; der Untergang des einen Mannes als der Untergang Roms selbst: das ist nach Hiecke das großartige Thema der Platenschen Dichtung.

Das Gedicht — einige historische Ungenauigkeiten, auf die oben hingewiesen worden ist und die als poetische Lizenzen gelten mögen, können uns den Genuß und die Freude daran nicht verkümmern — hat seinen Platz gewöhnlich in den Lesebüchern der Tertien; nichts aber hindert, es gelegentlich auch in der Sekunda, ja selbst in der Prima zu besprechen und daran eine tiefere Behandlung der römischen Kaisergeschichte des dritten Jahrhunderts nach den obigen Gesichtspunkten anzuknüpfen. Es kann nicht allein auf den Gymnasien, sondern auch auf den

---

Mommsen mit Recht hervorhebt, wohl als christliche Erfindung zu betrachten, als „Vergeltung für die von Valerian angeordnete Christenverfolgung".

[1] Nicht Aurelian besiegte die Goten, wie Platen Str. 9 sagt, sondern sein Vorgänger Claudius II. Goticus, während Aurelian mit ihnen Frieden schloß.

übrigen höheren Schulen behandelt und gegebenenfalls als Aufsatzthema verwandt werden. Die Kenntnis der alten Geschichte als eines wichtigen Abschnitts der Geschichte der Menschheit überhaupt, soll ja Allgemeingut aller derer sein, die auf Bildung Anspruch erheben.

Lyck, Ostpr. Richard Berndt.

Die Geographie Griechenlands und Italiens im Geschichtsunterricht.

Mit unter den unangenehmsten Stunden auf dem Gymnasium sind mir von meiner Schülerzeit her die Stunden in Erinnerung, in denen die Geographie von Altgriechenland und Altitalien durchgenommen wurde. Als wir die alten Volksstämme und Schlachtenorte zum erstenmal lernen mußten, drang eine Unmasse neuen Stoffes auf uns ein, schwierig für uns wegen der Fülle fremdartiger Namen, langweilig zugleich, weil uns das Fleisch vorenthalten wurde, das jene mageren Knochen geographischer Namen umkleiden sollte. Wohl gab es auch in den Geographiestunden viele fremde Namen zu lernen; aber hier konnte uns die trockene Kost leicht schmackhafter gemacht werden durch die Erzählung des Lehrers von Land und Leuten. Anders in der Geographie der zwei klassischen Länder in der Geschichtsstunde. Erstens waren hierbei ähnliche Erläuterungen wie in der Geographiestunde ausgeschlossen; denn die Bedeutung jener Namen konnte uns ja erst durch die Bekanntschaft mit dem Gang der Geschichte klar gemacht werden. Zweitens wurde der Lernstoff, weil er öde war, schnell durchgenommen, d. h. es wurde viel auf einmal aufgegeben. Das beste, was der Lehrer bei solchem Betrieb machen konnte, war ein methodisches Einüben, um nicht zu sagen Einpauken des Stoffes.

Auf der Oberstufe war die Sache nicht viel besser. Manche Namen waren uns zwar inzwischen durchaus geläufig geworden; ein großer Teil der früher gelernten waren uns aber ebenso sicher entschwunden. Aber auch für den Schüler, der wenig vergessen hatte, mußten diese Stunden eine Qual sein: es wurden jetzt eben viel mehr Namen verlangt, die vorläufig gar keine Bedeutung für uns hatten, die ja ihre Bedeutung erst in dem später folgenden Geschichtsunterricht erhalten sollten.

So wie es meinen Kameraden und mir erging, scheint es vielen anderen auf anderen Schulen auch gegangen zu sein und noch zu gehen. Und doch gibt es ein sehr einfaches Mittel, um abzuhelfen. Der geographische Überblick gehört nicht an den Beginn, sondern an den Schluß der zwei Teile alter Geschichte. Der Lehrer, der ihn an den Anfang setzt, begeht einen Fehler, der gegen die Grundregeln der Pädagogik ver-

stößt: ein schwer zu verarbeitender Stoff wird erst in zu großen Massen auf einmal ohne die gehörige Vertiefung durchgenommen und wird wieder verlassen, um später stückweise wieder herbeigezogen zu werden. Der richtige Weg führt natürlich in der entgegengesetzten Richtung: bei Besprechung der einzelnen geschichtlichen Ereignisse wird die Karte stets herangezogen und die Örtlichkeit besprochen und gelernt. Allgemeine geographische Vorbemerkungen sind überflüssig; denn die Lage und Gliederung der beiden Halbinseln sind dem Schüler vom geographischen Unterricht her geläufig. Je am Schlusse der griechischen und römischen Geschichte läßt sich dann der geographische Stoff, der in den vorausgegangenen Stunden schon durchgearbeitet ist, leicht systematisch zusammenfassen, und diese Repetition kann zugleich die Grundlage zu einer Gesamtrepetition des geschichtlichen Stoffes dienen, indem nunmehr ein ganz freies Verfügen über die Hauptsachen des Gelernten gefordert wird.

Daß diese Reihenfolge allein methodisch richtig ist, wird man mir wohl zugeben. Wenn sie trotzdem — ich darf wohl sagen — in der Mehrzahl der Fälle nicht befolgt wird, so liegt das, glaube ich, an der Einrichtung unserer Lehrbücher. Die mir bekannten Lehrbücher stellen, altem Usus folgend, die Geographie Griechenlands und Italiens der Geschichte dieser Länder voraus. Es wäre gewiß zweckmäßig, wenn die beiden Kapitel, vielleicht vermehrt um eine Geographie des Imperium Romanum, in den Lehrbüchern ihren Platz am Schluß der zwei Teile erhielten.

Über die Geographie der anderen Länder in der Geschichte brauche ich mich nicht zu äußern, weil hier der gerügte Fehler teils nicht so schwer ins Gewicht fällt, teils auch mehr oder weniger vermieden zu werden pflegt.

Bergedorf. Eduard Hermann.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur. Leipzig und Wien 1904, Bibliographisches Institut. X u. 747 S. Lex.-8. geb. 17 *M.*

Der Verfasser dieses großen Werkes hat sich schon früher durch seine Geschichte des deutschen Briefes und als Herausgeber der wertvollen Monographien zur deutschen Kulturgeschichte einen geachteten Namen erworben, und die vorliegende Schrift ist in vollem Maße dazu angetan, ihm auf seinem Forschungs- und Arbeitsgebiet neuen Ruhm zu verschaffen.

Was Steinhausen mit seinem Buche gewollt hat, das spricht er selbst in dem Vorworte aus. Er hat sich die Aufgabe gestellt, eine systematische, auf eigener wissenschaftlicher Forschung aufgebaute, dabei aber auch den Ergebnissen anderer Forscher gerecht werdende, organisch zusammenhängende Gesamtdarstellung der Entwicklung der deutschen Kultur zu geben, die nicht nur für die Fachgelehrten bestimmt ist, sondern auch den Bedürfnissen weiter Leserkreise genügen und zu ihrer Belehrung dienen soll. Manche Partien des Buches beruhen infolge des Mangels an speziellen wissenschaftlichen Vorarbeiten fast ausschließlich auf Quellenstudien des Verfassers; für andere ist schon ein reiches Material von Hilfsmitteln vorhanden gewesen, das aber erst gesammelt und kritisch gesichtet werden mußte. Besonders ist dabei die auf kulturgeschichtlichem Gebiet sehr umfangreiche Zeitschriftenliteratur herangezogen worden. Überall ist Steinhausen bestrebt gewesen, die gesicherten Ergebnisse der kulturgeschichtlichen Spezialforschung vorzulegen, doch ist er sich wohl bewußt, daß er bei dem ungeheuren Umfang der Gesamtaufgabe nicht allen Anforderungen der Fachmänner hat gerecht werden können. Weiterhin ist es ihm nicht darum zu tun gewesen, die einzelnen Gebiete der Kulturgeschichte, die Sitten-, Kunst-, Literatur-, Religions-, Wirtschaftsgeschichte usw. nur äußerlich zu einem mehr oder weniger übersichtlichen Ganzen zusammenzusetzen und so gewissermaßen ein buntes Mosaikbild zu liefern, sondern die inneren Zusammenhänge und großen Strömungen des kultur-

geschichtlichen Lebens des deutschen Volkes aufzuzeigen. Dieser Gesichtspunkt ist, im Gegensatz gegen die bisher übliche Anklammerung an die Perioden der äußeren, politischen Geschichte, für seine Einteilung des Stoffes allein maßgebend gewesen. Deshalb mußten das Entstehen und Wachsen der deutschen Kultur, besonders aber auch der große Einfluß, den fremde Nationen, wie die Römer, die Byzantiner, die Araber, die Italiener, die Franzosen und Engländer, auf die Entwicklung der deutschen Kultur geübt haben, im einzelnen aufgedeckt und hervorgehoben werden, und Steinhausen darf mit Recht behaupten, daß dies bisher noch nie in solchem Umfange und so bewußt geschehen ist wie in seinem Werke. Die naheliegende Gefahr irreführender Verallgemeinerungen hat der Verfasser dadurch zu vermeiden gewußt, daß er überall bestrebt gewesen ist, die inneren und äußeren Zustände der einzelnen sozialen Schichten wie die wichtigen landschaftlichen Unterschiede auf dem kulturellen Gebiete deutlich hervortreten zu lassen. Trotzdem ist sein Hauptziel natürlich immer die Darstellung des Typischen gewesen, doch ist er sich auch dabei stets bewußt geblieben, daß, wie bei aller geschichtlichen Darstellung, auch hier ein schematisches Konstruieren gesetzmäßiger Entwicklung vom Übel ist und leicht ein falsches Bild liefert.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Anzeige sein, auf Einzelheiten einzugehen, sondern nur, den Gang der Darstellung im ganzen zu skizzieren. Zu diesem Zwecke gebe ich hier das Inhaltsverzeichnis des Buches mit einigen kurzen orientierenden Zusätzen. Der erste Abschnitt behandelt den germanischen Menschen und seinen Anschluß an die Weltkultur und zeigt uns die kulturelle Entwicklung von den ersten Anfängen unserer Volksgeschichte bis zum Tode Karls des Großen. Der zweite Abschnitt trägt die Überschrift „Das Hervortreten des deutschen Menschen“ und schildert in zwei Unterabteilungen die Bildung eines nationalen Kulturkreises sowie das kulturelle Eigenleben der Deutschen auf agrarischer Grundlage. Der dritte Abschnitt führt uns die Kirche als Erzieherin und im Kampfe mit der Welt vor; er zeigt uns den Geistlichen als den wichtigsten Kulturträger und führt uns bis an die Schwelle der Hohenstaufenzeit. Ich möchte dieses Kapitel als den Glanzpunkt des vorliegenden Buches bezeichnen. Der vierte Abschnitt beschäftigt sich mit der sozialen, wirtschaftlichen und geistigen Differenzierung und zeigt die Herausbildung laiischer Elemente als Kulturträger sowie den Beginn eines Kulturwandels durch die Kreuzzüge. Mit ihm steht in enger Verbindung der fünfte Abschnitt, welcher die kulturelle Vorherrschaft Frankreichs in Europa und ihre Einwirkungen auf Deutschland vornehmlich in Gestalt der höfisch-ritterlichen Kultur, der Scholastik und der Gotik behandelt. Das gemeinsame Moment, welches in diesen beiden Abschnitten zur Geltung kommt, ist das der Inter-

nationalität, welche sich auch in der deutschen Kultur jener Zeit betätigt. Die beiden nächsten Abschnitte gehören wieder eng zusammen. Im sechsten schildert Steinhausen das Hervortreten des Volkstums und die Herausbildung einer volkstümlichen Kultur des Lebensgenusses, im siebenten aber das Erblühen und die Vorherrschaft einer städtischen Kultur volkstümlicher und materieller Färbung. Wir haben es hier also mit den Zuständen des 13., 14. und 15. Jahrhunderts zu tun, von denen der Verfasser ein farbenreiches und anschauliches Bild entwirft, das uns eine deutliche Vorstellung von der Höhe und Vielseitigkeit der damaligen Kulturentwicklung unseres Volkes vermittelt. Im achten Abschnitt, welcher die Überschrift trägt „Das Zeitalter des Zwiespaltes; die materiell-volkstümliche Kultur und neue geistige Mächte; soziale, geistige und religiöse Krisen", zeigt der Verfasser, daß die eben geschilderte Zeit mächtigen kulturellen Aufschwungs zugleich eine Periode gewesen ist, in der die Keime zu allerlei Gärungen und Bewegungen in das deutsche Volk eindrangen, die dann in der Reformation zur Reife kamen. Die Beurteilung, welche die Bedeutung der Reformation findet, wird man im allgemeinen gut heißen können, doch habe ich beim Lesen dieses Abschnittes die Empfindung gehabt, daß Steinhausen der Größe Luthers doch nicht ganz gerecht wird. Andrerseits wird man es nicht tadeln dürfen, wenn er auch die unerfreulichen Folgen der Reformation, besonders die innere Spaltung des deutschen Volkes, die in ihrem Gefolge entstanden ist, kräftig hervorhebt. Im neunten Abschnitt kommt das Sinken der kulturellen Kräfte zur Darstellung, wie es sich dokumentiert zunächst in der Zurückdrängung des Volkstums durch das Überwiegen des Gelehrtentums und dann in der Vorbereitung eines Kulturwandels unter fremdem Einfluß in der Zeit der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges. Zugleich wird aber am Schluß des Kapitels auch auf die Verschiebung des kulturellen Schwerpunktes in Deutschland hingewiesen, wie sie seit dem Ende des großen Krieges sich von Süden nach Norden zu vollziehen begann. Im zehnten Abschnitt wird dann der Beginn der kulturellen Neuzeit, die nach Steinhausen nicht durch die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Renaissance und die Reformation eingeleitet wird, sondern erst mit der Mitte des 17. Jahrhunderts beginnt, vorgeführt; dieser Abschnitt trägt die Überschrift „Die Säkularisierung und Modernisierung der Kultur unter fremdem Einfluß und unter Führung der Hofgesellschaft". Es ist das ungefähr die Epoche, die man gewöhnt ist als das Zeitalter Ludwigs XIV. zu bezeichnen. Im elften Abschnitt gelangt die Begründung einer nationalen Kultur durch einen gebildeten Mittelstand und die geistige Vorherrschaft Deutschlands in Europa zur Darstellung. Der Pietismus, der Rationalismus, die Entwicklung des Freidenkertums, des Humanitätsgedankens und des Kosmopolitismus, die zweite große Blüte-

zeit unserer Nationalliteratur, die Fortschritte auf dem Gebiete der Musik, der Philosophie und der Geschichtschreibung werden hier vorgeführt. Dabei wird gebührend hingewiesen auf die wachsende Rückständigkeit der katholischen Teile Deutschlands auf dem kulturellen, aber auch auf dem politischen Gebiete, wobei die Bedeutung Friedrichs des Großen als des Bannerträgers des aufgeklärten Absolutismus in vollem Umfange gewürdigt wird. Den Schluß dieses schönen und inhaltreichen Kapitels bildet die Besprechung des Einflusses, welchen die große französische Revolution und die Tätigkeit Napoleons I. auf die deutschen Verhältnisse geübt hat; ferner werden die heilsamen und die schädlichen Einwirkungen der Romantik aufgewiesen und die Bedeutung der studentischen Freiheitsbewegung nach 1815 hervorgehoben. Der zwölfte und letzte Abschnitt endlich führt den Beginn eines völlig neuen, auf naturwissenschaftlich-technischen Umwälzungen gegründeten Zeitalters äußerlich-materieller Kultur vor, in welchem wir heute noch stehen, doch unterläßt es der Verfasser nicht, am Schluß seines Buches darauf hinzuweisen, daß es in unserer Zeit doch an einer kräftigen Reaktion gegen diesen materiellen Zug der Kulturentwicklung nicht fehlt, und daß selbst ein solcher Vertreter des Realismus wie Bismarck das Bekenntnis abgelegt hat, ihm sei da am besten zu Mute, wo man nur den Specht hört. Der Verfasser sieht in solchen Äußerungen, der viele andere ähnliche aus dem Munde moderner Menschen an die Seite gestellt werden könnten, mit Recht den Beweis dafür, daß in allem Drängen und Hasten unserer hoch entwickelten Zivilisation doch noch immer „das germanische Waldkind“ lebendig geblieben ist.

Man sieht aus dieser kurzen Inhaltsangabe, welche reichen Schätze Steinhausens Buch bietet. Ganz besonders wertvoll erscheint mir seine Arbeit für die Lehrer an unseren höheren Unterrichtsanstalten, besonders für die, in deren Händen der geschichtliche und deutsche Unterricht in den oberen Klassen liegt, und diesen Fachgenossen möchte ich ihr Studium aufs angelegentlichste empfehlen.

Erleichtert wird die Benutzung des Buches durch ein umfangreiches und sehr sorgfältig gearbeitetes Register. Die zahlreichen Abbildungen, welche mit großer Geschicklichkeit und bewundernswerter Sachkenntnis ausgewählt sind und sich dem Texte aufs innigste anschließen, dienen in hervorragender Weise dazu, den Inhalt verständlich und lebendig zu machen. Die Ausstattung wie die Korrektheit des Druckes sind im höchsten Grade lobenswert; mir ist in dem ganzen Buche nur ein Druckfehler entgegengetreten. Möge das schöne Buch einen recht großen Leserkreis finden, nicht nur unter den Fachmännern, sondern überhaupt unter den Gebildeten unseres Volkes; denn jeder Leser wird von dieser Lektüre reichen Genuß haben und aus ihr ein

besseres und tieferes Verständnis für die geistige Entwicklung unseres Volkes gewinnen.

Halle a. S. Otto Genest.

---

1) Richard von Kralik, Das deutsche Götter- und Heldenbuch, gesammelt und erneuert. München o. J., Allgemeine Verlagsgesellschaft. 6 Bände. I. Amelungensage 311 S. II. Die Wilzen- und Welsungensage 388 S. III. Die Göttersage 290 S. IV. Dietrich und seine Gesellen 363 S. V. Rosengarten und Rabenschlacht 332 S. VI. Nibelungennot und Dietrichs Ende 360 S.

Ein hohes Ziel stellt sich Richard von Kralik. Mit den Mitteln der Wissenschaft will er das versuchen, was selbst Wilhelm Jordans poetischer Kraft in seinem im Grunde wenig genießbaren, wenn auch an dichterischen Schönheiten reichen Stabreimepos „Die Nibelunge" nicht geglückt ist. Hören wir ihn selbst. 'Die germanische Götter- und Heldensage ist das Epos von der Völkerwanderung, sie ist das Bild jener für das europäische Staatenleben bis auf unsere Zeit herab entscheidenden Ereignisse, aufgefaßt nicht von Chronisten und Historikern, sondern von dem auf das Wesen der Dinge, auf den Kern der Sache gerichteten Auge des Dichters... Der Dichter hat wie ein Seher aus dem tiefsten Bewußtsein der Zeit und der Nation heraus die Geschichte gedeutet, er hat sie von jenem Archimedischen Standpunkt aus betrachtet, der außerhalb von Raum und Zeit steht. Nur durch diese Stellung hat er seinem Werke die Unsterblichkeit gesichert... Bis zum Untergange des Ostgotenreiches 555 muß das ganze Epos schon vollständig abgeschlossen gewesen sein. Aber gotische Sänger verbreiteten es über alle deutschen Stämme hin und gaben so dem gotischen Geiste eine Unsterblichkeit, die seinem Staatswesen mangelte... Da scheint es nun wünschenswert, nach so vielen Versuchen, nach einem durch zweimal siebenhundert Jahre fortgesetzten Bauen und Zerstören, ein Werk zu besitzen, das mit der größten Treue und Vollständigkeit.., in bester Ordnung, in lesbarer Form das ganze Gebiet umfaßt, die ganze nationale Arbeit möglichst abschließt, weder romanhaft dichtend, noch gelehrt deutelnd. Der Dichter soll dabei nur der Redaktor, der Hüter und Wahrer des volkstümlichen Schatzes sein, sein Kustos und Konservator. Er soll möglichst rein, selbstlos und getreu diesen Hort den Nachfahren ebenso hinterlassen, wie er ihn von den Vorfahren erhielt'. Und an andern Stellen erklärt er: 'Übrigens soll das Aufnehmen einer solchen nationalen Arbeit, wie sie uns hier von unseren Vorfahren vorgelegt wird, nicht ein müßiger Zeitvertreib, sondern auch ein Stück nationaler Arbeit sein'... 'Mir schwebte von Anfang an vor, daß für die deutsche Kultur das geleistet werden müsse, was die Griechen durch ihr Epos, durch ihren Hesiod und Homer, durch ihren ganzen epischen Zyklus für ihre Kultur geleistet haben'.

In sechs starken Bänden, in denen nichts vergessen ist, was irgendwie sagenhafte Überlieferung enthält oder zu enthalten scheint, vom Hildebrandslied bis zum Hürnen Seyfried, vom ags. Valderebruchstück bis zum Großen Rosengarten, vom Waltharilied bis zu Wunderer und Virginal, vom Beowulf bis zum Orendel, vom Osantrix der Thidreksaga bis zu den unterschiedlichen Wolfdietrichepen, vom 2. Gudrunslied bis zum Hrafnagaldr, löst Kralik sein verheißungsvolles Versprechen ein, und noch Größeres stellt er in Aussicht: 'Der deutschen Heldensage steht gleichzeitig und gleichwertig der Sagenkreis vom Gral und von der Tafelrunde wie eine ihr entsprechende Hälfte zur Seite. Ich habe auch diesen aus allen Quellen zusammenzutragen und in knappster Form darzustellen versucht, und ich hoffe, diesen Versuch auch noch einmal vorlegen zu können. Und weiters (!): die Völkerwanderungssage ist nur ein, wenn auch einer der wichtigsten Abschnitte der Weltsage. Wenn Dichtung und Sage nach richtiger Lehre zusammenfallen, so muß auch die deutsche Dichtung in der deutschen Sage wurzeln und in ihr sich auswirken. Auch diese deutsche Sagengeschichte vom Beginne der Welt bis auf unsere Tage mag noch einst ans Licht treten als Hintergrund und Rahmen dieses deutschen Götter- und Heldenbuches'.

Das sind große Aspekten. Sehen wir zunächst, an einigen zufälligen Proben aus überreicher Fülle, welches Maß sagengeschichtlicher und literarischer Kenntnisse, sprachlichen Wissens, dichterischer Gestaltungskraft Kralik zu Gebote steht.

Den Eingang des Nibelungenliedes übersetzt er so:

'Uns ist in alten Mären Wunders viel gesagt
Von lobelichen Helden, von Arbeit unverzagt;
Von Freuden, Hochgezeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten mögt Ihr nun hören sagen'.

Als Kriemhild ihren ersten verhängnisvollen Traum geträumt hat und von der Mutter die Warnung empfängt 'Versprich es nicht zu sehre', läßt Kralik sie Brunhild aufsuchen, 'die allerweiseste Maid', die ihr die Ehe mit Siegfried, 'dem Wunsch der Ehren', und ihr ganzes künftiges Geschick prophezeit. — Die schöne Stelle der Gudrun Str. 381 lautet bei Kralik:

'Der Gast war wohlberaten. Die junge Königinne,
Des wilden Hagen Tochter und ihre Mägdelein,
Die saßen da und losten (mhd. loseten), wovon die Vögelein
Vergaßen auf dem Hofe ihr fröhliches Getön.
Wohl hörten's da die Helden, wie er sang gar so schön'.

Rabenschlacht 401 übersetzt er:

'Wie stark Herr Wittich wäre, ihm schlug zu diesen Stunden
Frau Helkens Sohn, der hehre (mhd. her scharpfe), dennoch zwei tiefe Wunden.
Diese großen Schmerzen (dirre grôze smerze) taten Wittichen weh'.

Ebenda 425:
'Der kam in große Sorgen vor diesen jungen Degen,
Er wollte sich nur bergen (er hete sîn allez borge) und schonte ihn mit Schlägen'.

Waltharius IV 555:
'Das sind ja nicht die Hunnen, sind Nibelungen ja'.

I 19: 'So saß der werte Fürste bei der Jungfrau wohlgetan,
Sie blickten voll der Tugend einander beide an...
An höfisch guten Züchten er ihr da viel entbot'.

I 29: 'Nun sollst Du mich bescheiden, Walgund, lieb Herre mein,
Wie soll man dazu machen, was nicht mag anders sein'.

I 30: 'Da hatte König Walgund viel mannigen Gedanken,
Er fühlte Zorn und Liebe in seinem Herzen schwanken'.

I 53: 'In diesen selben Zeiten saß Ortnid lobesan
Auf seinem Haus zu Garden, der Held und Biedermann'.

I 58: 'Nun lassen wir die Mären von Wolfdietrichen stehn
Und wollen zu neuen Mären von Kaiser Ortnid gehn'.

I 190: 'Da rief ihn an Wolfdietrich: Bist Du des Teufels Bruder,
Du ungefüger Riese, du greuliches Waldluder'.

I 171: 'Sie halste ihn und küßt' ihn und führte ihn herein,
Sie satzt' ihn auf ein Siedel und schankt' ihm klaren Wein'.

Für die lediglich auf den nordischen Quellen aufgebaute Behandlung der Götter verweise ich nur auf III 98 ff., die Geschichte Balders. Die Einleitung lautet:

Allvater wirket, Alben verstehn,
Wanen wissen, Nornen weisen und sehn,
Iwidien stärken, Menschen tragen Not,
Tursen trachten, Walküren drängen zum Tod'.

III 110 ff. findet sich ein aus Vǫluspá und Baldrs draumar zusammengewobenes Gespräch Odins mit der Wala, die zur 'wilden, grimmen Wölfin' wird.

Nach diesen Sprachproben einiges aus den Einleitungen und Erläuterungen. I 2. 'Der Bischof Ulfila... war der Zeitgenosse der ersten Generation der Heldensänger, die auch im Hugdietrich und Wolfdietrich Gotisches und Byzantinisches mischten... Am Hofe des Königs Etzel wirken die beiden.. Sänger Wärbel und Schwemmelein. Damit stimmt es, daß Priskus, der oströmische Gesandte, berichtet, er habe am Hofe Attilas zwei gotische Sänger beim Mahle Siege und Kriegstugenden des Hunnenkönigs preisen hören. Die Hauptrolle fällt aber einem Sänger am Hofe Theoderichs des Großen zu, der etwa um das Jahr 500 die Taten seines Herrn... zum Mittelpunkte des ganzen blühenden Liederkreises gemacht hat. Er scheint sich selber als Isung, Ilsung, Ilsan oder Elsan, als den Hauptspielmann Dietrichs von Bern mit in das Epos hinein zu verweben. Danach war er eine Zeitlang Mönch; durch sein Werk scheint er eine verdiente Ungnade des Königs wett

machen zu wollen. Auf den weithin glänzenden Ruf dieses Sängers ... bezieht es sich wohl, wenn Chlodwig ... sich von Theoderich einen kunstgelehrten Rhapsoden erbittet'. VI 340 wird derselbe Mönch zum Nachkommen des 'Fischerkönigs Eise' (der Ise des Orendel) gemacht und mit Isold, Island, Isenstein usw. in Verbindung gebracht. — I 3. 'Zu Anfang des 10. Jahrhunderts übersetzt der St. Galler Mönch Ekkehart I. die Rhapsodien von Walther Starkhand ins Lateinische zur Übung'. — I 4. 'Und wenn auch der Herr von Kürenberg, in dessen Strophe das Nibelungenlied abgefaßt ist, nicht ausdrücklich genannt wird, so finden wir die Namen Heinrichs von Ofterdingen und Heinrichs des Voglers mit einigen Gedichten verbunden'. — I 9. 'Freilich sind diese Amaler hier mit den römischen Kaisern selbst zusammengeschmolzen nach einem alten Sagengebrauch, der bei Jordanes selber und in der deutschen Kaiserchronik viele Vorbilder hat. Hugdietrich ist mit ... Theodosius dem Großen eins geworden. Dieser ... wird von der Sage zum Gotenkönig selbst gemacht, zum Sohne des Königs Anzius, womit vielleicht der Ase oder Anse Wodan oder nur des Theodosius Vorgänger Gratianus gemeint ist, wenn der Name nicht aus Athenus verlesen ist. Ich würde am liebsten Amala oder etwas ähnliches (Amilius) lesen'. — I 56 f. 'Wenn also der Hugdietrich die sagenhafte Geschichte des Kaisers Theodosius des Großen gibt, so muß Ortnid und Wolfdietrich den Söhnen des Theodosius, Honorius und Arkadius, entsprechen ... In der Person des Ortnid verkörpert die deutsche Sage im allgemeinen den Eindruck, den das weströmische Kaisertum auf die germanischen Nationen hervorbrachte ... Der Ortnid ist also ein Teil der römischen Kaisersage, wie sie seit Julius Cäsar sich in der Phantasie der Germanen ausgeprägt hatte und wie sie in der deutschen Kaiserchronik ... vorliegt'. Weiter wird dann Ortnid auch mit Odenathus, dem Gatten der Zenobia von Palmyra, Machorel mit den Sassaniden, Iljas mit Stilicho, Alberich mit dem 'westgotischen Balthen' Alarich zusammengebracht, aber auch von ihm gesagt: 'er ist ein Ase vom Elbrus, er stammt wie die Asen aus dem Asenlande Asien'. — I 113 lehrt über Wolfdietrich-Arkadius: 'Der Name Arkadius mag an den nordischen Ausdruck vargr für Wolf erinnert haben ... Auch die Wölfe sind römisches Sagengut. Vielleicht hängt Wolf aber auch mit Flavius, dem Vornamen des Theodosius, zusammen'. Tröstlich ist die Bemerkung, daß in Kraliks Verarbeitung der vier mhd. Wolfdietrichepen 'kein wertvoller Sagenzug fehlt', und es wird uns tatsächlich aus diesen wüsten Sammelsurien märchen- und romanhafter Phantastereien nichts erlassen. — II 1 erfahren wir, daß die Sagen von 'Oserich oder Osantrix' und dem Könige Rother 'den geschichtlichen Zuständen zur Zeit des Ostgotenkönigs Ermanrich entsprechen'. — II 3 wird die uralte Frage: Wer war Siegfried? so gelöst: 'Siegfried ... ist nicht bloß eine mythische Lichtgottheit, er ist die

Verkörperung jenes germanischen Stammes, der schon damals mit dem gotischen Stamm erfolgreich gewetteifert hat ... Ich meine den fränkischen Stamm, die Merovinger, deren amtliche Bezeichnung damals Sigambrer war, wie aus der Ansprache hervorgeht, die Bischof Remigius von Rheims an den Franken Chlodwig bei der Taufe hielt'. — III 3 wird als das 'eigentliche und einheitliche Thema' auch der deutschen Göttersage die Völkerwanderung und ihr 'wesentlicher Kern' so bestimmt: 'Wodan, als symbolischer Vertreter des streitbaren, historischen Germanentums, zieht mit den Seinen von den arischen Ursitzen am Schwarzen Meer aus, um vorerst dem Andrang der Römer auszuweichen, dann aber siegreich sein Volk gegen sie vorzuführen. Er versichert sich erst der festen Operationsbasis im Norden an der Ostsee und Nordsee. Von dort aus reizt er seine Heldensöhne zu todesverachtenden Heldentaten. Die Welt wird so in den Jahrhunderten der Völkerwanderung aus einer römischen eine germanische. Damit ist seine Aufgabe erfüllt. Der heidnische Kriegergeist kann mehr und mehr dem reinen christlichen Ideal Platz machen. Die Vorstellung der Götterdämmerung zeigt uns den heidnischen, natürlichen Standpunkt als einen zu überwindenden und wirklich überwundenen'. — IV 1. 'Die Virginal scheint, wie der Walther, einst auch in lateinischer Fassung bestanden zu haben, daher die lateinischen Namen Virginal, Jeraspunt, Rosilia'. — V 3 f. 'Die (große) Rosengartensage ist ein tiefsinniges, mythisches Symbol. Der Rosengarten ist das blutgerötete Schlachtfeld, er ist zugleich das selige Jenseits, in das man durch den Tod eingeht. Er ist die Walstatt und die Walhall. Kriemhild ist die Walküre, die zum Kampf und Heldentod reizt und nach Walhall führt.. Der Rosengarten ist aber auch das geschichtliche Symbol der Nebenbuhlerschaft zweier Parteien, des ostgotischen und des fränkischen Reiches, .. gleichsam die abgekürzte Form des ganzen Sagenkreises... Überall finden wir den Gegensatz der Amelungen oder Wölfingen zu den Nibelungen oder Gibichungen. Er erinnert an den mythischen Gegensatz von Feuer und Eis, Süd und Nord.., Muspels Magen und Nibelheims Söhnen, ... wie denn in der Tat Dietrich von Bern durch seinen Feueratem als Feuersohn des Südens, Siegfried als Sohn des nördlichen Niederrheines, als der meergeborene Merovinger gekennzeichnet ist. Auch der historische Gegensatz der Welfen und Gibelinen scheint eine Anlehnung an diesen typischen Kampf der Wölfingen und Gibichungen zu sein. Die Gibelinen hatten als Wappen die Rose oder Lilie des Rosengartens der Gibichungen, die Welfen einen Adler, der einen blauen Drachen, das Wappenbild des Drachentöters Siegfried, zerreißt, und dieser Drache war wieder mit einer Lilie gekrönt'. Soweit Kraliks tiefsinnige Auslegung eines Gedichtes, das andere Kenner so ziemlich als das törichtste, alles echten Sagengehaltes barste Erzeugnis der mhd. Literatur ansehen. — VI 9 f. 'Piligrim, der

geistige Organisator der damals neugegründeten Ostmark, wollte geradeso wie einst Lykurg, Solon und manche altgriechische Kolonisatoren seinen Volksgenossen als höchsten Kulturschatz, als Bollwerk in jenen furchtbaren Grenzkämpfen gegen Ungarn die altheidnische, volkstümliche Heldensage mitgeben, als den Inbegriff nationaler Bildung, als das einzige Mittel der Erhaltung deutschen Volkstums in dieser von allen Seiten gefährdeten Gegend ... Was der Verfasser dem Publikum Persönliches zu sagen hatte, mußte er in sein Werk einschieben ... So fügt der homerische Rhapsode das Widmungsblatt an das Herrschergeschlecht der Äneaden in Skepsis in den 20. Gesang der Ilias, das Widmungsblatt an die Dynastie der Telemachiden in den 15. Gesang der Odyssee ein ... Gewiß leitete Piligrim, aus hochadeligem Hause stammend, sein Geschlecht auf die fränkischen und burgundischen Könige zurück. Gewiß hatte er sowohl rheinische wie ostmärkische Quellen zur Verfügung. Aber wahrscheinlich gehören auch die Spielleute Werbel und Schwemmel in seine Zeit, und sie haben ihm hauptsächlich den Stoff dargeboten'. — VI 333. 'Nach Forsete hieß Helgoland Fositeland'. — VI 340f. 'Sibich ist zweifellos Odoaker. Aber wie wurde aus Odoaker Sibich? Vielleicht hat die Sage, einer Volksetymologie folgend, aus dem guten Wecho, aus Odoaker, den bösen oder falschen Wecho Sibich gemacht; denn dies muß der Name bedeuten, wenn uns auch die Etymologie unklar ist. Auch Jon-aker gehört hierher. Der Verräter entweicht ... zu den Hellespontiern, die offenbar seine Verwandte sind ... Damit stimmt noch dies: nach der sächsischen Chronik soll Offerus .. König zu Ungarn geworden sein und die Grimhild geheiratet haben. Offeri Sohn ist Odoaker, der zog aus, das Römische Reich zu verderben'. Ebenda: 'Venus (im Hörselberge) und Siegeminne von Troja ist Freia'.

Diese flüchtige Blütenlese genügt vielleicht nicht, die Leser von der Kulturbedeutung des dickleibigen Wälzers 'Das deutsche Götter- und Heldenbuch' zu überzeugen; aber vielleicht hat sie ihnen einige heitere Augenblicke gebracht. Interessant ist, daß bei dem großen Heldenstück, das Kralik vollbracht zu haben hofft — weniger wohlwollende Beurteiler würden vielleicht sagen: bei dieser Spottgeburt von Hochmut und Kenntnislosigkeit —, die Herren Hofräte und Prälaten der trefflichen Leogesellschaft zu Wien wirksame Hilfe geleistet haben. Es macht sich sehr anmutig, wenn zum Schluß diesen Herren der S. J. das Dankeswort gespendet wird — in sechs Bänden das einzige —, daß sie durch ihre treue Unterstützung Richards von Kralik sich den Grimm und Lachmann, Uhland und Simrock würdig angeschlossen und wie diese Gesinnungen bekundet haben, 'die von Verständnis, Liebe, und Tatkraft für nationale Arbeit, für die Pflege des Volkstums allezeit zeugen', und so wird denn Kralik auch die verheißene 'deutsche Sagengeschichte vom Beginn der Welt bis auf unsere

Tage' unter so erleuchteter Patentschaft vermutlich 'noch einst ans Licht treten' lassen.

2) Heinrich Keck, Deutsche Heldensagen. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage von Bruno Hasse. Zweiter Band: Dietrich von Bern. Mit fünf Originallithographien von Robert Engels. Leipzig 1904, B. G. Teubner. IV u. 306 S. 8. geb. 3 ℳ.

Kecks Iduna, in völlig neuem Gewande, kommt in diesem zweiten Bande zum Abschlusse, und beide zusammen, so hofft der Bearbeiter, sollen 'ein vollständiges Bild der deutschen Heldensage des 13. Jahrhunderts geben'. Das im Jahrgange 1904 dieser Zeitschrift (S. 417 f.) über den ersten, Nibelungen und Gudrunlied enthaltenden, Band Gesagte gilt auch für diesen: die Darstellung ist spannend und reich an Effekten, aber sie ist nicht schlicht genug, der für immer vorbildliche Ton Uhlands ist nirgends zu spüren, das Ganze mutet zu romanhaft, zu modern an, es zwitschern zu viel Vögel und duften zu viel Blumen darin, zu viel äußerlicher Aufputz umrankt die Herren- und Kraftnaturen der Völkerwanderungsstürme, — auch die geschmacklosen, farbenklecksenden Bilder gehören dahin; geht es denn ohne Bilder in Jugendschriften überhaupt nicht mehr? Die Komposition ist womöglich noch künstlicher und verwickelter als im ersten Teile; es war schon schwer genug, aus so sprödem und verschiedenartigem, den verschiedensten Zeit- und Stilperioden entstammendem Stoffe, wie dem Hildebrandsliede, den mhd. Spielmannsepen, der Thidreksaga, dem Heldenbuche und anderen Quellen eine einheitliche Erzählung zu schaffen, und nun werden gar noch als Einlagen Erzählungen Wittichs und Isungs, die Sagen von Wieland, Rother, Ortnit und Wolfdietrich hineinverwoben, mit der seltsamen Begründung, daß sie sämtlich schon durch die Thidreksaga direkt oder indirekt zu Dietrich in Beziehung gesetzt sind, — als gingen uns die sagengeschichtlichen Kapriolen des isländischen Wilhelm Jordan irgend etwas an. — Anzuerkennen ist, daß Hasse, der die Quellen und die Probleme gut beherrscht, das überreiche Material gründlich gesichtet und die allzu willkürliche Phantastik der mhd. Epiker wie der Saga gebührend beschnitten hat. Das zeigt die knappe Auswahl aus den Wolfdietrichepen, der Verzicht auf Virginal, Walberan, Wunderer, Wenezlau, Birkhild u. a. Dagegen scheint mir der Biterolf mit Unrecht ganz beiseite gelassen. Der Große Rosengarten sollte um so mehr fehlen, als Dietrichs Anteil am Untergange der Nibelungen in diesem Bande ganz übergangen wird: er ist ja doch bloß das ausgeklügelte Werk eines spekulativen Sagenkompilators; sein sagengeschichtlicher Wert ist der gleiche wie der von Simrocks Amelungenlied oder der geschichtliche von Sudermanns Einakter Tejas Ende, — der dichterische Gehalt dagegen ist weit geringer. Überhaupt ist gegenüber Dietrichs mythischen Heldentaten Vorsicht geboten. Wohl müssen wir nach dem Zeugnisse von Deors Klage gefahrvolle Dämonenkämpfe Theoderichs

schon für die alte ostgötische Sage voraussetzen, aber die Geschichten von Ecke und Laurin, Sigenot und Virginal sind 'kaum mehr als freie Erfindung des Dichters unter Benutzung von Figuren und Elementen der niederen Mythologie' (Jiriczek, Deutsche Heldensagen I 185). In einer Darstellung der deutschen Volksmythologie verdienen sie ihren Platz, wenn die poetischen und individuellen Zierraten abgestreift werden, und auch in einer auf den Quellen aufgebauten volkstümlichen Darstellung der Heldensage können sie, seit Jahrhunderten nun einmal mit Dietrich unlösbar verknüpft, nicht ganz wegbleiben; aber sie dürfen die historischen Sagen, den Kern der echten Ostgotensage, nicht überwuchern. So kann trotz der von Hasse bereits geübten Beschränkung immer noch manches gekürzt werden. Ich würde Sigenot, Grim, Hilde und Fasolt ganz streichen. Das schafft Raum für die sagengeschichtlich so bedeutsame und lehrreiche, schon bei Jordanes einsetzende Ermanarichsage, die Hasse mit wenigen Worten des Anhanges abtut, während sie notwendig die Einleitung bilden muß. Mit Unrecht bezweifelt er übrigens ziemlich geringschätzig Müllenhoffs geniale Deutung des Harlungenmythus, eines der wenigen ganz sicheren Ergebnisse der Sagenkritik. Auch das Hildebrandslied wird leider nur im Anhange mitgeteilt — während der Text den Kampf von Vater und Sohn nach dem jungen, sogar der Ehre des Abdruckes gewürdigten, Bänkelsängergedichte erzählt —, hybride Sentimentalität statt wurzelechter Tragik!

Phantasievollen Knaben reiferen Alters kann Hasses Buch wohl empfohlen werden, und auch dem Lehrer, der seinen Schülern die Herrlichkeiten des deutschen Heldenzeitalters enthüllen will, bietet es Farbe und Klang; den besten, den ewig jungen Berater, Ludwig Uhland, ersetzt es freilich so wenig wie irgend ein anderer der modernen 'Sagenborne'.

3) G. Falch, Deutsche Göttergeschichte. Der Jugend erzählt. Wölsungen und Niflungen. Zweite Auflage. Leipzig 1904, B. G. Teubner. IV u. 46 S. IV u. 40 S. 8. geb.

Sehr viel knapper im Inhalte und schlichter im Tone als Hasses umfangreiches und etwas anspruchsvolles Buch und so auch ohne Bilder, doch hübsch ausgestattet sind die beiden Büchlein Falchs. Seine Darstellung ist ungleich einheitlicher und einfacher, da sie sich ganz auf die isländischen Quellen beschränkt. Er erzählt anspruchslos und zuverlässig und verzichtet auf jede eigene Zutat. Der Titel des ersten Bändchens, das den Liedern des codex regius und Snorris Handbuch folgt, ist irreleitend; was sollen in einer 'deutschen Göttergeschichte' (besser hieße es: Göttergeschichten) die kosmogonischen und eschatologischen Fabeln nordischer Skalden und theologischer Systematiker, Odins Ritt zu Mimir, der Raub des Dichtertrankes, die Klassifikation der Zwerge usw.? Man mag mit Recht die vielleicht überkritischen und durch

Zerfaserung des einzelnen ins Irre führenden Forschungen Bugges und E. H. Meyers ablehnen; aber daß eddisch und deutsch, ja daß eddisch und germanisch-heidnisch nicht dasselbe sind, wissen wir doch nicht erst seit gestern; Simrock, den Falch sein Vorbild nennt, sollte heute wirklich nicht mehr als Gewährsmann und Eideshelfer angerufen werden. Man nenne diese Dinge nicht deutsch; dann passen sie als phantasievolle Geschichten recht wohl in eine Jugendschrift. Von Odin, der neben dem im Norden freilich viel beliebteren und volkstümlicheren Thor etwas schlecht wegkommt, konnte Falch noch ein paar hübsche Erzählungen aus den Sagas, vielleicht auch einiges aus Saxo, mitteilen.

Das zweite Bändchen erzählt im engen Anschlusse an Edda und Vǫlsungensaga von Sigurds Ahnen, die Hortgeschichte, Sigurds Taten und Tod, der Gjukunge Untergang und Jǫrmunreks Frevel. Mit Recht bleibt, dem Zwecke des Buches entsprechend, die deutsche Sagenform beiseite, während Hasse ein bei der Verschiedenheit der Quellen unmögliches Amalgam versucht. Stören doch sogar in Wagners Ring die Einschläge aus Nibelungenlied und Thidreksaga, und Hebbels Trilogie wird gerade dadurch so unklar, daß er im wesentlichen der oberdeutschen Überlieferung folgt, aber der isländischen Berichte nicht ganz entraten mag und so ein so unverständliches Zwitterwesen wie seine Brunhild schafft. Deshalb ist Ibsens Nordische Heerfahrt die bedeutendste moderne Verkörperung der alten Sage, weil sie aus einem Gusse geschmiedet ist und den Konflikt zwischen Sigurd und Brynhild kraftvoll in den Mittelpunkt stellt. Freilich, wer tiefer gräbt, findet auch in den nordischen Quellen klaffende Widersprüche: War Sigurd bei Brynhild, ehe er an den Frankenhof kam? Sind Sigrdrifa und Brynhild identisch? Ist Brynhild eine Walküre? Wie starb Sigurd? — von der Ursprünglichkeit der Vǫlsungensaga ganz zu schweigen. Doch folgt Falch mit Recht der Vulgata, zumal sie doch wohl die echte Sage bietet. Aber warum unterschlägt er das keusche Schwert, das Sigurd zwischen sich und Brynhild legt? Die Schulausgaben des Nibelungenliedes sind freilich eben so prüde und streichen die Brautnacht — wie aus Hermann und Dorothea die schönere Hälfte des Lebens —, damit dem Obersekundaner nur ja das Nibelungenlied unverständlich bleibe. Den Schluß, die Anknüpfung der Gudrun-Sigurd an die Ermanarich-Svanhildsage, konnte Falch sparen, — das ist ganz junge und willkürliche kyklische Sagenverschlingung; das Ende der Atlakviþa wirkt viel gewaltiger als die Guþrunarhvǫt, die sagengeschichtlich den gleichen Wert hat wie der Große Rosengarten. Dagegen bietet die allerdings späte und unzuverlässige Gripisspǫ einige Ergänzungen.

Falch erzählt getreu, aber matt und farblos; die dramatischen Dialoge der Eddalieder sollte er wörtlich übernehmen; sie wirken viel unmittelbarer als jede Umschreibung. So vergleiche man

— um nur ein paar Stellen zu nennen — S. 7 mit Helgakviþa Hundingsbana I 44, S. 22 mit dem Fafnirslied, S. 23 mit Sigrdrifumǫl Prosa und 1—4 (auf die Runensprüche verzichtet F. leider), S. 21 mit dem 1. Gudrunslied, dem ergreifendsten, poetisch schönsten aller Eddalieder, aus dem kein Wort wegbleiben darf, so wenig wie Brot 16 ff., Sigurþarkviþa 9, 29 ff.; auch Helreiþ sollte nicht fehlen, — wohl aber Alf und Thora; der Vergessenheitstrank wirkt ja auch bei Sigurd. Wie aus Poesie Prosa wird, zeigt z. B. Falch S. 32, wo die prachtvollen Szenen zwischen Hagen und Kostbera, Gunnar und Glauwor (Grönländisches Atlilied 9—18) aufs dürftigste zusammengestrichen werden.

Als ein anspruchsloser und zuverlässiger Führer sei Falch dem Lehrer empfohlen, der, ohne selbst zu den Quellen zu gehen, nach der Lektüre des Nibelungenliedes (nicht während desselben!) seinen Schülern auch die Kenntnis der eigenartigen nordischen Sagenform vermitteln will, — und gewiß wird dies jeder Deutschlehrer tun!

4) Oskar Dähnhardt, Naturwissenschaftliche Volksmärchen. Zweite, verbesserte Auflage. Mit Bildern von O. Schwindrazheim. Leipzig 1904, B. G. Teubner. VI u. 140 S. 8. geb. 2,40 ℳ.

Wie an jeder neuen Gabe Oskar Dähnhardts, des verdienstvollen Herolds der deutschen Volkskunde, so können wir auch an diesem Büchlein unsere helle Freude haben. Die erste, 1898 erschienene Auflage der Naturwissenschaftlichen Volksmärchen litt an dem Zwiespalte, daß sie gleichzeitig ein Jugend- und Volksbuch sein und wissenschaftlichen Bedürfnissen dienen wollte. So war die Auswahl aus dem so unendlich reichen Stoffe willkürlich, und die zahlreichen Varianten störten den unbefangenen Leser, ohne doch dem Forscher zu genügen. In der neuen Bearbeitung läßt Dähnhardt den ganzen gelehrten Apparat fallen und beschränkt sich darauf, ein Seitenstück zu seinem Deutschen Märchenbuche (vgl. Jahrgang 1904 dieser Zeitschrift S. 418) zu liefern. Alles für den jugendlichen Leser nicht Passende ist daher ausgeschieden; andere volkstümlich gestaltete Märchen sind neu eingesetzt. Dafür soll der volkskundliche Zweck der ersten Auflage in einem schon in Vorbereitung befindlichen neuen Werke auf breiter Grundlage besser als damals erreicht werden, und wir dürfen dem mit Spannung entgegensehen. Für heute schenkt er uns ein neues Volks- und Jugendbuch mit all den Vorzügen seines Deutschen Märchenbuches: kein willkürlich und künstlich zurechtgestutztes Märchengut, keine unechte Studierstubenphantastik, keine Spekulationspoesie, sondern zuverlässige, treue, volkstümliche Überlieferung in gemütvoller, schlichter Sprache, wie sie das Kinderherz gewinnen muß. Und auch der reife Mann, der sich ein Gefühl für das ewig Junge bewahrt hat, wird hier mit Freuden sehen, wie das Volk die Natur liebt und zu ihr in inniger, persönlicher, vertraulicher

Beziehung steht, wie es jede ihrer Lebensäußerungen deutet mit künstlerischem, mit dichterischem Geiste, — das ist ja das große Geheimnis der wundersamen Schöpfungen des Menschengeistes, die wir Mythologie nennen, nicht der heute förmlich kanonisierte Animismus. Warum das Wasser des Meeres salzig ist und der Bär einen stumpfen Schwanz hat, weshalb die Espe im Winde zittert und die Kröte aus roten Augen glotzt, was die Krähen zu schnattern haben und die Lerche zwitschert, woher die Feuersteine und der Hagel stammen, des Wiedehopfs klagendes Hupupp wie die Cirruswölkchen, das schiefe Maul der Scholle und die hängenden Äste der Trauerweide, das und tausend andere Fragen beschäftigen den naiven Menschen heutzutage und bei allen Völkern noch genau so wie in grauester Vorzeit schon das Toben des Sturmes, die Glutkraft der Sonne, die wogenden Fratzen des Nebels und das flüsternde Singen, das wütende Gebrüll des Waldes; überall findet er individuelles Leben und Bewegung und einen persönlichen Grund, wie das Kind, das ja auch auf jede Frage seine eigene Antwort hat. Wer des Kindes Denkweise kennt, der versteht ja am besten die Entstehung mythologischer Gebilde. Aus diesem unermeßlichen Gebiete metaphorischer Naturbetrachtung greift Dähnhardt die Pflanzen- und Tiermärchen heraus, nachdem ihm für die Pflanzen schon Söhns und Perger, für die Tiere in gewissen Grenzen de Gubernatis vorgearbeitet hatten, und der Titel des Buches ist eigentlich nicht ganz zutreffend; die zahllosen geologischen und mineralogischen Märchen werden mit Nr. 83 fast gänzlich abgetan, und doch gibt es eine Masse interessanter Fabeleien, die merkwürdige Stein- und Felsbildungen u. dgl. erklären, so schon im Hermeshymnus; auch an die Deutung der Korallen in Ovids Metamorphosen, der ältesten Sammlung naturgeschichtlicher Märchen, sei erinnert. Eine Sammlung der Versteinerungssagen hoffe ich in einiger Zeit zu vollenden. Auch die volkstümliche Deutung meteorologischer und astronomischer Erscheinungen kommt ziemlich dürftig weg; was Dähnhardt dafür aus Veckenstedt entnimmt, ist unzuverlässig; daß dieser wunderliche Mythologe pathologisch zu nehmen ist, zeigt schon die Polemik gegen Schulenburg in seiner kurzlebigen Zeitschrift. Daß Altes und Neues, Echtes und Unechtes nicht immer gesondert sind, wird Dähnhardt nicht übel nehmen, wer die Schwierigkeiten der Märchenforschung kennt. Eine Grenze mußte er schließlich ziehen, um nicht ins Uferlose zu geraten, und die zoologischen und botanischen Märchen bringt er allerdings so reichhaltig, daß bei ihnen nichts zu wünschen übrig bleibt. Dabei beschränkt er sich keineswegs auf Deutschland. Die Ungarn und Lappen, Franzosen und Serben, Russen und Zigeuner steuern ihr Bestes bei, und sogar die Märchen der exotischen Völker fehlen nicht. Brauns schöne Sammlung japanischer Märchen ist fleißig benutzt; wie schon Bleek den Spuren des Reinecke Fuchs

in Afrika nachgegangen ist, so erzählen uns bei Dähnhardt die Hottentotten und die Bornus, warum die Affen auf den Bäumen wohnen und die Kröten den Storch fürchten. Sogar ein reizendes kamerunisches Vogelmärchen lernen wir kennen und nicht minder die Märchen der Rothäute über das Opossum und das andere Getier ihres Waldes.

So offenbart sich uns auch bei Dähnhardt in engem Rahmen die Gleichartigkeit des Menschengeistes, der sich allüberall mit den gleichen Problemen beschäftigt und allüberall darauf die gleichen, wenn auch durch Landschaft und Klima differenzierten Antworten gibt. Das ist ein Stück Kulturgeschichte und kulturgeschichtlicher Erkenntnis, deren Wichtigkeit für die mythologische und religionsgeschichtliche Forschung, die sich ja längst, und vielleicht mehr als erwünscht ist, von der klassischen und literarischen oder monumentalen Überlieferung losgelöst hat, allbekannt ist.

Herzlicher Dank gebührt Dähnhardt für seine neue Gabe, die sich seinen Heimatklängen, seinem Deutschen Märchenbuche, seinen volkstümlichen Sammlungen aus der Thomasschule würdig anreiht. So soll ein Volks- und Jugendbuch beschaffen sein; denn es bringt Echtes und kein Surrogat. Das Ganze umrankt stimmungsvoll mit diskretem Bilderschmucke Schwindrazheims Meisterhand. Solche Bilderzier kann man sich gefallen lassen.

Pforta. Georg Siefert.

---

1) Rudolf Lehmann, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Leipzig 1805, G. Freytag. Teil I—V, Sexta bis Untersekunda.

Rudolf Lehmann, durch seine wissenschaftliche und pädagogische Tätigkeit auf dem Gebiete des deutschen Unterrichts allgemein bekannt, hat sich zur Herausgabe eines deutschen Lesebuchs, das für alle höheren Lehranstalten in gleichem Maße brauchbar sein soll, mit mehreren anderen Pädagogen in Verbindung gesetzt. Die Zusammenstellung der Fabeln und Erzählungen sowie die der Gedichte für die unteren Klassen hat Gotthold Klee übernommen, die der geschichtlichen Erzählungen bis zur Untersekunda W. Pfeifer; die der Sagenkunde zugehörigen Lesestücke hat A. Zehme, die der Erdkunde W. Steinecke, die der Naturkunde M. Nath ausgewählt. Von Tertia an übernimmt Lehmann selbst den poetischen Teil sowie die Fabeln und Erzählungen und hat auch die Geschichte für die oberen Klassen in der Hand. Eine solche Arbeitsteilung ist bei so umfangreicher Arbeit natürlich und wünschenswert. Auch daß Fachleute die Wahl der geschichtlichen, erd- und naturkundlichen Lesestücke bestimmen, hat zweifellos große Vorteile, aber auch einen Nachteil. Jeder tüchtige Lehrer will in seinem Fache das Beste und Wissenswerteste liefern, jeder wünscht, daß in ihm die Jugend möglichst

viel erreichen und leisten soll; ob dies Bestreben aber den Zwecken des deutschen und des erziehenden Unterrichts im allgemeinen förderlich ist, erscheint mir zweifelhaft. Wir wollen im folgenden die einzelnen Bände an uns vorübergehen lassen und dann das Gesamturteil über das Werk als Ganzes festzustellen suchen.

Der Teil für Sexta enthält — auf 290 Seiten — zunächst prächtige Gedichte von den verschiedensten Verfassern alter und neuer Zeit, das Beste, was die deutsche Literatur auf diesem Gebiete aufweist; ja das Buch ist darin überreich, und es wäre vielleicht zweckmäßiger gewesen, eine Reihe dieser Gedichte höheren Klassen, nicht etwa Quinta und Quarta, die hinlänglich bedacht sind, sondern der Tertia zuzuweisen, die den unteren Klassen gegenüber viel zu kurz gekommen ist. Darüber, auf welcher Stufe gewisse Gedichte epischer und namentlich lyrischer Gattung zu behandeln sind, gehen freilich die Ansichten ganz auseinander; kommt es doch auch gar sehr darauf an, ob man sie mehr in naiver Weise lesen lassen oder unter Eingehen auf die innersten Gedanken und Gefühle des Dichters durchnehmen will, und so findet man bisweilen, und nicht ohne Grund, dasselbe Gedicht in einem Lesebuch in VI, in einem anderen in III oder gar in I. Was nun die hier in VI mitgeteilten Gedichte betrifft, so wüßte ich z. B. nicht, warum man „Sonntagsfrühe“ von Hebel-Reinick oder „Im Mai“ von Lohmeyer, „Des Knaben Berglied“ von Uhland, „Reiters Morgengesang“ von Hauff nicht ebenso gut, ja weit besser, in III bringen sollte. Hesekiels „König Wilhelm in der Gruft zu Charlottenburg“ gehört seiner tiefen Empfindung entsprechend nach III oder U II, wohin es auch wegen des Geschichtspensums besser paßt. „Kaiser Wilhelms Tod“ von Gotthold Klee (No. 99) würde ich dagegen auf keiner Stufe mitteilen; das ist doch (vgl. namentlich V. 3, 4, 6, 10) keine Poesie. Ich kann mir zwar denken, wie man dazu kommt, ein solches Gedicht zu verfassen, etwa zur Zentenarfeier von Kaiser Wilhelms Geburtstag 1897 (vgl. mein Gedicht mit dem Titel „1797“ im Pädag. Archiv 1897, H. 7/8), aber in ein Lesebuch, das nur die besten Poesien mitteilen soll, gehört es nicht. Die anderen Gedichte sind gut gewählt, ebenfalls auch die Prosastücke, von denen ich freilich mehrere ebenfalls lieber im Tertiateil sähe, z. B. „Die Fahrt der Hansa“ (Nr. 189), „Brockenfahrt im Winter“ u. a., zumal da man derlei Stoffe in dieser schönen anschaulichen Gestalt dort sehr vermißt. In Summa: Der Teil für VI ist sorgfältig bearbeitet und enthält in reichlichster Fülle Gutes und Schönes.

In Quinta — 298 Seiten — würde ich „Heinrich von Kempten“, nach Rudolf von Ems von Gotthold Klee, streichen; diese langatmige Erzählung auf 7 Seiten hat wenig Wert. Bei dem großen Reichtum an vortrefflichen poetischen wie prosaischen

Stücken, die auch dieser Teil bietet, würde ich wieder eine ganze Zahl für die Tertia aufgespart haben, wie Arndts „Das deutsche Vaterland“, Goethes „Erlkönig“, Vogl „Das Erkennen“, Müller „Der Glockenguß zu Breslau“ und manche andere, die reichlich ebenso gut für die Mittelstufe geeignet sind. Dasselbe trifft auf den prosaischen Teil zu, z. B. 167 „Die Lechebene“ nach Riehl, 168 „Zwei Kaiserhorste“, 170 „Das Nationaldenkmal auf dem Niederwalde“, ferner Nr. 171, 177, 180, 183. Daß E. Dennerts Schriften hier, wie mehrfach später, herangezogen worden sind, verdient Billigung, sowohl wegen der frischen Schreibweise als der idealen Gesinnung dieses Schriftstellers.

Quarta — 250 Seiten —. Die Stimmung in Hebbels „Das Kind im Garten“ ist nicht für Quartaner, noch weit weniger die in M. Greifs „Das klagende Lied“ mit seiner schaurig gespensterhaften Romantik. Manche lyrischen Gedichte sind zu hoch, nicht naiv genug für Quartaner, sondern, um mit Schiller zu reden, zu „sentimentalisch“. Geibels „Hoffnung“ sowie Körners „Gebet vor der Schlacht“ und „Aus dem Walde“ bleiben besser der III vorbehalten, von den Balladen ebenso Schlegels „Arion“, Schillers „Bürgschaft“ wie auch Kleists „Irin“. Julius Sturms ergreifender „Rat des Vaters“, ein vorzügliches Seitenstück zu Reinicks „Deutscher Rat“, möchte ich der UII zuweisen. Er ist, namentlich weil viele Schüler aus dieser Klasse heraus in das öffentliche Leben eintreten, hier unendlich wirksamer.

Was den prosaischen Teil betrifft, so verdient es entschiedenes Lob, daß die antike Kulturgeschichte mehr Berücksichtigung erfahren hat, als es sonst wohl geschieht (vgl. Nr. 143—145, 150, 156, 163, 169). Diese Abschnitte bilden eine gute Vorstufe für entsprechende in den Oberklassen, wie sie z. B. Biese in seinem vorzüglichem Lesebuch für Prima bietet; aber leider ist auch da manches einem Quartaner nur zum Teil verständlich. So ist die Schilderung Pompejis von Klinkhardt mehr für Tertia geeignet. Das trifft auch auf mehrere Lesestücke aus dem Gebiete der Erdkunde zu, z. B. 185, eine sehr schöne Beschreibung der Mitternachtssonne von Hellwald, endlich auch auf einige aus der Naturkunde, wie Nr. 204.

In Untertertia — 199 Seiten — werden im poetischen Teil prächtige Dichtungen vorgeführt, wie „Wälder im Walde“ von Seidel, „Stapellauf“ von Liliencron, „Gotentreue“ von Dahn, „Konrads IV. Witwe“ von Stieler. Heines „Wintermärchen“ will mir, trotz mancher Schönheiten im einzelnen, als Ganzes für einen Tertianer nicht geeignet erscheinen. Daß Stücke aus Gudrun nach Legerlotz geboten sind, ist zu billigen. Die prosaischen Lesestücke entsprechen den Lehraufgaben der Untertertia; einzelne unter ihnen sind zu wissenschaftlich.

Im Teile für Obertertia — 254 Seiten — findet sich wiederum verschiedenes, was über die Empfindungen eines Schülers

auf dieser Stufe hinausgeht, z. B. „An die Sterne“ von Rückert, „In der Nacht“ von Eichendorff, „Der Eichwald“ von Lenau; auch „Das eleusische Fest“ kann mit vollem Erfolge hier noch nicht durchgenommen werden. In Heines „Nachtgedanken“, in denen seine Mutter „die Alte“ genannt wird, die ihn „behext“ hat, kann sich glücklicherweise kein gesunder Tertianer hineindenken. Unter den prosaischen Stücken sind viele zu nüchtern und verständig, zu gelehrt, als daß man sich ihrer im Sinne der Schüler freuen könnte. Der Tertianer darf vor allem in der deutschen Stunde nicht merken, daß er belehrt werden soll. Tut er das, so ist es mit seinem Interesse vorbei. Erzählungen und Schilderungen wie Nr. 64 aus A. von Arnim, Nr. 65, „Die Meistersinger“ und viele andere treffen den rechten Ton, nicht aber der lange Abschnitt aus Schillers Geschichte der Niederlande (Nr. 68), nicht Nr. 70 „Der Große Kurfürst“ von Droysen oder die Betrachtungen Kirchhoffs über Thüringen (Nr. 81). Diese an und für sich trefflichen Stücke gehören auf die Oberstufe. Sie sind überhaupt nur insofern verwendbar, als der Fachlehrer der Geschichte oder Erdkunde, der glücklicherweise mit dem Lehrer des Deutschen wohl meist dieselbe Person ist, sie für seine Zwecke heranziehen kann; aber auch dann noch erregen sie mir in Tertia Bedenken, weil Lesestücke, die zu hoch greifen, das Interesse nicht fesseln, sondern oft geradezu untergraben.

Gegen das im poetischen Teile der Untersekunda Gebotene ist an und für sich nichts einzuwenden, allein es berücksichtigt, abgesehen von Schillers Glocke, nur die speziell patriotische Dichtung, wenn auch von Gleim bis Liliencron. Alle andere Lyrik fehlt, und auch in dem Gegebenen vermisse ich manches, was meines Erachtens zum eisernen Bestande einer jeden höheren Lehranstalt gehören müßte. Darum würde ich die Freiheitsdichter lieber nach einer besonderen Ausgabe durchnehmen, und zwar ohne langatmige Erklärungen. Gedichte wie Geibels „Sanssouci“, Dahns Schlußszene der Schlacht bei Sedan kann man doch kaum übergehen. Und von Geibel, „dem Propheten des neuen Deutschen Reiches“, überhaupt nur zwei Nummern? Die Cottasche Schulausgabe zeigt doch, was bei ihm für unsere Jugend zu holen ist. Vielleicht werden indes die Herausgeber das in den oberen Klassen nachholen; manches aber mußte schon hier gebracht werden. Von anderen Gedichten, die nach meinem Empfinden fehlen, will ich nur Uhlands „Bidassoabrücke“, „Moskaus Brand“ von Gaudy und Knapps „Russische Szene“ erwähnen, die zur geographischen wie geschichtlichen Lehraufgabe dieser Klasse in engster Beziehung stehen und hohen dichterischen oder erzieherischen Wert haben.

Daß der poetische Teil gegenüber den anderen Bänden so überaus knapp ausgefallen ist (48 Seiten), wird damit gerechtfertigt, daß die dramatische Dichtung hier die meiste Zeit

beanspruche. Ich weiß diese gerade in U II recht wohl zu würdigen, allein sie darf nicht in dem Grade im Vordergrund stehen, daß unsere beste Lyrik und Epik, die vorzüglichste Quelle der Herzens- und Charakterbildung für unsere Jugend, darum völlig zurücktritt.

Was die prosaischen Lesestücke betrifft, so machen sich die in dem vorhergehenden Teile geschilderten Mängel hier noch mehr bemerkbar. Sie sind teilweise zu belehrend, zu nüchtern und verständig, zu wissenschaftlich. Was z. B. aus W. v. Öttingens Buch über Chodowiecki S. 51—55 geboten wird, läßt zum großen Teil den Untersekundaner kalt. Ähnlich steht es mit den Abschnitten aus Kosers „Friedrich der Große" und aus Mösers „Patriotischen Phantasien" (Nr. 37 u. 38), während Goethes anschauliche, leicht faßbare und humordurchwürzte Schilderung von Josephs II. Krönung so recht zeigt, was dem Sekundaner frommt. Fast alle vorgeführten Stücke sind zwar Muster deutscher Prosa, Muster edler nationaler Gesinnung, oder sie sind, wie Nr. 42, 43, 51, wichtig als Urkunden aus bewegter Zeit, aber viele bilden keine für den Untersekundaner geeignete Kost[1]). So ist z. B. Moltkes berühmte Reichtagsrede über die Heeresverfassung nicht für Knaben von 15 Jahren passend, auch nicht der Aufsatz aus dem Jahrbuche „Nauticus" über Kolonialgeschichte und Kolonialpolitik oder gar der von Liebig über die atomistische Theorie. Daß Aufsätze politischen und wirtschaftlichen Inhalts aufgenommen werden, ist durchaus wünschenswert, aber sie müssen leichter verständlich sein als viele der hier gebotenen. Tritt der Stoff in zu gelehrter Gestalt an den Schüler heran, verliert er die Lust, und nur zu oft für immer[2]). Geradezu erfrischend wirkt unter diesen, für eine höhere Stufe durchaus geeigneten, für die U II zu wissenschaftlich gehaltenen Lesestücken die humorvolle Schilderung Roseggers über die „erste Dampfwagenfahrt".

Ziehen wir nun die Folgerung aus den obigen Ausführungen, so ergibt sich, daß die Bücher nach ihrer Bearbeitung und nach ihrem Werte für die Schule nicht ganz gleich sind. Der Band für U II steht an praktischer Brauchbarkeit hinter den andern zurück; er bedarf einer Ergänzung des poetischen Teils und einer Umänderung des prosaischen; eine Reihe schwieriger Lesestücke ist durch leichter verständliche zu ersetzen. Ähnliche Änderungen

---

[1]) Ein Satz, wie der S. 57 unten aus Koser, ist dem Schüler nicht verständlich. Daß Briefe aus der Zeit vor den Freiheitskriegen viele Fremdwörter oder eigentümliche Wendungen zeigen (vgl. S. 73 Nr. 42), sei hier nur kurz bemerkt; man braucht darum nicht auf sie zu verzichten.

[2]) Wie wirtschaftliche Begriffe klar gemacht werden können, zeigt in geradezu klassischer Weise das von einem Juristen, G. R. R. Mahraun, herausgegebene „Volkswirtschaftliche Lesebuch" (Berlin, Heymann). Zu obigem Zwecke hätte man auch die Lesebücher für Gewerbe-, Handels- und Landwirtschaftsschulen heranziehen können; es gibt deren eine reiche Zahl.

würden sich, wenn auch in geringerem Grade, für O III empfehlen. Die Teile von VI bis U III sind sorgsam und zweckmäßig zusammengestellt, doch rate ich, die drei ersten Bände, die bei sehr reichem Inhalte manches geben, was besser einer höheren Stufe zufiele, zugunsten der Tertia zu entlasten. Bei gewissen Stoffen kommt alles darauf an, ob sie zur rechten Zeit geboten werden, nicht dann, wenn sie zur Not von den besseren, sondern dann, wenn sie von allen normalen Schülern erfaßt und innerlich verarbeitet werden können. Was insbesondere in Lyrik und in Balladendichtung in den Tertien versäumt worden ist, läßt sich nie wieder nachholen; in Prima aber merkt man dann, wie es mir bei der Durchnahme der Lyrik in Bieses vortrefflichem Lesebuch oft genug ergangen ist, diese Lücke in schmerzlicher Weise; es fehlt die nötige Resonanz[1]).

Rühmend sei an allen Teilen des vorliegenden Werkes das Bestreben hervorgehoben, neben den guten und bewährten älteren Dichtern auch solche der neuesten Zeit zum Wort kommen zu lassen, und nur an sehr wenigen Stellen habe ich einen Fehlgriff nach dieser Richtung bemerkt. Bezüglich der prosaischen Lesestücke möchte ich im Anschluß an das bei den einzelnen Teilen Bemerkte für die zweite Auflage folgendes zu bedenken geben. Daß die Bearbeiter der geschichtlichen, erd- und naturkundlichen Partien sich m. E. wiederholt vergriffen haben, beruht großenteils auf dem am Eingange meiner Besprechung berührten Umstande und — in engstem Zusammenhange damit — darauf, daß sie in der Auswahl ihrer Quellen zu wissenschaftlich verfahren sind. Am ausgeprägtesten tritt dies auf dem Gebiete der Geschichte hervor, namentlich in U II. Es mögen sich ja hie und da in den Schriften Rankes, Droysens, Sybels u. a. einige kurze Stellen finden, die für ein Lesebuch der Mittelstufe geeignet sind; sonst merkt man aber diesen Geschichtschreibern überall an, daß sie für reife Männer geschrieben haben. Den richtigen Ton der unterhaltenden Belehrung, wie er dem Lesebuch zukommt, treffen in der Regel nur die Jugendschriftsteller, an denen erfreulicherweise in Deutschland kein Mangel ist. Der Inhalt als Wissensstoff muß in den Lesestücken unbedingt zurücktreten; stets muß sich der Schüler bewußt bleiben

---

[1]) An diesem Mangel ist oft freilich auch der Umstand schuld, daß man an manchen Anstalten in den Tertien die Gedichte allzu gründlich, wohl auch in Anlehnung an die Herbartschen Formalstufen, durchgenommen hat und darum zur Durchnahme der besten und schönsten oft keine Zeit fand. Dieses Zerpflücken der poetischen Blumen, das keinen freudigen Genuß bei den Schülern aufkommen läßt, ist einer der schwersten pädagogischen Fehler, die jemals gemacht worden sind. Die heftige Reaktion gegen diese am vorjährigen „Kunsterziehungstage" ist daher sehr begreiflich, wenn auch einige Herren in ihrer Erbitterung viel zu weit gingen (vgl. den bei Voigtländer in Leipzig darüber erschienenen Bericht 1904).

können, daß er sich in der deutschen Stunde, nicht im Fachunterricht befindet; der belehrende Ton schreckt ihn ab[1]).

Und weiterhin möchte ich den Herrn Verfassern raten, dem Humor weit mehr die Tore zu öffnen, als es hier geschehen ist. Er schafft gesunde geistige Luft in der Schule, erwärmt und belebt und knüpft ein festes Band zwischen Schülern und Lehrer. Wie herzerfrischend ist z. B. die Erzählung Frommels über den pommerschen Füsilier im Quintateil, wie anmutend mehrere andere Erzählungen am Ende der Bücher für die Unterstufe. Schon darum dürfen auch die Dialektdichtungen nicht ganz fehlen. Vor allem sollten die Verfasser eines Lesebuchs darauf Rücksicht nehmen, daß es gerade im Deutschen keine bessere Bürgschaft für den Erfolg gibt als die Freude am Unterricht. Nirgends muß man mehr mit dem guten Willen des Schülers rechnen als hier. Wohl soll das Lesebuch den Schüler auch wissenschaftlich belehren, aber das kann es nur dann, wenn es ihm ein guter Freund und Gefährte wird, der sein Interesse weckt, seinen Geist erfrischt, Begeisterung für alles Schöne und Gute in ihm immer wieder von neuem belebt und wach erhält; das deutsche Lesebuch ist eines der wichtigsten Mittel zur sittlichen Erziehung.

Die Ausstattung der Bücher ist gut, der Druck könnte etwas größer sein. Innerlich haben sie, wie im einzelnen auseinandergesetzt wurde, viele Vorzüge, namentlich auch einen ausgeprägt vaterländischen Charakter. Die Mängel, auf die ich glaubte aufmerksam machen zu müssen, werden sich wohl bei einer neuen Auflage beseitigen lassen.

2) L. Bellermann, J. Imelmann, F. Jonas, B. Suphan, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Sechster Teil: Sekunda. Berlin 1904, Weidmannsche Buchhandlung.

Die Auswahl ist nach richtigen Gesichtspunkten getroffen. Das Buch entspricht inhaltlich in allen wesentlichen Punkten den Anschauungen, wie sie oben bei Besprechung der Lehmannschen Bücher entwickelt sind; es erscheint auch im übrigen als gut und brauchbar.

Kassel. K. Endemann.

Führer-Kahle-Kortz, Deutsches Lesebuch für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Fünf Teile. 1. Teil. XII u. 188 S. 8. geb. 1,80 *M*. — 2. Teil: VIII u. 189 S. 8. geb. 1,80 *M*. — 3. Teil: XII u. 236 S. 8. geb. 2 *M*. — 4. Teil: XII u. 252 S. 8. geb. 2,20 *M*. — 5. Teil: XII u. 331 S. 8. geb. 2,80 *M*. Münster i. W. 1904/5, Aschendorffsche Buchhandlung.

Was mir sogleich im 1. Teil beim Lesen des Hauptvorwortes der Herausgeber auffiel, war das kühne Selbstbewußtsein, mit

[1]) Vgl. über diese und manche andere Punkte meine Abhandlung im Pädag. Archiv 1896 Heft 1.

dem diese vor die Öffentlichkeit traten. Während andere — auch namhafte — Herausgeber von deutschen Lesebüchern heutzutage ohne weiteres zugeben, daß eine Anzahl von solchen Büchern sich durchaus bewährt hat, sprechen jene von einer „weitverbreiteten Unzufriedenheit“, die bezüglich der „vorhandenen deutschen Lesebücher“ bestehe und die sie und die Verlagsbuchhandlung veranlaßt habe, ein neues zu veröffentlichen. Wir können dieser Meinung nicht beistimmen, obwohl auch wir glauben, daß das eine oder andere der erwähnten Bücher in dem einen oder anderen Punkte nicht auf der Höhe steht. Aber — „die Größe kennt sich selbst“, sagt Shakespeare; die Herausgeber haben gewußt, daß sie etwas Tüchtiges geleistet. Sagen wir zunächst: etwas Selbständiges, etwas Persönliches. Sie haben sich nicht verschleiert, sie haben einen überschaubaren, festen Standpunkt eingenommen: den patriotisch-katholischen. Dieser Standpunkt ist durchaus zu verstehen, auch wenn man das letzte der beiden Worte unterstreicht. Jeder kämpft für die Ideale, an die er glaubt. Damit ist aber zugleich gesagt, daß das uns vorliegende Lesebuch nur für katholische Anstalten da ist. Für protestantische oder auch interkonfessionelle höhere Schulen dürfte es, wenigstens in seiner jetzigen Gestalt, zu einseitig sein. Während man — um nur dies zu erwähnen — z. B. das sprachlich wenig bedeutende „Heimatliche Nest“ der katholischen Ferdinande von Brackel und das an sich sehr poetische, in einzelnen Strophen aber durchaus widerevangelische „Es ist ein Ros' entsprungen“ aufgenommen hat, findet man in sämtlichen 5 Teilen des Lesebuches nur ein einziges Mal, und zwar ganz abgelegen, den Namen „Luther“ angeführt. Bei dieser Beobachtung hatte der Rezensent dasselbe Gefühl wie derjenige, der im Januarheft dieser Zeitschrift in einem ähnlichen Falle sagte: „Sind wir schon so weit gekommen, daß wir davon (von Luther nämlich und seinen Werken) nicht mehr reden dürfen?“ Und das gilt nicht nur für paritätische Anstalten, sondern auch für ausgesprochen katholische; denn Luther muß, selbst wenn er ein fehlbarer gewesen ist, auch für einen Katholiken eine bedeutende Erscheinung sein und bleiben. — Sonst nimmt das Buch einen freieren Standpunkt ein. Es führt die Schüler hinein in die neuste und allerneuste Zeit und scheut sich auch nicht, die Leser bekannt zu machen mit Werken oder Erzeugnissen von Schriftstellern, deren Leben nachzuahmen unsrer Jugend nicht empfohlen werden dürfte. — Im übrigen hätte ich nur auf einige Dinge hinzuweisen, die den Verfassern vielleicht selbst schon aufgefallen sind oder doch noch auffallen werden. Druckfehler haben sich nicht viele, aber doch einige eingeschlichen; betreffs der Interpunktion weiche ich teilweise wohl von dem Standpunkte der Verfasser ab, meine aber auch, daß in dieser Beziehung hier und da kleine Verstöße vorgekommen sind; im grammatischen Anhang, der sonst ebenso wie der poetische als

ausgezeichnet begrüßt werden muß, vermisse ich bei der Behandlung der Wortklassen im 1. Teil eine besondere Klasse für den Artikel; in der Genitiv-Kasusregel fehlt die Zeile: „außerhalb und innerhalb". — Damit nun auch der Gesamteindruck, den ich von den fünf Büchern bekommen habe, den Lesern dieser Zeilen deutlich werde, bekenne ich frei heraus, daß die Herausgeber eine großartige Arbeit geleistet haben, eine Arbeit, die sicherlich ihre Früchte tragen wird. Ich muß es mir versagen, auf all das Gute hinzuweisen, das ich in den Büchern gefunden habe; nur auf folgendes will ich aufmerksam machen. Das ganze Werk verrät ein großes pädagogisches Geschick; die Auswahl der Prosa wie der Lyrik ist, wenn man von dem oben bezeichneten Standpunkt der Verfasser absieht, vorzüglich; die Gedichte sind nicht nur nach sachlichen Gesichtspunkten, sondern auch nach den Dichtern geordnet, was in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung ist; für jede Klasse ist ein besonderes Buch eingerichtet, nur für O III und U II hat der Verlag außer dem Sonderbuch auch noch ein gemeinsames hergestellt; der Einband, der Druck, das Papier sind gut, und die einzelnen Bände sind verhältnismäßig billig. Wir dürfen daher glauben, daß das Werk in dem Konkurrenzkampf, in den es eingetreten ist, sich einen ehrenvollen Platz erringen wird.

Inzwischen ist der Glaube insoweit verwirklicht worden, als vom 1. Teile des Lesbuches bereits die 2. Auflage erschienen ist. Diese weicht von der ersten hauptsächlich nur dadurch ab, daß an Stelle einiger unwichtigerer Gedichte drei andere patriotischen Inhalts getreten sind. Das ebenfalls neu aufgenommene „St. Hubertus" atmet wieder einseitig katholischen Geist.

Köln. W. Jesinghaus.

E. Bruhn und R. Preiser, Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische (Frankfurter Lehrplan) für die Sekunda der Gymnasien und die oberen Klassen der Realgymnasien. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. VIII u. 207 S. 2,20 ℳ.

Das vorliegende Übungsbuch bildet den 3. Teil der von J. Wulff im Verein mit E. Bruhn herausgegebenen Aufgaben. Der 2. Teil für die O III der Gymnasien bezw. O III und U II der Realgymnasien wurde in dieser Zeitschrift 1893 S. 830 von mir besprochen. Ein Zweifel an der Brauchbarkeit der sorgfältigen und geschickten Arbeit wurde nicht ausgesprochen.

Es war aber Wulff nicht vergönnt, die Arbeit fortzusetzen, da der Tod dem rastlosen Arbeiter, als er bereits das Werk in Angriff nahm, die Feder entriß. So hat denn Bruhn seinen Kollegen Preiser für die Mitarbeit gewonnen. Schon im 2. Teile waren die früher mehr als jetzt bekannten Aufgaben von Haacke und Köpke benutzt worden. Dieses Buch ist nun im vorliegenden 3. Teile nicht für die Einzelsätze, welche die ganze erste Hälfte einnehmen, sondern nur für die Inhaltsangabe von Caesar Bell. Gall. Buch VII

S. 103—116 sowie für etwa zwölf Seiten anderen Inhalts verwertet worden. Weitere Stücke, die sich an Livius XXI und XXII und an Ciceros Reden pro Sex. Roscio und de imperio Cn. Pompei anschließen, sind nach Köpke-Kehr, Aufgaben zum Übersetzen ins Lat. für O II und I[3] (Berlin 1892) mit Erlaubnis der Verfasser gearbeitet, wie denn auch einzelnes andere mit nötiger Umarbeitung aus Gründen der Erleichterung aus diesem Buche stammt.

Daß den Einzelsätzen noch so viel Raum gewährt wurde, entschuldigt der Umstand, daß sie nach dem Frankfurter Lehrplan für das dritte und vierte Lateinjahr berechnet sind. Sie dienen der Einübung der Satzlehre. Wie gründlich die Bearbeiter verfahren, ersieht man daraus, daß sie nicht bloß jede einzelne Art der Sätze an besonderen Übungsstücken zur Einübung bringen, sondern auch für die wichtigsten Nebensätze, z. B. die mit „als, da, ohne daß, ohne zu, daß" sowie für die vielfachen deutschen Infinitive, die im Lat. eine Konjunktion verlangen, vermischte Beispiele zur Wiederholung darbieten. All diese Einzelsätze sind größtenteils geschichtlichen Inhalts und absichtlich kurz gehalten. Um mechanisches, gedankenloses Übersetzen des Schülers zu verhindern, sind vorsichtigerweise wie im 2. Teile überall Sätze eingestreut, die äußerlich betrachtet einen Beleg für die anzuwendende Regel bieten, in Wahrheit aber anders zu übersetzen sind. So wird der Schüler zum Aufmerken und Nachdenken über den Sinn und Inhalt des Satzes gezwungen. Fußangeln und Fallstricke anderer Art und Häufungen von Schwierigkeiten sind ihm aber erspart worden. Mit alleiniger Ausnahme der systematischen Einübung der relativen Verschränkung, die für Prima aufgehoben wird, wird in dem umfangreichen Buche Gelegenheit geboten, die ganze lateinische Satzlehre zunächst im Anschluß an K. Reinhardts Satzlehre[3] (Berlin 1904, Weidmann) einzuüben. Es steht aber nichts im Wege, dieses Übungsbuch neben jeder anderen lateinischen Syntax zu benutzen. Das immer noch herrschende Vorurteil, es bedürfe jede Grammatik ein eigenes neues Übungsbuch zu ihrer Ergänzung, habe ich in Rethwisch' Jahresber. XVI (1901) Lat. S. 51 zurückgewiesen. Dort mag man die Gründe nachlesen.

Der zusammenhängende Übungsstoff, der sich außer an Caesar Bell. Gall. VII, an Livius und Ciceros vorhin genannte Reden noch an Sallusts Bellum Catilinae und im Zusammenhange damit an Ciceros Catilinarische Reden, also an die Klassenlektüre anschließt, verwertet auch deren Wortschatz, und, wo das nicht der Fall ist, werden Übersetzungshilfen in sparsam gehaltenen Fußnoten gegeben. Im allgemeinen sind die Stücke wohl nicht zu schwer und für einen gewöhnlichen Sekundaner der alten Gymnasien geeignet. Da aber die Herausgeber auf einen lesbaren deutschen Ausdruck, was nur zu loben, streng halten und dem sog. Übersetzungsdeutsch keine Zugeständnisse machen, so wird der Lehrer an Reformanstalten wohl hier und da zu weiterer

Einhilfe sich bequemen müssen. Doch möchte ich dies nicht bestimmt behaupten, da mir die Leistungsfähigkeit eines Reformsekundaners nicht aus eigener Anschauung bekannt ist. Ohne Zuhilfenahme eines deutsch-lat. Wörterverzeichnisses wird ihm jedoch eine Übersetzung nur schwer gelingen, und darum haben die Herausgeber ein solches in Aussicht gestellt.

Und noch eins muß ich zum Schlusse aus eigener Erfahrung ablehnen. Wenn Bruhn und Preiser nämlich meinen, daß dieses ihr Übungsbuch auch den Realgymnasien besonders von Sekunda an, also auch den Realprimanern geeigneten und ausreichenden Stoff darbiete, so ist dies an sich zwar nicht zu bezweifeln, aber an regelmäßige Übersetzungsübungen an der Hand eines solchen Übungsbuches und darum an seine Einführung von O II an ist in unseren Realgymnasien nicht zu denken. Die vier lehrplanmäßigen Stunden gewähren keinen Raum dafür und reichen knapp hin, die vorgeschriebene Lektüre zu bewältigen mit den dazu gehörigen und unerläßlichen grammatischen Wiederholungen. Die neuen Lehrpläne verfahren darum auch sehr weise, wenn sie für diese oberen Klassen ein Übungsbuch ausdrücklich ablehnen. Es ist zwar richtig, daß die mündlichen und schriftlichen Übungen im lateinischen Stil das Schriftstellerverständnis fördern, aber sie kosten so viel Zeit, daß es unverantwortlich wäre, wollte man diese Zeit der Lektüre und dem Herübersetzen entziehen. Deren Aufgaben müßten unbedingt arg geschädigt werden. Raten deshalb schon einsichtige und bedeutende Schulmänner sogar zum Verzicht auf die Stil- und Hinübersetzungsübungen in den obersten Klassen der humanistischen Gymnasien überhaupt — denen ich allerdings nicht beistimme, obwohl ich das Gewicht der von ihnen geltend gemachten Gründe nicht verkenne —, so ist doch die Stellung des Lateinischen im Realgymnasium eine so wesentlich andere, daß solche Übungen in seinen obersten Klassen nach Lage der Sache völlig ausgeschlossen bleiben müssen.

Kolberg. H. Ziemer.

Karl Schiewelbein, Die für die Schule wichtigen französischen Synonyma. Bielefeld u. Leipzig 1904, Velhagen & Klasing. IV u. 49 S. 12. 0,60 *M*.

Der Verf. veröffentlichte diese Zusammenstellung französischer Synonyma zuerst als Programm des Königl. Realgymnasiums auf der Burg zu Königsberg i. Pr., um seinen Schülern ein übersichtliches Gruppenbild von den gelegentlich in den Unterrichtsstunden vorgenommenen Erörterungen über synonyme Ausdrücke zu geben. Nach teilweiser Ergänzung brachte er die Abhandlung als Lernbuch in den Buchhandel. Das Wertvolle solcher Betrachtungen sinnverwandter Begriffe liegt für ihn nicht nur in der Erweiterung der lexikalischen Kenntnisse der Schüler, sondern hauptsächlich darin, daß sie die Schüler zum Denken anregen,

das Sprachgefühl schärfen und sie zu einer geistigen Vertiefung in den Wortschatz anleiten.

Meines Erachtens wird diese Wirkung besonders der Anregung zum Denken und der Schärfung des Sprachgefühls noch viel besser erreicht, wenn die Resultate nicht gleich fertig gedruckt im Lernbuche vorliegen, sondern von den Schülern selbst unter sachverständiger Anleitung des Lehrers gewonnen und herausgearbeitet werden.

Gegen die Auswahl der Synonyma selber sowie gegen die Darstellung der Begriffsunterschiede und gegen die Beschränkung auf das Notwendige läßt sich nichts einwenden. Behandelt sind die Synonyma: soir, soirée, — abolir, abroger, — ressemblant, semblable, pareil, — quand, lorsque, comme, — âgé, vieux, ancien, antique, — vue, aspect, — répondre, répliquer, repartir, reprendre, — espèce, sorte, manière, — air, mine, physionomie, — volume, tome, reliure, — lien, ruban, — ordre, commandement, — ordonner, commander, — offense, injure, insulte, — apercevoir, s'apercevoir, remarquer, — mont, montagne, — renommé, célèbre, illustre, fameux, — exister, subsister, consister, — persister, insister, — aller voir, venir voir, faire visite, rendre sa visite, visiter, fréquenter, — proie, butin, dépouilles, — demander, prier, supplier, solliciter, — rompre, casser, briser, — porter, apporter, transporter, amener, emmener, — bourgeois, citoyen, — comme, parce que, puisque, — allemand, germanique, teutonique, — serviteur, domestique, valet, — unique, seul, — recevoir, obteuir, accepter, accueillir, — fin, bout, extrémité, — expliquer, déclarer, — conquérir, prendre, — paraître, apparaître, comparaître, — conte, récit, narration, — faute, défaut, — fuite, déroute, retraite, — fleuve, rivière, torrent, — suite, conséquence, — succéder, suivre, — demander, interroger, questionner, — femme, épouse, madame, — fécond, fertile, — mener, conduire, guider, — tout, entier, — région, contrée, environs, — objet, sujet, — présent, actuel, — secret, mystère, — vue, visage, figure, face, — sommet, cime, comble, — bonheur, fortune, chance, — frontière, limite, confins, — cause, motif, raison, — saint, sacré, — épouser, marier, — maître, monsieur, monseigneur, seigneur, Sire, — espérance, espoir, — entendre, écouter, ouïr, — an, année, — à présent, maintenant, — marchand, négociant, commerçant, épicier, — frais, dépens, — terre, pays, campagne, — laisser, faire, — prêter, emprunter, — puissance, pouvoir, — manque, défaut, — mille, lieue, — moyen, remède, ressource, expédient, — matin, matinée, — nouveau, neuf, récent, moderne, — sacrifice, victime, — Perse, Persan, — conseiller, deviner, — compte, mémoire, note, calcul, addition, — droit, raison, — gouverner, régner, régir, — gouvernement, règne, régime, régente, — aller, voyager, — chose, cause, affaire, — sembler, paraître, — difficile, pesant, lourd, — voir, regarder, — session, séance, — langue, langage, — pièce,

morceau, — heure, leçon, — jour, journée, — diviser, partager, distribuer, — persuader, convaincre, — au reste, du reste, — bord, rivage, — montre, pendule, horloge, — corriger, améliorer, — quitter, abandonner, laisser, — avant, devant, il y a, — choisir, élire, — être, naître, devenir, se faire, — ouvrage, œuvre, — demeurer, loger, habiter, — mot, parole, — miracle, merveille, prodige, — retourner, revenir, rentrer, — obliger, contraindre, forcer. —

Man sieht aus diesem Verzeichnis, daß mehrfach Wörter zusammengestellt sind, die (wie z. B. conseiller und deviner, être und devenir) an sich gar nicht synonym sind, aber im Deutschen freilich durch dasselbe Wort übersetzt werden, und zweitens ersieht man, daß das Büchelchen als Lernbuch wohl zu viel enthält, als Nachschlagebuch aber gut zu brauchen ist.

Tilsit. O. Josupeit.

M. Fuchs, Anthologie des prosateurs français. Handbuch der französischen Prosa vom 17. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. Mit 12 Porträts. Bielefeld u. Leipzig 1905, Velhagen & Klasing. 384 S. 8. geb. 2,50 *M*.

Fuchs betrachtet es mit Recht als eine der wichtigsten Aufgaben des Unterrichts in den neueren Sprachen, einen Einblick in die Hauptströmungen des geistigen Lebens einer Nation zu verschaffen, und gehört somit nicht zu den Fanatikern der Sprechfertigkeit, an die ich unwillkürlich erinnert wurde, als ich jüngst eine Äußerung Goethes über das Sprechen fremder Sprachen las. „Soll ich französisch reden?“ sagt er, „eine fremde Sprache, in der man immer albern erscheint, man mag sich stellen wie man will, weil man immer nur das Gemeine, nur die groben Züge ausdrücken kann. Denn was unterscheidet den Dummkopf vom geistreichen Menschen, als daß dieser das Zarte, Gehörige der Gegenwart schnell, lebhaft und eigentümlich ergreift und mit Lebhaftigkeit ausdrückt; jener aber, gerade wie wir es in einer fremden Sprache tun, sich mit gestempelten, hergebrachten Phrasen bei jeder Gelegenheit behelfen muß“. Fuchs will also vor allem Bildung durch die Lektüre, die nicht oft und stark genug betont werden kann. Wenn man dieses Ziel konsequent verfolgt, dann wird es nicht schwer werden zu zeigen, was F. besonders am Herzen liegt, daß nämlich auch die Beschäftigung mit dem Französischen durchaus geeignet ist, eine höhere Geistesbildung und humanistische Lebensanschauung zu übermitteln. Dann wird auch die „Veredelung und Vertiefung des französischen Unterrichts“, die ich mit F. für sehr notwendig halte, nicht ausbleiben. Daß F. durch die vorliegende Anthologie nicht nur ein brauchbares, sondern ein ganz vorzügliches Mittel zu dieser Vertiefung des französischen Unterrichts geliefert hat, unterliegt keinem Zweifel. Bei der Auswahl sind die besten Schriftsteller, die

„ersten Meister“ berücksichtigt, und zwar besonders umfangreich diejenigen, die sonst nicht oder nicht genügend im Unterricht zur Geltung zu kommen pflegen, so im 17. Jahrhundert Bossuet, Mme. de Sévigné, La Bruyère, im 18.: Montesquieu (Lettres persanes u. Esprit des lois), Voltaire, Buffon, Diderot, Rousseau, im 19.: Chateaubriand, G. Sand, Michelet, Sainte-Beuve, Renan und Taine. Es sind aus den Werken dieser Schriftsteller besonders solche Stücke ausgewählt, in denen ihre Besonderheit, also ihre schriftstellerische und menschliche Individualität, hervortritt. Die zeigt sich aber vor allem in den Selbstzeugnissen der Autoren über ihre Entwickelung, in literarischen Manifesten und programmartigen Auslassungen. Im übrigen sind Stücke bevorzugt, die französische Kulturverhältnisse beleuchten, z. T. im Anschluß an die Literaturgeschichte (z. B. Voltaire, La poésie sous Louis XIV.; V. Cousin, L'hôtel de Rambouillet; Bourget, L'esthétique du Parnasse; Taine, La Fontaine), oder die mit anderen Unterrichtsfächern in Beziehung stehen (zahlreiche Aufsätze geschichtlichen, geographischen etc. Inhalts), oder die für uns Deutsche von besonderem Interesse sind (z. B. gewisse Briefe Voltaires, Mme. de Staël über Deutschland, Michelet über Luther). So gibt die Anthologie einen sehr wertvollen Überblick über die französische Prosaliteratur der letzten Jahrhunderte und zeigt an geschickt ausgewählten Proben das Charakteristische der einzelnen Epochen und Persönlichkeiten. Daß F. gerade die Prosaliteratur gewählt hat, begründet er damit, daß die dramatische Produktion Frankreichs meist in ausreichender Weise in unseren höheren Schulen gepflegt wird und für die übrige poetische Literatur durch eine Reihe ausgezeichneter Gedichtsammlungen gesorgt ist. Ich würde es begrüßen, wenn an jeder höheren Knabenschule diese oder eine ähnliche Anthologie in Verbindung mit einer Gedichtsammlung erst einmal den festen Bestand der französischen Lektüre bildeten, zu dem dann die Lektüre einzelner Werke in einem der Stundenzahl entsprechenden Umfange hinzuzutreten hätte. Um einen Einblick in die Hauptströmungen des geistigen Lebens der Franzosen zu erhalten, genügt es tatsächlich nicht, daß man einige Werke weniger Autoren kennen lernt. Das kann nur durch ein solches Handbuch geschehen, dessen nicht geringster Vorzug es ist, daß es das Interesse für die französische Literatur zu wecken sehr geeignet ist. Sicherlich wird mancher geistig interessierte Schüler durch die ihm in der Anthologie gebotenen Proben veranlaßt werden, diesem oder jenem ihrer Verfasser in selbständiger Lektüre näher zu treten. — Im Anhang gibt F. „Notes biographiques“, die sich an die Darstellung seines „Tableau de l'histoire de la littérature française“ (Velhagen & Klasing) anschließen. — Ein Bändchen mit Erläuterungen wird noch folgen.

Hannover. G. Budde.

Plate-Kares, Englisches Unterrichtswerk. Lehrgang der englischen Sprache, II. Teil, Oberstufe zu den Lehrgängen von Plate-Kares und Plate. Neu bearbeitet von G. Tanger. Mit einem Plane von London und Umgebung. Im Anhang: Kurze systematische Formenlehre der englischen Sprache. Dresden 1902, L. Ehlermann. VII u. 344 S. Anhang: II u. 52 S. 3 *M.*

Nachdem Tanger vor mehreren Jahren die Unterstufen des englischen Unterrichtswerkes von Plate und Plate-Kares einer Revision unterzogen, wobei mancherlei Änderungen nötig schienen, bietet er hier zu diesen beiden eng miteinander verwandten Elementarbüchern eine gemeinsame Oberstufe dar, die sich allerdings an den II. Teil des Unterrichtswerkes von Plate-Kares anlehnt, aber dabei so tief greifende Veränderungen vorgenommen, so vieles weggelassen und andererseits so umfangreiche Zusätze und Erweiterungen angebracht hat, daß man hier mit gutem Rechte von einem neuen Werke sprechen kann. Zum Beweise dafür sei angeführt, daß von 37 Lesestücken nur 10 beibehalten wurden, und daß fast der ganze, private und kaufmännische Briefe enthaltende Abschnitt nebst einer Anleitung zur Abfassung von Briefen, ferner die gesamten Stoffe zu freieren Übungen und zum Übersetzen ins Englische, die meisten Gedichte, die ganze Satzlehre und die Wörterlisten neu hinzugefügt worden sind. Es wäre offenbar ungerecht, wollte man hier von einer bloßen Bearbeitung oder Revision sprechen, wir haben es vielmehr mit einer neuen Grammatik zu tun, die im wesentlichen von Tanger selbständig verfaßt ist. — Außerdem ist der Oberstufe als Ergänzung eine kurze systematische Formenlehre hinzugefügt, die ebenfalls als die alleinige Arbeit Tangers bezeichnet werden muß, und die zu allgemeinen Repetitionen bestimmt ist, wie sie, auch bei Benutzung der „Oberstufe“, von Zeit zu Zeit notwendig werden. Das ganze Buch ist für Anstalten berechnet, die dem englischen Unterrichte mindestens drei Jahre widmen; die Verteilung des Lehrstoffes ist so gedacht, daß in den ersten zwei oder drei Semestern die Unterstufe durchzuarbeiten wäre und danach die Oberstufe im dritten oder vierten Semester in Angriff genommen würde. Aber auch für Vollanstalten reicht das Tangersche Unterrichtswerk vollkommen aus; der Übungsstoff, auch der zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Englische, ist so reichlich bemessen und mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten so abgestuft, daß er auch für die Obersekunda und Prima eines Realgymnasiums, natürlich neben der Lektüre englischer Autoren, ausreichend erscheinen dürfte.

Die Formenlehre enthält, nach Wortarten geordnet, das Material in gedrängter, aber vollständiger Zusammenstellung; die darauf bezüglichen Regeln sind in kurzer, klarer Fassung gegeben und an einer ausreichenden Zahl von gut gewählten Beispielen erläutert, die meist dem Gebiete der Umgangssprache angehören. Die Arbeit ist durchaus zweckmäßig angelegt und sorgsam aus-

geführt: sie enthält nicht nur, was auf der Unterstufe des englischen Unterrichts von der Formenlehre gelernt werden muß, sondern außerdem vieles, was darüber hinausgeht, so daß der Schüler der Oberstufe, der nach diesem Hefte repetiert, zugleich die mitgebrachten Kenntnisse ergänzt und erweitert, während der Lehrer in der Lage ist, auch bei seltenen Formen, die in der Lektüre etwa vorkommen, auf diese Formenlehre zu verweisen. Eine angenehme Zugabe in dem Büchlein ist die Bezeichnung der Aussprache, die überall da angemerkt ist, wo der Schüler auf irgendwelche Schwierigkeit oder einen Zweifel stoßen könnte, und die kaum je im Stich läßt. Im einzelnen allerdings haben wir gerade bei diesen Aussprachebezeichnungen manche Einwendungen zu machen, die zugleich zeigen mögen, mit welchem Interesse wir die Arbeit geprüft haben. So wird S. 1 das *th* von *truth, truths* als stimmhaft bezeichnet, während wir in den Wbb. von Muret und Webster nur die stimmlose Aussprache angegeben finden; natürlich müßte dann auch das *-s* des Plurals scharf gesprochen werden. Nach Tanger S. 2 wäre das inlautende *s* in *gases* weich, Muret und das NED. sind darin einig, daß es stimmlos zu sprechen ist. — S. 3 wird ein Unterschied in der Aussprache gemacht zwischen *apparatus,* wenn es Singular und wenn es Plural ist: im ersteren Fall hätte es ein kurzes, im letzteren ein langes *u* (*ū*); wir haben nirgends sonst für das Engl. eine Spur von einer derartigen Unterscheidung finden können und müssen daher ihr Vorhandensein bezweifeln. Unklar ist S. 4 die Angabe über die Aussprache von *gallowses*: das ausl. *s* ist richtig als weich markiert, das inl. *s* hat dagegen kein Unterscheidungszeichen, wäre also als stimmlos zu sprechen, was mit Webster übereinstimmt und wofür auch die im NED. gegebenen Schreibungen *gallosses*, *gallaces*, *gallusses* sprechen, während Muret es für stimmhaft hält. — Bei *merchandise* (S. 4) vermissen wir eine Angabe über die Natur des *s*, das weich ist. Zu weit scheint uns der Verf. zu gehen, wenn er *ō* vor *r* immer offen sprechen läßt, es hätte doch mindestens gesagt werden müssen, daß die geschlossene Aussprache noch immer daneben vorhanden ist. Zweifelhaft ist uns, ob das zweite *u* in *quadruple* wirklich ganz so kurz ist wie in *bush*; für den Vokal von *been* würden wir in der Schule nur die kurze Aussprache zulassen. — Nach S. 38 soll *d* in *burned* wie *t* lauten; das widerspräche aber der auf S. 32 (oben) gegebenen und ganz begründeten Regel, man solle das *d* in *-ed* nach stimmhaften Konsonanten wie *d* sprechen, denn zu den stimmhaften Konsonanten gehören doch auch die Liquiden, also auch *n*; übrigens macht sowohl Muret wie NED. einen Unterschied in der Aussprache zwischen *burned* und *burnt*, indem beide für den Auslaut von *burned* ein *d*, von *burnt* ein *t* angeben. — S. 41 hätte neben *băde* uud *forbăde* doch wohl auch *bāde* und *forbāde* zugelassen werden sollen. Die auf S. 47 gegebene An-

weisung, *beneath* mit stimmhaftem *th* zu sprechen, steht im Widerspruch mit Muret und dem NED.; nur bei Webster findet sich beides nebeneinander. Sehr fraglich dürfte auch sein, ob die Kürze des *ai* in *against* (S. 47) und *overagainst* (S. 48) wirklich weniger gut ist als die Länge; in den meisten Wbb. steht sie vor dieser, womit sie doch wohl als die bessere oder häufigere Aussprache bezeichnet werden soll.

So viel über die orthoepische Seite des Büchleins; im übrigen hätten wir nur weniges anzumerken. Auf S. 1 Z. 6 v. u. vermissen wir eine Aufzählung der stimmhaften Konsonanten. S. 5 hätte in bezug auf die Pluralbildung zu *pair, dozen, score, stone, pound* noch *piece, head, brace, couple* gefügt werden sollen; ebenso auf S. 17. — Gehören Formen wie *wickeder, wickedest* wirklich in ein Schulbuch, und haben sie nicht meist einen komischen Anstrich? — S. 11 ließe sich an *so late as* noch *so far as* und *so long as* anreihen. — Wenn es S. 21 heißt: Der altengl. Akk. *hem* (= *them*) lebt wohl noch fort in Formen wie: *I found 'hem* (= *them*), so wird diese Vermutung vollauf bestätigt durch das NED., s. v. *Hem*; doch ist die Fassung im einzelnen ungenau: soll altengl. hier im strengen Sinne = ags. gelten, so dürfte nicht von einem Akk. *hem* gesprochen werden, es müßte dann heißen: dat. plur. *him, hiom, heom*; die Form *hem, hemm* tritt erst im 12. Jh. vereinzelt auf, kann also nicht als eigentlich altengl. angesehen werden. Wahrscheinlich meint der Verf. damit soviel wie: der ältere engl. Akkusativ. — Wenn S. 22 neben *yourselves* die Form *yourself* genannt wird, so hätte auch *ourself* neben *ourselves* nicht vergessen werden dürfen. S. 25 wird die Regel von der Nachstellung der Präposition bei dem Relativum *that* zunächst nur von den Präp. *of* und *to* gegeben, so daß der Schüler sie leicht nur auf diese beiden Präp. beschränken könnte. — Ebenda heißt es, daß das Rel. *that* nach *all, everything* usw. stehen müsse; das ist doch zu eng gefaßt, da bekanntlich auch *which* nach diesen Wörtern vorkommt. — S. 25 Anm. 1 fehlt die Bemerkung, daß zwar *whatsoever, whichsoever,* nicht aber *whatever, whichever* getrennt werden kann. — S. 26 hätten wir den Zusatz gewünscht, daß statt des adjekt. Determinativs *that, those* auch der best. Artikel *the* eintreten kann. — S. 32 mußte die Form *lent* als eine Zusammenziehung von *lended* charakterisiert werden. — S. 43 heißt es, etwas unbestimmt, von dem Imperf. *I must*, es sei im Gebrauche beschränkt; vielleicht war dies besser dahin zu präzisieren, daß diese Form fast nur im abhängigen Satze vorkommt, wo das Zeitverhältnis schon aus dem regierenden Satze klar hervorgeht. — Unter den auf S. 44 aufgezählten Verkürzungen und Zusammenziehungen der Hilfsverben scheinen uns manche entbehrlich. — S. 50 fehlt bei den folgernden Bindewörtern nach *so* und *then* die Zusammenstellung *so then*; ebenda vermissen wir unter den temporalen Bindewörtern neben *as long*

as, *as soon as* die Ausdrücke: *so long as, so soon as, so far as,* sowie neben *no sooner — than* das gleichbedeutende *scarcely — when*.

Folgende Druckfehler haben wir bemerkt: S. 4 Z. 2 v. u. lies: *Do you* statt: *Do gou*. — S. 20 Z. 3 v. o. lies: $^4/_{21}$ statt: $^4/_{22}$. — S. 49 Z. 3 v. o. lies: auch ohne *of* statt: auch one *of*.

Die Oberstufe der Tangerschen Neubearbeitung ist vor allem der englischen Syntax gewidmet. Sie enthält auf S. 1—72 eine Reihe von zusammenhängenden Stücken, die etwa zur Hälfte in englischer, zur Hälfte in deutscher Sprache gegeben und zur Einübung bestimmter Abschnitte der Syntax eingerichtet sind. Sie sind durchweg recht geschickt diesem Zwecke angepaßt, d. h. sie bieten in der Tat, trotzdem sie einen in sich abgeschlossenen Stoff behandeln, eine ausreichende Menge von Beispielen, um die syntaktischen Erscheinungen zu erläutern, um die es sich jedesmal handelt, so daß der Schüler hinreichend vertraut damit sein dürfte, wenn er diese Stücke aus dem Englischen ins Deutsche oder umgekehrt übersetzt hat. Nur eins von diesen Übungsstücken hat uns in dieser Beziehung nicht befriedigt, das über die fragenden Fürwörter (S. 57—60); wir haben hier auf den 4 S. nur einen einzigen Fragesatz entdecken können, und noch dazu einen indirekten. Es mag ja nicht leicht sein, ein Lesestück zu finden, worin so viele Fragesätze vorkommen, daß die verschiedenen Formen und Bedeutungen der pron. interrog. daraus erkannt und gelernt werden können; es ist dies aber eine methodische Forderung, von der nicht abgesehen werden darf. — Was den Inhalt der Stücke betrifft, so kann die Auswahl als recht glücklich bezeichnet werden. Sie sind wohl geeignet, die Aufmerksamkeit der Schüler zu fesseln und zugleich ihre Kenntnisse von der historischen, geographischen und technischen Entwicklung Englands und seiner Kolonieen bedeutend zu erweitern. Besonders ist in dieser Beziehung eine Zahl von Lesestücken hervorzuheben, die den gemeinsamen Titel 'The Victorian Age' führen, und die das moderne England nach den verschiedensten Seiten hin darstellen. Der Mannigfaltigkeit des Inhalts entsprechend ist auch der Wortschatz, der hier den Schülern zugeführt wird, außerordentlich reichhaltig und vielseitig.

Auf S. 73—101 folgt dann ein Abschnitt über die Anfertigung englischer Briefe, den jeder Lehrer willkommen heißen wird. Vorausgeschickt werden allgemeine Bemerkungen und Winke über die äußere Form und Gestaltung des englischen Briefes, über Adresse, Datum, Anrede, Schlußformeln; dann wird eine reiche Probe von privaten und kaufmännischen Briefen gegeben, durchaus geeignet, dem Schüler als Anleitung und Vorbild für die englische Korrespondenz zu dienen und ihn vor Verstößen gegen die mancherlei Formalitäten zu bewahren, die dabei zu beachten sind.

S. 101—135 enthalten englische Lesestücke, die ohne Rücksicht auf bestimmte grammatische Formen nur nach ihrem Inhalte ausgewählt sind und den doppelten Zweck haben, Muster für den Stil und Grundlage für Gesprächsübungen zu sein. Es sind darin literarisch-ästhetische, historische und nationalökonomische Stoffe ziemlich gleichmäßig vertreten; die letzteren (Terms used in Industrial Science, Prices and their fluctuations, Law of Wages, Strikes, Evils of strikes) sind natürlich in sehr einfacher Form gehalten, so daß sie über das Verständnis der Schuljugend nicht hinausgehen; die ersteren sind den besten Prosaikern entnommen und vortrefflich dazu angetan, die erste Bekanntschaft der Schüler mit Macaulay, Douglas Jerrold, W. Irving, Dickens, Thackeray und Carlyle auf so angenehme und fesselnde Weise zu vermitteln, daß sie auch später geneigt sein werden, zu diesen Schriftstellern zurückzukehren und sich mit ihnen eingehender zu beschäftigen.

Es folgen 10 Seiten (136—145) deutsche Stoffe zu freieren Übungen; meist sind es Anekdoten heiterer Art, die zum Übersetzen ins Englische eingerichtet und dazu mit den nötigen idiomatischen Wendungen ausgestattet sind; zugleich eignen sie sich aber auch vorzüglich zu freier, schriftlicher Wiedergabe in englischer Sprache, und darauf sind sie wohl auch vor allem berechnet.

Wenn die preußischen Lehrpläne von 1901 im Einklange mit den übrigen deutschen und mit den österreichischen Verordnungen fordern, daß die an die Lektüre angeschlossenen Sprechübungen durch solche ergänzt werden, die den regelmäßigen Vorgängen und Verhältnissen des wirklichen und alltäglichen Lebens gelten, so wird auch diese Forderung in unserem Buche ausreichend berücksichtigt, indem auf S. 135—158 eine Sammlung der wichtigsten Conversational Phrases in Form von Gesprächen geboten wird, die folgende Kapitel behandeln: Saluting, Health, Weather, Sleeping and Getting up, Dressing, Undressing, At the Hairdresser's, Breakfast, Dinner at Home, Dinner at a Restaurant, Going out in Town, Omnibus, Cabs, A Visit, Departure, Looking out for Lodgings; den Schluß bildet eine Zusammenstellung der üblichsten Sprichwörter.

Die Seiten 159—180 bringen eine Auswahl von englischen Gedichten, darunter solche von Shakespeare, Thomson, Byron, Th. Moore, Longfellow, Hemans, Southey, Tennyson, von denen verschiedene sich auch zum Auswendiglernen sehr wohl eignen.

Die dann auf S. 181—248 folgende Satzlehre schließt sich an die oben besprochene „Kurze systematische Formenlehre" an und enthält in übersichtlicher Anordnung alles, was der Schüler über die englische Syntax wissen muß. In jedem Paragraphen wird erst eine beträchtliche Zahl von Sätzen vorausgeschickt, die die jeweilige syntaktische Erscheinung erläutern sollen, und aus

denen der Schüler dieselbe folgern und entwickeln kann, und dann erst folgt die Regel, meist in anerkennenswert kurzer, knapper und dabei klarer Form.

Den Schluß des Buches bildet ein reichhaltiges Wörterverzeichnis (S. 249—301) für alle englischen Texte nach den einzelnen Stücken geordnet, ferner ein solches in alphabetischer Folge, englisch-deutsch und deutsch-englisch (S. 301—343), eine Übersicht der hier verwendeten Lautzeichen, und als eine für die Lektüre mancher Stücke willkommene Beigabe ein Plan von London.

Haben wir schon im Laufe dieser Inhaltsangabe unsere Zustimmung wiederholt zu erkennen gegeben, so können wir, um unser Urteil noch einmal zusammenzufassen, nur sagen, daß wir es hier mit einer tüchtigen, gewissenhaften Arbeit zu tun haben, die auf gründlicher Kenntnis des Gegenstandes und der Bedürfnisse der Schule beruht und besonders für Realschulen und Realgymnasien aufs wärmste empfohlen werden kann. Wenn wir im folgenden uns erlauben, zu einzelnen Punkten Änderungen oder Ergänzungen vorzuschlagen, so wollen wir damit nur unser Interesse für das Buch bekunden, nicht aber von unserem günstigen Urteile etwas zurücknehmen.

So zahlreich die Wörter sind, bei denen die Aussprache hinzugefügt ist, sind dem Verf. doch einige Namen usw. entgangen, die hierin Berücksichtigung verdient hätten; so z. B. *Edison* S. 14, *Cremasy* 27, *Southwark* 32, *hallo* 35, *Northwich* 38, *Saxe-Coburg-Gotha* 43, *Albany* 46, *stalwart* 47, *transport* (Betonung des Subst.) 49, *Stephenson* 51, *refuse* (Subst.) 58, *abuses* (Subst.) 61 Anm., *pomegranates* 62, *Moysey* 75, *invoice, invoiced* (Betonung) 91, *John-a-Combe* 119, *Crayon* 122, *Izaak Walton* 123 Anm., *Inigo Jones* 124 Anm., *pursuivants* 125, *Drachenfels* 163, *brooch* (fehlt im Verzeichnis) 177, *Eliza Cook* 179, *Alsace* 205, *the Jungfrau* 205. — Über die Aussprache einiger Wörter sind wir anderer Meinung als der Verf.; so über den Ton von *highwayman* (S. 264 b), der sicher auf die erste, nach Tanger auf die zweite Silbe fällt; in *Crimea, Crimean* 265 b soll nach T. *i* kurz, nach Muret lang gesprochen werden, während Webster sich allerdings auch für die Kürze erklärt. — In *disaster, disease* (266 b, 299 b und 309 c) will T. das *s* der Vorsilbe *dis-* stimmlos sprechen, was ja im allgemeinen für *dis-* zutrifft, aber gerade diese beiden Wörter nebst *dismal* machen eine Ausnahme und haben mit ihren Ableitungen stimmhaftes *s*. — S. 268 a wird ein Unterschied in der Aussprache von *species* zwischen Sing. und Pl. gemacht: im Sing. soll die Endung *-es* kurzen, im Pl. langen Vokal haben; uns ist bisher für beide Formen ebenso wie bei *series* 327 a nur die Länge begegnet. Vielleicht hätte es sich hier auch empfohlen, das ausl. *s* als stimmhaft ausdrücklich zu bezeichnen, was auch für *artisan* 281 a gilt. In dem Adj. *dis-*

consolate will T. *a* lang sprechen; die Wbb. erkennen die Länge nur für die Verben auf *-ate* an, nicht aber für die Adjektiva, und machen so einen Unterschied, der auch vom historischen Standpunkt berechtigt erscheint. — In *contents* (Subst.) 288 b ist besser die erste Silbe zu betonen, dasselbe gilt von *bygone* 290 c und 305 b. — S. 307 c werden *to consummate* und *to contemplate* verschieden betont: das erstere hat hier den Ton auf der zweiten, das letztere auf der ersten Silbe. Wir meinen, wie man sich auch bei diesen schwankenden Verben entscheide, jedenfalls müssen sie, ebenso wie *to concentrate, compensate, condensate, confiscate* usw., gleichmäßig behandelt werden. Man vergleiche über diese Gruppe von Verben die interessante Auseinandersetzung im NED. s. v. *contemplate*. — *Leman* in *Lake Leman* will T. S. 205 mit kurzem *e* sprechen; Muret gibt nur langes *e*. Wenn auf S. 317 b in *isle* das *s* als stimmhaft statt stumm bezeichnet steht, so liegt hier jedenfalls nur ein Druckfehler vor. — Für die erste Silbe von *premature* S. 323 b hätte neben der Aussprache mit kurzem *e* auch die mit langem *e* angegeben werden sollen, die unseres Wissens verbreiteter ist als die andere. — In *Ulysses* trägt hier (332 a) irrtümlicherweise *y* das Zeichen der Länge, und das ausl. *s* wird als stimmlos bezeichnet, — beides können wir uns nur aus einem Versehen erklären. Dasselbe möchten wir annehmen, wenn bei *architecture* S. 335 a der Ton auf die dritte statt auf die erste Silbe gelegt wird; ferner würden wir bei *Carlyle* die erste, und nicht, wie es hier S. 135, 36 geschieht, die zweite Silbe betonen. — Wenn *berry-brown* 288 a übersetzt wird: Braun wie das der Beeren, so wird damit die Bedeutung von *berry* allzu unbestimmt gelassen, da es ja Beeren von allen Farben gibt. Muret sagt s. v. *berry*: Kern des färbenden Wegedorns (Rhamnus infectoria); und unmittelbar darauf: *as brown as a berry*, sehr gebräunt, braun wie eine Kaffeebohne. Soll damit nun gesagt sein, daß sich der in *berry-brown* liegende Vergleich auf jenen Kern des Wegedorns bezieht oder auf die Kaffeebohne? Das erstere entzieht sich unserer Beurteilung, die letztere Erklärung scheint auf den ersten Blick sehr plausibel, da man *coffee-berry* ebenso gut sagt wie *coffee-bean*, sie ist aber doch nicht zulässig, da es schon bei Chaucer Prol. 207 heißt: *His palfrey was as broune as is a bery*, während der Kaffee erst gegen 1600 in England bekannt zu werden anfängt; vgl. NED. s. v. *coffee*. Es bedarf also noch näherer Untersuchung, an welche Beere usw. bei *berry-brown* zu denken ist. — S. 159, 28 heißt der Refrain von Rule Britannia: *Britons never will be slaves*; wir haben statt *will* stets *shall* gelernt und gelesen. — S. 163 Anm. a heißt es: 'Childe Harold is the greatest of Byron's works'; wir müssen gestehen, wir halten es mit dem pseudonymen Verfasser von 'A Letter to Lord Byron, by John Bull', von dem Byron selbst sagt: 'Who the devil can have done this

diabolically well written letter?' und der sein Urteil folgendermaßen formuliert: 'Stick to Don Juan; it is the only sincere thing you have ever written; and it will live many years after all your Harolds have ceased to be, in your own words, A schoolgirl's tale — the wonder of an hour. I consider Don Juan as out of all sight the best of your works: it is by far the most spirited, the most straightforward, the most interesting, and the most poetical, and every body thinks as I do of it, although they have not the heart to say so', usw. — Zu dem schönen, S. 163 abgedruckten Gedichte Byrons 'The castled crag of Drachenfels' vermissen wir auch hier einen Hinweis auf einen Punkt, der bisher noch allen Herausgebern entgangen ist, nämlich auf den Wechsel in der Reimstellung: während die Reimfolge in den beiden ersten Strophen: a b a b c b c b d d ist, zeigt die 3. Strophe: a b a b c d c d e e, und die vierte nähert sich wieder der ersten: a b a b b c b c d d. — Auch hätte auf die gerade in diesem Gedichte besonders zahlreichen und wirksamen Alliterationen aufmerksam gemacht werden sollen. — S. 170 ist Longfellows Gedicht: 'The Reaper and the Flowers' abgedruckt; hierzu mußte erwähnt werden, daß die Quelle desselben unzweifelhaft ein altes katholisches Kirchenlied ist, das sich auch in „Des Knaben Wunderhorn" (Reclam, S. 40) findet, und dessen erste Zeile „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod" wörtlich bei Longfellow übersetzt ist: 'There is a Reaper whose name is Death'. — S. 182d wird gesagt, daß im Englischen, wie übrigens auch im Deutschen und Französischen, an die Stelle eines Bedingungssatzes ein Fragesatz eintreten kann; dazu werden aber nur Beispiele mit pronominalem Subjekt gegeben, und doch wäre es wünschenswert, daß der Schüler auch einige Beispiele mit subst. Subjekte kennen lernte. — Ebenda unter g wird die Inversion des Subjektes nach vorangestelltem prädikativen so besprochen, z. B. *I am tired. So are we.* Die Regel darüber in ihrer jetzigen Fassung kann den Schüler irreführen, denn es wird dabei der wesentliche Punkt außer acht gelassen, daß nämlich in solchen Sätzen der betonte Satzteil zuletzt steht; die Inversion des Subjektes tritt also nur ein, wenn das Subjekt den Ton trägt; fällt dagegen der Ton auf das Verb, so muß dieses an das Ende des Satzes treten, so daß dann keine Inversion möglich ist, z. B.: *He seemed to be tired, and so he was.* — Bei der Besprechung des *split infinitive* S. 184 sollten unseres Erachtens die Schüler vor der Anwendung dieser Konstruktion gewarnt werden, da sie der nachlässigen, neuerungssüchtigen Zeitungssprache (*journalese*) angehört; übrigens finden sich Spuren davon auch in der französischen Sprache (de diversement les stupéfier, Revue Bleue 10. 12. 1904 S. 762a). — Zu der Stellung von *enough* S. 184 vermissen wir die Erwähnung des Falles, wo *enough* zu einem attributiven Adjektiv gehört: *an easy enough task.* Ebenso fehlt hier die Regel über die

Stellung von *not*. — Bei den modalen Hilfsverben werden *I need* und *I dare* ausgelassen. Wenn S. 190 gesagt wird, daß unser „Ich möchte gern“ durch *I should like* wiederzugeben ist, so hätte dies dahin erweitert werden sollen, daß überhaupt unser mögen als selbständiges Verb durch *I like* und nicht durch *I may* ausgedrückt werden muß.

Der Druck ist sehr sorgfältig; folgende Druckfehler haben wir angemerkt: S. 17, 11 statt: *etablishment* lies: *establishment*. — S. 39, 14 statt: könnte lies: konnte. — S. 273a statt *Mahall* lies: *Mahal*. — S. 287a statt: *devensiv* lies: defensiv.

Berlin. R. Voigt.

Emil Knaake, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Drei Teile. Teil I: Alte Geschichte (für Obersekunda). Zweite Auflage. Hannover und Berlin 1904, Karl Meyer (Gustav Prior). VIII u. 163 S. gr. 8. 2 *M.*

Es gehört heutzutage kein geringer Mut dazu, Lehrbücher für den Geschichtsunterricht zu schreiben. Dieselben sind im letzten Jahrzehnt wie Pilze hervorgeschossen, und ihre Zahl ist allmählich so angeschwollen, daß der Fachmann, der die Einführung eines solchen empfehlen soll, in nicht geringe Verlegenheit gerät, zumal die meisten wirklich recht gut sind. Wenigstens dürfte unter den Lehrbüchern eines Schenk, eines Brettschneider eines Neubauer und vor allem eines Endemann-Stutzer, der Neubearbeiter des Andräschen Geschichtswerkes, u. ä. das beste auszuwählen auch einem erfahrenen Schulmanne nicht leicht werden. Es wäre zu wünschen, daß man sich vorläufig mit dem vorhandenen Material begnügte, das selbst den verwöhntesten Anforderungen gerecht werden dürfte.

Das vorliegende Lehrbuch für Obersekunda gehört zu einer Reihe von Geschichtsbüchern, die in zwei Abteilungen dem Geschichtsunterricht von Quarta bis Prima dienen sollen — nur solche haben ja überhaupt noch Aussicht auf Erfolg —, und erscheint bereits in zweiter Auflage, kann also nicht zu den Neulingen gerechnet werden, die sich erst Bürgerrecht erwerben wollen, hat sich vielmehr bereits einen Platz in der Schulwelt erobert, was bei dem heutigen Wettbewerbe nur auf Grund besonderer Eigenschaften geschehen konnte; und diese sind in der Tat vorhanden. Leider ist mir die erste Auflage des Buches nicht zur Hand, ich kann also nicht beurteilen, inwieweit die vorliegende einen Fortschritt bedeutet; da aber nach dem Vorwort eine gründliche Umarbeitung stattgefunden hat, indem die Kulturgeschichte sowie die orientalische Geschichte mehr als bisher berücksichtigt ist, unter besonderem Eingehen auf die neuesten Grabungen, so kann die zweite Auflage beinahe als neues Werk betrachtet und ohne Rücksicht auf die erste beurteilt werden.

Was die Einteilung des Stoffes betrifft, so geht der Geschichte der Griechen und Römer die des Morgenlandes — Semiten, Ägypter, Arier — in angemessenem Umfange voraus; nach meinem Geschmacke würde dieselbe besser in die griechische Geschichte vor den Perserkriegen eingeschoben, wohin auch ihre Behandlung im Unterricht gehört; denn ich halte es schon deshalb nicht für angebracht, damit die Lehraufgabe der Obersekunda zu eröffnen, weil im allgemeinen für diesen Teil der Weltgeschichte weniger Interesse bei den Schülern vorhanden ist, und das Interesse muß doch vor allem erst mal zu Beginn des Schuljahres erweckt werden. Die griechische Geschichte wird in vier Abschnitten — bis zu den Perserkriegen, die Blütezeit, Zeit des Verfalles, Mazedonisches Zeitalter — dargeboten, womit man sich einverstanden erklären kann; in der römischen Geschichte weicht der Verf. von der sonst üblichen Einteilung in die drei Zeiträume nach der Staatsform ab und behandelt vielmehr in vier Zeiträumen die Königszeit, Rom als Republik bis zur Einigung Italiens, Rom im Zeitalter der Punischen Kriege und das Zeitalter der Bürgerkriege. Wahrscheinlich hat er deshalb von der alten Einteilung abgesehen, weil die Kaiserzeit dem Pensum der IIa nur noch in ihren Anfängen zufällt; das scheint mir aber noch kein Grund zur Änderung.

Die Ausdrucksweise ist durchaus klar und dem Verständnis der Schüler angemessen; in meist kurzen, aber immer vollständigen Sätzen wird eine zusammenhängende Darstellung gegeben, die alles Lob verdient und kaum zu Ausstellungen Anlaß bietet. Nur an wenigen Stellen könnte wohl am Ausdruck noch gefeilt werden. So klingt etwas eigentümlich S. 52 Abs. 4, daß Perikles den Cimon „einem Herzenswunsche gemäß" die Bundesflotte wieder gegen die Perser führen ließ; das scheint ja beinahe, als ob der Krieg nur deshalb erneuert sei, um Cimon einen Gefallen zu erweisen; oder wenn S. 55 Abs. 8 gesagt wird, daß sich auf dem höchsten Punkte der Akropolis „der Parthenon, der Tempel der jungfräulichen Göttin Pallas Athene," erhoben habe, und diese Notiz sich auf der nächsten Seite Abs. 4 mit fast denselben Worten wiederholt, so klingt das abgeschmackt; in dem Satze S. 72 Abs. 4 „der (Sokrates) zur Selbsterkenntnis .... seine Mitbürger ermahnte und lehrte" muß das Objekt unmittelbar hinter dem Subjekte stehen, und S. 50 Abs. 2 scheint ungewöhnlich „alle demokratischen Gemeinden schlossen sich an Athen" statt „schlossen sich Athen an"; dazu kommt im Vorwort S. III Abs. 2 der verfehlte Ausdruck „vorbehalten" statt „vorenthalten". Zur Klarheit des Ausdrucks gehört das Vermeiden entbehrlicher Fremdwörter; auch hier verfährt Verf. durchaus sorgfältig, denn abgesehen von den technischen Ausdrücken benutzt er nur solche, die durchaus bekannt sind resp. einem Obersekundaner bekannt werden müssen, wie „Dualismus" (S. 50 Abs. 2), „Hegemonie" (S. 52 Abs. 2), „autonom" (S. 74 unten), „Zeremoniell" (S. 85 Abs. 6), „Partikularismus,

Repräsentativ-System" (S. 90 Abs. 7 u. 8) u. a. Griechisch geschriebene Wörter sind, wohl in Rücksicht auf den Gebrauch des Buches in Realschulen, im Text gänzlich vermieden und in die Anmerkungen verbannt; fast scheint davon ein zu reichlicher Gebrauch gemacht, so daß die Anmerkungen manchmal einem Vokabular gleichen; wozu z. B. S. 25 Anm. 3 *γενεαλογία* oder S. 24 Anm. 3 *ἄναξ*, *βασιλεύς* oder S. 41 Anm. 2 *δῆμος*, um nur etwas zu erwähnen? Die griechischen Wörter für Stammbaum, König und Gemeinde dürften einem Obersekundaner doch wohl bekannt sein. Auch lateinische Bezeichnungen, wie decemviri legibus scribundis, ius cum plebe agendi, sacrosancti (S. 102), sind nicht zu oft verwendet und immer nur in der Weise, daß ihre Bedeutung unmittelbar aus dem Zusammenhange hervorgeht. Um die Übersichtlichkeit der Darstellung zu erhöhen, ist der Text in zahlreiche, meist wenig umfangreiche Abschnitte zerlegt, die wieder aus einer Reihe von kleinen Absätzen, deren Inhalt meist durch ein fettgedrucktes, am Anfange stehendes Stichwort angegeben ist, bestehen; außerdem sind wichtige Ereignisse oder Namen innerhalb des Textes durch den Druck besonders hervorgehoben, die Zahlen sind am Rande wiederholt, Rückblicke am Ende wichtiger Abschnitte dienen zur Erleichterung des Verständnisses; alle diese zahlreichen Übersichtlichkeitsmittel machen Stichworte am Rande mit fortlaufenden kurzen Inhaltsangaben, wie man sie sonst vielfach findet, entbehrlich.

Für viele bedeutet der Geschichtsunterricht in Obersekunda das Schmerzenskind des Gymnasiums. In der Tat, es wird viel von ihm verlangt: nicht nur soll die Geschichte der alten Völker behandelt werden, sondern eine ganz stattliche Zahl von Stunden geht ab für geographische Repetitionen, andere für Wiederholungen aus der deutschen Geschichte, einige auch für schriftliche Ausarbeitungen; endlich wird es sich kein Lehrer entgehen lassen, diesen Unterricht, der wie kein anderer dazu geeignet ist, zu benutzen, die Schüler durch Besprechung der wichtigsten Kunstdenkmäler in das Verständnis der antiken, namentlich der griechischen Kunst einzuführen. Man muß deshalb sehr haushälterisch mit der gegebenen Zeit umgehen, um das an und für sich umfangreiche Pensum zu erledigen. Da dazu die Kulturgeschichte überhaupt gegen früher eine größere Berücksichtigung verlangt, so ist es kein Wunder, wenn in den Lehrbüchern die Behandlung der politischen Geschichte immer mehr in den Hintergrund tritt. So hat auch Verf. mit vielen weniger wichtigen Ereignissen, die für die Entwicklung des Ganzen durchaus belanglos sind, aufgeräumt. Manchmal kann man freilich zweifelhaft sein, ob er nicht zu radikal verfährt; denn die politische Geschichte muß doch trotz Lamprecht immer noch das Rückgrat des Geschichtsunterrichts bleiben und im Mittelpunkte desselben stehen. So scheint es mir z. B. für die Stellung und Stimmung Athens nicht unwichtig,

die Unterhandlungen des Mardonius mit diesem Staate vor der Entscheidung bei Platää zu erwähnen (S. 48), auch die Ursachen von Thebens erfolgloser Politik sind nicht genügend hervorgehoben (S. 76 f.); die Politik Philipps war in ihren Zielen kräftiger zu betonen (S. 77 ff.); zu kurz abgemacht sind die Bestrafung der Phocier (S. 79) — wichtig für die Beurteilung des Verhältnisses der Griechen zueinander —, Chäronea (S. 79, Löwe!), die Parteiverhältnisse in Athen zur Zeit des Demosthenes (S. 79); vermißt wird der Name des Eumenes, der ebensogut ein Vorkämpfer für die Einheit des Reiches ist wie Perdikkas und Antipater (S. 87), sowie eine kurze Übersicht über die Organisation der Behörden Roms nach Beendigung des Ständekampfes (S. 103); die Hervorhebung der Gegensätze zwischen Rom und Pyrrhus durfte nicht auf das militärische Gebiet beschränkt bleiben (S. 105 unten); zu kurz scheinen behandelt der Übergang zur Begründung der römischen Herrschaft im Osten (S. 117), die Cimbern und Teutonen (S. 128), Sullas und Ciceros Persönlichkeit (S. 129 ff. u. S. 136 u. 146), Cäsars Tätigkeit, namentlich auf baulichem Gebiete (S. 144 Abs. 1), die Folgen der Eroberung Galliens (S. 139). Selbstverständlich kann ja das alles der Tätigkeit des Lehrers, der sich nun und nimmermehr sklavisch an das Lehrbuch halten soll, überlassen werden; aber in manchen der erwähnten Fälle wäre es doch wohl angebracht, wenn das Lehrbuch dem Gedächtnis helfend zur Seite träte und etwas mehr böte. Am auffälligsten ist das gänzliche Fehlen der israelitischen Geschichte; jedenfalls ist sie deshalb ausgelassen, weil sie im Religionsunterricht behandelt wird; das scheint mir aber doch kein Grund, sie in einem Lehrbuch der alten Geschichte ganz zu übergehen. Andere Ereignisse sind mit Recht weggelassen, wie der 1. und 2. Heilige Krieg, die Schlachten bei Tanagra und Oinophyta, die Erhebung der Spartaner 330, die Schlachten am See Regillus, bei Telamon und Clastidium, der Kampf gegen Aristonikus um die pergamenische Erbschaft u. a.; wegbleiben konnte auch Charilaos, der Neffe des Lykurg (S. 29 Abs. 2), die nochmalige Aufzählung der 3 Gymnasien Athens (S. 59 Abs. 6, die erste S. 38 Abs. 4), der Sklavenkrieg des Eunus (S. 124 Abs. 4), der 2. Mithrid. Krieg (S. 134 Abs. 3), die Wiederholung der Beschlüsse in Luca (S. 140 Abs. 1, zum ersten Male S. 139 Abs. 5), die Schlachten bei Mylä und Naulochus (S. 147 Abs. 3). Zuweilen macht sich der Mangel einer schärferen Disposition geltend: Zusammengehöriges konnte unter Aufgabe der chronologischen Darstellung, der Verf. durchweg folgt, enger zusammengefaßt werden, z. B. die Angriffskriege der Griechen gegen die Perser, der dritte Messenische (S. 51 f.), der Phocische Krieg (S. 78 f.), die Eroberung der Griechenstädte an der Küste Mazedoniens und auf der Chalcidice (S. 77 f.); dann wäre die Behandlung desselben Gegenstandes an verschiedenen Stellen und damit auch Wiederholungen — man vergleiche z. B. den wiederholten Abschnitt

„Folgen“ zu den Samniterkriegen (S. 104 f.) — vermieden. Der zuständlichen Geschichte der Völker in ihren verschiedenen Äußerungen ist vom Verf. großer Wert beigelegt, wie zahlreiche Abschnitte des Lehrbuches, an geeigneten Stellen eingefügt, beweisen; ich stehe nicht an, dieselben für durchweg wohl gelungen zu erklären. Mit Recht ist dabei auch eingegangen auf die ergebnisreichen Grabungen eines Schliemann, Dörpfeld und anderer an den Stätten uralter Kultur in Griechenland, Kleinasien, Ägypten und neuerdings in Mesopotamien. Denn es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß die feststehenden Resultate derselben für den Unterricht nutzbar zu machen sind. Über das Maß des zu bietenden kulturgeschichtlichen Stoffes werden die Meinungen naturgemäß auseinandergehen. So finde ich ein näheres Eingehen auf das Verhältnis der Mosaischen Gesetzgebung zu dem Gesetzbuch des Hammurabi (S. 3), auf die Grabungen in Troja, Tiryns und Mycenä (S. 19 ff.), auf die Religion der Griechen (S. 25 ff.), auf die Akropolis in Athen mit ihren Bauten (S. 55 ff.), ohne anderes zu erwähnen, durchaus angebracht. Zuviel hat m. E. Verf. in dieser Beziehung nie geboten, wohl aber hätte er in manchen Einzelheiten ausführlicher sein können. So waren neben den Pyramiden von Gizeh auch die Bauten von Luxor und Karnak mit der Sphinxallee (S. 10) zu erwähnen; bei Olympia (S. 28 Anm. 1) und bei Pergamon (S. 89) vermisse ich die Namen eines Curtius und Humann; über das wirtschaftliche und geistige Leben der Griechen nach den Wanderungen, sowie über die Arten der Kolonieen (S. 32 ff.) konnte etwas mehr gesagt werden; nicht erwähnt sind die Metopen an der Nordseite des Parthenon (S. 56 Abs. 4), ebensowenig wie Myron, Polyklet, Pindar — dieser kommt nur vor bei der Zerstörung Thebens in ganz anderm Zusammenhange (S. 83 Abs. 4) — und Ennius, der Vater der römischen Poesie; die Mitteilungen über Plautus und Terenz (S. 124) sind zu dürftig, bei der Milonischen Venus fehlt die Angabe des Standortes (S. 90).

Die alte Geschichte bietet bekanntlich zahlreiche Gelegenheiten, Erscheinungen der Gegenwart auf den verschiedensten Gebieten zwanglos klar und verständlich zu machen. Vergleichende Hinweise, wenn auch nur aus einzelnen Schlagwörtern bestehend, an geeigneten Stellen eingefügt — ich weise nur hin auf die Gracchische Agrargesetzgebung, das Heer- und Steuerwesen, die Provinzialverwaltung — dürften für Lehrer wie Schüler außerordentlich nutzbringend sein. In dieser Beziehung ragt das Endemannsche Buch besonders hervor; K. hat damit leider nur ganz vereinzelte, schüchterne Anfänge gemacht, wenn er — noch dazu in einer Anmerkung (S. 22 Anm. 2) — die Einigung eines Teiles von Griechenland durch die mykenischen Könige und Griechenlands spätere Zerrissenheit mit Deutschlands Zustand unter Karl d. Gr. und später vergleicht, oder wenn er die Keren den nordischen Walküren gleichsetzt (S. 28 Abs. 2), oder indem er mit

dem Worte „Domänen“ hinter „Finanzen“ auf den Domanialbesitz auch des modernen Staates hinweist (S. 126 Abs. 3). Vor allem geographische Bezeichnungen fordern zu anregenden und veranschaulichenden Vergleichen heraus; wie nahe lag es z. B. Griechenland mit Bayern, Attika mit S.-Meiningen, den Olymp mit der Zugspitze, Italien mit Griechenland zu vergleichen und daraus Schlüsse zu ziehen. Nichts davon; nur die modernen Bezeichnungen sind den antiken Namen oft hinzugefügt, doch konnte ich auch hier kein bestimmtes Prinzip entdecken; während man sie z. B. bei Zakynthos-Zante (S. 17 Abs. 1), Mutina-Modena, Bononia-Bologna (S. 117 Abs. 3), Aquä Sextiä-Aix (sogar zweimal S. 122 Abs. 5 u. 128 unten), Massilia-Marseille (ebenda), Cirta-Constantine (S. 127 Abs. 2), Arausio-Orange (S. 128 Abs. 4) und namentlich bei der Geographie Italiens (S. 91 f.) findet, vermißt man sie bei Korcyra (S. 17 Abs. 1), Gedrosien (S. 86 Abs. 5), Alexandria Eschate (S. 86 Abs. 2), Panormus, Erkte (S. 110 unten), Neu-Karthago (S. 112 Abs. 5). Hier muß also Verf. bei einer neuen Auflage bessern, wenn sein Lehrbuch den modernen Anforderungen genügen soll.

Die Grundsätze, die Verf. bei der Schreibung der Eigennamen angewendet hat, sind durchaus zu billigen: die Eigennamen werden in der bei uns fast allgemein üblich gewordenen Form geboten. So lesen wir mit Recht Aristides, Phidias, Pisistratus, ebenso wie Cypern, Delphi u. s. f. Dabei kommt es dann freilich auch zu manchen Inkonzinnitäten, wie Delos (S. 120 Abs. 3), Pylos, Naupaktos (S. 63 Abs. 5) neben Knidus (S. 74 Abs. 2) und Rhodus (S. 120 Abs. 3); doch sind die eher zu ertragen als die fremden Formen Aristeides, Peisistratos u. ä. Einige Versehen sind hier zu berichtigen, wenn es S. 7 Mitte heißt „Sizilien“, S. 33 oben und sonst „Sicilien“, oder S. 88 Abs. 1 „Pergamum“, S. 89 Mitte „Pergamon“.

Karten und Abbildungen sind dem Buche mit Recht nicht beigegeben: jene hat der Schüler in seinem Atlas, für diese wird hoffentlich bald an allen Anstalten ein Bilderheft eingeführt; am geeignetsten scheint mir dazu das von Luckenbach, das nach überaus lobenswerten Grundsätzen gearbeitet ist; auch wenn große Abbildungen in genügender Zahl vorhanden sind, dürfte es noch gute Dienste tun.

Bei der Auswahl der zu lernenden Zahlen, die am Ende des Buches, unter Hervorhebung der bereits in Quarta gelernten durch den Druck, in einem Kanon noch einmal zusammengestellt sind, scheint Verf. im allgemeinen die richtige Mitte getroffen zu haben. Leider stimmen aber die Zahlen und der Text des Kanons nicht immer mit dem früheren überein, wie einige Stichproben gezeigt haben. So lesen wir S. 102 als Anträge des Canulejus die Ehegemeinschaft und den Zutritt zum Konsulat, dagegen im Kanon S. 158 neben der Ehegemeinschaft die Kriegstribunen mit konsularischer Gewalt; auf derselben Seite hören wir unter dem Jahre

449 von der Gleichstellung der Beschlüsse der Tributkomitien mit denen der Centuriatkomitien, während im Text S. 102 nichts darüber steht; ferner finden sich im Kanon S. 160 für die Anfänge der gallischen Provinz die Zahlen 125—118, die vorn S. 122 fehlen; ebenso werden im Kanon S. 162 Zahlen für den zweiten Zug Cäsars nach Deutschland sowie nach England angegeben, vorn S. 139 nicht. Das ist unstatthaft; Neues darf im Kanon nicht eingeführt werden.

Das Papier ist schön, der Druck groß und deutlich, leider aber durch eine nicht geringe Zahl von Fehlern entstellt: S. 15 Abs. 4 „Pegasä" statt „Pagasä", Abs. 5 „250 m hoch" (vom Parnaß), S. 29 Abs. 3 „eine zeitlang" statt „Zeitlang", S. 32 Abs. 4 „Poloponnes" statt „Peloponnes", S. 46 Abs. 4 „Thempe", S. 47 Abs. 1 „Tespier", S. 47 Anm. „κεῖμεθα", S. 55 Anm. „στόα", S. 61 Abs. 2 „Selbstständigkeit", S. 68 Abs. 2 „Feldheer" statt „Feldherr", S. 86 Abs. 4 „maschieren", S. 87 Abs. 4 „Wiedergewinnnung", S. 107 Abs. 7 „in zehn neuen Asse", S. 101 Abs. 2 „conturio posterior", S. 120 Abs. 1 „Pydua", S. 122 Abs. 3 „letzterer" statt „letzter", S. 125 Abs. 2 „Aemilianus" statt „Africanus", Abs. 4 „Opimaten", S. 126 Abs. 3 „Finauzen", S. 128 Abs. 3 „Kärnthen", S. 140 Abs. 1 „Tessalonich", S. 150 Abs. 1 „Peristilium". Statt „Paullus" (S. 114 Abs. 4) schreibt man jetzt fast allgemein „Paulus". Wiederholt ist kein richtiger Gebrauch vom Komma gemacht; überflüssig ist es z. B. S. 6 Abs. 2 in dem Satze „die Juden suchten sich im Vertrauen auf Ägyptens Beistand, ihrer Lehnspflicht zu entziehen", ebenso S. 77 Abs. 2 „die Einigung, die weder das oligarchisch gesinnte Sparta, noch die demokratischen Staaten Athen und Theben zustande gebracht hatten", während es vermißt wird in der Verbindung „Kleomenes und Isagoras mußten das Land räumen und die Verbannten konnten zurückkehren" (S. 41 Abs. 2). Für den Gen. und Dat. Sing. findet man verschiedene Bildungen nebeneinander, die doch wohl vermieden werden müßten. So liest man „Reiches" (S. 122 Abs. 6), „Senates" (S. 120 Abs. 4), „Krieges" (S. 129 Abs. 3), „Gewölbebaues" (S. 92 Abs. 5) neben „Reichs" (S. 123 oben), „Senats" (S. 121 Abs. 4), „Kriegs" (S. 129 Abs. 4), „Ackerbaus" (S. 93 Abs. 2) und den Dativ „Senate" (S. 126 Abs. 4) neben „Senat" (S. 121 Abs. 2). Nebeneinander nehmen sich auch nicht gut aus „Feldherren" (S. 77 Abs. 1), „Schutzherren" (S. 94 Abs. 11), „anderen" (S. 90 Abs. 1), „Geschworenen" (S. 54 Abs. 1), „Entwickelung" (S. 70 Abs. 2), „Geschichtsschreiber" (S. 124 Abs. 5) und „Feldherrn" (S. 69 Abs. 1), „andern" (S. 75 unten), „Geschwornen" (S. 37 Abs. 5), „Mitverschwornen" (S. 75 Abs. 3), „Entwicklung" (S. 55 Abs. 4), „Geschichtschreibung" (S. 59 Abs. 7); überflüssig erscheint das „s" in „freiheitsliebend" (S. 122 Abs. 2) und „Zufluchtsstätte" (S. 51 Abs. 2).

In der Darstellung mancher Ereignisse kann ich dem Verf.

nicht beistimmen. So kam Sargon II. von Assyrien erst im Frühjahr 721 zur Regierung, also kann auch Samaria nicht vor diesem Jahre eingenommen sein (S. 4). — Der Cephissus fließt nicht in den Euripus; denn so wird der Euböische Meerbusen nur an seiner schmalsten Stelle genannt (S. 15). — Als Endpunkt des Mykenischen Zeitalters muß wohl das Jahr 1100 angenommen werden; denn mit der Dorischen Wanderung wurde diese Kultur — wenn auch nicht mit einem Male — verdrängt, und diese Wanderung fand nach des Verf.s eigener Angabe in der Hauptsache um 1100 ihren Abschluß (S. 19 u. 24). — Von Lykurg zu behaupten, daß er „in Wirklichkeit“ ein alter Stammesheros gewesen sei, ist kühn (S. 29); schwanken doch die Ansichten darüber so, daß dieselben Gelehrten ihn erst für eine historische, dann wieder für eine mythische Persönlichkeit erklärt haben. — In der Angabe von Heeresstärken ist Verf. wiederholt sehr bestimmt, während größte Vorsicht am Platze gewesen wäre. So sollen die Perser den Zug 490 mit etwa 20 000 Mann zu Fuß und einigen hundert Reitern ausgeführt haben (S. 44); 480 hätten sie eine Landarmee von 100 000 Mann gehabt (S. 46); Pyrrhus wäre mit 25 000 Mann in Italien gelandet (S. 105). Auch hinter seine Angaben über die Bevölkerung Attikas zur Zeit des Perikles (S. 53) ist ein großes Fragezeichen zu setzen, ebenso wie die Daten für die Schlacht am Eurymedon, den 3. Messen. Krieg und den Apollo von Belvedere nicht mit Sicherheit angegeben werden können (S. 51 u. 90). — Der von allen griechischen Tempeln am besten erhaltene Tempel in Athen ist nicht der von Cimon erbaute Theseustempel (S. 55); von dem ist keine Spur mehr vorhanden; der namenlose, aus der Zeit des Parthenonbaues stammende Tempel erhielt im 15. Jahrh. fälschlich den Namen des Theseus und hat ihn bis heute behalten; das mußte aber zum Ausdruck gebracht werden. — Den Übergang vom myken. Zeitalter zur Blüte griechischer Kunst nennt man „archaisch“, nicht „archaistisch“ (S. 55). Der archaistische oder archaisierende Stil gehört der römischen Zeit an. — Es ist gewiß überaus lobenswert, den Schülern die neuesten Forschungsresultate zu bieten, aber nur dann, wenn dieselben durchaus feststehen. So kann ich dem Verf. bezüglich des 1. Samniterkrieges, den er in das Gebiet der Sage verweist, nur zustimmen (S. 100); dagegen habe ich mich noch nicht davon überzeugen können, daß die beiden zur Beseitigung der wirtschaftlichen Not der Plebejer bestimmten Gesetze des Licinius und Sextius erst dem 2. Jahrh. angehören sollen (S. 103 Anm.); Verf. glaubt selbst nicht so recht daran; wie hätte er sonst S. 125 Abs. 2 sagen können, durch Tib. Gracchus sei 133 das „längst“ vergessene sogenannte Licinische Ackergesetz erneuert worden? Der Ständekampf ist eben nicht bloß ein Kampf um politische und rechtliche Gleichstellung der Plebejer, wie der Verf. glauben machen will, sondern vielleicht noch mehr ein wirt-

schaftlicher. — Über die Zahl der Tribus zu Beginn der römischen Republik etwas Bestimmtes zu sagen, ist sehr schwierig, da die Angaben der Quellen ganz verschieden sind; der Verf. hätte sich also hier statt der Zahlen „4 städt. u. 16 ländl. Trib.“ mit einer allgemeinen Notiz begnügen sollen (S. 112 Abs. 2). — Ebenso steht es mit dem Ursprung der Klienten und Plebejer; ich denke mir denselben etwas anders als Verf., der hier seinen Worten selbst ein „wahrscheinlich“ hinzufügt (S. 94 Abs. 11). Ein solch beschränkender Zusatz wäre auch nötig gewesen bei der Zahl der Tribunen; zuerst waren es sicher 2, später 4 oder 5, darüber läßt sich streiten (S. 101). — Im aufwärts gerichteten Blick der Niobe scheint mir weniger Heldenmut ausgedrückt als rührende Hilflosigkeit und die stumme Bitte an die Götter in der Höhe um Schonung ihres letzten Kindes (S. 82). — Der geringe Reiz der Häuslichkeit mag ja den Athener mit zu einem Leben außerhalb des Hauses verführt haben (S. 82), die Schuld daran lag aber in der Hauptsache an der Entwicklung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse. — Weniger weil die Aufgaben des höchsten Amtes sich mehrten, wählte man Konsulartribunen, als um das Konsulat noch vor der Plebs zu retten (S. 102). — Daß Hannibal über den Kl. St. Bernhard nach Italien gelangt sei, ist eine veraltete Annahme (S. 113); wahrscheinlich geschah dies über den Mont Cenis oder den Mont Genèvre. — So sehr „leicht“ war die Besiegung des Andriskus nicht, sonst hätte der Krieg nicht 3 Jahre gedauert (S. 120). — Daß Sulla im Jahre 88 aus Rom verjagt sei, ist ein starker Ausdruck (S. 129 unten); dem Drucke des Volkes folgend, sagt er die religiösen Festlichkeiten, wodurch die Volksversammlungen verhindert werden sollten, ab; nunmehr gehen die Gesetze des Sulpicius durch, darauf begibt sich Sulla zu seinen Legionen nach Nola (Mommsen, Röm. Gesch.[8] II, 253). — Über die Tributkomitien wird eine völlige Einigung wohl nie erzielt werden. Mit dem Verf. stimme ich darin überein, daß 2 Arten derselben anzunehmen sind, nämlich 1. die Sonderversammlungen der Plebs, die zum ersten Male 471 erwähnt werden — concilia plebis —, 2. die patriz.-plebejischen Tributkomitien, in denen das ganze stimmfähige Volk nach Tribus zusammentritt. Dagegen kann ich das sogenannte 3. Valerisch-Horazische Gesetz vom Jahre 449 „ut, quod plebs tributim iussisset, populum teneret“ nicht mit K. (S. 158 oben) auf die gemischten Tributkomitien beziehen, sondern nur auf die plebejischen Sonderversammlungen: darauf weisen einmal die im Gegensatz zueinander gebrauchten Ausdrücke „plebs“ und „populus“ hin, außerdem wurden die patr.-pleb. Tributkomitien so gut wie gar nicht zur Gesetzgebung, sondern nur zur Wahl der niederen Magistrate benutzt. Freilich erwächst dann die Schwierigkeit, wie es kommt, daß dasselbe Gesetz noch zweimal wiederholt wird (337 u. 287); sie wird beseitigt, wenn man annimmt, daß die Beschlüsse der

concilia plebis erst mit der 3. lex von 287 volle, unbeschränkte Giltigkeit erlangen, während die früher (449 und 339) ausgesprochene Giltigkeit immer nur als eine bedingte, an die vorhergehende Genehmigung des Senates gebundene zu betrachten ist. — Scipio wurde nicht am Tessin, sondern am Ticino geschlagen; so heißt der Fluß in Italien, Tessin ist sein Name in der Schweiz (S. 113).

Alle diese Ausstellungen, denen große Vorzüge gegenüberstehen, sollen das Buch nicht herabsetzen, sondern dem nach streng wissenschaftlichen und vernünftigen methodischen Grundsätzen arbeitenden Verf. einzelne Fingerzeige geben, wie der Wert des Buches noch erhöht werden kann. Sicherlich wird es dann in einer neuen Auflage den besten Hilfsmitteln für den Geschichtsunterricht in IIa gleichwertig zur Seite treten.

Dessau. G. Reinhardt.

Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte. Unter Mitwirkung von P. Herre, B. Hilliger, H. B. Meyer, R. Scholz herausgegeben von Erich Brandenburg. Erster Halbband. Siebente Auflage. Leipzig 1905, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher. 336 S. gr. 8. Preis des kompletten Werkes geheftet 16 *M*.

Es gibt mehrere Bibliographien zur deutschen Geschichte. Die von Maßlow erscheint seit 1889 als Anhang eines jeden Heftes der „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft", die jetzt unter dem Titel „Historische Vierteljahrsschrift" herausgegeben wird. Außerordentlich wertvolles bibliographisches Material enthalten die Werke von Wattenbach (Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jhrh.s 1894), Lorenz (Deutschlands Geschichtsquellen seit der Mitte des 13. Jhrh.s 1886), Potthast (Bibliotheca historica medii aevi 1896) und Oesterley (Wegweiser durch die Literatur der Urkundensammlungen 1886). Mit sehr maßvoller Kritik und genauer Sachkenntnis stellte Löwe (Bücherkunde der deutschen Geschichte, Berlin 1903) die wichtigeren Quellen zur neueren deutschen Geschichte, besonders der preußischen, zusammen und orientiert gut betreffs der communis opinio der Historiker über den Wert der einzelnen Bücher. Gute Übersichten über die wichtigste Literatur findet man auch bei Bernheim (Lehrbuch der historischen Methode, 3. u. 4. Aufl. 1903). Aber alle diese Bibliographien werden weit durch Dahlmann-Waitz' Quellenkunde der Deutschen Geschichte übertroffen. Man hat sie „das wichtigste und zuverlässigste Hilfsmittel für das Studium der deutschen Geschichte" genannt. Und dies ist keineswegs zu viel gesagt. Denn das Buch ist tatsächlich für jeden, der selbständig sich an der Erforschung der deutschen Vergangenheit beteiligt, völlig unentbehrlich. Da die sechste von Steindorff 1894 bearbeitete Auflage vergriffen war, wurde bei der riesigen Produktion historischer Bücher, welche aus den „Jahresberichten

der Geschichtswissenschaft" (seit 1878) ersichtlich ist, die 7. Auflage schon lange mit Spannung erwartet.

Ziel und Inhalt dieses Buches haben sich im Laufe der Zeiten sehr geändert. Von Dahlmann war es als ein Grundriß gedacht, der seinen Schülern die Namen der wichtigsten Quellen und Darstellungen mitteilen sollte. Waitz hat dann Ziel und Inhalt erweitert. Diese Quellenkunde ist beständig gewachsen und dadurch immer wertvoller geworden: 1883 enthielt sie 3753, 1894 bereits 6550 Nummern. Die neueste Auflage ist in größerem Formate erschienen und weist im vorliegenden ersten Halbband bereits 4384 Nummern auf. Hierbei ist zu beachten, daß zahlreiche Nummern selbst wieder eine stattliche Reihe von Einzelarbeiten umfassen. So sind in Nr. 2512—2519 nicht weniger als 44 Arbeiten über die Varusschlacht zusammengestellt. Mit Recht ist in solchen Fällen auf Vollständigkeit prinzipiell verzichtet und auf die einschlagenden Literaturzusammenstellungen verwiesen. Durch größeren und kleineren Druck ist das Wichtige vom Unwichtigeren geschieden. Diese schwierige Scheidung ist, wie man anerkennen muß, mit großem Geschick und vieler Umsicht durchgeführt. Irrtümer laufen nur selten unter; das klassische Werk von Hauptmann z. B. über das Wappenrecht (Bonn 1896) durfte nicht mit kleinem Druck neben den großgedruckten Katechismus der Heraldik von E. v. Sacken gestellt werden. Denn dieser kurze Abriß, in der Reihe der Weberschen Katechismen erschienen, ist zwar ganz nützlich zur Einführung, aber doch weiter nichts als eine der zahlreichen Übersichten über Heraldik, mit denen man ein ganzes Bücherregal füllen könnte. Das Richtige wäre hier (Nr. 335) gewesen, neben Gritzners und Seylers Arbeiten Hauptmanns genanntes Werk groß, v. Sackens Katechismus dagegen klein zu drucken und Hildebrandts „Wappenfibel" (6. Aufl. 1905) und Hauptmanns Schrift „Das Wappenrecht der Bürgerlichen" (Bonn 1882) nicht zu übergehen. In ganz Europa gibt es nur in Belgien zu Hauptmanns ausgezeichnetem Werk eine Parallele: in dem Buch von Leon Arendt und Alfred de Ridder, Législation héraldique de la Belgique 1595—1895 (Bruxelles 1896).

Die Einteilung des Werkes ist im wesentlichen dieselbe geblieben, und mit Recht; denn sie ist sehr geschickt. Daß man einunddasselbe Werk an verschiedenen Orten suchen kann, aber den genauen Titel nur an einer einzigen Stelle findet, läßt sich nicht vermeiden. Zahlreiche Verweise innerhalb der einzelnen Ober- und Unterabteilungen erleichtern das Auffinden; hoffentlich ist das Generalregister, das für den zweiten Halbband vorbehalten ist, von derselben Güte wie das von Steindorff zur 6. Auflage. Neu hinzugekommen ist in dem Abschnitt „Allgemeine Werke, 1. Hilfswissenschaften" die Abteilung „Archivkunde". Es ist damit eine sehr unliebsame Lücke glücklich ausgefüllt worden. Allerdings muß dieser Abschnitt in der nächsten Auflage, welche

diese vortreffliche Quellenkunde bei den jetzt in so erfreulich reger Weise betriebenen historischen Studien voraussichtlich bald erfahren wird, erweitert werden. Das folgt schon aus einer Vergleichung mit dem, was Referent als Anhang zu seinem Vortrag über städtische Archivbauten auf dem Allgemeinen deutschen Archivtag zu Düsseldorf (abgedruckt in den Verhandlungen desselben und im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins deutscher Altertumsvereine 1902, S. 178 ff.) veröffentlicht hat. Diesbezüglich sagt Tille in seinen, für die Verbreitung vernünftiger historischer Anschauungen in vielen Kreisen sehr nützlichen, mit Unrecht angegriffenen Deutschen Geschichtsblättern 4, 183: „Eine ganz außerordentliche Fülle von Material hat H. zusammengebracht und vorzüglich gruppiert, und besonderen Wert weit über den unmittelbar berührten Gegenstand hinaus verleiht seiner Veröffentlichung der Umstand, daß in 114 Anmerkungen genaue Angaben über die Herkunft der einzelnen Mitteilungen gemacht sind. Dieser Teil der Arbeit bietet gewissermaßen eine Bibliographie der archivalischen Literatur aus dem ganzen deutschen Sprachgebiet“. Solche Spezialübersichten sollten in einer Quellenkunde der deutschen Geschichte nicht unerwähnt bleiben, dies gilt auch von Übersichten über die speziell lokalhistorische Literatur, deren detaillierte Buchung natürlich besonderen Veröffentlichungen vorbehalten bleiben muß; in der 8. Auflage von Dahlmann-Waitz würde daher auch mein „Bibliographisches Repertorium über die Geschichte der Stadt Freiberg und ihres Berg- und Hüttenwesens“ (Freiberg 1885) zu verwenden sein, welches 1413 Nummern umfaßt. Eine Erweiterung des Stoffes empfiehlt sich für die 8. Auflage hinsichtlich der Familiengeschichte, deren wachsender Umfang sich schon in den zahlreichen familiengeschichtlichen Werken der neusten Zeit kundgibt. Diesbezüglich muß die vorliegende 7. Auflage als sehr dürftig bezeichnet werden; nicht einmal die zusammenfassenden Werke sind verzeichnet. Neben Gundlachs Bibliotheca familiarum nobilium (Neustrelitz 1897) waren v. Prittwitz und Gaffron, Verzeichnis gedruckter Familiengeschichten Deutschlands 1882, aber auch die Arbeiten von Graf zu Leiningen-Westerburg, Freiherrn von Lüttgendorff-Leinburg, Kekule von Stradonitz u. a. anzuführen. Eine von mir verfaßte hier einschlagende Übersicht über die Quellen und Hilfsmittel zur sächsischen Adelsgeschichte wird in einer Artikelserie der Wissenschaftlichen Beilage der Kgl. Leipziger Zeitung vom Jahre 1905 gegeben.

Im folgenden stelle ich einige Nachträge zu einzelnen Nummern zusammen: Neben Keil, Die deutschen Stammbücher des 16.—19. Jhrh.s (1893, vgl. Nr. 2121) war nicht zu verschweigen Ad. M. Hildebrandt, Stammbuchblätter des norddeutschen Adels (Berlin 1874, 2 Teile). Hierzu vgl. auch Mittlgn. d. K. K. Zentral-Kommission z. Erf. u. Erh. d. Baudenkm. Bd. 7 und N. F. Bd. 2 und

Ztschr. des Ver. „Adler" in Wien Bd. 6. Hinsichtlich der Literatur über die deutschen Namen (Nr. 154) war auch auf die besonders vollständige Zusammenstellung in Richters Bibliotheca geographica Germaniae (Leipzig 1896) zu verweisen. Zur Bibliographie über österreichische Archive S. 15 f. vgl. auch Chlumecký, P. Ritter v., Die Regesten d. Archive i. der Markgr. Mähren und Ant. Boček's Berichte über die Forschungen in dem Lande (Brünn 1856); neben den Arbeiten v. Webers und Knothes über die sächsischen Archive waren zu buchen: Ermisch, Das alte Archivgebäude am Taschenberg in Dresden, N. Arch. f. sächs. Gesch. IX 1888 S. 1 ff. und Der Neubau des Kgl. Hauptstaatsarchivs, Arch. Z. XIII 282 ff., sowie Exner, Das Kgl. Sächs. Kriegsarchiv im N. Archiv f. sächs. Gesch. XX 1899, S. 148 ff. Wenn Hettlers Adreßbuch der wichtigsten Archive Europas I 1903 nicht genannt ist, so erklärt sich dies wohl aus den Mängeln dieser Arbeit, wiewohl Ref. es für richtiger gehalten hätte, es neben Burkhardts Adreßbuch mit kleiner Schrift zu notieren; dagegen ist Hettlers Archivalischer Almanach I 1903/4 schon deshalb recht nützlich und ungern im Dahlmann-Waitz zu vermissen, weil es eine — und dies die einzig existierende — Übersicht der historischen Archive mit ihren gegenwärtigen Beamten und mit ihren Öffnungszeiten enthält (Deutsches Reich, Österreich-Ungarn, Schweiz, Niederlande, Ostseeprovinzen). Zu Nr. 315 notiere ich: Lind, Sphragistische Denkmale Albrechts, des ersten habsburgischen Herzogs von Österreich, und seiner Gemahlin Elisabet, in Festschrift zur 600jährigen Gedenkfeier der Belehnung des Hauses Habsburg mit Österreich (Wien 1882, S. 213 ff.). In Nr. 333 fehlt neben Ströhls Deutscher Wappenrolle (1877) desselben Verfassers Österreichisch-Ungarische Wappenrolle (2. Aufl. Wien 1895). Neben Grünenbergs Wappenbuch und der Züricher Wappenrolle fehlt Nr. 334 das Wappenbuch von den Ersten, genannt Kodex Seffken nach der Urschrift aus dem Ende des 14. Jhrh.s hsg. von Ad. M. Hildebrandt und G. A. Seyler (Berlin 1893). Von Grünenbergs Wappenbuch fehlt die Ausgabe in Farbendruck von Graf Stillfried-Alcantara und Ad. M. Hildebrandt (nebst Ergänzungsband, Frankfurt 1876—84). Auch Zangemeisters Werk: Wappen, Helmzier und Standarten der großen Heidelberger Minnesänger-Handschrift (Manesse-Kodex) (Görlitz 1892) war zu erwähnen. Zur österreichischen Heraldik notiere ich als Ergänzung zu Nr. 338: Pichler, Steirische Heroldsfiguren (Grätz 1862); Ernst Edler von Hartmann-Franzenshuld, Geschlechter-Buch der Wiener Erbbücher (Wien 1882), Wappenbuch des mährischen Adels, Zeichn. v. C. Krahl, hsg. v. Aug. Prokop (Brünn, Verlag des Mährischen Gewerbe-Museums 1887). Hinsichtlich der Heraldik der sächsischen Staaten (Nr. 346) fehlt Frhr. v. Zedtwitz, Sächs. Wappenbuch (Dresden 1899, dazu Ergänzungen im Dresdener Residenzkalender) und Uhlmann-Uhlmannsdorff, Wappenbuch der Stadt Chemnitz (Festgabe zum

750jähr. Stadjubiläum, Chemnitz 1893). Als in die bayerische Heraldik einschlagend notiere ich ergänzend zu Nr. 339: Karl Ritter von Mayerfels, Die Wittelsbacher Stamm-, Haus- und Geschlechtswappen (Konstanz 1880); von Wölckern, M. C. W. auf Kalchreuth, Beschreibungen aller Wappen der fürstlichen, gräflichen, freiherrlichen und adligen jetzt lebenden Familien im Kgr. Bayern (Nürnberg 1826—27). Eine Reihe von Ergänzungen zu dem Abschnitt Münzkunde S. 237 ergibt sich aus meiner Abhandlung „Numismatik und Familiengeschichte" (Dresdner Journal 1905, Nr. 32 ff.). Neben Kneschkes Adelslexikon (Nr. 402) waren, um über die dei minorum gentium zu schweigen, die von Hellbach (Ilmenau 1825. 1826), Gauhe (1740. 1747), Leop. Frhr. von Ledebur (3 Bde. 1855 ff.) und Frhr. L. v. Zedlitz-Neukirch (1836 ff.) zu erwähnen. Bei der Wichtigkeit der Gothaischen Taschenbücher empfahl es sich, zu Nr. 403 das historisch-heraldische Handbuch zum genealogischen Taschenbuch der gräflichen Häuser (1855) und Kekule von Stradonitz, Zur Geschichte der Gothaischen genealogischen Taschenbücher (Deutsches Adelsblatt XX 1902, S. 803 ff.) nicht zu verschweigen. Zu den Angaben über Genealogie, Territoriales, S. 27, füge ich an: F. W. B. F. Frhr. von dem Knesebeck, Historisches Taschenbuch des Adels im Kgr. Hannover (Hannover 1840); in Nr. 406 über den bayrischen Adel waren neben Gritzner auch Hund, Ritter von Lang und Seyler zu erwähnen. Im übrigen notiere ich als Ergänzung zu diesem Abschnitt: Knötel (Bürgerliche Heraldik, Verlag von Kothe in Tarnowitz, 2. Aufl.); Cast, Historisches und genealogisches Adelsbuch des Kgr. Württemberg (1839) und des Großherzogtums Baden (1845); Fahrentheil und Gruppenberg, E. v., Ahnentafeln des jetzt lebenden stiftsfähigen Adels Deutschlands (Regensburg 1864—68); Feilitzsch, Zur Familiengeschichte des deutschen insonderheit des meißnischen Adels (1896); Pritzbuer-Gamm, Mecklenburgische Adelsgeschlechter (Neustrelitz 1882). Den Arbeiten K. H. Roth v. Schreckensteins über die Stände des alten Reiches, die unter Nr. 1423 verzeichnet sind, füge ich an desselben „Der Freiherrntitel einst und jetzt. Betrachtungen über die historischen Grundlagen der titularen Abstufung des deutschen Adels" (Berlin 1888). Neben den Arbeiten von Strantz und Scheidt (Nr. 1426) war auch erwähnenswert Rauschnik, Geschichte des deutschen Adels (4 Teile, Dresden 1831); S. 117 unter Agrarverfassung habe ich Fuchs, Die Epochen der deutschen Agrargeschichte und Agrarpolitik (Jena 1898) vermißt. Der Abschnitt „Kirchenbücher" 1970 ist sehr unvollständig; beispielsweise sei hier nachgetragen Blanckmeister, Alter und Bestand der Kirchenbücher im Kgr. Sachsen (Korrespondenzbl. der Ges. Ver. 1901, Nr. 1 S. 1 ff.); derselbe, Die sächsischen Kirchenbücher (Leipzig 1893). Über die Ingolstadter Universität (Nr. 2037) ist nachzutragen: Medexer, Annales Ingolstadiensis academiae 4 Bde. (Ingolstadt 1782), über die Leipziger

Universität (Nr. 2062, 2063): Gersdorf, Die Universität Leipzig im ersten Teil ihres Bestehens (Berichte der Deutschen Gesellschaft in Leipzig 1847), über Tracht (S. 163): Köhler, Die Entwicklung der Trachten in Deutschland (Nürnberg 1877) und Quincke, Katechismus der Kostümkunde (Leipzig 1889); über Prähistorie (S. 169): A. Goetze, Die Gefäßformen und Ornamente der neolithischen schnurverzierten Keramik im Flußgebiete der Saale (Jena 1891); derselbe, Beiträge zur Kenntnis der neolithischen Keramik (Sonderabdr. aus der Zeitschr. f. Ethnologie, Berlin 1900); Höfer, Fortschritte in der Datierung der Steinzeit (Globus, Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde, hsg. v. Andree, LXXIX, Nr. 7). Höfers Abhandlung, die ich ungern bei Dahlmann-Waitz vermisse, ist ihres wissenschaftlichen Wertes wegen in meinen Mühlhäuser Geschichtsblättern III 1902/3, S. 4 ff., wieder abgedruckt. Die sehr fleißige und in vieler Beziehung inhaltreiche Jordansche Ausgabe der „Chronik der Stadt Mühlhausen in Thüringen" (Mühlhausen, Dannersche Buchdruckerei, seit 1900) habe ich bei Dahlmann-Waitz nirgends finden können. Neben meiner Schrift „Aus der Geschichte der Reichsstadt Mühlhausen i. Thür." (Halle 1900) und der Festgabe von Heineck, Brandenburg-Preußen und Nordhausen (Nordhausen 1902) waren in Nr. 1342 auch die Festschriften von Brüll, Jordan, Overmann, Polack und Thiele zu erwähnen, die ich in den Mühlhäuser Geschichtsblättern IV 1903/4, S. 11 ff., besprochen habe. Auch meine Schrift „Bau- und Kunstdenkmäler im Eichsfeld und in Mühlhausen" (Mühlh. 1902) konnte S. 96 erwähnt werden, ebenso S. 70 meine „Historischen Festreden" (Marburg 1896).

Die vorstehenden Nachträge zur 7. Auflage von Dahlmann-Waitz' Quellenkunde ließen sich leicht vermehren. Doch genügt die gegebene Zusammenstellung, um darauf hinzuweisen, wie unsäglich schwierig bei der massenhaften Produktion historischer Bücher und bei der Zersplitterung unserer gleich Pilzen aufschießenden Zeitschriftenliteratur eine derartige Zusammenfassung ist. Man muß daher wünschen, daß der ergebnisreiche Fleiß der Herausgeber durch möglichst zahlreiche Nachträge der einzelnen Fachgenossen für eine 8. Auflage möglichst unterstützt werde. Aber schon das in der 7. Auflage Dargebotene verdient die vollste Anerkennung. Daß so Großes und Nutzbringendes erreicht ist und Herausgeber und Verleger mit wohlverdienter Genugtuung hierauf zurückblicken können, ist vornehmlich dem Umstande zuzuschreiben, daß Herr Prof. Dr. Brandenburg eine Reihe höchst tüchtiger Mitarbeiter gewonnen hat. Die Art moderner wissenschaftlicher Arbeit hat eben auch hier eine Teilung der Kräfte zur Notwendigkeit gemacht. Ich glaube sogar, daß es der 8. Auflage zugute kommen wird, wenn die Zahl der Mitarbeiter sich noch vergrößert. Besonders muß an der 7. Auflage gerühmt werden, daß eine Anzahl unserer besten Zeitschriften systematisch

ausgezogen ist. Ich glaube allerdings, daß die 8. Auflage an Gehalt eine Steigerung erfährt, wenn die Zahl der exzerpierten Zeitschriften vermehrt und auch auf einige außerdeutsche ausgedehnt wird. Dahin gehören z. B. die Veröffentlichungen der K. K. heraldisch-genealogischen Gesellschaft „Adler“ in Wien und das Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik (Mitau 1894ff.), welche in der 7. Auflage von Dahlmann-Waitz nicht einmal genannt werden.

Wie Anlage und Gründlichkeit der Bearbeitung, so verdient auch die der Gediegenheit des Inhaltes entsprechende hochnoble Ausstattung volle Anerkennung. Der angesetzte Preis ist in Ansehung der hohen Herstellungskosten äußerst billig. Dem vortrefflichen Werke ist die allerweiteste Verbreitung auf das wärmste zu wünschen. In keiner deutschen Gymnasialbibliothek sollte es fehlen.

Dresden. Eduard Heydenreich.

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

---

1. Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 130 Textbeilagen. Zehnter Band: Ionier—Kimono. Leipzig und Wien 1905, Bibliographisches Institut. 908 S. gr. 8. eleg. geb. 10 ℳ.

Es ist ein Vergnügen, die vielen aktuellen Artikel zu lesen, die dieser Band enthält, und zu sehen, mit welcher Gründlichkeit überall die Bearbeiter zu Werke gegangen sind. Im Vordergrunde steht Japan, dessen Geschichte bis zu den ersten Ereignissen in dem jetzigen Kriege gegen Rußland geführt ist (der Krieg selbst wird unter dem Buchstaben R dargestellt werden). Nächst diesem Artikel ist besonders der über Italien beachtenswert und in beiden die Auseinandersetzungen über die Sprache und Literatur. Vortreffliche Karten, eine immer schöner als die andere, sind beigegeben; ebenso für Irland, Island, Kapland, Kiautschou, Kiel mit Hafen und Kaiser Wilhelms-Kanal u. a., wie denn die ganze Kanalfrage hier eine höchst instruktive Beleuchtung erfährt. Man kann Stichproben vornehmen, soviele man will: überall tritt uns Verbesserung und Ergänzung entgegen. Höchst lobenswert sind die Illustrationen (z. T. farbig), wie z. B. Japanische Kunst, Juraformationen, Käfer, Keramik, Kamele, Kaninchen, Katzen u. a. m. Kurz, der zehnte Band ist seinen Vorgängern durchaus ebenbürtig.

2. Bericht über den 16. Kongreß des Deutschen Vereins für Knabenarbeit zu Worms. Mit 8 Abbildungen. Leipzig 1905, Frankenstein & Wagner. 88 S.

3. Philosophische Aufsätze, herausgegeben von der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin zur Feier ihres sechzigjährigen Bestehens. Berlin 1904, Weidmannsche Buchhandlung. XI u. 259 S. gr. 8. 5 ℳ. — Das Buch enthält Aufsätze von A. Lasson, A. Döring, A. Wenzel, W. Stern, G. Ulrich, E. Kahle, F. Lewin, J. Schubert, E. Jacobsen.

4. K. H. Pahncke, Pförtner Schulandachten. Tübingen 1905, I. C. B. Mohr (Paul Siebeck). VIII u. 102 S. 1,50 ℳ, geb. 2,30 ℳ.

5. M. Walter, Der Gebrauch der Fremdsprache bei der Lektüre in den Oberklassen. Vortrag, gehalten auf dem 11. Deutschen Neuphilologentage. Mit Ergänzungen und Anmerkungen. Marburg i. H. 1905, N. G. Elwert. 32 S.

6. A. Holder, Alt-celtischer Sprachschatz. Sechzehnte Lieferung: *Telorus—Tyti-cus.* Leipzig 1904, B. G. Teubner. Sp. 1793—2026. Lex. 8.

7. Apulei Amor et Cupido. Recensuit et emendavit O. Jahn. Fünfte Auflage von A. Michaelis. Leipzig 1905, Breitkopf & Härtel. XIV u. 84 S. kl. 8. geb. 1,50 ℳ.

8. H. C. Nutting, Studies in the Si-clause. Berkeley 1905, The University Press. 59 S. gr. 8. 0,60 $. — S.-A aus University of California Publications, Classical Philology Vol. I.

9. P. Rasi, Saggio di alcune particolarità nei versi eroici e lirici di S. Ennodio. Rendiconti del R. Istituto lombardo di sc. e l. Serie II Vol. XXXVII (1904) S. 957—979.

10. Karl Reisert, Griechisches Schönschreibheft mit Schriftvorlagen. Dritte Auflage. Würzburg, Emil Bauer. 36 S. 4. 0,40 *M*.

11. F. Sommer, Griechische Lautstudien. Straßburg 1905, K. J. Trübner. VI u. 172 S. 5 *M*.

12. F. W. Stegemann, De scuti Herculis Hesiodei poeta Homeri carminum imitatore. Diss. Rostock 1904 (bei H. Warkentien). 106 S. 2 *M*.

13. E. De-March, L'Ontologia e la Fenomenologia di Parmenide Eleate. Studio critico-espositivo. Torino 1905, Carlo Clausen (Hans Rinck succ.). 51 S. gr. 8.

14. Th. Sinko, Sententiae Platonicae de philosophis regnantibus quae fuerint fata. Podgórze ad Cracoviam 1904. 56 S.

15. H. Reich, Der König mit der Dornenkrone. Mit 5 Abbildungen. Leipzig 1905, B. G. Teubner. 31 S. Lex.-8. (S.-A. aus den Neuen Jahrbüchern f. d. klass. A., 7. Jahrgang.)

16. E. H. Berger, Mythische Kosmographie der Griechen. Leipzig 1904, B. G. Teubner. 41 S. Lex.-8. (Supplement zu W. H. Roscher, Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie.)

17. F. Brunot, Histoire de la langue française des origines à 1900. Tome I: De l'époque latine à la Renaissance. Paris 1905, Armand Colin. XXXVIII u. 547 S. gr. 8. 15 *fr.*, eleg. geb. 20 *fr.*

18. Contes choisis (Claretie, Arène, Toepffer, Sardou, Hervieu). Précédés d'une notice littéraire et de notes explicatives, par E. E. B. Lacomblé. Deuxième édition. Groningen 1905, P. Noordhoff. 152 S. kl. 8. 0,85 *M*.

19. F. Perle, Voici und voilà, ein Beitrag zur französischen Wortkunde und Stilistik. Progr. Oberrealschule Halberstadt 1905. 27 S. 4.

20. O. Thiergen, English Lessons. Kurze praktische Anleitung zum raschen und sicheren Erlernen der Englischen Sprache für den mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch. Mit 3 Ansichten, 1 Plan von London, 1 Münztafel. Zweite Auflage. Leipzig 1904, B. G. Teubner. VI u. 229 S. geb. 2,40 *M*.

21. Round about England, Scotland, and Ireland. Ausgewählt und erläutert von J. Klapperich. Mit 18 Abbildungen und 11 Karten. Glogau 1904, Carl Flemming. VIII u. 124 S. geb.

22. Tennyson, Maud. With explanatory Notes by J. Stibbe. Groningen 1905, P. Noordhoff. 95 S. 1 *M*.

23. Dante Alighieri's Göttliche Comödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. Fünfter, unveränderter Abdruck der berichtigten Ausgabe von 1865/66. Wohlfeile Ausgabe in einem Bande. Mit 3 Bildnissen, 1 Plan von Florenz, 3 Karten, 4 Grundrissen. Leipzig 1904, B. G. Teubner. XXXV u. 1019 S. geb. 6 *M*.

24. L. Levrault, L'Histoire (évolution du genre). 156 S. kl. 8.

25. Arvid Grotenfelt, Geschichtliche Wertmaßstäbe in der Geschichtsphilosophie bei Historikern und im Volksbewußtsein. Leipzig 1905, B. G. Teubner. VI u. 211 S. gr. 8.

26. K. Ploetz, Auszug aus der alten, mittleren und neueren Geschichte. Vierzehnte, verbesserte Auflage. Leipzig 1905, A. G. Ploetz. VIII u. 444 S. geb. 3 *M*. — Enthält in bekannter Übersichtlichkeit den gesamten Stoff, die altorientalische Geschichte in neuer Bearbeitung, als Anhang die Geschichte der Einzelstaaten des deutschen Reiches.

27. A. Pahde, Erdkunde für höhere Lehranstalten. Zweite Auflage. Glogau 1905, Carl Flemming. Teil I: Unterstufe, mit 16 Vollbildern und 14 Abbildungen. VIII u. 108 S. geb. 1,80 *M*. — Teil II: Mittelstufe, erstes Stück, mit 8 Vollbildern und 3 Abbildungen. VIII u. 134 S. geb. 1,80 *M*.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Anschauung und Sprache als Erkenntnismittel.

Seit Pestalozzi ist die Naturkraft der Sinnestätigkeit, und zwar die des Gesichtssinnes, in den Dienst des Unterrichts gestellt und findet in der Anschauungsmethode ihre lehrmäßige Verwendung. Sie ist deshalb so erfolgreich, weil sie den naturgemäßen Weg der Erkenntnis verfolgt, die in drei Abschnitten verläuft, nämlich im Sinneseindruck, in der Vorstellung und in der Verarbeitung des Vorgestellten zu Begriffen. Dagegen werden diejenigen Lehrstoffe, die sich dieser dreifachen Gliederung entziehen, d. h. die, wie z. B. die Formenlehre der Grammatik, mit der Vorstellung oder, wie das Rechnen und die Syntax, gleich mit der begrifflichen Abstraktion einsetzen, größere Schwierigkeiten machen als die jener Gliederung zugänglichen. Daher ist es das Bestreben des neueren Unterrichtsverfahrens, möglichst jeden Lehrstoff dem Schüler in dieser Dreiteilung zu bieten, damit ihn der jugendliche Geist in dieser zubereiteten Gestalt möglichst leicht bewältigt. Die Lehrmethoden in den meisten Schulfächern, wie in der Mathematik, Physik, Chemie, Geographie, den beschreibenden Naturwissenschaften, im Zeichnen und zum Teil im elementaren Rechnen, würden das Anschauungsverfahren heute gar nicht entbehren können. Wenn andrerseits die Geschichtsbilder, welche heute so vielfach in den Schulen Eingang gefunden haben, geschichtliche Vorgänge auch nicht erklären können, da diese ihren Ursprung im inneren Menschen haben, so beleben sie doch die Vorstellung und bieten eine gegenständliche Unterlage für die Auffassung von Personen, örtlichen und zeitlichen Verhältnissen und Ereignissen. Nur der Sprachunterricht wird ewig diesem Anschauungsverfahren widerstreben; denn für die sprachlichen Erscheinungen können deshalb keine Sachbilder erfunden werden, weil die Eigentümlichkeit der Sprache gerade darin besteht, daß sie alle Dinge der Wirklichkeit in Begriffe umsetzt. Man wird dieser Ansicht hoffentlich nicht das Anschauungsverfahren

im elementaren Schreib- und Leseunterricht entgegenhalten, bei dem in ganz äußerlicher Weise Worte aus Buchstaben oder Silben zusammengesetzt werden. Wenn man aber in den Hölzelschen Bildern ein sprachliches Anschauungsverfahren entdeckt zu haben glaubt, so ist das ein Grundirrtum. Denn diese Tafeln können wohl vermöge der bildlichen Darstellung der Gegenstände, vor allem aber vermöge ihrer Anordnung nach dem Gesichtspunkte innerer Zusammengehörigkeit eine Zeitlang Stützpunkte des Gedächtnisses sein, aber sprachliche Vorgänge erklären können sie niemals. Das Muster der Muttersprache wird im wissenschaftlich betriebenen fremdsprachlichen Unterricht für den Schüler immer maßgebend sein müssen, und wo diese mangelhaft angeeignet ist, wird der Erfolg in den fremden Sprachen ebenso mangelhaft sein. So erweist sich also die Anschauung als ein großer Segen im Unterricht, insofern sie einen dem naturgemäßen Erkenntnisgange gleichlaufenden Lehrgang vorschreibt und uns immer zu Gemüte führt, daß da, wo die konkreten Bedingungen erfüllt sind, das Denken und Begreifen rascher vonstatten geht als im entgegengesetzten Falle.

Aber der Verwendung harrt noch eine andere Naturkraft, die aus ihrem philologischen Schattendasein erlöst sein will und nach dieser Befreiung im Lehrwesen nicht geringere Wunder wirken wird als die erstgenannte; ja sie tritt ihr ergänzend zur Seite und bestrahlt alle drei Abschnitte des Erkenntnisweges mit ihrem Licht. Diese andere Naturkraft ist die Sprache. Sie ist nach ihrer Entstehung das Erzeugnis eines Naturtriebes und nach ihrer Wirksamkeit eine Vermittlerin menschlicher Erkenntnis. Daß der Mensch die Sprache geschaffen hat, hat schaffen müssen, ist der schlagendste Beweis für seine höhere Organisation und das unerschütterliche Zeugnis gegen die Annahme seiner Abstammung von den Affen, die bis zum heutigen Tage auf tierischer Stufe stehen geblieben sind. So wenig es Tiere gibt, die einer Sprachschöpfung fähig sind, sowenig gibt es ein Volk ohne Sprache; die Sprache ist das Wahrzeichen der Kluft zwischen Mensch und Tier. Nur einzelne Menschen gibt es, die an sich sprachlos sind und die deshalb, wenn sie sich selbst überlassen bleiben, in einen gewissen tierischen Zustand zurücksinken, das sind die Taubstummen. Diese Möglichkeit ist Grund genug, sich dieser Armen anzunehmen. Wäre die Sprache nicht vorhanden, so wäre an eine Kulturentwicklung nicht zu denken, die Menschen befänden sich noch im Urzustande, alle Dinge, alle Geschehnisse hinterließen in ihnen nur unklare und verworrene Sinneseindrücke, die sich weder zur Wahrnehmung noch zur Vorstellung noch zum begrifflichen Denken erheben könnten. Also die menschliche Vernunft ist erst mit der Sprache entwickelt.

Die Entstehung der Sprache ist ein Vorgang, der sich in das Dunkel der Urgeschichte verliert, wo der Mensch noch lediglich

von unbewußten Trieben und Regungen gelenkt wurde. Als nächstliegender Zweck der Sprache muß das Bedürfnis des Menschen angenommen werden, sich über die Dinge Rechenschaft zu geben, ihnen einen Namen beizulegen, um sie voneinander zu unterscheiden. Dabei war es natürlich, daß er in die Benennung alles hineinlegte, was er an ihnen Hervorstechendes beobachtete, wozu er sie gebrauchte, in welchem Verhältnis er zu ihnen stand. So wurde die Bezeichnung keine willkürliche und zufällige, sondern nach der jeweiligen Auffassung der Menschen und nach den jeweiligen Kulturzuständen eine charakteristische, nicht bloß charakteristisch für die Dinge, welche bezeichnet wurden, sondern auch für die Menschen, welche diese Bezeichnung erfanden. Sonach ist die Sprache das geistige Abbild des Menschen. Wie die Sprache entstanden ist, woher der Mensch die sinnlichen Mittel nahm, um seinen Eindrücken Körper zu leihen, das ist bis jetzt noch ein wissenschaftliches Problem. Was hat ihm z. B. dazu Anlaß gegeben, das Rauschen, Lärmen, Schreien mit der Wurzel ru zu kennzeichnen, aus der rumor, rufen, Rabe, to row entstanden ist? Nach Steinthal bilden die Keime der Sprache die durch die Sinneseindrücke im Menschen ausgelösten Reflexlaute, nach Geiger ein sprachlicher Urlaut, der mit der Zeit vielfach verändert ebensoviele verschiedene Bedeutungen ergab, nach Max Müller einsilbige primäre Wurzeln, denen bestimmte Vernunftelemente entsprachen. Weniger problematisch erscheint mir die Frage, wie die Sprache Gemeingut eines Stammes oder eines ganzen Volkes geworden ist, weil sich hier eher der Maßstab allgemein menschlicher Erfahrung verwerten läßt. Denn bei einer Gesamtheit, die gleichen Lebensverhältnissen unterworfen ist, läßt sich selbst in unseren Tagen eine weitgehende innere Verwandtschaft nachweisen; wieviel größer muß diese innere Ähnlichkeit bei den Urmenschen gewesen sein, deren Kulturlosigkeit jede individuelle Regung ausschloß! Unter diesen Umständen muß eine solche Gesamtheit in gleichem Banne ihrer Umgebung gestanden, sie muß ihr den gleichen offenen Sinn entgegengebracht haben und von denselben Empfindungen und Regungen durchzittert gewesen sein. Diese gattungsmäßige Bestimmbarkeit des einzelnen hat jedenfalls wesentlich zur Verbreitung der Sprache unter einem Volke beigetragen, welche etwa noch durch das Beispiel einer Mehrheit oder den Einfluß eines Einsichtsvolleren oder Mächtigeren gefördert worden ist.

Indes die Fragen nach dem Ursprung und der Verbreitung der Sprache können wir hier nur streifen, weil ihre Behandlung eine so umfassende Sprachkenntnis voraussetzt, wie sie dem Verfasser längst nicht innewohnt, besonders aber deshalb, weil wir die Grenzen unseres Themas innehalten und dessen Erörterung zugleich pädagogisch nutzbar machen wollen. In dieser Beziehung sind von ausschlaggebender Bedeutung die Funktionen der Sprache.

Unsere Didaktik, und man kann wohl sagen die gesamte Pädagogik, ist lediglich das Ergebnis der Erfahrung, sie ist also eine bloße Fertigkeit, die aus unzähligen Versuchen hervorgegangen ist. Die bloße Erfahrung aber, so unschätzbar ihre Vorteile sind, ist immer eine einseitige Ratgeberin und kann die fehlende psychologische Grundlage nicht ersetzen. So groß auch die Fortschritte sind, die das Erziehungswesen in den letzten 30 Jahren gemacht hat, so werden wir doch vor Mißgriffen, vor dem ewigen Tasten und Irrlichtelieren nicht bewahrt bleiben, solange wir keinen wissenschaftlichen Boden unter den Füßen haben. Da die Jugend, die wir zu bilden haben, aus Körper, Verstand, Willen, Gemüt besteht, so muß wohl die Pädagogik näher an die Medizin und die Philosophie heranrücken, als es bis jetzt geschieht. Die einzige theoretische Errungenschaft im Lehrwesen ist bis jetzt die Anschauungsmethode, allein ihre richtige Verwendung setzt die Einsicht in den Gang der Erkenntnis voraus, sonst ist sie dem Mißbrauch ausgesetzt, wie die Hölzelschen Tafeln in unserer Zeit und die didaktischen Wunderlichkeiten zur Zeit Basedows dartun.

Jede Erkenntnis ist das Ergebnis des Zusammenwirkens der Sinne, der Sprache und des Verstandes; eine Erkenntnis ohne einen dieser drei Faktoren ist unmöglich. Aber während die Sinne die Geistestätigkeit nur einleiten, ist die Sprache durch den ganzen Verlauf derselben hindurch, von der Wahrnehmung bis zur begrifflichen Abstraktion, unausgesetzt in Anspruch genommen. Die Bezeichnung „Sinneswahrnehmung“ ist als irreführend zu verwerfen, weil sie den Glauben erweckt, als würde eine Wahrnehmung unmittelbar durch die Sinne herbeigeführt. Durch diese Annahme ist uns der Zugang zu unserem Seelenleben bisher verschlossen geblieben. Die Sinneseindrücke sind vielmehr rein körperliche Vorgänge, die nicht ohne weiteres in das geistige Gebiet hinüberdringen können, es sind mechanische Nervenreize, Telegramme an das Gehirn, wo sie einen Zustand dämmernden Bewußtseins hervorrufen, daß da etwas vorhanden ist. Durch diese Anfrage bei der Zentralstelle wird der Verstand auf den Gegenstand der Beobachtung hingelenkt und aufgefordert, sich darüber Rechenschaft zu geben. Diese Deutung des Wahrnehmungsstoffes geschieht durch die Sprache, und mit dieser Deutung setzt zugleich das Bewußtsein ein, d. h. die Empfindung des Ich gegenüber dem vorliegenden Gegenstande. Ist die sprachliche Deutung treffend oder weniger treffend, richtig oder falsch, so liefern die folgenden Denkoperationen eine entsprechende Erkenntnis, je treffender die Deutung, desto klarer das Bewußtsein, je verfehlter die erstere, desto unklarer das letztere, in jenem Falle haben wir das Gefühl der Sicherheit, der Herrschaft, in diesem das Gefühl der Unsicherheit und der Schwäche. Wie schlagend bezeichnet doch der Sprachgebrauch das Gefühl der Beherrschung eines Gegenstandes mit Selbstbewußtsein! Selbst-

verständlich ist gemeint das wahre Selbstbewußtsein, d. h. das Sicherheitsgefühl überlegener Einsicht und nicht der kleingeistige Dünkel beschränkter Naturen. Indes darf nicht verhehlt werden, daß in der hier vorgeführten Kette der Erkenntnisvorgänge von den Sinneseindrücken bis zur begrifflichen Abstraktion ein Glied fehlt. Es ist zwar verständlich, daß sich die Sinneseindrücke dem Gehirn mitteilen, dunkel aber ist der Übergang dieser körperlichen Tätigkeit in eine geistige. Das Gehirn ist zwar die materielle Unterlage für die Geistestätigkeit, aber doch nicht gleichbedeutend mit der letzteren. Allein trotz dieses unaufgeklärten Zusammenhangs zwischen Körper und Geist büßt die Sprache nichts von ihrem hervorragenden Anteil an der Erkenntnis ein.

Aus dieser Erörterung ergibt sich zweierlei: 1. daß wir nicht mit den Sinnen, sondern mit dem Verstande wahrnehmen, der den ihm durch jene zugeführten Beobachtungsstoff sprachlich deutet, 2. daß durch die Einschaltung der Sprache der Zusammenhang zwischen der Sinnes- und der Denktätigkeit klarer wird.

Daß wir mit dem Verstande und nicht mit den Sinnen wahrnehmen, zeigen die folgenden der Erfahrung entlehnten Beispiele. Im ersten Augenblicke des Erwachens aus dem Schlafe sind wir nicht imstande, die uns umgebenden Gegenstände wahrzunehmen, obwohl wir sie mit großen Augen anstarren; wir müssen uns erst besinnen, d. h. wir müssen dem eben erwachenden Verstande Zeit geben, sich zu sammeln. Es gibt ferner träumerische Stimmungen, in denen man vor sich hinbrütet, ohne das nächstliegende Ding zu erkennen, bloß weil der Verstand untätig ist. Es sind dies Zustände der Selbstvergessenheit, die das Bewußtsein aufheben. In Fällen des Schreckens und leidenschaftlicher Erregung starrt man, wie die Sprache sagt, ins Leere, d. h. man sieht gar nichts, weil der Verstand entweder völlig ausgesetzt hat oder mit dem Gegenstande des Schreckens oder der Erregung so beschäftigt ist, daß er an etwas anderem keinen Anteil nimmt. Gar manchem ist bei der Überraschung über eine unglaubliche oder unliebsame Nachricht „Hören und Sehen vergangen". Dieser Ausdruck ist kein bloßes Redebild, sondern eine psychologische Tatsache. Ähnliche Beobachtungen lassen sich aber auch bei ruhigerer Gemütsverfassung machen. Als La Fontaine den Boileau überzeugen wollte, daß die beiseite gesprochenen Worte im dramatischen Bühnengespräch eine sinnwidrige Einrichtung seien, da sie von dem fernsitzenden Publikum gehört würden und doch dem in der Nähe befindlichen Mitspieler entgehen sollten, rief der anwesende Molière nach der entgegengesetzten Seite drei- oder viermal immer lauter: „La Fontaine ist ein Schurke!" Der Fabeldichter mußte erst am Rockschoße herumgezogen und mit den gerufenen Worten bekannt gemacht werden, worauf er seinen Irrtum zugab. Bei diesem Scherz lächelte Boileau verständnisvoll; er hatte Molières Worte gehört,

weil er in ruhiger Gemütsverfassung war, während an dem eifrig auf ihn einredenden La Fontaine der Zwischenruf spurlos vorübergegangen war. Die von der Zimmerwand zurückgeworfenen Schallwellen haben sicher La Fontaines Gehörnerven ebenso in Schwingung versetzt wie die Boileaus; aber sein Verstand war so emsig mit der Bühnenfrage beschäftigt, daß er auf eine außerhalb seines Gesprächsthemas liegende Anfrage nicht eingehen konnte. Dieser Vorfall ist aber durchaus nichts Unerhörtes, wie man im ersten Augenblicke glauben mag, ich behaupte vielmehr, daß sich Gelegenheit zu gleicher Beobachtung überall findet, wo das Interesse des Menschen in hervorragendem Maße an einen Gegenstand gefesselt ist. Wir Lehrer machen ja so oft die Erfahrung, daß dicht vor uns sitzende Schüler nichts von unserem Vortrage in sich aufnehmen, weil ihr Verstand anderweitig beschäftigt ist, sie hören deshalb mit offenen Ohren nicht, ebenso wie andere mit offenen Augen schlafen. Daher ist die Erweckung des Interesses im Unterricht von höchster Bedeutung, weil dieses den Schüler auf die natürlichste Weise anregt, mit seinem Gehör- und Gesichtssinn zugleich seine Geisteskräfte dem Unterrichtsgegenstande gespannt zuzuwenden; die Erzwingung der Teilnahme durch Ansehen des Lehrers oder Klassenstrafen scheitert oft an einer natürlichen Anlage oder einer erworbenen Fertigkeit des Schülers, trotz dieser Gesichtsrichtung in sich zu versinken und anderen Gedanken nachzuhängen.

Die zweite Folgerung lautete, daß mit der Einschaltung der Sprache in den Erkenntnisvorgang der Zusammenhang zwischen der Sinnes- und der Denktätigkeit klarer wird. Was die Sprache zu ihrer Mittlerrolle zwischen der körperlichen und der geistigen Welt befähigt, ist ihre in beide Gebiete hinüberragende Doppelnatur. Denn sie gehört nach ihren Lauten und Schriftzeichen der sinnlichen, nach den diesen beiden Verkörperungen entsprechenden geistigen Gegenwerten (Begriffen) der geistigen Welt an. Kein Mensch verstände den andern oder sich selber, wenn er nicht die in der mündlichen eigenen oder fremden Rede mit dem Ohre aufgenommenen Laute oder die beim Lesen mit dem Auge aufgenommenen Schriftzeichen innerlich in die entsprechende Begriffsfolge umwandelte und eine neben der sinnlichen Tätigkeit des Sprechens, Hörens und Lesens herlaufende Denktätigkeit desselben Inhalts entwickelte. Wie alles Sprechen, Lesen, Schreiben, Hören, wenn diese Tätigkeiten einen Sinn haben sollen, zugleich Denken ist, so ist alles Denken ein innerliches Sprechen, ein unhörbarer Monolog, allerdings nicht ein solcher in abgerundeter sprachlicher Form, sondern eine flüchtige Skizze dessen, was man mündlich oder schriftlich ausführt. Dieses Gegenseitigkeitsverhältnis zwischen Sprechen und Denken verkennen diejenigen, welche der Ansicht sind, daß die Sprache nur die Gedanken ausdrücke, aber mit dem Denken selbst nichts zu schaffen habe. In diesem

Falle wäre Denken und Sprechen zweierlei, wäre jeder Gedanke bis zu seiner sprachlichen Verkörperung ein schemenhaftes Etwas von dunkler Herkunft, dessen Zusammenhang mit der Sinnestätigkeit ebensowenig nachweisbar wäre wie mit der Geistestätigkeit, er wäre ein Erzeugnis ohne Ursache und ohne Gegenstand, kurz ein wahres Nichts. Veranlassen dagegen, wie oben dargelegt wird, die Sinneseindrücke den Verstand, sich über einen vorliegenden Beobachtungsstoff Rechenschaft zu geben, und deutet der Verstand den letzteren sprachlich, so sind die Sinne die Anreger, der Verstand ist der Dolmetscher, und das Denken erhält seine scharf umrissene sprachliche Gestalt. Dann ist der Zusammenhang zwischen Sinnes- und Geistestätigkeit nachgewiesen, das Denken nach Anlaß und Inhalt erklärt, und jeder der drei Erkenntnisfaktoren übt seine bestimmte Funktion aus. Ist alles Denken ein Verknüpfen der Dinge, so ist nicht abzusehen, wie diese untereinander in Beziehung gesetzt werden sollen ohne die Handhabe, ohne die Unterscheidungsmerkmale, welche die Sprache bietet. Man nehme einmal den Dingen ihren Namen, dann ist „Berg", „Fluß", „Tal", „Haus" usw. für unser Denken ein Nichts, dann ist die ganze Welt ein wüstes und formloses Chaos, dem wir mit dem dunklen Sinn und der Ratlosigkeit des Urmenschen gegenüberstehen. Treten wir aber an die Dinge heran mit der begrifflichen Wertung der Sprache, dann hebt sich klar und scharf eins vom andern ab, jedes erscheint in seinen wesentlichen Merkmalen, in seiner charakteristischen Besonderheit, und das All gliedert sich nach den Gesichtspunkten der Ordnung und der Zweckmäßigkeit. Diesen Sinn hat es, wenn oben die Sprache eine Leuchte auf dem Erkenntniswege genannt wurde; durch sie treten die Dinge in unser Bewußtsein ein, durch sie erhalten Wahrnehmung, Vorstellung und Abstraktion ihr besonderes Gepräge und ihren besonderen Inhalt, kurz, durch sie wird die äußere Welt unser inneres Eigentum. Was wir nicht sprachlich belegen können, kann nicht Gegenstand unseres Denkens sein; alle Sinneseindrücke, die unser Sprachschatz nicht deuten kann, gehen entweder unserem Denken verloren oder sie erhalten uns so lange in peinlicher Verlegenheit, bis das erlösende Wort gefunden ist. Die Sprache wächst mit jeder Kulturneuerung, sie paßt sich allen Verhältnissen an und wird in späteren Zeiten manche Erscheinung des Gefühls- und des Sinneslebens deuten, der wir mit ihren jetzigen Mitteln noch nicht beikommen können, d. h. spätere Geschlechter werden für manche Empfindung und für manchen Sinneseindruck das rechte Wort finden, das entweder in unserem Wörterbuch noch gar nicht steht oder noch nicht in diesem Gebrauche üblich ist.

Mit den vorstehenden erkenntnistheoretischen Erörterungen wollte ich mir den Weg bahnen zu dem eigentlichen Ziele dieser Abhandlung, nämlich zu der Forderung eines klareren und syste-

matischeren Lehrbetriebs im deutschen Unterricht und damit des gesamten Unterrichtswesens der höheren wie der niederen Schulen. Denn die Muttersprache ist das Herz alles Lehrwesens, da die Gestaltung des deutschen Unterrichts keine bloße Fachfrage, sondern an erster Stelle eine Erkenntnisfrage ist. Wenn nun alle Erkenntnis durch Sinneseindrücke, Sprache und Verstand bestimmt wird, so sind die Sinne der Schüler für uns Lehrer vorgefundene Inventarstücke, deren Schädigung wir zwar, soweit möglich, zu verhüten suchen müssen, an denen wir aber im übrigen nichts ändern können. Ebenso ist der Verstand eine Naturgabe, die wir wohl durch geeignete Übungen zu möglichst schneller Entfaltung bringen, aber nicht über ihren natürlichen Umfang hinausrecken können. Sonach bleibt von den drei Erkenntnisfaktoren die Sprache als die einzige äußere Handhabe, durch die wir im Unterricht folgerichtig auf die Erkenntnis der Schüler einwirken können. Diese Sprache kann nur die Muttersprache sein, die mit dem Seelenleben des Menschen von seiner frühesten Jugend an verwachsen ist. Man wird mich nicht so weit mißverstehen können, als sollte von jetzt ab nur noch Deutsch getrieben werden, vielmehr soll der deutsche Unterricht im Sinne der obigen Erkenntnistheorie die Schüler im Verständnis und Gebrauch der Muttersprache so weit fördern, daß sie in jedwedem Fache rascher auffassen, reger und klarer denken und sich mündlich und schriftlich fließender ausdrücken lernen. Die gegenwärtige Methode des deutschen Unterrichts kann diese Forderung nicht erfüllen, weil sie zur Voraussetzung die Anschauung hat, daß das Deutsche ein Fach wie andere Fächer sei, und diesem Gegenstande daher nur eine einseitig philologische Behandlung angedeihen läßt. Insbesondere muß das Übungsmittel der deutschen Aufsätze, bei den jetzigen Verhältnissen das wichtigste zur Klärung des Denkens, versagen, weil sie nur in verhältnismäßig geringer Anzahl angefertigt werden können (64 in 9 Jahren), besonders aber deshalb, weil der deutsche Unterricht in den unteren Klassen, in denen der Schwerpunkt unserer Methode liegen sollte, eine zu dürftige Grundlage für diese Übungen schafft. Noch viel anfechtbarer sind aber die kleinen Ausarbeitungen, die sich trotz eines richtigen Grundgedankens als ein gescheiterter Versuch erwiesen haben und nunmehr in die pädagogische Rumpelkammer gehören. Sie haben nur eins nachdrücklich gelehrt, daß nämlich das Bettelngehen eines Faches bei andern Fächern keinen Segen stiftet. Man verweise deshalb den deutschen Unterricht wieder auf sich selbst und mache ihn verantwortlich für die stilistische, logische und grammatische Ausbildung der Schüler! Dann muß im Deutschen allerdings auch der pädagogische Grundsatz gewahrt werden, der in allen anderen Fächern befolgt wird, daß man nämlich vom Schüler nichts verlangen soll, was man ihn nicht gelehrt hat. Zu einer derartigen Ausbildung empfehlen sich die Vorschläge,

welche ich in dieser Zeitschrift 1904 S. 219ff. vorgelegt habe. Zugleich betone ich im Zusammenhange hiermit wiederholt die Notwendigkeit der Einschränkung des Lernstoffs an den höheren Schulen, dessen jetziger Umfang ernste Bedenken erwecken muß. Bei dem Zuviel der lehrplanmäßigen Anforderungen an die mittleren und oberen Klassen in 9 bezw. 8 wissenschaftlichen Fächern muß die Beschaffenheit des erzielten Wissens leiden, weil der Schüler keine Zeit gewinnt, das Erlernte zu durchdringen und sich häuslicher Privattätigkeit zu widmen; ferner verwischt sich der Unterschied zwischen Haupt- und Nebenfächern auf Kosten der ersteren. Damit aber die Schüler bei diesen erhöhten Ansprüchen im Gange erhalten bleiben, werden vierteljährliche Zeugnisse erteilt, die ihrerseits erst wieder ermöglicht werden durch Klassenarbeiten in allen oder fast allen wissenschaftlichen Fächern. Das Endergebnis dieses Unterrichtsverfahrens ist ein vorwiegendes, sich leicht verflüchtigendes Gedächtniswissen, erkauft durch angegriffene Augen und Nerven der Jugend und durch frühzeitigen Verbrauch der Lehrkräfte. Wird der Lehrstoff angemessen gekürzt und die Muttersprache, als maßgebender Erkenntnisfaktor, zur Grundlage des Unterrichtssystems gemacht, so dürfen wir nicht bloß bessere Leistungen im Deutschen erwarten, sondern auch eine Gesamtbildung, bei der Gesundheit, Verstand und Gedächtnis zu ihrem Rechte kommen, eine Bildung, die den beiden Hauptinteressenten, dem Lernenden und dem deutschen Vaterlande, zum Segen gereicht. Wenn wir bedenken, daß die Menschheit den Weg zur Vernunft durch die Sprache gegangen ist, daß jedes Kind in den 6 Jahren vor seiner Schulpflicht denselben Entwicklungsgang durchmacht, so muß die Schule dieses Naturgesetz zur Richtschnur seines Lehrverfahrens machen.

Wolfenbüttel. A. Kullmann.

Die logische Ausbildung auf den Gymnasien.

Vorschläge für die Praxis.

1) Übung im Denken. Das erfolgreichste Mittel für die logische Schulung ist die tägliche Übung im Denken. Der Lehrer wird es zwar für seine wichtigste Aufgabe halten müssen, seinen Schülern die vorgeschriebenen Kenntnisse und Fertigkeiten beizubringen, und deshalb das Einpauken gründlich betreiben — aber dabei macht doch das Wie des Unterrichtens einen großen Unterschied in bezug auf die Wirkung (die Ausbildung des Verstandes, der Phantasie, des Gefühls, des Willens); es hängt hiervon und von der Persönlichkeit des Lehrers ab, ob der Schüler später in Haß, Verachtung, Gleichgültigkeit oder mit Liebe, Verehrung, Begeisterung seiner Lehrer sich erinnert. Das

Denken wird wie jede Fertigkeit des Menschen durch stetige Übung, in den Wissenschaften und im Verkehr des praktischen Lebens, entwickelt; lehrbar ist es nur insofern, als man den Schüler auf die Fehler aufmerksam macht.

a) Diese Übung geschieht in allen Fächern. Neben den nur für die Kontrolle nötigen Gedächtnisfragen, neben den Fragen für das Auge, neben den Phantasiefragen, die den Schüler zwingen, sich in Situationen zu versetzen oder sich Dinge vorzustellen, die er augenblicklich nicht mit leiblichen Augen sieht oder die er nie gesehen hat oder sogar nie sehen wird, und die somit eine wertvolle Vor- und Hilfsarbeit für die logische Schulung bilden, neben diesen Arten des Fragens ist in allen Fächern daher die Verstandes- oder Denkfrage zu berücksichtigen. Dabei werden die Schüler gewöhnt zu genauem Hinsehen, zu bestimmtem Unterscheiden, zum Anwenden von Normen und Analogieen (Münch), zur Subsumierung des Einzelfalles unter eine Regel, zum Urteilen nach Gesichtspunkten, Erschließen von Ursachen, Wirkungen, Regeln, Gesetzen; zum Erschließen des Unbekannten aus Bekanntem, oft durch Zurückführung auf Prinzipien an einer Kette von Mittelgliedern oder, wie in der Geometrie bei der Lösung von Aufgaben und auch beim Beweise von Sätzen, mit Hilfe von vielen Sätzen, die bis auf die Axiome zurückverfolgt werden können und sollen. Ferner zum Klassifizieren, zur Zergliederung des Komplexen (des Gesehenen, Erlebten); zum beständigen Motivieren in schriftlicher Darstellung und in der Rede, von VI angefangen. Schließlich zur Vorsicht im Urteilen; sie bekommen eine Art „logisches Gewissen" durch die Genauigkeit, Präzision, Gründlichkeit, Exaktheit und Wahrheitsliebe des Lehrers und in der eigenen Betätigung solcher Eigenschaften bei der Arbeit. Sie werden gewöhnt, sich nicht mit dem ungefähr Richtigen, dem Oberflächlichen oder der halben Wahrheit zu begnügen; sie bekommen die Liebe zur Wahrheit auf diese Weise, gewissermaßen ein logisches Schamgefühl im Konflikte mit der Bequemlichkeit, Indifferenz, Rechthaberei oder mit persönlichen Vorteilen sonstiger Art. So werden die sittlichen Voraussetzungen für logisches Denken geschaffen und auch die des Willens überhaupt. Die willkürliche Aufmerksamkeit, das Konzentrieren des Geistes auf eine bestimmte Sache durch das Ausschalten aller hemmenden Einfälle (z. B. beim Rechnen) wird immer leichter.

b) Auf Verstandesfragen darf nur dann Auswendiggelerntes geantwortet werden, wenn dieses vorher durch Denken aus Anschauungen oder aus dem sonst bekannten Material erarbeitet ist, so z. B. im Religionsunterricht und in der Geschichte. Mit Recht wird immer wieder gewarnt vor dem Lehren und Lernen von fertigen, oft gar nicht oder nur zum Teil verstandenen Urteilen, Definitionen (z. B. Was ist ein Substantiv? Was ist ein

Bruch?), Klassifikationen und Deduktionen. Die Ertötung des Denkens ist die Folge einer rein mechanischen Katechismusmethode. Die Schüler verlernen es, selbst zu sehen, selbst zu fragen und selbst die Antwort zu finden, und verlieren so gerade den Trieb, der sie im Leben zu selbständigen und führenden Menschen machen soll und kann. „Begriffe ohne Anschauungen sind leer", sagt Kant (Verbalismus in der Religion, Geschichte, Geographie, im Deutschen). Um den Verbalismus zu beseitigen, sind in den Aufsätzen konkrete Angaben zu verlangen, zu tadeln sind allgemeine Redensarten, wie z. B.: Der Feldherr nahm die Stadt durch eine List; Die Bauern wurden sehr geplagt; Er starb eines grausamen Martertodes. Ein vortreffliches Mittel, das Auge zu üben und genaue Anschauungen zu gewinnen, ist das Zeichnen nach der neuen Methode; man denke an die Wirkung des Zeichnens bei Goethe! Leider beschränkt sich dieses Mittel auf das Gebiet des Gegenständlichen.

c) Genaues Zusehen und richtige Vorstellungen bereiten den Boden für klare Begriffe mit Unterscheidung der wesentlichen und unwesentlichen Merkmale und gehen in Begriffe über, zum Teil unbewußt, mechanisch automatisch, korrigiert und geklärt durch die weitere Entwicklung in Wissenschaft und Leben. „Anschauungen ohne Begriff sind verworren" (Kant). Beseitigung von Mißverständnissen, vorgefaßten Meinungen (Vorurteilen), übereilten Schlüssen, Berichtigung von voreiliger Induktionstätigkeit, von Übertreibungen, besonders von Ergänzungen der Lücken unserer Beobachtung durch die Phantasie, vom Übersehen des uns Gewohnten und zunächst Liegenden ist oft erforderlich.

Auf die Begriffsänderung (z. B. der Begriff Staat, Bürger usw. ist zu allen Zeiten verschieden, die christlichen Tugenden der Demut, Nächstenliebe, Selbstverleugnung und Gottergebenheit bedeuten bei uns nicht mehr dasselbe wie bei den ersten Christen) hierbei hinzuweisen, ist nötig, sonst sind fast alle unsere Ansichten aus der Geschichte falsch und ebenso unsere Bewertung der Gegenwart. Zu berücksichtigen ist auch die Vieldeutigkeit der Begriffe (z. B. Religion bedeutet bei jedem etwas anderes) mit Ausnahme der mathematischen; vgl. Vierkandt in der Umschau VII 15 und 16 über die Logik des praktischen Lebens und meinen Vortrag über logische Fehler in betreff der Begriffe in der Ztschr. f. d. Gymnasialwesen, Heft Febr.-März 1904 unter den Berichten, S. 179 ff.

Ferner ist dabei zu beachten, daß umgekehrt die Verwandtschaft von sich nahestehenden Begriffen bei Verschiedenheit der Bezeichnung oft übersehen wird, z. B. bei Sklave und Fabrikarbeiter, Schicksal und Prädestination.

d) Was verarbeitet ist, muß eingepaukt und dann mit Beschränkung auf das Wesentliche präsent gehalten und immerfort mit neuen Assoziationen aus demselben Fach und aus verwandten

verbunden werden, auch mit dem Stoff der vorhergehenden Klassen. Schwierigkeiten müssen bei Aufsätzen, beim Übersetzen (Verständnis α) des Sprachlichen, β) des Inhalts), im Rechnen und in der Mathematik vor der selbständigen Arbeit des Schülers, soweit es nötig ist, mit Hilfe des Lehrers weggeräumt werden. Kursorische Lektüre ist nur dann von Wert, wenn der Schüler bereits durch längere Beschäftigung mit dem Schriftsteller vertraut ist. Das Aufschlagen des Lexikons im Lateinischen für IV und UIII, in OIII für Ovid, in UII für Homer ist schädlich und verführt dazu, den Schein der selbständigen Denkarbeit (Eltern und Geschwister, Übersetzungen helfen) für wirkliche Übung im Denken zu halten. Es ist gründliche Arbeit zu leisten, so daß die Schwierigkeiten einer Aufgabe möglichst auch für alle folgenden Aufgaben erledigt sind und das Bewußtsein und die Denkkraft des Schülers disponibel wird für die Überwindung neuer Schwierigkeiten („Mechanisierung des Unterrichts"); deshalb muß auch fleißig wiederholt werden, und zwar möglichst nach neuen Gesichtspunkten. Auf die Masse der Beispiele kommt es übrigens nicht an; durch wenige Beispiele wird z. B. oft der logische Gang einer Rechen- oder mathematischen Operation klarer als bei einem embarras de richesse. Das unvorbereitete Übersetzen pflege man in allen Klassen, von Sexta an!

e) Logisch richtige Form der Fragestellung und psychologischer Aufbau der Fragen ist wichtig, um den Erfolg zu beschleunigen und zu erleichtern. Die materiell richtige Auswahl der Fragen ist natürlich die Hauptsache — nur solche Fragen, die zu einem bestimmten Ziel führen oder zu mehreren, die der Lehrer in einer Stunde erreichen will, haben Wert; alle andern haben meistens nur die Bedeutung von Verlegenheitsfragen: ut aliquid fieri videatur. Das Sehen auf die sog. W-Fragen leitet den Lehrer von der Hauptsache ab, für Volksschule und für VI und V ist es vielleicht zu empfehlen.

Ein wichtiges Übungsfeld für den Verstand bieten bekanntlich neben dem Rechnen und der Mathematik die Sprachen, und zwar durch die Grammatik, das Übersetzen, das Verständnis des Gelesenen oder des Inhalts und die schriftliche Darstellung. Hierher gehören auch die Aufsatzregeln, welche, im Laufe des Jahres von IV an aus der Praxis im Anschluß an die gemachten Fehler erarbeitet und dann zusammengestellt, Normen für die folgenden Arbeiten werden können. Man lehre hier besonders die Kunst, mit wenig Worten viel zu sagen, das punctum saliens zu erfassen, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden (ein wichtiger Teil der Bildung überhaupt); fleißiges Resümieren ist hierfür eine treffliche Übung. Um das der Jugend eigene Übertreiben zu verhindern, verbiete man ihr den Gebrauch der Wörter: nichts, völlig, vollständig, niemand, immer, alle, nur, ganz, jeder, schön, außerordentlich, sehr und alle Superlative.

Von dieser Schulung des Verstandes durch Denkübungen auf dem Gebiete des Sprachlichen, die also einen Teil der logischen Schulung durch die Beschäftigung mit den Wissenschaften bildet, ist zu unterscheiden:

2. Die sprachlich-logische Schulung. Diese geschieht:

a) durch Gewinnen und Klären von Vorstellungen und Begriffen, indem wir in der Muttersprache die Bezeichnungen — Wörter — dafür uns aneignen. Durch den Verkehr und später durch Lesen und Unterricht lernen wir einerseits die Bezeichnungen für unsere eigenen Empfindungen, Eindrücke, Vorstellungen; umgekehrt hören und lesen wir zuerst Wörter und Ausdrücke, Ansichten, Lehren und lernen damit Empfindungen, Vorstellungen, Begriffe und Wissenschaften; der zweite Weg ist das Hauptmittel der Bildung; das erstere würde den Geist arm lassen, beide sind aber gleich notwendig für die Ausbildung und ergänzen sich in jedem Augenblick. Deshalb ist gerade in der Muttersprache eine umfassende copia verborum als passiver (Verstehen) und dann auch aktiver Besitz (Sprechen, Reden, schriftliches Darstellen) zu erstreben. „Die Sprache denkt für den Menschen", indem sie ihn bei normalen Verhältnissen (nicht bei der Methode des Verbalismus) dahin bringt, mit den neuen Ausdrücken die Vorstellungen und Begriffe zu verbinden; ferner indem sie ihn durch die Differenzierung von Begriffen in synonymen Wörtern anleitet, die Arbeit der Differenzierung zu leisten und so seine Begriffe zu klären, zu modifizieren und scharf abzugrenzen, z. B. in den Synonymen von klug (weise, einsichtsvoll, verständig, vernünftig, intelligent, besonnen, gescheit, verschlagen, vorsichtig, pfiffig, raffiniert, gerieben, verschmitzt), in den vielen für gut, böse, dumm, kühn.

Das Unterscheiden der Begriffe — ein wichtiger Teil der logischen Bildung, vielleicht der wichtigste — wird hierdurch vorbereitet und zum Teil erreicht.

b) Unterstützt wird diese Wirkung der Spracherlernung durch planmäßige Übungen in der Synonymik, der deutschen wie der fremden Sprachen, ferner durch Analyse wichtiger Bezeichnungen besonders in den oberen Klassen des Gymnasiums (Philosophie) und durch das Eingehen auf die bildlichen Bezeichnungen in der Sprache nach ihrer Herkunft und ihrer Bedeutung für das Verständnis des deutschen Volkes in Vergangenheit und Gegenwart. Die Klarheit wird verstärkt durch Beispiele über die Vieldeutigkeit der Wörter (z. B. Liebe, Himmel) und über den Bedeutungswandel (z. B. Knecht, Magd, magister, minister). Damit ist zu vergleichen, aber nicht zu verwechseln die obenerwähnte Mehrdeutigkeit der Begriffe und die Begriffsänderung.

c) Zur sprachlich-logischen Schulung gehört auch die Ausbildung des Gefühls und Empfindens für die grammatischen

Kategorien der Formenlehre und Syntax. Die grammatisch-logische Schulung ist ein Teil der sprachlichen. Bloßes Erlernen dieser Kategorien genügt nicht. Das Ziel wird vortrefflich z. B. an der Grammatik des Lateinischen erreicht: so das Gefühl für Singular und Plural, die einzelnen Kasus, für Subjekt, Objekt und Adverbiale, für welche ja das Lateinische wirkliche Formen besitzt in der genügenden Zahl von fünf Deklinationen; für die Tempora — der Sextaner gebraucht bloß Präsens und Imperfekt (in einigen Gegenden Plusquamperfekt oder Perfekt der Erzählung), und die deutsche Sprache hat wirkliche Formen nur für das Präsens und Imperfekt im Aktiv. Das Passiv, seine Berechtigung und Notwendigkeit zu erkennen, zwingt ihn die große Zahl der passiven Formen im Lateinischen; in seiner eigenen Sprache hat er bis dahin kein Passiv gebraucht. Fürwörter, Zahlwörter und besonders die auch als Prädikat deklinierten Adjektiva machen ihn weiter heimisch in den Bildungen der Sprache und zwingen ihn, die Beziehungen der Wörter und ihren Sinn genauer zu erfassen, schärfer zu denken. In den neuern Sprachen gibt es zwar genauere Formen für die Tempora: z. B. j'écris, je vais écrire, je viens d'écrire, I am reading (vgl. K. Meier, Der Aufbau des Sprachunterrichts an höheren Schulen, Jahresber. der Drei-König-Schule, Dresden-Neustadt 1903), ich bin am Lesen (vulgär), aber es sind, abgesehen von dem Conditionnel, zusammengesetzte Formen, es fehlt dem Knaben die Notwendigkeit, sie anzuwenden, anderseits werden die Grundverhältnisse an dem lateinischen Aufbau der Tempora klarer.

Deshalb lernt der Sextaner am besten auch die deutsche Formenlehre, soweit er sie braucht, an der lateinischen; vgl. Denker in dem Jahresberichte des Osnabrücker Ref.-Realgymnasiums 1903. Auf Grund mehrjähriger Erfahrungen behauptet er, daß die logisch-grammatische Schulung durch Deutsch und Englisch, das dort statt des Französischen eingeführt ist, wenig befriedigende Ergebnisse zeige, und daß diese Sprachen in dieser Hinsicht das Latein nicht ersetzen könnten. Das Französische ist jedenfalls viel geeigneter für diesen Zweck, vorausgesetzt, daß der Lehrer die vorhandenen Mittel zu gebrauchen versteht; vgl. Abeck, Die sprachlich-logische Schulung an lateinlosen Schulen und an Schulen mit gemeinsamem Unterbau (Rhein. Direktoren-Vers. 1903 S. 188 ff.). Auf dem Gymnasium müssen die lateinischen Paradigmata mit den deutschen Formen gelernt werden; in der Quinta erst mag der Schüler einsehen, daß es zwei Deklinationen im Deutschen gibt: 1) die substantivische und 2) die adjektivisch-pronominale (an dem Wort „der, die, das"), daß jedes deutsche Eigenschaftswort und Partizip nach zwei Deklinationen gehen kann, z. B. Gesandte und die Gesandten, eine Eigentümlichkeit, die den andern Sprachen des Gymnasiums fremd ist; ferner begreife er den Unterschied der zwei Konjugationen; in der Quarta — konzentrisch

in der Formenlehre weitergehend — mag man sich an die kleine Grammatik von Matthias anschließen und dann an das treffliche Büchlein von v. Sanden oder andere.

d) In der Syntax lernt der Schüler entweder die Regeln über die Verwendbarkeit der Formen, deren Bildung ihm in der Formenlehre bekannt geworden ist — so in den Fremdsprachen gewöhnlich — oder, wie in der deutschen Grammatik, die Satzteile und die Einteilung der Sätze. Eine logische Schulung liegt in dieser Tätigkeit nur, insofern er sich auf grammatischem Gebiet denkend beschäftigen muß, wie in den andern Wissenschaften. Das Klassifizieren in der deutschen Grammatik ist jedoch dem Schüler langweilig, der Betrieb ist zuweilen über die Maßen öde und unfruchtbar. Mit Recht schreiben daher die österreichischen Lehrpläne vor (und Matthias in seiner Praktischen Pädagogik hat ihre Vorschriften S. 36, 2. Aufl. übernommen): „Es genügt im Deutschen nicht, wenn (a) der Schüler die Sprachformen unter ihre Kategorien und Regeln unterordnen und (b) umgekehrt für jede Kategorie und Regel Beispiele finden kann; das ist oft nur gedankenlose Assoziation und ein Verwenden der termini technici ohne Geist und ohne Leben. (c) Im deutschen Unterricht gilt es, die Sprachformen mit ihrer lebendigen Kraft und mit ihren allgemein geistigen Beziehungen immer mehr zum Bewußtsein kommen zu lassen und Form und Inhalt in gleichem Maße beherrschen zu lernen“. Was soll diese dritte Forderung, d. h. die wichtigste, bedeuten? Bei der Muttersprache ist diese Beschreibung und Klassifizierung in der Syntax — die Syntax in den Fremdsprachen ist nötig für das Übersetzen und für das Verständnis des Inhalts der Klassiker — nicht viel mehr wert für den Schüler als früher dieselbe Methode in der Botanik; erst die Biologie und Physiologie hat diesen Unterricht interessant und fruchtbringend gestalten können. Für die Kenntnis der Grammatik zwar ist unsere Art Syntax unentbehrlich, aber was soll sie nützen für die stilistische Verwendung in Rede und Schrift und besonders für die sprachlich-logische Schulung? Diese beiden wichtigen Ziele werden erst dann erreicht, wenn man Verständnis einzuflößen versteht für die Frage: Was kann man mit den Formen anfangen in bezug auf den Ausdruck der Gedanken des Menschen und ihrer feinen Beziehungen zueinander, der zugehörigen Nebenempfindungen und Mitempfindungen? Welche Mittel besitzt die Sprache für diesen Zweck (synthetisches Verfahren)? oder: In welcher Weise finden sich in der schriftlichen oder mündlichen Darstellung besondere Beziehungen sprachlich ausgedrückt, und welche Mittel der Sprache kann ich daraus ableiten (analytisch)? Welche Mittel hat eine Sprache, um z. B. ein Ding, ein einzelnes, ein bestimmtes, unbestimmtes, eine Gattung, einen Teil einer Gattung — Einschränkung des Begriffes durch ein Attribut —, eine Tätigkeit, einen Zustand, ferner Ort,

Zeit, Dauer, Ursache und Wirkung, Bedingung, Absicht, Zweck, Gegensatz, Art und Weise, Auffassung des Schriftstellers (Grad der subjektiven Gewißheit im Lateinischen und Französischen) oder einer von ihm vorgeführten Person, ferner Tatsachen, Befehl, Wunsch, Möglichkeit, Wirklichkeit und Notwendigkeit, kurzum logische und psychologische Kategorien auszudrücken? Welche Mittel besitzt die deutsche Sprache im Vergleich mit der lateinischen, griechischen, französischen, englischen? Klares, wissenschaftliches Denken kann nur derjenige leisten, der diese Mittel nicht bloß kennt, sondern bewußt zu gebrauchen versteht. Dieses Ziel zu erreichen, ist eine wesentliche Aufgabe der sprachlich-logischen Schulung, besonders für die oberen Klassen des Gymnasiums.

Für die Quarta aber schon kann die Verwunderung dafür wachgerufen werden, daß es in der Formenlehre nicht weniger als drei verschiedene Wortklassen gibt, um Ort, Zeit, Art und Weise, Grund auszudrücken, nämlich Adverbien, Präpositionen (die Klassifizierung der Präpositionen nach Kasus hat bei den meisten Schülern keinen Wert) und Konjunktionen; dazu kommen noch Hilfszeitwörter, um die Zeit einer Tätigkeit (haben, sein, werden), und solche, um die Art und Weise (sollen, mögen usw.) auszudrücken, schließlich für die Bildung der Zeitformen Endungen, Augment, Reduplikation, Dehnung des Stammvokales und Ablaut. In Aufsätzen lasse man schon die Tertianer bewußt Konjunktionen anwenden und einfache Sätze, Satzreihen und Satzgefüge miteinander wechseln. „Es kommt bei jeder Tat auf das Was, Weil, Wie, Wann und Wo an", lehrte der Katechismus des berühmten Pädagogen Bernhard Overberg — man kann hinzufügen auf das Wer und Gegen wen. — Wie reich gerade die deutsche Sprache an Mitteln ist, solche Verhältnisse auszudrücken, veranschaulicht z. B. eine grammatisch-stilistische Übung von Konrad Meier a. a. O. S. 31; er zeigt an dem Beispiel „Fleiß und Preis", daß man auf vielfache Weise im einfachen Satz dieses Kausalverhältnis darstellen kann: als Tatsache, konzessiv, als Annahme, Absicht, dann noch allgemein und für den einzelnen Fall[1]); ebensoviele Möglichkeiten und dazu noch die Form der Folge weist er nach in einer Satzreihe und in einem Satzgefüge. Wie lehrreich ist in dieser Beziehung auch die Übersicht Cauers in der Grammatica mil. (Psychologie und Logik) über die vielen

[1]) Durch seinen Fleiß hat er den Preis errungen (Tatsache). Trotz seines Fleißes hat er den Preis nicht errungen (konzessiv). Nur durch Fleiß erringt man den Preis (Annahme, Bedingung). Er war fleißig um des Preises willen (Absicht). Ohne Fleiß erringt man keinen Preis (allgemein, gegenteilige Annahme). Er ist fleißig gewesen, daher hat er den Preis errungen (Folge, Satzreihe). Er ist so fleißig gewesen, daß er den Preis errungen hat (Folge, Satzgefüge). Die andern Beispiele kann sich jeder leicht selbst bilden. Die hier stehenden sind mit Ausnahme des dritten von Meier entlehnt.

Möglichkeiten im Lateinischen, eine Bedingung auszudrücken: durch Relativsätze, Partizipien, Temporalsätze, Hauptsätze im Indikativ und Konjunktiv, durch ut und ne. Wie fruchtbar ist eine solche Art, die Grammatik zu lehren!

Jede Sprache besitzt ihre besonderen Mittel; es ist belehrend, sie zu vergleichen; allen gemeinsam ist aber die ursprünglichste Art, logische und psychologische Nuancierungen auszudrücken, nämlich die, welche durch Wortstellung, Ton und Modulation erreicht wird. Darauf beruht die logisch bildende Wirkung des sinngemäßen Lesens. Dieses Mittel wird vielleicht zu wenig erkannt und ausgenutzt, obschon es gleich wichtig für die logische wie für die ästhetische Ausbildung ist. Es genügt dabei nicht, daß nur der Lehrer ein Gedicht oder Lesestück richtig vorliest; bei der Masse der Anregungen, die täglich auf den Schüler in allen Fächern losgelassen werden, verwischt sich der Eindruck zu leicht. Eine nachhaltige Wirkung wird erst erzielt, wenn der Schüler selbst in vollendeter Weise lesen kann.

Soll der Unterricht auch in der deutschen Syntax praktische Ergebnisse liefern — jetzt ist er hauptsächlich ein Mittel, die Interpunktion, besonders die Kommasetzung zu lehren —, so muß vor allem eine Verschiebung desselben auf eine höhere Klasse stattfinden; für die Schüler der VI bis IV sind die logischen Kategorien der Syntax nur leere Worte, bei denen sie sich wenig vorstellen und bei denen sie nichts empfinden können. Diese Forderung ist ebenso psychologisch gerechtfertigt, wie der Rat von Matthias in seiner praktischen Pädagogik, daß man in den unteren Klassen nicht nach Ursache, Absicht, Bedingung usw. fragen soll, sondern nur konkret etwa: Wie kam es, daß? Warum tat er so? Was geschah weiter? Was wollte er damit erreichen? Dagegen wird man in den höheren Klassen schließlich auch die Frage stellen können, warum es nur fünf Satzteile gibt, nicht mehr und nicht weniger, und warum bloß vier Arten von adverbialen Bestimmungen.

e) Die sprachlich-logische Schulung wird weiter entwickelt, vertieft und verfeinert durch das Übersetzen. Durch den fortwährenden Zwang, die logischen Verhältnisse beim Übertragen z. B. in das Lateinische schärfer zu fassen, sagt Cauer mit Recht, wird die logische Auffassung geschärft (z. B. bei den Temporalsätzen, bei den Daß-Sätzen, bei dem Gebrauch des Genitivs — objektiv und subjektiv, Teil und Ganzes, Quantität und Qualität usw. —, ebenso des Ablativs mit und ohne Präpositionen). Der Lateiner kann Ort, Zeit, Art und Weise, Mittel, Ursache durch ein und denselben Kasus, den Ablativ, bezeichnen; die modernen Sprachen sind hier logisch genauer geworden, indem sie durch die Präpositionen differenzieren. Dieser Zwang und diese stetige Verwertung läßt sich nur durch Übersetzen erreichen; entsprechende Übungen in der Syntax der Muttersprache dagegen wirken nicht so

tiefgehend, weil der Schüler hier imitativ das Richtige findet und handhabt; die Regeln sind ihm oft nur spanische Stiefel oder unnützer Ballast. Daher ist es sehr erklärlich, daß Schüler die deutsche Formenlehre und Satzlehre gar nicht behalten können und so leicht wieder vergessen, wie man so oft klagen hört. Auch beim Übersetzen aus der fremden in die eigene Sprache wird ein schärferes Erfassen der logischen Verhältnisse vollzogen. „Die Logik der Griechen und Römer“, sagt Baumeister in der Einleitung des bekannten Handbuchs der Erziehungs- und Unterrichtslehre, „stimmt mit der modernen in manchen Fällen nicht überein . . . Also nicht etwa eine bessere oder strengere Logik lernt der Schüler in den alten Sprachen, sondern nur eine andere Spiegelung des abstrakten Begriffs, Urteils und Schlusses, die zugleich entweder reiner oder getrübter ist, als die Formen des Deutschen, sowie aus der Übung des steten Vergleiches beider Sprachen leite ich für den Schüler die bildende Wirkung her“ (XXII und XXIII, Anm. 2). Wilamowitz bezeichnet diese Umbildung treffend als Metempsychose.

Das Übersetzen in das Deutsche zwingt außerdem noch dazu, zwischen verschiedenen deutschen Ausdrücken zu wählen, von denen oft nur einer nach dem Zusammenhange der annähernd richtige ist; es ist dieses notwendig, sooft die deutsche Sprache, die als moderne Kultursprache reicher ist an Ausdrücken, den allgemeinen Begriff in mehrere zerlegt hat; zuweilen besitzen auch diese Fremdsprachen feinere Unterscheidungen, z. B. für Sklave im Lateinischen, für Liebe im Griechischen. Hier muß also auch beim Hinübersetzen differenziert und oft logisch genauer unterschieden werden.

Diese Art Schulung erhält eine beständige Verstärkung durch den Umstand, daß die Begriffe in den verschiedenen Sprachen nicht koinzidieren, d. h. daß sie, weil die Merkmale nur zum Teil dieselben sind, nach Umfang keine konzentrischen Kreise bilden und daher immer wieder eine Analyse der Begriffe und ein logischer Umbau in die andere Sprache erforderlich ist.

3. Logische Fehler. Virtus est vitium fugere et sapientia prima Stultitia caruisse, sagt Horaz. Häufig vorkommende logische Fehler sind zusammenzustellen nach Gruppen und gelegentlich, aber planmäßig auszurotten, z. B. a) der Mißbrauch mit dem konträren Gegensatz: gut oder böse (keins von beiden, beides — es sind 4 Fälle möglich, nicht zwei), ebenso schwarz und weiß, klug oder dumm (unzählige Zwischenstufen und Variationen), Wahrheit sagen oder lügen (schweigen, Kant). b) Mittel und Zweck werden verwechselt, z. B. Geld und Glück (fortune). Ebenso post und propter hoc (Succession und kausaler Zusammenhang). c) Ferner Ursache und Veranlassung; Ursache und Symptom; Gedachtes und Erlebtes, und Wirklichkeit; Vermutung (Wunsch),

Kombination und Tatsache; Bildliches und Wirkliches [1]); Gesehenes und Gehörtes (von andern Gesehenes); Beobachtung und Schluß in den Naturwissenschaften, auch in der Geschichte bei den Urteilen über Motive, Absichten, Denkungsart [2]); Beispiele aus dem gewöhnlichen Leben liefern z. B. Zeugenaussagen. Daß formelles Unrecht und tatsächliches nicht dasselbe ist, wird oft übersehen. d) Deduktion aus einer einzigen Ursache ist sehr häufig bei Begründungen und Beurteilungen in der Geschichte, Politik und im gewöhnlichen Leben; wie manche Theorie erweist sich daher in der Praxis als falsch! Jede Wirkung ist ja die Resultante von mehreren Komponenten. Die Leistungen eines Schülers sind die Resultante von den Komponenten: Anlage, Fleiß, Gesundheit, häusliche Verhältnisse, Tüchtigkeit des Lehrers. Wie falsch ist deshalb oft der Schluß: Er leistet nichts, folglich ist er träge gewesen. Wie selten ist es den Menschen gegeben, alle Komponenten bei einem Fall der Geschichte oder des täglichen Lebens zu übersehen: der eine sieht in der Geschichte nur das Wirken von Bosheit oder Tugend, der andere kennt nur wirtschaftliche Interessen und übersieht die Imponderabilien. Daher lasse man Ereignisse der Geschichte stets auf die verschiedenartigen Ursachen zurückführen. Wie töricht und doch wie häufig sind Urteile wie z. B.: An allem Bösen unserer Zeit ist nur die Regierung schuld oder die Jesuiten, die Juden, die Börse, die Währung oder der Zwischenhandel (Jentsch).

Ferner mache man auch mißtrauisch gegen jede sogenannte blendende Deduktion mit umstürzenden Ergebnissen in den Wissenschaften, wenn sie nicht durch das Experiment geprüft werden kann. Man zeige, daß falsche Prämissen eingesetzt, richtige Prämissen absichtlich oder unabsichtlich unbeachtet geblieben sind, die Deduktion tendenziös oder doch falsch ist. Man mache konservativ in der Weltanschauung. Wenn jemand in wichtigen Lebensfragen (den Grundanschauungen in Religion, Sittlichkeit und Politik) unsere Ansichten widerlegt, so wird man nicht gleich zustimmen, sondern denken: Vielleicht kann ihn ein anderer widerlegen oder ich selbst, wenn ich mich mit der Frage eingehender beschäftige. Leichter Wechsel der Weltanschauung ist ein Zeichen der Schwäche des Geistes (Münch). Hierbei mache man klar, wie es kommt, daß die Menschen in den wichtigsten Fragen verschiedener Ansicht sind. Oft sind verschiedene Aus-

[1]) Wie schwierig und von welcher Bedeutung es ist, zu entscheiden, ob ein Ausdruck im eigentlichen Sinne gebraucht ist oder eine Metapher enthält, zeigt z. B. die Kirchengeschichte: ist „Sohn Gottes" bloß Metapher? Ferner ebenso die Einsetzungsworte des letzten Abendmahles; die „Brüder" Christi. Ist der Ausdruck „H. Geist" bloß Metonymie wie z. B. „Seine Majestät?" Ist „König der Juden" für Messias eine bloße Metapher?

[2]) Die Primaner können aus dem betreffenden leichtverständlichen Kapitel aus Humes Unters. ü. d. menschl. Verst. lernen, daß Kausalität nicht mit den Sinnen wahrgenommen werden kann.

gangspunkte die Ursache: contra principia negantem non est disputandum (Luther und Eck).

Unauslöschlich wirksam werden muß in jedem Schüler durch Hinweis und Beispiel das Wort: Audiatur et altera pars!, es ist wirksamer als ein Kolleg über Logik. Zur verkehrten Art der Deduktion gehört auch die falsche Analogie, die dazu verleitet, bei andern dieselben Ansichten, dieselbe Logik, denselben Geschmack, die Gefühle, Motive, bedenkliche Nebenabsichten vorauszusetzen, die man selbst hat. Zu erwähnen ist hier auch die falsche Subsumtion: wie selten paßt eine Persönlichkeit oder ein Fall in das Prokrustesbett eines Schemas. Ferner mache man begreiflich, daß alle Einrichtungen, Ansichten, Normen, Gesetze, Verfassungen sich trotz der Neigung der Institutionen zur Versteinerung in beständiger Umwandlung befinden.

e) Als Fehler gegen die Induktion bekämpfe man das Generalisieren ohne Berechtigung, z. B. den Schluß: Wenn ein und derselbe Fall ein oder mehrere Male vorkommt, so wird er immer eintreten. Wer eine Million weiße Menschen gesehen hat, schließt trotzdem mit Unrecht: Alle Menschen sind weiß (Sigwart). Die sogenannte Induktion in der Formenlehre der fremden Sprachen, selbst wenn sie methodisch berechtigt ist, kann diesem schlimmen und gefährlichen Fehler der Jugend und der Menschen überhaupt Vorschub leisten (Cauer, Gramm. mil. S. 24 und meine „Studien über die Frage der intellektuellen Ausbildung", Beilage zum Jahresbericht der Hechinger Realschule 1900, S. 82 und 85).

Ebenso schlimm ist die Induktion, welche ein allgemeines Urteil über Personen, Einrichtungen, Zeiten, Parteien oder Völker auf Grund eines tendenziös oder ohne ausreichende Wahrheitsliebe gesammelten Tatsachenmaterials gewinnen will; das geschieht z. B. oft in geschichtlichen Darstellungen, wenn man „die Quellen reden läßt", Stellen aus dem Zusammenhange reißt nach einer solchen Auswahl, daß die Ergebnisse bloß eine Illustration vorgefaßter Meinungen sind. Auch durch Verschweigen kann man lügen. Auf diese Art Induktion als Quelle von Lüge und Verlogenheit im öffentlichen Leben mache man schon von Tertia an aufmerksam, z. B. bei Gedichten (Charaktere), Aufsätzen, in der Geschichte; auch hier heißt es: Audiatur et altera pars! Wie beschämend ist für manche historische Darstellungen aus unserer Zeit ein Vergleich mit dem uralten Vater Homer, der „den überwundenen Mann" mit gleicher Liebe und Objektivität darstellt wie den Sieger, den Gegner wie den Volksgenossen. Eine ausgezeichnete Übung in der Objektivität erzielt man bei der Lektüre des Bellum Gallicum, wenn der Schüler angehalten wird, die Ereignisse auch vom Standpunkte der Gallier zu betrachten. Auch schon in IV z. B. kann der Geschichtslehrer die Schüler belehren, daß wir eine ganz andere Ansicht von den Frauen der Spartaner bekommen, wenn wir uns nicht bloß auf einige bekannte Anekdoten berufen,

sondern auch das wenig günstige Urteil des Aristoteles, Politik II 6, berücksichtigen, und in der biblischen Geschichte kann man auch den Feinden Israels mehr gerecht werden, als gewöhnlich geschieht.

4. Logik. Die logische Ausbildung wird gesteigert durch gelegentliche Besprechung von logischen Kunstausdrücken in der Lektüre und in den Aufsätzen, indem dadurch Kenntnisse in der Logik zu eigen gemacht werden. Abfragbares Wissen wird erst in den höheren Klassen verlangt, ein systematischer Kursus der Logik in der Prima oder auf der Universität krönt den Aufbau der logischen Bildung. Die Beispiele müssen aber auch aus dem Leben genommen werden; die mathematischen sind zwar in ihrer Einfachheit wohl geeignet, die Logik verständlich zu machen, aber nicht ausreichend, für die Anwendung der Logik in Rede und Schrift Klarheit zu schaffen. Für die mittlern Klassen genügt es, das Gefühl für die Bedeutung von Ausdrücken der Logik zu wecken, so daß der Schüler Kristallisationspunkte für seine Weiterbildung erhält. Dahin gehören die termini: Induktion, Deduktion, Begriffe, Urteil, Schluß; Analysis (auch bei Lesestücken), Beweis, indirekter Beweis, Experiment, Beobachtung, Einteilungsgrund (in der Schule, Kirche, bei Prozessionen, auf dem Markte, im Heer, in einer Ausstellung, im Staate, in Lesestücken und Aufsätzen, in der Naturbeschreibung); Division und Partition, objektiv und subjektiv, persönlich und sachlich (in der Geschichte), absolut und relativ (nicht bloß in der Erdkunde, sondern bei allen Eigenschaften), abstrakt und konkret, übertragene und eigentliche Bedeutung, Ursache und Wirkung, Grund und Folge, Motive und Absicht, Zweck, Veranlassung, Prinzip, Logik der Tatsachen; Real- und Nominaldefinition, Hypothese, petitio principii[1]). Analog wird der Schüler mit der Philosophie überhaupt, ferner mit der Ästhetik, mit der Politik, der Wirtschaftslehre u. a. etwas bekannt gemacht, indem ihm Kunstausdrücke dieser Wissenschaften erklärt werden, z. B. Ideal, Theismus, Materialismus, Denken, Verstand, Vernunft, Gewissen, liberal usw. Es empfiehlt sich für den Lehrer, eine Sammlung solcher termini anzulegen. Daß Analyse der Sprache zur Philosophie werden kann, sieht man besonders bei Sokrates und Plato.

5. Logische Ausbildung durch die Poesie und Geschichte. Im weitern Sinne und in eigenartiger Form bildet die Poesie und Geschichte den Verstand des Menschen, indem sie ihm in sinnfälliger Weise das Allgemeine im Besondern, das immer Wiederkehrende in den ewig wechselnden Erscheinungen zeigt, seine Selbst-, Welt- und Menschenkenntnis dadurch bereichert und zugleich sein Auge schärft für Beobachten, Erkennen und

---

[1]) Die Zusammenstellung von G. Schneider in seinem lehrreichen Aufsatze „Der philosophische Unterricht in den höheren Schulen" in der Ztschr. f. d. Gymnasialwesen 1903 S. 108 enthält noch mehr termini.

Verstehen, also in dieser Hinsicht logisch ausbildet. Es werden uns in der Poesie und Geschichte Typen vorgeführt: typische Charaktere, Probleme, Verhältnisse; wer sie in der Poesie und Geschichte verstanden hat, wird sie auch im Leben und in der Gegenwart wiedererkennen, er besitzt auch die formalen und materiellen Vorbedingungen für eine fruchtbringende Apperzeption auf dem Gebiete der Welt- und Menschenkenntnis. Freilich Gedichte, Beispiele, Vergleiche beweisen nichts, sie können nur veranschaulichen, was gemeint ist und was einer sagen will. Aber ist dieses nicht oft weit wichtiger als das Beweisen? — So sehen wir z. B. in „dem Glücke von Edenhall“, daß der Lord zugrunde geht; es leuchtet uns dabei zugleich die Ansicht ein, daß alle Menschen von seinem Charakter und seinem Temperament nicht in die Welt hineinpassen, d. h. zugrunde gehen müssen, indem sie ihr Erbteil an Ehre, Geld, Bildung gleich dem Becher der Fee für nichts achten. „So ging es und geht es noch heute“. Mit dem Drachenkämpfer bei Schiller und seinem bei jedem Menschen wiederkehrenden Problem der Kollision zwischen Gesetz und freier Selbstbestimmung, Autorität und Überzeugung vergleichen wir den Prinzen von Homburg, York 1812, Bismarck und zeigen, daß alle großen Männer so handeln mußten, wenn sie den Drachen töten, d. h. unleidliche Verhältnisse abschaffen wollten, und daß jede Verbesserung in der Geschichte etwas Revolutionäres an sich hat.

6. Schluß. Die logische Ausbildung auf dem Gymnasium würde eine gefährliche Lücke aufweisen, wenn nicht schließlich den Schülern der obern Klassen klargemacht wird, daß die Logik nicht die Alleinherrscherin ist für das Gebiet des menschlichen Erkennens oder des Handelns. Die wichtigsten Ansichten in der Religion, Politik und Sittlichkeit, die Grundanschauungen (Prinzipien), welche das Leben regulieren, sind für die meisten Menschen durch den Zufall der Geburt bedingt; die später im Unterricht gewonnene Überzeugung ist oft mehr Wirkung als Ursache der Ansichten. Tradition, Autorität, Milieu, Suggestion durch unsere Umgebung und durch literarische Erzeugnisse treten als wichtige Faktoren neben die eigene Logik. Ferner bei unserm Tun hemmen oft Gewöhnung, Nachahmungstrieb, die Mode, Gefühle, Triebe (Leidenschaften), Krankheit der Nerven, Oppositionslust und Eigensinn die Konsequenz der Logik, und selbst für sittlich hochstehende Menschen machen oft Kollisionen von Pflichten eine glatte Anwendung der Logik unmöglich (vgl. den Ritter in Schillers Kampf mit dem Drachen). Schließlich über den Frieden unseres Herzens und das Gefühl des Glückes entscheiden nicht die Gründe der Logik. Die Logik bildet, um bildlich zu sprechen, den Menschen mehr die Lenkfedern als die Schwungfedern, sie kann nicht die Schwungkraft zu Taten der Liebe und der Aufopferung geben, sie kann sogar zu einer lieb- und herzlosen,

blasierten, von des „Gedankens Blässe angekränkelten“, bequemen, äußerlichen Korrektheit führen. Deshalb warne man vor den Gefahren des Rationalismus. „Wohl denen, die des Wissens Gut nicht mit dem Herzen zahlen“, sagt Schiller in dem Gedicht „Licht und Wärme“, und er schließt mit der Mahnung, die auch der Schüler sich zu eigen machen soll: „Drum paart zu eurem schönsten Glück Mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick“.

Linz a. Rhein. Josef Baar.

Einbeschriebener und umbeschriebener oder eingeschriebener und umgeschriebener Kreis?

In einer Besprechung meiner „Mathematischen Aufgaben nebst Auflösungen für die Prima höherer Lehranstalten“ wird in dieser Zeitschrift oben S. 164 darauf aufmerksam gemacht, daß die deutsche Sprache die Wörter „einbeschreiben“ und „umbeschreiben“ nicht kenne, also auch nicht die Partizipien „einbeschrieben“ und „umbeschrieben“; die richtigen Wörter seien „einschreiben“ und „umschreiben“, von denen die Partizipien „eingeschrieben“ und „umgeschrieben“ lauteten.

Ich stehe mit dem Gebrauch der Wörter „einbeschrieben, umbeschrieben“ anstatt „eingeschrieben, umgeschrieben“ nicht allein. Unter den Büchern, die mir gerade zur Hand sind, finden sich in denen von Holzmüller, Kambly-Röder, Koppe-Diekmann, Martus, Reidt und Spieker dieselben Wortformen. Ich habe mich unabhängig von diesen Verfassern nach reiflicher Überlegung für die von mir gebrauchten Wörter entschieden. In Grimms Wörterbuch findet man allerdings „einbeschreiben, umbeschreiben“ nicht; aber ebensowenig „einschreiben, umschreiben“ in der hier in Betracht kommenden geometrischen Bedeutung. Die Sprache ist ja aber nicht etwas Starres, ewig Unveränderliches, sondern sie befindet sich in beständiger Wandlung und bildet im Laufe der Zeit den Bedürfnissen entsprechend auch neue Wörter. Wenn also „einschreiben“ und „umschreiben“ früher nicht bestanden haben, so muß man diese Neubildung doch als zulässig betrachten, ebenso aber auch die von „einbeschreiben, umbeschreiben“, und es fragt sich nur, welche Neubildung logisch als richtiger zu betrachten ist.

Allgemein gilt als Sprachgebrauch: ich beschreibe, nicht: ich schreibe einen Kreis; ich habe einen Kreis beschrieben, nicht: geschrieben. Wenn man nun den Kreis in ein Dreieck beschreibt, so wird der Infinitiv naturgemäß lauten „einbeschreiben“, nicht: einschreiben, und das Partizip entsprechend „einbeschrieben“, nicht: eingeschrieben; denn warum sollte die Vorsilbe be mit einem Male wegfallen bezw. in ge übergehen?

Entsprechend: ich begreife etwas in eine Sache mit ein; hier heißt der Infinitiv natürlich einbegreifen, nicht: eingreifen, das Partizip einbegriffen, nicht: eingegriffen. „Einbegreifen" hat eine andere Bedeutung als „eingreifen", ebenso „einbeschreiben" eine andere als das postalische „einschreiben". Ähnliche Unterschiede finden wir zwischen einbehalten und einhalten, einberufen und etwa (her)einrufen, umbehalten und umhalten.

Wenn trotzdem in manchen mathematischen Büchern die Wörter einschreiben, umschreiben, eingeschrieben, umgeschrieben — übrigens sogar umschrieben — sich finden, so beruht dieser Gebrauch meines Erachtens nicht auf Überlegung; sondern es hat sich eben etwas Unrichtiges eingebürgert, wie das oft vorkommt, und namentlich in der Mathematik hat man früher — zum Teil auch noch in neuerer Zeit — vielfach leider nicht genügend Wert auf guten, richtigen deutschen Ausdruck gelegt. Wie sehr manche Verfasser mit sich selbst in Widerspruch kommen, dafür ein Beispiel aus Lieber-Lühmann:

Erklärung. Eine Figur heißt in einen Kreis beschrieben, wenn alle ihre Ecken auf dem Kreise liegen. Der Kreis heißt dann der Figur umgeschrieben.

Eine Figur heißt um einen Kreis beschrieben, wenn ihre sämtlichen Seiten den Kreis berühren. Der Kreis heißt dann der Figur eingeschrieben.

Stettin. A. Köhler.

Es ist zu bedauern, daß in den mathematischen Lehrbüchern so geringe Übereinstimmung hinsichtlich der Terminologie besteht. Verstöße gegen den heutigen Sprachgebrauch, logische Ungereimtheiten und willkürliche Neubildungen sind keine Seltenheit. Man darf freilich den Verfassern der Lehrbücher nicht den Vorwurf machen, daß sie diese Mißstände nicht bemerkten und sie nicht zu heben versuchten. Aber gerade ihre Bemühungen haben mehr eine Divergenz des mathematischen Sprachgebrauchs als die wünschenswerte Einheitlichkeit herbeigeführt. Es wird nicht angängig sein, die Lehrer der Mathematik ohne weiteres auf die Ausdrucksweise des eingeführten Lehrbuchs zu verpflichten, solange eine zwingende Begründung für die dort gewählte Terminologie aussteht. Naturgemäß ist anderseits der Unterrichtende immer wieder geneigt, in die ihm aus der eigenen Schulzeit vertraut gewordenen Formen zurückzufallen, auch wenn diese kein stärkeres Recht haben sollten als das der festgewurzelten Gewohnheit. So muß denn die einzelne Anstalt Maßregeln ergreifen, welche die Einheitlichkeit der Ausdrucksweise im mathematischen Unterricht gewährleisten.

Hiernach scheint der Wunsch berechtigt, eine Hauptversammlung mathematischer Fachlehrer möge einmal einen Kanon

der Terminologie der Elementarmathematik aufstellen. Ein solcher würde, getragen von der Autorität der Versammlung, sich gewiß bald Geltung verschaffen.

Ich empfehle der Beachtung folgende Abhandlung:

Josef Schlesinger, Über die Sprache in den mathematischen Schulbüchern. Progr. des Lessing-Gymnasiums 1904. (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.) 28 S. 4. 1 M.

Diese Schrift nimmt zwar nur auf einen kleinen Teil der gangbaren Lehrbücher Rücksicht, bietet aber, wie es mir scheint, ein Material, das zur Orientierung genügt und geeignet ist, für eine Diskussion die Grundlage zu bilden. Zur Beleuchtung der voranstehenden Frage und Antwort führe ich aus Schlesingers Abhandlung folgendes an:

S. 5. „In neuerer Zeit werden benutzt: „Umkreis"[1]) für den Kreis, der durch die Ecken der Figur geht, „Inkreis" für den inneren Berührungskreis, „Ankreis" für jeden äußeren Berührungskreis. Und diesen drei Neubildungen, die schon vielfach in Gebrauch sind, wird nachgerühmt[2]), daß sie die für den Unterricht so wünschenswerte Knappheit im Ausdruck wesentlich zu steigern gestatten, und ihrer Benutzung im Schulbuche wird zugestimmt. Damit lassen sich auch empfehlen: „Anseite" eines Winkels für die einem Winkel anliegende Seite, „Anwinkel" usw. Mir scheint, die Verwendung solcher Wörter muß das Sprachgefühl der Schüler abstumpfen und würde deshalb besser unterbleiben".

[1]) Trotz seiner üblichen Bedeutung.
[2]) Bork-Crantz-Haentzschel, Lesser, Lieber-Lühmann-Müsebeck, Bork-Nath, Zeitschrift für Mathematik und Physik 1900 S. 32.

S. 10. „Dem Einflusse der französischen Sprache ist es wohl zuzuschreiben, wenn die Kreise meist nicht mehr geschlagen, sondern beschrieben werden, nach décrire un cercle (Lieber-Lühmann-Müsebeck, Bork-Crantz-Haentzschel, Bork-Nath, Martus, H. Müller, Mehler, Koppe-Diekmann, Bussler, Spieker, Lesser, Borth, Kambly-Roeder). — — Für den Mathematiker soll der Ausdruck „einen Kreis oder einen Kreisbogen schlagen" veraltet sein; er soll den Kreis „ziehen", weil „beschreiben" zu lang ist[1]). Der Vorschlag hat nicht viel Anklang gefunden; zuweilen läßt man aber einen Kreis zeichnen, in Aufgaben auch einen Kreis konstruieren, sogar einen Punkt konstruieren[2]), wahrscheinlich weil der Punkt als ein Kreis betrachtet werden kann, dessen Radius unendlich klein ist. Da aber konstruieren doch zusammenfügen heißt, so würde man dieses Wort besser auf die Figuren anwenden, die aus Teilen zusammengesetzt sind, z. B. Dreiecke, Vielecke. Einen Punkt mag man bestimmen, eine beliebige Gerade, die Halbierende eines Winkels, eine Mittellinie, eine Tangente usw. ziehen (am Lineal entlang), Figuren zeichnen. Man

[1]) I. C. V. Hoffmann, Vorschule der Geometrie S. 26.
[2]) Bußler, Koppe-Diekmann, Lieber-Lühmann-Müsebeck.

könnte dann um, in und an das Dreieck den Kreis zeichnen, und die Formen „umgezeichnet", „eingezeichnet" und „angezeichnet" klingen wohl nicht schlechter als umbeschrieben, einbeschrieben und anbeschrieben (Borth, Koppe-Diekmann, Kambly-Roeder, Lesser, Spieker, Martus) oder angeschrieben (Bußler, Bork-Nath, Lieber-Lühmann-Müsebeck), umgeschrieben und eingeschrieben (Bork-Crantz-Haentzschel, Bork-Nath, Bußler, Lieber-Lühmann-Müsebeck, Mehler, Spieker, Martus)[3])".

[3]) Diese Formen hält Reidt für schlechter als die vorher genannten, weil man sage: ich beschreibe einen Kreis, nicht: ich schreibe einen Kreis. [Es heißt bei Reidt wörtlich: „Die noch hier und da gebrauchte Bezeichnung 'umschriebener Kreis' oder 'umschriebene Figur' ist sprachlich nicht haltbar. Niemand dürfte die entsprechende Bezeichnung 'einschriebener Kreis' usw. gebrauchen wollen. Man sagt deshalb vielfach 'umgeschrieben' und 'eingeschrieben'. Verfasser — d. h. Reidt — hält 'umbeschrieben' und 'einbeschrieben' für besser; man sagt doch 'ich beschreibe einen Kreis', nicht: 'ich schreibe' denselben, also wird auch der Kreis um die Figur 'beschrieben', nicht 'geschrieben' werden müssen". D. Red.] Man findet: einzuschreiben (Mehler, H. Müller). Die Benutzung des Wortes „zeichnen" beugt solchem Zwiespalt vor.

Berlin. H. J. Müller.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Männer der Wissenschaft. Eine Sammlung von Lebensbeschreibungen zur Geschichte der wissenschaftlichen Forschung und Praxis herausgegeben von J. Ziehen. Heft 1: Der Philosoph J. F. Herbart von O. Flügel. — Heft 2: R. W. von Bunsen von W. Ostwald. — Heft 3: F. W. Dörpfeld von E. Oppermann. Leipzig 1905, W. Weichert. Jedes Heft 1 *M*.

Von dem richtigen Gedanken ausgehend, daß der anziehendste und zugleich der förderndste Weg, in den Werdegang der Wissenschaft einzudringen, der ist, daß man seine Betrachtung auf die bedeutenden Persönlichkeiten richtet und so zu einer genetischen Auffassung der Probleme des wissenschaftlichen Lebens kommt, hat es der Herausgeber der soeben begonnenen Sammlung „Männer der Wissenschaft" unternommen, kurzumrissene Lebensbilder von solchen Persönlichkeiten zu bieten, welche für die Entwickelung der Wissenschaft von Bedeutung sind. Er will dadurch dem Bedürfnis vieler entgegenkommen, denen mit einem breiten Gesamtbilde, wie es in der „Geschichte der Wissenschaft in Deutschland" gegeben wird, nicht gedient ist, weil dazu schon ein gereifteres Verständnis und eine eingehendere fachwissenschaftliche Vorbildung gehört. Es soll wenigstens den Hauptzügen nach veranschaulicht werden, „welchen psychologischen Verlauf bei den Meistern der Wissenschaft auf dem Grunde ihrer Lebensschicksale das Vollbringen wissenschaftlicher Taten genommen hat". Es sollen „die kurzen Schilderungen dieser Sammlung für alle die, die tiefer in der Geschichte der Wissenschaft eindringen wollen, eine Art von Vorstufe bilden".

In einer Zeit, wie die jetzige, in der es für den Gebildeten sehr schwer, ja fast unmöglich ist, sich einen Überblick über die verschiedensten Wissensgebiete zu verschaffen, was er doch anstrebt, ist es von großer Wichtigkeit, wenigstens auf dem einen oder anderen einen zuverlässigen Führer zu finden. Einen solchen bieten ihm die drei bereits erschienenen und die in Aussicht gestellten Hefte. Von den drei herausgegebenen gibt das erste ein Lebensbild des Philosophen Herbart, das zweite des Physikers Bunsen, das dritte des Pädagogen Dörpfeld.

Es ist an sich schon sehr anziehend, Näheres über die Lebensumstände großer Männer zu erfahren; das Interesse wird jedoch noch viel größer, wenn mit den Lebensschicksalen zugleich auch der Werdegang bedeutender Naturen dargestellt wird. Es ist nun Sache der Darstellung, nachzuweisen, in welcher Wechselbeziehung das Leben und der Werdegang miteinander stehen. Diese Aufgabe scheinen uns die Verfasser der drei vorliegenden Hefte glücklich gelöst zu haben. Dabei ist die Darstellung leicht faßlich und für die weiteren Kreise Gebildeter sehr geeignet. In einem leicht verständlichen Tone führen die Verfasser in die von den Männern der Wissenschaft, die sie schildern, behandelten Probleme ein und lehren sie uns verstehen. Natürlich erheischt die Darstellung bisweilen auch die Erörterung allgemeiner Fragen; solche gehen den Lebensbeschreibungen Herbarts und Bunsens voraus; in der ersteren behandelt Verf. kurz die Frage: Was ist Philosophie? Auf dem durch Beantwortung dieser Frage gewonnenen Boden wird dann das Leben und Wirken des Philosophen geschildert. Das Bunsen behandelnde Heft enthält am Anfange eine allgemein auf die Wissenschaft und ihr Verständnis bezügliche Einleitung. Ein großer Vorzug der Darstellung ist die Übersichtlichkeit, die durch Gliederung in kürzere Abschnitte und durch den Druck erreicht ist, in dem die wichtigeren Begriffe hervorgehoben sind. Auf die die großen Gelehrten betreffende Literatur ist eingehend Rücksicht genommen; in dem Dörpfeld behandelnden Hefte findet sich am Schlusse eine Angabe der Werke des Pädagogen und eine solche der Dörpfeldliteratur. Jedes Heft ist mit dem Bildnis des geschilderten Mannes geschmückt.

Alles in allem kann man dieses neue Unternehmen nur als ein sehr glückliches bezeichnen; es ist uns nicht zweifelhaft, daß die Hefte dieser Sammlung, von denen jedes naturgemäß ganz in sich geschlossen ist, sich in weiten Kreisen Freunde erwerben werden. Die Hefte sollen in zwangloser Reihe erscheinen. Demnächst haben wir Lebensbilder zu erwarten von Otto Jahn, J. J. Winckelmann, Fr. Chr. Dahlmann, W. v. Siemens, F. E. Gauß, L. v. Ranke und K. v. Clausewitz.

Sehr geeignet sind diese Darstellungen auch für unsere gereiftere Jugend; man kann sie zur Anschaffung für Schülerbibliotheken sehr empfehlen.

Aufgefallen ist uns eine Kleinigkeit, nämlich daß in Heft 1 S. 40 die Jahreszahlen in der Überschrift verdruckt sind; es muß, wie es in der Inhaltsangbe richtig steht, heißen: 1833—1841.

Wir sind, wie wir schon sagten, fest davon überzeugt, daß die Sammlung großen Anklang finden wird.

Köslin. R. Jonas.

1) R. Heidrich, Handbuch für den Religionsunterricht in den oberen Klassen. Erster Teil: Kirchengeschichte. Dritte, zum Teil umgearbeitete Auflage. Berlin 1905, J. Guttentag. XLII u. 712 S. gr. 8. 9 M, geb. 10 M.

Die zahlreichen Freunde von Heidrichs Handbuche werden über das Erscheinen der neuen Auflage sehr erfreut sein. Denn seit der 2. Auflage vom Jahre 1894 ist auf theologischem Gebiete außerordentlich fleißig gearbeitet worden. Der Ertrag dieser Arbeit ist mit dem bekannten Geschick und der peinlichen Gewissenhaftigkeit des Verfassers in der neuen Auflage verwertet worden. Daher hat das Buch auch an Umfang beträchtlich zugenommen, wenn auch nur ein einziger Abschnitt, der die Hoffnung der christlichen Kirche behandelt, neu hinzugetreten ist. Schon die Einleitung ist wesentlich erweitert, indem der Abschnitt vom Unterricht in der Kirchengeschichte genauer auf den Gang und die Methode dieses Unterrichts eingeht. Gegen Meltzer und Thrändorf wird mit Recht betont, daß das Zurückgehen auf die Quellen nur in sehr beschränktem Maße möglich sein wird. Um aber diesem theoretisch sehr berechtigten Wunsche entgegenzukommen, hat der Herr Verfasser die Zahl der Quellenstücke bedeutend vermehrt. Aus der ältesten Zeit ist von besonderem Interesse die von einer Ortsbehörde beglaubigte Bescheinigung über das von einem Greise i. J. 250 dargebrachte Opfer (S. 29), sowie die Urkunden aus den Märtyrerakten (S. 30—33), aus dem Mittelalter der Bannspruch Gregors VII. über Heinrich IV. (S. 166—167). Ein anschauliches Bild vom Wesen des Ablasses gewährt der Wortlaut von drei Ablaßzetteln (S. 263). Am reichlichsten ist natürlich die Zeit während und nach der Reformation bedacht, da nach Harnacks treffender Bemerkung die wahre Kirchengeschichte vom Standpunkte der Reformation zu schreiben ist. Daher ist auch die gegenwärtige Lage der evangelischen Kirche in nichtdeutschen Ländern in erfreulicher Weise berücksichtigt. So wird der Ritualismus in der anglikanischen Kirche (S. 376), sowie die Los von Rom-Bewegung in Österreich unter Hinweis auf Loesche (Geschichte des Protestantismus in Österreich) S. 369 und in Frankreich (S. 391) kurz und klar gewürdigt. Auch zur Evangelischen Gemeinschaft und zur Heilsarmee wird Stellung genommen (S. 562 ff.).

Im Kapitel von der christlichen Liebestätigkeit sind mit Recht auch v. Bodelschwinghs große Verdienste hervorgehoben (S. 578), wie auch das treffende Wort von Achelis zitiert wird, der die soziale Gesetzgebung „die größte sittliche Tat des Staates im 19. Jahrhundert, vielleicht in allen Jahrhunderten der Geschichte" nennt (S. 583). Daß auch der Abschnitt von der Mission der neueren Zeit genauer ausgeführt ist (S. 643—650), entspricht durchaus den Bedürfnissen unserer Zeit, die leider in Verkennung der wichtigen Kulturaufgabe und der nationalen Bedeutung des

evangelischen Missionars im besten Falle gönnerhaft auf ihn herabschaut, ihn aber auch, wie es bei dem Boxer- und neuerdings bei dem traurigen Hereroaufstande geschehen ist, mit den sinnlosesten Schmähungen überhäuft. Daher ist es Aufgabe der Schule, in dieses Dunkel Licht zu bringen und aufklärend zu wirken.

Wie der Verfasser die neuesten Forschungen berücksichtigt und daher manches berichtigt hat, zeigt z. B. die Darstellung des Kanossaganges (S. 167) und der Bericht über die Verhandlungen, die zwischen dem Papst und Albrecht von Mainz wegen des Ablaßverkaufes geführt wurden (S. 261). Die herkömmliche Meinung, daß Luther das Lied „Ein feste Burg" komponiert habe, ist endgültig aufgegeben (S. 492 Anm. 2).

Trotz des größeren Umfanges der neuen Auflage entspricht auch sie in bezug auf die Auswahl des Stoffes den bereits im Vorwort zur ersten Auflage geäußerten Grundsätzen. Nur die für die kirchlich-religiöse Bildung der evangelischen Jugend unmittelbar bedeutsamen Stoffe sind aufgenommen, wie es die Lehrpläne für den Unterricht fordern. Daher fehlen die gnostischen Systeme. Sie sind durchaus entbehrlich. Doch nicht glaube ich dies von dem Kampfe zwischen Christentum und der griechischen Philosophie. Denn dieser Kampf, der die erleuchtetsten Geister der Zeit für zwei grundverschiedene Weltanschauungen in die Schranken rief und eine Umwertung aller Werte herbeiführte, der den Ertrag der griechischen Kulturarbeit dem Christentum nutzbar machte und die christliche Dogmatik begründete, ist für die Jugend, besonders die eines humanistischen Gymnasiums, von hohem Interesse. Die Kenntnis der Bestrebungen, die an die alexandrinische Katechetenschule anknüpfen, ist auch für das Verständnis der kirchlichen Kämpfe der Gegenwart von großer Wichtigkeit. Vielleicht wäre bei genauerer Betrachtung jenes Prozesses, in dem sich Christentum und griechische Philosophie auseinandersetzten, auch das Urteil über Religion und Sittlichkeit der alten Welt zur Zeit des eintretenden Christentums (S. 1) weniger hart ausgefallen [1]).

Solche Einzelheiten tun aber den großen Vorzügen des Buches keinen Abbruch, das sich mehr der Gründlichkeit und Tiefe als der Vollständigkeit und Breite befleißigt. Überall merkt man, daß es nicht bloß bei der Studierlampe entstanden ist, sondern daß es eine Frucht ist vom goldenen Baume des Lebens, gereift durch lange praktische Tätigkeit, die sich mit ganz besonderer Liebe dem Religionsunterricht zugewandt und den religiösen Bedürfnissen der Jugend mit offenem Sinne nachgeforscht hat. So ist das Handbuch hervorragend geeignet, besonders jüngeren Re-

[1]) Vgl. Zeitschr. f. d. GW., 56. Jahrg., S. 310; H. v. Schubert, Grundzüge der Kirchengeschichte, 1904, S. 6 ff.; Geffken, Aus der Werdezeit des Christentums, 1904, S. 4 ff.

ligionslehrern für den Unterricht in den oberen Klassen als Führer zu dienen und sie zum eingehenderen Studium der großen Meister der theologischen Wissenschaft anzuregen, aber auch die erfahreneren werden sich desselben mit großem Nutzen bedienen und manches aus ihm hinzulernen.

2) R. Niemann, 1) Des Paulus Brief an die Römer für höhere Schulen ausgelegt. — 2) Des Paulus Epistel an die Römer. Abdruck der revidierten Übersetzung Luthers und Auslegung für Gymnasialprima. 2 Hefte. Gütersloh 1905, C. Bertelsmann. IV u. 127 S. und IV u. 51 S. 8. 1. Heft 2 *M*, 2. Heft (Schülerheft) 0,50 *M*.

Der Römerbrief, dessen Lektüre schon dem Theologen große Schwierigkeiten bietet, kann dem Verständnis eines Primaners nur durch sehr geschickte Behandlung und liebevolles Eingehen auf die Gedankenwelt der Jugend nahegebracht werden. Daher ist jedes Hilfsmittel, das eine Erleichterung dieser Aufgabe verspricht, mit Freuden zu begrüßen. Der Hauptvorzug der vorliegenden Hefte besteht in dem Versuche, eine klare Gliederung herzustellen und die Gedankengänge des Apostels möglichst deutlich hervorzuheben. Dies geschieht nicht in „substantivischen Überschriften, sondern in vollständigen und zusammenhängenden Aussagesätzen". Daß der Verfasser sich auch bemüht hat, die Vorstellungswelt des Apostels „den unserm modernen Bewußtsein geläufigen Erwägungen und Problemen" anzunähern, wie z. B. Heft I S. 11—13 im Anschluß an 1, 19 ff. und S. 78 ff. im Anschluß an 7, 8, entspricht durchaus den pädagogischen Forderungen der Gegenwart. Viele werden allerdings meinen, daß der Herr Verfasser dieser Forderung noch weit mehr hätte genügen können. Und wer mit Consbruch (vgl. den trefflichen von einem hohen Standpunkte aus geschriebenen Aufsatz in den „Neuen Jahrbüchern für Pädagogik", 7. Jahrg. 1904, S. 546—570) es für die Pflicht des Religionslehrers hält, daß auch er den „Wirklichkeitssinn" schärfen hilft, worin besonders Goethe und Ranke unsere Lehrmeister gewesen sind, der wird eine mehr historische Betrachtung des Apostels und seiner Lehre wünschen. Ansätze dazu finden sich auch (Heft I S. 74 oben), aber nachdem Wrede in den religionsgeschichtlichen Volksbüchern die Frage über das Verhältnis des Paulus zu Jesus unter die gebildeten Massen geworfen und jenen als den zweiten Stifter des Christentums hingestellt hat, ist ein genaueres Eingehen auf die geschichtlichen Grundlagen des Paulinismus in den höheren Schulen durchaus geboten.

Ist Heft I ausschließlich für den Lehrer berechnet, so soll das zweite Heft dem Schüler in die Hand gegeben werden. Der Erklärung geht der Brief selbst in der revidierten Übersetzung Luthers voran. Jene beschränkt sich natürlich auf das Nötigste. Bei der Inhaltsangabe sind die Hauptgedanken durch den Druck hervorgehoben.

Die sorgfältige, auf gründlichen Studien beruhende Exegese wird beiden Schriften den Weg in die höheren Schulen öffnen.

Görlitz. A. Bienwald.

---

1) J. Henningsen, Deutsche Briefe. Mit Buchschmuck von Paul Christiansen. Leipzig 1905, Otto Spamer. 216 S. 8. 4,50 *M*.

Im Jahre 1889 erschien das interessante Werk von G. Steinhausen „Geschichte des deutschen Briefes“, welches die erste wissenschaftliche Bearbeitung eines für alle Gebildeten höchst anziehenden Stoffes darstellte; diesem folgte 1901 das Buch von Klaiber und Lyon „Die Meister des deutschen Briefes“, welches sich die Aufgabe gestellt hatte, die Eigenart der bedeutendsten deutschen Briefschreiber zu beleuchten. Es fehlte jedoch bisher an einer Auswahl aus der so überaus reichen deutschen Briefliteratur, die für weitere Kreise und namentlich auch für die Jugend hätte von Interesse sein können. Eine solche Auswahl bietet nun das uns vorliegende Buch von Henningsen; es enthält Briefe von im ganzen 32 Briefschreibern. Es war ein sehr glücklicher Gedanke des Herausgebers, daß er nur solche Briefe in seine Sammlung aufnahm, die Handlung enthalten, und daß er alle solche, die Reflexionen bieten, ausschloß. Das Tatsächliche zieht namentlich die Jugend und auch weitere Kreise am meisten an. Nun ist aber unser Buch nicht bloß eine Auswahl von Briefen, sondern es gibt, und zwar in einfacher, schlichter und leicht verständlicher Form, eine Geschichte des deutschen Briefes und schildert die Eigenart desselben in den verschiedenen Zeiträumen kurz. Eine knapp gehaltene Einleitung schildert die ersten Anfänge des Briefes, der in den früheren Zeiten in lateinischer Sprache geschrieben wurde. Erst im 14. Jahrhundert schrieb man deutsche Briefe, und von da ab bildeten sich die verschiedensten Arten des Briefes heraus. Dann geht Verf. zu dem ersten großen Meister des deutschen Briefes, Martin Luther, über. Von jener Zeit ab bietet uns nun das Buch eine nach unserem Urteile recht glücklich getroffene Blumenlese vortrefflicher deutscher Briefe, welche die verschiedenartigsten Verhältnisse der Briefschreiber sowie der Empfänger behandeln und uns nicht nur in persönliche Erlebnisse, sondern auch in die Herzen und Gemüter einen interessanten Einblick verstatten. So erhält man bei der Lektüre des Buches eine sehr reiche Anregung und Belehrung sachlicher Art, aber man lernt auch eine Reihe der bedeutendsten deutschen Stilisten kennen. Unter den Verfassern der Briefe finden wir vertreten Gellert, Lessing, Goethes Mutter, Immermann, Michael Beer, Schiller, Schillers Gattin, Cotta, Th. Körner, W. Grimm, F. Mendelssohn, R. Schumann, aus der neueren und neuesten Zeit die Kaiserin Friedrich, Kaiser Wilhelm den Großen, den Fürsten Bismarck, den Grafen Moltke. Die genannten heben wir

aus der stattlichen Reihe von Briefschreibern hervor, aus der reichen Fülle des Gebotenen. Die Auswahl der Briefe ist auch namentlich insofern recht glücklich getroffen, als es sich in ihnen immer um allgemein interessante Dinge handelt, bisweilen, wie in den Briefen Kaiser Wilhelms, Bismarcks, Moltkes, um weltgeschichtliche Ereignisse. Heutzutage, in unserer schnelllebigen, bewegten Zeit, spielt der Brief ja wohl nicht mehr die wichtige Rolle wie in früheren beschaulicheren Zeitaltern. Und doch ist gerade für uns die Betrachtung der geschichtlichen Entwickelung des Briefes von hohem Werte und großem Interesse. Eine solche Auswahl von Briefen, wie sie hier geboten ist, kann aus all den oben angeführten Gründen den weiteren Kreisen der Gebildeten recht angelegentlich empfohlen werden. Der Herausgeber hat seine Sammlung für Schule und Haus bestimmt. Diese Bezeichnung ist recht zutreffend; sein Buch eignet sich zum Hausbuch, es verdient durchaus, im deutschen Hause gelesen zu werden, es wird aber namentlich auch der deutschen Jugend in unseren höheren Schulen treffliche Dienste leisten. Es eignet sich sehr zur Anschaffung für Schülerbibliotheken oder, bei der recht geschmackvollen Ausstattung, auch für Preisverteilungen in Schulen.

So sei es denn aufs wärmste empfohlen!

2) G. N. Marschall, Deutsches Stilbuch. Dritter Kurs. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Sechste, verbesserte und nach der amtlichen Schreibweise und Interpunktion berichtigte Auflage. Nürnberg 1905, Verlag der Friedr. Kornschen Buchhandlung. VI u. 284 S. 8. 1,80 *M*.

Ein wiederholt recht günstig beurteiltes Lehrbuch ist hier bereits in 6. Auflage erschienen. In demselben ist ein sehr reicher Stoff für Aufsatzübungen auf den obersten Stufen höherer Lehranstalten enthalten. Verfasser gliedert sein Buch in drei Stufen: 1. Erklärungen, 2. Abhandlungen und 3. Aufsätze aus der deutschen Lektüre. Was das Werk von anderen ähnlichen unterscheidet, ist dies: wir haben an ihm eine Art praktischer Logik in Verbindung mit der Aufsatzlehre, die an einer überaus reichen Zahl von Beispielen aus den verschiedensten Gebieten dargestellt ist, eine Verbindung von Theorie und Praxis. Wie das gemeint ist, zeigen wir gleich an dem ersten Abschnitt: in demselben wird, als Vorübung für die Abhandlungen, die Lehre vom Begriff gegeben, so wie wir sie in Leitfäden der Logik finden, in einer leicht faßlichen und klaren Weise. Im Anschluß daran folgen zahlreiche Definitionen von solchen Begriffen, mit denen der gereiftere Schüler umzugehen gewohnt ist. Auch die wichtigsten Regeln über die Partition und Division werden gegeben. Darauf folgt eine mit den gegebenen Begriffserklärungen in engem Zusammenhang stehende Belehrung über die synonymen Begriffe, auch wieder mit zahlreichen Beispielen (Adjektiva, Substantiva, Verba). Auf diese Weise hat Verf. den Boden gewonnen für Erklärungen von sprichwörtlichen Redensarten, Sprichwörtern und

Dichtersprüchen (Sentenzen). Diesen folgen Erklärungen zu Dichtungen (lyrischen, didaktischen und epischen).

Als Vorstufe für die nun folgenden Abhandlungen behandelt Verf. die Chrie an mehreren Beispielen. Wenn wir auch dieser Form, wie wir dem namentlich in Rethwischs Jahresberichten über das höhere Schulwesen wiederholt Ausdruck gegeben haben, nicht einen besonders hohen Wert beilegen, so kann sie als Vorübung doch immerhin benutzt werden, namentlich auch darum, weil der Schüler in ihr einen allgemeinen Satz von verschiedenen Standpunkten zu betrachten und zu beleuchten lernt. An die Chrie schließen sich Abhandlungen der verschiedensten Art und Form. Die dritte, den Schluß bildende Stufe enthält Aufsätze, die der deutschen Lektüre entnommen sind. Die Stoffe bilden hier schwierigere Gedichte, so eine Anzahl von solchen, die man wohl mit dem Namen Gedankenlyrik zusammenfaßt. Dann folgt eine ganze Reihe von Aufgaben aus Schillers Tell und aus Goethes Hermann und Dorothea. Der letzte Abschnitt „Aufsatzlehre" enthält die wichtigsten Gesetze aus der Stilistik, über die Sammlung der Gedanken, die Ordnung derselben (wobei die Arten der Teilung erörtert werden) und die Einkleidung der Gedanken (von der Richtigkeit der sprachlichen Darstellung, von der Schönheit der sprachlichen Darstellung, wohin auch die Lehre von den Tropen und Figuren gehört).

Diese Skizzierung des Inhalts des Buches erschien uns notwendig, damit man einen Begriff davon bekommt, was Verf. beabsichtigt. Wir sehen, wie reichhaltiger Stoff hier geboten ist. Wenn Verf. auf die richtige Erfassung der Begriffe sehr großen Wert legt, so tut er damit sehr recht; denn das ist ja doch die Grundlage des rechten Verständnisses, also auch für die Anfertigung der Aufsätze. Neuerdings neigt man ja im allgemeinen mehr dazu, die Aufgaben für die Aufsätze an die Lektüre anzulehnen und aus ihr zu entnehmen. Das hat ja auch vieles für sich, dient es doch ganz besonders auch der Vertiefung der Lektüre, die nach den preußischen Lehrplänen im Mittelpunkt des deutschen Unterrichts stehen soll. Aber wir haben von jeher auch den sog. allgemeinenen Aufgaben das Wort geredet, weil wir ihnen einen allgemein bildenden Wert beilegen und weil wir sie im Hinblick auf die Gedankenbildung und in stilistischer Hinsicht für sehr wichtig halten. Ohne nun die aus der Lektüre entnommenen Aufgaben zu vernachlässigen — allerdings hätten wir noch eine größere Anzahl aus Dramen entlehnter Aufgaben gern dazugefügt gesehen —, bringt nun unser Buch einen recht reichlichen Stoff allgemeiner Aufgaben, die sich nach unserer Ansicht recht wohl auf den oberen Stufen verwerten lassen. Der Lehrer hat in dem Werke ein recht gutes Hilfsmittel. Wir können es den Fachgenossen nur empfehlen; es wird ihnen sehr gute Dienste leisten.

Köslin. R. Jonas.

Richard Loewe, Germanische Sprachwissenschaft. (Sammlung Göschen No. 238.) Leipzig 1905, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 148 S. 8. 0,80 *M.*

Als Aufgabe der germanischen Sprachwissenschaft bezeichnet Loewe die Rekonstruktion und Erklärung des Urgermanischen, d. h. der im wesentlichen einheitlichen Sprache, aus der sich das Deutsche und die diesem nächstverwandten Idiome wie das Englische und das Isländische entwickelt haben. Da nun die germanischen Sprachen in einem entfernten Verwandtschaftsverhältnis zu den indogermanischen Sprachen stehen, so ist neben einer Vergleichung der einzelnen germanischen Sprachen in ihrer ältesten Überlieferung unter sich selbst eine solche mit den übrigen indogermanischen Sprachzweigen in deren ältesten Dialekten erforderlich. Wenn aber der Verf. darauf rechnet, als Lesepublikum den gebildeten Laien zu finden, der bei allen Bemühungen der Fachgelehrten, die wissenschaftliche Beschäftigung mit der deutschen Muttersprache auch ihm zugänglich zu machen, bisher nur sehr ungenügend mit der ältesten Geschichte und Vorgeschichte unsrer Sprache bekannt gemacht sei, so gibt er sich m. E. einer vergeblichen Hoffnung hin. Denn die Art der Behandlung setzt eine solche Menge sprachlicher Kenntnisse voraus, wie man sie bei nur wenigen gebildeten Laien annehmen darf. Weist doch das Verzeichnis der zur Vergleichung herangezogenen Sprachen nicht weniger als 26 Nummern auf. Dagegen scheint mir das Büchlein wohl geeignet zu sein, dem jungen Studenten, der die Elemente der ältesten germanischen Dialekte bereits gelernt hat, einen Weg zu deren organischer Verbindung untereinander und mit den übrigen indogermanischen Sprachen zu zeigen.

Nachdem in der Einleitung der Begriff und die Aufgabe der germanischen Sprachwissenschaft aufgestellt ist, die indogermanischen Sprachen und die germanischen Dialekte besprochen und die Sprachveränderungen und ihre Ursachen erörtert sind, sowie endlich das Germanische im Kreise der indogermanischen Sprachen bestimmt und eine Gliederung des Germanischen gegeben ist, folgen die beiden Hauptteile, die Lautlehre und die Formenlehre. Doch wird der Schwerpunkt der Darstellung in die Formenlehre gelegt, die etwa 70 Seiten umfaßt, während die ihr vorausgehende Lautlehre nur 45 Seiten begreift. Sie behandelt in gleicher Ausführlichkeit Nomen und Verbum und stellt zunächst die Formen des Gotischen, Altisländischen, Angelsächsischen, Altsächsischen und Althochdeutschen nebeneinander, zieht aber auch die in Betracht kommenden übrigen indogermanischen Sprachen heran, so daß man ein vollständiges Bild der verwandtschaftlichen Verhältnisse bekommt. Von Polemik hält sich das Buch frei. Wo der Verf. andre Ansichten als die herrschenden oder sich einander bekämpfenden hat, führt er nur diese vor. Ihre etwa notwendige Begründung will er in Fachzeitschriften veröffentlichen. Eine von

ihm vertretene Anschauung scheint mir recht angreifbar. Die Sprachveränderung führt er zurück auf Vererbung von Generation zu Generation. Das sprechen lernende Kind bezeichne mit einem von ihm aufgefaßten Worte auch Dinge von ähnlicher Bedeutung wie dies. Es komme z. B. vor, daß es auch eine Mütze einen Hut oder einen Stuhl eine Bank nenne. Wenn nun mehrere miteinander verkehrende Kinder in bestimmten Bedeutungsübertragungen zufällig übereinstimmten, so konnten dieselben auch für das spätere Lebensalter festgehalten werden und dann auch bei andern Personen die gleichen hervorrufen. Werden wirklich alle Sprachveränderungen in solcher Weise von den Kindern veranlaßt? Und sprechen da nicht eine ganze Menge anderer Faktoren, u. a. Bodengestaltung und Klima, mit?

Eisenberg S.-A. Max Erbe.

Hermann Stöckel, Altdeutsches Lesebuch. Zur Benützung an höheren Lehranstalten wie zum Selbstgebrauch. Bamberg 1905, Buchners Verlag. XII u. 264 S. 8.

Rückhaltlos stimme ich dem im Vorwort ausgesprochenen Gedanken zu, daß Namen wie Edda, Beowulf und Heliand der deutschen Jugend, die einst die geistige Führung der Nation zu übernehmen berufen ist, nicht ein leerer Schall bleiben dürfen. Und was der liebenswürdige Verfasser nur in der Form eines bedingten Satzes ausspricht, das möchte ich weniger liebenswürdig auf Grund der Tatsachen so aussprechen: Es ist ein schweres Versäumnis, daß unsere Schüler, denen das Verständnis der hervorragendsten Geistesschätze der beiden antiken Völker und der beiden westländischen Nationen erschlossen wird, so überaus wenig von den ältesten Denkmälern des deutschen Schrifttums und noch viel weniger von der Entwicklung unserer Muttersprache erfahren. Gewiß werden ihnen hier und da Proben gegeben, d. h. vorgelesen. Aber das genügt nicht. Der Klang im Ohr, zumal ein so fremdartiger, vergeht, und was zurückbleibt, ist die Erinnerung an etwas Sonderbares, Schwerverständliches, Barbarisches, das nicht wert ist, daß man sich eingehender damit beschäftigt. Nein, wir müssen unsern Schülern die Denkmäler selbst in die Hand geben, müssen ihnen zeigen, daß auch diese zuerst so fremd anmutenden Sprachformen Deutsch sind, und müssen ihnen auf dieser Grundlage einen Überblick über die Geschichte der deutschen Sprache zu verschaffen suchen.

Mit drei Wochenstunden in O II läßt sich das Ziel allerdings nicht ganz erreichen; daran ist nicht zu zweifeln. Aber dennoch begrüße ich es mit Freude, daß in dem vorliegenden Lesebuche eine ungewöhnlich reiche Auswahl geboten wird, die wenigstens eine Annäherung an das Ziel ermöglicht. Hier werden uns Proben aus der Edda gegeben — darunter auch das launige Lied von des Hammers Heimholung und die kernigen Sprüche des Hawa-

mals —, aus dem Beowulfsliede und aus den altsächsischen Bibeldichtungen (S. 1—30). Daß diese unserm Sprachstande am fernsten stehenden Denkmäler in neuhochdeutschen Übersetzungen (von Gering, Wolzogen, Hertz und Siebs) gebracht sind, ist nur zu billigen. Aber ebenso billige ich es, daß die althochdeutschen Proben (Hildebrandslied, Zaubersprüche, Segen, Wessobrunner Gebet, Muspilli, Otfried, Ludwigslied u. a., S. 30—50) im Urtext gegeben werden. Zur Erleichterung des Verständnisses ist außer einer Erklärung sprachlicher und sachlicher Einzelheiten unter dem Strich eine wörtliche Übersetzung zwischen den Zeilen beigefügt. Diese fällt weg bei den mittelhochdeutschen Stücken (S. 50—230). Aus der reichen Fülle dieser Gruppe nenne ich mit besonderer Freude Meier Helmbrecht, Neidhart von Reuental, Freidank und Winsbeke. Daß die mittelhochdeutsche Epik und Lyrik auch sonst ausreichend vertreten ist, versteht sich danach von selbst.

Was zunächst die Auswahl angeht, so hätte ich gern noch eine Probe der gotischen Sprache gesehen und vom Heliand mehr als das kurze Stück von der Stillung des Sturms, und sehr vermisse ich den Anfang des Muspilli. Von der nordischen Überlieferung der Nibelungensage würde ich eine Probe aus der Wölsungensage willkommen heißen, dagegen verzichtete ich gern auf die zusammenfassende Darstellung der deutschen Überlieferung (S. 52). — Den einzelnen Denkmälern gehen kurze Bemerkungen über ihre Entstehung und Überlieferung vorauf; diese hätten nach meinem Urteil bei dem Nibelungenliede etwas reichlicher sein müssen. Bei dem Hildebrandsliede würde ich einen Hinweis auf den durch die Lücken gestörten Zusammenhang für zweckmäßig halten.

Daß statt eines Wörterbuches und eines erklärenden Anhangs am Ende Anmerkungen unter dem Text gegeben werden, erscheint mir gut. Da im Text nicht auf sie verwiesen wird, so stören sie nicht. Und zu den grundsätzlichen Gegnern aller Erklärungen und sonstiger Erleichterungen des Verständnisses gehöre ich nicht. Dem tüchtigen Lehrer bleibt immer noch genug Gelegenheit, aus dem Schatze seiner Kenntnisse hinzuzufügen, was ihm gut scheint; auch ist ja seine Aufgabe nicht mit der Verständlichmachung des Textes erschöpft. Im vorliegenden Falle aber sind bei der Knappheit der zur Verfügung stehenden Zeit solche Hilfen unentbehrlich. Über den Umfang derartiger Erläuterungen läßt sich natürlich immer rechten: dem einen erscheint entbehrlich, was dem andern noch nicht ausreicht. Ich vermisse beispielsweise auf S. 6 einen Hinweis darauf, daß die Erklärung des Wortes Naglfar durch die folgende Strophe gegeben wird. Im übrigen wird erst die Erprobung im Unterricht ein sicheres Urteil über diesen Teil der Arbeit des Verfassers gestatten. Jedenfalls ist sein Bestreben erkennbar, alles Not-

wendige, aber auch nur das, zu geben; an den gebotenen Sprachstoff lassen sich leicht weitere Belehrungen anschließen.

Der Anhang bringt auf S. 231—264 das Wichtigste aus Sprachgeschichte, Sprachlehre und Verslehre. Er enthält in knapper Form eine übersichtliche Darstellung der Entwicklung der gesamten Formenlehre aus dem Althochdeutschen durch das Mittelhochdeutsche zum Neuhochdeutschen. Die Zusammenstellung der verschiedenen Entwicklungsstufen der einzelnen Formen ist so klar, daß sie auch da, wo der Unterricht nicht oder doch nicht ausführlich darauf eingehen kann, ihre Frucht tragen wird. Sie bietet dem Benutzer Gelegenheit zur Sprachvergleichung in einfachster Form. Daß dabei die vielen oft nichtssagenden Fremdwörter, die sonst in der Sprachlehre üblich sind, mit Geschick durch deutsche Ausdrücke ersetzt worden sind, verdient aus mehr als einem Grunde Anerkennung: so gebraucht der Verf. den Ausdruck „Mitlautwechsel“ statt des gebräuchlichen „grammatischer Wechsel“.

Da das Buch auch dem selbständigen Lernen dienen soll, so hätten gelegentlich noch einige weitere Hinweise gegeben werden können: S. 236 auf die Veränderung der Aussprache von anlautendem st und sp bei unveränderter Schreibung, S. 241 auf die Reste schwacher Hauptwortbeugung der Einzahl in Zusammensetzungen wie Liebfrauenkirche, Sonnenlicht usw. Auf S. 248 würde ich unter e 3 schreiben: nhd. als Fürwort abgestorben, aber erhalten in 'entweder' und 'weder', entsprechend auf S. 249 unter g η: nhd. (n)icht. Auf S. 233 erscheint mir eine Erklärung des Wortes wîfan notwendig; wenigstens ist in Norddeutschland weifen nicht geläufig. Auf S. 256f. würde ich einen Hinweis auf den Übertritt vieler vorschlagsilbiger (reduplizierender) Zeitwörter zu den schwachgebeugten und eine Trennung dieser von den andern für zweckmäßig halten.

Der Druck ist sorgfältig. Von den Druckfehlern, die mir aufgefallen sind, nenne ich S. 233 Ösr statt Öse, S. 256 perco st. parco; auf S. 236 Z. 2 lies gemeingermanische m. Auf S. 234 würde ich in Z. 3 'bemerkenswertesten' statt 'merkwürdigsten' schreiben, auf S. 61 'die einzige verwundbare Stelle'. Mit den Kommata würde ich etwas weniger sparsam gewesen sein.

Aber diese wenigen Ausstellungen sind geringfügigster Art und sollen keinen Abzug bedeuten an der uneingeschränkten Anerkennung des vortrefflichen Buches, das ich aufs wärmste empfehle. Ich würde es mit Freuden begrüßen, wenn diese Arbeit eines bayrischen Amtsgenossen in recht vielen preußischen höheren Schulen Eingang fände. Sie ist zweifellos in ganz hervorragendem Maße geeignet, dem oben beklagten Mangel des deutschen Unterrichts abzuhelfen. Und auch wo das Buch nicht zur Einführung kommt, wird es doch dem Unterrichtenden gute Dienste leisten können.

Lüdenscheid. R. Jahnke.

Verfasser bietet eine Auswahl von Proben der vorzeitlichen Dichtung, bei welcher außer dem Mittelalter auch die altdeutsche Zeit sowie die Dichtungen der Angelsachsen und Nordländer berücksichtigt sind. So ist die Edda vertreten durch Stücke aus der Vôluspa, der Thrymsquidha und einem Abschnitt der Havamal, Natürlich in Übersetzungen. Daß aber die Sigurdlieder ausgeschlossen sind, weil sie bei genauerer Prüfung nicht „als künstlerisch vollendet genug" erschienen, dieser Grund ist namentlich bei dem Zweck des Buches ein wenig befremdlich. Nun folgen zwei Abschnitte aus dem Beowulf in Greins Übersetzung, ein kurzer, die Beschreibung des Grendelmeeres, und ein längerer, der Beowulfs Drachenkampf, Tod und Bestattung berichtende Schluß der ganzen Dichtung. Gern sähe man auch noch ein Stück aus dem ersten Teil, etwa die Darstellung von Beowulfs Ausfahrt und Empfang an Hrodgars Hof, die so überaus bezeichnend ist für die Heldensitte jener Zeiten. Aber die leidige Rücksicht auf den Raum mag ein Mehr verboten haben. Die Proben der althochdeutschen Texte sind im Original mit Interlinearversion gegeben, die kleineren, wie Hildebrandslied, Ludwigsleich und andere unverändert, die größeren in kurzen Auszügen. Von den Dichtungen des Mittelalters ist, wie billig, das Nibelungenlied und Walther bevorzugt worden, beide zusammen nehmen allein die Hälfte des ganzen Buches ein, und Verfasser darf allerdings auf Zustimmung rechnen, wenn er von den Nibelungen wie von der Gudrun besonders die zweite Hälfte berücksichtigt hat. Die höfische Dichtung ist durch knappe, oft geradezu winzige Proben vertreten, dagegen finden wir ein ansehnliches Stück aus dem meist in solchen Sammlungen vernachlässigten Meier Helmbrecht. Nun folgt eine kleine Auswahl aus des Minnesanges Frühzeit, dann Walthers Dichtung in der ihr gebührenden Ausdehnung, darauf vier Lieder Neidharts von Reuenthal, zuletzt gut zusammengestellte Abschnitte aus Freidank und dem Winsbeke. Den Anhang dieser jedenfalls mit Umsicht und gutem Blick für das Bedürfnis der Schule getroffenen Auswahl bildet ein recht solider Abriß der mittelhochdeutschen Grammatik und Metrik. Die unter dem Text fortlaufenden Fußnoten enthalten vorzugsweise Worterklärungen, an denen man wenig wird aussetzen können. Daß man immerhin gelegentlich etwas vermißt oder einzelnes anders haben möchte, ist natürlich und öfters von invidueller Liebhaberei abhängig. Ein paar Kleinigkeiten habe ich mir notiert. S. 6 hätte das Wort Naglfar erklärt werden sollen. Formen wie Frey, Surt, Gram usw. für Freyr, Surtr, Gramr stören in der Übersetzung weniger als in den erklärenden Fußnoten. *jorvi* (S. 40) ist wohl Druckfehler für *iördh*. Daß Gral (*gradalis*) mit *gradatim* (S. 159) zusammenhänge, ist zwar behauptet worden, aber keineswegs ausgemacht. S. 182 liest man: „Toberlu, Zisterzienserkloster bei Frankfurt an der Oder in öder Gegend, jetzt Dobrilug". Das

nimmt sich gerade so aus, als ob Dobrilugk die jüngere, wohl gar aus Toberlu entstellte Schreibart wäre; ich würde etwa sagen: Toberlu ist Eindeutschung des slawischen Dobrilugk (gute Wiese), die jedoch nicht durchgedrungen ist. S. 185 steht: „*muoten an einen eines dinges*, von einem etwas verlangen". Richtig; aber warum ist nicht auf das jetzt noch geltende „einem etwas zumuten (niederdeutsch: „jemand etwas anmuten sein") erinnert? S. 200 wird hornung in der bekannten Weise von horn abgeleitet; von Bilfingers neuer, sehr beachtenswerter Erklärung des Wortes scheint Verf. nichts wissen zu wollen. S. 218 ist im Text *stuobes* für *stoubes* verdruckt. Doch genug des Federlesens; ich bemerke nur noch, daß, wenn im grammatischen Abriß Platz für die Anomalie der Verba haben, schwören, schaffen war, auch die scheinbare Unregelmäßigkeit der Verba bitten, sitzen, liegen berücksichtigt werden konnte. Die Ausstattung des Buches, besonders der gute, leicht leserliche Druck ist zu loben.

Weimar. F. Kuntze.

---

1) Wolfgang von Goethe, Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Auswahl für den Schulgebrauch, herausgegeben von Karl Hachez. Erster Band. Leipzig 1905, G. Freytag. 170 S. kl. 8. 0,80 *M.*

Wer sich mit der Veranstaltung solcher Ausgaben unserer modernen Klassiker, wie die vorliegende ist, grundsätzlich befreunden kann, dem wird das kleine Büchlein ja wohl recht sein. Aber seltsam mutet doch eine Bearbeitung der Lebensgeschichte Goethes an, worin die Episoden, welche von Gretchen und Ännchen handeln, gestrichen sind, so daß der Leser von ihrer Existenz nur in zwei kurzen, die ausgewählten Texte verbindenden Abschnitten Kunde erhält. Eine kurze Einleitung enthält Angaben über Entstehung, Bedeutung, Zweck und Sprache der Biographie; in den erläuternden, dem Text nachfolgenden Anmerkungen wird wiederholt auf die Züge hingewiesen, die der Dichter von seinen Eltern für die Charaktere der beiden Alten in Hermann und Dorothea entlehnt haben mag. Im übrigen ersieht man, daß Verf. seine Bearbeitung vorzugsweise für Schüler lateinloser Schulen veranstaltet hat. Zwei Bildnisse, Goethes Vater und Mutter darstellend, finden sich vor dem Titelblatt.

2) Auswahl aus den höfischen Epikern des deutschen Mittelalters, für den Schulgebrauch herausgegeben von Paul Hagen und Thomas Lenschau. Zweites Bändchen: Wolfram v. Eschenbach. Erste Auflage. Zweiter Abdruck in neuer Rechtschreibung. Leipzig 1905, G. Freytag. 78 S. kl. 8. 0,60 *M.*

Die 15 Seiten lange Einleitung handelt von Wolframs Persönlichkeit und seinen Dichtungen. Dann folgt eine kurze Inhaltsübersicht des Parzival. Den Kern des Büchleins bilden neun

Proben des Gedichtes in lesbarer, aus glatten Versen bestehender Übersetzung. Die nachfolgenden Anmerkungen — etwas mehr als fünf Seiten — mögen zur Erklärung vielleicht genügen. Das Ganze ist wohl als Hilfsmittel für den Unterricht auf niederen Stufen gedacht.

3) Deutsche Literaturdenkmäler des 16. Jahrhunderts. IV: Hans Sachs. Ausgewählt und erläutert von Julius Sahr. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Sammlung Göschen. Leipzig 1905, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 144 S. kl. 8. 0,80 ℳ.

6200 Dichtungen hat Hans Sachs der Nachwelt hinterlassen, von diesen sind in der vorliegenden Sammlung 28 ausgewählt. Das ist nicht eben viel, und man könnte fragen, ob denn eine so geringe Anzahl von Proben genügt, um ein einigermaßen zutreffendes Bild von der Persönlichkeit und der Dichtungsweise des alten Meisters zu geben. Mit einigen Einschränkungen wird man die Frage bejahen können. Der eigentliche Meistergesang ist nicht vertreten, auch die sogenannte Historie fehlt, und das ist kein Schade. Dafür finden wir aber einige höchst lesenswerte Proben der vielfach an die Volksweise anklingenden Liederdichtung und andere eigenartige Stücke des alten Dichters. Wundern könnte man sich, daß die reiche, so überaus charakteristische Schwankdichtung nicht etwas stärker vertreten ist, aber die Rücksicht auf den Raum hat hier wohl gebieterisch die Grenzen gezogen. Die der Sammlung vorausgehende Einleitung ist hübsch geschrieben und gibt eine deutliche Übersicht über Leben und Schaffen des Nürnberger Poeten. Die Anmerkungen fördern das Verständnis, besonders die der Sacherklärung dienenden. Dagegen läßt die Worterklärung manches zu wünschen übrig. Da finden sich öfters Spuren von Flüchtigkeit, ungenaue oder unzulängliche Angaben, Fehlgriffe und Irrtümer, denen Verf. leicht hätte entgehen können, wenn er das Deutsche Wörterbuch reichlicher befragt hätte. Ich setze hierher was ich notiert habe. S. 18 sagt der Dichter: „Mit dem leib muß ich von dir hin, mit wesen an ein ander ort", da glossiert Verf. das Wort wesen durch „Sein, Seele, Herz": und doch folgt gleich darauf: „jedoch laß ich herz, mut, und sin bei dir usw.". Wesen mußte also etwa durch Person glossiert werden; die Ungenauigkeit ist um so auffallender, da Verf. den Sinn der Stelle natürlich richtig verstanden hat. S. 19 heißt es: „Der Quell versorgt die Lache mit Zufluß". Nein, der Quell (das brünlein) versorgt sich selbst mit „zufließenden Bächen" („so frischet sich das brünlein selb mit seinem ursprung"), während die Lache aus Mangel an Zufluß versiegt. S. 26. Die Landsknechte machen einen Ausfall und fechten mit den Türken. „Das war in als ein küeler taw, gab in zu schaffen lützel". Die Wendung muß bedeuten: das war ihnen eine wahre Lust oder Erquickung (vgl. Hans Sachs: er saß im fewer wie in eim külen

thaw, D. W.). Die Erklärung des Verf.s: „Sprichwörtlich 'dies ist ein kühler Taw gegen jenes', d. h. hält keinen Vergleich damit aus“ verstehe ich nicht. Gleich darauf (S. 26) heißt es, durch die Sprengung der Mauer „liesen sie sich nit engen“. Die Wendung werden wenige ohne Erklärung verstehen: „sich nicht engen lassen“ heißt „sich nicht anfechten lassen“, D. Wtb. III 479. S. 30 wird „erkobern“ von Kober abgeleitet. Das D. Wtb. hat zwei lange Artikel über das Wort. Man betrachtet es gewöhnlich als Umbildung von recuperare. S. 39 wird aufretzen richtig durch aufzehren glossiert, aber man vermißt den Hinweis, daß fretzen Nebenform zu fressen ist. Ebenso hätte S. 41 bei der Erklärung von refiren das Grundwort Revier erwähnt werden sollen. S. 42 heißt es, ebenfalls im Streitgedicht des Sommers und Winters: „Thuest weg und straß verfelen“. Das bedeutet nicht verdecken, wie Verf. meint, sondern verfallen lassen (verfellen ist eigentlich zu schreiben, wie der Reim mit stelen = stellen zeigt), zerstören. Verf. scheint an verfehlen (got. filhan) gedacht zu haben. Ebenfalls S. 42 ist „verseichst“ richtig durch „dürftig fließen lassen“ erklärt. Warum wurde nicht hinzugefügt: kausativ zu versiegen? In der Redensart: „jemand auf den layman klopfen“ (S. 69) hat layman mit Leumund nichts zu schaffen, es ist ein Handwerksausdruck, der bedeutet: den Lehm festklopfen (s. D. Wtb. unter Leim). Alde = ade soll aus dem Italienischen von al dio stammen (S. 72). Aber seit wann sagen die Italiener al dio statt addio? alde ist natürlich mundartliche Entstellung von ade, wie schon Schmeller angibt. S. 79 heißt es: darmit (mit dem leilach) hat man (sc. ihn, den toten Bauern) zum grab besteht. Dazu die Note: „besteht, umwickelt, eingehüllt, von besten, binden“. Aber es soll doch, wie Schreibung und Reim lehren, nicht béstet, sondern bestét betont werden, also ist bestet = bestettet, das ist bestattet, „mit dem Leilach hat man den Toten bestattet“. Der Hinweis auf S. 64, wo bestet ebenfalls vorkommt, ist nichtig, denn hier kann man béstet betonen; mich will es jedoch bedünken, als ob auch hier nicht gerade auf „bestattet“, wohl aber auf „bestätet“ zurückzugehen ist, „die Gebote sind mit dem Bann bestätet“ (d. i. befestigt oder bestätigt) gibt einen mindestens ebenso guten Sinn als: die Gebote sind mit dem Bann gebestet, d. i. gebunden. Doch das ist Geschmackssache. S. 90 lesen wir: „Schultheß Viehhirt“. Hier allerdings, wie öfter bei Hans Sachs. Aber bei dem Leser darf doch die Meinung nicht aufkommen, daß dies die eigentliche Bedeutung des Wortes ist. S. 90 hätte die Erklärung des wunderlichen Wortes Kernter durch Hinweis auf das lateinische Grundwort carnarium gestützt werden sollen. Ein störender Druckfehler ist S. 59 infella für infula.

Weimar. F. Kuntze.

Deutsche Schulausgaben, herausgegeben von H. Gaudig und G. Frick. Leipzig 1905. B. G. Teubner.

Lessing, Philotas, ein Trauerspiel. Aus der Poesie des Siebenjährigen Krieges für Schulgebrauch und Selbstunterricht herausgegeben von G. Frick. 79 S. 8. 0,65 M.

Schiller, Die Räuber, Schauspiel in fünf Aufzügen für Schulgebrauch und Selbstunterricht herausgegeben von G. Frick. 160 S. 8. 0,70 M.

Goethe, Götz von Berlichingen, Schauspiel in fünf Aufzügen für Schulgebrauch und Selbstunterricht herausgegeben von G. Frick. 138 S. 8. 0,75 M.

Obige drei neue Ausgaben reihen sich den im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift von mir besprochenen Ausgaben Schillers, Goethes und Lessings unter Wahrung der dort angeführten und gebilligten Grundsätze würdig an. Lobend haben wir hier noch besonders hervorzuheben, daß die Anmerkungen unter dem Text noch knapper gehalten sind als bei den früheren Ausgaben. Der Lehrer findet hier tatsächlich nur die allernotwendigsten Dinge erklärt, wie Fremdwörter, Namen, unklare Satzbeziehungen usw., so daß er sich bei Benutzung der Frickschen Ausgaben fast ausschließlich der ästhetischen Würdigung der Stücke widmen kann. Desgleichen hat der „Rückblick" am Schluß der Bändchen eine Einschränkung erfahren. Er ist auf kurze Stichworte beschränkt worden und bietet dem Schüler einen guten Anhalt bei der Repetition, ohne zur Eselsbrücke zu werden. Ein weiterer Vorzug der Ergänzungsstoffe liegt darin, daß sie dem Schüler Gelegenheit zu selbständigem Vergleichen und Arbeiten geben, besonders zu seinen Aufsätzen und kleinen Ausarbeitungen. In diesem Sinne wird der Lehrer die Mitteilungen aus Wahrheit und Dichtung, die sich im Anhang zum Götz finden, begrüßen und die weiteren über die Geschichte der Abfassung des Dramas sowie die wichtigsten Belegstellen aus der von Goethe benutzten Selbstbiographie Götz von Berlichingens. Bei den Räubern findet sich die Erzählung Schubarts, die den ersten Anstoß für Schiller gab, beim Philotas die ganze Zeitdichtung, in die dieses kleine, aber für den dramatischen Aufbau so lehrreiche Drama hineingehört. Philotas ist auch deshalb für die Untersekunda, für die er doch wohl berechnet ist, wertvoll, weil er eine gute Vorbereitung für die dort lehrplanmäßig vorgeschriebenen Dichter der Befreiungskriege ist.

Halle a. S. C. Steinweg.

---

1) **Cottasche Handbibliothek. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.**

Heft 87: Maria Magdalene, ein bürgerliches Trauerspiel in drei Aufzügen von Friedrich Hebbel, mit einer Einleitung von Richard Specht. 62 S. 8. 0,20 M.

Heft 90: Die gelehrten Frauen. Lustspiel in fünf Akten von Molière. In deutscher Übertragung von Ludwig Fulda. 68 S. 8. 0,30 M.

Heft 92: **Maria Stuart.** Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Friedrich von Schiller.** Mit einer Einleitung von **Karl Goedeke.** 8. 154 S. 0,25 *M*.

Die Einleitung zu „Maria Magdalene“ bespricht die persönlichen Eindrücke des Dichters, aus denen das Drama mithervorwuchs. Weiter habe ihn nicht das Problem der Gefallenen gekümmert, sondern nur die äußerlichen Konsequenzen einer Handlung in den Augen der Leute, was Bulthaupt (Dramaturgie des Schauspiels Bd. III) zugleich den wunden Punkt des Stückes nennt. Und doch gehört Maria Magdalene zu den bedeutendsten Erzeugnissen unserer dramatischen Poesie „als das größte bürgerliche Trauerspiel neben Kabale und Liebe und Emilia Galotti“.

„Die gelehrten Frauen“ von Molière bekunden gleich den andern Dramen die große Meisterschaft des Dichters in feiner Charakterisierung. Hatte er früher das Preziösentum bekämpft, so wendet er sich hier mehr gegen die weiblichen Emanzipationsbestrebungen auf wissenschaftlichem und gesellschaftlichem Gebiete. Die gelehrten Weiberzirkel, deren Emanzipationsideen nicht erst der modernen Zeit angehören, dienen der Satire des Dichters zur Folie. Die vorliegende Verdeutschung von Fulda ist zwar sehr frei gehalten, aber außerordentlich gewandt und fließend.

Schillers „Maria Stuart“, nach Frau von Staels Ausspruche das „rührendste und planmäßigste unter allen deutschen Trauerspielen“, ist — vgl. Goedekes kleine Einleitung — am 26. April 1799 begonnen, wenn schon der Dichter bereits im März 1783 in Bauerbach an diesen Stoff gedacht hat, und am 9. Juni 1800 in Weimar beendet. Schiller pflegte „immer nur die allgemeine Situation, die Zeit und die Personen aus der Geschichte zu nehmen“, im übrigen schuf und gestaltete er durchaus frei und selbständig, wie es seine poetischen Zwecke erforderten. Die beiden Königinnen stehen zueinander durch das ganze Stück in scharfem Kontraste; es ist also durchaus natürlich, daß der Dichter, wenn er die Gestalt der Maria hob, den Charakter der Elisabeth schwärzer, als die Historie an die Hand gibt, zeichnete.

2) Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht. Wien (F. Tempsky) und Leipzig (G. Freytag) 1905.

Wolfgang von Goethe, Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel. Für den Schulgebrauch herausgegeben von **August Sauer.** Zweite, verbesserte Auflage. Mit einem Kärtchen. 172 S. 8. 0,75 *M*.

Die Einleitung bezeichnet den Götz als die erste deutsche Tragödie im großen Stil. Die Anfänge dazu gehören nicht in die Straßburger Zeit, wie Goethe fälschlich in „Dichtung und Wahrheit“ erzählt. Erst nach seiner Rückkehr nach Frankfurt wird er zufällig mit der Lebensbeschreibung des Ritters Götz von Berlichingen bekannt. Der erste dramatische Entwurf wird auf Antrieb von Goethes Schwester Kornelie im Herbst 1771 binnen sechs Wochen vollendet; die Umarbeitung erschien im Druck im

Juni 1773. Goethes Quelle ist die genannte Selbstbiographie des Ritters Götz, eine kunstlose Erzählung in drei ungleichen Teilen. Nach diesem Werke könne man kein ungünstiges Urteil über Götz fällen, er sei kein Raubritter im üblen Sinne gewesen. Selbst die moderne Geschichtsschreibung müsse anerkennen, „daß er seine Fehden jedesmal gesetzmäßig vorher angekündigt habe, daß er sich meist bloß der guten Sache angenommen habe". Aus dieser Grundauffassung im Verein mit Goethes damaliger Vorliebe für die Zeiten des Faustrechts einerseits, aus den Forderungen, die die dramatische Form geltend machte, andrerseits folgen, wie der Herausgeber ausführt, teils alle die Änderungen des überlieferten Stoffes, teils alle die Erfindungen und selbständigen Neugestaltungen, die des Dichters schöpferischen Genius bekunden. Aber auch zahlreiche zeitgenössische und persönliche Verhältnisse, überall durchdrungen und durchkreuzt mit literarischen Überlieferungen, wirkten mit bei der Umgestaltung und Verarbeitung des Stoffes. Die Zusammenstellung aller dieser Beziehungen (S. 15—21) bildet den interessantesten Teil der verdienstlichen Einleitung. Der Herausgeber schließt mit einem Ausblick auf die unermeßliche Wirkung, die das Stück auf die näheren und entfernteren Zeitgenossen in Deutschland hatte. Doch sei es auch schon im Jahre 1789 von Lawrence zum ersten Male ins Englische übersetzt worden. Die Anmerkungen (42 Seiten) — umfangreicher als in anderen ähnlichen Ausgaben — beziehen sich in der Hauptsache auf sprachliche Wendungen. Sie suchen zu zeigen, wie sehr sich auch Goethes Sprache an seine Hauptquelle, die Selbstbiographie Götzens, anlehnt und wie sehr seine Ausdrucksweise biblisch und shakespearisch gefärbt ist.

3) Die deutschen Klassiker, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium, von E. Kuenen und M. Evers. Leipzig, H. Bredt.

27. Bändchen: Heinrich von Kleist, Hermannsschlacht von P. Gereke. 1905. 129 S. 8. 1,20 *M*.

Vorliegende Schrift beginnt mit Angabe des Ganges der Handlung; jeder Szene ist eine zusammenfassende Darstellung der treibenden Gedanken, jedem Aufzug ein Rückblick hinzugefügt. Der Stoff, an sich undramatisch, ist durch die Kunst des Dichters zu einem wirklichen Drama mit Haupt- und Nebenhandlung (vgl. S. 47—50) umgeschaffen. Dem Charakter des Dramas entsprechend, sind lange Erzählungen vermieden, Monologe nur selten. Der Ort der Handlung wechselt „nicht nur von Akt zu Akt, sondern auch von einer Szenengruppe zur andern"; die Zeit, innerhalb deren das Drama spielt, erstreckt sich auf 5—6 Tage. In der Gestaltung der Charaktere zeigt sich Kleist als durchaus eigenartiger Menschenbildner. Als Beispiel diene nur Thusnelda, die in nichts dem Ideal einer Germanin entspricht, „wie wir sie uns nach den Annalen des Tacitus vorstellen möchten". Vielmehr, „wie in über-

mütiger Laune, in bewußtem Gegensatz zu den leeren Tugendmustern der Klopstockschen Muse zieht der Dichter ihr Bild in die Kleinheit des zeitgenössischen Lebens hinab" (Treitschke). Ein Vergleich zwischen Abschnitt V „Geschichtliche Grundlage" und Abschnitt VI „Verhältnis des Dramas zur Geschichte" zeigt, wie frei und selbständig Kleist — der Ausblick auf Schiller blieb besser weg — mit den Tatsachen der Geschichte verfährt und umspringt. Der VII. Abschnitt „Entstehung und Tendenz des Dramas", worin der Verfasser ausführt, daß die Hermannsschlacht zwar ein Tendenzdrama im großartigsten Stile sei, nach Klee (Grundzüge der Literaturgeschichte S. 157) das gewaltigste Kunstwerk, das der Haß gegen Napoleon erzeugt hat, aber doch trotz alledem ein wahres Kunstwerk bleibe, gehört zu dem Besten, was der Unterzeichnete hierüber in dieser Zusammenstellung gelesen hat. Die Hoffnung des Dichters, das Stück im Jahre 1809 in Wien aufgeführt zu sehen, sollte sich nicht erfüllen. Das Drama blieb, auch nachdem Napoleon besiegt war, zunächst unbekannt, und vielleicht würde es verschollen und ungedruckt geblieben sein, wenn es nicht ein Jahrzehnt später Tieck in sein Vorleserepertoire einverleibt und zugleich mit dem Prinzen von Homburg hätte drucken lassen. Unvergänglich für uns Deutsche wurde das Stück erst durch die Siege von 1870/71. „In der Bearbeitung von Rudolf Genée errang das Drama zuerst auf der Münchener Hofbühne einen durchschlagenden Erfolg und eroberte sich dann durch die musterhaften Aufführungen der Meininger die dauernde Geltung auf dem Theater". Die Erläuterungen und Anmerkungen (S. 94—111) sind meist sachlicher Art. Mit einem Überblick über Sprache und Stil (Mischung antiker und Shakespearischer Elemente), über Metrik und Literatur (Abschnitt XI u. XII) schließt die Schrift, die der Unterzeichnete mit vielem Interesse gelesen hat.

Chemnitz. Bernhard Arnold.

---

1) G. Könnecke, Schiller. Eine Biographie in Bildern. Festschrift zur Erinnerung an die 100. Wiederkehr seines Todestages am 9. Mai 1905. Vermehrter S.-A. a. d. Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Mit 208 Abbildungen und 1 Titelbilde. Marburg 1905, G. Elwert. IV u. 48 S. gr. 4. 2,50 *M*.

Durch diesen zur Schillerfeier herausgegebenen, stark vermehrten Sonderabdruck aus dem großen Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur hat Könnecke von neuem sich ein Verdienst um die Erweckung und Vertiefung des Interesses für unsere großen Dichter erworben. Sämtliche auf den 48 Tafeln enthaltene Abbildungen und Faksimiles sind von musterhafter Ausführung, beruhen auf zuverlässiger Beurteilung der Quellen und sind durch Hinzufügung der wichtigsten Daten aus Schillers Leben so miteinander verbunden, daß sie in der Tat

zugleich eine Biographie des Dichters zu geben imstande sind. Bei der Billigkeit des Preises ist also die Anschaffung dieser Tafeln für jeden, der nicht etwa das Wychgramsche Schillerwerk besitzt, sehr empfehlenswert. Besondere Beachtung verdienen die 33 neu hinzugekommenen Abbildungen. Es sind zum größeren Teile Porträts der Kinder des Dichters (in verschiedenen Altersstufen) und mehrerer seiner Jugendfreunde. Das interessanteste Stück ist ohne Zweifel die auf S. 35 befindliche Silhouette aus der Zeit um 1790, das einzige Bild Schillers, das ihn in ganzer Figur so darstellt, daß sich seine „große, in richtigen Verhältnissen gebaute Gestalt, von militärischer Haltung, was ihm aus der Akademie geblieben war", erkennen läßt. Weniger überzeugend, aber immerhin durch originelle Auffassung anziehend sind die beiden auf derselben Tafel abgedruckten Medaillons, die Schiller und seine Frau (um 1795) darstellen. Das schöne Titelbild, ein Mezzotinto von Bruckmann nach dem Gemälde der L. Simanowiz, kann auch einzeln als Wandschmuck für den Preis von 1,50 *M* bezogen werden.

2) Schiller. Bildnis von Leo Samberger, herausgegeben vom Dürerbunde. Kunstverlag Georg D. W. Callwey in München. Kleine Ausgabe 0,25 *M*, große Ausgabe 2 *M*.

Wie die Feier vom 9. Mai eine ganze Schillerliteratur gezeitigt hat, so hat sie auch viele Maler angeregt, ihre künstlerische Phantasie an Schillerbildnissen zu erproben, die den überlieferten Zügen der historischen Porträts einen neuen, das Wesen des Dichters in origineller Auffassung offenbarenden Ausdruck verleihen sollen. Unter diesen Erzeugnissen nimmt das Bild, das Leo Samberger auf Wunsch von Ferd. Avenarius geschaffen hat, eine hervorragende Stelle ein, wenn auch mancher Beschauer beim ersten Anblick seltsam davon berührt sein wird. Das Porträt, das in der größeren Ausgabe einen vornehmen Wandschmuck abgibt, ist in dem Stile Lenbachs gemalt. Aus dunklem Hintergrund blitzt scharfbeleuchtet das kühne Profil des Dichters hervor; alle Kunst ist auf die Gewalt des seelischen Ausdrucks gelegt, alles Beiwerk absichtlich vernachlässigt. Unwillkürlich wird jeder Beschauer zunächst an Schiller als den Dichter der Räuber denken; aber ist nicht auch der Dichter des Tell noch von demselben Ingrimm gegen die Tyrannei und derselben feurigen Begeisterung für die Freiheit erfüllt? Man könnte glauben, dem Maler haben bei diesem Werke die schönen Worte Fr. Vischers vorgeschwebt: „Es zuckt, es blitzt in der Wolke: und da, mitten in dieser zuckenden Wolke, sehe ich das Bild Schillers. In seinen Locken wühlt etwas wie ein Wesen von oben; von seiner Stirne glüht etwas, von seinen stolzen Lippen droht etwas wie ein Moseszorn, da er vom Sinai kam und die Menschen um das goldene Kalb tanzend fand, aber es ist Zorn aus Liebe".

3) Ernst Müller, Schiller-Büchlein für Schule und Haus. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1905, G. Freytag. II u. 191 S. 8. Mit 40 Abbildungen. geb. 1 *M*.

Der ehemalige Archivar des Marbacher Schillermuseums, Prof. Ernst Müller, dem wir so manche gediegene Arbeit über Schiller verdanken, hat zum 9. Mai sein vor vier Jahren herausgegebenes treffliches Schiller-Büchlein in neuem Gewande erscheinen lassen. Als Titelblatt ist das Jagemannsche Schillerporträt gewählt. Besonders interessant ist auf S. 56 das von Christophine Schiller gezeichnete Bild ihrer jüngeren Schwester Luise. Das Illustrationsmaterial ist gegen die erste Ausgabe fast um das Dreifache vermehrt, und unter den neuen Bildern sind einige, die zum erstenmal in einem Schillerbuch veröffentlicht werden. Was den Inhalt betrifft, so ist die alte Anordnung, die Einteilung in Biographisches und Literaturgeschichtliches beibehalten; doch ist dem biographischen Teil ein neuer Abschnitt „Schiller im praktischen Leben" hinzugefügt. Es ist erstaunlich, wie viel in diesem Bändchen geboten wird. Nur wer wie E. Müller mit voller Sicherheit das Material beherrscht, vermag alles Wesentliche in so knappe Worte zu fassen. Man lese z. B. die beiden Seiten, die von Schiller als Philosophen handeln. Von der Begeisterung für Rousseau bis zur Auseinandersetzung mit Kant sind die drei Entwicklungsphasen des Dichters so fest und scharf umrissen, daß nicht nur der Lernende, sondern auch der Gelehrte Freude und Nutzen darin finden wird. Das Büchlein ist in der Tat nicht nur „für Schule und Haus" geschrieben; es leistet mehr, als sein Titel verspricht.

4) Theobald Ziegler, Schiller. Mit dem Bildnis Schillers von Kügelgen. Leipzig 1905, B. G. Teubner. VII u. 118 S. 8. 1 *M*, geb. 1,25 *M*. In der Sammlung Aus Natur- und Geisteswelt.

Das aus populären Vorträgen und akademischen Vorlesungen Zieglers hervorgegangene Büchlein gibt in drei Abschnitten (Der junge Schiller — Übergang — Die Zeit der Vollendung und Reife) einen kurzen, aber lebensvollen, nichts Wesentliches auslassenden Überblick über Schillers Entwicklung, in dem außer der Analyse der Werke auch der kulturgeschichtliche Hintergrund als das zum Verständnis des Dichters notwendige Milieu möglichst berücksichtigt wird. Allerdings trägt die Arbeit ihrer Entstehung gemäß mehr den Charakter einer zündenden Festschrift als den einer sorgfältig abgewogenen wissenschaftlichen Untersuchung. Daraus erklärt es sich wohl, wenn von der Braut von Messina zuerst gesagt wird, das Stück klinge ganz menschlich und tief sittlich aus, während bald darauf dasselbe Drama eine „volle" Schicksalstragödie genannt wird, was doch schwerlich behauptet werden kann. Wenn der Verfasser der geistigen und sozialen Strömungen im 19. Jahrhundert seine Gedanken über Schiller in einer Festschrift veröffentlicht, so versteht es sich von selbst, daß es in

einer durch Wärme und Glanz der Darstellung fesselnden, insbesondere durch die Kühnheit der Ideenassoziation anregenden Form geschieht. Und doch ist sein Bestreben, „in der Form durchaus den Charakter des gesprochenen Wortes zu wahren", wie es im Vorwort heißt, nicht immer glücklich für die vorliegende Abfassung gewesen, da der Leser andere Ansprüche macht als der von der Persönlichkeit des Redners ergriffene Zuhörer. Von Schillers Räubern z. B. heißt es (S. 17), sie seien „noch heute ihrer Wirkung sicher wie am ersten Tag", und von Kabale und Liebe, einem Werke, dem der Verfasser nicht ganz mit Unrecht nach Wallenstein den zweiten Platz anweist, heißt es (S. 26), es wirke „noch heute frisch fast wie am ersten Tag". Nicht minder auffallend ist die Wiederholung auf S. 41 und 42: „Die drei Jugendstücke klingen in einem großen Umsonst aus" und mit verändertem Kasus: „Don Karlos klingt nicht wie der Fiesko in ein großes Umsonst aus". Hier fehlt offenbar die letzte Redaktion.

5) Friedrich Schläger, Schillerworte zum 9. Mai 1905 aus Schillers Dramen der deutschen Jugend und dem deutschen Volke dargeboten. Duodezformat in hochfeiner Ausstattung (Empirestil) mit vielen Initialen, Vignetten, Zierleisten in zweifarbigem Druck. Gießen, Emil Roth. 1 *M*, geb. 2 *M*. Billige Schulausgabe 0,50 *M*.

Diese Sammlung, welche der Verfasser herausgegeben hat, um die Jugend zu liebevoller Lektüre der Werke Schillers anzuregen, läßt die Lyrik ganz beiseite, beschränkt sich nur auf die Dramen, strebt hier aber nach Vollständigkeit, indem nicht nur die Huldigung der Künste, die Fragmente und die durch Schillers Umarbeitung zum geistigen Eigentum des Dichters gewordene Turandot, sondern auch die Übersetzungen, insbesondere die des Macbeth und der Phädra, in Betracht gezogen werden. Auch in diesen letzteren noch „Schillerworte" finden zu wollen, scheint mir bedenklich. Die nach der chronologischen Reihenfolge der Dramen zusammengestellte Auswahl ist im wesentlichen gut, wenn auch der Verfasser in dem Bestreben, „poetische Perlen", wie es im Geleitwort heißt, aneinanderzureihen, bisweilen zu weit geht; schwerlich paßt z. B. dieser Ausdruck auf Sätze wie: „Engel grollen nicht. — Diese Welt ist so schön. — Träume bedeuten nichts. — Träume kommen von Gott. — Mitternacht ist eine ungewöhnliche Stunde". Der Hauptwert des Büchleins liegt in den den einzelnen Zitaten beigegebenen Hinweisen auf Parallelstellen bei Schiller selbst, bei Goethe, Shakespeare, Lessing, Kleist, Körner, Grillparzer und Gustav Freytag. Die Ausstattung ist hübsch, abgesehen von dem der Sammlung vorgedruckten wenig geschmackvollen Schillerbildnis.

6) Albert Ludwig, Das Urteil über Schiller im neunzehnten Jahrhundert. Eine Revision seines Prozesses. Von der Gesellschaft für Literatur und Kunst in Bonn gekrönte Preisschrift. Bonn 1905, Friedrich Cohen. 113 S. 8. 2 *M*.

Im Hinblick auf die Säkularfeier von Schillers Todestag läßt

der Verfasser „die einzelnen Instanzen des Prozesses, den unser großer Dramatiker vor dem Richterstuhl der Nachwelt durchzufechten hatte, an uns vorüberziehen". Dabei erhalten wir zugleich höchst interessante Einblicke in die geistigen Strömungen des vergangenen Jahrhunderts. So schildert z. B. der erste Abschnitt, wie nach Schillers Tode der alte Rationalismus seinen Widerstand gegen Schiller mehr und mehr aufgibt, wie dagegen die alte Abneigung der Romantiker bis zu schroffer Feindschaft sich steigert; wie dann der patriotische Aufschwung der Befreiungskriege zwar das Gefühl der Größe Schillers im Volke, besonders im mittleren Bürgerstande wachruft, wie aber infolge der bald eintretenden politischen Reaktion und des elenden Zustandes der Bühne von neuem diese Schillerverehrung vor den von Ludwig Tieck verfochtenen romantischen Theorieen zurückweichen muß. In knapper und doch lebensvoller Darstellung führt uns dieser geschichtliche Rückblick durch oft unbegreifliche Wandlungen des Urteils bis ans Ende des Jahrhunderts, wo endlich nach der ungerechten Kritik Otto Ludwigs und den herausfordernden Phrasen Nietzsches mit der Literaturgeschichte Scherers eine gerechte, literarhistorisch begründete Würdigung des Dichters eintritt.

Zu loben sind die geschickte Auswahl des Materials und die Besonnenheit, mit der jedesmal das über Schiller gefällte Urteil vom Verfasser selbst beurteilt wird. Daß das Material, wie es im Nachwort heißt, aus Mangel an Raum und Zeit nur den Urteilen der Dichter, Kritiker und Literarhistoriker entnommen ist und die fachwissenschaftliche Ästhetik nur gestreift wird, scheint mir den Wert der Arbeit kaum zu beeinträchtigen. Handelt es sich doch im Grunde darum, das Verhältnis der Volksseele zu Schiller festzustellen, und dafür kommt zweierlei in Betracht: Schiller als Mensch und Schiller als Dramatiker. Über beides gibt die Abhandlung mit erfreulicher Klarheit Auskunft. Auffallend ist es zu sehen, wie bei den Urteilen über Schillers Dramen die Wallensteintragödie in den Vordergrund tritt; Feinde und Freunde fühlen, daß in diesem gewaltigen Werke alle Seiten des Dichters und des Menschen am entschiedensten zum Ausdruck kommen. Wertvoll sind auch die der Schrift angefügten literarischen Nachweise, welche über die benutzten Zitate genaue Auskunft geben.

7) **Oskar Netoliczka, Was Schiller uns sein kann.** Festrede bei der Schillerfeier im Konzerthause zu Kronstadt. Kronstadt (Ungarn), Zeidner. 10 S. gr. 8.

Nicht ohne Rührung wird man diese Rede des durch seine Veröffentlichungen auf dem Gebiet des deutschen Unterrichts bekannten Verfassers lesen. Mit warmer Begeisterung und tiefer Einsicht in das Wesen des Dichters zeigt er den vom Magyarentum mehr und mehr bedrängten Deutschen Siebenbürgens, welchen Trost und welche Kraft sie aus Schiller, dem Führer zur Freiheit

und Schönheit, schöpfen können. „Schiller war der Anwalt der Ideale, nicht der Illusionen". Seine Kunst, die durch ihre sittliche Höhe mit der Religion verschwistert ist, überzeugt uns von dem ewigen Siege der Idee. „Wo die durch Selbstzucht gebundene Kraft sich auswirkt im Dienste des Sittlichen, da ist der Erfolg gewiß". Möge es der kleinen Schrift gelingen, diese Überzeugung, die nicht nur den Sachsen Ungarns, sondern auch uns allen in den Kämpfen der Gegenwart so not tut, recht weit zu verbreiten.

Berlin. Johannes Schmidt.

Franz Müller, Deutsche Größe. Ein wiedererstandener Hymnus-Entwurf Schillers. Schillerfestgabe an Demmin, die pommersche Bürgerheimat des Grafen Heinrich Ernst Schimmelmann. Demmin 1905, W. Gsellius. 37 S. 8. 0,50 ℳ.

Das liebenswürdige Büchlein soll eine Besprechung an dieser Stelle erfahren, damit es nicht unverdientermaßen in der großen Masse der Schillerjubiläumsliteratur unbeachtet verschwindet. Es gilt zwar nur einem einzigen, noch dazu unvollendet gebliebenen Gedichte Schillers und es hat dadurch, daß es zugleich eine Gabe für des Verfassers Heimatstadt Demmin werden sollte, die volle Einheitlichkeit verloren. Aber namentlich was es in den beiden ersten Abschnitten bietet, die allein dem Hymnus „Deutsche Größe" gelten, ist vielfach wertvoll. Wir erhalten hübsche Bemerkungen über die Eigenart Schillerscher Entwürfe, die durch den „Hymnus" belegt wird, verglichen mit solchen Goethes; das ästhetische Kulturideal Schillers, der scharf zwischen deutscher Nation und deutschem Reiche unterscheidet, tritt in Gegensatz zu August Niemanns politischem Herrschaftsideal; der Verfasser findet als gründlicher Thukydideskenner einige hübsche Ähnlichkeiten zwischen der Perikleischen Leichenrede und dem Schillerschen Hymnus (natürlich ohne Benutzung des Thukydides durch Schiller anzunehmen, die ja den Ähnlichkeiten einen Teil ihrer Wirkung nehmen würde); verwandte Gedichte Schillers, in denen einzelne Gedanken des Hymnus verwertet wurden, sind mehrfach geschickt herangezogen. Bei diesen Vorzügen nimmt man Dinge wie die etwas gezwungene Parallelisierung eines Schillerschen Verses mit einem Ausspruch unseres Kaisers, einen übertrieben scharfen Ausfall gegen die „modernen" Dichter und einen desgleichen gegen Haeckel und die Entkirchlichung Frankreichs gern mit in den Kauf, obwohl sie gewiß besser fehlen würden. Noch weniger aber stört der 3. Abschnitt, der als von einem Beispiel echten Weltbürgertums (so wird der Zusammenhang mit dem „Hymnus" und seinem Gedankenkreis einigermaßen hergestellt) von der hochherzigen, durch den dänischen Dichter Baggesen veranlaßten Spende des Herzogs von Augustenburg und des Grafen Heinrich

Ernst Schimmelmann (dessen Vater aus Demmin stammte) an Schiller im Jahre 1791, von ihrem Anlaß und ihren Folgen berichtet.

Greifswald. Edmund Lange.

Hans Strigl, Sprachliche Plaudereien. Kleine volkstümliche Aufsätze über das Werden und Wesen der Sprachen und die Geschichte einzelner Wörter. Erste Folge. Wien und Leipzig 1905, L. Weiß. 127 S. 2 ℳ.

Durch die günstige Aufnahme, die das erste Heft der sprachlichen Plaudereien des Verfassers gefunden hat, ist dieser veranlaßt worden, ein zweites herauszugeben. Darin finden sich fünfzehn Aufsätze, die sich in der Mehrzahl mit einzelnen Worten (Halm, Hag, Hagestolz, town, Journal, Augustus, geruhen, klabastern) oder Wendungen (à huis clos), in der Minderzahl mit anderen Stoffen (Sprachproben aus Abraham a Santa Clara, niederdeutsche Elemente im Hochdeutschen, allerlei Wasserfahrzeuge u. a.) befassen. Strigl erhebt keinen Anspruch darauf, neue Ergebnisse zu bieten, sondern will nur weiteren Kreisen, die den großartigen Forschungen im Bereiche der Sprachwissenschaft und Sprachvergleichung bisher völlig fremd und teilnahmlos gegenübergestanden haben, Liebe zur Sache einflößen.

In der Tat sind die Abhandlungen anregend geschrieben und zeugen von Kenntnis des Entwickelungsganges sprachlicher Erscheinungen und von Geschick, diese volkstümlich darzustellen; doch sind sie von ganz verschiedenem Werte, ohne jeglichen inneren Zusammenhang und ohne bestimmten Plan nebeneinander gestellt. Auch entsprechen die aufgestellten Behauptungen nicht immer dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, z. B. wenn auf S. 17 gesagt wird, Hain sei aus „mitteldeutsch hagin“, Einfriedigung, hervorgegangen „durch Ausstoßung des Kehllautes“, während es auf mhd. hagen (= ahd. hagan) beruht und so entstanden ist, daß sich g zunächst in den Halbvokal j verwandelte und dann zu i wurde (vgl. maget: Maid, voget: Eigenname Voit). Mehrfach werden Dinge, die für die Erörterung von Wichtigkeit sind, unberücksichtigt gelassen. Wenn St. z. B. beachtet hätte, daß im Oberhessischen (vgl. Crecelius, Oberhess. Wörterbuch S. 672) ein Zeitwort rabastern, zanken, streiten vorhanden ist, so würde er sich wohl gehütet haben, das in Bildungsweise und Betonung sehr ähnliche klabastern aus lat. calce pistare abzuleiten. Auch sonst sind die vorgebrachten Ansichten zuweilen anfechtbar, so die Annahme (S. 13), daß calamitas volksetymologisch aus columitas entstellt sei.

Eisenberg S. A. O. Weise.

Alfred Biese, Römische Elegiker (Catull, Tibull, Properz, Ovid) in Auswahl für den Schulgebrauch herausgegeben. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig-Wien 1905, G. Freytag-F. Tempsky. 108 S. kl. 8. geb. 1,20 *M*.

Chrestomathien waren bei uns lange Zeit verpönt. Während man — vor Jahrzehnten — in österreichischen Gymnasien die Jugend mit Chrestomathien übersättigte, so daß die Schüler und Lehrer, wie uns Th. Gomperz in seinen „Essays und Erinnerungen" (S. 209) erzählt, „mit Neid auf die deutschen Gymnasien draußen „im Reich" blickten, an denen man die alten Klassiker in unverstümmelten Ausgaben las", war es in preußischen höheren Lehranstalten dem Lehrer möglich, das und so viel von einer im Unterrichte zu behandelnden Schrift zu lesen, als ihm nötig und geeignet schien. Das ist jetzt infolge des veränderten Lehrbetriebes vielfach anders geworden. Aber auch heute noch sind Ausgaben „in Auswahl" von gar manchen klassischen Schriften, wie Xenophons Anabasis oder Vergils Äneis, Behelfe von zweifelhaftem Werte, und gar mancher Lehrer mag sich, wenn er sie aus irgendeinem Grunde beim Unterrichte zu benutzen hat, nur ungern mit ihnen abfinden, sei es auch nur, weil er sich in der Freiheit seines eignen Urteils, was die passende Auswahl betrifft, beschränkt sieht; denn das sollte billigerweise dem subjektiven Ermessen jedes einzelnen anheimgegeben sein. Wenn wir trotzdem in der Lage sind, hier die Ausgabe einer Auswahl aus Dichtern zu empfehlen, so rechtfertigt sich das einmal dadurch, daß es lyrische Gedichte sind, die hier zusammengestellt werden. Die Lyrik spricht gern in einzelnen, kurzen Gedanken; mit jedem ausgewählten Gedicht oder Gedichtchen kann eine Sonderstimmung ausklingen, ohne daß man den Zusammenhang mit dem vorigen oder folgenden sucht oder vermißt wie bei Epos oder Lehrgedicht. Es rechtfertigt sich ferner darin, daß B. von denjenigen Dichtern Abschnitte bietet, die in der römischen Literatur eine besonders bedeutsame Stellung einnehmen, so daß es wohl angezeigt erscheint, daß man dem Schüler auch hiervon einige Kenntnis vermittelt: von dem italischen Gallier Catull, dem Gelegenheitsdichter in Goetheschem Sinne, in dessen Munde eine „Melodie und Fülle erklang, wie sie den Griechen seit Jahrhunderten abhanden gekommen war"[1]), sodann von Tibull, Properz und Ovid, die die moderne Poesie der hellenistischen Welt fortsetzten. Unsre Billigung der vorliegenden „Ausgabe in Auswahl" rechtfertigt sich endlich und insonderheit in dem, was der Hrsg. ausgewählt hat und wie er die Auswahl ausgestattet hat. Das Buch ist vor 15 Jahren in 1. Auflage erschienen; schon daß eine zweite nötig wurde, zeigt, daß es einem Bedürfnis entgegengekommen ist, wenigstens daß die Absicht, die es verfolgt, sich allmählich Bahn bricht. Die

---

[1]) Friedr. Leo, Die Originalität der römischen Literatur. Festrede. Göttingen 1904.

Auswahl der Gedichte ist so getroffen, daß daraus ein Gesamtbild des Dichters gewonnen werden kann; von Ovid wird so viel geboten, daß das Bild des Dichters, das dem Schüler nur sehr einseitig aus den Metamorphosen vorschwebt, in ansprechender, ja ergreifender Weise erweitert wird. Von Catull sind auf 19 Seiten 39 Gedichte aufgenommen, darunter eines (an Caesar), was in der ersten Auflage nicht stand; von Tibull auf 9 Seiten 8 Gedichte (3 neu), von Properz auf 10 Seiten 8 Gedichte, von Ovid auf 24 Seiten 2 Abschnitte aus Am., 1 aus A. a., 9 aus den Tristien, 3 aus ex Ponto, darunter 4 neu gegenüber der 1. Auflage.

Die aus Catull ausgewählten Gedichte sind geordnet nach der zeitlichen Entwicklung seines Verhältnisses zu Clodia-Lesbia; sie zeigen alle seine Empfindungen von der Liebe, dem Zweifel, dem Schwanken bis zur Verachtung und zum Haß; dann lernen wir sein Verhältnis zu den Freunden, zu seinem Bruder kennen, sowie sein Heimats- und Naturgefühl, auch seine Schärfe und seinen derben oder schalkhaften Humor. Bei Nr. 2 (c. 51), das sich eng an eines der Gedichte Sapphos anschließt, wird der griechische Text danebengestellt. In ähnlicher Weise wird uns der schwärmerische Tibull, der *tener*, und der leidenschaftliche Properz in charakteristischen Gedichten vorgeführt. Die Auswahl aus Ovid, die längere zusammenhängende Stücke bringt, scheint uns besonders geschickt getroffen: Am. III 9 „Elegie auf den Tod des Tibull", Trist. IV 10 „Mein Leben", I 3 der innige „Abschied von Rom", I 2 „Der Seesturm" u. a.

In der Einleitung (10 S.) wird — außer einem kurzen Lebensabriß und Würdigung der literargeschichtlichen Stellung der Dichter — jedes Gedicht ganz kurz charakterisiert, wodurch der Schüler zusammen mit der jedesmaligen Überschrift einen kurzen Hinweis auf den Inhalt erhält, der von vornherein das Verständnis erleichtert. — Verständnis im einzelnen und im ganzen zu vermitteln sind namentlich die „Erläuterungen" (S. 81—108) bestimmt, die sich auf antiquarische, mythologische, geschichtliche, literarische, grammatische, metrische Dinge beziehen, auch gern auf homerische oder sophokleische Wendungen aufmerksam machen. Sie sind durchweg knapp gefaßt und, wenn auch nicht gerade reichlich, doch ausreichend, um aufmerksame Leser — als solche sind reife Obersekundaner oder angehende Primaner gedacht — über die Dichtung und die Stelle aufzuklären. Übrigens sind sie gegenüber der 1. Auflage erheblich vermehrt. Die nicht seltenen Übersetzungshilfen darunter geben in geschmackvollem und angemessenem deutschem Ausdruck den Gedanken wieder, namentlich wenn das poetische Bild im Deutschen ähnliche Metapher zuläßt. Immer sucht der Herausg. durch die Übersetzung, auch durch eingestreute kurze Erklärungen, darauf hinzuwirken, daß die Stimmung, in der der Gedanke gehalten ist, angedeutet wird. Mitunter wird freilich durch die Erläuterungen auch recht be-

scheidenem Schülerwissen Rechnung getragen; so zu Ov. Nr. II v. 15 „Sophokles war neben Äschylus und Euripides der größte Tragiker der Alten“, Nr. II v. 37 „coma : metaphorisch = Laub“, Nr. III v. 32 „corpore: abl. compar.“ (es folgt der Komparativ pluris), Nr. XII v. 29 „non nihilum = aliquid“. Auf S. 99 ff. wird innerhalb 3 Seiten die Bemerkung über Cornelius Gallus dreimal wiederholt. So wird es mitunter dem Schüler gar bequem gemacht. Anderseits wird er mit der Bemerkung zu Catull Nr. XXII v. 10 „sprichwörtlich seit Homer“ nicht viel anzufangen wissen. Die sachliche Angabe zu Ov. Nr. IV v. 34 „die tres viri capitales hatten Sklaven-Gerichtsbarkeit und Gefängnis-Aufsicht“ (der Ausdruck scheint nicht gut gewählt) charakterisiert diese Beamtenklasse nicht ausreichend; das Wesentliche ist doch, daß sie die Kriminalpolizei der Hauptstadt war. Die Übersetzung von *lusor amorum* in Ovids selbstgewählter Grabschrift (Nr. VII v. 73) „der Verfasser von Liebesgedichten“ ist doch zu farblos; der Begriff des *ludere* hätte wohl zum Ausdruck kommen sollen. — Indessen diese geringen Ausstellungen, die wir an einigen unwesentlichen Einzelheiten machen, sollen nicht unser oben ausgesprochenes lobendes Urteil über das Buch beeinträchtigen. Wir betonen zum Schluß nochmals ausdrücklich, daß wir es für ein willkommenes Hilfsmittel halten, um die Lektüre der lateinischen Dichter in unseren obersten Klassen — nach Vergil, vor Horaz — zu ergänzen. Wir würden es für einen großen Vorteil halten, wenn es in recht viel Gymnasien die Prolusio zu Horaz bildete.

Der Text ist für Catull, Tibull, Properz im wesentlichen der Haupt-Vahlensche, für Ovid der Merkel-Ehwaldsche. Ein durchgehendes Druckversehen ist stehen geblieben: die Inhaltsangabe paginiert: S. VIII—XVIII, Text S. 1—62; im Buche steht aber fortlaufende Seitenzählung 1—80.

Hanau. O. Wackermann.

Cäsars Bürgerkrieg. Zum Schulgebrauch bearbeitet und erläutert von H. Kleist. Bielefeld und Leipzig 1904, Velhagen & Klasing. Band I: Text, XXI u. 202 S. geb. 1,80 ℳ. Band II: Kommentar, 86 S. geb. 0,90 ℳ.

In der Sammlung lateinischer und griechischer Schulausgaben von H. J. Müller und O. Jäger (Verlag von Velhagen & Klasing) ist kürzlich auch Cäsars Bürgerkrieg erschienen, herausgegeben von H. Kleist, der schon Cäsars Gallischen Krieg in dieser Sammlung bearbeitet hat. Die vorliegende Ausgabe bietet den vollständigen Text der drei Bücher des Werkes, während in dem Kommentar das erste Buch ganz, von den beiden andern aber nur diejenigen Abschnitte erklärt worden sind, die erfahrungsgemäß am meisten gelesen werden (II 23 bis Schluß; III 41 bis Schluß[1]). Der

[1]) Letztere Abschnitte werden auch in den amtlichen Lehrplänen und Lehraufgaben für d. h. Sch. in Preußen von 1901 S. 25 empfohlen.

Kommentar ist von dem Verfasser für Schüler bestimmt, die mindestens drei Halbjahre das Bellum Gallicum gelesen haben. Die vorliegende Schrift soll also den Lesestoff für das zweite Halbjahr der O III bilden, was ja nach den Lehrplänen zulässig ist. Dagegen möchte ich auf Grund meiner Erfahrungen bemerken, daß dann die Lektüre des Bellum Gallicum zu kurz kommt; denn von den acht lateinischen Stunden in O III bleiben nur zwei für Cäsar übrig. Ich halte es aber für wichtiger, daß ein Tertianer eine möglichst genaue Kenntnis von dem Bellum Gallicum gewinnt, als daß er dieses nur teilweise kennen lernt und außerdem einige Abschnitte aus dem Bellum civile liest, die ihm meistenteils sachlich wie sprachlich recht schwer fallen. Um so bereitwilliger aber nehme ich den an zweiter Stelle gemachten Vorschlag des Herausgebers an, diese Schrift zur Privatlektüre, deren Anregung und Anleitung ja durch die Lehrpläne (S. 27) gefordert wird, für die Schüler der oberen Klassen zu empfehlen. Ich glaube bestimmt, daß diese Lektüre bei manchem Primaner großes Interesse erwecken und ihn befähigen wird, einen tieferen Einblick in die Verhältnisse zu bekommen, die für den größten Römer von so schwerwiegender Bedeutung gewesen sind.

Der Kommentar ist wie der zum Bellum Gallicum recht geschickt und praktisch angelegt. Alle Bemerkungen zeichnen sich durch Klarheit aus und sind, soweit ich sie habe prüfen können, im wesentlichen richtig. An einigen Stellen scheinen sie mir überflüssig zu sein, da sie einem Obertertianer im zweiten Halbjahr schon geläufig sein müssen, wie I 13, 3 u. 4 zu *ordo* und *primi pili centurio*; I 42, 1 zu *agger*, I 22, 6 zu *impetrare de*, I 41, 2 zu *in medio colle*, I 13, 2 zu *proinde*. Auch die Bezeichnung der Quantität wie in *suā sponte* (I 31, 2), *timoris causā* (I 33, 1) und öfter könnte fehlen.

Was den Text der Ausgabe betrifft, so hat Kleist, um ihn möglichst lesbar zu machen, die neueren Ausgaben von Paul-Ellger, Menge, Fügner sorgfältig berücksichtigt und auch sonstige Vorschläge zur Besserung verderbter Stellen vielfach benutzt. Wo die Überlieferung unheilbar und die bisherigen Mittel zur Heilung unzureichend schienen, hat er auch eigene Konjekturen in den Text genommen. Es sind dies mehr als 70. Auf diese Weise ist ein Text zustande gekommen, der sich recht glatt liest. An erster Stelle erwähne ich einige Zusätze, die Kleist mir mit Recht in den überlieferten Text einzufügen scheint. So setzt er I 10, 1 zwischen *cum* und *Caesare* das Pränomen *L.* ein, wie dieser Mann auch I 8, 2 und II 23, 3 bezeichnet wird, und zwar tut er dies offenbar deshalb, weil anderthalb Zeilen später in den Worten *Caesaris postulata* ein anderer Cäsar, nämlich der berühmte Feldherr, gemeint ist. Also um eine leicht mögliche Verwechselung zu vermeiden, ist der Zusatz des Vornamens erforderlich. I 12, 3 steht in den Handschriften: *quod oppidum Attius cohortibus*

introductis tenebat. Kleist schreibt: *P. Attius Varus*, wie dieser Mann II 23, 1 genannt wird. Auch an unserer Stelle ist meiner Meinung nach der vollständige Name notwendig; denn erstens erscheint er hier zum ersten Male, zweitens kommt er in der Form *Attius* außer an unserer Stelle nur noch einmal im Bellum civile vor, nämlich II 28, 3. Sonst wird der Mann dreimal als P. Attius, viermal als Attius Varus, siebzehnmal als Varus bezeichnet. Wenn ihn also Cäsar mit einem Namen bezeichnen wollte, so nannte er ihn Varus, was er jedoch II 28, 3 nicht konnte, weil kurz vorher noch von einem anderen Varus, nämlich Sextus Quinctilius Varus, die Rede war. Deshalb ist es sicher, daß Cäsar diesen Mann hier, wo er ihn zum ersten Male nennt, nicht einfach als Attius bezeichnet hat. Wenn aber feststeht, daß bei dem Worte *Attius* an unserer Stelle etwas fehlt, dann ist es wohl mit Rücksicht darauf, daß der Name hier zum ersten Male erwähnt wird, am richtigsten, den vollen Namen zu schreiben wie II 23, 1. Unmittelbar hinter diese Worte fügt Kleist ebenso wie Menge noch *tribus* ein. III 25, 1 haben die Handschriften: *quibus necessario committendum existimabat.* Kleist setzt *fuisse* hinter *committendum* ein, was meinen Beifall hat, da es doch unabhängig *committendum fuit* heißen müßte. III 58, 5 ist in den Handschriften überliefert: *sed postquam non modo hordeum pabulumque omnibus locis herbaeque desectae....* Da das Verb *desectae* nicht zu den beiden ersten Subjekten paßt und somit ein recht hartes Zeugma anzunehmen wäre, fügt Kleist, allerdings nicht in seinem Text, aber doch in seinem Kommentar, an dieser Stelle hinter *pabulum* mit Rücksicht auf das in § 3 stehende *consumpserant* das Partizip *consumptum* ein, stellt *omnibus locis* hinter *herbaeque*, wozu es offenbar besser paßt, und fügt zu *desectae* das unbedingt notwendige *erant* hinzu. Durch diese Konjektur schwindet jeder Anstoß, den diese Stelle sonst bietet. Andere Zusätze, die Kleist macht, sind derart, daß wohl niemand daran Anstoß nehmen würde, wenn sie handschriftliche Gewähr hätten, ihre Notwendigkeit aber wird vielleicht mancher bezweifeln. Dahin rechne ich II 28, 1 *eodemque legiones* (statt *legionesque*), III 19, 2 *Caesar* hinter *mittit*, 21, 5 *eo* hinter *Neapoli*, 25, 2 *Pompei* hinter *classibus*, 42, 4 *exque Parthinis* (statt *Parthinisque*), 61, 3 *nostris* hinter *munitionibus*, 111, 4 *et* hinter *haberent.* Andere Zusätze, die Kleist macht, scheinen mir nicht erforderlich zu sein; ich werde sie an anderer Stelle eingehender besprechen. An einer großen Zahl von Stellen scheidet Kleist Worte, welche die Handschriften überliefern, und an denen bisher niemand Anstoß genommen hat, aus dem Text aus. Hierin kann ich ihm oft nicht folgen, wenn ich auch zugebe, daß die schlechte Überlieferung, in der uns das Bellum civile vorliegt, an vielen Stellen ein etwas gewaltsames Vorgehen rechtfertigt. Allerdings gebe ich III 2, 3 das handschriftliche *Galli*, das die meisten Herausgeber

in *Gallicis*, Menge in *Galliae* ändert, vor *tot* gern preis, da es den Sinn stört. Auch III 110, 3 halte ich *provinciae* hinter *Ciliciaeque* für einen ganz überflüssigen Zusatz. Ebenso scheint II 7, 3 *ad cognoscendum*, das überdies nicht alle Handschriften haben, vor *effudit* nicht von Cäsar herzurühren. Die Worte *ad cognoscendum* ohne jede nähere Bestimmung finden sich bei Cäsar nur noch einmal, nämlich B. G. VII 42, 1, und dort heißen sie „zur Entscheidung", was sie hier unbedingt nicht bedeuten. Die nachfolgenden Worte *re cognita* machen sie in diesem Zusammenhang überflüssig. Auch Meusel hält sie für unecht; s. Lex. I Sp. 574. Ferner streicht Kleist I 73, 2 wohl mit Recht das hinter *consiliantibus* überlieferte *iis*; denn jeder muß die Worte unmittelbar vor *nuntiatur* (oder *nuntiantur*, wie andere schreiben) für Dative ansehen, da Cäsar nur sehr selten[1]) das Verb *nuntiare* ohne Dativ gebraucht. Dann aber ist die Hinzufügung des Pronomens unstatthaft. Auch würde ich II 41, 3 auf die Vorsilbe *re* in *reponant spem omnem in virtute* gern verzichten, da Cäsar sonst in dieser Redensart stets das Simplex gebraucht, und sie nicht mit einer Stelle aus Livius (I 49, 4: *in caritate civium nihil spei reponere*) zu stützen suchen. Ferner gebe ich zu, daß II 12, 3 die Präposition *ab* vor *defensione* bei *desistere* gegen Cäsars Sprachgebrauch ist, da er stets den bloßen Ablativ damit verbindet, so daß alle Herausgeber, auch Meusel, B. G. VII 12, 1, wo die zweite Handschriftenklasse (*β*) *ab oppugnatione desistere* bietet, es verschmähen, die Präposition in den Text zu setzen. Endlich würde ich I 44, 2 und III 93, 5 mit Kleist lieber *loco cedere* als *excedere* für cäsarisch halten, wenn es nicht auch noch III 45, 4 vorkäme, wo Kleist *eo loco excedere* für richtig hält. Aber an anderen Stellen hat der Herausgeber meiner Ansicht nach ohne zwingenden Grund Wörter oder Silben aus seinem Text verbannt. So glaube ich nicht, daß I 2, 2 die Präposition *in* vor *eam orationem* in Verbindung mit dem Verb *ingredi* zu tilgen ist, wenn auch Cäsar *causam ingredi* sagt (vgl. B. C. III 20, 4). Denn B. C. III 18, 3 sagt er *ingredi in sermonem*, wo Kleist ebenfalls das *in* streicht, und auch Cicero sagt *ingredior in reliquam orationem* (Phil. VII 8). III 99, 4 tilgt der Herausgeber die Vorsilbe *re* in *refugiens*, doch heißt *refugere* hier wie auch sonst öfter bei Cäsar „sich flüchten"; vgl. Meusel Lex. II Sp. 1648. Aus demselben Grunde ist daher auch das im vorhergehenden Paragraphen stehende *refugerunt* nicht in *profugerunt* zu ändern, wie Kleist will. I 71, 1 merzt er *idem* aus, während Meusel dafür *id* schreibt; vgl. Lex. II Sp. 758. III 21, 4 ist *eum* zwischen *atque* und *in Thurinum* getilgt, während

[1]) Ich kenne nur eine Stelle, nämlich B. C. III 36, 1, abgesehen von den Fällen, in denen *nuntiare* in der Konstruktion des Abl. abs. vorkommt, wo eine Hinzufügung des Dativs wegen der Beziehung auf das Subjekt des Satzes unmöglich ist.

Apitz wohl besser *eum* vor *atque* stellt, was auch Ellger in der Paulschen Ausgabe billigt. Andere Streichungen übergehe ich hier. I 74, 2 nimmt Kleist nach meiner Meinung mit Recht eine Umstellung vor, indem er *quodque arma* für *armaque quod* schreibt, was wohl unmöglich ist. Die Verbindung *quod... quodque* findet sich bei Cäsar B. G. I 14, 4; V 27, 2; B. C. III 43, 2; 61, 1. Für den Plural *exercitus* setzt Kleist I 10, 3 den Singular; wohl mit Recht, da es im folgenden Kapitel § 1 ebenso heißt. Dagegen scheint mir I 8, 3 die Änderung von *nocere* in *nociturum* nicht notwendig zu sein, da auch II 27, 2 und III 8, 3 der Inf. praes. bei *sperare* steht. Ebenso ist die Änderung des überlieferten *pervenit* I 33, 4 in *contendit* wohl wegen des gleich nachher folgenden Simplex *venisset* unnötig; denn ganz ähnlich heißt es B. G. II 2, 6 *pervenit* und gleich darauf 3, 1 *eo cum... venisset.* — Noch will ich erwähnen, daß Kleist auch einige größere Änderungen vornimmt, die aber wohl nur den Zweck haben, eine angenommene Verderbnis durch unanstößige Worte zu ersetzen, die deshalb nicht für echt gelten sollen. Hierfür nur ein Beispiel. Er schreibt I 11, 2 für die überlieferte Lesart *peracto consulatu Caesaris*, welche der Erklärung Schwierigkeiten bereitet, *ante comitia consularia*. Ohne Zweifel würden diese Worte klarer sein; daß sie aber Cäsar wirklich geschrieben hat, wird keiner auf Grund der Überlieferung behaupten wollen. Die angeführten Proben mögen genügen, um darzutun, mit welchem Eifer sich Kleist um die Besserung des Textes bemüht hat. Kann ich ihm auch nicht überall beistimmen, so muß ich doch darauf hinweisen, daß viele seiner Konjekturen zu erneuter Prüfung der Überlieferung und zu weiterer Erforschung des cäsarischen Sprachgebrauchs Anregung geben.

Zum Schluß hebe ich hervor, daß dem Text eine Einleitung vorausgeschickt ist, die den Schüler in treffender und klarer Weise über die Gründe belehrt, welche zu dem Bürgerkriege geführt haben. Im Anhang findet sich ein Verzeichnis der Eigennamen, das sehr ausführliche Angaben zuweilen auch mit Hinweisungen auf das Bellum Gallicum bietet. Auf einer beigegebenen Karte werden die vier wichtigsten Kriegsschauplätze (bei Ilerda, Dyrrhachium, Pharsalus und der Feldzug des Curio in Afrika) veranschaulicht.

Die Ausstattung ist sehr schön, der Druck ganz korrekt.

Um mein Urteil über diese Ausgabe kurz zusammenzufassen, erkläre ich, daß ich sie unseren Schülern, die Gelegenheit haben, das Bellum civile zu lesen, aufs angelegentlichste empfehle. Aber auch jeder, der sich wissenschaftlich mit diesem Werke beschäftigt, wird diese Ausgabe berücksichtigen müssen.

Stargard in Pommern. R. Richter.

A. Przygode und E. Engelmann, Griechischer Anfangsunterricht im Anschluß an Xenophons Anabasis. I. Teil: Unter-Tertia. Berlin 1904, F. A. Herbig. VIII u. 134 S. 8. geb. 2,40 *M*.

Die Verfasser haben sich die Aufgabe gestellt, auf einer in ihrer literarischen Verwendung methodisch neuen Basis eine griechische Elementargrammatik zu bieten, die das in den amtlich geltenden Lehrplänen aufgestellte Unterrichtsziel in schnellerer und gründlicherer Weise erreichen lassen soll, als es nach den vorhandenen diesbezüglichen Büchern bisher möglich war. Theoretisch sind die überzeugenden Gedanken, die bei der Abfassung des Buches die leitenden waren, von den Verfassern in der Vorbemerkung, von Przygode noch besonders in dem diesjährigen Programm des Mommsen-Gymnasiums zu Charlottenburg entwickelt worden.

Da die Methode zum ersten Male dem weiteren Kreise der Fachmänner zur Kritik vorliegt, so wird der, der zu dem Buche überhaupt Stellung nehmen will, sich zunächst eine rein prinzipielle Frage vorlegen müssen: Warum soll von der alten Art, den griechischen Anfangsunterricht zu handhaben, abgegangen werden? und sodann weiter speziell zusehen, welche Vorzüge die neue Methode der alten gegenüber bietet.

Die herkömmliche Art des griechischen Elementarunterrichtes leidet hauptsächlich an dem Mangel, daß dem Schüler als Fundament zur Erlernung der Sprache ein System grammatischer Kategorieen mit Formen geboten wird, das materiell allerdings neu ist, formell aber mit Ausnahme nur weniger Punkte demjenigen völlig gleicht, das dem Schüler aus dem lateinischen und auch deutschen Unterricht bereits geläufig sein soll. Es scheint mir ohne weiteres einleuchtend zu sein, daß der bei dieser Methode unvermeidliche Zeitverlust nur in dem Falle zu rechtfertigen ist, wenn durch den Unterricht eine vollständige und sichere grammatische Schulung angestrebt werden sollte. Dies aber ist nach den Lehrplänen zwar das Ziel des lateinischen Unterrichtes, der überhaupt pädagogisch eine ganz andere Funktion ausüben soll, der, wie Przygode treffend sagt, als verkörperte Logik das zweckmäßigste Turngerät des jugendlichen Geistes bleiben wird, nicht aber das des Griechischen, der ausdrücklich nur eine 'auf ausreichende Sprachkenntnisse gegründete Bekanntschaft mit einigen nach Inhalt und Form besonders hervorragenden Literaturwerken' bezwecken soll. Hängt aber die Bedeutung der grammatischen Schulung in erster Linie von ihrem Werte für die Lektüre ab, was erscheint da unbegründeter, als die geforderte Verbindung beider, die in den Lehrplänen für Unter-Tertia noch besonders betont wird, von vornherein zu zerreißen? Es wird vielmehr a priori die Forderung aufgestellt werden müssen, den Unterricht direkt mit der Lektüre zu beginnen, wenn ein geeigneter Text hierzu gefunden werden kann, und zwar ein Originaltext. Die-

jenigen, die dem angeführten Übelstande der alten Methode dadurch abhelfen wollten, daß sie in Form eines Lesebuches Texte herstellten, übersehen, wie ich glaube — ohne den objektiven Wert dieser Bücher herabsetzen zu wollen —, daß ihre Neuerung zum größten Teil nur in der Paginierung des Buches besteht; statt mit den grammatischen Schemata anzufangen und, wie früher üblich, Übungssätze folgen zu lassen, beginnen sie mit diesen und schließen jene an. Ich möchte mich nicht ganz dem Urteil der Herausgeber anschließen, daß solche Bücher überhaupt nur grammatischen Zwecken dienen können, aber a priori bedarf ja die Superiorität eines Originaltextes keines Beweises. Soll nun aber ein Originaltext vorgelegt werden, so wird ein Zweifel, ob man den Anfang von Xenophons Anabasis zu wählen habe, nur so lange bestehen können, bis durch ein fertiges Buch die Proben gegeben sind, bis praktisch ausgemacht ist, ob sprachlich diesem Versuche Hindernisse entgegentreten (wie z. B. der von anderer Seite vorgeschlagenen Lektüre des Homer). Die vorliegenden Proben nun scheinen mir den Beweis durchaus zu Xenophons Gunsten erbracht zu haben. Andererseits wird auch, soweit der Inhalt der Lektüre bei dieser Frage Berücksichtigung findet, die (gerade durch die politische Tendenz des Buches geforderte) Schlichtheit und Klarheit der Erzählung, ferner die Sphäre, die nicht über das Verständnis eines reiferen Knaben hinausgeht, der Wechsel der Örtlichkeiten, der, was wichtiger ist, den der Völker bedingt, ihrerseits die Anabasis davor schützen, anderen Werken das Feld räumen zu müssen.

Der erste, der den Mangel der alten Lehrart nicht nur erkannte, sondern ihm zur Abhilfe den griechischen Anfangsunterricht in der von Przygode und Engelmann nun schriftlich gebotenen Methode an der Hand von Xenophons Anabasis an seiner Anstalt einrichtete, war der Direktor des Kgl. Prinz Heinrich-Gymnasiums, Prof. Dr. O. Richter, der nun bereits vierzehn Jahre seinem Prinzip treu geblieben ist und durch die Erfolge, die er mit ihnen erzielt hat, zugleich die vollgültigen Proben für den Wert seiner Methode geliefert hat. Der genauen persönlichen Bekanntschaft mit seinem Unterricht verdanken die Verfasser die Hauptanregung zu ihrem Buche. Es sei auch die Bemerkung gestattet, daß ich selbst zu einer der ersten Schülergenerationen des Prinz Heinrich-Gymnasiums gehört und daher nach der Richterschen Methode Griechisch gelernt habe. Somit darf ich für mich vielleicht in dieser speziellen Frage auch eine praktische Sachkenntnis in Anspruch nehmen, wenn anders die passive Einwirkung einer Lehrmethode zu einem solchen Anspruch das Recht gibt.

Über sonstige Versuche, die an anderen Anstalten aus ähnlichen Gründen und mit ähnlichen Zielen gemacht worden sind, sowie über die einschlägige Literatur gibt das genannte Programm

Przygodes Aufschluß. Fachmänner werden in ihm auch wertvolle Winke für die Handhabung des Unterrichtes nach der neuen Methode finden.

Um genau zu verstehen, welches der Sinn der von den Verfassern gewünschten Lehrart sei, scheint es am zweckmäßigsten, das Buch selbst nach seiner Einleitung und nach Proben seines Textes vor Augen zu führen. Es gliedert sich im ganzen in zwei Teile, eine elementare Interpretation von Anabasis I 1—10 (S. 1—95) und eine Zusammenfassung der grammatischen und syntaktischen Erscheinungen (S. 96—134). Vorangeht die Übersicht über das Alphabet und die Einteilung der Laute, folgen soll (vielleicht wohl schon gleichzeitig mit dem II. Teil: Ober-Tertia) in einer neuen Auflage eine systematische Anordnung der Vokabeln und vielleicht auch eine Anzahl deutscher Übungssätze. Der Sinn nun des ersten Teiles des Buches ist der, daß der Schüler 'unter stetem Hinweis auf das Lateinische die griechische Grammatik induktiv zu erfassen' lernt. Wie der Hinweis auf das Lateinische aufzufassen sei, wird der Lehrer durch prägnante Andeutungen wiederholt und hinreichend belehrt [*γι-γν-ο-νται* gi-gn-u-ntur; *παῖδ-ες* cf. adulescent-es; *ὑμῶν* vestrum, vestri; *οἶμαι* opinor, *νομίζω*, *ἡγέομαι* puto; Zeus: Zwei Stämme, *Ζευ-* und *Διϝ-* (divus); *ἡ πεῖρα* der Versuch, die Erfahrung cf. ex-perior; *ὁ κόσμος* der Schmuck, die Ordnung mundus]. Wieweit der Lehrer im einzelnen nach der zur Verfügung stehenden Zeit und nach der Leistungsfähigkeit der Klasse in dieser Beziehung gehen kann, bleibt natürlich dem eigenen Ermessen überlassen. So ist es gemeint, wenn in dem Buche z. B. *ἐπιστολή* schlicht durch epistula erklärt wird ohne Angabe, daß das lateinische Wort ein Fremdwort aus dem Griechischen ist. Eine ähnliche Prägnanz, die ebenfalls ihren Grund in dem Bestreben hat, dem Lehrer nicht vorzugreifen, finden wir an zahlreichen Stellen der deutschen Vokabelerklärung [*βαρβαρικῶς* auf persisch; *ἀναγιγνώσκω* ich lese (erkenne Geschriebenes wieder)], deren Wert durch praktische Verwendung typographischer Mittel [*ἡ δια-βασις* der Über-gang] noch erhöht wird. Ebenso ist in der Formulierung und Erklärung durch Beispiele der syntaktischen Regeln trotz genauer Kennzeichnung der gewünschten Lehrart dem Belieben des Lehrers hinreichend Spielraum gelassen (vgl. S. 72 § 6, S. 74 § 3); dasselbe gilt von den einfachen Erläuterungen der schwierigeren sprachlichen Erscheinungen [*πίπτω* ich falle. St. *πετ-*, Metathesis und Ablaut *πτο-*, perf. *πέ-πτω-κα*]. So ist der gebotene Stoff gleichsam variabel gemacht. Da aber, wo es sich um Erscheinungen handelt, die genau zu verstehen deshalb notwendig ist, weil sie ein typisches Stück des griechischen Sprachcharakters darstellen, wird mit einer über das gewöhnliche Maß hinausgehenden Ausführlichkeit Material zusammengestellt und erklärt. So wird *ἔσ-σ-ομαι* neben *ἔσομαι*, *δυναμj-ς* neben *δύναμις*,

βαίν-ο-μι neben *βαίνω* in allen Formen durchflektiert (man wird nicht einwenden, daß diese gleichsam regressive Art der Formenerklärung noch nicht in den Unterricht auf einer Elementarstufe gehört; warum soll nicht jede Art der Erläuterung zulässig sein, wenn sie die einleuchtende Erklärung einer sprachlichen Erscheinung darstellt, deren Begreifen und Erlernen allerdings dieser Stufe zukommt?), so werden besonders in lehrreichen Fällen die Wortbedeutungen bis in Nuancen hinein entwickelt [*κρίνω* cerno ich scheide, sichte, sondere, fälle ein Urteil, entscheide]. Überhaupt scheint mir die Art der Bedeutungserklärung vornehmlich gelungen zu sein. Es ist bekanntlich schwerer aus dem Griechischen als aus dem Lateinischen ins Deutsche zu übersetzen, da die Art, wie der Grieche den Gedanken formuliert — und wäre es in zwei Worten — erheblich mehr von der des Deutschen als des Römers abweicht; daher ist die von den Verfassern eingeschlagene Methode, die zwischen Vokabularium und Lexikon die Mitte hält, aber oft noch ein Wesentliches hinzufügt: die Verdeutlichung durch Parallelerscheinungen aus dem Deutschen [*κεράμων ἀγορά* Töpfermarkt cf. Neumarkt; *αἱ θύραι* das Feldherrnzelt, der Palast, cf. die Hohe Pforte], ein ausgezeichnetes Mittel, den Schüler auch weit über die Elementarstufe hinaus zu der Fähigkeit des Übersetzens heranzubilden [*ὁ ἄρξας* der gewesene Feldherr; *μέρος τι* ein gut Stück].

In dieser instruktiven Weise wird das Pensum des ersten Jahreskursus vollständig geboten, ja, wie besonders ein Einblick in das von den Unter-Tertianern des Mommsen-Gymnasiums verarbeitete Material (cf. Programm S. 7) zeigt, haben die Schüler bereits — ohne Zeitverlust und Überlastung, weil bei günstiger Gelegenheit eingefügt — 'eine Anzahl von grammatischen Erscheinungen kennen und begreifen gelernt, die nach der gewöhnlichen Pensenverteilung erst der Ober-Tertia zugewiesen werden'. Dabei haben schließlich — und das ist vielleicht das wichtigste — die Schüler schon ein nicht unerhebliches Stück Xenophon gelesen.

Der Lehrer wird natürlich nicht versäumen, neben der induktiven Darbietung des Lehrstoffes an den geeigneten Punkten systematische Zusammenfassungen vorzunehmen, so daß die Sicherheit des Erlernens nach der neuen Methode nicht zurückzustehen braucht hinter der nach der alten. Da fallen denn Sprachgesetze, Bedeutungslehre und ähnliches fort; aber sie waren es ja gerade, die im Gegensatz zu den anderen vorhandenen Grammatiken für den Schüler den starren Formen Interesse und Leben verliehen. Aber schwerlich würde es ausreichen, wenn das Werkzeug, das dem Schüler für die höheren Klassen an tatsächlichem Wissensbestande mitgegeben werden soll, nur auf Zusammenfassungen dieser Art beruhte; die alte Einrichtung der Tabellen, die keinen überflüssigen Buchstaben enthalten, die genau auswendig

gelernt sein müssen, da sie das enthalten, was 'gewußt' werden muß, wird natürlich nie in Fortfall kommen, und so finden wir sie auch im zweiten Teile des Buches, scheinbar genau in hergebrachter Form, aber gerade erst, wenn wir sie durchlesen, merken wir, wieviel durch die induktive Methode vorher gewonnen ist, sie stehen im Przygode-Engelmann in viel kürzerer Form als beispielsweise im Kaegi, und sie dürfen dies auch; der Schüler, der S. 1—95 genau im Unterricht kennen gelernt hat, bedarf naturgemäß nur des Schemas in denkbar kürzester Form, alles, was zur Erklärung nötig ist, ist wie jede einzelne Form bereits dagewesen und meist sogar wiederholt dagewesen, mit einem Wort, das schwierige Geschäft des grammatischen Lernens ist auf ein Wiederholen reduziert. Die scharfe Trennung aber des zweiten vom ersten Teil und die dadurch mögliche knappe Fassung jenes erleichtern naturgemäß auch jedes künftige Repetieren.

Demnach scheinen mir die Vorzüge dieser Methode gegenüber der alten einleuchtend zu sein. Daß sie deren Hauptmangel vermeidet, haben wir gesehen; daß sie die Fortschritte, die in anderen neuen Grammatiken der letzten Jahre vorliegen, sich vollständig zunutze macht, wird keinem Zweifel unterliegen. Aber hiervon unabhängig finden wir noch vornehmlich in zwei Richtungen bedeutende Fortschritte. Erstens wird der Wert einer pädagogischen Methode immer steigen, je mehr sie den Schwerpunkt der Erwerbung des Wissens in das Gebiet des Unterrichtes selbst verlegt. Zweitens muß der Vorteil, daß die Schüler gleich in einen Schriftsteller eingeführt werden, den weiteren zur Folge haben, daß sie sich überhaupt in den Geist des griechischen Altertums schneller und gründlicher einleben.

Friedenau b. Berlin. E. Hoffmann.

R. Kühner, Ausführliche Grammatik der griechischen Sprache. Zweiter Teil: Satzlehre. Dritte Auflage, in zwei Bänden in neuer Bearbeitung besorgt von B. Gerth. Zweiter Band. Hannover und Leipzig 1904, Hahnsche Buchhandlung. X u. 714 S. gr. 8. 14 M.

Nach einem Zwischenraum von sieben Jahren liegt nunmehr auch der zweite Band der Syntax von der Ausführlichen Grammatik der griechischen Sprache von R. Kühner in neuer Bearbeitung vor. Man erkennt leicht, daß der neue Herausgeber keine Mühe gescheut hat, das vortreffliche Buch, dessen Weiterführung er übernommen hatte, den Fortschritten der Wissenschaft gemäß umzugestalten. Bei aller Pietät, die er für die Arbeit eines um das Griechische verdienten Gelehrten gehabt hat, sind doch nur sehr wenige Seiten unverändert geblieben. Vor allem sind von ihm alle Belegstellen auch dieses Bandes nachgeprüft worden. Manches, was sich auf eine falsche Textüberlieferung stützte, ist deshalb gestrichen oder modifiziert worden. Am tiefsten geht die Umgestaltung der Abschnitte, welche die Modi der einzelnen Satzarten behandeln. Der Optativ war für Kühner kein selbständiger

Modus gewesen: er hatte ihn als den Konjunktiv der historischen Tempora definiert. In dieser neuen Bearbeitung werden der Konjunktiv und der Optativ nicht mehr unter dem gemeinsamen Begriff eines Modus der Vorstellung zusammengefaßt, sondern selbständig behandelt. Man begreift, daß das in allen Teilen der Satzlehre Änderungen nötig machte. Die Anordnung ist so ziemlich dieselbe geblieben. Doch fehlt es auch in dieser Hinsicht nicht an Umstellungen, Auslassungen, Zusätzen. Die Befürchtungssätze z. B., die Kühner als abhängige Fragen faßte, werden jetzt nach den Finalsätzen behandelt. Hier, wie an anderen Stellen, zeigt es sich, daß manche traditionelle Besonderheit des Griechischen, die in einer Ausführlichen Grammatik erwähnt und erklärt werden muß, nur auf wenigen, leicht zu ändernden Textesstellen beruht. Hier und da ist auch eine nicht haltbare Spaltung Kühners fallen gelassen; an anderen Stellen ist, was er in eins zusammengezogen hatte, als doch nicht unwesentlich unterschieden getrennt worden. Den Schluß des Buches bilden dankenswerte Zugaben zu dem im engeren Sinne Grammatischen. Ein Kapitel ist der Behandlung von Eigentümlichkeiten des Griechischen in der Wort- und Satzfügung, ein zweites der Betonung, der Wort- und Satzstellung, ein drittes der Periode gewidmet. Als eine staunenswerte Leistung verdienen auch die Register erwähnt zu werden: das am Schlusse das ersten Bandes umfaßt über sechzig große Seiten, das am Schlusse des zweiten Bandes deren über hundert. Man wird nie lange darin zu suchen brauchen, um eine sprachliche Eigentümlichkeit an einer Fülle sprechender Beispiele studieren zu können. So wie das Buch jetzt vorliegt, ist es eine ebenso reiche und zuverlässige als lichtvolle Enzyklopädie der griechischen Sprache. Schon als geordnete Sammlung sprachlichen Materials würde es als ein bequemes Hilfsmittel zu einer gründlichen Beschäftigung mit dem Griechischen mit Freude zu begrüßen sein. Alle diese Belegstellen sind aber zugleich von dem neuen Bearbeiter nachgeprüft worden, wie auch aus der vorhergehenden Auflage viele, an denen seitdem durch eine überzeugungskräftige Änderung das Abweichende beseitigt worden war, ausgeschieden oder durch bessere ersetzt worden sind. Einen so breiten Raum aber auch die Beispiele einnehmen, das Buch trägt in allen Teilen einen wirklich erörternden Charakter. Daß das einleitende oder dazwischengefügte Räsonnement nur eine notdürftige oder scheinbare Zugabe zu ungeheuerlichen Massen sprachlichen Materials sei, wird niemand behaupten können. Aber auch von jener Subtilität, die überall Schwierigkeiten wittert und schließlich das Klarste unklar macht, hält es sich durchaus frei. Es verdient demnach, von allen, die sich ernstlich mit dem Griechischen beschäftigen, zum täglichen Begleiter und Berater genommen zu werden.

Gr. Lichterfelde b. Berlin. O. Weißenfels.

O. Eichler, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Griechische für die oberen Klassen der Gymnasien. II. Teil: Obersekunda. Leipzig 1905, Dürrsche Buchhandlung. 124 S. 8. 1,60 M.

Dieses Übungsbuch enthält außer Einzelsätzen Nachbildungen meist zweckmäßig ausgewählter Abschnitte aus dem 1., 4., 6., 7., 8. und 9. Buche des Herodot, aus Xenophons Memorabilien und aus der 7., 12., 16. und 30. Rede des Lysias. Die 30. Rede halte ich wegen ihrer Form für keine geeignete Klassikerlektüre.

In der Obersekunda preußischer Gymnasien lohnt es sich nicht, für solche Übungen ein besonderes Buch zu benutzen; hier ist das Buch, das die Bedürfnisse der beiden Sekunden berücksichtigt, das zweckmäßigste.

Charlottenburg. Gotthold Sachse.

Johannes Geffcken, Das griechische Drama. Aischylos, Sophokles, Euripides. Mit einem Plan des Theaters des Dionysos zu Athen. Leipzig und Berlin 1904, Theodor Hofmann. 113 S. 8. 1,60 M, geb. 2,20 M.

Das erste Kapitel des oben verzeichneten Buches trägt die Überschrift: Begriff des Klassischen; die letzte Seite dieses Kapitels ist überschrieben: Neue Formulierung des Begriffs klassisch. Man könnte eine Prüfung der jetzt üblichen Auffassung des Begriffes des Klassischen und eine Berichtigung dieser Auffassung erwarten. Nun hat sich die ursprüngliche Anwendung des Wortes *classicus* für einen den Vermögensklassen der altrömischen Verfassung Angehörigen als Gegensatz zu den Eigentumslosen verengt zur Bezeichnung der der ersten Klasse Angehörigen und ist dann in diesem Sinne auf andre Gebiete übertragen worden, wie wir es zuerst bei Gellius 19, 8, 15 auf Schriftsteller noch mit Hinweis auf die ursprüngliche politische Bedeutung des Wortes angewendet finden. Mit dieser Bedeutung des Erstklassigen hat sich dann von selbst die des Mustergültigen, Vorbildlichen, vielleicht auch Idealen verknüpft, und in diesem Sinne gebrauchen wir das Wort noch jetzt. Wie für diesen feststehenden Begriff eine neue Formulierung gefunden werden sollte, ist nicht recht abzusehen, und es ist eine solche Formulierung von dem Verf. auch wohl nicht beabsichtigt worden. Vielmehr scheint er nur neue Gesichtspunkte gewinnen zu wollen, von denen aus das sogenannte klassische Altertum betrachtet werden muß, um mit Recht unter den Begriff des Klassischen gebracht zu werden. Er kämpft gegen die Auffassung, daß das Altertum in jeder Beziehung, in allen einzelnen Erscheinungen für ewige Zeiten, also auch noch für uns vorbildlich sei, aber ich meine, daß die Vertreter dieser Auffassung heutzutage so selten geworden sind, daß ihre Widerlegung kein Bedürfnis mehr ist. Was der Verf. dieser und anderen den Wert des klassischen Altertums

anerkennenden, aber doch einschränkenden Auffassungen gegenüber bemerkt, ist gewiß richtig, sein Versuch, einen anderen Weg einzuschlagen, scheint mir aber nicht hinreichend bestimmte und klare Ergebnisse zu liefern. Ihm ist Athen die klassische Stadt in der Kontinuität seiner Kulturentwicklung; in der Entfaltung aller Kräfte, die dem Menschengeiste gegeben sind, und in der Entfaltung echter Menschlichkeit scheint auch der Verf. die Bedeutung des klassischen Altertums für uns zu finden. Dem gegenüber gestatte ich mir, die Worte hier einzufügen, die Karl Lamprecht in seiner Deutschen Geschichte, Ergänzungsband II 2 S. 431 ausgesprochen hat: „Die Entwicklung des allgemeinen Bildungsideals und damit auch der höheren Schulpolitik strebt einem Ziele zu, das sich mit dem Begriffe nationaler Humanismus noch am ehesten deckt. Aber ist dieser Begriff schon klar durchgebildet oder gar Gemeingut der führenden Kreise? Ein Begriff, der auf Grund ausgedehnter Kenntnis der nahen und der fernsten Welt das *nil humani a me alienum puto* des Römers in einem bei weitem umfassenderen Sinne aufnähme, als er jemals bisher gebraucht worden ist? Ein Begriff, der eine volle abgeklärte Weltanschauung unter dieser Devise in sich schlösse und mit ihr eine reine Interpretation des Christentums und eine reife Verarbeitung, nicht mehr bloße Nachahmung der Antike?“ Auf diese Fragen wird man in den Ausführungen des Verfassers, der ja auch jenes Wort des Terenz für sich als „Ziel wahren Menschentums“ anführt, keine Antwort und keine Lösung der darin ausgesprochenen Zweifel finden. Ihm selbst sind diese Schwierigkeiten nicht unbemerkt geblieben; denn wenn er am Schlusse seiner Einleitung angibt, wie er im folgenden seine Behandlung der griechischen Tragödie durchzuführen gedenke, indem er sagt: „Und so wollen wir denn hier in der Behandlung der griechischen, d. h. der athenischen Tragödie nicht zuletzt auch den Menschen suchen . . . . aus der Fülle der dichterischen Produktionen das klare Bild des Dichters, des Menschen gewinnen. Und da der dramatische Dichter Gestalten schafft, die ihm fast nie unmittelbar gegeben sind, so sollen wir auch diesen menschlich näher zu treten suchen“, so fügt er hinzu: „Freilich dürfen wir uns das nicht allzu leicht vorstellen. Auch diese Zeiten der Vergangenheit sind nicht selten ein Buch mit sieben Siegeln“.

In der auf diese Betrachtungen folgenden Behandlung des griechischen Dramas, oder vielmehr der griechischen Tragödie, hat der Verf., um mich seines Ausdruckes zu bedienen, die historische und die ästhetische Seite vereinigt, so daß er eine Darstellung der geschichtlichen Entstehung und Entwicklung der Tragödie mit einer Würdigung der Hauptvertreter und der wichtigsten uns erhaltenen Werke dieser Dichtungsart verband. Es ist festzuhalten, daß seine Arbeit für Schulen bestimmt ist und von diesem Gesichtspunkte aus sowohl in Ansehung des gebotenen

Stoffes als der angewandten Form beurteilt werden muß. Freilich meint er den Philologen, dem diese Dinge bekannt sind, durch einige Kapitel seiner Arbeit, die für ihn mehr Interesse besitzen, etwas entschädigen zu können (Vorbemerkung). Er schildert nun zunächst, soweit es nach dem vorhandenen Material möglich ist, wie sich die Anfänge des Dramas aus den voraufgehenden Dichtungsformen entwickelt haben. Es hätte dabei wohl schärfer hervorgehoben werden können, daß es uns schwer wird zu verstehen, wie man in dieser Entwicklung von dem dem Dithyrambus allein zustehenden Dionysosmythos zu anderen entlegenen Mythenkreisen oder selbst zu geschichtlichen Stoffen übergegangen ist, während die dramatischen Aufführungen stets ein Bestandteil der Dionysosfeiern blieben. Demnächst folgt eine Darstellung der äußeren Formen, in denen das Drama zur Aufführung kam, darunter auch die Schilderung des Aufführungsplatzes in seiner allmählichen Veränderung auf Grund der immerhin noch nicht unzweifelhaften Ergebnisse der neuesten Forschungen. Zur Erleichterung der Anschauung ist dem Buche der in dem bekannten Werke von Dörpfeld und Reisch entworfene Plan des großen Dionysostheaters zu Athen beigegeben; die dazu in dem Texte gebotenen Erläuterungen dürften für solche, die nicht genau mit jenen Forschungen und ihrem Gegenstande vertraut sind, also namentlich für Schüler, kaum ein klares Verständnis dieses Planes ermöglichen.

Der Hauptteil des Buches gibt die Entwicklung der attischen Tragödie, beginnend mit Phrynichos, in ihren drei Hauptvertretern und ihren wichtigsten Dramen von denen, die auf uns gekommen sind, und zwar so, daß die Behandlung der Dichter nicht einzeln, jeder für sich, sondern im Zusammenhange mit der allgemeinen Ausbildung des Dramas und in Verbindung mit der Besprechung ihrer Werke durchgeführt wird. Eine ausführlichere Erörterung wird zuteil dem Prometheus, den Sieben gegen Theben, dem Agamemnon des Aischylos, der Antigone und dem Ödipus des Sophokles, der Medea des Euripides, eine kürzere den Choephoren und den Eumeniden des Aischylos, dem Aias des Sophokles, der Alkestis und dem Hippolytos des Euripides, während die übrigen vorhandenen Dichtungen nur im Vorübergehen berücksichtigt werden oder unerwähnt bleiben. Bei der eingehenderen Behandlung ist der dem Drama zugrunde gelegte Mythos, der Gang der Handlung, der Aufbau des Ganzen und der Charakter der auftretenden Personen erörtert, dies alles natürlich nach der Auffassung des Verfassers, in der er sich, wie er ausdrücklich ausspricht, in vielen Fällen an v. Wilamowitz anschließt. Zu einem Eingehen auf das einzelne und einer Prüfung ist hier keine Gelegenheit; es handelt sich zum Teil um viel erwogene, noch nicht überzeugend beantwortete Fragen, deren fernere Behandlung eingehende Erörterung erheischt. Man kann sich mit der Weise

wie der Verf. seine Aufgabe zu lösen sucht, wohl befreunden; man wird von den drei großen Tragikern und ihrem Wirken ein ziemlich deutliches Bild, wie er es sich vorstellt, erhalten, freilich nicht immer erkennen, wie er sich zu den in der Einleitung ausgesprochenen Ansichten über das Klassische stellt, wenn auch einzelnes, wie z. B. die Perser und der Prometheus, für nicht klassisch erklärt wird (S. 30 u. 33).

Die Analysen der behandelten Stücke entsprechen ihrem Zwecke durch ihre Übersichtlichkeit und dürften im allgemeinen auch Schülern wohl verständlich sein. Dasselbe gilt von den Charakteristiken, wenngleich diese bisweilen zu sehr auf die Spitze getrieben sind. Aigisthos in Aischylos' Agamemnon wird S. 49 als ein elender Schwächling bezeichnet; dafür kann ich in dem Drama selbst keine genügende Unterlage finden. Freilich nennt ihn auch v. Willamowitz Griech. Trag. II S. 12 einen hohlen Fant. S. 101 ist dem Verf. Iokaste in Sophokles' Ödipus „eine ebenso leere, wie von ihrer eignen Weisheit fest überzeugte Frau". Ich meine, das sei doch etwas zu viel gesagt, und auch v. Wilamowitz I S. 23[4] hat sie etwas günstiger beurteilt. Kreon in der Antigone erscheint S. 75 als „der eben König gewordene Herrscher, der Parvenu aus der Seitenlinie, der gleich durch harte Maßregeln zeigen will, daß jetzt ein andrer Geist in Theben regiert". Derselbe „enthüllt sein verstandesdürres Despotenwesen", indem er bei der ersten Meldung des Wächters „augenblicklich an eine durch Bestechung bewirkte Tat denkt und gewaltig mit banaler Moralistik über den Fluch des Geldes peroriert". Aber wenn Kreon Antig. 1035 auch den Seher für bestochen ansieht, und wenn Ödipus, der doch von jenen Charakterzügen nichts besitzt, Ödip. 124 die Veranlassung zum Morde des Laios in Bestechung sucht und 385 ebenfalls den Teiresias für bestochen hält, so dürften doch die Athener der damaligen Zeit von der Gewohnheit der Bestechung eine andere Ansicht gehabt und in den erwähnten Vorwürfen kaum einen die Person besonders charakterisierenden Zug gefunden haben.

Er hängt dieses Verfahren des von seinem Gegenstande so sichtlich erfüllten Verfassers wohl mit dem Bestreben zusammen, seinen Gedanken einen möglichst packenden, frappanten Ausdruck zu geben, und dabei ist es ihm öfter widerfahren, daß er auf Wendungen verfallen ist, die man, namentlich mit Rücksicht auf die Bestimmung für den Gebrauch der Schule, gern vermieden gesehen hätte. So lesen wir z. B. S. 67 „der König schließt mit dem gemeinen Worte eines abgebrühten Praktikus" (Antig. 580), S. 68 ‚jetzt kommt noch dieser grüne Junge" mit Bezug auf Antig. 726 *οἱ τηλικοίδε καὶ διδαξόμεσθα δὴ φρονεῖν ὑπ' ἀνδρὸς τηλικοῦδε τὴν φύσιν.* Dabei läuft auch Weitschweifigkeit und die Anwendung nicht ganz durchsichtiger Phrasen mit unter, wie S. 75 „Es ist das Recht des Individualismus gegenüber der

kalten Herrenmoral, das Antigone sieghaft vertritt und noch sterbend schützt"; ebd. „Er wußte... daß die Frau nicht sowohl weniger Logik als der Mann besitzt, nur eine andere innerliche Logik"; ebd. „Haimon liebt die Braut, er zeigt durch seinen jugendlich verfrühten Selbstmord, wie teuer sie ihm ist". Was mag sich wohl ein Primaner dabei denken?

Doch das sind Kleinigkeiten, auf die der Verf. selbst wohl keinen besonderen Wert legt. Ich meine aber, in einem Buche, das für den Gebrauch in der Schule bestimmt ist, müsse alles vermieden werden, was für den Schüler nicht nachahmenswert ist und nicht als Vorbild dienen kann; dazu gehört gewiß alles, was mehr oder weniger den Anschein des Phrasenhaften hat. Vor allem ist dies wünschenswert in einem Buche, das mit Sachkenntnis und Geschick gearbeitet, von sichtbarer Liebe zu dem Gegenstande getragen und darum wohl geeignet ist, die Wertschätzung des klassischen Altertums zu fördern und zu solcher auch die reifere Jugend anzuleiten.

Berlin. B. Büchsenschütz.

---

1) Platons Protagoras. Für den Schulgebrauch erklärt von Heinrich Bertram. Dritte Auflage, bearbeitet von Franz Lortzing. Gotha 1904, F. A. Perthes. VIII u. 131 S. 8. 1,30 *M*.

Diese im Unterrichte bewährte Ausgabe ist, nach dem Tode des ersten Herausgebers, Franz Lortzing übergeben worden, der durch seine hervorragenden Jahresberichte über die Vorsokratiker wie wenige dazu geeignet erschien, und er hat das Vertrauen in jeder Beziehung gerechtfertigt. Zunächst hat er den Text auf das sorgfältigste nachgeprüft und auf S. VI—VIII des Vorworts die Abweichungen von der früheren Auflage genau zusammengestellt. Er nimmt mit Recht eine konservativere Stellung zur handschriftlichen Überlieferung ein. Doch c. 16, Zeile 47 kann das Pf. *ἀποδέδωκεν* schwerlich gehalten werden; Diels in den Fragmenten der Vorsokratiker S. 514, Z. 14 hat dafür den Aorist *ἀπέδωκεν*, der dem folgenden *κατέθηκεν* entspricht. Nur folgende Versehen habe ich bemerkt: 19, 12 ist zu lesen *ἀλλ'* vor *οἷον*, 23, 22 *ἀκροατάς*, 25, 12 *Πρωταγόρας*. Was das Gedicht des Simonides betrifft, so hat sich Lortzing, von einigen unbedeutenden Abweichungen abgesehen, an Aars angeschlossen; nach dessen Konstituierung ist zum Schluß auf S. 131 noch einmal das Gedicht, in Strophen gegliedert, wiederholt; es ist wohl kaum absichtlich geschehen, daß 31, 12 und 54 *ἔρδη* und dagegen S. 131 *ἕρδῃ* gedruckt ist. — An die erklärenden Anmerkungen Bertrams hat der neue Herausgeber vielfach die bessernde Hand angelegt. Nach Auswahl, Umfang und Inhalt dürften sie nunmehr das Richtige treffen. Vielleicht hätte 19, 25 dem Schüler das Verständnis der Worte *οὐδὲν δέομαι τὸ εἰ βούλει ... ἐλέγχεσθαι, ἀλλ' ἐμέ τε καὶ σέ* noch erleichtert werden können. Wenn auch über-

flüssige Zitate mit Recht vermieden sind, so hätte doch wohl 30, 17 zu dem Verse *αὐτὰρ ἀνὴρ ἀγαθὸς τοτὲ μὲν κακός, ἄλλοτε δ' ἐσθλός* auch Xen. Mem. 1, 2, 20 Erwähnung verdient. Zu 7, 4 möchte beigefügt werden, daß der auch Gorgias 487 c als Studiengenosse des Kallikles erwähnte Andron hier im Protagoras in seinem Verkehr mit dem Polyhistor Hippias ein literarisches Interesse bekundet, das auch auf seinen Sohn Androtion, den Verfasser der ältesten Atthis, übergegangen ist (Schäfer, Demosth. I^2 351, 1. 390). — Die wichtigste Besserung hat Lortzing damit dem Buche zuteil werden lassen, daß er zum besseren Verständnis des Dialogs auf S. 1—24 ihm eine vortreffliche Einleitung vorausgeschickt hat, in der er 1) über die Sophisten, vor allen den Protagoras, 2) über Sokrates und Platon als Gegner der Sophisten, 3) über den Dialog Protagoras im besonderen handelt; den Beschluß macht 4) die Gliederung des Gesprächs, welche, mit größter Sorgfalt gearbeitet, aufs beste den Schüler in den schweren Dialog einführt. Vielleicht hätte zu c. 35—38 der Text auf S. 23 so formuliert sein können: „Sokrates stellt ⟨der Meinung der Menge gemäß, aber von den sonstigen Dialogen Platons abweichend⟩ den Satz auf, daß . . die Lust dem Guten ... gleichkomme. Protagoras . . . läßt sich die Gleichstellung . . gefallen". Zum Schluß von *αα*) . . . „Rechenkunst. ⟨(Vgl. Epikurs Ethik.) Also selbst vom Standpunkte der Gleichstellung der Lust mit dem Guten stellt sich die Tugend als ein Wissen dar.⟩"

Die Ausgabe verdient die wärmste Empfehlung. Das Äußere des Buches entspricht dem gediegenen Inhalte.

2) **Platons Laches und Euthyphron.** Zum Gebrauch für Schüler herausgegeben von **Albert von Bamberg**. Bielefeld und Leipzig 1903, Velhagen und Klasing. I. Text: XIV u. 86 S. 8. geb. 1 ℳ. II. Kommentar: 32 S. 8. geb. 0,50 ℳ.

Dieses zweite Heft Platonischer Schriften ist wie das erste, die Apologie und Kriton und Stücke aus dem Symposion und dem Phädon umfassende, vom Herausgeber genau nach dem Programm der Sammlung lateinischer und griechischer Schulausgaben, herausgegeben von H. J. Müller und O. Jäger, zu der sie gehören, gearbeitet und verdient wegen seiner wissenschaftlichen Zuverlässigkeit und seiner pädagogischen Brauchbarkeit hohe Anerkennung. Nachdem dort, wie in einer Tetralogie, dem Schüler die Persönlichkeit des Sokrates vorgeführt worden ist, schließen sich nun die beiden Dialoge Laches und Euthyphron auf das passendste an, die auch auf den deutschen Gymnasien nächst Apologie, Kriton, Phädon und Protagoras am häufigsten gelesen werden. Beide Dialoge sind verschiedenen und doch verwandten Inhalts; in beiden wird die Gesprächskunst des Sokrates mit demselben Zauber Platonischer Darstellung vergegenwärtigt. Der Euthyphron vervollständigt das Bild des dem Tode entgegengehenden Weisen, der, selbst der Gottlosigkeit angeklagt, den

borniert frommen Unterredner durch die Erörterung über das Wesen der wahren Frömmigkeit zum Nachdenken über sein Vorhaben bringt; im Laches dagegen erscheint Sokrates im besten Mannesalter, wie er, auch im Kriege bewährt, mit anerkannten Feldherren seiner Vaterstadt, selbst wegen der Übereinstimmung seines Lebens mit seiner Lehre anerkannt, über die Tugend der Tapferkeit philosophiert. Beide Dialoge führen zu keinem ausgesprochenen positiven Ergebnis, bereiten aber ein solches vor, wie S. XIV der Einleitung gezeigt wird, in der „einiges über Platons Lehren und Schriften", speziell S. XIII die nötigste Auskunft über die dann folgenden Dialoge vorausgeschickt wird. Deren Text ist sorgfältig revidiert; die Abweichungen von Schanz sind S. 85 f. angegeben; meistens ist der Herausgeber zu der handschriftlichen Überlieferung zurückgekehrt. Um den Schüler zum Nachdenken zu veranlassen, wozu die Lektüre dieser Gespräche vorzüglich geeignet ist, ist wieder, wie in jener Tetralogie, die Gliederung der Teile bis ins einzelnste hinein durch mannigfaltige, wohlberechnete Mittel des Druckes im Texte angedeutet; im Kommentare kommen noch zu demselben Zwecke orientierende kurze Überschriften über die Teile hinzu; somit konnte die Aufgabe, die Gliederung in Worten anzugeben, dem Schüler als bildende Arbeit überlassen bleiben. Etwas reichere Hilfen der Erklärung als im früheren Kommentarheft sollen es Primanern möglich machen, diese Dialoge auch privatim zu lesen. Dennoch knapp wie klar in seiner Fassung, enthält der Kommentar in sprachlicher Beziehung jede für die Vorbereitung der Lektüre nötige Unterstützung (der Gebrauch eines Lexikons wird bei den Schulausgaben dieser Sammlung vorausgesetzt); in sachlicher Beziehung wird nur das Notwendigste geboten, um dem Lehrer nicht vorzugreifen. Vielleicht hätte indes auf eine zeitliche Schwierigkeit im Euthyphron (S. 51, Zeile 25 ff. dieser Ausgabe) hingewiesen sein können, die von den Herausgebern dieses Gesprächs kaum berührt wird. Nicht gelöst hat sie Eduard Meyer in seiner so ausgezeichneten Geschichte des Altertums Bd. IV S. 21 f., indem er meint, Platon fingiere hier, daß die Kleruchie auf Naxos (die, wie Meyer Bd. V S. 8 selbst bemerkt, 404 aufgehört hatte) im Jahre 399 zur Zeit der Prozesse noch bestanden habe. Dieses Auskunftsmittel verbietet sich durch das an der betreffenden Stelle gebrauchte Imperfekt *ἐγεωργοῦμεν*. Übrigens ist der Unterredner Euthyphron schwerlich, was vom Herausgeber im Verzeichnis der Eigennamen S. 80 als möglich zugelassen wird, eine fingierte Person; dagegen spricht entschieden die Art seiner Erwähnung in Platons Kratylos 396 D, 399 E, 407 D, 409 D, 428 C. Interessieren dürfte es, daß Eduard Meyer Bd. III S. 411 die Stelle Laches 191 C (S. 25, Z. 19 bei v. Bamberg) ihrem Wortlaute gemäß auf die Schlacht bei Platää und nicht auf die bei Thermopylä bezieht. Zu S. 20, Z. 11 *δωριστί* war auf das Wesentliche bei

den Tongeschlechtern, die Verschiedenheit in der Abfolge der Intervalle (vgl. unser Dur und Moll) aufmerksam zu machen, damit der Schüler nicht an unsere „Tonarten" denke. Primanern unserer Zeit wird es, zumal gerade heutzutage auf eine richtige und zugleich geschmackvolle Übersetzung mit Recht großer Wert gelegt wird, zustatten kommen, daß bei schwer übertragbaren Stellen ihm treffliche Winke zu dem Ende gegeben werden. S. 55 Z. 11 *δυσχερῶς πως ἀποδέχομαι* ist gut erklärt: „eigentlich: sozusagen mit widerstrebender Hand annehmen"; dementsprechend möchte man nun in der Übersetzung fortfahren: „nur mit innerem Widerstreben annehmbar finden". S. 18, Z. 23 bedurfte *τί μάλιστα* der Erläuterung. Zu 23, 23 sind die Worte gesetzt: „vgl. Cicero: *quibus rebus abstrahit senectus? an iis . . .?*" Sie gehören aber zu 24, 4 hinter: „doch wohl; lat. *an*". An sonstigen Versehen habe ich, bei genauer Durchsicht, nur bemerkt: im ersten Hefte S. IX, Z. 6 Simias; 36. 18 AA; S. 83 M. Pflichttreue; S. 85 M. 23, 3 (statt 2) *ὅντιν' ἄν*; schließlich im Kommentar zu 8, 12 *εὐσχημονέστερον*] s. 12.

Die Ausstattung der Bändchen entspricht allen Anforderungen, die im Interesse der Schüler zu stellen sind.

Gr. Lichterfelde. Wilhelm Nitsche.

---

1) Platons Laches und Euthyphron. Zum Gebrauch für Schüler herausgegeben von A. von Bamberg. Bielefeld und Leipzig 1903, Velhagen und Klasing. I. Text: VI u. 86 S. 1 *M.* II. Kommentar: 32 S. 8. 0,50 *M.*

Die beiden hier vereinigten Dialoge sind schon seit längerer Zeit immer mehr in den Kanon der griechischen Schullektüre aufgenommen worden. Und das mit Recht. Beide behandeln große, für unser sittliches und staatliches Leben wichtige Probleme und lassen uns tiefe Einblicke in die damaligen Verhältnisse in Athen tun. Den Euthyphron rechne ich zu dem Wertvollsten, was Menschen jemals gedacht und geschrieben haben.

Die Einrichtung der Ausgabe entspricht den für die bei Velhagen und Klasing erscheinende Sammlung lateinischer und griechischer Schulausgaben festgestellten Grundsätzen, die ja in weiten Kreisen der Schulmänner volle Anerkennung gefunden haben.

Die Einleitung bietet auf S. VII—XIV „Einiges von Platons Leben, Lehre und Schriften". Es sind dies nicht bloß aneinandergereihte Daten, sondern der Schüler wird durch diese Einleitung auch in das Wesen und den inneren Zusammenhang der hier behandelten Gegenstände eingeführt. Auf S. XIII f. wird zu den beiden vorliegenden Dialogen übergegangen. „In beiden handelt es sich um Bestimmung ethischer Begriffe, dort der *ἀνδρεία*, der Mannhaftigkeit, Tapferkeit, hier des *ὅσιον* (*ὁσιότης*) oder *εὐσεβές*, der Frömmigkeit". — „Als das Wesen der

ἀνδρεία als einer Art (μέρος, μόριον) der Tugend ergibt sich eine auf sittlicher Einsicht (ἐπιστήμη, σοφία) beruhende Beharrlichkeit (καρτερία), als das Wesen der Frömmigkeit die Art der Rechtschaffenheit (τὸ δίκαιον im weiteren Sinne), die sich bewußt in den Dienst der Götter stellt, um ihnen zur Herstellung (ἀπεργασία) des Guten behilflich zu sein (θεραπεία ὑπηρετική)". Hiermit erscheint die Bestimmung der bezüglichen ethischen Begriffe als die eigentliche Aufgabe der beiden Dialoge. Freilich enthalten sie auch Darlegungen der Mittel wissenschaftlicher Betrachtung und Untersuchung. Das Verhältnis dieser beiden Momente zueinander bezeichnen die letzten Worte der Einleitung: „So führen diese Dialoge, indem sie für die Kunst der Begriffsbestimmung mancherlei Anregung und Anleitung bieten, zugleich an eine geläuterte sittlich-religiöse Anschauung heran, welche Sokrates in Leben und Wirken vertreten und bezeugt hat". Der von dem Bildungswerte der Hoplomachie handelnde Abschnitt wird als vorbereitendes Gespräch bezeichnet.

Der Kommentar von Bambergs zu diesen beiden Dialogen bietet etwas reichlichere Hilfen als sein Kommentar zur Apologie und dem Kriton. Diese sollen es zugleich Primanern ermöglichen, die beiden Dialoge zum Gegenstande ihrer Privatlektüre zu machen. Diese Absicht des Verfassers ist nur zu loben. Aber auch für die Lektüre in der Schule wird keineswegs zuviel Hilfe geboten. Beide Dialoge sind nicht leicht, zum Teil sogar recht schwer, und die ebenso umfassende als schwierige Forderung der neuesten Lehrpläne, die Schüler in das Kultur- und Geistesleben der klassischen Völker einzuführen, läßt sich nicht erfüllen, wenn nicht auf der anderen Seite dem Schüler Erleichterungen geschaffen werden. Namentlich gegenüber dieser so wichtigen Aufgabe kann man keineswegs sagen, daß der Kommentar zuviel Hilfe biete, eher wird man hier und da die ausreichende Hilfe vermissen.

Was die Gestaltung des Textes anlangt, so weicht v. B., abgesehen von den Einklammerungen, an 69 Stellen von Schanz ab. An 49 Stellen stimme ich ihm zu, an 20 Stellen bin ich zweifelhaft oder anderer Ansicht. Hervorheben möchte ich die Konstituierung des Textes Laches p. 183 A, wo v. B. ganz gewiß richtig schreibt: *εἰ δ' ἐκείνους ἐλελήθειν, ἀλλ' οὐ τούτους γε τοὺς διδασκάλους αὐτοῦ λέληθεν.* Dagegen kann ich mich Laches p. 180 B mit der Aufnahme von ὀλιγωρεῖσθαι aus BT nicht befreunden. Der Kommentar bemerkt zu ὀλιγωρεῖσθαι: „Passiv wie ἀμελεῖσθαι". M. E. wird ein Infinitiv mit aktiver Bedeutung gefordert, da der Sinn der Stelle doch nur sein kann: Den Vätern, die sich mit Politik beschäftigen, begegnet es in der Regel, daß sie ihre Söhne vernachlässigen.

Ich komme zu den Einklammerungen. Es sind 11 Stellen durch eckige Klammern ausgeschieden, die Schanz nicht eingeklammert hat. Ich will hier einige Stellen kurz miterwähnen, wo

auch Schanz eingeklammert hat. Der Streichung der Worte *οὐ ζητοῦμεν τοὺς διδασκάλους* p. 185 B stimme ich nicht zu. — Daß die Worte *καὶ σκεπτόμεθα . . . καὶ ὅστις μή* vollkommen an ihrem Platze sind, zeigt sich, sobald man die Stelle richtig interpungiert und nach *περὶ οὗ βουλευόμεθα* ein Komma setzt: „nach meinem Dafürhalten haben wir uns noch gar nicht darüber geeinigt, was denn das ist, was den Gegenstand unserer Erörterung bildet, und doch erwägen wir". — P. 186 A sind die Worte *ἡμῶν γεγόνασιν* zu streichen, wenn man nicht mit Bekker darnach *οἵ* einschieben will. — Ebenso müssen p. 186 E die Worte: *τίνι δὴ δεινοτάτῳ συγγεγόνατον περὶ τῆς τῶν νέων τροφῆς, καὶ* entweder geändert oder gestrichen werden. — Dasselbe gilt von den Worten *λόγῳ ὥσπερ γένει* p. 187 E. — P. 188 D hat man die Wahl, *οὐ* nach *ἡρμοσμένος* zu streichen oder mit Orelli in *εὐ* zu verwandeln. — P. 191 E passen die Worte *μένοντες ἢ ἀναστρέφοντες* vortrefflich in den Zusammenhang und müssen daher erhalten bleiben. Man übersetze das vorhergehende *καί* mit „und zwar" oder streiche es mit Schanz. — P. 192 E f. nehme ich an den Worten: *Ἀλλ' οἷον . . . οὐδ' αὕτη.* keinen Anstoß. — Der Einklammerung der Worte *καὶ πάντως ἐχόντων* p. 199 C und der Worte *καὶ τὰ μή* p. 199 E stimme ich zu. — P. 200 B würde ich *τὸν Δάμωνα* stehen lassen.

Euthyphron p. 4 E erscheint mir die Streichung von *τὸ θεῖον ὡς ἔχει* nicht nötig. Man kann übersetzen: „wie sich die Gottheit verhält betreffs, wie die Gottheit denkt über". — P. 9 A kommt es bei *φθάσῃ τελευτήσας διὰ τὰ δεσμά* gerade darauf an, daß der Mann infolge der Fesselung gestorben ist. Ich würde also *διὰ τὰ δεσμά* beibehalten. — Die Streichung von *τῆς ἐργασίας* nach *τί τὸ κεφάλαιόν ἐστιν* p. 14 A halte ich für gut. Ebenso die Streichung von *τὸν Δαίδαλον* p. 15 B.

Von den Erklärungen, die der Kommentar gibt, weiche ich nur in ganz wenigen Fällen ab. *Τῶν τοιούτων* S. 1 Z. 6 halte ich für das Maskulinum. — Zu 6, 3: *εἰς ταῦτα, εἰς ἃ . . . ἐπαινοῦσιν* wird bemerkt: „in Hinsicht auf die Dinge, worauf ihr Lob sich richtet, d. h. die ihnen am höchsten stehen". Ich glaube die Stelle so auffassen zu müssen: „Dieses Lob ist wahrlich schön, das du jetzt von Männern erfährst, die Glauben verdienen und zwar auf dem Gebiete, auf dem sich ihr Lob bewegt". — 11, 21 *θαυμαστὸν ὅσον* möchte ich nicht eine umgekehrte Attraktion nennen. — 19, 16 *αὐτὸ τὸ γῆρας* heißt hier wohl: das Greisenalter von selbst. — Zu 27, 1 f. vermisse ich eine ausreichende Erklärung. Ich glaube, daß an dieser Stelle der Text nicht in Ordnung ist. — 44, 11 hat *καὶ ταῦτα* seine gewöhnliche Bedeutung „und noch dazu" und heißt nicht „obgleich". Dieses liegt in dem Partizip. — Zu (*πᾶν*) *παντὸς ἐναντίον* 54, 9 wird bemerkt: „*πᾶν*, auf *τὸ ἀνόσιον*, und *παντός*, auf *τοῦ ὁσίου* bezüglich, verstärken das *ἐναντίον* zu dem Begriffe des „voll-

ständigen Gegenteils". Es ist wohl das Fromme und das Unfromme seinem ganzen Umfange nach gemeint. — Bei γίγνεται 65, 6 wird die passivische Bedeutung richtig hervorgehoben, aber es bedeutet wohl nicht „es wird etwas zu etwas gemacht", sondern „mit einer Sache wird etwas gemacht, etwas vorgenommen".

„Stärkere Abweichungen in der Interpunktion finden sich 52, 14. 15, 64, 4. 5." Die zweite Stelle kann schwerlich anders interpungiert werden; bei der ersten bin ich zweifelhaft. Aber die ganze Stelle hat große Schwierigkeiten. S. 1, 15 möchte ich nicht interpungieren: ἡμῖν εἰσὶν υἱεῖς, οὑτοιί, sondern das Komma weglassen: „das sind unsere Söhne".

Die Ausstattung des Buches ist sehr gut, der Druck korrekt. Nur auf S. 29 des Kommentars hat sich der Druckfehler Stasimos statt Stasinos eingeschlichen.

Die Ausgabe ist sehr sorgfältig gearbeitet und kann mit gutem Gewissen für den Gebrauch im Unterrichte und auch für den Privatgebrauch empfohlen werden.

2) Platons Laches. Für den Schulgebrauch herausgegeben von A. Th. Christ. Leipzig 1904, G. Freytag. XII u. 47 S. 8. 0,60 ℳ.

Von demselben Verfasser: Beiträge zur Kritik des Platonischen Laches. Leipzig 1895, G. Freytag. 24 S. gr. 8. (Ursprünglich Programm des k. k. deutschen Obergymnasiums der Kleinseite in Prag.)

Der kleine Dialog Laches führt seit alter Zeit den Untertitel περὶ ἀνδρείας, und es ist wohl auch jetzt noch die herrschende Anschauung, daß damit das Thema des Dialogs ausgesprochen werde. Der Begriff der Tapferkeit wird eingehend erörtert und, wenn auch der Schein dagegen spricht, wirklich festgestellt, und zwar in einer Weise, die mit der Sokratischen Grundanschauung von dem Wesen der Tugend übereinstimmt und auch dem Geiste Platos entspricht. Ein Bedenken tritt uns allerdings hierbei entgegen: ein großer Teil des Dialogs dient nicht der Feststellung dieses Begriffs. Hierher gehört vor allem die so ausführliche Behandlung der Hoplomachie, wenn sie auch zu dem Wesen der Tapferkeit in Beziehung steht. Aus diesem Grunde sucht Christ einen anderen, alle Teile des Dialogs beherrschenden Gedanken. Er findet ihn in „der Absicht des Verfassers, die Berechtigung zu erweisen, in Sachen des Unterrichtes Rat zu erteilen". Der innere Zusammenhang zwischen diesem Thema und der Erörterung des Begriffs der Tapferkeit wird S. 44f. auf folgende Weise dargetan: „Sokrates führt (Kap. 15 und 16) aus, die Befähigung zum Sachverständigen könnte statt durch den Nachweis erfolgreich genossenen Unterrichts und selbsterzeugter Meisterstücke vielleicht noch besser durch Darlegung des Verständnisses von dem Wesen des fraglichen Gegenstandes erwiesen werden. Hier handle es sich darum darzutun, wer imstande sei, die Seelen der Jünglinge zur Tugend heranzubilden. Es müsse also die Einsicht in das Wesen der Tugend geprüft werden. Daher stellt er zunächst die Frage:

Was ist Tugend? oder vielmehr — um die Erörterung in engeren Grenzen zu halten — Was ist der Teil der Tugend, der hier in Betracht kommt, die Tapferkeit?“ Hiernach wäre die Feststellung des Begriffs der Tapferkeit nicht der Zweck des Dialogs, sondern nur Mittel zu einem anderen Zwecke, gerade so, wie nach Wohlrab die Feststellung des Begriffs der Frömmigkeit nicht der Zweck des Euthyphron ist, sondern dieser Begriff nur der Gegenstand ist, an dem die Mittel wissenschaftlicher Darstellung entwickelt werden sollen. Bei der eigenartigen Komposition unseres Dialogs ist ein solcher Versuch vollkommen berechtigt. Auch boten die Verhältnisse im damaligen Athen Plato Anlaß, seinen Mitbürgern vorzuhalten, daß durchaus nicht ein jeder Beliebige dazu berufen sei, auf dem Gebiete des Unterrichtes mitzuraten und mitzubestimmen. Aber der Ansicht Christs treten Bedenken entgegen, von denen ich zwei herausheben will. Christ muß, um seinen Gedanken durchzuführen, dem Stesileos manches beilegen, was im Dialoge selbst nicht hervortritt. Vgl. S. III und IV. Sodann bleibt die Erörterung des Wertes der Hoplomachie auch diesem Thema gegenüber viel zu ausführlich, und damit bleibt dieselbe Schwierigkeit für die Feststellung der Komposition des Dialogs bestehen, die sich ergibt, wenn wir die Erörterung des Begriffs der Tapferkeit als das Thema des Dialogs betrachten.

Aber auf jeden Fall muß man es Christ lassen, daß er seinen Grundgedanken folgerichtig durchführt. Er gestaltet nach ihm die Disposition (S. 43—47) und auch die Darlegung des Inhaltes (S. IV ff.). Durch die Eigenart, die nach seiner Auffassung dem Stesileos beiwohnt, kommt er folgerichtig auf das Wesen der Sophisten, denen er dann Sokrates und Platon gegenüberstellt. Was in diesen Abschnitten gesagt wird, halte ich alles für richtig und für brauchbar im Unterrichte.

Das Namenverzeichnis ist sorgfältig gearbeitet und gibt dem Schüler die Auskunft, die er braucht.

Die Hauptfrage ist in dem vorliegenden Falle die Frage nach der Gestaltung des Textes. Die Texte, die Christ von der Apologie, dem Kriton, dem Euthyphron und dem Phädon geliefert hat, sind gut und für die Schule brauchbar. Diese Überzeugung habe ich gewonnen, als ich diese Ausgaben bei dem Unterrichte benutzte und die Kommentare zu ihnen arbeitete. Den vorliegenden Text habe ich gleichfalls im Unterrichte gebraucht. Mit der Untersuchung des Textes hat sich Christ schon seit langer Zeit beschäftigt. Dies beweist sein im Jahre 1895 erschienenes Programm: Beiträge zur Kritik des Platonischen Laches.

Im ersten Teile dieser Schrift bespricht Christ eingehend das im Papyrus von Tell Gurob enthaltene Stück von 190 B *Ἀρ' οὖν ἡμῖν τοῦτό γ' ὑπάρχειν δεῖ* bis 192 A *Εἰ τοίνυν τίς με ἔροιτο.* Das Ergebnis dieser Erörterung wird S. 11 in folgenden Worten ausgesprochen: „Ein Überblick über diese Zu-

sammenstellung zeigt sofort, daß in diesem neuesten Behelfe zur Textkritik unseres Dialoges viel mehr Gutes zu finden ist, als was Bedenken oder ein verwerfendes Urteil hervorzurufen geeignet ist. Neben unzweifelhaft guten Lesarten und Bestätigungen notwendiger, gegen die Autorität unserer besten Handschriften vorgenommener Textbesserungen finden sich allerdings auch Fehler, aber durchwegs solche, welche ihrer Natur nach die Absicht willkürlicher Änderungen ausschließen und mit hinreichenden Gründen der Unachtsamkeit des Schreibers zur Last gelegt werden können. Weit entfernt also, uns dieses Hilfsmittels zur Herstellung unseres, wie ich glaube, an zahlreichen Stellen schwer verunstalteten Dialoges zu begeben, werden wir vielmehr es bedauern müssen, uns seiner nur für einen so geringen Bruchteil des überlieferten Textes bedienen zu können".

In dem zweiten, „Kritische Bemerkungen" überschriebenen Abschnitte werden diejenigen Stellen behandelt, an denen Christ „eine vom Texte der Ausgabe M. Schanz' abweichende Lesart dem Sinne und Zusammenhange für gemäßer hält". Es sind dies 42 Stellen, von denen ein Teil eingehender behandelt wird. Dazu kommen noch die Abweichungen, die Christ bei der Besprechung des im Papyrus von Tell Gurob enthaltenen Stückes festgestellt hat. Alle diese Abweichungen finden sich in Christs Textausgabe wieder, während sich im übrigen abweichende Lesarten nicht finden. Bei dem bedeutenden Zeitraume, der zwischen dem Erscheinen des Programmes und dem der Textausgabe liegt (1895—1904), ist dies zunächst auffällig, aber einen Tadel wird man deswegen keineswegs aussprechen wollen; denn eine gewissenhafte Prüfung des von Christ festgestellten Textes ergibt, daß dem Erscheinen jenes Programmes eingehende und umsichtige Studien vorhergegangen sind. Man wird ja nicht überall zustimmen, aber es muß anerkannt werden, daß Christ uns auch von diesem Dialoge einen guten und für den Unterricht brauchbaren Text geliefert hat, dessen Benutzung unbedenklich empfohlen werden kann.

Gera. Gustav Schneider.

---

1) Franz Beyer und Paul Passy, Elementarbuch des gesprochenen Französisch (Texte, Grammatik und Glossar). Zweite, völlig neubearbeitete Auflage. Cöthen 1905, Otto Schulze. XI u. 191 S. 8. 2,30 *M*, geb. 2,80 *M*. Dazu Ergänzungsheft. 63 S. 0,80 *M*.

Den weitesten Schritt vorwärts auf dem Wege zum Betrieb des Französischen wesentlich als gesprochener Sprache hat wohl das hier zu beurteilende Lehrbuch von Beyer und Passy getan. Wem das nicht die Namen der Verfasser schon sagen, den weist die *Table de matières* mit ihren 27 Leçons de choses von im ganzen 41 Lesestücken, den weisen die gelegentlich gegebenen Ausspracheanweisungen: *Prononciation familière lente* (S. 1 und

S. 30), *Prononciation très soignée* (S. 53) und *Prononciation familière rapide* (S. 59), den weist zumal die durch das ganze 191 Seiten zählende Werk festgehaltene 'Lautschrift' darauf hin.

Die Lautschrift! Hat sie nicht auch, wie so viele andere Erfindungen der neusprachlichen Reform, den Höhepunkt ihres Ruhmes bereits überschritten? So mancher Schulmann, dem es vergönnt war, dem ersten neuphilologischen Ferienkursus vor nunmehr etwa zehn Jahren beizuwohnen, wird sich des Ausspruchs eines unserer größten Romanisten erinnern: „Von einem französischen Unterricht, in dem nicht wenigstens zehn Minuten jeder Lehrstunde dem Lesen in Lautschrift geschriebener Texte gewidmet werden, behaupte ich von vornherein, daß er nichts wert ist". Ob der verehrte Urheber dieses Diktums noch heute so denkt, weiß ich nicht; aber daß viele seiner beifallspendenden Zuhörer von ihrer Wertschätzung der Lautschrift unterdes zurückgekommen sind, ist wohl nicht zu bezweifeln. Es gehört in Wirklichkeit ein gehöriges Stück Fanatismus dazu, um die Entzifferung dieser Hieroglyphen für ersprießlich zu halten. Zugegeben, daß der Schüler schließlich derartig geschriebene Texte ebenso schnell liest wie die gewöhnlichen, wird denn nicht schon eine unverantwortlich große Zahl von Stunden mit dem Hineinlesen vergeudet? Denn eine Zeitvergeudung ist es doch in jedem Falle, auf die Einübung einer neuen Schriftart eine Reihe von Stunden zu verwenden, die — wenn nicht völlig, so doch sicherlich annähernd — zur Einübung der Aussprache auf direktem Wege von Mund zu Mund ausreicht. Gewiß sind auch für die Beschreitung dieses direkten Weges phonetische Hilfen willkommen, und derjenige moderne Philologe, der die Anleitung hierzu nicht auf der Universität erhalten hat, wird gern zu einem ähnlichen Leitfaden greifen, doch sicherlich nicht zu den lautschriftlich gegebenen Texten darin, sondern höchstens zu den Regeln S. 63 bis S. 74.

Es ist ja ohne Frage an und für sich als ein Fortschritt zu bezeichnen, daß die Unterweisung in der Aussprache den Weg des bloßen Experimentierens verlassen und sich auf eine wissenschaftliche Basis gestellt hat, und wenn irgendeiner das Verdienst beanspruchen darf, dabei mitgeholfen zu haben, so sind es gewiß die beiden Verfasser dieses Lehrbuchs. Allein wie viele von den durch sie gegebenen Anweisungen zur Herbeiführung des richtigen Lautes sind denn nun ohne weiteres verständlich und benutzbar? Bedarf es nicht in den meisten Fällen erst der Demonstration, also doch eines zweiten lebenden Menschen, um das Gesagte dem Leser zugänglich zu machen? Was soll der Uneingeweihte sich vorstellen, wenn er liest: „Bei der gewöhnlichen Ruhelage der Kehle steht die im Kehlkopf befindliche Stimmritze weit offen, so daß die Luft ungehemmt durchstreicht" (S. 63) oder „Die französische Artikulationsweise unterscheidet sich im allgemeinen

von der deutschen durch starke Muskelspannung, Vorschieben und Verengern der Zunge, kräftige Beteiligung der Lippen und raschen Übergang der Organe von einer Lage zur andern" (S. 65) oder „Der Wechsel der Stimmhöhe ist im Französischen häufiger und stärker als im Deutschen und geschieht eher sprungweise als gleitend" (S. 67). Das sind alles überaus feinsinnige und wissenschaftlich durchaus zuverlässige Beobachtungen, aber sie haben doch in einem Elementarbuch nichts zu tun. Ganz allgemein willkommen heißen wird man also auch unter den Regeln nur die praktisch brauchbaren, die sich hie und da finden; die übrigen sind für den phonetisch ungeschulten Leser unverständlich, für den geschulten aber doch wohl überflüssig.

Was die Form- und Satzlehre (S. 75—S. 147) betrifft, so ist da die Berücksichtigung der möglichen Lizenzen in familiärer und Volkssprache in einem Lehrbuch für unsere Jugend doch gewiß abzuweisen. Da, wenn irgendwo, ist der Grundsatz am Platze: „Für unsere Jugend ist das Beste gerade gut genug". Unsere Schüler haben mit der Einprägung des Regulären nachgerade ausreichend zu tun, und die wenigen, denen es beschieden sein sollte, dereinst in der Franzosen Land zu kommen, werden die Abweichungen von der Norm immer noch zeitig genug kennen lernen. Wozu also die Bemerkung (S. 81): „Gelegentlich können auch drei oder gar in rascher Rede vier Konsonanten selbst anlautend zusammentreffen" (was bei schnellem Aussprechen von *je crois* — in Lautschrift: *ʃ krwa* — eintreten soll), und dazu dann nachträglich die Warnung: „Solche Kürzungen sind aber von Lernenden nur selten oder gar nicht nachzuahmen"? Was sollen unsere Schulen anfangen mit Angaben wie S. 82: „Statt *de temps en temps* spricht man auch bloß *temps en temps*, statt *je vais te dire* auch *je vais de dire*, statt *tu feras bien de te faire* auch *tu feras bien te te faire*, statt *pauvre petit* auch *paufre petit*, wo dann doch am Schluß des Kapitels warnend bemerkt wird: „Diese Angleichung gilt als etwas nachlässig"?

Auf S. 84 finde ich bei *de* und *à* neben „von" und „zu" die Bedeutungen „aus" und „an" nicht. Auf S. 85 heißt es: „Der Gebrauch des bestimmten Artikels ist im großen Ganzen derselbe wie im Deutschen; er steht bei Länder- und Flußnamen". Aber bei Ländernamen wird im Deutschen der Artikel gar nicht gebraucht. Ungenau ist die Angabe S. 145, daß die Umstandswörter der Art und Weise gewöhnlich zwischen dem Hilfszeitwort und dem Hauptzeitwort, die für Zeit und Ort am Ende des Satzes stehen, da ja doch der Satz noch viel länger sein kann und statt *je l'ai rencontré là-bas* heißen kann *je l'ai rencontré là-bas en Allemagne*. Nicht ohne weiteres annehmbar scheint mir die Regel: „Die Bedingungsform steht, wie der Name sagt, vorzugsweise im Bedingungssatz". Recht brauchbar sind die auf S. 88 bis S. 93 gegebenen Merkmale für die Unterscheidung der Substantiva männ-

lichen und weiblichen Geschlechts, und das gleiche läßt sich von dem rein Grammatischen in diesem Elementarbuche vielfach sagen; nur sobald die Verfasser auf das Gebiet der Aussprache kommen, vermögen wir ihnen nicht zu folgen. Und so wird eben jedem, der nicht zu den Extremreformern sich rechnet, eine unbedingte Billigung des Buches trotz seiner mancherlei Vorzüge unmöglich sein.

2) G. Stier, Kleine Syntax der französischen Sprache für den Schul- und Privatgebrauch. Cöthen 1904, Otto Schulze. XII u. 135 S. 8. geb. 1,70 *M.*

Wie der Verf. dasjenige Buch, aus dem das vorliegende nur sozusagen einen Auszug bildet, „Französische Syntax. Mit Berücksichtigung der älteren Sprache" nennt, so könnte er dieser „Kleinen französischen Syntax" den Zusatz geben: „Mit Berücksichtigung der neuesten Sprache". Freilich verweist er das allermodernste Französisch überall unter den Strich, aber er erwähnt es doch, um wenigstens — wie er sagt — dem Lehrer Gelegenheit zu geben, auf dasselbe hinzudeuten. So sehen wir alle paar Seiten einmal eine Anmerkung mit den Worten eingeleitet: „Nach der Reform darf man aber auch schreiben . . ." oder „Nach der Reform ist es auch erlaubt, zu sagen . . ." oder „Die Reform gestattet, daß man ausläßt . . ." und ähnliches. In der Vorrede aber zitiert er den Ausspruch eines hervorragenden Pädagogen unseres westlichen Nachbarlandes: *Quant à la réforme orthographique, elle est tombée dans l'eau. On n'en tient compte que dans certains milieux d'examens* und kennzeichnet damit wohl auch seine eigene Stellung zu den orthographischen Reformbestrebungen der Franzosen.

Dankenswert aber ist auf jeden Fall die Rücksicht auf die allgemeine Umgangssprache und den besseren Konversationsstil, sehr nützlich auch die Heranziehung einer älteren Periode des Deutschen zur Erklärung gewisser Eigentümlichkeiten des Französischen, wie das jetzt nicht mehr übersetzbare *ne* im *que*-Satze nach *défendre*, *empêcher* und *éviter* (S. 34) oder das verwandte *ne* nach *craindre*, und hervorzuheben namentlich sind die allenthalben angewandten Veranschaulichungsmittel. Geschickte Gegenüberstellung, tabellarische Anordnung, Hervorhebung durch verschiedene Typen, Prägnanz der Beispiele u. dgl. m., was dem das Buch Studierenden auf fast jeder Seite entgegentritt, zeigen die Hand des erfahrenen, gewandten Schulmanns, der die Mittel kennt, die erwünscht und notwendig sind, um dem schwierigen Stoff bei unserer lernenden Jugend Eingang zu verschaffen.

Daß alle Welt mit allen Einzelheiten einverstanden sein wird, kann hier so wenig angenommen werden wie anderwärts; so bezweifle ich, daß die Definition des voranstehenden und des nachstehenden Adjektivs in ihrer schönen Kürze auch wirklich ausreichen wird; aber wie viele ausführlichere Grammatiken geben

hier wohl bessere Auskunft? Und diesen Mängeln — wenn anders man sie überhaupt so nennen will — lassen sich zahlreiche Vorzüge gegenüberstellen, wie z. B. der anschauliche Ausdruck „Inversion mit doppeltem Subjekt" (S. 2) an Stelle des sonst fast allgemein gebrauchten Terminus „absolute Konstruktion", oder die Unterscheidung von „Personalobjekt" und „Sachobjekt" (S. 12), die wir nur in lateinischen Grammatiken zu finden gewohnt sind, und vieles andere.

Die außerordentliche Brauchbarkeit dieses verhältnismäßig kurzen Lehrbuchs wird wesentlich durch das eingehende alphabetische Inhaltsverzeichnis (S. 126 bis S. 135) gefördert. Die geringen ungefährlichen Druckfehler bin ich bereit dem Verf. auf Verlangen anzugeben, wenn er sie nicht bereits selbst entdeckt haben sollte.

Frankfurt a. M. Max Banner.

---

1) Jules Sandeau, Mademoiselle de la Seiglière (Roman). Für den Schulgebrauch herausgegeben von O. F. Schmidt. Leipzig 1905, G. Freytag. 123 S. 8. geb. 1,20 *M*. Hierzu Wörterbuch. 46 S. 0,50 *M*.

Sandeaus Lustspiel Mademoiselle de la Seiglière erfreut sich als Schullektüre schon längst allgemeiner Beliebtheit, und mit Recht; denn es erfüllt in der Tat alle wesentlichen Bedingungen, die für jenen Zweck gestellt werden müssen. Dagegen war, soviel ich sehe, der gleichnamige Roman des Dichters in unseren bekannten Sammlungen neusprachlicher Schulschriftsteller bisher noch nicht vertreten. Und doch dürfte er sich nicht minder für die Oberklassen unserer höheren Lehranstalten eignen, wobei die höheren Mädchenschulen unbedenklich einbegriffen werden können. Der Roman, der schon 1844 erschien und später zu dem Lustspiel umgestaltet wurde, schildert wie dieses den Widerstreit zwischen der alten, starren Feudalaristokratie des *ancien régime* und dem neuen, jüngeren Geschlecht, das unter den Stürmen der Revolution und der Napoleonischen Kriege zu freieren, natürlichen Anschauungen herangewachsen ist. Im einzelnen jedoch weicht er nicht unerheblich von dem Lustspiel ab. Den Hauptunterschied bildet der tragische Ausgang der Erzählung. Während im Drama die Verbindung zwischen Bernhard und Helene zustande kommt, geht im Roman Bernhard Stamply freiwillig in den Tod, und Helene nimmt den Schleier. Der Advokat Destournelles, der dort ein reicher, alter Junggeselle ist und aus bühnentechnischen Gründen stärker in die Handlung eingreift, ist hier Familienvater und nur schwach skizziert.

Die Ausgabe von Schmidt stellt sich — naturgemäß — als eine starke Verkürzung des in der Bibliothèque Charpentier, Paris, erschienenen Originals dar; jedoch wirken die Streichungen keines-

wegs störend. Auf den Zusammenhang ist nach Möglichkeit Rücksicht genommen, so daß sich das Ganze glatt und lückenlos liest.

Das Wörterverzeichnis und die Anmerkungen, die, wie es in der Einleitung heißt, „im Hinblick auf die Privatlektüre angelegt und bemessen sind“, zeigen sorgfältige und zuverlässige Arbeit.

2) **Alphonse Daudet, Ausgewählte Erzählungen.** Für den Schulgebrauch herausgegeben von Schindler. Leipzig 1905, G. Freytag. 103 S. 8. geb. 1,20 *M.* Hierzu ein Wörterbuch. 32 S. steif brosch. 0,40 *M.*

Mit diesem Bändchen ist nun auch in Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller Daudets zartsinnige, poesievolle Novellistik vertreten, deren hohe Bedeutung für die Schullektüre jetzt wohl allgemein anerkannt wird, so daß es eines besonderen Hinweises darauf nicht mehr bedarf. Die vorliegende Auswahl enthält zwölf der schönsten, den „Mühlenbriefen“ und „Montagserzählungen“ entnommenen Skizzen. Als Typen echt Daudetscher Schilderung von Land und Leuten seiner südfranzösischen Heimat sind „La Chèvre de M. Séguin“, „Le Poète Mistral“ und das köstliche „Le Sous-Préfet aux Champs“ gewählt. Ein stimmungsvolles „Seestück“ ist „Le Phare des Sanguinaires“, dem das ergreifende „L'Agonie de la Sémillante“ gleichsam ergänzend zur Seite steht. Episoden aus dem deutsch-französischen Kriege sind „La Partie de Billard“, „Le Siège de Berlin“, „Le Turco de la Commune“ und „Les Petits Pâtés“, während uns „Les trois Sommations“ in die unruhige Zeit des Bürgerkönigtums versetzen und „Le Décoré du 15 Août“ einen Einblick gewährt in die vielfachen Mißstände, die unter dem zweiten Kaiserreich in Algerien vorhanden waren.

Die Wahl der Erzählungen kann als eine durchaus verständige und glückliche bezeichnet werden. Die Anmerkungen bieten ausgiebige und angemessene Belehrung, wie sich auch das Wörterbuch bei den mehrfach angestellten Stichproben als brauchbar und zuverlässig erwiesen hat.

Greifswald. Franz Meder.

---

1) **François Tulou, Enfants célèbres (Auswahl).** Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Ernst Dannheißer. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. 115 S. 8. geb. 1,20 *M.*

Das Buch enthält 12 Biographien, welche fast alle dem in Frankreich beliebten Werke Galerie des enfants célèbres ou Panthéon de la jeunesse von Tulou entnommen sind. Während nun die meisten Biographen uns den gewordenen Menschen vorführen und seine Leistungen würdigen, stellt sich der Verfasser dieser Lebensbeschreibungen die Aufgabe, die Entwickelung berühmter Persönlichkeiten Frankreichs, ihre Neigungen und Liebhabereien, ihre schon in früher Jugend hervortretenden Charaktereigenschaften und Talente zu schildern. Der sittliche Ernst, der das ganze

Buch durchweht, die schlichte und natürliche Sprache lassen das Werk als eine wohlgeeignete Jugendlektüre erscheinen, die zugleich die Kenntnis von Land und Leuten in Frankreich vermittelt und manche Einblicke in die Entwickelung des Geisteslebens unserer Nachbarn bietet. Am meisten dürften interessieren Gassendi, Turenne, Pascal, Béranger, Lamartine und Alfred de Musset, weniger Jacqueline Pascal und Delphine Gay; letztere enthält außerdem zu viele fremde Personennamen, die für die meisten deutschen Leser bloße Namen ohne Inhalt sind. — Die Anmerkungen sind zweckentsprechend, könnten aber vermehrt werden, auch die Angabe der Aussprache mancher Eigennamen, die man in den Wörterbüchern vergeblich suchen würde, wäre wünschenswert. Zu S. 77, 20 wird bemerkt se sentir de „jd. nachgehen"; wie der Verfasser dazu kommt, ist mir unklar; ich würde übersetzen „die Folgen von etwas spüren". Der Druck ist sorgfältig; nur S. 24, 14 lies ses, S. 66, 12 fehlt ein Apostroph, S. 98, 33 steht homme statt hommes. Ein Wörterbuch zu diesem Bande zu 30 Pf. ist gesondert erschienen.

2) Napoléon Bonaparte. Aus H. Taines Les origines de la France contemporaine ausgewählt und für den Schulgebrauch erklärt von A. Schmitz. Dritte Auflage. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. 146 S. 8. geb. 1,40 ℳ.

Daß das Bild Napoleons durch die blendenden Schilderungen seiner Bewunderer, denen es weniger darum zu tun war, die Wahrheit aufzudecken als den Ruhm und Glanz ihres Volkes und ihres Helden zu mehren, vielfach gefälscht ist, kann niemand leugnen. Wünschenswert bleibt es daher, den Mann in seiner wahren Gestalt zu zeigen, und das versucht Taine. Er verfällt aber in den entgegengesetzten Fehler; er ist nämlich von dem Vorwurf nicht freizusprechen, daß der an sich berechtigte Unwille über die Gewissenlosigkeit und den maßlosen Ehrgeiz und rücksichtslosesten Egoismus Napoleons seine Darstellung beeinflußt hat. Auch die vom Herausgeber mit Geschick getroffene Auswahl kann diesen Mangel an objektiver Darstellung nicht verdecken. Außerdem ist die Lektüre nicht leicht, ganz abgesehen von der Menge seltener Wörter und Ausdrücke; sie setzt ein reiferes Urteil und eine größere Welt- und Menschenkenntnis voraus, als Schüler selbst der Oberklassen im allgemeinen haben. Die komplizierten Verwaltungsverhältnisse eines Staates, die hohe Politik, ja das ganze Milieu, in dem sich die Schilderung bewegt, liegt nicht im Gesichtskreis der Jugend; sie wird daher vielfach es allenfalls zur korrekten Übersetzung bringen, aber ohne wirkliches Verständnis. Jedenfalls müßten die Anmerkungen unter dem Texte erheblich vermehrt werden; oft dürfte die zutreffende Übersetzung eines Ausdrucks imstande sein, den Leser in das richtige Fahrwasser zu leiten, während er selbst aus eigener Kraft fehl-

gehen würde. Für die genealogische Tabelle der Familie Napoleon sowie für die am Schluß beigegebenen sachlichen Erläuterungen, die offenbar nicht ohne große Mühe und viele Arbeit zusammengestellt sind, muß man dem Herausgeber dankbar sein.

3) **Molière, L'Avare.** Comédie publiée et annotée en collaboration avec H. P. Junker par Henri Bornecque. Leipzig et Berlin 1904, B. G. Teubner. Texte 89 S. Notes 52 S. 8. 1 *M*.

Mit dieser Ausgabe des berühmtesten Molièreschen Lustspiels kommt die Teubnersche Verlagsbuchhandlung dem Verlangen derer nach, welche in den oberen Klassen französische Texte mit französisch geschriebenem Kommentar zu benutzen wünschen. Mit vollem Recht hat man einen Franzosen mit dieser Aufgabe betraut; denn die Durchsicht eines von einem Deutschen geschriebenen Kommentars durch französische Gelehrte sichert wohl vor offenbaren Germanismen, bietet aber nicht die Gewähr, daß derselbe wirklich französisches Gepräge trägt. Da aber anderseits ein Ausländer nicht in vollem Umfange die Bedürfnisse deutscher Schulen abmessen kann, so sind demselben deutsche Mitarbeiter beigesellt worden. Der französische Gelehrte, den die Verlagsbuchhandlung zu diesem Zwecke gewonnen hat, ist der rühmlich bekannte H. Bornecque in Lille; sein deutscher Mitarbeiter und Berater war Herr H. P. Junker. Zugrunde gelegt ist die große Ausgabe von Despois-Mesnard, jedoch in moderner Orthographie. Der Kommentar enthält eine kurze Inhaltsangabe der einzelnen Szenen, eine Darstellung der Entwickelung der dramatischen Handlung, eine Charakteristik der Personen, Angabe der Quellen und Auskunft über den Erfolg des Stückes, endlich eine Biographie des Dichters. Daran schließen sich zusammenfassende Bemerkungen über Eigentümlichkeiten in den grammatischen Fügungen und im Gebrauch einzelner Wörter. Dann beginnt die Einzelerklärung von S. 17—48. Ein alphabetisches Verzeichnis der Erklärungsnoten beschließt das Ganze. Die Erläuterungen sind zahlreich und in lexikographischer Kürze gegeben. Grammatische Belehrungen sind selten; der Druck ist korrekt. Zu S. 42, 17 fehlt auf maître der Akzent. S. 45, 5 lies assassiner, S. 82, 17 ist das t von Zeile 14 hineingeratеn. Wertvoll sind die beigegebenen Bilder, namentlich S. 34, welches die Szene III 1 darstellt. S. 11, 25: et je voudrais qu'on eût fait pendre quelqu'un bedurfte wohl einer Erklärung. Zu S. 43, 33 Oui, si vous me donnez bien de l'argent findet sich die Bemerkung bien de = beaucoup de, welche mir unklar ist und um so auffallender erscheint, als nach bien de der bestimmte Artikel nötig ist.

Herford i. W. Ernst Meyer.

Delattre, Les Grands Sarcophages Anthropoïdes du Musée Lavigerie à Carthage. Extr. du Cosmos 1903. Paris 1904. 34 S., 61 Figuren und Tafeln. gr. 8. 2 *fr.*

Von dem reichen Inhalt der neuen Veröffentlichung des Père Delattre in einer kurzen Anzeige erschöpfend zu berichten, ist kaum möglich; es kann vielmehr der Zweck einer solchen nur sein, nachdrücklich auf die Schrift selber hinzuweisen. Dies aber ist auch aus dem Grunde nicht unnötig, weil diese „Publications des Pères Blancs", soviel uns bekannt ist, nicht auf den großen buchhändlerischen Markt kommen, sondern nur direkt von den Herausgebern aus Saint-Louis de Carthage (Tunis) bezogen werden können. Worauf schon Eugen Petersen im Jahrbuche des Kaiserl. Deutschen Archäologischen Instituts 1903 I S. 23 f. aufmerksam gemacht hatte, die wunderbaren Marmorsarkophage aus punischer Zeit werden hier in mustergültiger Weise unter Berücksichtigung aller irgend auftauchenden Fragen (keineswegs nur der kunstgeschichtlichen) behandelt. Es erhöht den Reiz der Darstellung, daß der gelehrte Verfasser uns immer wieder an der eigenen Entdeckerfreude teilnehmen läßt, indem er anschaulich erzählt, wie sich in die gewissenhafte Erfüllung seiner frommen Pflichten die mit leidenschaftlichem Interesse verfolgte Aufdeckung der heidnischen Kulturwelt hineindrängt. So empfinden wir mit ihm den mächtigen Eindruck jener weltgeschichtlichen Stätte, dem einst der Kardinal Lavigerie in dem Schreiben an diese seine Missionare ergreifende Worte gewidmet hat. Und wenn wir sehen, wie hier ein glücklicher Zufall aus der Tiefe nie geahnter Grabstätten die zwei Jahrtausende alten Gestalten der punischen Vornehmen und Priester in künstlerischer Vollendung wieder vor Augen gestellt hat, so regt sich die Hoffnung, daß aus dem hochgelagerten Schutt der Jahrhunderte doch allmählich noch wieder in deutlicheren Umrissen das Bild jenes Karthago erstehen wird, welches, gestützt auf Reichtum und Macht, in den Kampf selbst mit Rom einzutreten wagte. Zu wechselvoll sind hier die Geschicke gewesen, als daß je wieder, wie etwa in Timgad, ein geschlossenes Stadtbild uns vor Augen treten könnte; den gerade auf diesem Boden später so berühmt gewordenen Mosaiken gleich, wird sich nur aus einzelnen Teilchen Stück für Stück allmählich vielleicht ein Ganzes gewinnen lassen. Daß nichts verloren geht, daß jedes genau an der richtigen Stelle eingefügt wird, dafür bürgt der weite Blick, die umfassende Gelehrsamkeit, die unermüdliche Sorgfalt des Père Delattre; möchte ihm das Finderglück noch viel Neues zu schaffen geben!

2) Ernst Fabricius, Die Besitznahme Badens durch die Römer. (Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission. Neue Folge 8.) Heidelberg 1905, Winter. 88 S. und eine Karte. 8. 1,20 *M.*

Nachdem Fabricius 1901 vor der Straßburger Philologenversammlung in knappen Zügen die Entstehung der römischen Limesanlagen in Deutschland dargelegt hatte (im Druck erschienen

1902 bei Lintz in Trier), gibt er jetzt in ausführlicherer Schilderung ein Bild der römischen Siedelungen in Südwestdeutschland. Je weniger Sicheres und Klares hier die literarischen Berichte der Römer bieten, desto notwendiger ist es, alles, was in letzter Zeit neben der zusammenhängenden Forschung der Limeskommission die überall rührige Lokalforschung auch im Hinterlande des Limes ermittelt hat, wissenschaftlich zusammenzufassen, damit die Einzelergebnisse, sich gegenseitig ergänzend, einen Überblick über das Ganze ermöglichen.

Daß über die inschriftlichen Zeugnisse hinaus die Grabungen bis in die bislang so dunkle Keltenzeit zurückführen, wußten wir schon aus dem, was der Verfasser gleichfalls in Straßburg über Tarodunum-Zarten berichtete. Seiner zugleich vorsichtigen und weitblickenden Führung folgen wir nunmehr von jener ältesten Periode aus durch die Jahrhunderte, welche erst das Vordringen der Germanen, dann ihre Bewältigung durch die Römer brachten; und immer deutlicher erkennt man, daß fast überall, wo die natürlichen Voraussetzungen der Siedelung und des Verkehrs vorhanden sind, eben auch zu allen Zeiten Menschen geweilt und gewandert haben, mögen sie nun Kelten, Germanen oder Römer heißen, mögen sie auf dem Ochsenwagen, im Fuhrmannskarren oder im Orientexpreßzug, zu Roß, zu Zweirad oder zu Fuß ihrer Straße ziehen. Indem der Historiker mit streng philologischer Methode die Zeugnisse prüft und zu geordneter Schlußfolgerung vereinigt, gewinnt er den breiten Boden, von dem aus nun wiederum auch das einzelne ins rechte Licht gerückt werden kann. Hier erfahren wir jetzt, um von vielem nur eines zu erwähnen, daß in der vielbesprochenen Stelle der Germania (c. 29) vermutlich von coloni die Rede ist, welche von kaiserlichen Domänen Stücke zunächst auf Zeit in Kleinpacht erhielten mit der Aussicht, vielleicht später Eigentümer zu werden.

Wir hoffen bestimmt, daß diese Schrift, wie ihre Aufgabe überall über die Grenzen Badens hinausführte, so auch in weiteren Kreisen, wo immer Interesse für vaterländische Geschichtsforschung ist, Verbreitung finde. Es ist nicht daran zu denken, daß die grundlegende Arbeit der Reichs-Limeskommission in ihren streng wissenschaftlichen Veröffentlichungen selber je irgend Gemeingut werde; um so dankenswerter ist es, daß der Gelehrte, der jetzt mit an ihrer Spitze steht, in so fesselnder Weise die Ergebnisse der Forschung allgemeiner zugänglich macht. Die philologisch gebildeten Leser, deren er gewiß viele finden wird, würden ihm noch besonders dankbar sein, wenn er unter dem Texte die Belegstellen, die inschriftlichen etwa aus Dessau, mitgeteilt hätte. Der Verleger hätte die sorgfältig ausgeführte, übersichtliche Karte bequemer nutzbar gemacht, wenn er sie am äußeren statt, wie ja leider immer noch üblich ist, am inneren Rande des Deckblattes angebracht hätte.

Sondershausen. A. Funck.

Histoire de la Révolution française. Annotée par Georg Steinmüller. Leipzig 1904, Roßbergsche Verlagshandlung. VI u. 115 S. 8. 1,50 ℳ.

„Die Geschichte der folgenreichen französischen Revolution muß bei der französischen Lektüre berücksichtigt werden. Die hervorragenden Werke über jene Zeit sind aber viel zu umfangreich, als daß sie ganz gelesen werden könnten; man hat sich damit geholfen, einzelne Abschnitte und Episoden herauszugeben. Dieses Verfahren hat den Nachteil, daß dem Schüler der Zusammenhang, die allmähliche Entwickelung nicht klar zur Erkenntnis kommt. Daher muß ein Bändchen willkommen sein, das eine übersichtliche zusammenhängende Darstellung der Zeit 1789—1795 gibt, das minder Wichtige kurz behandelt, den bedeutsamen Ereignissen und dem Wirken der hervorragenden Persönlichkeiten dagegen eine ausführlichere und lebensvolle Darstellung widmet".

Dies ist der Inhalt des Vorwortes zu meiner 1900 (und in 2. Auflage 1905) erschienenen Histoire de la Révolution française (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung); ganz dieselben, übrigens naheliegenden Gedanken gibt das Vorwort der Histoire de la Révolution française, welche Georg Steinmüller in der von Hubert und Mann im Verlag der Roßbergschen Verlagshandlung zu Leipzig herausgegebenen „Neusprachlichen Reformbibliothek" 1904 veröffentlicht hat. Auch die Kapiteleinteilung ist fast genau dieselbe wie bei mir. Das mag Zufall oder unbewußte Reminiszenz sein.

Unmöglich aber ist es Zufall, daß von den 115 Seiten Steinmüllers über 40 Seiten wörtlich mit meiner Hist. de la Rév. übereinstimmen. Unmöglich ist es auch, diese auffallende Übereinstimmung so zu erklären, daß St. mit mir eben dieselben Abschnitte französischer Historiker für besonders brauchbar erachtet und deshalb zum Abdruck gebracht habe. Denn ich habe diese Abschnitte nicht unverändert aus den Originalen wiedergegeben, sondern an zahlreichen Stellen die Texte gekürzt und umgestellt, Sätze aus andern Schriftstellern eingefügt, von der neueren Forschung als unrichtig erkannte Angaben durch Textänderungen verbessert usw., und diese von mir umgearbeiteten Texte hat St. Wort für Wort aus meinem Buche nachgedruckt. Ich will einige Beispiele geben.

Das Kapitel „Constitution civile du clergé. Mort de Mirabeau" habe ich, da mir die Darstellung keines einzelnen Schriftstellers für meine Schulausgabe zusagte, aus sechs in stilistischer Beziehung gleichartigen Schriftstellern so zusammengestellt, daß es als aus einer Feder geflossen erscheint. Die erste Zeile ist von Roche, die neun folgenden von Corréard, die vier nächsten von Roche, die folgenden vier von Duruy, der nächste Absatz von Corréard mit Einschiebung von Rambaud usw. Den so gewonnenen Text druckt Steinmüller wörtlich nach (S. 36—39).

Dem Kapitel „Fuite du Roi“ liegt Thiers zugrunde. Ich habe jedoch an etwa 10 Stellen gekürzt, an ebensoviel andern Stellen unrichtige Angaben durch Änderungen des Textes in Übereinstimmung mit den Ergebnissen der neuern Forschung gebracht und am Schluß 7 Zeilen von Rambaud zugefügt. Das Ganze wird von St. wörtlich nachgedruckt (S. 40—46).

In dem Kapitel „Procès et mort de Louis XVI“ sind die ersten Sätze von Roche, mit einer Einschiebung aus Corréard, dann folgt ein Absatz von Duruy über das Leben der königlichen Familie im Temple, dann die Erzählung der Prozeßverhandlung nach Guizot mit Einschiebung einer Stelle der Verteidigungsrede von Desèze, endlich ein Schlußpassus von Duruy. Alles wird von St. genau nachgedruckt (S. 74—84).

Ebenso verhält es sich beispielsweise mit den Kapiteln über die Gesetzgebende Versammlung (S. 48—51), die Schreckensherrschaft (S. 92—97), den Sturz Robespierres (S. 107—110) u. a. St. hat ein volles Drittel seines Buches wörtlich aus meiner Histoire de la Révolution nachgedruckt. Eine derartige Aneignung in solchem Umfang geht denn doch zu weit. Den Herausgebern der Sammlung muß wohl mein Werkchen unbekannt geblieben sein.

Mein Buch führt die Geschichte der Revolution bis zum Ende des Konvents, Steinmüller schließt mit dem Sturz Robespierres. Vielleicht kommt er zu der Ansicht, daß der Schluß des Konvents ein geeigneterer Abschluß ist und druckt bei einer etwaigen zweiten Auflage auch noch meine Schlußkapitel nach.

Breslau. F. J. Wershoven.

W. Pfeifer, Lehrbuch für den Geschichtsunterricht an höheren Lehranstalten. 1. Teil: Lehraufgabe der Quarta. 83 S. 1 ℳ; 2. Teil: Lehraufgabe der Unter- und Obertertia. 159 S. 1,65 ℳ; 3. Teil: Lehraufgabe der Untersekunda. 80 S. 1 ℳ; 4. Teil: Lehraufgabe der Obersekunda. Mit einem Bilderanhang zur Kunst- und Kulturgeschichte, zusammengestellt und erläutert von P. Brandt. 140 S. und 48 S. 2,50 ℳ. Breslau 1904, Ferdinand Hirt.

An geschichtlichen Lehrbüchern, welche den Forderungen der neuesten Lehrpläne gerecht werden, herrscht heutzutage kein Mangel; einige von ihnen, wie die von Brettschneider, Neubauer, Schenk-Wolff, erfreuen sich mit Recht einer von Jahr zu Jahr steigenden Beliebtheit. Wer also mit einer neuen Leistung auf dem Plane erscheint, muß ihre Daseinsberechtigung nachweisen.

Wie Verf. des zur Besprechung vorliegenden Lehrbuchs im Vorwort zum 1. und 4. Teile erklärt, lagen ihm sorgsame Auswahl des Stoffes, klare Gruppierung und schlichte Darstellung besonders am Herzen. Um dieses Ziel zu erreichen, hat er in den beiden ersten Teilen, den Lehraufgaben für Quarta und Tertia, den einzelnen Abschnitten kurze Übersichten vorangestellt und die wichtigsten Daten besonders hervorgehoben. Mit diesem Ver-

fahren kann man nur einverstanden sein, weil der Schüler so von vornherein daran gewöhnt wird, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden und den Gang der Ereignisse nach größeren Gesichtspunkten zu betrachten. Auch ist es, wenigstens für die untere und mittlere Stufe, das einzig richtige, wenn die erzählende Darstellung gewählt ist; wie wesentlich es hierbei ist, die Erzählung gelegentlich durch Einzelzüge zu beleben, weiß jeder Geschichtslehrer aus eigener Erfahrung. Die Gliederung des Stoffes ist in allen Teilen klar und durchsichtig; treffende Charakteristiken der führenden Persönlichkeiten tragen dazu bei, das Verständnis der betreffenden Zeitabschnitte zu fördern und zu vertiefen. Neben der Kriegsgeschichte kommt auch die Kulturgeschichte — im weiteren Sinne — zu ihrem Rechte. Für die Oberstufe wenigstens geht Verf. von der Auffassung aus, daß die Geschichte der europäischen Kulturvölker von den Anfängen der Hellenen bis zur Gegenwart eine in sich zusammenhängende Bewegung bilde; dieser mehr welt- als nationalgeschichtliche Gesichtspunkt hat ihn, wie er sagt, bei der Auswahl des Stoffes und seiner Gruppierung geleitet. Die Verfassungsgeschichte, die doch wohl vor allem das Material liefert, aus dem die Hauptlehren und Haupttatsachen in der Entwicklung des Staates und der Gesellschaft klar werden, hätte, wie mir scheint, auf der Oberstufe, ebenso wie die Belehrung über volkswirtschaftliche Fragen, eine noch eingehendere Berücksichtigung finden können; indessen werden die Ansichten über das Maß des Darzubietenden hier wohl stets auseinandergehen. Eigenartig an Pfeifers Arbeit sind die dem 4. Teile beigegebenen Faustkarten, welche den Zweck haben, den Schüler über die wichtigsten Tatsachen der politischen Geographie rasch zu orientieren, sodann auch der von P. Brandt zusammengestellte und erläuterte Bilderanhang zur Kunst- und Kulturgeschichte. Notwendig ist letzterer gerade nicht, da der Schüler in Luckenbachs Abbildungen zur alten Geschichte ein Hilfsmittel besitzt, welches als geradezu mustergiltig bezeichnet werden darf. Referent erkennt aber gern an, daß die Reihenfolge der vorgeführten Werke, die sich zumeist mit dem historischen Entwicklungsgange deckt, von geschickter Methode zeugt und daß die Form der Frage, die in den Erläuterungen in einer großen Anzahl von Fällen gewählt ist, den strebsamen Schüler sehr wohl zur Selbsttätigkeit anzuleiten vermag. Erwähnt sei zum Schlusse noch, daß jedem Teile ein nicht allzu umfangreicher Kanon der einzuprägenden Jahreszahlen beigefügt ist.

Alles in allem kann also Pfeifers Lehrbuch als ein brauchbares Hilfsmittel für den geschichtlichen Unterricht angesehen werden. Als Schulbuch muß es aber unbedingt frei sein von Druckfehlern, sachlichen Ungenauigkeiten und anderen Versehen. Was dem Ref. nach dieser Seite hin aufgefallen ist, hat er dem Verf. brieflich mitgeteilt und zur Verfügung gestellt; auf eine Auf-

zählung und Besprechung einzelner Stellen in dieser Zeitschrift glaubte er verzichten zu dürfen.

Wernigerode a. H. M. Hodermann.

Oskar Jäger, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Erstes Bändchen 1800—1852. 157 S. Zweites Bändchen 1852—1900. 160 S. Sammlung Göschen. Leipzig 1904, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Jeder Band 0,80 *M.*

In zwei kleinen Bändchen der Sammlung Göschen die gesamte Geschichte des 19. Jahrhunderts, nicht etwa nur die Deutschlands, darzustellen, ist eine sehr schwierige, eigentlich kaum lösbare Aufgabe. Der Stoff ist doch allzureich, als daß er sich ungestraft in eine so enge Form pressen ließe. Von Oskar Jäger, der dieselbe Zeit schon wiederholt behandelt hat, ist es versucht worden: auch ihm ist es nicht besser gelungen, als es eben gelingen konnte, und oft genug zeigen sich in der ganzen Darstellung, im Satzbau und im Ausdruck die deutlichen Spuren davon, daß er unter einem lästigen Zwange stand.

In dem Kampf zwischen Stoff und Form ist manchmal der Stoff Sieger geblieben und hat den Platz behauptet: dann läßt die Form der Darstellung leicht erkennen, daß ihr Gewalt angetan worden ist; manchmal wieder hat die Form den Sieg davon getragen: dann ist der Stoff allzusehr beschnitten worden. So ist es natürlich, daß sich der Text nicht immer glatt und erfreulich liest, zumal auch da, wo das Streben nach Kürze nicht die Erklärung gibt, mancher Ausdruck, manche Konstruktion stört. Ich greife aufs Geratewohl einige Stellen heraus. Gleich im Anfang auf S. 8 des ersten Bändchens lesen wir: „Dem Lunéviller Friedensschluß folgten andere: Frankreich und Portugal, Spanien und Rußland, Frankreich und Rußland im gleichen, Frankreich und England zu Amiens im folgenden Jahr", auf S. 15: Nur eins blieb in diesem traurigen Jahr Preußen erspart — der Rheinbund und eine bonapartistische Verschwägerung". Auf S. 19 heißt es von der „Umbildung und Neuschöpfung auf dem Gebiet des Geistes und der Literatur": „eine Neubildung, an die wir durch ihre großen Namen, die Klopstock und Wieland, Herder und Lessing, Goethe und Schiller und durch naheliegende Daten leicht uns erinnern, wie etwa daß im Jahr 1789 Schillers Gedicht die Künstler, 1797 .... Goethes Hermann und Dorothea .... erschienen sind". Auf derselben Seite wird von der „Besetzthaltung" einer Anzahl von Festungen gesprochen. Gar nicht selten finden sich förmliche Ungeheuer von Sätzen, so I, S. 24: „In diesem und dem folgenden Jahre vollendete sich der gewaltige Bau des napoleonischen Reiches in einer neuen Reihe von Verschiebungen und rücksichtslosen Gewalttaten, Umschaffung des Restes des Kirchenstaates in zwei Departements, Rom und Trasimène, was Papst Pius VII mit dem Bann erwiderte, der Kaiser

dann mit gewaltsamer Wegführung des Papstes ergänzte; Einverleibung Hollands, dessen König Ludwig der kläglichen Rolle, die er und die übrigen Vasallen spielten, überdrüssig war; Einverleibung der Republik Wallis und vor allem dem Dekret vom 10. Dezember 1810, durch welches ohne weitere Umstände „commandée par les circonstances“, ein Gebiet von 600 Quadratmeilen ... in drei französische Departements .... verwandelt wurde“ und I, S. 35: „Am 16. Oktober wurde an drei Punkten gekämpft: im Süden von Leipzig bei Wachau, wo Napoleon gegen 3 Uhr sicher den Sieg in Händen zu haben glaubte, die Schlacht aber hergestellt und die Stellung von den Verbündeten behauptet wurde; im Nordwesten auf der Straße von Halle nach Leipzig bei Möckern, das Korps Yorks von der schlesischen Armee gegen Marmont, blutiges Ringen und schwer erkämpfter Sieg, ein Kampf, der aber, indem er einen erheblichen Teil der französischen Streitmacht festhielt, eine Katastrophe im Süden verhinderte; und ein unentschiedenes Gefecht der Österreicher bei Lindenau im Nordwesten“! I S. 28 lesen wir: „am folgenden Tag brach der schreckliche Brand [von Moskau] aus, der neun Zehntel der Stadt vertilgte, sich alsbald als vorbedachtes Werk fanatischer Entschlossenheit kundgab, und die überaus mißliche Lage der großen Armee, ohne Magazine und genügenden Munitionsvorrat, nur durch eine schon ausgezehrte Rückzugsstraße [welches Bild!] mit der Heimat verbunden, mehr enthüllte als herbeiführte“. Auf S. 32 steht dann: „Der Eindruck, den Metternich aus einer neunstündigen Unterredung mit ihm [Napoleon] zu Dresden (26. Juni) mitnahm, war: „ich schwöre Ihnen, Ihr Meister hat den Verstand verloren“; auf S. 95 „bessere Worte als dieses, aber nicht mehr, hatte aber auch fernerhin Frankreich den Polen nicht zu bieten“. Im 2. Bändchen lesen wir unter anderm auf S. 11/12: „in Preußen .... nahmen die Ultras der konservativen Partei ... mit Leidenschaft und gut gespieltem Christentum Partei für den Zaren“; auf S. 45 „Und so verschärfte sich der Konflikt, bei welchem zwei Faktoren, König und Herrenhaus, gegen den dritten, das Haus der Abgeordneten, stand, obgleich die Regierung einige Erfolge aufweisen konnte, und man wohl sah, daß man nicht mehr die Männer von Olmütz sich gegenüber hatte: die siegreiche Durchführung des Handelsvertrags mit Frankreich und Erneuerung des Zollvereins auf dieser Grundlage und die Zurechtsetzung des kurhessischen Tyrannen“.

Zu dürftig ist die Darstellung unter anderm I S. 39, wo der Kampf bei Quatrebras nicht einmal erwähnt wird; II S. 44 bei der Darstellung der Heereserneuerung: hier hätte doch betont werden müssen, welcher Übelstand es war, daß man trotz des gewaltigen Anwachsens der Volkszahl noch immer nach dem Gesetz von 1814 jährlich nur 40 000 Mann aushob und daß infolgedessen Tausende von jungen Leuten vom Kriegsdienst frei blieben,

während andrerseits bei jeder Mobilmachung eine Menge von verheirateten Leuten aufgeboten werden mußte. Außerordentlich dürftig ist auch die Schilderung, die II S. 108 vom Anwachsen der „sozialdemokratischen Sekte“ (ein sonderbarer Ausdruck!) gegeben wird; dabei wird von den beiden Richtungen in der genannten Partei gesprochen, der „kosmopolitischen und revolutionären unter Bebel und Liebknecht und der noch einigermaßen auf nationalem Boden stehenden des von Lasalle gegründeten allgemeinen deutschen Arbeitervereins“ — Marx und Engels aber werden nicht einmal erwähnt. —

Noch einige andre Bemerkungen seien gestattet. II S. 88 ist vielleicht mit Absicht, um der Legende von der „Fälschung“ der Emser Depesche entgegenzutreten, Bismarcks geniales Handeln bei dieser Gelegenheit nicht genügend hervorgehoben; dagegen wird merkwürdigerweise „die unübertreffliche, schlichte und männliche Haltung“ König Wilhelms „an jenem rühmlichsten Tage in der Geschichte des Hohenzollernschen Hauses“(!) stark betont: das scheint mir doch den Tatsachen nicht zu entsprechen. II S. 86 behauptet Jäger, das Plebiszit von 1870 (die Angabe des Jahres fehlt hier und im Folgenden ganz!) hätte sich „zu einer großen Demonstration für das persönliche Regiment“ gestaltet: in Wirklichkeit war es doch sehr bedenklich, daß die Zahl der Nein vor allem in den großen Städten und selbst beim Militär verhältnismäßig so groß war. I S. 68 bleibt es völlig unklar, warum Karl X. die Deputiertenkammer, die eben erst sein drakonisches Preßgesetz angenommen hat, auflöst. Ein sonderbarer Widerspruch findet sich ferner auf den Seiten 26 und 27 des 1. Bändchens: erst wird der Zug Napoleons nach Rußland als eine Unternehmung bezeichnet, „die von Anfang an eine gigantische Torheit war“, und gleich darauf sagt Jäger: „In der Tat hätte die Unternehmung, auf ein wiedererstehendes Polen gestützt und mit derselben Umsicht durchgeführt, mit der es (!), was die Streitmittel betrifft, eingeleitet war, nicht mißlingen können“. In ähnlicher Weise wird I S. 44 erst behauptet, Karl XIV. von Schweden sei der einzige gewesen, „der in dem großen Glücksspiel der letzten Jahrzehnte mit einem Treffer herausgekommen“ sei, und unmittelbar nachher findet sich der Satz: „Mit einem sehr reichen Gewinn war Großbritannien aus der Periode der Revolution und der Kriege hervorgegangen“.

Doch genug der Ausstellungen. Sie mußten gemacht werden, weil die Stellen, die sie betreffen, und recht viele ähnliche, die von allzuschneller Arbeit zeugen, recht störend sind und den Wert des Buches nicht wenig herabdrücken. Und das ist recht schade; denn es stammt von Oskar Jäger — und da möchte man viel lieber nur loben und anerkennen. Und glücklicherweise gibt es ja auch bei diesem Werke genug zu loben. Es ist, wie nicht anders zu erwarten war, aus voller Sachkenntnis, aus einer klaren

Weltanschauung herausgeschrieben und zeigt überall den warmherzigen Vaterlandsfreund, der doch von Chauvinismus weit entfernt ist, und den gerechten Mann, der, wenn er auch klar erkennen läßt, wofür sein Herz schlägt, doch auch den Gegner vorurteilslos einzuschätzen versteht. Eine herzerfreuende Offenheit zeigt sich in der ganzen Darstellung, und doch empfinden wir, da Jäger das rechte Maß innezuhalten versteht, seine Art der Schilderung nicht als unberechtigten Versuch, unser Urteil zu beeinflussen.

Schade, daß ein so kerndeutscher Mann wie Oskar Jäger noch so viele völlig entbehrliche Fremdworte gebraucht wie z. B. Regicide (I S. 66), Präponderanz (I S. 105), Intentionen (II S. 138). — Jedem Bändchen ist am Schluß eine Zeittafel beigegeben, dem zweiten außerdem ein knappes Verzeichnis der wichtigsten Literatur über die Geschichte des 19. Jahrhunderts.

Als Druckfehler merke ich an I 52, Z. 13 „organisatoriche"; I S. 71, Z. 5 „am Montag dem 29." (statt 26.) Endlich steht I S. 26 Z. 13 v. u. „brauchte" statt „brauchten."

Berlin. Rudolf Lange.

---

1) H. Herberholz, Merktabellen für den Geschichtsunterricht in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Hannover und Berlin 1904, C. Meyer (G. Prior). I u. 32 S. 8. kart. 0,50 *M*.

Nur wenn Geschichtstabellen sich an das an der Anstalt gebrauchte Lehrbuch anschließen und den Inhalt desselben kurz und übersichtlich noch einmal wiedergeben, kann ihnen eine Daseinsberechtigung zuerkannt werden; andernfalls schweben sie, ohne Zusammenhang mit dem Unterrichte, gleichsam in der Luft. So geht es auch dem vorliegenden Büchlein, das nach Angabe des Verfassers als Grundlage für die durch die Lehrpläne von 1901 für die einzelnen Klassen angeordneten Wiederholungen dienen soll. Dazu bedarf es aber keiner besonderen Hilfsbücher, sondern die Lehrbücher, die für den Geschichtsunterricht eingeführt sind, haben diesem Zwecke zu genügen; daß sich die Merktabellen an diese anlehnen, ist vom Verf. nicht gesagt. Fällt somit dieser Grund für ihre Existenz fort, so hat Referent auch sonstige besondere Vorzüge, die sie vielleicht daseinsberechtigt erscheinen lassen könnten, nicht entdeckt. Das Werkchen ist nicht Fisch und nicht Fleisch: um als Tabelle gelten zu können, dazu fehlt es vor allem an der gerade hier so überaus notwendigen Übersichtlichkeit und konzentrierten Darstellung; es aber als Lehrbuch etwa dem Unterrichte zugrunde legen zu wollen, das verbietet die Dürftigkeit des dargebotenen Stoffes. Was hier als Quintessenz, als eiserner Bestand des Geschichtsunterrichts von Sexta bis Untersekunda gefordert wird, das scheint mir, selbst wenn auch nur in tabellarischer Übersicht geboten, denn

doch zu wenig zu sein; ich möchte einen Sextaner nicht mit Karl d. Gr., Friedrich Barbarossa, dem Großen Kurfürsten, Friedrich d. Gr. und den drei Kaisern des neuen Reiches abspeisen, von den Quintanern ganz zu schweigen, denen überhaupt nichts Neues geboten wird; von den Kaisern nach dem Interregnum bis zur Reformation sollen nur Rudolf I., Ludwig der Bayer, Karl IV., Sigismund und Maximilian I. — von dem aber nicht einmal die Institution, die sich gerade am längsten mit erhalten hat, das Reichskammergericht — gemerkt werden; der Kampf zwischen Ariovist und Cäsar ist nicht erwähnt; die Verschüttung Pompejis, die wichtigen Kaiser Aurelian und Diokletian sucht man vergebens; bei Otto II. vermisse ich den Aufstand der Wenden, wodurch Ostelbien wieder verloren ging; die preußische Unionspolitik und die Kämpfe in Schleswig-Holstein 1848—50 fehlen: diese Proben, die noch vermehrt werden könnten, genügen, um zu zeigen, daß bei so geringen Anforderungen in den mittleren Klassen der Geschichtsunterricht auf der Oberstufe der nötigen Grundlage entbehrt.

Wie die Auswahl des Stoffes, so läßt auch die Ausdrucksweise vielfach zu wünschen übrig, trotzdem der Verf. gerade „darauf sein Absehen gehabt hat, nicht eine trockene Tabelle zu geben, sondern die Hauptereignisse auch inhaltlich in die gewählte Form einzuschließen" (Vorwort). Ich will nicht die subjektslosen Sätze rügen wie S. 5 „heilte die schweren Schäden", S. 7 „übernahm die Regierung" und sonst vielfach; die lassen sich ja noch mit der tabellarischen Form des Buches entschuldigen; wenn es aber S. 6 heißt „die entscheidende Schlacht fiel bei Sedan", S. 9 „Leonidas erlitt den Heldentod", „Perikles schwang sich zum Führer des Volkes empor", S. 18 zweimal „dieserhalb", S. 19 „vom Kaiser durch das Zepter mit der weltlichen Gewalt" (aus dem vorigen Satz zu ergänzen „er wurde belehnt"), S. 22 „er übernahm die Verwaltung für den blödsinnigen Herzog" u. a., so ist eben nicht genügende Sorgfalt auf den Ausdruck verwandt worden. Eigentümlich mutet auch an, daß jeder Zahl ein v. oder n. Chr. hinzugefügt ist außer bei den drei neuen Kaisern; der Krieg mit Frankreich war also „1870/71 n. Chr.".

Es wäre wunderbar, wenn der Verfasser eines Geschichtsbuches sich in manchen Einzelheiten nicht im Widerspruch mit der Wirklichkeit fände; dazu ist das Gebiet der Geschichte viel zu groß und das Gedächtnis des Menschen zu schwach, als daß man alles genau beherrschen könnte und nicht hier und da ein Irrtum unterliefe. Tabellen sind dieser Gefahr noch besonders deshalb ausgesetzt, weil die Art der Darstellung, das Streben nach Kürze, leicht zu einer Entstellung der Tatsachen führen kann. So finden sich denn auch im vorliegenden Büchlein zahlreiche Ungenauigkeiten und Irrtümer. Ob Heinrich der Löwe z. B.

wegen seiner Untreue die Herzogtümer Bayern und Sachsen verlor (S. 5), ist mehr als zweifelhaft; der Große Kurfürst erhielt diesen Beinamen nicht bloß für seine herrlichen Kriegstaten (S. 5); der Dänische Krieg 1864 kann unmöglich groß genannt werden (S. 6); als Verbündete Österreichs 1866 werden zwar Hannover, Hessen-Nassau und die Süddeutschen, nicht aber Sachsen, der beste Verbündete, erwähnt; wurde das hannoversche Heer bei Langensalza wirklich einfach nur gefangengenommen? Neben Weißenburg und Wörth durfte auch die Schlacht bei Spicheren nicht fehlen (S. 6); Wilhelm I. wurde in Versailles weder zum Kaiser gekrönt (S. 6), noch setzte er sich die deutsche Kaiserkrone daselbst auf das Haupt (S. 31) — das sind ja merkwürdige Vorstellungen, die Verf. von dem Akte der Kaiserproklamation hat; ob Lykurg überhaupt gelebt hat und nicht vielmehr als eine mythische Persönlichkeit zu betrachten ist, ist zweifelhaft (S. 7); bei den Perserkriegen scheint H. noch an die Zahlenangaben Herodots zu glauben (S. 9); den Frieden des Antalcidas muß ein Quartaner bei seiner ungeheuren Bedeutung kennen (S. 10); Mazedonien und Griechenland kamen nach Alexanders Tode unter verschiedene Fürsten (S. 10) — was soll das heißen? Bisher glaubte ich immer, in M. hätten sich die Antigoniden eingerichtet ebenso wie in Syrien die Seleuciden und in Ägypten die Ptolemäer; daß dies mit den Antigoniden nicht ganz so glatt ging, sondern Mazedonien vorübergehend auch einmal an Pyrrhus kam, ist nicht erwähnenswert; der Diktator wurde auf „höchstens" 6 Monate ernannt — gewöhnlich trat er schon früher ab, sobald seine Aufgabe gelöst war (S. 11); nicht Regulus allein ging nach Afrika (S. 12); die ungeheure Geldsumme, die Karthago 201 an Rom zahlen mußte, bestand in einem 50 jährigen Tribute (S. 13); Cäsar wurde nicht nur von Brutus und Cassius ermordet (S. 13); die Teutonen wurden bei Aquä Sextiä, die Cimbern bei Vercellä besiegt, nicht umgekehrt, wie uns Verf. glauben machen will (S. 15); wenn Boleslav Chrobry von Heinrich II. unterworfen worden wäre (S. 18), hätte ihm nicht die Lausitz überlassen zu werden brauchen; statt der Mark Nordsachsen, die Albrecht dem Bären 1134 verliehen wurde, sagt man lieber Nordmark (S. 19); daraus entstand durch Eroberungen im Havellande die Mark Brandenburg, die aber 1134 als solche noch nicht vorhanden war (S. 21); Rudolf von Habsburg zerstört viele, aber nicht die Raubritterburgen (S. 20); daß durch die Festsetzungen in Rense der Deutsche König als Römischer Kaiser einer Bestätigung durch den Papst nicht bedurft hätte (S. 20), stimmt nicht ganz; durch die Wahl erhielt der König zwar die kaiserlichen Rechte, nicht aber den Titel, der konnte nur durch die päpstliche Krönung gewonnen werden; bei der Aufzählung der Kurfürsten fehlt der von Sachsen (S. 20); bei Luthers Tod vermisse ich das genaue Datum (S. 22); das Konzil von Trident tagte nicht bloß 1545 (S. 22);

Schweden erhielt 1648 nicht die Stadt Bremen, sondern das Stift (S. 23); Preußen erwarb 1803 viel mehr als Hildesheim, Paderborn, Erfurt und Münster (S. 27); Westpreußen bleibt 1807 preußisch (S. 28); Wilhelm I. ist nicht Kaiser von Deutschland (S. 30); die Aufzählung der deutschen Kolonien ist nicht vollständig (S. 31 f.).

Diese Auslese wird genügen, um zu zeigen, daß auch die Zuverlässigkeit der Merktabellen nicht groß genug ist. Ich muß deshalb mein Urteil dahin zusammenfassen, daß das Buch weder einem Bedürfnis entspricht noch in ersprießlicher Weise für den Unterricht verwendet werden kann. Dabei möchte ich zum Schluß an alle wahren Geschichtsfreunde die dringende Bitte richten, nur dann an die Abfassung eines neuen Geschichtsbuches zu gehen, wenn sie die volle Überzeugung haben dürfen, daß sie etwas schaffen können, das die vorzüglichen Lehrbücher z. B. von Endemann-Stutzer, Neubauer, Bretschneider u. a. nicht nur erreicht, sondern übertrifft.

Die Ausstattung des Buches — Einband und Papier — entspricht nicht ganz berechtigten Anforderungen; der Druck ist, abgesehen von einigen Kleinigkeiten, wie Lango- und Longobarden (S. 16 und 17), im ganzen korrekt.

2) J. C. Andrä, Grundriß der Geschichte für höhere Schulen. Fünfundzwanzigste Auflage, neu bearbeitet und für die Oberstufe neunklassiger Schulen fortgesetzt von Karl Endemann und Emil Stutzer. I. Teil: Alte Geschichte für die Quarta höherer Lehranstalten von Karl Endemann. Leipzig 1905, R. Voigtländers Verlag. IV u. 108 S. gr. 8. 1,60 *M*.

Bereits nach drei Jahren ist von dem durch Endemann-Stutzer neu bearbeiteten Andräschen Geschichtswerke für den Quarta-Teil eine neue Auflage nötig geworden: der beste Beweis für den Wert und die Brauchbarkeit des Buches. War ich schon bei der vorigen Ausgabe, der ersten von Endemann besorgten, am Ende einer eingehenden Besprechung in dieser Zeitschrift (1903 S. 260 ff.) in der angenehmen Lage, der Arbeit großes Lob zu spenden und sie den besten Hilfsmitteln für den Geschichtsunterricht zuzuzählen, so kann ich das diesmal in noch höherem Maße; denn eine ganze Reihe, ja ich kann sagen fast alle damals von mir ausgesprochenen Wünsche und gerügten geringfügigen Mängel haben beim Verfasser eine gute Aufnahme gefunden. Ich bin ihm dafür ganz besonders dankbar und erkenne darin den besten Lohn für die Mühe, die ich dem Werke gewidmet hatte und die der Verf. in der Vorrede zu dieser neuen Auflage in so liebenswürdiger Weise anerkannt hat. Unter Hinweis auf meine frühere ausführliche Besprechung kann ich mich jetzt ganz kurz fassen, und ich will nur einige wichtigere Änderungen erwähnen.

Zunächst sind nach meinem Vorschlage Verkürzungen in der orientalischen Geschichte, in den geographischen Partien sowie

in den Übersichten über die Kultur der Griechen und Römer eingetreten; sind diese Verkürzungen zumeist auch nur sehr geringfügiger Art, so bedeuten sie immerhin einen Schritt vorwärts, dem hoffentlich noch mehr folgen. Namentlich in der Besprechung der Kulturverhältnisse scheint mir noch immer zu viel geboten zu werden, besonders in dem — ich will einmal sagen — kunstgeschichtlichen Anhange. Ich bin gewiß kein Gegner derartiger Darbietungen, suche vielmehr durch Wort und Tat für eine Belebung und Vertiefung des Geschichtsunterrichts nach dieser Richtung hin zu wirken, aber in Quarta muß man doch damit noch recht vorsichtig sein und bescheiden anfangen. Wird solche Kost zu früh und zu reichlich geboten, so tritt bald Übersättigung ein, und auf der Oberstufe findet man kein Entgegenkommen mehr. — Eine überaus verständige Änderung erblicke ich darin, daß die inneren und äußeren Kämpfe Roms bis zu den Samnitenkriegen, die früher in verschiedenen Paragraphen nebeneinander behandelt waren, jetzt je einen Paragraphen für sich erhalten haben und somit zusammenhängend besprochen werden; dafür ist § 22, die Königszeit enthaltend, jetzt in zwei Abschnitte zerlegt, so daß die Gesamtzahl der Paragraphen keine Änderung erfährt, also auch die Benutzung beider Auflagen nebeneinander, mangels sonstiger grundlegender Änderungen, wohl möglich ist. — Die Druckfehler sind natürlich beseitigt. Über seine Grundsätze betreffs Schreibung der Eigennamen hat sich Verf. diesmal in dem Vorwort ausgesprochen, auch ein teilweises Verzeichnis derselben in griechischer und lateinischer Form geboten. Ich kann mich durchaus mit der Forderung einverstanden erklären, daß in erster Linie, namentlich auf der Unterstufe, diejenige Form bevorzugt wird, die auf der lateinischen Sprache beruht; denn so treten sie den meisten Schülern zuerst entgegen, so werden sie ihnen vertraut. Im übrigen kann nur der überwiegende Gebrauch und die Rücksicht auf die Zweckmäßigkeit entscheiden, während die konsequente Durchführung irgendeines bestimmten Prinzips allerdings unmöglich scheint. Somit ist hier eine gewisse Bewegungsfreiheit gegegeben; ob diese aber auch darauf ausgedehnt werden darf, daß man Peloponnesisch, Deceleisch (S. 42 f.) neben athenisch, sicilisch (S. 39 u. 41) schreibt, ist mir zweifelhaft. — Trotzdem die römische Geschichte in Quarta sowie in Obersekunda lehrplanmäßig mit Augustus ihren Abschluß finden soll, ist ein kurzer Überblick über die Folgezeit bis 476 gegeben. Ich halte das für durchaus richtig; denn sonst ist das Buch eben ein Torso. Ob sich übrigens die römische Kaisergeschichte, die doch immerhin manchen Bildungswert enthält, auf die Dauer die flüchtige und nebensächliche Behandlung innerhalb der Anfänge der deutschen Geschichte in Untertertia und besonders in Unterprima wird gefallen lassen, scheint ungewiß.

In der Einzeldarstellung hat Verf., wie schon gesagt, fast

alle meine Verbesserungsvorschläge als solche anerkannt und aufgenommen. Daß er sich bei einigen wenigen noch ablehnend verhält, will ich ihm nicht verübeln: handelt es sich doch dabei um recht schwierige Fragen, die vielleicht nie endgültig gelöst werden, z. B. um die römischen Tributkomitien und um die Schlacht, bzw. den Angriff bei Marathon. Daß er aber meinen Vorschlag, Manius in M.' abzukürzen, nicht schon auf S. 74 angenommen hat (wie S. 75), wundert mich; auch vermisse ich noch immer den Akzent bei Ahriman (S. 27).

Alles in allem: ein vorzügliches Buch, wohl geeignet, den Quartaner in den ersten systematischen Geschichtsunterricht einzuführen, und darum einer recht weiten Verbreitung wert.

Dessau. G. Reinhardt.

Prokop, Gotenkrieg nebst Auszügen aus Agathias, sowie Fragmenten des Anonymus Valesianus und des Johannes von Antiochia, übersetzt von D. Coste. Zweite, unveränderte Auflage. Leipzig 1903, Dyk. VIII u. 398 S. 8. 3 ℳ.

In der Einleitung stellt der Übersetzer in knapper Form das, was wir über die im Titel mitgenannten, den Prokop fortsetzenden oder ergänzenden Schriften wissen, zusammen; hinsichtlich des Hauptschriftstellers verweist er auf seine Übersetzung von Prokops Vandalenkrieg. Er gibt dann in fließender, gewandter Sprache, die nur selten an eine Übersetzung erinnert, Prokops Gotenkrieg vollständig wieder, aus Agathias' Historien Abschnitte des 1. und 2. Buches und aus dem Anonymus Valesianus die Odoaker und Theodorich gewidmeten Kapitel. Dazwischen steht auf zwei Seiten ein der Vollständigkeit halber hinzugefügtes Fragment aus Johannes von Antiochia über Odoakers Tod.

Die Neuauflage ist ein unveränderter Abdruck der ersten Auflage, der auf Wunsch des Verlegers ganz plötzlich hergestellt worden ist. So konnten die neuesten Forschungen in diese Auflage nicht hineingearbeitet werden. Aber den Zweck, „eine Quelle deutscher Geschichte allen denen aus dem Volke zu eröffnen, denen eine lebendige Kenntnis der vaterländischen Geschichte“ am Herzen liegt, erfüllt die Übersetzung im alten Gewande vollkommen, so daß die Lektüre den Gebildeten und nicht zum wenigsten der heranwachsenden Generation wohl empfohlen werden kann. Jahreszahlen, die den Text auf jeder Seite begleiten, erleichtern in dankenswerter Weise die schnelle Orientierung.

Charlottenburg. M. Gern.

---

1) Georg Biedenkapp, Aus Deutschlands Urzeit, nach Funden und Denkmälern. Mit einem Titelbilde und vier Tafeln. Berlin 1904, Hermann Paetel. IX u. 161 S. kl. 8. geb. 1,50 ℳ.

Eine eigenartige Stellung nimmt innerhalb der „Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend“ das

11. Bändchen: Georg Biedenkapp, „Aus Deutschlands Urzeit“ ein, indem hier nicht die Quellen selbst zu Worte kommen, wie das vorbildlich für die ganze Sammlung die beiden Herausgeber Hans Vollmer und Willi Capelle in ihren Büchern getan haben, sondern immer nur der Verfasser. Das liegt an der Art der Quellen, die nicht selbst reden können, sondern gedeutet sein wollen. Verfasser tut das im Anschluß an die Werke von Spezialforschern, die meist auch genannt werden. Eigentum des Verfassers sind, wie es scheint, die humoristischen Wendungen, wenn er z. B. die erratischen Blöcke, die von den nordischen Gletschern gen Süden getragen wurden, „hochgeborne Reisende“ oder „Pakete von fürchterlichen Ausmessungen“ und die Riesengletscher „die gröbsten Verkehrsbeamten der Erde“ nennt. Zugleich ergeht sich Verf. z. T. in ansprechenden Vermutungen, wie auf S. 25, wo er eine anschauliche Schilderung der verschiedenen Kulturschichten, die man im Torfmoor bei Robenhausen im Kanton Zürich gefunden hatte, liefert und in überzeugender Weise Schlüsse auf die Lebensweise, Beschäftigung, Kunstfertigkeit der Bewohner und das Vorhandensein von Handel und Verkehr zieht — vielleicht angeregt durch die Schrift „Die Pfahlbauten des Bodensees“ von E. von Tröltsch. Allerdings scheut sich Verf. auch nicht vor gewagten Schlußfolgerungen. Referent will keinen Wert darauf legen, daß Verf. bei der Beschreibung der Wohnstätten des steinzeitlichen Dorfes Großgartach (S. 83) von einer vermutlichen „Junggesellenwohnung“ redet, aber daß er die Annahme, die Indogermanen seien aus Asien gekommen, für einen überwundenen Standpunkt, statt für einen erschütterten hält, es als wahrscheinlich hinstellt, daß die mykenischen Kuppelgräber sich aus nordischen Steingräbern entwickelt hätten, Inder, Griechen, Römer, kurz alle Indogermanen — als Germanen anspricht und damit schließt, „daß man ungezwungen in das 4. Jahrtausend v. Chr. als eine Zeit dichterischer Betätigung auf deutsch-dänisch-schwedischem Gebiet hinaufgelangt“ (S. 161), ist zunächst doch bloß eine Hypothese, wenn auch eine schöne. Wieviel vorsichtiger urteilt z. B. Johannes Ranke in seinem Werke „Der Mensch“ vom Jahre 1894, das Ref. gerade zur Hand ist, wo dieser (II 577), gestützt auf Virchows Schlußfolgerungen, sagt: „Noch ist die Zeit nicht gekommen, die Stellung der prähistorischen Völker der diluvialen Steinzeit, der wirklichen Urbevölkerung Europas, auch nur mit annähernder Sicherheit zu bestimmen“.

Referent hat aber das Buch mit Vergnügen gelesen, mancherlei Anregungen daraus entnommen und ist überzeugt, daß es für Erwachsene, z. B. die studierende Jugend, eine gewinnbringende Lektüre bildet, ist dagegen im Zweifel, ob man es unbedenklich auch schon Schülern der oberen Klassen unserer höheren Schulen, die dergleichen hier vielleicht zum ersten Male lesen, geradezu empfehlen darf. Aus dem Inhaltsverzeichnis möchte Ref. an-

führen: Die Pfahlbauten in der Stein- und Bronzezeit, Das steinzeitliche Dorf Großgartach und Wohnanlagen der Bronze- und La Tène-Zeit, Die Erbauer der Riesenstuben und nordische Seefahrer 3000 v. Chr., Handels- und Verkehrsbeziehungen im Stein- und Bronzezeitalter, Deutschlands prähistorische Bewohner (die Heimat der Indogermanen).

2) Hermann Meyer, Die Kriege Friedrichs des Großen, 1740—1763. Aus Urkunden, Briefen, Tagebüchern und nachträglichen Aufzeichnungen von Augenzeugen beider Parteien dargestellt.

Erster Teil: Die beiden Schlesischen Kriege von 1740—1742 und 1744—1745. Mit 3 Karten und einem Titelbild. Berlin 1904, Hermann Paetel. VIII u. 200 S. kl. 8. geb. 1,50 *M*.

Die Jugend dürstet nach Taten und nach Erzählung von solchen. Darum ist es nicht gerade eine leichte Aufgabe, jugendlichen Lesern, für die das Buch doch in erster Linie bestimmt ist, Teilnahme für die beiden ersten schlesischen Kriege abzugewinnen, da sie verhältnismäßig arm an großen Ereignissen sind und die Wechselfälle des österreichischen Erbfolgekrieges mit ihren diplomatischen Verhandlungen hineinspielen, denen Schüler wenig Interesse entgegenbringen. Indessen hat Verf. den Stoff mit Geschick behandelt und unter sorgfältiger und ausgiebiger Benutzung der Quellen, hauptsächlich im Anschluß an Kosers monumentales Werk „König Friedrich der Große", was er im Vorwort selbst zugibt und was man nur billigen kann, die Geschichte der beiden schlesischen Kriege erzählt. Darin unterscheidet sich seine Darstellung freilich wesentlich von der Willi Capelles, Die Befreiungskriege von 1813—1815, und derjenigen Hans Vollmers, der deutsch-französische Krieg von 1870—1871, deren Bücher derselben „Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend" angehören wie das vorliegende, die aber mehr die Quellen reden lassen als selbst erzählen. Kosers Werk bildet nicht nur dem Inhalte nach die Grundlage der Darstellung, sondern ist auch in der Art der Benutzung der Quellen vorbildlich für den Verf. gewesen, indem er wie dieser an passenden Stellen die Quellenschriften selbst sprechen läßt, die dann abfärbend auf seine eigene Darstellung wirken und ihr eine gewisse Frische und Unmittelbarkeit verleihen, was wohl geeignet ist, den Leser in die behandelte Zeit zu versetzen. Wie Koser nur an einigen wenigen Stellen seines Werkes die Äußerungen des Königs in dessen eigener Rechtschreibung und Ausdrucksweise wiedergibt, so macht uns auch Verf. in derselben Weise nur an einer Stelle des Buches mit einem eigenhändigen Schreiben des großen Königs an den Fürsten Leopold von Dessau bekannt (S. 77). Das ist auch nötig, wenn man einen Einblick gewinnen will, wie Friedrich II. die deutsche Sprache handhabte, worüber sich unsere Sprachreiniger und Grammatiker entsetzen würden. Es fehlen aber auch

mit Recht in dem Koserschen Werke einige Berichte, die Verf. mit ebensoviel Recht benutzt hat, da sie zur Ausschmückung der Ereignisse in einem Buche für jugendliche Leser am Platze sind, wie z. B. der Bericht des Dichters Gleim von der Belagerung Prags im Jahre 1744, die er selbst mitgemacht hat (S. 143). Sehr interessant ist die Bemerkung, daß Bayerns Selbständigkeit durch den zweiten schlesischen Krieg gerettet wurde, was für die Weiterentwickelung Deutschlands von höchster Bedeutung geworden ist. „Blieb Bayern eine österreichische Provinz, wie das 1744 war, so wäre nach menschlichem Ermessen unser Vaterland in zwei Hälften zerfallen; nur Norddeutschland wäre unter preußische Leitung gekommen, Süddeutschland unter österreichische. Diese Trennung wäre durch die Verschiedenheit der Glaubensbekenntnisse der führenden Herrscherfamilien wie der Mehrzahl der betreffenden Bewohner eine tief einschneidende geworden. Mit einem Worte: die Gründung des jetzigen Deutschen Reiches mit seiner Ausdehnung von den Alpen bis zum Meere wäre unmöglich gewesen" (S. 198). So zutreffend an sich und überraschend diese Ausführungen für den sind, der sie zum ersten Male liest, so hat Verf. sich damit aber nur auf die Wiedergabe der Hälfte der Koserschen Schlußfolgerungen beschränkt. Denn die andere Hälfte geht dahin, daß der deutsche Dualismus auch dann verewigt worden wäre, wenn es dem bayrischen Kurfürsten gelungen wäre, seinem Hause die Kaiserkrone zu erhalten und große Teile der österreichischen Monarchie zu gewinnen (s. Koser, König Friedrich der Große I 291). Mit der Schilderung des Einzugs König Friedrichs in Berlin nach dem Dresdener Frieden von 1745, der dabei vom Volke jubelnd als Friedrich der Große begrüßt wurde, schließt das Buch.

Die Darstellung ist klar, der Satzbau einfach und durchsichtig, die neue Rechtschreibung tadellos durchgeführt. Möge Verf. uns bald mit dem in Aussicht gestellten zweiten Bändchen, das die Darstellung des Siebenjährigen Krieges enthalten soll, beschenken!

3) Wolfgang Meyer, Friedrich Ludwig Jahn. Ein Lebensbild aus großer Zeit. Mit einem Titelbild. Berlin 1904, Hermann Paetel. IX u. 173 S. kl. 8. geb. 1,50 *M*.

Ein Lebensbild aus großer Zeit wird vom Verf. die Lebensbeschreibung Jahns genannt. Dieser Kennzeichnung entsprechend, wird in dem Büchlein die Zeit des Zusammenbruchs Preußens seit der Jenaer Schlacht, die Knechtung Deutschlands durch Napoleon und die ruhmvolle Zeit der Befreiungskriege in Umrissen geschildert. Zugleich erhebt sich auf diesem großen geschichtlichen Hintergrunde die kraftvolle Persönlichkeit Jahns, der nicht bloß wie andere mitgelitten, mitgekämpft und mitgesiegt, sondern

in hervorragender und eigentümlicher Weise zugleich mit den Grund gelegt hat, auf dem ein neues Preußen und neues Deutschland in neuer Jugendkraft und Schöne physisch und geistig erstehen konnte. In gelungener Weise wird das zeitgeschichtliche Moment mit dem rein persönlichen zu einer Einheit verbunden. Das zeigt sich schon äußerlich in den Überschriften der dreizehn Kapitel, in die das Buch zerfällt, von denen Ref. als Beispiele anführen möchte: Jugendzeit, Lehr- und Wanderjahre, Die Erniedrigung und innere Erstarkung Preußens, Das Deutschtum, Die Begründung des Turnens, Der Freiheit Morgenrot, Das Lützowsche Freikorps. Der jugendliche Leser, für den das Buch bestimmt ist, lernt Jahn kennen als einen Mann, der voll bitteren Hasses gegen Napoleon, den Unterdrücker der Deutschheit, um mit Jahn zu reden, alle seine Kräfte daran setzt, die Fremdherrschaft nicht bloß abzuschütteln, sondern auch deutsches Denken und Fühlen, Reden und Handeln durch Wort und Schrift zu befördern und zugleich durch das Turnen ein starkes und selbstbewußtes Geschlecht zu erziehen. Auf das Geleit eines englischen Kuriers von Perleberg bis Hamburg, den Jahn trotz aller Fährnisse glücklich ans Ziel brachte (S. 51—60), sei noch besonders aufmerksam gemacht, da sich Jahn hier in seiner ganzen Eigenart zeigt. Seine besondere Gabe, die Jugend an sich zu ziehen, für sich und seine Ziele zu begeistern, wird gebührend gewürdigt, ebenso hervorgehoben, daß er sich des Beifalls der Besten seiner Zeit, wie Blüchers, Gneisenaus und Arndts, erfreute und auch den preußischen Staatskanzler von Hardenberg zu seinen Gönnern zählen konnte, auch nicht verschwiegen, daß er als urwüchsiges Kraftgenie seine besonderen Wege ging und sich schwer der notwendigen Ordnung fügte, so daß er als Führer des dritten Bataillons der Lützower Jäger wenig erreichte und schließlich, in unbegründeter Weise verdächtigt, ein unverdientes Schicksal hatte. Seine verdienstvolle schriftstellerische Tätigkeit wird ebenso hervorgehoben wie der Umstand, daß er zwar nicht der Erfinder der Turnkunst, aber derjenige gewesen ist, der das Turnen volkstümlich gemacht und ihm die öffentliche Anerkennung verschafft hat. Mit Recht wird der Hauptnachdruck auf die Zeit bis zum zweiten Pariser Frieden gelegt, die spätere Zeit aber nur kurz gestreift. Treffend wird am Schlusse des Buches darauf hingewiesen, daß es Jahn zu seiner Genugtuung beschieden war, im Jahre 1840 verspätet das Eiserne Kreuz zu erhalten und das Turnen von der preußischen Regierung unter die Unterrichtsgegenstände der Schule aufgenommen zu sehen. So ist das Wort seiner Selbstverteidigung: „Die Nachwelt setzet jeden in sein Ehrenrecht“ (S. 169) an ihm selbst noch bei Lebzeiten zur Wahrheit geworden.

Das Büchlein ist in einem ansprechenden, leicht verständlichen Stile geschrieben und nach Inhalt und Form geeignet, die Person Jahns und sein Wirken im Interesse der Gesamtheit ins

rechte Licht zu setzen, so daß es seinen Zweck, eine belehrende Unterhaltungsschrift für die Jugend zu sein, wohl erfüllt.

4) A. Trinius, Streifzüge durchs Thüringer Land. Mit einem Titelbilde und einer Karte. Berlin 1904, Hermann Paetel. 180 S. kl. 8. geb. 1,50 *M*.

Wer das Thüringer Land kennen lernen und liebgewinnen, wer sich auf kurze Zeit zurückversetzen will auf die waldumrauschten Berge, in die im saftigen Grün prangenden Auen, an den Fuß sagenumwobener, mit Burgruinen geschmückter Höhen, um die sich die Silberbänder der Flüsse winden, wer das zutunliche Volk, das in den Thüringer Bergen haust, in seiner Eigenart belauschen will, der muß die „Streifzüge durchs Thüringer Land“ von Trinius lesen. Selber in den Bergen ansässig, die ihm zur zweiten Heimat geworden sind, kennt er sein Thüringer Land und versteht es, uns Land und Leute auf seinen Streifzügen, auf denen wir ihn bei der Lektüre begleiten, in anschaulicher und anregender Weise nahezubringen. Einfach und ungezwungen fließt die Erzählung dahin, Tannenduft und Harzgeruch durchströmt die taufrischen Naturschilderungen (s. S. 46), ja auf mancher Betrachtung ruht der Sonnenglanz dichterischer Auffassung (s. S. 27). Die Freude der Thüringer an ihrem Walde spiegelt sich wieder in den „Rudolstädter Tränken“, einem der zwölf Kapitel, in die das Buch zerfällt. Der Schilderung der Thüringer Kleinindustrie, die erwachsen ist aus dem Bunde, den Not und Phantasie des poetisch veranlagten, sangeslustigen Völkchens zu werktätigem Schaffen geschlossen haben, ist das Kapitel „Die Herstellung des Christbaumschmuckes“ gewidmet. Welche wichtige Rolle der Fichtenkreuzschnabel, der Papagei des Thüringer Waldes, im Volksmunde Krinitz genannt, in dem Leben der armen Gebirgsbewohner spielt, erzählt uns das Kapitel „Auf dem Kreuzschnabelhandel“. Indessen will Ref. davon absehen, alle Abschnitte des Buches zu besprechen, möchte aber doch noch erwähnen, daß auch die Geschichte und Sage des Thüringer Ländchens zu ihrem Rechte kommt und daß berühmte deutsche Männer, wie Luther, GutsMuths und Jahn, Gustav Freytag und sein hochherziger Gönner Herzog Ernst II., Fritz Reuter und andere, die in irgendeiner Beziehung zu Thüringen stehen, im bunten Wechsel an uns vorüberziehen. Das Schlußkapitel endlich, „Die Wartburg. (Ein Palladium Thüringens)“, enthält die Geschichte und Beschreibung der Wartburg nebst einer allgemeinen Würdigung ihrer Bedeutung für das große deutsche Vaterland.

Manche Wiederholung in Sage und Geschichte wirkt nicht gerade störend, aber ein Widerspruch ist es, wenn auf S. 88 die Bestattung Ludwigs des Springers, des gefeiertsten Sagenhelden Thüringens, in das Jahr 1122 gesetzt wird, während dieser nach der Darstellung auf S. 149 erst im Jahre „1125 die Augen zum

ewigen Schlafe" schloß. Vielleicht tut Ref. dem Verf. einen Gefallen, wenn er auf einige Druckfehler, die auf S. 2, S. 93 und S. 168 begegnen, aufmerksam macht. Der landschaftliche Teil des Buches ist, wenn man so sagen darf, wie der von andern seiner Werke, von dem Verf. erwandert. An ihm und seiner herzerquickenden Freude am Wandern möchte vielleicht mancher, der auf der Eisenbahn oder dem Rade die Welt zu durchsausen pflegt, die Körper und Geist noch ganz anders erfrischenden Reisen zu Fuß zu seinem Heile schätzen lernen.

5) J. W. Otto Richter (Otto von Golmen), Deutsche Seebücherei. Erzählungen aus dem Leben des deutschen Volkes zur See für Jugend und Volk. Band I: Dänenherrschaft und ihr Ausgang (1201—1227). Eine geschichtliche Erzählung aus dem Leben des deutschen Volkes zur See für Jugend und Volk. Vollbild und Buchschmuck von R. Starcke, Weimar. Altenburg S.-A. 1904, Stephan Geibel. II u. 124 S. kl. 8. 1 *M*.

Der Verfasser, welcher schon vor zehn Jahren unter dem Namen Otto von Golmen geschichtliche Erzählungen aus dem Leben der brandenburgischen Markgrafen auf den deutschen Büchermarkt gebracht hat, gibt seit dem Jahre 1904 eine neue Sammlung von Erzählungen aus dem Leben des deutschen Volkes zur See unter dem Titel „Deutsche Seebücherei" heraus. Sie erscheinen in einfachen und Doppelbändchen, sollen mit dem Ende des zwölften Jahrhunderts, der Zeit des aufblühenden Bürgertums und seiner erfolgreichen Betätigung zur See, beginnen, Leben und Wirken des hansischen Kaufmanns daheim und in der Fremde, aber auch die neuere und neueste Zeit in Lebensbildern hervorragender deutscher Seeleute behandeln. Der Zweck der Sammlung ist, Interesse und geschichtliches Verständnis für deutsches Leben auf dem Meere zu wecken, damit unser Volk die nationalen Aufgaben der Gegenwart begreifen und erfüllen kann.

In vierzehn Kapiteln des geschmackvoll ausgestatteten ersten Bandes wird der Leser mit der Gründung und beginnenden Bedeutung Lübecks, das im Anfang des 13. Jahrhunderts unter dänische Herrschaft kam, bekannt gemacht und mitten in seine weitreichenden Beziehungen geschäftlicher und politischer Art hineinversetzt. Deutsches Selbstgefühl, Unternehmungslust und vaterländischer Sinn erfüllt die Bürgerschaft zu einer Zeit, da der Hohenstaufe Philipp und der Welfe Otto IV. sich die deutsche Krone streitig machten und mehr nach Rom als nach dem Norden schauten, wo es galt, namentlich im Kampfe gegen das vordringende Dänentum, deutscher Tüchtigkeit auch die deutsche Unabhängigkeit hinzuzufügen und deutschem Schaffensdrange neue Bahnen zu öffnen. Während Otto IV. es mit dem Dänenkönig gehalten hatte, Friedrich II., sein Nachfolger, sich nur zu einer Bestätigung und Erweiterung des kaiserlichen Freiheitsbriefes der Stadt Lübeck aufschwang, befreiten sich die Lübecker im Bunde

mit deutschen Fürsten und besonders mit dem Grafen Heinrich von Schwerin durch die siegreiche Schlacht bei Bornhöved vom dänischen Joche und gewannen zugleich dem Reiche die Landschaft Holstein wieder. Diese Tatsachen, die den Inhalt des Buches bilden und auf geschichtlicher Forschung beruhen, werden in spannender Weise mit der Familiengeschichte des lübischen Patriziergeschlechtes der Vifhusen und des Grafen Heinrich von Schwerin verbunden, den Verf. als den Befreier Lübecks wieder zu Ehren bringt gegenüber der Sage, die Alexander von Goltwedel als den ruhmreichen Vorkämpfer lübischer Selbständigkeit verherrlicht. Dem Geschmacke der Jugend wird durch Erzählung von zeitgemäßen Abenteuern mancherlei Art Rechnung getragen. Die Darstellung bewegt sich in einfacher und ansprechender Weise. Nach Inhalt, Form und Zweck kann man das Büchlein als Lesestoff für die Jugend und weite Volkskreise nur empfehlen. Druckfehler finden sich in so verschwindender Anzahl, daß Ref. sie gar nicht erwähnen würde, wenn nicht auf S. 30 die sinnstörende Angabe „im Winter 1316/17“ statt ‘1216/17’ vorkäme und auf S. 79 sogar drei Druckfehler sich auf fünf Zeilen zusammendrängten.

6) J. W. Otto Richter (Otto von Golmen), Deutsche Seebücherei. Band III: Die Hansa und König Waldemar Atterdag. 171 S. 8. Doppelband. Altenburg S.-A. 1904, Stephan Geibel. 171 S. kl. 8. 1,50 *M*.

Ein Vergleich der Nordsee und Ostsee und ihrer Küsten und ein Hinweis auf das geschichtliche Leben, das sich auf und an der Ostsee durch die Jahrhunderte hindurch abgespielt hat, bildet die Einleitung zu dem ersten Teile des Buches, der sich „Wisby“ betitelt. Daran schließt sich eine Beschreibung der heutigen und ehemaligen Stadt Wisby, die auf eigener Anschauung beruht, da Verf. ihr zum Zwecke wissenschaftlicher Studien einen mehrwöchigen Besuch gemacht hat. Wer je den stillen Zauber an sich empfunden hat, den Ruinen einer großen Vergangenheit auf einen andächtigen Beschauer auszustrahlen vermögen, wird es dem Verf. nachfühlen können, daß er sich angesichts der stolzen Pracht baulicher Überreste in Wisby liebevoll in die Geschichte der alten Hansestadt versenken mußte. Diese angeregte Stimmung teilt sich seiner Darstellung mit. Es gelingt ihm, Sage und Geschichte, eigene Reiseerfahrungen und Gebilde seiner Phantasie zu einem reizvollen Ganzen zu verweben, das den Leser erwärmt, belehrt und den Wunsch in ihm rege macht, die alte Hauptstadt der Hansa im Schmucke ihrer mittelalterlichen Ruinen einmal persönlich in Augenschein zu nehmen. Dietrich Schäfers Werk „Die Hansestädte und König Waldemar von Dänemark“ ist vom Verf. stark benutzt worden, was in dem Buche nicht erwähnt wird, aber auch kein Vorwurf, sondern eine Anerkennung sein soll.

Denn wer könnte über die Hansa schreiben und dabei an Schäfers grundlegendem Werke achtlos vorübergehen! Nachdem man mit der Stätte, auf der sich große Ereignisse abgespielt haben, vertraut gemacht worden ist, wird man in das Leben der Bewohner Wisbys, wie es sich unmittelbar vor dem Falle abgespielt haben könnte, versetzt. Dann wird der Überfall der Stadt durch König Waldemar und ihre Eroberung in einer Weise erzählt, die Sage, Geschichte und eigene Erfindung verbindet. Der zweite Teil des Buches ist dem Kriege der Hansestädte gegen Waldemar Atterdag gewidmet. Die hansische Geschichte wird, um ihr eine breitere Grundlage zu schaffen, mit Ausblicken auf die Reichsgeschichte, die wenig Erfreuliches bietet, erzählt und, um ihr eine gemütvolle Färbung zu geben, mit der Geschichte der Lübecker Bürgermeisterfamilien der Wittenborg und Warendorp geschickt verflochten. Dabei wird, um den braven Wittenborg nicht in zu ungünstigem Lichte erscheinen zu lassen, wohl absichtlich die Sage verschwiegen, die Wittenborg den unbegründeten Vorwurf macht, um einen Tanz mit der Dänenkönigin die Insel Bornholm hingegeben zu haben. Die Erzählung klingt aus in den Hinweis auf die beginnende übermächtige Stellung der Hansa im deutschen Norden, die vom Stralsunder Frieden von 1370 ihren Ausgang nahm.

Für diesen Band gilt in noch höherem Maße das über den ersten Gesagte, daß er seinen Zweck erfüllt und ein prächtiges Buch für die Jugend ist, wie man es von dem bekannten Verf. nicht anders erwarten konnte. S. 107 ist irrtümlich das Jahr 1363 für 1362 genannt. Sollte es sich nicht empfehlen dem hübschen Doppelbändchen eine kleine Karte beizugeben, die es ermöglicht, das Verständnis durch die Anschauung zu fördern?

Stargard i. Pommern. R. Brendel.

Anton Becker, Methodik des geographischen Unterrichtes. Leipzig und Wien 1905, Franz Deuticke. VII u. 92 S. 8. 3 M, geb. 3,60 M.

Das vorliegende Buch ist der dritte Teil des von Maximilian Klar herausgegebenen Sammelwerkes „Die Erdkunde, eine Darstellung ihrer Wissensgebiete, ihrer Hilfswissenschaften und der Methode ihres Unterrichtes“. Der Verfasser, der bekannte Wiener Geograph und eifrige Vorkämpfer einer Reform der geographischen Lehrbücher (vgl. Verhandlungen des XIII. Deutschen Geographentages zu Breslau und Zeitschrift für Schulgeographie XXII 1 ff.), teilt seinen Stoff in drei Abschnitte: 1. Der Lehrer, 2. Der Schüler, 3. Die Lehrbehelfe. Der erste Abschnitt zerfällt in die Unterabteilungen: Die Vorbildung des Lehrers; Die Fortbildung des Lehrers; Aufgaben und Gesichtspunkte des Lehrenden und Stoffauswahl und Stoffbehandlung. Es wird anerkannt, daß die

Vorbildung des Lehrers der Erdkunde in fachlicher Beziehung gegenwärtig auf einer bedeutenden Höhe stehe und an manchen Universitäten geradezu vorzüglich zu nennen sei. „Schlimmer sieht es mit der pädagogisch-didaktischen Vorbildung aus". Mit Recht wird hier betont, daß diese auch für den akademisch gebildeten Lehrer durchaus notwendig ist und nicht, wie früher vielfach angenommen wurde, durch eine gründliche wissenschaftliche Ausbildung entbehrlich werde: der beste Fachmann ist keineswegs auch der beste Lehrer. Aber auch der nach beiden Seiten hin tüchtig vorbereitete Lehrer bedarf nach Antritt des Lehramtes einer steten gewissenhaften und sorgfältigen Fortbildung; vor allem soll der Lehrer der Erdkunde es sich angelegen sein lassen, sein Heimatland durch Reisen kennen zu lernen. Um „auf allen Gebieten der Erdkunde bez. der letzten Forschungsergebnisse immer im laufenden zu sein", ist es notwendig, die geographischen Zeitschriften stets durchzusehen u. a. m. Die Aufgabe auch des Lehrers der Erdkunde ist es, zu unterrichten und zu erziehen; dazu bedarf er wie jeder Lehrer eingehender Kenntnis der Sache und der Schüler. Der Lehrer muß sich stets bewußt bleiben, daß es sich bei seinem Unterrichte nicht um ein Fachstudium handelt: das Beste, was der Unterricht in der Schule leisten kann, sagt O. Peschel, besteht darin, den Wissensdurst zu wecken. Notwendig ist es daher für den Schüler, „daß ihm durch den geographischen Unterricht die Wechselwirkung von Boden, Klima, Landschaft und menschlicher Wirtschaft in ihren allgemeinen und lokalen Gesetzen zum vollen Verständnis und zum verwendbaren geistigen Eigentum werde". Um dies zu erreichen, hat der Unterricht in der Erdkunde sich in allen Zweigen auf die Anschauung aufzubauen. Nicht nur alle erreichbaren Anschauungsmittel hat der Lehrer zu verwenden, vor allem hat er das unmittelbare Anschauungsmaterial, das die Heimat bietet, heranzuziehen. Ebenso müssen die geographischen Grundbegriffe nur auf dem Boden der Anschauung der Heimat entwickelt werden. Dazu ist es nötig, daß der Lehrer zunächst die engere Heimat allein und auch mit seinen Schülern durchwandert und diese zur richtigen Beobachtung anleitet. Auch ist beim erdkundlichen Unterrichte nicht außer acht zu lassen, daß sein Zweck ein vorwiegend praktischer ist. Eingehend behandelt § 4 die Stoffauswahl und Stoffbehandlung. Wie das ganze Buch, so ist auch dieser Abschnitt, obwohl er nicht gerade Neues bringt, lesens- und recht beherzigenswert nicht nur für den Anfänger im Lehramt, sondern auch für den älteren Lehrer. Gerade bei solchen bilden sich leicht Eigentümlichkeiten heraus, daß sie dieses oder jenes Gebiet zu sehr hervorheben, andere dafür vernachlässigen. — Der zweite Abschnitt, Der Schüler, behandelt in § 5 Lehren und Studieren, in § 6 Prüfen und Klassifizieren. In geschickter und geradezu anziehender Weise, was bei einer Darstellung der Methodik des

Unterrichts besonders hervorgehoben zu werden verdient, wird hier gezeigt, wie die allgemeinen pädagogischen Grundsätze beim erdkundlichen Unterricht zu beachten sind. Nachdrücklich wird betont, wie die geographischen Grundbegriffe, die richtigen Raum- und Größenvorstellungen die Grundlage für ein erfolgreiches Lernen und Studieren der Schüler bilden und deshalb ihre gründliche Kenntnis vor allem verlangt werden muß. Daß und wie das dauernde Interesse des Schülers für die Erdkunde erhalten wird, wie die Schüler zur Mitarbeit und zur Aufmerksamkeit zu erziehen sind durch geschickte Fragen und durch Anleitung zu richtigen Antworten, wird in anschaulicher Weise dargetan. Dabei wird auf den großen Wert lebendiger Landschaftsschilderung hingewiesen, es wird gezeigt, ein wie vortreffliches Mittel, die Beschaffenheit eines Landes darzustellen, es ist, mit den Schülern Reisen auf der Karte zu machen, und wie das Verstehen und Verdeutlichen geographischer Vorstellungen durch passende Vergleiche gefördert wird. Auch die Wichtigkeit der Wiederholungen und der häuslichen Arbeit des Schülers wird hervorgehoben und betont, daß letztere nicht zu entbehren ist, daß dadurch das Lernen erst zum Studieren wird, wozu die Schule den Knaben und Jüngling anzuleiten hat.

Als Lehrbehelfe werden nacheinander behandelt: Karte, Globus und Relief; Lernbuch; Bildwerk; Produktensammlung; Zeichnen; Unterricht im Freien. Zunächst gilt es das schwierige, aber unerläßliche richtige Kartenlesen die Schüler zu lehren, wobei notwendig von der Anschauung der Wirklichkeit auszugehen ist. Ob es aber bei der für den erdkundlichen Unterricht überaus knapp bemessenen Zeit, wenigstens an preußischen Gymnasien, möglich ist, auch nur das Allgemeinste von der Kartenentwurfslehre, Landkartenkunde und dem Technischen der „Landkartenerzeugung" zu lehren, erscheint mir, so sehr ich die Richtigkeit auch dieser Forderung an sich anerkenne, fraglich, oder vielmehr ich halte es aus dem angegebenen Grunde, dem Mangel an Zeit, einfach für unmöglich. Überhaupt geht der Verfasser bei seinen Darlegungen und Forderungen in diesem Abschnitte vielfach von Voraussetzungen aus, die wohl nur an wenigen oder gar keinen Schulen erfüllt werden. Kleinere Anstalten werden z. B. nur sehr selten in die Lage kommen, Reliefdarstellungen anzuschaffen und zu verwenden, und der Lehrer muß eben ohne solche auskommen. Ähnlich verhält es sich mit den so sehr empfohlenen Schülerreisen; dem Berichterstatter ist es trotz vielfacher Versuche noch nicht möglich gewesen, mit seinen Schülern eine Reise ins Gebirge zu unternehmen, was für Bewohner des norddeutschen Flachlandes vor allem wünschenswert wäre. Immerhin bilden die Ausführungen unseres Buches Anregung genug, um immer von neuem den Versuch zu machen, und geben manchen dankenswerten Fingerzeig zur Verwirklichung

solcher Pläne. Recht beherzigenswert ist unter vielem anderen auch das über das Zeichnen im erdkundlichen Unterrichte Gesagte. Neben Kartenskizzen, um geographische Objekte, die auf der Karte, die die Schüler in der Hand haben, nicht mit der wünschenswerten Genauigkeit dargestellt sind, zu erläutern, gilt es vor allem, die Karte durch Zeichnen von Profilen zu ergänzen, um dadurch das Kartenverständnis zu fördern; es gilt, durch Diagramme richtige Raum- und Größenvorstellungen zu gewinnen. Freihändige Skizzen werden demnach in der Schule vorherrschen müssen; das Zeichnen ganzer Länder oder gar Erdteile nach konstruktiver Methode ist als eine rein mechanische Arbeit ohne jeden bildenden und Kenntnis vermittelnden Wert (Bludau, Das Kartenzeichnen in der Schule. Geogr. Zeitschrift III 460). Als sehr dankenswert und brauchbar sind schließlich noch die zahlreich in den Anmerkungen gebrachten Verweise auf die einschlägige Literatur hervorzuheben.

Der Verfasser sagt in seinem Vorwort: unter den Lehrern an höheren Schulen sind nicht viele, die sich für methodische Fragen interessieren, und fürchtet deshalb, daß sein Buch nur wenige Leser finden werde. Ob mit Recht? Jedenfalls ist zu wünschen, daß es recht, recht viele Leser findet, daß jeder Lehrer der Erdkunde, namentlich auch solche, die in diesem Fache unterrichten müssen, ohne eine fachmännische Vorbildung dafür zu besitzen, es lesen und so viel als möglich auch danach tun: der erdkundliche Unterricht würde davon reichen Segen haben. Der billige Preis des Buches ermöglicht jedem Lehrer der Erdkunde die Anschaffung.

Treptow a. R. K. Schlemmer.

Friedrich Haacke, Entwurf eines arithmetischen Lehrgangs für höhere Schulen. Leipzig 1904, B. G. Teubner. 53 S. 0,80 *M.*

Das Heft ist eine durchaus selbständige, eigenartige Arbeit. Es ist charakterisiert durch die dauernde Hervorhebung und Betonung des Funktionsbegriffes und durch die Verwendung der Dühringschen Anschauungen vom Negativen und Imaginären. Ob der Verfasser recht hat, wenn er glaubt, diese fänden hier zum erstenmal Eingang in die Schulen, möchte der Berichterstatter bezweifeln. Er vermag es z. Z. allerdings nicht mit Sicherheit festzustellen, glaubt aber zu wissen, daß H. Märtens-Naumburg bereits einmal den Versuch gemacht hat.

In einem einleitenden Abschnitt werden Erklärungen gegeben, unter denen die Unterscheidung der passiven Zahl, an der gerechnet, und der aktiven, mit der gerechnet wird, neu und glücklich erscheint. Es folgen dann die Grunddefinitionen der acht Rechnungsarten (Teilen und Messen durchaus getrennt, so daß die Analogie zum Radizieren und Logarithmieren scharf hervor-

tritt), ihr Gültigkeitsbereich und ihre Funktionsgesetze. Als solche werden die Gesetze bezeichnet, die die Art des Fortschreitens, also die Zählungsweise bestimmen. Sie setzen die Abhängigkeit des Ergebnisses von der aktiven Zahl fest. Auf sie allein werden die allgemeinen Definitionen basiert. Dabei bietet die graphische Darstellung ein wichtiges Anschauungsmittel, indem sie dem Schüler die Notwendigkeit der Definitionserweiterung buchstäblich vor Augen führt. — Die Zahl der Rechengesetze ist auf drei beschränkt, die auf den verschiedeneu Stufen wiederkehren: das Vertauschungsgesetz, das Gruppierungsgesetz, das Verbindungsgesetz, letzteres die Rechenstufen miteinander verbindend. Wesentlich ist bei ihrer Aufstellung der Hinweis, daß die sog. Faktorenvertauschung nur eine Multiplikatorenvertauschung ist, indem der Multiplikand 1, die unbenannte Einheit, nicht mitvertauschbar ist. Es ergibt sich so ein völlig einheitlicher, übersichtlicher Aufbau des ganzen Systems.

Sehr klar und dem Schüler wohl verständlich wird in den §§ 18—20 die Einführung und das Rechnen mit „signierten" Zahlen behandelt. Volles Licht fällt auf die Vorstellungen durch die zusammenfassenden Bemerkungen auf S. 41: „Da die Signierung nicht an der Einheit, sondern an der Maßzahl hängt, so ist die Verwendung signierter Größen durch die Art der Einheit nicht beschränkt, und man kann, wenn man den Maßzahlen die Größenbenennung beilegt, so gut von negativen Menschen wie von negativen Metern reden. Alle Arten Größen können also als signierte behandelt werden, wenn ihre Anzahl sich denken läßt als sich erhebend über oder sinkend unter einen gewissen Grundwert, ein gewisses Niveau von Einheiten derselben Art. Sonst haben signierte Größen so wenig eine reale Bedeutung, wie sie eine Bruchlösung hat, wo die zugehörige Einheit unteilbar (ein Individuum, ein Atom) ist". Und S. 50: „Die Einheit ist an sich so wenig imaginär oder reell, wie sie positiv oder negativ ist, sondern erst der Rechnungszusammenhang macht ihre Maßzahl dazu, d. h. zu einer Zahl, die subtrahiert oder addiert werden soll, oder deren Quotient addiert oder subtrahiert werden soll".

Man wird dem Verfasser beistimmen, wenn er S. 2 die Ansicht ausspricht, man habe in der Mathematik Wichtigeres zu tun, als umfangreiche Buchstabengleichungen lösen zu lassen, wenn er S. 5 vorzeitiges Rechnen mit negativen Zahlen als geeignet bezeichnet, zu arithmethischem Formalismus zu führen, weil das Schema so sehr leicht auch von dem größten Dummkopf zu erlernen ist. Und herzerquickend ist S. 6 zu lesen, wie er für die Einführung der Infinitesimalrechnung eine Lanze einlegt.

Der Druck ist korrekt. Als Fehler ist mir S. 49 Z. 9 v. o. das Fehlen der Klammer um das die Grundzahl der Potenz bildende Produkt auf der linken Seite der Gleichung aufgefallen. — S. 16 Z. 1 v. u. und S. 17 Z. 3 v. o. stören und verwirren die vor den

Ausdrücken $a + (b - c)$ und $a - (b - c)$ stehenden Gedankenstriche, die zunächst als Minuszeichen aufgefaßt werden.

Nordhausen a. H. Max Nath.

H. Fenkner, Arithmetische Aufgaben. Unter besonderer Berücksichtigung von Anwendungen aus dem Gebiete der Geometrie, Physik und Chemie. Für den Unterricht an höheren Lehranstalten bearbeitet. Ausgabe A. Vornehmlich für den Gebrauch in Gymnasien, Realgymnasien und Ober-Realschulen. Teil IIa. Pensum der Obersekunda. Dritte, vermehrte Auflage. Berlin 1905, Otto Salle. 114 S. 8. 1,20 ℳ.

Der hier vorliegende Teil der für den arithmetischen und algebraischen Unterricht an höheren Schulen bestimmten Aufgabensammlung enthält Gleichungen zweiten Grades mit mehreren Unbekannten, Anwendung dieser Gleichungen, arithmetische und geometrische Reihen, Zinseszins- und Rentenrechnung. Jedem dieser Abschnitte ist eine Einleitung vorausgeschickt, in der die Art der Lösung der Aufgabe eingehend besprochen wird und die etwa zur Lösung notwendigen Formeln entwickelt werden. Die Aufgaben sind recht zahlreich und ihrem Inhalte nach zweckentsprechend, die in Worten gegebenen Aufgaben sind durchaus Gebieten entnommen, die auf dieser Unterrichtsstufe den Schülern bekannt sein sollten; Aufgaben aus der Chemie, die im Titel auch angezeigt sind, habe ich nicht finden können. Im übrigen sind aber die Aufgaben so zahlreich und so mannigfaltig, daß der die Sammlung gebrauchende Lehrer das ihm genehme Übungsmaterial leicht in ihr finden wird. Mit Ausnahme der quadratischen Gleichungen mit zwei Unbekannten sind keine Aufgaben gleichsam als Musterbeispiele vorgerechnet, aber die dort gegebenen Lösungen von besonders häufig auftretenden Formen dieser Gleichungen möchte ich nicht als Musterbeispiele gelten lassen. So z. B. gleich das erste Beispiel, die Lösung von $x + y = m$, $xy = n$: hier rechnet der Verf. zuerst $x - y$ aus, um dann aus den Werten von $x + y$ und $x - y$ die Unbekannten selbst herzuleiten. Wieso diese Rechnung sich übersichtlicher gestaltet als die doch überaus einfache Anwendung der Substitutionsmethode, kann ich nicht einsehen. Wenn der Verf. hier die Rechnung kurz und übersichtlich gestalten will, dann sollte er doch die beiden Sätze von den Wurzeln einer quadratischen Gleichung anwenden, nach denen man die Wurzeln dieses Gleichungssystems ohne weiteres hinschreiben kann, so daß jede besondere Rechnung vermieden wird. Auf die Lösung dieser Form lassen sich obendrein dann auch recht einfach die Formen $x^2 + y^2 = m$, $xy = n$; $x^2 + y^2 = m$, $x + y = n$; $x^3 + y^3 = m$, $x + y = n$ usw. zurückführen. Da es jedem, der diese Aufgabensammlung benutzt, freisteht, derartige Aufgaben so rechnen zu lassen, wie er es für das beste hält, so wird der Wert der Aufgaben durch die Methode des Verfassers in keiner Weise beeinträchtigt.

Berlin. A. Kallius.

Anton Bökeler, Die stereometrischen Aufgaben aus den Reifeprüfungen der Gymnasialabiturienten. Ravensburg 1904, Friedrich Alber. I u. 88 u. VIII S. 8. 1,20 *M*.

Der Verfasser hat bereits in einer Programmabhandlung des Gymnasiums in Ravensburg vom Jahre 1904 eine „Sammlung von Geometrieaufgaben aus den Reifeprüfungen" zusammengestellt und letzthin durch einen 2. Teil vervollständigt. Das vorliegende Werkchen enthält eine Sammlung von Stereometrieaufgaben, die in den Reifeprüfungen Württembergs gestellt wurden, macht daher keinen Anspruch auf ausschließliche Originalaufgaben, sondern enthält z. B. auch solche aus den bekannten Sammlungen von Martus, Reidt und Wallentin.

Was die Art der Aufgaben angeht, so sind es fast lediglich Berechnungsaufgaben (von Strecken, Inhalten, Oberflächen usw.); Konstruktionsaufgaben kommen nur ganz vereinzelt vor, wie es ja auch der jetzt meist üblichen Praxis der Aufgabenstellung entspricht. Die Aufgaben sind nach den stereometrischen Körpern gesondert, und zwar werden (in 544 Aufgaben) der Reihe nach behandelt: 1) das Prisma, 2) der Zylinder, 3) die Pyramide, 4) der Kegel, 5) der Pyramidenrumpf, 6) der Kegelrumpf, 7) die Kugel, 8) die Kugelzone, 9) der Kugelabschnitt, 10) der Kugelausschnitt, 11) reguläre Körper, 12) Aufgaben mit Anwendungen des Prinzips des Archimedes, 13) Umdrehungskörper. Jeder Abteilung, beziehungsweise, wo eine weitere Teilung durchgeführt wurde, jedem Abschnitte sind die darin anzuwendenden Formeln vorausgeschickt; die Aufgaben selber sind, wenn nach den vorgenommenen Stichproben geschlossen werden darf, von mittlerer Schwierigkeit.

Die Sammlung wird gewiß von manchen Kollegen als brauchbares Hilfsmittel beim Unterricht und bei der Aufgabenstellung für die Reifeprüfung begrüßt werden.

Brilon i. Westf. Albert Husmann.

Arbes, Vierstellige Logarithmentafeln zum Schulgebrauche. Wien, F. Tempsky, und Leipzig, G. Freytag, 1905. 36 S. gr. 8. steif brosch. 0,70 *M*.

„Die vorliegenden vierstelligen Tafeln sind meines Wissens die ersten, welche in Österreich erscheinen" (Vorwort).

Die erste Tabelle ist unzweckmäßig und überflüssig; sie gibt an, wie groß für alle Zahlen von 4 bis 44 das 0,2 bis 0,9 fache ist. Andere Herausgeber von Logarithmentafeln setzen diese Partes proportionales auf die Seiten, wo sie gebraucht werden. Jedesmal eine besondere Tabelle aufzuschlagen, erfordert wohl ebensoviel Zeit wie selbständige Ausführung dieser kleinen Multiplikationen.

Die zweite Tabelle enthält für die Zinsfaktoren fünfstellige Logarithmen. In dieser Tabelle befindet sich ebenso wie in der vierstelligen Logarithmentabelle der gewöhnlichen Zahlen eine eigentümliche Einrichtung, die mir wertlos scheint. Es steht

nämlich am Ende jeder horizontalen Reihe unter der Überschrift D die kleinste in der Reihe vorkommende Differenz. Während z. B. 43 die Differenz zwischen log 100 und log 101 ist, dagegen 40 (= 0374—0334) zwischen log 108 und 109, steht am Ende dieser Reihe D = 40. Zweifellos darf man aber bei Einschaltungen zwischen 100 und 101 nicht 40 zugrunde legen, sondern muß 43 benutzen.

Die Logarithmen der vier Funktionen sind bei Winkeln von 0° bis 6° für jede Minute angegeben, bei den übrigen Winkeln in Intervallen von 6 Minuten. In diesem zweiten Teile der Tabelle sind die Differenzen für je 1 Minute zum großen Teil nicht richtig, sondern so, wie sie sich aus den vierstelligen Logarithmen ergeben. Während z. B. bei log sin zwischen 81°, 81° 6′, 81° 12′ und 81° 18′ die Differenzen für 1 Minute in steter Abnahme 0,2, 0,2 und 0,19 sein müßten, gibt Arbes die abwechselnd steigenden und fallenden Differenzen 0,17 $\left(=\frac{9{,}9947-9{,}9946}{6}\right)$, 0,33 $\left(=\frac{9{,}9949-9{,}9947}{6}\right)$ und 0,17 an.

Die natürlichen Funktionen sind in Abständen von 30 Minuten vorhanden.

Für die Berechnung der Logarithmen von Funktionen sehr kleiner Winkel ist durch ein Beispiel sowie durch eine Bemerkung im Vorwort die Regel gegeben, daß sich die Logarithmen zueinander verhalten wie die Winkel. Das angeführte Beispiel sagt: Weil log sin 4,26° = 0,8709—2 ist, so muß log sin 0,00426° = 0,8709—5 sein. Das ist aber unrichtig; denn letzterer Wert muß heißen 0,8714—5. Dieses bei Interpolationen in kleinen Intervallen zulässige und daher übliche Prinzip führt, wenn es in diesem Umfange angewandt wird, zu falschen Ergebnissen und ist also unzulässig.

Obgleich es ein großer Fortschritt ist, wenn in den Schulen vierstellige Logarithmentafeln eingeführt werden, ist doch das vorliegende Buch wegen seiner wesentlichen Mängel nicht zu empfehlen.

Wandsbek. A. Richter.

---

1) G. Mahler, Physikalische Aufgabensammlung. Mit den Resultaten. Sammlung Göschen. Leipzig 1905, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung. 118 S. kl. 8. geb. 0,80 M.

Eine willkommene Ergänzung zu der schon vor zwei Jahren in zweiter Auflage erschienenen „Physikalischen Formelsammlung“ desselben Verfassers bildet der vorliegende kleine Band der Sammlung Göschen. Er enthält aus allen Gebieten der Schulphysik Aufgaben, deren Daten meist allgemein in Buchstaben angegeben und mit einem fast immer passend gewählten Zahlenbeispiel ver-

sehen sind. Ihre Anzahl ist recht beträchtlich. Von den 582 systematisch geordneten Aufgaben sind viele alte Bekannte, viele sind in Anlehnung an weitverbreitete Sammlungen wie die von Budde, Fliedner-Krebs, Mais, Müller-Erzbach u. a. übernommen worden, wohl alle aus dem praktischen Schulunterrichte hervorgegangen. Verhältnismäßig der größte Anteil mit 244 Aufgaben entfällt auf die Mechanik, 43 Aufgaben sind der Akustik, 107 der Optik, 79 der Kalorik, 21 der Magnetik und 88 der Elektrik gewidmet. Im Anhange sind die Resultate, welche die gestellten Fragen sowohl allgemein in Buchstaben wie in speziellen Zahlenwerten beantworten, in knapper Form beigefügt. Einige Stichproben ergaben die Zuverlässigkeit dieser Resultate, nur wenige Druckfehler wurden bemerkt.

Die Aufgabensammlung zeichnet sich durch Reichhaltigkeit, auch durch Zweckmäßigkeit in der Auswahl und Zusammenstellung aus und kann im physikalischen Unterrichte vortreffliche Dienste leisten.

2) Hermann Willig, Der Sonnenstandsmesser. Ein Hilfsmittel für den Unterricht in der mathematischen Geographie. Mit Begleitheft. Weinheim 1905, Fr. Ackermanns Verlag. 27 S. 8. 2,25 *M*. Ersatzbegleithefte 0,40 *M*.

Mit Hilfe des Sonnenstandsmessers kann eine Reihe von Aufgaben der mathematischen Geographie und der Astronomie, zu deren Erledigung im Wege der Berechnung verhältnismäßig umständliche Anwendungen der sphärischen Trigonometrie erforderlich sind, ohne Rechnung mit einer Genauigkeit gelöst werden, die für Schulzwecke als ausreichend zu erachten ist. Er soll die gebräuchlichen Lehrmittel nicht ersetzen, sondern ergänzen; er zeigt nicht den Verlauf der Bewegungen der Gestirne, sondern gestattet, die Beantwortung zahlreicher, spezieller Fragen, die sich auf jene Bewegungen beziehen, mit Hilfe eines Zeigers durch Ablesung zu ermitteln.

Der Apparat besteht aus einem „Meßblatte" (49 cm · 65 cm) und einer Anzahl von „Zeigern" aus Karton, die für verschiedene geographische Breiten des Beobachtungsortes hergestellt sind. Die Erklärung der Teile, die Begründung ihrer Konstruktion und eine Anleitung zu ihrer sachgemäßen Anwendung findet man in einem beigegebenen Hefte, das auch über den Umfang der mit diesem Hilfsmittel lösbaren Aufgaben orientiert. Von diesen mögen hier hervorgehoben werden: die Bestimmung der Deklination der Sonne für einen gegebenen Tag, des Azimuts und der Höhe der Sonne zu gegebener Zeit, ihrer Morgenweite, der Tagesdauer, der Dauer der bürgerlichen und der astronomischen Dämmerung, die Beantwortung spezieller Fragen über den Verlauf der Jahreszeiten, über den Beginn und die Dauer des Polartages und der Polarnacht, die Bestimmung von Azimut und Höhe eines Sternes zu gegebener Zeit, der Deklination der Magnetnadel, die Ermittelung

der Ekliptikkoordinaten aus den Äquatorialkoordinaten und umgekehrt, die Entfernung zweier Orte auf der Erdoberfläche.

Die Möglichkeit der Lösung von Aufgaben dieser Art leuchtet ein, wenn man erkennt, daß das Meßblatt mit den Zeigern die Beziehung eines Winkels zu den drei Seiten eines sphärischen Dreiecks abzulesen gestattet.

Die Konstruktion, auf welcher die Einrichtung des Apparates beruht, schließt sich an die Aufgabe: „Aus drei Seiten eines sphärischen Dreiecks die Winkel desselben durch eine Zeichnung in der Ebene zu finden", wie sie von Roger Joseph Boscovich in seiner „Construction plane de la Trigonométrie sphérique" gegeben ist, genau an.

Der Sonnenstandsmesser liefert, wie ich mich durch eine Reihe von Proben überzeugt habe, hinreichend genaue Resultate und zwar in kurzer Zeit, wenn man sich über seine Anwendung genau unterrichtet hat. Da diese Information aber einiges Studium und ihre Anwendung ein wenig Übung verlangt, so scheint es nicht wohl angängig, bei der kurz bemessenen Unterrichtszeit den Apparat durch die Schüler selbst verwenden zu lassen. Andrerseits erweist sich der Sonnenstandsmesser als ein wertvolles Unterrichtsmittel für den Lehrer, der sich schnell über die Beantwortung spezieller Fragen orientieren oder seinen Schülern Aufgaben aus dem oben genannten Gebiete stellen will. Der Apparat kann daher dem Interesse der Fachgenossen empfohlen werden.

3) **Paul Reis, Elemente der Physik, Meteorologie und mathematischen Geographie. Hilfsbuch für den Unterricht an höhern Lehranstalten. Mit zahlreichen Übungsfragen und Aufgaben. Siebente, vollständig umgearbeitete Auflage, herausgegeben von Eduard Penzold. Mit 435 Figuren im Text. Leipzig 1905, Quandt & Händel. X u. 419 S. 8. 4,80 M.**

Das bekannte, verdienstvolle Reissche Unterrichtswerk ist einer vollständigen Umarbeitung, die nur wenige kleinere Abschnitte unberührt ließ, unterzogen worden. Der Verfasser der neuen Auflage hat hierbei als Lehrer an den technischen Staatslehranstalten in Chemnitz im wesentlichen den Bedürfnissen seines Wirkungskreises Rechnung getragen. Daher entspricht der Charakter des Buches, das der Zusammenfassung, Einübung und Wiederholung der Ergebnisse des physikalischen Unterrichts dienen soll, namentlich in den Abschnitten über Mechanik, Magnetismus und Elektrizität mehr den Bedürfnissen technischer Lehranstalten als denen eines Gymnasiums. Das spricht sich in der Auswahl des Lehrstoffes und der Übungsaufgaben aus, macht sich aber auch darin bemerkbar, daß die historische Seite des physikalischen Unterrichts wenig berücksichtigt ist.

Ein Vergleich der neuen Auflage mit der früheren zeigt anerkennenswerte Fortschritte. War bisher die Darstellung mehr

deduktiv gehalten, derart, daß die physikalischen Tatsachen aus allgemeinen Prinzipien und molekulartheoretischen Betrachtungen abgeleitet wurden, so tritt hier das Bestreben hervor, die physikalischen Begriffe im Anschlusse an die Beobachtungen zu entwickeln. Dies wird in angemessener Weise durchgeführt, die Begriffsbestimmungen sind sogar vortrefflich zu nennen — ich erwähne nur die Grundbegriffe Kraft, Masse und Beschleunigung, die in vielen Lehrbüchern in wenig befriedigender Weise abgeleitet und definiert werden. Hervorzuheben ist auch die korrekte Erklärung physikalischer Erscheinungen, wie die des Regenbogens, der Drehung des Foucaultschen Pendels u. a. Das cm-g-sec-System ist überall zugrunde gelegt, die Dimensionsrechnung durchgeführt. Trotzdem manches Neue aufgenommen werden mußte, um das Buch auf der Höhe physikalischer Wissenschaft und Technik zu erhalten, konnte doch der Umfang des Werkes vermindert werden. Die Figuren sind um 150 vermehrt worden. Sie sind zum Teil den Weinholdschen Werken entnommen, aber auch eine große Zahl schematischer Zeichnungen ist hinzugekommen, die klar und zweckentsprechend die Darstellung unterstützen.

Wünschenswert wären noch: eine Abbildung des Stimmorgans, Spektraltafeln, eine ausführlichere Beschreibung nebst Abbildungen von Sonne, Mond und Planeten. Die schematisch gehaltenen Sternkartenabschnitte wären besser durch eine sorgfältig ausgearbeitete, sich auf das Wesentlichste beschränkende Gesamtkarte zu ersetzen. Zweifellos bedeutet die neue Auflage einen wichtigen Fortschritt in der Entwicklung des Reisschen Werkes.

Berlin. R. Schiel.

Otto Scharf, Vorturnerstunden und Vorturnerhandbuch für das Riegenturnen. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. IV u. 237 S. 8. 3 ℳ.

Der Gebrauch gedruckter Stoffsammlungen im Turnunterricht wird meist nicht sehr hoch geschätzt; und doch kann er dringend empfohlen werden. Der junge Turnlehrer ist freilich leicht der Meinung, er wisse eine solche Fülle von Übungen, daß es ihm nie fehlen könne; aber er vergißt, daß die Schüler neun Jahre lang turnen sollen und daß den Schülern dann vieles schon sehr alt ist, was dem jungen Turnlehrer noch neu vorkommt. Freilich, es klappt noch nicht alles und noch nicht bei allen, wie es sein sollte, aber dieser Einwurf ist kein Grund, die Schüler immer mit denselben Übungen zu langweilen; es wird nachher auch nicht alles klappen. Die gute Haltung bei der Wende z. B. erreicht man nicht nur und nicht am besten dadurch, daß man eine halbe Stunde lang nur Wende übt, sondern jede beliebige Übung, bei der auf gute Haltung geachtet wird, trägt dazu bei, eine tadellose Wende herauszuarbeiten. Der ältere Turnlehrer ist für den befruchtenden Gedanken eines andern dankbar; er weiß,

daß manchmal eine Übungsgruppe ganz in Vergessenheit gerät, er weiß, daß die Frage: Hast du heute für deine Primaner etwas Neues? gelegentlich mit Nein beantwortet werden muß. Da ist die Einsichtnahme in eine Stoffsammlung sehr am Platze. Es ist ja nicht gesagt, daß man dann gerade eine der darin empfohlenen Übungen genau durchturnen wird, aber man wird sicherlich sehr bald wissen, was man turnen lassen will.

Das vorliegende Buch ist aus dem praktischen Turnbetrieb heraus entstanden und zu unmittelbarer Verwendung im praktischen Turnbetriebe bestimmt. Der Verfasser schöpft aus dem Vollen. Er bietet eine sehr große Anzahl von Übungen an den verschiedensten Geräten in 272 Gruppen dar. Dabei sind die leichtesten, selbstverständlichen Vorübungen im Gegensatz zu vielen derartigen Stoffsammlungen meist weggelassen, wodurch sich der Wert des Gebotenen noch erhöht. Mit besonderer Liebe sind offenbar die Übungen an zusammengestellten Geräten behandelt, die in der Tat infolge ihrer Mannigfaltigkeit bei den Turnenden stets reges Interesse hervorrufen. Innerhalb jeder Gruppe steigert sich die Schwierigkeit der Übungen und manche sind für das Klassenturnen entschieden viel zu schwer. Man sieht daraus, daß das Buch, wie auch sein Name sagt, vor allem für Vorturner und Vereine berechnet ist. Aber man wird es, wenn auch mit Auswahl, auch im Schulturnen mit Nutzen verwenden können und ihm jedenfalls manche nützliche Anregung verdanken, zumal die Sprache bei aller Kürze (mit einzelnen Ausnahmen) durchaus verständlich ist. Ganz besonders aber wird es den Turnvereinen auch der höheren Lehranstalten empfohlen werden können. Druck und Ausstattung ist tadellos.

Halle a. S. G. Riehm.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISZELLEN

Friedrich Hofmann († 4. März 1895).

Ein Gedenkblatt.

> **Mehr Inhalt, weniger Kunst.**
> **Hamlet.**

Am 4. März dieses Jahres war ein Dezennium verflossen, seitdem ein unerwarteter Tod Friedrich Hofmann dahinraffte: kaum anderthalb Jahre hatte er sich des nach einem arbeitreichen und früchtereichen Leben wohlverdienten Ruhestandes erfreuen können. Der seinen Schülern unvergeßliche, um Wissenschaft und Schule hochverdiente Mann ist wohl eines pietatis monumentum wert, zumal einer zerfahrenen und unruhigen Zeit, die vielfach fester Ziele entbehrt und Sammlung und Konzentration flieht, ein Charakter von scharfer Prägung und sicherem Gange ein lehrreiches Vorbild werden kann. Vornehmlich auf Grund persönlicher Erinnerungen und an der Hand des mir von den Hinterbliebenen gütigst zur Durchsicht überlassenen literarischen Nachlasses Hofmanns möchte ich das Gedächtnis des teuren Lehrers erneuern.

Hofmann war Mitglied der Fortschrittspartei und als solches 1870—1876 einer der Abgeordneten für Berlin, unterlag aber bei der Neuwahl Parisius, den Eugen Richter als „Generalstabschef der Partei“ für die Verbindung mit der Presse nicht glaubte entbehren zu können. Nach außen ist Hofmann politisch nicht gerade hervorgetreten, aber nahm er auf der Rednerbühne zu Unterrichtsfragen das Wort, so fand er stets aufmerksame Ohren, und die Akten der Unterrichtskommission jener Jahre enthalten Ausführungen von ihm über unser damals in Gärung befindliches Schulwesen, die als grundlegende pädagogische oder soziale Axiome von bleibendem Werte sind. So haben denn auch viele Parteigenossen, und nicht bloß sie, die Stimme dieses Kenners im Rate mit Bedauern, ja zornigem Unmut vermißt, als er der Parteitaktik zum Opfer gefallen war; und Hofmann selbst hat lange eine gewisse Mißstimmung über jene Behandlung nicht verwinden können, zumal er sich früher nur ungern zur Übernahme des Mandats verstanden hatte. Es paßt völlig zu seinem Charakter, daß er angesichts der damals nach seiner Überzeugung dem Unterrichtswesen von Zentrum und Altkonservativen drohenden Gefahren für gebotene Pflicht hielt, nicht freiwillig zu verzichten, sondern der Wahlmännerversammlung schrieb, sie möge sein Verhalten im

Abgeordnetenhause prüfen und entscheiden, ob er das ihm geschenkte Vertrauen gerechtfertigt habe, und erklären ließ, er wolle seine Kandidatur aufrechterhalten auch auf die Gefahr hin, nicht gewählt zu werden.

Die Preisgabe Hofmanns hatte wohl noch tiefere Gründe: er war erstens ein gemäßigter Fortschrittler — vielleicht weil er eine so überlegene historische Bildung hatte — und zweitens eine zu selbständige Natur, um sich der Parteidisziplin blindlings und ohne weiteres zu beugen; das letztere hat er, indem er das Bild eines alten Säulenheiligen anzog, einmal gesprächsweise angedeutet. Wer viel denkt, sagt Nietzsche einmal, eignet sich nicht zum Parteimann: er denkt sich durch die Partei hindurch. Von Hofmanns temperierter Opposition zeugt eine Reihe herrlicher Schulreden, die er an nationalen Fest- und Gedenktagen gesprochen hat: Liebe zum Vaterlande, zum Herrscherhause, zu den Schöpfern unserer nationalen Einheit hat er immer gern und stark Ausdruck gegeben. Aber wie fern lagen ihm Chauvinismus und Byzantinismus! Wie frei und ruhig fordert er Achtung vor der persönlichen Meinung, aber der auf Gründe gestützten, durch Nachdenken, Erfahrung, ernstes Studium gewonnenen Meinung, die gewissenhaft nach Wahrheit strebt und der die Beglückung und Vervollkommnung des Menschengeschlechts einzig am Herzen liegt! Und unwillig verweist er der Eitelkeit und Oberflächlichkeit, der Verblendung und Selbstsucht, immer mit schlagenden Hinweisen auf die Geschichte, das laute Sichvordrängen im Rate und auf dem Markte. Vorsicht und Zurückhaltung predigt er selbst den Berufenen. „Ja," — heißt es in einer Königsgeburtstagsrede von 1859 — „wenn es eins wäre, die Wahrheit enthüllen und ihr Eingang schaffen bei allen, dann bliebe nicht Raum für die Zwietracht: die Eintracht fürs Schlechtere wiche der Eintracht fürs Gute. Aber so groß sie auch ist, die Kraft der bezwingenden Wahrheit, dennoch lockert sie langsam nur die Binde, die der Wahn oder die Tücke vor die Augen der Menschen gelegt hat. Und fiel sie auch gleich wie vor der Sonne die Nacht sinkt, wäre allen gemeinsam das Ziel: ist auch die Kraft gleich, es zu erreichen? Weithin sich streckend und steil und voller Gefahren ist der Weg, den die Menschheit aufsteigt zur ewigen Wahrheit, mühevoll und langsam schleppt sich dahin die Schar der Schwachen; weit voran, mutig und leichten Fußes, erklimmt ihn der Starke. Soll er weiter eilen in rastlosem Laufe, auf sich bedacht, vergessend die Genossen? Soll er, nicht achtend das Maß der Kräfte, die Schwachen verlocken, einen Lauf zu beginnen, der sie erschöpft, einen Sprung zu wagen, der sie vernichtet? Er soll das eine nicht und auch nicht das andere . . ."

Und wie warm wird er, wenn er die große Zeit der Entstehung des neuen Reiches feiert! Immer wieder hält er seinen jungen Zuhörern die seltenen Eigenschaften des greisen Herrschers, seine unermüdliche Arbeit im Dienste des Vaterlandes, seine Bescheidenheit inmitten aller Erfolge, seine Leutseligkeit, seine schlichte Frömmigkeit als leuchtendes Beispiel vor; und ergreifend läßt er in seiner Gedächtnisrede vom 30. Juni 1888 den edlen Dulder, die Siegfriedsgestalt des Kaisers der hundert Tage, vor uns erstehen, dessen gewinnende Liebenswürdigkeit ihm in persönlichem Verkehr wiederholt zu erfahren vergönnt war.

Hofmann war überhaupt ein hervorragender Redner, der große Wirkungen erzielte, obgleich er die landläufigen Mittel und Mittelchen nicht

zur Verfügung hatte oder verschmähte, mit denen so mancher Rhetor billige Erfolge erzielt. Die kleine, schwächliche, etwas verwachsene Gestalt, das wenig modulationsfähige, trockene, etwas krähende Organ, der temperamentlose, fast jede Geste unterlassende, kaum die Züge des Gesichts verändernde Vortrag — das alles schien jeden rhetorischen Effekt von vornherein auszuschließen; aber für diese Mängel hatte er in die Wagschale zu werfen ein Paar der ausdrucksvollsten, klügsten Augen, die je in ein Schülerherz geblickt haben, eine die Aufmerksamkeit des Hörers sammelnde gleichmäßige Ruhe, eine durchsichtige, ihn zum Mitdenken einladende Disposition des Stoffes, die gleich klar mit dem thema probandum einsetzt, das pro und contra scharf beleuchtet, bis der Schluß überzeugt und überzeugend die Frucht der Betrachtung pflückt. Die Ausführung ist von einschmeichelnder, populärer, oft beinahe beleidigend elementarer Klarheit; die verwickeltsten Verhältnisse, die schwierigsten Probleme wußte er durch lichtvolle Darstellung auch der schwächsten Fassungskraft nahezubringen. Eine eigentlich poetische Natur war Hofmann nicht; sein Ausdruck ist eher nüchtern als blumenreich: der dithyrambische Ton der von Hofmann verfaßten, dem alten Kaiser 1871 seitens der Stadt Berlin überreichten Siegesadresse (sie ist im Programm des Gymnasiums zum Grauen Kloster von 1889 abgedruckt) spiegelt uns höchstens wieder, welcher Überschwang der Gefühle angesichts der großen Zeit und Erfüllung den teilnahmsvollen Historiker beseelte.

Vor mir liegen in der Urschrift zwanzig Abiturientenreden, die Hofmann während seines achtzehnjährigen Direktorates (1875—1893) am Berlinischen Gymnasium zum Grauen Kloster gehalten hat: mehr haben sich in seinem Nachlaß nicht gefunden. Sie sind schon der äußeren Form nach für Hofmann sehr charakteristisch. Bis auf zwei sind alle von seiner Hand geschrieben, eine mit Bleistift: unter ihnen sind mehrere, die nicht eine einzige Korrektur, ein ausgestrichenes oder ein später hinzugesetztes Wort zeigen; keine, die deren mehr aufwiese, als wir allenfalls in der Reinschrift eines Primaneraufsatzes zulassen. Nun arbeitete Hofmanns Hand allerdings recht viel langsamer als sein Kopf, und es ist kaum zu bezweifeln, daß er noch manches geschrieben hätte, wenn er nicht auf einen Schreiber angewiesen gewesen wäre. Er litt zeitweilig so sehr am Schreibkrampf, daß ihm die bloße Unterschrift seines Namens Mühe machte; seine wissenschaftlichen Arbeiten indessen schrieb er bis in die letzte Zeit fast ausschließlich selbst, und sie nahmen ihm deshalb unverhältnismäßig viel Zeit weg. Wenn er diktierte, konnte der Schreiber ohne Schwierigkeit folgen: Pausen machte er aber höchst selten und nie seinetwegen — denn die unvermeidliche Prise schob er ohne Geräusch und Zeitverlust in die Nase. Man hatte immer den Eindruck, daß der Gedanke fix und fertig in seinem Kopfe lag, dem er sonder Schwierigkeit in mustergültiger Form entsprang. Dieselbe Erfahrung machte man, wenn man ihn in wissenschaftlichen Dingen um Rat anging: er antwortete, als ob er die Frage tags vorher aus einem Fragekasten geholt hätte und sich auf ihre Beantwortung hätte präparieren können. Nicht selten ist es mir begegnet, daß er etwa sagte: Was Sie da meinen, ist aus vier Gründen unangängig — und nun marschierten die vier Gründe wie selbstverständlich vor dem verblüfften Hörer auf.

Die erwähnten Abiturientenansprachen sind ein treues Spiegelbild Hofmannscher Art und Denkweise: in der Form nach dem Rezept der Alten

summa ars est, cum ars non apparet, zeigen sie des Redners hervorstechendste Eigenschaften, Klarheit des Verstandes und Herzensgüte. Bei seiner Gewohnheit, den Abgehenden womöglich nur einen fruchtbaren Gedanken, eine Lebensregel, einen Wink für das Studium, eine beherzigenswerte Wahrheit mitzugeben, ist es nicht schwer, einige der von Hofmann behandelten Themen hier beizufügen. So spricht er hier von Übermut und Kleinmut des wissenschaftlichen Arbeitens, dort von der Totalität des Wissens, die vor der Einseitigkeit des Fachgelehrten bewahren soll; bald von der heiligen Pflicht der Gebildeten, Führer der großen Menge zu werden („Ihr Wahlspruch laute: unverdrossene Arbeit, unbefleckte Ehre, unerschütterliches Gottvertrauen"); bald von dem Isolieren am Studiertische, das abwechseln müsse „mit lebhaftem Verkehr und Gedankenaustausch unter Leuten, die noch nicht durch die Fessel des Berufs und Erwerbs und nicht mehr durch die Fesseln der Aufsicht gehemmt sind und die mit jugendlicher Kraft und Begeisterung die weiten Hallen der imponierenden Wissenschaft durchwandern". Ein andermal warnt er vor dem zu vielen Stundengeben um Geld, wodurch oft die besten Kräfte in der Studienzeit verbraucht würden; auch vor vorlautem Absprechen wie vor blindem Schwören auf die Worte des Meisters in wissenschaftlichen Fragen; hier vor Mangel an Pietät gegen die besuchte Schule, bald vor Wissen ohne Können, das es gebe, und vor „der Phrase" Können ohne Wissen; hier legt er den Abiturienten die Fortsetzung der auf der Schule begonnenen klassischen Studien ans Herz („was Sie erreicht haben, das ist der Anfang derjenigen Entwicklung, die man in ihrer Vollendung als klassische Bildung bezeichnet"); ein ungünstig ausgefallenes Examen gibt ihm Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß die erst kurz vor dem Ziele einsetzende Anspannung aller Kräfte nicht immer zum gewünschten Ziele führt; einmal spricht er von der verschiedenen Stellung der Menschen zur Arbeit („den einen ist sie entschieden ein Greuel, andere sehen sie als ein notwendiges Übel an, und noch anderen ist sie an sich ein Genuß und nicht selten der höchste Genuß"); am Vorabend des 91sten Geburtstages des alten Kaisers hält er der nach Vorbildern lechzenden Jugend die edlen Charakterzüge dieses „zu den größten Männern der Geschichte" zählenden Greises vor.

Man sieht, welche Fülle korniger und anregender Gedanken den jungen Leuten als Wegzehrung mitgegeben wurden. Und so ist es denn nicht wunderbar, daß sich noch alte Semester der ihnen von Hofmann gehaltenen Abschiedsrede deutlich erinnern. Wie die Glieder einer Kette greifen ja auch Gedanken und Sätze ineinander, und der gewählte Ausdruck ist immer der natürlichste, bezeichnendste und reichhaltigste. Was Cicero einmal von Thukydides rühmt: ita creber est rerum frequentia, ut verborum prope numerum sententiarum numero consequatur — das trifft auch auf Hofmanns Stil zu. Noch heute sind seine meist während seiner Amtszeit als Stadtschulrat von Berlin (1864—1875) erschienenen Arbeiten auf schultechnischem Gebiete, wie die Über die Einrichtung öffentlicher Mittelschulen in Berlin 1869, Über die Errichtung neuer höherer Lehranstalten in Berlin 1871, Über die Errichtung öffentlicher höherer Mädchenschulen in Berlin 1875, und ebenso seine Referate und Reden als Abgeordneter im höchsten Grade lesenswert. Nicht nur hat der Verehrer des teuren Mannes bei ihrer Lektüre die Genugtuung, daß viele der dort gemachten Vorschläge heute zur Ausführung

gekommen sind (ich erinnere nur an die jetzt in Blüte stehenden Realschulen, deren Einrichtung Hofmann in der zuerst genannten Schrift befürwortete, und zitiere seine Worte aus der 36. Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 23. Januar 1879, weil sie eine heute von den meisten Schulmännern, auch den Verfechtern des alten Gymnasiums, anerkannte Forderung enthalten: „Das wichtige Bildungsmittel, das die alte Literatur uns sein kann, bewahren wir unserer Nation sicher, wenn wir auch nur einigen wenigen Anregung und Gelegenheit geben, diese Sprachen gründlich zu erlernen, aber wir verlieren es unausbleiblich, wenn wir in dem Bestreben, alle Gebildeten an diesen Studien teilnehmen zu lassen, die Forderungen an dasselbe herabsetzen und so den wenigen, die es fördern könnten und möchten, es unmöglich machen, das Erforderliche zu leisten“) — ich sage, nicht nur ist heute vieles praktisch verwertet und erprobt, was Hofmann als Forderung der Zeit oder der natürlichen Entwickelung erkannte, sondern die Schriften gewähren durch ihre zwingende Logik einen hohen Genuß und müssen als wissenschaftliche Darlegungen in natürlichster Sprache geradezu als mustergültig angesehen werden. Ich würde es nicht für unangebracht halten, wenn man sie pädagogischen, ja philosophischen Seminarübungen als Lesestoff zugrunde legte. In einem genau vor dreißig Jahren in der Vossischen Zeitung erschienenen Aufsatze, der sich mit der oben erwähnten Broschüre von 1875 beschäftigt, heißt es mit Bezug auf Hofmanns Vorschläge sehr richtig: „Hofmann ist kein Phantast, er faßt mit kühlem, verständigem Blick die gegebenen Verhältnisse scharf ins Auge und sucht die darin liegenden Vorteile voll auszunutzen und die Ungleichheit der sozialen Verhältnisse soviel als möglich auszugleichen und zu mildern“. Man sieht, auch hier sind Verstandesschärfe und Herzenswärme als Charakteristika Hofmannscher Tätigkeit herausgehoben.

Die streng wissenschaftlichen Arbeiten Hofmanns liegen auf philologischem und historischem Gebiete. Gleich seine 1842 erschienene Doktordissertation über die römischen Ädilen zeigte seine Vorzüge und erregte Aufsehen; während seiner ersten Amtstätigkeit als Lehrer am Grauen Kloster, die er 1843 unter Direktor Ribbeck begann, erschien (1847) sein Buch über den römischen Senat zur Zeit der Republik, das ihn in eine Polemik mit Mommsen verwickelte, aber auch dessen Freundschaft eintrug, die bis zu Hofmanns Tode treu gehalten hat. Manch einer lernt noch heute die ersten Elemente des Lateinischen aus dem alten Gedicke, der Hofmann seine neue Gestalt und damit die weiteste Verbreitung verdankt; und mehr noch erfreuen sich Hofmanns kommentierte Ausgaben von ausgewählten Briefen Ciceros und Cäsars bellum civile, die Gründlichkeit, Gelehrsamkeit, Klarheit und feinsten pädagogischen Takt zeigen, verdienter Wertschätzung.

In den letzten Jahren interessierte Hofmann vornehmlich eine Reform des Geschichtsunterrichts, der er mit Veröffentlichung einer Reihe von Lehrbüchern die Wege zeigen wollte. In meiner Schulzeit existierten diese Hilfsmittel für uns Primaner noch nicht: Hofmann diktierte den Lernstoff aus dem Kopfe; aber die Konzentration auf das Wichtigste, der strengste innere Gedankenzusammenhang, die gemäßeste Ausdrucksweise waren schon ein Vorzug jener Diktate. Die diktierten Stücke wurden hie und da noch erläutert, mußten aber wörtlich auswendig gelernt werden, was uns zwar bisweilen etwas viel Arbeit, aber doch noch mehr Freude machte. Besonders

hielt Hofmann darauf, daß wir ihm die „Übergänge“ nicht zerstörten und genau die sie vermittelnden, von ihm gewählten Konjunktionen gebrauchten. Diese scheinbare Kleinigkeitskrämerei wurde von uns bald als weises Gedächtnishilfsmittel erkannt: es gab wirklich selten einen in der Klasse, der bei den in größeren Abständen stattfindenden Repetitionen versagt hätte. Hofmann hat mir selbst einmal gestanden, daß er selbst nur durch solche unerbittliche Verbindung der Gedanken und Teile nach seiner Rückkehr zur Schule als Direktor (1875) ohne jegliche Vorbereitung in der Prima seinen Unterricht habe geben können.

Hofmanns Lehrstunden waren ein Vergnügen: man merkte bald, daß man einen Meister der Erziehungs- und Unterrichtskunst vor sich hatte. Es ist begreiflich, daß, als 1875 der damalige Direktor des Berlinischen Gymnasiums Bonitz von Falk in das Unterrichtsministerium berufen wurde, er in einem noch vorhandenen Privatbriefe an Hofmann das dringende Ersuchen stellte, sich um das erledigte Direktorat zu bewerben, da er, Bonitz, es in keinen Händen lieber wissen wolle. Von pädagogischer Theorie hielt Hofmann weniger, und ein damals unter den jungen Lehramtskandidaten sehr verbreiteter pädagogischer Grundriß konnte ihn zuweilen zu unbändiger satirischer Heiterkeit veranlassen: er ist als Theoretiker immer Praktiker geblieben. Auch von der theoretischen Unterweisung der Probanden dachte er nicht hoch; er sagte mir einmal, bei den Hunderten von nach alter Art, d. h. gar nicht für ihr Amt pädagogisch vorbereiteten Lehrern, die ihm im Laufe der Jahre durch die Finger gegangen seien, habe er nur wenige gefunden, die sich nicht früher oder später das nötige Lehrgeschick durch die Praxis erworben hätten. Die Persönlichkeit des Lehrers war ihm die Hauptsache. Gelegentlich wies er einen jungen Kollegen wohl darauf hin, daß er körperliche Züchtigung verdamme und daß man mehr loben als tadeln müsse.

Der wichtigste Grundsatz seiner Unterrichtskunst aber war der, daß der Lehrer seinen Unterricht möglichst anziehend machen müsse. Welch freudige Bewegung ging durch die Prima, wenn Hofmann sich in Positur setzte, das seidene Taschentuch über die Knie breitete und, den Blick fest auf die Klasse geheftet und die Dose unablässig zwischen den Fingern drehend, zu erzählen begann! Wie fesselte er in der Erklärung des Tacitus durch scharfsinnige Herausholung des Sinnes und wirklich geschmackvolle Übersetzung! Wie überraschte er oft durch originelle und knappe Fassung einer Regel der Grammatik, die er auch wohl durch ein schlagend gewähltes Beispiel erläuterte! Zu diesen geistigen kamen nun seine Vorzüge des Herzens. Hofmann war ein humaner Lehrer, erkannte gern und manchmal überschwenglich das Gute an, ward hilfsbedürftigen Schülern ein zweiter Vater, der aus den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln des reichen Gymnasiums gern und reichlich und — zartfühlend gab und mit seiner offenen Hand auch noch den Studenten begleitete.

Und wer nun gar das Glück hatte, ihm persönlich näher zu treten, ihn wohl gar im Kreise seiner Familie zu sehen, der empfing eine Fülle von Anregungen und goldenen Lebens- und Berufsvorschriften, dem schloß er — was manche, besonders im amtlichen Verkehr mit ihm vermißten — rückhaltslos sein warmes Herz auf und überließ sich nicht selten einem durch seine explosionsähnliche Form ansteckenden Heiterkeitsausbruch.

Wir hatten damals auf dem Kloster das Glück, eine Reihe wahrhaft glänzender Lehrergestalten vor uns zu sehen, ganze Männer, große Gelehrte, liebenswerte Menschen (auch einen liebenswürdigen Mathematiker!); manche zieren die ehrwürdige Anstalt noch heute, andere sind Universitätslehrer von Ruf, aber die meisten deckt nun doch schon der kühle Rasen. Fünfundsiebzig Jahre ist Hofmann alt geworden, aber seinen Kindern und vielen Verehrern nahm ihn die tückische Influenza doch zu früh hinweg.

Sein Bild lebt unauslöschlich in den Herzen von Tausenden dankbarer Schüler. Auf ihn darf man anwenden, was Friedrich Schlegel einst von Fichte schrieb: „Er war ein solcher, nach dem Hamlet vergebens seufzte: jeder Zug seines öffentlichen Lebens scheint zu sagen: Dies ist ein Mann“.

Berlin. E. Grünwald.

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. Zentralorgan für Lehr- und Lernmittel, herausgegeben von Dr. Scheffer. Verlag: K. G. Th. Scheffer in Leipzig. Jahrgang III (1905) Heft 5—7 (S. 137—232). Monatsschrift, Jahrespreis 4 ℳ, einzelne Monatshefte je 0,50 ℳ.

2. Zeitschrift für Lehrmittelwesen und pädagogische Literatur. Herausgegeben von F. Frisch. Wien, A. Pichlers Witwe und Sohn. I 5 (S. 145—176). Jährlich 10 Hefte, 4,20 ℳ.

3. Archiv für moderne Lehrmittel. Verlag: A. Müller-Fröbelhaus in Leipzig, Dresden, Wien. Jahrgang II (1904/05) Heft 6: Illustrierter Fach-Katalog für Geographie und Geschichte.

4. Amelangsche Lehrmittel-Handlung (Eggers & Benecke); Berlin-Charlottenburg. Innenansichten einiger Ausstellungsräume.

5. J. Chr. G. Schumann und G. Voigt, Lehrbuch der Pädagogik. Teil 1: Einleitung und Geschichte der Pädagogik mit Musterstücken aus den pädagogischen Meisterwerken der verschiedenen Zeiten. Zwölfte Auflage. Hannover 1904, C. Meyer (G. Prior). XV u. 484 S. 4,50 ℳ, geb. 5,20 ℳ.

6. Reden und Verhandlungen des Ersten Allgemeinen Tages für Deutsche Erziehung in Weimar. Verlag der „Blätter für Deutsche Erziehung" in Friedrichshagen bei Berlin. 120 S. 1,20 ℳ.

7. Pädagogische Blätter aus der deutschen Ostmark. Abhandlungen und Vorträge aus dem Gesamtgebiet der Pädagogik, in zwanglosen Heften herausgegeben von H. Schwochow. Lissa i. P. 1905, Friedrich Ebbecke. Heft 3: W. Hardt, Die Lehrerinnenfrage. 58 S. 0,80 ℳ.

8. Th. Gärtner, Quellenbuch zur Geschichte des Gymnasiums zu Zittau. Heft I: Bis zum Tode des Rektors Christian Weise (1708). Leipzig 1905, B. G. Teubner. 141 S. Lex.-8. 3 ℳ.

9. M. Hartmann, Die höhere Schule und die Gesundheitspflege. Leipzig 1905, B. G. Teubner. 56 S. 1 ℳ.

10. Vierter Bericht des Komitees für Deutsche Evangelische Seemannsmission für die Zeit vom 1. April 1904 bis 1. April 1905. Berlin 1905. 35 S.

11. Deutsche Schulausgaben, herausgegeben von Gaudig und Frick. Leipzig 1905, B. G. Teubner.

a) Lessing, Philotas und Aus der Poesie des Siebenjährigen Krieges. Herausgegeben von G. Frick. 79 S. 0,40 ℳ, geb. 0,65 ℳ.

b) Goethe, Hermann und Dorothea. Herausgegeben von W. Machold. 80 S. 0,35 ℳ, geb. 0,60 ℳ.

c) Schiller, Die Räuber. Herausgegeben von G. Frick. 160 S. 0,60 ℳ, geb. 0,80 ℳ.

12. F. Müller, Deutsche Größe. Ein wiedererstandener Hymnus-Entwurf Schillers. Demmin 1905, W. Gesellius. 38 S.

13. O. Weise, Musterstücke deutscher Prosa zur Stilbildung und zur Belehrung. Zweite (vermehrte) Auflage. Leipzig 1905, B. G. Teubner. IV u. 166 S. geb. 1,60 *M*.

14. A. Bartels, Das Weimarische Hoftheater als Nationalbühne für die deutsche Jugend. Eine Denkschrift. Weimar 1905, Hermann Böhlaus Nachfolger. 60 S. 0,50 *M*.

15. M. Schanz, Geschichte der römischen Literatur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian. Teil III: Die Zeit von Hadrian 117 bis auf Constantin 324. Zweite Auflage. Mit alphabetischem Register. München 1905, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). XVI u. 512 S. Lex.-8. 9 *M*, in Halbfranz geb. 10,80 *M*.

16. H. Uhle, Allotria Graeca et Latina ex septem lustris muneris scholastici collecta. 1905. 16 S. gr. 8. 0,50 *M*. Prostant apud aedituum scholae (Gymn. z. H. Kreuz in Dresden).

17. G. Ferrara, Della voce 'scutula'. Nota di semantica latina. Milano 1905, Turati e C. 19 S. gr. 8.

18. G. Ferrara, Calpurnio Siculo il panegirico a Calpurnio Pisone. Pavia 1905, C. Rossetti. 46 S.

19. J. P. Mahaffy, The Progress of Hellenism in Alexander's Empire. London 1905, T. Fisher Unwin. VII u. 154 S. kl. 8. geb. 5 *sh*.

20. H. Uhle, Bemerkungen zur Anakoluthie bei griechischen Schriftstellern, besonders bei Sophokles. Progr. Gymn. z. H. Kreuz in Dresden 1905. 35 S. 4.

21. J. A. Scott, Studies in the Greek Vocative. Evanston, Illinois 1905. 20 S. (S.-A. aus The American Journal of Philology Band 24 und 25 und 26.)

22. W. C. Gunnerson, History of U-Stems in Greek. Diss. Chicago 1905. 72 S. gr. 8.

23. J. Sandeau, La roche aux mouettes. Für den Schulgebrauch herausgegeben von H. Glinzer. Leipzig 1905, G. Freytag. 77 S. Mit Wörterbuch geb. 1 *M*.

24. W. Ricken, Einige Perlen französischer Poesie von Corneille bis Coppée. Berechnet für den französischen Unterricht bei geringer Stundenzahl, namentlich an Lehrerseminaren und in den Oberklassen der Gymnasien. Progr. Oberrealschule Hagen i. W. 1905. 55 S.

25. Dickens, A Christmas Carol in prose. Für den Schulgebrauch herausgegeben von H. Heim. Mit 26 Abbildungen und 1 Notenbeilage. Zweite Auflage. Leipzig 1905, G. Freytag; XXXII u. 197 S. geb. 1,80 *M*. Wörterbuch 82 S. 0,80 *M*.

26. J. A. Froude, Oceana. Für den Schulgebrauch herausgegeben von E. Köcher. Leipzig 1905, G. Freytag. 148 S. geb. 1,50 *M*.

27. W. Howitt, Visits to Remarkable Places. Für den Schulgebrauch herausgegeben von H. Hoffmann. Mit 8 Abbildungen und 2 Karten. Leipzig 1905, G. Freytag. 156 S. geb. 1,50 *M*.

28. F. Meyer, Differential- und Integralrechnung, Band II. Mit 36 Figuren. Leipzig 1905, G. J. Göschensche Verlagshandlung. XVI u. 444 S. 10 *M*. (Sammlung Schubert Band XI.)

29. H. Boerner, Lehrbuch der Physik für die drei oberen Klassen der Realgymnasien und Oberrealschulen sowie zur Einführung in das Studium der neueren Physik. Mit 379 Abbildungen. Vierte Auflage. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. XV u. 501 S. gr. 8. geb. 6 *M*.

30. M. Wehner, Die Bedeutung des Experiments für den Unterricht in der Chemie. Leipzig 1905, B. G. Teubner. 62 S. gr. 8. 1,40 *M*.

31. E. Grimsehl, Angewandte Potentialtheorie. Band I mit 74 Figuren. Leipzig 1905, G. J. Göschensche Verlagshandlung. VII u. 219 S. geb. 6 *M*. (Sammlung Schubert.)

32. B. Plüß, Unsere Bäume und Sträucher. Anleitung zum Bestimmen unserer Bäume und Sträucher nach ihrem Laube, nebst Blüten- und Knospen-Tabellen. Sechste Auflage. Mit 124 Bildern. Freiburg i. Br. 1905, Herdersche Verlagshandlung. VIII u. 138 S. 12. geb. 1,40 ℳ.

33. Sammlung Göschen. Leipzig 1905, G. J. Göschensche Verlagshandlung. Jedes Heft geb. 0,80 ℳ.

a) F. Regel, Landeskunde der Iberischen Halbinsel. Mit 1 Karte, 8 Kärtchen und 8 Abbildungen. 176 S.

b) F. Junker, Repetitorium und Aufgabensammlung zur Differentialrechnung. Mit 46 Figuren. Zweite Auflage. 129 S.

c) G. Jäger, Theoretische Physik. Teil II: Licht und Wärme. Mit 47 Figuren. Dritte Auflage. 153 S. — Teil III: Elektrizität und Magnetismus. Mit 33 Figuren. Dritte Auflage. 149 S.

d) J. Klein, Chemie. Organischer Teil. Dritte Auflage. 194 S.

34. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig 1904, B. G. Teubner. Jedes Bändchen 1 ℳ, geb. 1,25 ℳ.

a) Th. Volbehr, Bau und Leben der bildenden Kunst. Mit 44 Abbildungen. 129 S.

b) R. Vater, Dampf und Dampfmaschine. Mit 44 Abbildungen 138 S.

c) R. Börnstein und W. Marckwald, Sichtbare und unsichtbare Strahlen. Mit 82 Abbildungen. 142 S.

d) E. Otto, Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwickelung. Mit 27 Abbildungen. Zweite Auflage. VI u. 154 S.

e) C. Merckel, Bilder aus der Ingenieurtechnik. Mit 43 Abbildungen. IV u. 136 S.

f) A. Heilborn, Der Mensch. Sechs Vorlesungen aus dem Gebiete der Anthropologie. Mit zahlreichen Abbildungen. VIII u. 110 S.

35. Gesammelte Schriften von Theodor Mommsen. Abteilung I: Juristische Schriften 1. Band. Mit Mommsens Bildnis und zwei Tafeln. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. VII u. 479 S. gr. 8. 12 ℳ.

36. I. van Dijk, Das Zeichnen ein wichtiges Mittel für den Elementarunterricht. Leipzig 1903, K. F. Koehler. 18 S. 0,50 ℳ.

37. S. Schott, Kapitalanlage. Anleitung zu zweckmäßiger und vorteilhafter Vermögensverwaltung für alle Stände. Zweite Auflage. Freiburg i. B. und Leipzig 1904, Paul Waetzel. 96 S. 1 ℳ.

38. Tierschutz-Kalender 1905. 48 S. 0,10 ℳ.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Platons Euthyphron als Schullektüre.

M. Siebourg in Bonn hat sich in der Monatschrift für höhere Schulen (Maiheft 1905) gegen die modernen Schülerkommentare und die zu weitgehende Betonung der sogenannten Konzentration im altklassischen Unterricht ausgesprochen und, meines Erachtens mit Recht, dazu aufgefordert, die alten Autoren wieder einmal für sich sprechen zu lassen. Er meint: „Da gilt es, klar und lebendig zu erfassen, was der Schriftsteller sagt, ohne jedes Beiwerk, nicht alles das anzubringen, was man selber über Ähnliches weiß oder damit eben in Verbindung bringen kann. Was wir von alten Autoren lesen, ist so bedeutsam, daß es an und für sich bildend wirkt; die auserlesensten Geister der Vorzeit kommen da zu Worte. Sie zu verstehen, ist gewöhnlich nicht leicht, und schon die Bescheidenheit sollte uns verbieten, von unserem Eigenen dazu tun zu wollen, also zu wähnen, was der göttliche Platon oder der große Psychologe Tacitus gesagt hätten, genüge noch nicht. — Wer die Schriftsteller wirklich versteht, der wird damit in die Antike eingeführt". — Das kann eben nur den Sinn haben, zu zeigen, es sei die Aufgabe der Schüler, in gemeinschaftlicher Arbeit unter Anleitung des Lehrers so viel wie möglich aus dem vorliegenden Schriftwerk herauszulesen und sich zu geistigem Eigentum zu machen; alles Fernerliegende aber, möge es an sich auch noch so interessant sein, habe der Lehrer nur so weit zu berücksichtigen, als es zur Erklärung und Verarbeitung seines Textes notwendig, aber auch dann noch ungezwungen erscheine.

Die folgenden Blätter wollen einen Versuch machen, an einem Beispiel, dem Platonischen Euthyphron, nachzuweisen, wie sich auch bei der Befolgung dieser Methode maßhaltender Beschränkung reicher Ertrag gewinnen läßt. Die Frage laute, präzise gestellt, so: Was gewinnt der Schüler aus der Euthyphronlektüre, die er ohne Kommentar betreibt und bei der jede unnötige Abschweifung vermieden, Gelesenes und Bekanntes aber gebührend herangezogen wird? Selbstverständlich ist wohl dabei, daß wir den Euthyphron für eine Schrift Platons[1]) und für eine durchaus geeignete Primanerlektüre halten. Wenigstens gebe ich von den beiden feindlichen Schriften, die sich eingehender mit Schaarschmidts Athetese dieses

[1]) Vgl. Gomperz, Griech. Denker II S. 289 ff.

Dialoges beschäftigen, der Arbeit von J. Lechthaler (Meraner Programm 1879) vor der von Josef Wagner (Brünner Programm 1883) unbedingt den Vorzug, wie das heute wohl recht viele Fachgenossen tun werden. Meine eigene Erfahrung hat mich die Lektüre dieses Werkchens im dritten Vierteljahr einer Unterprima nicht bedauern lassen.

Wir fragen zunächst: Wie steht es mit dem philosophischen Gewinn? Platon ist für unsere höheren Schulen der Philosoph des Altertums. Cicero kommt neben ihm weniger in Betracht: er ist ja kein Original. Von Platon muß der Primaner zweierlei kennen lernen: einmal die Gegenstände und Ergebnisse seiner Philosophie, zum andern die Art, wie sie gewonnen werden. An beiden muß er den Sokrates und den hinter ihm stehenden Platon schätzen und möglichst auch lieben lernen. Um ein möglichst vollständiges System des Platonismus kann es sich natürlich dabei nicht handeln; das liegt auch jenseit des Verständnisses der Schüler. Wir lesen, beiläufig gesagt, an unserer Anstalt, dem Askanischen Gymnasium, die Apologie und den Kriton in Obersekunda, den Protagoras oder den Euthyphron und den Laches in Unterprima, den Phaidon in Oberprima.

Im Euthyphron handelt es sich nun um die Auffassung des *ὅσιον* resp. der *ὁσιότης*, eines schwierigen, aber ungemein wichtigen und würdigen Begriffes, dessen Ausgestaltung sich derjenige Religionslehrer sicher angelegen sein lassen wird, der sich die Wechselbeziehungen zwischen Platonismus und christlicher Religion nicht entgehen lassen will[1]). Bekanntlich gelangt die Untersuchung ähnlich wie im Laches nicht zum Abschluß, da der Seher Euthyphron in der Erkenntnis seiner Unfähigkeit dem Sokrates gegenüber das Feld räumt. Diese Unvollständigkeit des Dialoges ist vielfach als sein größester Mangel erklärt worden. Aber die Abweisung der letzten Thesis des Sehers, die *ὁσιότης* sei die *ἐπιστήμη αἰτήσεως καὶ δόσεως θεοῖς*, in der die beiden Substantiva von Sokrates für *εὔχεσθαι* und *θύειν* substituiert sind, ist in ihrer Negation für den Schüler wichtig und hinweisend genug. Er kann daran lernen, daß das Kultliche (vgl. Lechthaler S. 17) nicht das Wesen der Frömmigkeit trifft, eine auch für unsere Zeit nicht zu verachtende Erkenntnis. Schon vorher hatte er erkennen müssen, daß ein Sokrates über die Glaubwürdigkeit der Göttermythen ganz anders denkt und spricht als ein Euthyphron und sie nicht mit dem Wesen der wahren Götter oder des *θεῖον*, wie er gern sagt, für vereinbar hält, sich also einer starken Kritik befleißigt, die aber nicht feindlich zur Religion steht — man denke an die *γραφὴ ἀσεβείας* —, sondern ihrem wahren Wesen weit näher kommt als die mythologische Auffassung des *μάντις* (vgl. Lechthaler S. 16 und 21). Übrigens gehört die weitere Ausgestaltung

[1]) Vgl. Zeller, Vorträge und Abhandlungen I S. 1 ff. Die Entwicklung des Monotheismus bei den Griechen.

der Frage, was von den Göttermythen mit ihren unleugbaren Unsittlichkeiten und Menschlichkeiten zu halten sei, in den Homerunterricht. Ich verweise über diesen Punkt auf den Aufsatz von Wilhelm Nestle „Anfänge einer Götterburleske bei Homer" in den Neuen Jahrbüchern 1905, I 3. Auch in den Herodotstunden bietet sich Gelegenheit, bei der Behandlung von II 53 über diese Dinge ein Wort zu sprechen. Wo wie bei uns in Obersekunda Stücke aus den griechischen Lyrikern erklärt werden, darf man auch von Xenophanes von Kolophon das Wichtigste in dieser Hinsicht sagen (vgl. Biese, Einleitung S. 6).

Die Bemerkung des Sokrates (14 C), daß man mit der Erörterung der dritten Definition, das *ὅσιον* sei ein Teilbegriff der *δικαιοσύνη*, dem Richtigen am nächsten gekommen sei, muß den aufmerksamen Leser auch in die Lage versetzen, das fehlende Resultat des Dialoges selbst zu finden. Man muß ihn fragen wie Sokrates: *Τί ποτέ ἐστιν ἐκεῖνο τὸ πάγκαλον ἔργον, ὃ οἱ θεοὶ ἀπεργάζονται ἡμῖν ὑπηρέταις χρώμενοι;*, und er muß besser antworten als Euthyphron. Im Zusammenhange mit der Religionslehre (vgl. Lechtaler S. 48—52) und im Hinblick auf 15 A — *πάντα τὰ ἀγαθὰ παρ' αὐτῶν λαμβάνομεν* — muß er finden, daß die Götter das vollkommen Gute wollen, daß also fromm derjenige ist, der seinen Willen dem göttlichen Willen anpaßt, der sich zu einem Organ des göttlichen Willens macht. (So Schanz, Einleitung S. 13 in Übereinstimmung mit Bonitz und Susemihl.) Auch anderes wird im Laufe des Untersuchung dem Schüler ungezwungen zum Bewußtsein kommen. Schanz hat einiges in der Einleitung (S. 14) notiert: Die Kenntnis der logischen Operationen, sonst ein Lieblingsgebiet der philosophischen Propädeutik, wird durch folgende Ausführungen gefördert. a) Eine Definition darf keinen Einzelfall betreffen (bewiesen an Euthyphrons erster Antwort); b) Alle sprachliche Unbestimmtheit muß von der Definition ferngehalten werden (vgl. *οἱ θεοί* und *πάντες οἱ θεοί*, *θεραπεία* und *ὑπηρετική*, *θεοφιλές* und *κεχαρισμένον* u. a.); c) Grund und Folge, Ursache und Wirkung dürfen nicht verwechselt werden (bewiesen an den Ausführungen über das *θεοφιλές* in seinem Verhältnis zum *ὅσιον*); d) Aktiv und Passiv sind gesonderte Kategorien (vgl. *φέρον* und *φερόμενον* usw.); e) Es gibt übergeordnete und untergeordnete, weitere und engere Begriffe (vgl. die Untersuchungen im Anschluß an die Wörter *μόριον*, *ἐπὶ πλέον*, *δέος*, *αἰδώς* und den altbekannten Satz 'Definitio fit per genus proximum et differentias specificas'). Dazu kommt, daß man die Platonischen Begriffe *τὸ αὐτό*, *τὸ ἐναντίον*, *τὸ ἕτερον*, *αὐτὸ αὑτῷ ὅμοιον*, *ἰδέα*, *εἶδος*, *οὐσία*, *πάθος* u. a. genau präzisieren muß (vgl. *ὁρίζειν* 9 CD), um eine einigermaßen adäquate Übersetzung im Deutschen zu gewinnen; daß man mit Begriff und Definition überhaupt vertrauter wird und ungezwungen eine Formel findet für das Verhältnis von Inhalt und Umfang desselben Be-

griffes. Auch für die Lehre vom Schluß und der Substitution gleicher Begriffe finden sich klare Beispiele genug, in denen das bekannte *ἄρα* den mathematischen Folgerungsstrich darstellt. Ja selbst der ergötzliche Zirkelschluß gegen Ende des Ganzen, in dem durch Ersatz des *κεχαρισμένον* durch *μάλιστα φίλον* die Sache zum Anfang zurückgeführt wird, ist durchaus instruktiv und mahnt zur Vorsicht in der Erörterung logischer Fragen.

Im letzten Teil dieser Ausführungen ist schon das Wie der Platonischen Philosophie gestreift. Der Schüler erhält nicht ex cathedra eine Erklärung des *ὅσιον*, sondern er sieht es entstehen und begreift dabei den Zweck der Einkleidung. Maieutisch ist alles angelegt. Die Methode des Sokrates, die „sokratische Methode", lernt er kennen, den Gang, den aller Unterricht nehmen muß, wenn er fruchtbar sein soll. Ist es nicht wirkungsvoll, wenn der Schüler hier in die Werkstätte des Lehrers einen Blick tun darf, wenn er sieht, daß Technik, Methodik und Geduld neben den Kenntnissen nötig sind, um jemand zu belehren, daß es wirklich eine Lehrkunst gibt? Und mit welcher Kunst wird ihm das alles geboten? Platons vielgerühmte *χάρις*, der feine und überlegene Humor, den er dem Meister Sokrates leiht, treten in das hellste Licht. Ja, der Humor! Wo wäre die Klasse, die für ihn keinen Sinn hätte? Hier hieße es den Schülern etwas unterschlagen, wollte man nicht in der Übersetzung und Erklärung den Spuren Platons folgen. Schanz sagt, im Euthyphron (und im Kratylos) werde unser *μάντις* ironisch behandelt, und gibt auch die Gründe für seine Behauptung an (vgl. Einleitung S. 5); aber diese Ironie entbehrt durchaus der Herbheit und Bitterkeit, wie sehr auch Schaarschmidt und seine Anhänger, besonders J. Wagner, das Gegenteil behauptet haben. Zu den Beispielen, in denen Sokrates auf Euthyphrons Steckenpferd, die Etymologie, anspielt (vgl. Schanz, Einleitung S. 11), kommen viele andere. Hier einige Proben, die man ohne Präjudiz auf die Art und den Grad der Ironie prüfen möge: die Beschreibung des Meletos als *οἷον τετανότριχα καὶ οὐ πάνυ εὐγένειον, ἐπίγρυπον δέ* (2 B), in der mir immer das *δέ* stark humoristisch erscheint; das *ὅπῃ ἀποβήσεται ἄδηλον πλὴν ὑμῖν τοῖς μάντεσι* (3 E) mit der Anspielung auf Euthyphrons Dünkel als *μάντις*; das *κράτιστόν ἐστι μαθητῇ σῷ γενέσθαι* (5 A) gegenüber einem Manne, dessen geringe geistige Kapazität dem Menschenkenner Sokrates längst kein Geheimnis war; das *κἄν μοι ἱκανῶς ἐνδείξῃ, ἐγκωμιάζων σε ἐπὶ σοφίᾳ οὐδέποτε παύσομαι* (9 B) mit seinem stark ironischen Bedingungssatze; das *μή με ἀποκρύψῃ . . . εἰπὲ προθύμως* (11 B): *νῦν δὲ σαὶ ὑποθέσεις εἰσίν* (11 C); *νεώτερός γέ μου εἶ οὐκ ἐλάττονι ἢ ὅσῳ σοφώτερος, ἀλλ', ὃ λέγω, τρυφᾶς ὑπὸ πλούτου τῆς σοφίας . . . ξύντεινε σαυτόν* (12 A); *πειρῶ δὴ καὶ σὺ ἐμὲ οὕτω διδάξαι* (12 E); *ἀλλὰ γὰρ οὐ πρόθυμός με εἶ διδάξαι· δῆλος εἶ* (14 B); *αὐτὸς ὢν πολύ γε τεχνικώτερος Δαιδάλου*

(15 B); *ἀλλὰ μή με ἀτιμάσῃς, ἀλλὰ παντὶ τρόπῳ προσέχων τὸν νοῦν ὅτι μάλιστα νῦν εἰπὲ τὴν ἀλήθειαν* (15 D); *νῦν δὲ οἶδα ὅτι σαφῶς οἴει εἰδέναι τό τε ὅσιον καὶ μή* (15 D) usw. Jüngst hat Ad. Trendelenburg in seinen „Erläuterungen zu Platons Menexenos" (Berlin 1905, Programm des Friedrichsgymnasiums) unseren Philosophen als Satiriker und Humoristen beleuchtet. Auch hier strahlt auf jeder Seite die Sonne sokratisch-platonischen Humors. Lassen wir sie freundlich unsere Schüler erwärmen! Sie wird ihnen den Platon, den manche als trübseligen und trockenen Haarspalter nehmen möchten, lieb machen. Ich schließe diesen Abschnitt mit einer Notiz über die Mannigfaltigkeit der Anreden, mit denen Sokrates seinen Gegner bedenkt gegenüber der einförmigen Anrede *ὦ Σώκρατες*. Da steht neben dem ganz einfachen *ὦ Εὐθύφρον*, das sich natürlich am häufigsten findet, dreimal *ὦ θαυμάσιε*, dreimal *ὦ φίλε Εὐθύφρον*, einmal *ὦ βέλτιστε*, einmal *ὦ θαυμάσιε Εὐθύφρον*, einmal *ὦ φίλε ἑταῖρε*, dreimal *ὦ ἑταῖρε*, einmal *ὦ γενναῖε Εὐθύφρον*, einmal *ὦ 'γαθέ*, einmal *ὦ μακάριε*, zweimal *ὦ φίλε* und einmal *ὦ βέλτιστε Εὐθύφρον*. Auch dieser Reichtum in seinem bunten Wechsel bedarf den Schülern gegenüber eines Hinweises, zumal da manche von den Adjektiven wie *μακάριος* und *γενναῖος* im Hinblick auf den ziemlich beschränkten Euthyphron recht bezeichnend sind. Der Schüler wird übrigens die Einzelbedeutungen und Unterschiede auch ohne Kommentar schon finden.

Ich wende mich der zweiten Frage zu. Was gewinnt der Primaner ungezwungen aus der Euthyphronlektüre für die von den Lehrplänen mit Recht betonte und verlangte Erweiterung seiner Kenntnis des klassischen Altertums in sachlicher Beziehung? Ich denke, die Ausbeute ist selbst bei einiger Beschränkung umfassend genug.

Für die Chronologie kommt in Betracht die Verbindung des Euthyphronprozesses mit dem Sokratesprozeß und der Apologie. Platon hat seinen Euthyphron in das Jahr 399 verlegt. Warum? Der Zweck dieses Ansatzes ist ohne Zweifel ein apologetischer: Sokrates soll nicht als *ἀσεβής*, sondern als Kenner des *ὅσιον* erscheinen, dem die *ὁσιότης*, um mit dem Laches zu reden, nicht nur *μάθημα*, sondern auch *ἐπιτήδευμα* ist. Hat der Lehrer Lust dazu, so kann er immerhin auch darauf hinweisen, daß hier wahrscheinlich eine poetische Licenz vorliegt, insofern als Athen im Frühjahr 404 alle seine Kleruchien, also auch das im Text erwähnte Naxos, aufgeben mußte, daß es darum 399 auf Naxos keinen Kleruchen mehr gab. Nötig für das Verständnis ist dieser Hinweis indessen nicht.

Aus der Topographie Athens bieten sich vier Dinge dar, die sich ganz kurz abmachen lassen, um den Fortschritt der Lektüre nicht aufzuhalten (vgl. Ad. Busse „Die Lektürestunde", Zeitschr. f. d. GW. 1904 Heft 2/3). Es sind die *στοὰ βασιλέως*

(2 A), das *Λύκειον* (2 A), der *δῆμος Πίτθος* (2 B) und die *ἀκρόπολις* (6 C). Die *στοά*, von der die Rede ist, liegt an der *ἀγορά* und ist mit der nahegelegenen *ποικίλη* nicht zu verwechseln. Das *Λύκειον* liegt östlich außerhalb der Stadt rechts vom Ilisos und war später der Sitz des Aristoteles (vgl. Akademie und Kynosarges). Der erwähnte *δῆμος Πίτθος* läßt sich nicht genauer bestimmen; zu welcher Phyle er gehört, braucht der Schüler durchaus nicht zu wissen (vgl. Schanz, Kommentar S. 19). Über die Akropolis sollen die Schüler aus Obersekunda Bescheid wissen. Also genügen etliche Repetitionsfragen. Ein Situationsplan und eventuell ein paar Seemannsche Wandbilder helfen die Erinnerung auffrischen.

Reichhaltiger sind die Anspielungen auf Religion, Mythologie, Kultus und Heortologie. Zunächst sind da die Beteuerungsformeln *νὴ Δία*, *μὰ Δί'*, *πρὸς Διός* neben *πρὸς Φιλίου* (6 B) und *Ἡράκλεις* (4 B). Da ist die Erwähnung des Kronos, Uranos, Hephaistos und der Hera (6 A und 8 B), der aus Ovid bekannten Männer Tantalos und Daidalos (11 E) und des Proteus (15 D), über die noch zu reden ist. Da ist die Erwähnung der Panathenäen (6 C), der Ausdrücke *ἀφ' Ἑστίας ἄρχεσθαι* (3 A) und der etwas eingehender zu erörternden Wendungen *τὸ θεῖον* (3 B. 4 E. usw.), *μίασμα* (4 C), *ἀφοσιόω* (4 C), *ἐξηγητής* (4 CD), *τὰ ἱερά* (6 C) und schließlich das Wort *μάντις* selbst, von dem ja 3 C einiges angegeben wird.

Aus der Literaturgeschichte bietet die *Κύπρια*-Stelle (12 AB) Gelegenheit, ein Wort über den Kyklos zu sagen. Was die Begriffe *δέος* und *αἰδώς* betrifft, so wird man sich Ilias VII 93: *αἴδεσθεν μὲν ἀνήνασθαι, δεῖσαν δ' ὑποδέχθαι* nicht entgehen lassen. Wer bereits mit den Schülern Thukydides II 37 gelesen hat, wird wohl auch an Perikles' Wort erinnern wollen: *τὰ δημόσια διὰ δέος μάλιστα οὐ παρανομοῦμεν*[1]). Für Ilias VI 290 ff. wird selbstverständlich der Widerspruch der Kyprien zur Ilias hinsichtlich der Parisfahrt nach Sidon erwähnt und die Tatsache, daß die Kyprien nicht homerisch sein können (vgl. Herodot II 116). Homer kommt dann noch mit der Erwähnung des Proteus zu seinem Rechte: die Stelle der Odyssee (IV 351 ff.) muß jeder Primaner gelesen haben und wird sie auch nicht leicht vergessen. Hesiods Theogonie nennt man beim Uranos- und Kronosmythos (5 E. 6 A).

Für die antike Kunstgeschichte ist die Daidalosstelle wichtig. Zu ihrer Illustrierung erzähle ich, nachdem auf die Metamorphosen verwiesen ist, was Diodor im 4. Buche vom Daidalos zu berichten weiß. Es hat sich auch so gemacht, daß ich Diodor IV 76 mit einigen Streichungen und Änderungen als Skriptum

---

[1]) Vielleicht sind noch zu vergleichen Soph. Aias 1073—1076 und Platon Laches 198 B.

zur Übersetzung vorlegte, ohne den Namen des Autors zu nennen, den die Schüler bei der Rückgabe früh genug erfahren. Überhaupt lassen sich als Themata für Klassenskripta unschwer Ergänzungen des Gelesenen bieten. Die Stelle 6 C: *καὶ ὑπὸ τῶν ἀγαθῶν γραφέων τά τε ἄλλα ἱερὰ ἡμῖν καταπεποίκιλται καὶ δὴ τοῖς μεγάλοις Παναθηναίοις ὁ πέπλος μεστὸς τῶν τοιούτων ποικιλμάτων ἀνάγεται εἰς τὴν ἀκρόπολιν* mit den Hinweisen auf Malerei und Webekunst gibt den Schülern Veranlassung zu allerlei Erinnerungen. Die *ποικίλη*, Polygnot, Zeuxis, Apelles sind ihnen bekannt, von Webereien hören sie in der Ilias und Odyssee genug. Im übrigen bleibe das weitere Eingehen auf die Malerei der Laokoonlektüre, die unter Umständen gleichzeitig stattfindet, vorbehalten.

Auch Mathematisch-Exaktes findet sich in unserem Dialoge. Der Spruch *μηδεὶς ἀγεωμέτρητος εἰσίτω* und die Namen einiger alter Mathematiker wie Pythagoras, Thales, Euklides, Apollonios, Ptolemaios dürfen als bekannt vorausgesetzt werden. Die Berührung mit dem anderen Unterrichtsgegenstande ist hier von selbst gegeben, also auch notwendig. Die technischen Ausdrücke (*μέρος*, *μόριον*) *ἰσοσκελής*, *σκαληνός*, *ἄρτιος*, *περιττός* (12 CD) sind den Schülern neu und erwecken ihr Interesse, ebenso die Mitteilung, die erforderlich ist, daß das Arithmetische bei den Griechen mit dem Geometrischen eng verbunden erscheint (vgl. Schanz, Kommentar S. 59). Auch die Anwendung der Zähl-, Meß- und Wägemethode (7 BC), die wegen des Fehlens jeder subjektiven Zutat allen Streit auf ihrem Gebiete exakt schlichtet, ist dazu angetan, den Schülern den Unterschied zwischen exakten und Geisteswissenschaften, wenn man sich so noch einmal ausdrücken darf, im Keime anschaulich zu machen: die sittlichen Begriffe *δίκαιος*, *ἀγαθός* usw. lassen sich so leicht und so bestimmt nicht beikommen. Beiläufig wird der Ausdruck *καινοτομεῖν* als bergmännischer Terminus technicus erwähnt, aber nicht etwa ein Abriß des Bergbaues im Altertum gegeben. Der Hinweis auf die Silberbergwerke im Laurion und meinetwegen auf die thrakischen Gold- und Silbergruben genügt vollständig. Richtig sagt Weißenfels: Der ablenkenden Mikrologien bietet man im allgemeinen dem Schüler doch wohl zu viele.

Ohne Hilfe kann jeder Primaner das zusammenstellen, was über die Berufsarten von Platon gesagt wird. Neben dem *μάντις*, *ποιητής*, *γραφεύς*, *πελάτης*, *θής* erscheint der *ναυπηγός*, *ἰατρός*, *οἰκοδόμος*, *στρατηγός*, der Vertreter der *ἱππική*, *κυνηγετική*, *βοηλατική*, *ἐμπορική*. Neben den *πολιτικός* tritt schon in der Einleitung der *γεωργός*. Die Hauptaufgabe eines jeden von ihnen wird klar und deutlich im Umriß festgelegt.

Ziemlich reichhaltig ist das, was wir über das Gerichts-

---

[1]) z. B. Parallelstellen aus Platons *πολιτεία* zum Euthyphron.

wesen erfahren, und Stoff in Fülle zur Erörterung der Termini. Die Ausdrücke *δίκη* und *γραφή* werden, um Beispiele zu geben, erklärt und mit Zusätzen versehen. *δίκη πρὸς βασιλέα* heißt es einmal, *δίκη φόνου* ein andermal. *δίκη τινὸς ἐπεξιέναι τινί* steht neben *δίκην λαγχάνειν τινί, ἀγωνίζεσθαι τὴν δίκην, ἀφιέναι τινὰ δίκης, ἐν δίκῃ* (*κτείνειν*), *δίκην διδόναι, δίκην φεύγειν*. Für *γραφή* finden sich folgende Zusammenstellungen: *γραφὴν γράφεσθαι, τὴν γραφὴν φεύγειν, γραφῆς ἀπαλλάττεσθαι, γράφεσθαί τινος* (z. B. *ἀσεβείας*). Zu notieren wären noch: *προκαλεῖσθαι, διώκειν, κατηγορεῖν τινος, ἀδικεῖν περί τι, ἐξαμαρτάνειν τι, δικαστήριον, ἔγκλημα, κλοπή* u. a. Da an vielen Gymnasien Lysias nicht mehr zur Schullektüre gehört, so ist hier günstige Gelegenheit, vom attischen Rechtswesen zu reden und die Termini, insbesondere die Synonyma, sammeln und ordnen zu lassen. Synonymisches bietet sich auch sonst noch dar: ich erinnere nur an die Ausdrücke *στασιάζειν, ἀμφισβητεῖν, διαφέρεσθαι, πολεμεῖν, ὀργίζεσθαι* und die dazu gehörigen Substantiva *πόλεμος, ἔχθρα, διαφορά, μάχη, ὀργή* in 6, 7, 8.

Sentenzen finden sich in unserer Schrift nicht so viel wie sonst vielleicht, doch fehlen sie nicht ganz. Wenn 2 C die Stadt die Mutter (aller Bürger) genannt wird, so ist das Grund für den Schüler, sich das hübsche Wort zu merken und des Kriton zu gedenken, in dem (50 D ff.) die Gesetze sich ähnlich ausdrücken. Auch die Sätze 2 CD: *ὀρθῶς γάρ ἐστι τῶν νέων πρῶτον ἐπιμεληθῆναι, ὅπως ἔσονται ὅτι ἄριστοι, ὥσπερ γεωργὸν ἀγαθὸν τῶν νέων φυτῶν εἰκὸς πρῶτον ἐπιμεληθῆναι, μετὰ δὲ τοῦτο καὶ τῶν ἄλλων*, 9 B: *ἀλλ' ἀκούσονται, ἐάνπερ εὖ δοκῇς λέγειν* und 14 E 15 A: *οὐδὲν γὰρ ἡμῖν ἐστιν ἀγαθόν, ὅτι ἂν μὴ ἐκεῖνοι δῶσιν* mit seinem fast christlichen Anfluge sind wohl dazu angetan, dem Sentenzenschatze eines Primaners einverleibt zu werden.

Ich bin überzeugt, daß ein Geschickterer als ich noch vieles andere aus unserem Dialog herauslesen und seinen Schülern noch reichlicheren Gewinn für den Intellekt und das Gemüt schaffen kann, aber ich meine, auch das hier Vorgebrachte genüge schon im Sinne der Lehrpläne. Verwendet man am Schluß der Lektüre ein bis zwei Stunden darauf, um von den Schülern die hier angedeuteten Zusammenstellungen machen zu lassen, was sie ganz gut selbst können, wenn in den Stunden tüchtig vorgearbeitet ist, so werden sie den Eindruck mitnehmen, eine selbständige und nützliche Arbeit auf Grund ihres Autors ohne viel Nebenwerk geleistet zu haben, und das ist doch die Hauptsache für einen, der in absehbarer Zeit so weit sein soll, daß er selbständig auf wissenschaftlichem Gebiet arbeiten kann.

Berlin. Hugo Gillischewski.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

artin Hartmann, Die höhere Schule und die Gesundheitspflege. Leipzig 1905, B. G. Teubner. IV u. 56 S. 8. 1 *M*.

Die Bestrebungen der Schulgesundheitspflege finden immer noch in den Kreisen der akademisch gebildeten Lehrer der Gymnasien nicht nur geringe Teilnahme, sondern sogar vielfach Widerstand und Anfeindung. Die vorliegende kleine Schrift, der Neudruck eines auf der 14. Hauptversammlung des Sächsischen Gymnasiallehrer-Vereins am 6. April 1904 in Schneeberg gehaltenen Vortrags, stellt sich als ein Mahn- und Warnungsruf eines zur Erkenntnis der Wichtigkeit und Bedeutung der Schulgesundheitspflege bekehrten und nun schon seit längerer Zeit für sie kämpfenden Gymnasiallehrers dar. Es wäre nur zu wünschen, daß recht viele von denen, die jetzt der Schulhygiene noch gleichgültig oder feindlich gegenüberstehen, die mancherlei recht treffende Bemerkungen enthaltende Schrift Hartmanns lesen und beherzigen möchten. Aufzuhalten sind die Bestrebungen der Schulgesundheitspflege glücklicherweise nicht mehr, aber es wäre sehr zu bedauern, wie der Verfasser auf S. 21 sehr richtig bemerkt, wenn „außenstehende Kreise über die Köpfe der höheren Lehrerschaft hinweg und ohne deren Mitwirkung" die Forderungen dieser Wissenschaft durchsetzten. Unberechtigten und zu weit gehenden Bestrebungen einzelner ihrer Anhänger wird auch die höhere Lehrerschaft nur dann wirksam entgegentreten können, wenn sie selbst der Schulgesundheitspflege nicht fremd gegenübersteht.

Von den Forderungen, die der Verfasser des weiteren in seiner Schrift stellt, möchte ich als die wichtigsten die bezeichnen, daß die Schulgesundheitspflege einen notwendigen Bestandteil der Vorbildung der Kandidaten des höheren Lehramts bilden müsse und daß auch die angestellten Lehrer Gelegenheit erhalten müßten, durch schulhygienische Kurse und reichere Ausstattung der Lehrerbibliotheken mit schulhygienischer Literatur auf diesem Gebiete Kenntnisse zu erwerben und sie zu ergänzen.

Auf die Tagesordnung des Ostern 1906 in Eisenach stattfindenden Oberlehrertages des Verbandes der Vereine akademisch

gebildeter Lehrer Deutschlands ist das Thema der Schulgesundheitspflege gesetzt; der Verfasser vorliegender Schrift ist mit dem Vortrage darüber betraut worden. Hoffentlich schließt sich diese Versammlung den Forderungen des Verfassers an und verschafft so seinen Bestrebungen nachdrückliche Unterstützung.

Breslau. F. Staats.

Hermann Marx und Heinrich Tenter, Hilfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht an höheren Lehranstalten. Teil II: Stufe der Geschichte des Reiches Gottes. Untertertia bis Untersekunda. Mit acht Abbildungen und zwei Karten. Leipzig und Frankfurt a. M. 1905, Kesselringsche Hofbuchhandlung (E. v. Mayer). IX u. 236 S. 8. geb. 2,25 *M*.

Von dem in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1904, August- und Septemberheft) angezeigten Hilfsbuche liegt nun der zweite Teil vor. Die Verfasser des Buches haben nach ihrer eigenen Erklärung im Vorwort auf eine Einteilung in Klassenpensen verzichtet und den Stoff allein nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet, sind also von dem für den ersten Teil als notwendig erachteten Verfahren abgewichen. Maßgebend war dafür die Erwägung, daß es unmöglich ist, den lehrplanmäßigen alttestamentlichen Stoff der Untertertia von dem der Untersekunda in befriedigender Weise zu trennen. Denn in der Geschichte des Reiches Gottes im Alten Testament ist der Hauptnachdruck ohne Zweifel auf die Propheten zu legen; die von den Lehrplänen geforderte Scheidung leichterer prophetischer und prophetischer Abschnitte von den schwierigeren ist aber vielfach nicht ohne Zerreißung zusammengehöriger Stoffe möglich. Darum muß nach der Ansicht der Verfasser die Behandlung der Geschichte des Reiches Gottes im A. T. nach Obertertia verlegt werden, so daß die der Propheten in Untersekunda unmittelbar daran anschließen kann. Das ist auch deshalb wünschenswert, weil die Geschichte des Reiches Gottes im A. T. größere sachliche Schwierigkeiten bietet als die des neutestamentlichen Gottesreiches und weil für uns Christen das A. T. seine rechte Beleuchtung erst aus dem N. T. empfängt. Da die biblische Geschichte des A. T. in Quarta abgeschlossen ist, wird sie nach der Ansicht der Verfasser auf der Mittelstufe nur repetendo zu behandeln sein, damit der nötige Raum für die Hauptsache, nämlich die Propheten, gewonnen wird. Die Leseabschnitte sind sehr reichlich angegeben und sollen, besonders soweit sie historischen Charakter tragen, zum Teil der häuslichen Lektüre überlassen bleiben. Wo das biblische Lesebuch nicht ausreicht, wird Vorlesen seitens des Lehrers aus einer modernen Übersetzung oder aus der Vollbibel empfohlen. Erläuterungen zu den Leseabschnitten sind nur selten gegeben, damit das Hilfsbuch nicht zu umfangreich wird — jedenfalls ein durchaus zu billigendes Verfahren.

In der Kirchengeschichte haben sich die Verfasser nicht auf ein Lebensbild Luthers beschränkt, wie die Lehrpläne vorschreiben, sondern sie haben versucht durch Lebensbilder aus allen wichtigen Perioden dem Schüler der Mittelstufe eine erste elementare Kenntnis dieses wichtigen Gebietes zu verschaffen. Diese Lebensbilder sollen parallel mit den für jede der in Betracht kommenden Klassen vorgeschriebenen Pensen der Profangeschichte behandelt werden, so daß die des Petrus, Johannes und Paulus, sowie die aus dem kirchlichen Altertum und Mittelalter der Untertertia, die Lebensbilder von der Reformation bis zum Pietismus der Obertertia, die aus der neuesten Zeit der Untersekunda zufallen. Der leitende Gesichtspunkt für diese erweiterte Heranziehung kirchengeschichtlichen Lehrstoffes ist die Rücksicht auf die Schüler, welche nach Absolvierung der Untersekunda die höheren Lehranstalten verlassen und auf dem Gebiete der Kirchengeschichte als einem wichtigen Teil der Geschichte des Reiches Gottes nicht ohne Belehrung bleiben dürfen. Außerdem hoffen die Verfasser durch ihr Verfahren eine Entlastung der oberen Klassen herbeizuführen, die sie auch sonst für wünschenswert halten. Der Einwand, daß nach ihrem Plane die Kirchengeschichte zweimal behandelt werden müsse, wird von ihnen durch den Hinweis beseitigt, daß dasselbe ja auch hinsichtlich der Profangeschichte der Fall sei, und niemand die Berechtigung dieses zweimaligen Kursus bestreite.

Der neutestamentliche Stoff ist nach der Ansicht der Verfasser der Untertertia und Untersekunda zuzuweisen. Jener Klasse fallen die schon vorher genannten Lebensbilder des Petrus, Johannes und Paulus im Anschluß an die Apostelgeschichte Kap. 13—28 und das Markusevangeangelium, dieser die abschließende Übersicht über das Leben Jesu nach den vier Evangelien und das Gesamtbild seiner Lehre (Bergpredigt und Gleichnisse) zu. Natürlich liegt dabei der Schwerpunkt auf den synoptischen Evangelien, während das vierte Evangelium nur insoweit heranzuziehen ist, als es sich zu jenen ergänzend verhält.

Die Verteilung des Lehrstoffes auf die drei Mittelklassen ist also folgendermaßen gedacht: Für Untertertia Lebensbilder des Petrus, Johannes und Paulus im Anschluß an den zweiten Teil der Apostelgeschichte, Markusevangelium, Lebensbilder aus der alten und mittelalterlichen Kirchengeschichte, 4. und 5. Hauptstück; für Obertertia die Geschichte des Reiches Gottes im A. T., kirchengeschichtliche Lebensbilder von der Reformation bis zum Pietismus, Kirchenjahr und gottesdienstliche Ordnungen; für Untersekunda Fortsetzung und Abschluß der Geschichte des Reiches Gottes im A. T., besonders die Propheten, Abschluß des Katechismus, Leben und Lehre Jesu nach den vier Evangelien, kirchengeschichtliche Lebensbilder aus der neuesten Zeit.

Aus dieser Übersicht ergibt sich, daß die Verfasser, ebenso

wie es im ersten Teile des Hilfsbuches geschah, die amtlich vorgeschriebenen Lehrpensen stark verschieben; doch ist der zweite Teil so eingerichtet, daß es jedem Lehrer, der das Buch benutzt, möglich ist, den rein sachlich geordneten Stoff auch anders zu gruppieren und auf die Klassen zu verteilen. Da nach einer brieflichen Mitteilung des Herrn Professors Marx an den Referenten die Aufsichtsbehörde an der Verschiebung der Lehrpensen keinen Anstoß nimmt, wird man sie sich in den Kreisen der Religionslehrer ebenfalls gefallen lassen dürfen, wenn sie zweckmäßig ist. Diese Zweckmäßigkeit möchte ich im allgemeinen nicht bestreiten; nur will mir die Behandlung des zweiten Teiles der Apostelgeschichte vor der des Markusevangeliums in der Untertertia nicht gefallen, obgleich die Verfasser sie durch die Bemerkung empfehlenswert zu machen glauben, daß jene im direkten Anschluß an das Pensum der Quarta stehe.

Das Buch zerfällt in drei Hauptabteilungen mit den Überschriften: Das Reich Gottes im A. T. und Das Reich Gottes im N. T. und aus der Kirchengeschichte, denen sich ein Anhang anschließt, welcher in acht Abteilungen das 4. und 5. Hauptstück mit Erläuterungen, Bemerkungen zur Gliederung des Katechismus, die konfessionellen Unterscheidungslehren, das Kirchenjahr, Bedeutung und Geschichte der gottesdienstlichen Ordnungen, Gliederung des sonntäglichen Hauptgottesdienstes, Spruchkanon und ein Verzeichnis der im I. und II. Teil angeführten Lieder enthält. Den Schluß macht eine Zeittafel. Der erste Hauptteil ist in vier Unterabteilungen gegliedert, denen eine Vorbemerkung über das Wesen des Reiches Gottes und eine Einleitung vorausgeschickt ist, welche von der Bedeutung des israelitischen Volkes für die Geschichte der Menschheit, den Trägern und Urkunden der alttestamentlichen Gottesoffenbarung, von den Erzvätern und dem Bunde Gottes mit Abraham handelt. Die erste Unterabteilung stellt die Begründung der israelitischen Theokratie durch Moses, die zweite den Verfall der Theokratie und ihre Wiederaufrichtung durch die Tatpropheten, die dritte die Vergeistigung der Theokratie durch die Schriftpropheten, die vierte die priesterliche Theokratie der nachexilischen Zeit dar. In einem „Schlußwort“ wird das Ergebnis der alttestamentlichen Entwicklung kurz charakterisiert. In Beziehung auf den für diesen ersten Hauptteil in Betracht kommenden geschichtlichen Stoff wird stets auf den ersten Teil des Hilfsbuches zurückverwiesen; hier wird nur die religiöse und kultische Entwicklung des Volkes Israel zur Darstellung gebracht. Sehr erfreulich ist die Entschiedenheit, mit welcher die Verfasser die Resultate der alttestamentlichen Bibelforschung in ihrem Buche zur Geltung bringen und dadurch die geschichtliche Entwicklung der Theokratie ins rechte Licht setzen. Daß mit dieser Behandlung des A. T. eine ernste und wahrhaft fromme religiöse Wertung desselben sich ganz von selbst ver-

bindet, zeigt diese Arbeit in trefflichster Weise, und man muß den Verfassern für diesen Teil ihres Buches ganz besonders dankbar sein. Ein Bedenken freilich kann ich nicht unterdrücken, das sich zum Teil auch auf die andern Partien des Buches bezieht, nämlich, daß die Verfasser für die Stufe, der ihre Arbeit dienen soll, etwas zu viel bieten; doch wird es ja wenigstens dem erfahreneren Lehrer leicht sein aus der Menge des Stoffes eine angemessene Auswahl zu treffen, ohne den Charakter des Ganzen dadurch zu stören. Ich bin überzeugt, daß der Unterricht im A. T. nach diesem Hilfsbuche gute Früchte tragen wird.

Der zweite Hauptteil verläuft in drei Unterabteilungen, denen wieder eine Vorbemerkung und eine Einleitung über die Evangelien und ihre Verfasser vorangeht. Die erste Unterabteilung enthält das Markusevangelium, dessen Inhalt ergänzt wird durch eine Übersicht über das Evangelium nach Matthäus und die dem Lukasevangelium eigentümlichen Abschnitte. Die zweite bringt, besonders im Anschluß an die Apostelgeschichte, die Lebensbilder des Petrus, Johannes und Paulus, und die dritte stellt das Leben Jesu nach den vier Evangelien sowie die Lehre Jesu besonders in der Bergpredigt und den Gleichnissen dar. Auch dieser Teil zeichnet sich durch den Freimut und die Weitherzigkeit aber auch durch die religiöse Wärme und den sittlichen Ernst aus, der in dem ersten Hauptteile zur Geltung kam. Die Gruppierung des Stoffes ist übersichtlich und angemessen, die Darstellung im einzelnen lebendig und frisch. Zum besseren Verständnis der behandelten neutestamentlichen Abschnitte sind hier und da Anmerkungen und Erläuterungen gegeben, die sich durch Kürze und Sachgemäßheit auszeichnen. Der Lehrstoff ist so reichlich dargeboten, daß eine Auswahl aus ihm nicht schwer wird.

Der dritte Hauptteil gibt in 6 Abschnitten Bilder aus der Kirchengeschichte, unter denen natürlich die aus der Reformationszeit den breitesten Raum einnehmen. Die Auswahl ist im allgemeinen wohl geeignet, den Fortschritt in der geschichtlichen Entwicklung der christlichen Kirche anschaulich zu machen. Besonderes Gewicht haben die Verfasser auf die Geschichte des Kirchenliedes vom Mittelalter bis auf die neueste Zeit gelegt.

Unter den Stücken, welche im Anhang behandelt sind, hat mir besonders der kurze Überblick über die konfessionellen Unterscheidungslehren gefallen; aber auch die Abschnitte, welche sich mit der Erläuterung des 4. und 5. Hauptstückes, der Gliederung des Katechismus, dem Kirchenjahr und den gottesdienstlichen Ordnungen beschäftigen, zeichnen sich durch praktische Behandlung und Knappheit der Darstellung aus. Die Zeittafel am Schluß des Buches ist ziemlich reichhaltig ausgefallen, doch ist zu bedenken, daß ein beträchtlicher Teil der angeführten Zahlen schon aus der Profangeschichte als bekannt vorauszusetzen ist, und daß die Verfasser im übrigen selbst nicht an die Erlernung aller Zahlen

denken, sondern die Auswahl der durchaus notwendigen dem Lehrer überlassen wollen.

Auf einige Einzelheiten möchte ich noch hinweisen. Die bloße Nennung der Septuaginta auf S. 4 genügt nicht, der Name muß gedeutet werden. Warum noch immer, wie S. 5, der Ausdruck „Same“ Abrahams? Weshalb wird S. 21 Ophir ein fabelhaftes Land genannt? Bezüglich des Lebens des Petrus und Johannes sind wir, wie S. 107 steht, doch nicht bloß auf einzelne zerstreute Angaben der Evangelien sondern auch der Apostelgeschichte angewiesen. Monte Casino liegt nicht am Vesuv, sondern auf halbem Wege zwischen Rom und Neapel (S. 161). Die Bezeichnung „Apostel der Deutschen“ für Bonifatius (S. 162) sollte endlich aus evangelischen Hilfsbüchern verschwinden. Der Zisterzienserorden war nicht „blühend“, als Bernhard von Clairvaux in ihn eintrat, sondern er wurde es erst durch ihn (S. 163). Das Wormser Edikt taucht plötzlich im § 131 auf und wird als etwas Bekanntes vorausgesetzt, während es im § 129, der vom Wormser Reichstage handelt, gar nicht erwähnt wird, obgleich doch dort die richtige Stelle dazu gewesen wäre.

Der Druck ist im allgemeinen korrekt. Als Fehler merke ich an S. 4 Z. 8 v. u. Schickiale statt Schicksale, ebenda Z. 4 v. u. sn statt in, S. 34 letzte Z. unr statt nur, S. 105 Z. 14 v. o., wo der zweite Petrusbrief mit II statt mit 2 hätte bezeichnet werden müssen, S. 161 Mitte, wo die Endbuchstaben von 9 Zeilen miteinander vertauscht sind.

Die beiden beigegebenen Karten, welche das Land Kanaan und die Missionsreisen des Paulus darstellen, sind zweckentsprechend.

Von den Bildern sind 5 dem Buche Ludwig Schnellers „In alle Welt“ entnommen; die drei andern sind Nachbildungen von dem Mose des Michel Angelo, dem Jeremia Bendemanns und dem Christus Thorwaldsens. Die Ausstattung ist gut, der Preis mäßig.

Das Buch ist im allgemeinen ein ausgezeichnetes Hilfsmittel für den evangelischen Religionsunterricht in den mittleren Klassen unserer höheren Lehranstalten, doch bezweifle ich, daß es möglich sein wird, den ganzen in ihm dargebotenen Stoff, besonders aber die kirchengeschichtlichen Abschnitte, wirklich durchzuarbeiten. Vor allem wird dieses Unternehmen nach meinen Erfahrungen stets daran scheitern, daß gerade auf dieser Stufe so viele Schüler dem Religionsunterricht durch den Konfirmandenunterricht entzogen werden, der in das Schulpensum der drei Mittelklassen stets eine sehr empfindliche Lücke reißt. Indes ist dieser Übelstand nicht aus der Welt zu schaffen, und es wäre unbillig, durch sein Vorhandensein das Urteil über dieses treffliche Buch ungünstig beeinflussen zu lassen. Angesichts des Umstandes, daß die Anlage des Hilfsbuches es jedem Lehrer erlaubt, aus dem Stoffe eine für seine Verhältnisse passende Auswahl zu treffen, kann die

Arbeit von Marx und Tenter den Fachgenossen aufs lebhafteste empfohlen werden. Dem in Aussicht gestellten dritten Teile für die Oberklassen, der die größten Schwierigkeiten bieten wird, darf man mit Interesse entgegensehen.

Halle a. S. Otto Genest.

J. Schuster und J. B. Holzammer, Handbuch zur Biblischen Geschichte. Für den Unterricht in Kirche und Schule, sowie zur Selbstbelehrung. Sechste, völlig neu bearbeitete Auflage von Josef Selbst und Jakob Schäfer. Freiburg i. Br. 1905, Herdersche Verlagshandlung. 1. Lieferung. IV u. 96 S. 8. 1 M.

Zum sechsten Male geht dieses Handbuch seinen Weg. Schuster hat es 1862—65 veröffentlicht, die 2.—5. Auflage hat Holzammer besorgt, jetzt beginnt eine vollständige Neubearbeitung, von der Selbst das Alte, Schäfer das Neue Testament übernommen hat. Das Werk wird vollständig sein in 2 Bänden oder ungefähr 20 Lieferungen, die alle 3 Wochen erscheinen sollen. Nach Vollendung eines jeden Bandes kommen wir eingehend auf das Werk zurück. Sechs Auflagen bei einem Buche im Preise von 20 M beweisen, daß es sich einen großen Leserkreis und ein großes Vertrauen erworben und bewahrt hat. Dieses Vertrauen darf auch auf die vorliegende Umarbeitung übertragen werden. Die frühere „Apologetische Erörterung" hat Selbst zu einer Einleitung von 52 Seiten umgestaltet, in der er Begriff und Wichtigkeit der Biblischen Geschichte und ihr Verhältnis zur Wissenschaft nach den Prinzipien der Enzyklika „Providentissimus Deus" (18. 11. 1894) in maßvoller Auseinandersetzung mit modernen Aufstellungen bespricht. Den ersten Prüfstein für die Grundsätze der Einleitung bildet die Erklärung des Sechstagezweckes, die modern, klar und befriedigend ist. Die Literatur für und wider ist bis zu den jüngsten Erscheinungen verwertet. Die Stofffülle ist so groß, daß der Religionslehrer auch der obersten Klassen alles für den Unterricht Dienliche und Nötige hier beisammenfindet.

Liegnitz. Hermann Hoffmann.

K. Menges Dispositionen und Musterentwürfe zu deutschen Aufsätzen. Zweite, verbesserte Auflage von O. Weise. Leipzig und Berlin 1905, B. G. Teubner. 127 S. geb. 1,80 M.

War schon die erste Auflage von Menges Dispositionen recht brauchbar, so kann die neue Bearbeitung tatsächlich als eine Verbesserung angesehen werden. Aus dem Ballast der vielen Einleitungen, Schlüsse und Übergänge, die Menge bot, hat Weise jedesmal die geeignetsten ausgesucht. Auf diese Weise ist Raum für 18 neue Aufgaben gewonnen worden. Von den ursprünglich 62 Dispositionen sind 4 als weniger geeignet ausgeschieden und durch andre ersetzt, auch zu den drei vollständig ausgeführten Arbeiten eine vierte hinzugefügt. Die entbehrlichen Fremdwörter

sind möglichst ausgemerzt und die Zitate aus wenig bekannten Schriftstellern größtenteils beseitigt worden. Im einzelnen kann man natürlich, wie bei allen Dispositionsbüchern, abweichender Ansicht sein. So kann man in Nr. 48 (Welches sind die Ursachen der Kriege?) wohl kaum einander gegenüberstellen: Vergrößerung des Besitzes und Vergrößerung der Macht, da diese meist auf jener beruht. Statt der Ausdrücke Sicherung des Besitzes durch Abhängigkeit fremder Völker und Nichterstarkung bisheriger Gegner in demselben Thema würde ich vorschlagen durch Unterwerfung und Niederhaltung. Was mit Theseus' Gang in die Unterwelt (S. 71) gemeint ist, der als Beispiel für die verderblichen Folgen der ὕβρις hingestellt wird, müßte durch den Zusatz Verg. VI 397. 618 verständlich gemacht werden. In Nr. 55 gehört der Satz: Aber auch in dem günstigsten Falle, daß ihm die Arbeit später nicht schwerer wird usw. (S. 76) nicht zu 2, wo gesagt wird, daß man die Arbeiten oft gar nicht nachholen kann. — Indessen diese Ausstellungen sind belanglos gegenüber den zahlreichen Vorzügen des Buches, der Faßlichkeit der Aufgaben, der Klarheit der Einteilung, der gründlichen Behandlung der einzelnen Themen, der Reichhaltigkeit der Zitate und der dem Leben, der Geschichte und der Poesie entnommenen Beispiele. Der Druck ist sorgfältig, die Ausstattung ansprechend.

Eisenberg S.-A. Max Erbe.

Anselm Salzer, Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. (Vollständig in ca. 25 Heften zu 1 *M.*) München, Allgemeine Verlagsgesellschaft. Heft 2—15, mit zahlreichen Bilderbeilagen und Illustrationen in 4.

Das Werk, von welchem im Oktoberheft 1903 dieser Zeitschrift die erste Lieferung angezeigt wurde, hat mit dem 15. Heft insofern einen vorläufigen Abschluß erfahren, als es nach Erledigung der mittelhochdeutschen Periode bis zum Anbruch der neuhochdeutschen Zeit gelangt ist. Bei der Fülle des Stoffes hat sich inzwischen die Notwendigkeit herausgestellt, den auf 20 Lieferungen berechneten Umfang auf mindestens 25 Lieferungen zu bemessen — gewiß nicht zum Schaden des Ganzen, da Verf. bemüht ist, in Bezug auf quellenmäßige Durchforschung und Sichtung des Materials für alle Perioden Gleichartiges zu bieten. Damit ist auch das verhältnismäßig langsame Fortschreiten des Werkes hinlänglich erklärt, von dessen großartiger Anlage auch die vorliegenden Hefte zeugen. Indem Verf., anschließend an die geschichtliche Entwickelung des deutschen Volkes, uns ein Bild von dem Werdegang der deutschen Dichtung geben will und dabei den geschichtlichen und kulturellen Zusammenhang einerseits und die innigen Wechselbeziehungen zwischen Dichtung und bildender

Kunst anderseits nie außer acht läßt, versteht er es zugleich, für die literarischen Erzeugnisse, die scheinbar in bunter Regellosigkeit in die Erscheinung treten, den inneren Zusammenhang aufzudecken.

Durch den Standpunkt katholischer Anschauung braucht man sich nicht von dem Studium des Werkes abschrecken zu lassen; wollen wir es doch dem feinsinnigen und gelehrten Verfasser gern glauben, daß er sich besonders berufen und befähigt fühlt, in manche Partieen der älteren Zeit des Mittelalters einzuführen und jene längst entschwundene Welt mit ihrem derben Wunderglauben, sowie die Kulturmission des Mönchtums und den Heroismus des Entsagens zu erfassen und in das rechte Licht zu setzen (Marienlieder u. a.). Je schwieriger es ist, jene sinnlich-übersinnliche Welt zu verstehen und den abgrundtiefen Unterschied zwischen Mittelalter und Neuzeit zu begreifen, um so höher ist der Versuch anzuschlagen, auf Grund der mhd. Dichtung ein Bild der mittelalterlich-christlichen Lebensauffassung zu geben, zumal da wir eine Gesamtdarstellung davon überhaupt noch nicht besitzen.

Auch der wissenschaftlichen Objektivität des Historismus sind ja bestimmte Grenzen gesteckt, und wenn Oskar Jäger sagt, Geschichte sei Geschichte für Katholiken und Protestanten, und es für bedenklich erklärt, unter bestimmten politischen Gesichtspunkten oder mit dem beschränkten Blick einer bestimmten Konfession oder Religionspartei an die Gegenstände heranzutreten, so sind diese Worte praktisch doch nur so aufzufassen, daß niemand die eine Auffassung des Christentums auf Kosten der anderen glorifizieren und damit die kirchlichen Gegensätze, welche die Nation spalten, noch verschärfen soll; daß man vielmehr auch den gegenteiligen Standpunkt, wenn er mit Takt und Sachkunde vertreten wird, vertragen können muß und nicht jede Äußerung von Subjektivismus, von dem wir doch alle ein bescheidenes Maß in uns tragen, perhorreszieren darf. Der Wahrheit, nach der wir doch alle streben, werden wir am nächsten kommen, wenn wir sie von den verschiedensten Gesichtspunkten aus suchen. Daß auch Salzer keine abschließende Wahrheit bietet, die es ja überhaupt nicht gibt, davon wird niemand mehr überzeugt sein als er selbst. Nicht leugnen aber wollen wir von vornherein, daß wir auch den Darlegungen (vgl. unten Walter von der Vogelweide und Luther), denen gegenüber wir uns teilweise ablehnend verhalten, nicht ohne Interesse und eigenen Gewinn gefolgt sind. Doch wenden wir uns dem Inhalt des Buches selbst zu. Verf. zeigt zunächst, wie schon im frühen Mittelalter sich die geistige Entwickelung ganz allmählich und fast unvermerkt vollzieht. Hier noch karolingisch-ottonische Renaissance mit ihren altchristlich-römischen Ideen, deren Spuren bis zu der von dem Klerus stets besonders gepflegten und bevorzugten Tierdichtung des 13. Jahrh:

verfolgt werden (allegorisch-symbolische Darstellung des geistlichen und politischen Lebens in Verbindung mit kluniazensischen Ideen — contemptus mundi — usw.), dort schon ein mehr nationaler, von den Fesseln der Kirche sich freimachender Sinn, den auch die alten Heldensagen, welche der Kirche wegen des darin lebenden heidnischen Geistes nicht zusagten, zu dichterischer Behandlung anregten. Indem dann weiter gezeigt wird, wie auch der unter dem Einfluß des Prudentius stehende und nach der Harfe Virgils gestimmte Waltharius manu fortis — die ursprünglich gotische Sage ist allmählich umgebildet und mit anderen Sagenelementen versetzt — noch ganz den antik-christlichen Geist der karolingisch-ottonischen Zeit atmet, wird uns in dem auf der Grenzscheide beider Welten stehenden Ruodlieb der erste sogen. Abenteuerroman vorgeführt, der zwar auch noch in lateinischer Sprache geschrieben, aber schon mit naturalistischen Tendenzen und deutschen Anschauungen und Motiven erfüllt ist, so daß wir unter dem fremden Gewande, an welchem später leider viel herumgebessert ist, ein deutsches Herz schlagen hören und nirgends den Charakter des Fremdart gen empfinden.

So werden wir mit den verschiedenen Kräften und Strömungen, die zu jener Zeit herrschend waren, vertraut gemacht, und es ist nicht nur ein Vorzug des Buches, daß stets Fühlung mit den geschichtlichen Ereignissen behalten wird und daß des inneren Zusammenhanges wegen häufig eine historische Ergänzung eintritt, sondern es ist auch die Sorgfalt anzuerkennen, mit der die Wechselbeziehungen der verschiedenen Richtungen und der Einfluß Italiens und der Kirche, der treuen Hüterin und Vermittlerin der Kulturschätze der alten Welt, auf die Entwickelung Deutschlands auf allen Gebieten[1]) beachtet wird. Indem Verf. u. a. die Einwirkung der lateinischen Dichtung ins rechte Licht stellt und, um ein Bild der deutschen Literatur des Mittelalters zu entwerfen, nirgends die gegenseitige Beeinflussung der lateinischen und deutschen Dichtung aus dem Auge verliert, weiß er auch die Fäden, welche die spätere Zeit mit dem Mittelalter verbinden, aufzudecken und darzutun, wie manche leitende Ideen und einzelne Gedanken in der deutschen Dichtung des 11. und 12. Jahrh., nachdem sie ihr mystisches und symbolisches Beiwerk z. T. abgestreift, später in anderer Form wiederkehren und in der Literatur ihre Auferstehung feiern, wie die Confessio Goliae bei Bürger, die Visio Tnugdali in Dantes Divina commedia, die in den Legenden Rudolfs von Ems vorkommenden Motive in Shakespeares Kaufmann von Venedig und Rückerts Parabeln usw. Besonders eingehend werden Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg behandelt; ersterer mit einem Ausblick auf Dante und Goethes Faust (Verschmelzung

[1]) Auch auf dem der Baukunst. Hier hätte allerdings der französische Einfluß mehr hervorgehoben werden können.

des allgemein Menschlichen und speziell der deutschen Eigenart mit dem Christentum), letzterer mit Anknüpfung an die provenzalische Kunstlyrik und ihre Nachwirkung auf alle Kulturvölker des Abendlandes, sowie an den deutschen Minnesang (Minneallegorie!) und den Einfluß Ovids, woran sich dann ein Hinweis auf die späteren epischen und dramatischen Bearbeitungen der Tristansage (K. Immermann, H. Kurz, W. Hertz, R. Wagner) schließt.

In ähnlicher Weise werden u. a. die Tonschöpfungen der Mönche von St. Gallen, ihr Einfluß auf den Kirchengesang und den liturgischen Gottesdienst, sowie ihre indirekte Einwirkung auf das geistliche Schauspiel (Osterfeiern; Ausblick auf das moderne Drama) gewürdigt.

Sehr anziehend und belehrend zugleich sind auch die vergleichenden Gegenüberstellungen, wie die des Ruodlieb und Meister Helmbrecht, des Heliand mit seinem neuen Heldenideal und der Evangelienharmonie Otfrieds, des Wolfram und Gottfried von Straßburg und der Kreuzzugslieder eines Friedrich von Hausen, Hartmann von Aue und Walther von der Vogelweide, die den christlichen Ritter auf dem Höhepunkt des Mittelalters zeigen.

Nicht minder anziehend ist auch die Art, wie über die Legenden (Visionslegenden!) und den Unterschied zwischen dem christlichen und altgermanischen Ritterideal gehandelt wird, und wenn auch die Lebensbilder der „Heiligen" vor einer „poesielosen" Kritik zerfallen müssen, so ist es doch für uns Spätgeborene nützlich und erbaulich, davon zu hören und zu lesen. Die Glossenliteratur und die Vagantenzeit mit ihren köstlichen Proben dürften sich in so ausführlicher und grundlegender Darbietung kaum in einem andern derartigen Literaturwerke finden. Auch beschränkt sich Verf. nicht auf eine Aufzählung der literarischen Erscheinungen mit gelegentlichen Inhaltsangaben und Skizzen oder einer mehr oder weniger vollständigen Darbietung des Textes, sondern er weiß auch durch ästhetische Analysen und passende Vergleiche das Wesentliche einer Dichtung oder einer ganzen Epoche in die rechte Beleuchtung zu rücken. Dem ästhetischen Urteile des Verf. kann man sich im ganzen nur anschließen. Wenn am Waltharíliede die Plastik der Schilderung hervorgehoben und besonders die Kunst zu individualisieren an der Schilderung der Einzelkämpfe vor dem Wasgensteine gezeigt wird, wo elfmal das Motiv des Zweikampfes verwandt ist, so konnte wohl darauf hingewiesen werden, daß ein ähnliches Problem vielleicht nur von Uhland in König Karls Meerfahrt mit gleicher Virtuosität gelöst ist. Ebenso konnte gelegentlich der Besprechung Otfrieds, dessen akro- und telestichische Spielereien auf Hrabanus Maurus zurückgeführt werden, auf Archilochus oder doch auf Hans Sachs Bezug genommen werden.

Hin und wieder beschränkt sich Verf. darauf, ein charakteristisches Merkmal anzugeben, wodurch ein längerer Kommentar

überflüssig gemacht wird. So wird von dem Gedichte vom Herzog Ernst gesagt, daß es eine Ilias und eine Odyssee vereinigt, während die Dichtung des Priesters Wernher „driu liet von der maget" als althebräische Poesie (Buch Ruth) gekennzeichnet wird. Das Annolied freilich möchten wir, abweichend vom Verf., lieber mit Herder als einen pindarischen Hymnus bezeichnen.

Besonders aufmerksam gemacht sei noch auf die Abschnitte, die von dem Nibelungen- und Gudrunlied, der Spielmannspoesie und Hrotsvit handeln.

Aus diesen Proben, die vielleicht über den für derartige Besprechungen üblichen Umfang hinausgehen, wolle man ersehen, in welcher Weise sich Verf. seiner Aufgabe entledigt hat, und die großen Vorzüge des Werkes erkennen. Zum Schluß sei es gestattet, einige Ausstellungen zu machen.

Daß verschiedentlich Wiederholungen vorkommen (z. B. wird S. 108 Notker III. Labeo Teutonicus als Begründer der deutschen Prosa bezeichnet, während es S. 110 von ihm heißt „er schuf die deutsche Prosa", vgl. auch S. 264, 267 und 268), kann bei der Weitschichtigkeit des Stoffes nicht wundernehmen. Solche kleinen Unebenheiten (dahin gehören auch Wortbildungen wie „Verdemütigung" S. 88, „Umgrund" S. 173 u. a., sowie einige Druckfehler S. 59, 86, 89, 90, 115, 134) können in einer zweiten Auflage leicht beseitigt werden. Erheblichere Einwendungen müssen wir aber dagegen erheben, daß manche Abschnitte nicht den Charakter der Einheitlichkeit tragen. Das gilt namentlich von der Behandlung Walthers von der Vogelweide.

Wenn zuerst, um ein Bild von der Welt- und Lebensauffassung Walthers zu gewinnen, in großen Zügen der reichspolitische Hintergrund entworfen wird, so ist das durch die ganze Anlage des Werkes gerechtfertigt; aber die Farben, die dazu gewählt sind, sind zu grell und passen nicht recht zu dem Bilde, das von dem S ä n g e r W. entworfen wird. Während dieser einmal als bezahltes Werkzeug Friedrichs II. und als Verkündiger der Lüge (vgl. Thomasin von Zerklære, der im „Welschen Gast" seinen „lieben Freund" aufzuklären sucht, der Tausende von Menschen so betäubt hat, daß sie Gottes und des Papstes Gebot nicht vernehmen) bezeichnet wird, der in der Hitze des Parteikampfes seinem Dichterberufe untreu geworden und auf dessen Seite weder Klugheit und Besonnenheit, noch Liebe zur Wahrheit gestanden haben, so daß des Sängers persönliche Frömmigkeit mit seinen Papstsprüchen nicht zu vereinen sei, so nimmt er anderseits wieder den „von echt nationaler Begeisterung getriebenen" Dichter gegen den Vorwurf der Frivolität in Schutz, lobt sein mittelalterliches Denken und seine katholische Überzeugung, die sich nie gegen ein Dogma aufgelehnt habe, und warnt davor, ihn als Vorbild antipäpstlichen Kampfes und als Vorläufer Luthers hinzustellen, mit dem er nur die Leidenschaftlichkeit gemeinhabe. Das gibt

kein harmonisches Bild. Die Erklärung dafür haben wir in dem Dualismus zu suchen, wonach Verf. die hohe Bedeutung des Dichters in eingehendster Weise zu würdigen sucht, der die Minnepoesie erst auf ihren Höhepunkt gebracht und den er mit anderen gern einem Goethe zur Seite stellt, während er in ihm doch auch wieder nur einen Sohn des Mittelalters erblicken möchte, dem der katholische Glaube Lebensodem und dessen religiöse Natur mit seiner fast protestantischen Kühnheit und Unabhängigkeit des Denkens gegenüber den Anmaßungen Roms nicht gut in Einklang zu bringen war. Auf weitere Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden; es muß aber anerkannt werden, daß dem Dichter im ganzen doch die ihm gebührende hohe Stellung eingeräumt wird.

Was endlich das Zeitalter Luthers betrifft, so tritt hier die universalhistorische Betrachtungsweise etwas zurück. Die Veränderung, welche sich zur Zeit der Reformation mit der ganzen Weltanschauung vollzog, und die Bedeutung der humanistisch-nationalen und volkstümlich-religiösen Opposition tritt nicht genügend hervor. Auch über Luther selbst, der doch der größte populäre Schriftsteller der Deutschen und dessen Leben an sich schon ein Stück Kirchen- und Weltgeschichte ist, faßt sich Verf. verhältnismäßig kurz. Er will die Reformation, deren Darstellung Sache des Historikers sei, und die Lehre Luthers, die den Theologen beschäftige, nur insoweit berühren, als es zur Beurteilung des Mannes erforderlich ist, der durch seine Tat der Literatur von 1520—1555 (nur?) ihr Gepräge gegeben hat. Wenn er aber in ihm nur den rücksichtslosen Demagogen und den durch Eigendünkel und Leidenschaft verunglückten Priester und kirchlichen Revolutionär erblickt, dessen Beispiel den rohen Ton in die Literatur eingeführt habe, so ist das ein Räsonnement, das durch den Gegensatz katholischer und protestantischer Auffassung wohl erklärt werden kann, aber wegen seiner einseitigen Schärfe zurückgewiesen werden muß. Wir können zwar nicht erwarten, daß Verf. der antirömischen Mission Luthers großen Beifall zollt, aber daß er, wenn auch in kampfesfroher, derber Naturwüchsigkeit, so doch aus gerader und ehrlicher Überzeugung und mit seinem Herzblut geschrieben hat in einer gramschweren Zeit, wo er mit sich selbst und der ganzen Welt im Kampfe lag, muß auch der Gegner anerkennen.

Immerhin müssen wir, wenn wir von Einzelheiten absehen und uns erinnern, daß nicht nur die römische Kirche Andersdenkende verunglimpft hat, zugestehen, daß das Bild, das von Luther gegeben wird, wenn es auch nicht den ganzen Luther erkennen läßt, noch wohltuend wirkt gegenüber den Zerrbildern, denen man sonst wohl, und zwar nicht bloß bei Katholiken (vgl. Scherr u. a.), begegnet.

Verschiedenen Schriften Luthers, vor allem seiner Bibelüber-

setzung und seiner sprachschöpferischen Bedeutung, versagt Verf. seine Anerkennung nicht. Auch entschuldigt er manche Derbheiten damit, daß jenes Zeitalter anders darüber geurteilt habe als wir. Was das protestantische Kirchenlied betrifft, so hätte etwas genauer zwischen Bekenntnis- und Erbauungslied unterschieden werden können.

In bezug auf die Ausstattung des Buches kann nur wiederholt werden, daß dieselbe den höchsten Anforderungen, die an die moderne Bibliographie gestellt werden können, entspricht. Die zahlreichen Reproduktionen der wichtigsten Schriftdenkmäler sind mit großem Verständnis ausgewählt und technisch mustergültig. Von den Beilagen erwähne ich: Einzug Christi in Jerusalem aus der Otfriedhandschrift, ein handschriftliches Bruchstück aus Uhlands „Ernst Herzog von Schwaben", die farbigen Tafeln Neidhardt von Reuenthal und Walther von der Vogelweide, beide aus der großen Heidelberger Liederhandschrift, eine farbige Reproduktion einer Seite aus der Wenzelbibel, eine Seite aus Notkers Übersetzung der Psalmen usw. Die Initialen zu Beginn eines jeden Abschnittes sind nach berühmten Originalen geschnitten (S. 512 ein A aus der Lutherbibel), wodurch dem Buche eine hohe kulturgeschichtliche Bedeutung verliehen wird; erhalten wir doch dadurch ein Bild der mittelalterlichen mönchischen Kunstübung. Nehmen wir alles in allem, so bietet das vorliegende Werk eine große Fülle des Anregenden und Belehrenden, selbst in den Partieen, denen gegenüber wir uns ablehnend verhalten mußten. Wir sehen deshalb mit wachsendem Interesse seinem Fortgange entgegen.

Blankenburg a. H. R. Wagenführ.

H. v. Kleists Werke. Im Verein mit Georg Minde-Pouet und Reinhold Steig herausgegeben von Erich Schmidt. Dritter Band, bearbeitet von Erich Schmidt. Leipzig und Wien o. J., Bibliographisches Institut. 441 S. 8. 2 M.

Der dritte Band der neuen mustergültigen Kleistausgabe enthält den „Prinzen von Homburg" und die Erzählungen. In der Einleitung zum Prinzen v. H. gibt der Herausgeber eine einfache, klare und ungekünstelte Analyse des Stückes nach seinen Hauptmotiven. Es ist sehr dankenswert, daß hier von berufenster Seite der Konflikt zwischen der Majestät des Gesetzes und der Willkür des Subjektivismus und dessen höherer Ausgleich als der einzig richtige Leitgedanke erwiesen wird, mit Bezugnahme auf Wilhelm Grimms Worte: „Ich habe niemals schöner die Macht des Gesetzes und die Anerkennung des Höheren, vor dem auch das Gesetz zerfällt, dargestellt gefunden". Die romantischen Bestandteile werden in ihrer Bedeutung für das Ganze lehrreich gewürdigt, aber die Szene der unwürdigen Verzweiflung des Prinzen wird trotz aller Rechtfertigungsversuche aus psychologischen Erfahrungen heraus den Charakter des Übertriebenen und des Er-

gebnisses einer abstrakten Reflexion nicht verlieren. Es ist und bleibt im Charakter des Helden ein völlig unerwartet auftretendes, störendes Element, dem wir nur durch die theoretische Erwägung nahekommen: Ja, das kann wohl vorkommen. Darin liegt das Urteil über die Szene. Nicht was vorkommen kann, soll uns der Dichter geben, sondern was unter den gegebenen Umständen eintreten muß. Man merkt gar zu deutlich: Kleist hat hier in rein theoretischer Erwägung daran erinnern wollen, daß das abstrakte stoische Heldentum meist konstruiert ist und daß Todesfurcht etwas rein Menschliches und Natürliches sei. Die romantische Vertiefung in psychologische Unberechenbarkeiten bestärkte ihn darin.

Die Erzählungen haben eine gemeinsame Einleitung erhalten, in der die Kleistsche Erzählungskunst und Eigenart gewürdigt und die Motive der Erzählungen unter allgemeinere Gesichtspunkte gebracht werden. Quellen werden nur für Kohlhaas und die Marquise nachgewiesen. Die Anmerkungen hinten geben in bekanntem Reichtum die literarischen Beziehungen. Die Lesarten zu allen Werken sollen im vierten Bande folgen.

Berlin. Gotthold Boetticher.

Friedrich Blatz, Neuhochdeutsche Schulgrammatik für höhere Lehranstalten. Siebente Auflage, neu bearbeitet von Eugen Stulz. Karlsruhe 1905, J. Langs Buchhandlung. VIII u. 272 S. 8. geb. 2,50 *M.*

Für diejenigen, die das Buch in seiner bisherigen Gestalt nicht genauer kennen, — und Referent kann nicht leugnen, zu ihnen zu gehören — hat die Verlagsbuchhandlung in einer Beischrift die Richtung angedeutet, in der seine Umarbeitung erfolgt ist. Diese ist insofern eine nicht unwesentliche, als ihm ein zweiter Teil vollständig neu hinzugefügt wurde, der auf die phonetischen Übungen abzielt, die, wie in den fremden Sprachen, so auch im deutschsprachlichen Unterrichte mehr und mehr ins Auge zu fassen seien. Aus diesem Grunde sind auch „erläuternde Abbildungen zur Lautbildung“ auf besonderen Tafeln am Schlusse des Buches beigegeben worden. Notwendige Voraussetzung wäre dabei zunächst, daß dem deutschen Unterrichte auch für die höheren Schulen die Zeit zur Verfügung gestellt sei, deren es bedarf, um mit Schülern ein 16 Bogen starkes Lehrbuch der Muttersprache wirklich durchzuarbeiten. Aber Herausgeber wie Verleger unterlassen nicht, uns dahin aufzuklären, daß das Buch nicht bloß ein Schulbuch, sondern ein Hilfsmittel für alle die sein soll, die sich über Fragen der deutschen Grammatik Rats erholen wollen. Was über die Zwecke der Schule hinausgeht, ist in besondere Anmerkungen gebracht worden, die für weiter Interessierte recht beachtenswert sind. Diesen gibt das Vorwort auch die wissenschaftlichen Werke (Paul, Behaghel, Waag) an, die der

Bearbeiter vornehmlich benutzt hat. Eingehende Wort- und Sachverzeichnisse stellen sich in den Dienst derer, denen nicht in der Schule selbst jede bedeutsamere Einzelheit vorgeführt werden kann.

Was insonderheit die Aussprache betrifft, so ist als Norm für sie überall auf die Bühnensprache verwiesen, für die im April 1898 durch eine Vertretung tüchtiger Sprachforscher und Schauspieler eine Einigung erzielt ist. Wer sich des näheren darüber unterrichten will, wird aufgefordert, die Ergebnisse der Beratung dem Buche von Prof. Dr. Siebs, Deutsche Bühnenaussprache (Köln 1898, Ahn) zu entnehmen. So erfahren wir, daß danach z. B. Monat mit kurzem a, mit langem a dagegen Magdeburg, Arzt und Gas, mit kurzem e zwar Erzbischof, aber mit langem e Erz, mit langem i zwar Vierteil (wie auch vielleicht), mit kurzem i dagegen Viertel, vierzehn, vierzig, mit kurzem o Herzog, mit langem o Obacht und beobachten, mit kurzem u zur, mit langem u Bruch (Sumpfland), Schub, mit langem ö Böschung, rösten, mit kurzem ü gebürtig, mit langem ü Brüche [Mehrzahl von (welchem?) Bruch] zu sprechen seien, während z. B. für Ost und Osten die Aussprache freigegeben wird. Das offene lange e wird dem ä gleichgesetzt, so daß säen in ungekünstelter Aussprache wie sehen, Wert wie währt, Segen wie sägen laute, während geschlossenes langes e mit langem ä nicht vermengt werden dürfe: redlich — rätlich. Ich bin überzeugt, daß hier nicht jeder geneigt ist mitzutun, möchte aber gleichwohl noch auf die Regeln für die Aussprache der Konsonanten in § 287 kurz hinweisen. Hier wird das Zungenspitzen-r der Bühne von dem Zäpfchen-r der Umgangssprache unterschieden und vor der Aussprache wachten (statt warten), Ka(r)lsruhe, Vate(r) gewarnt. Nicht wanken, sondern wangken sei zu sprechen, und wiederum nicht lank, Hoffnunk, wie im Norden häufig geschehe, wobei der gutturale Nasal vernachlässigt werde. Im Silbenauslaut sei zwar auch g = k, aber die Endung ig stets = ich (freudich, Könich, Könichs — dagegen Könige mit stimmhaftem Verschlußlaut). Daß man mundartlich im Norden jejangen sagt, ist mir bekannt, nicht aber, daß man Jujend zu hören bekomme. Aus der Anmerkung zu 2 wird nicht deutlich, wo man in Deutschland neben lejen die Aussprache Juchend, eichen (= eigen) für gut befindet. Vor dem mundartlichen Tach und Jachd soll man sich hüten. Bei den Reibelauten verlangt, so werden wir belehrt, die Bühne inlautendes w in Namen wie Evers, Dove, dagegen Villingen und Vilmar, Bremer- und Wilhelmshaven mit f, auch lehnt sie sich gegen die ortsübliche Aussprache Hannofer (statt mit w), sowie auch gegen schfarz auf. Zugleich erfahren wir in der nicht uninteressanten Zusammenstellung von dem mundartlichen mir = wir und werden darauf hingewiesen, daß man in Ober- und Mitteldeutschland zwar s und ss scharf sondere (Rose — Rosse), aber weiches und hartes s

nicht unterscheide in weisen — weißen, niesen — genießen. Nebenbei gesagt gibt es Gegenden, wo in Orchester nicht gewöhnlich ch (statt k) gesprochen wird (§ 288 — ebenda sollte der Schüler erfahren, für welches s das c in Sauce und Police steht).

Daß ein Abschnitt am Schlusse des Buches überhaupt über die deutschen Mundarten kurze Aufklärung gibt, ist zu billigen; ebenso führen besondere Artikel in den Lautwandel [Veränderung der Vokale und Konsonanten (Lautverschiebungen), Vernersches Gesetz nebst grammatischem Wechsel, Assimilation, Konsonantenschwund], in die geschichtliche Entwickelung der deutschen Sprache nebst Fremd- und Lehnwort und in den Bedeutungswandel (engeren und weiteren Bedeutungsumfang, Bildlichkeit der Rede und damit Zusammenhängendes, Einfluß der Kulturverhältnisse auf die Sprache) so weit ein, wie es der Schüler oder der nicht fachmännisch Gebildete gebrauchen kann.

Im ersten Teile des Buches ist es ein glücklicher Gedanke, daß zu lebendigerer Gestaltung der allein immer noch 100 Seiten umfassenden Wortlehre, und um keine Zersplitterung des Stoffes eintreten zu lassen, vielfach schon in ihr auf die Verwendung der Wortarten im Satze Rücksicht genommen wird, und auch damit wird man einverstanden sein, daß wegen des fremdsprachlichen Unterrichts neben den deutschen mehr und mehr eingebürgerten Fachausdrücken die üblichen lateinischen Bezeichnungen beibehalten sind. Im einzelnen ist mancherlei, was als des Lobes wert hervorzuheben wäre oder was umgekehrt nicht jeder sich wird zu eigen machen wollen. Daß sich in der Satzlehre eine gewisse Einwirkung der Kernschen Reformvorschläge bemerkbar macht, wird niemand verdrießen. Wenn aber z. B. in der Lautlehre vorgeschrieben wird, gib der Schreibung gemäß als kurze Silbe anzusehen, so ist dem gegenüber geltend zu machen, daß eine selbst offiziell angeordnete Schreibung jedenfalls nicht die Aussprache kann regeln wollen; andernfalls würden diejenigen recht behalten, die bei sp und st das (mit Recht) gesprochene sch glauben verpönen zu dürfen. Oder was soll es sonst in § 9 bedeuten, wenn da und gib als kurze Silben bezeichnet werden? § 23 geht die Frau im Singular nach der starken, daher das Substantiv rücksichtlich seiner Gesamtbildung (§ 28) nach der gemischten Deklination. Und doch wird gerade auch für dieses Wort S. 21 Anm. auf die alte, schwache Singulardeklination hingewiesen. Die Feminina sind eben heute im Sing. charakterlos. Stehen S. 26 Otto von Bismarcks Reden wirklich neben den Reden Ottos von Bismarck? Die äußere Stellung des Adelsnamens ist hier doch kaum der entscheidende Gesichtspunkt. Soll man (ebenda) Schüler die einzige Tochter Karl des Kühnen und die Siege Friedrich des Großen sagen lassen? § 36 wird die Form: Selig sind, die reines Herzens sind, als zulässig

erachtet, weil es sich um einen überlieferten Ausdruck handele, während uns § 182 Anm. 2 der Satz entgegentritt: Reinsten Herzens, so tat ich den Schritt. Wir haben doch aber nirgends ein Recht dazu, ein Zitat abzuändern. Redewendungen wie: Da wuchsen hohe Bäume. Was für? und: Du hast Wein getrunken. Was für? (§ 69, 4 Anm. 1) sind mir nicht geläufig. § 29, 5 nebst Anm. erfahren wir, daß zwar Million, Milliarde, Talent „Fremdwörter" seien, nicht aber Kilogramm und Meter! § 72 lesen wir: Bei ziellosen oder intransitiv gebrauchten Verben „geht" die Tätigkeit... auf einen im Genetiv, Dativ oder Präpositionalkasus stehenden Gegenstand „über". Also was immerhin übergeht, ist intransitiv und gar ziellos?! Dazu vergleiche man § 148, 1: Das Dativobjekt bezeichnet eine Person oder Sache, der sich die Tätigkeit des Verbs zuwendet, „ohne auf dieselbe (warum nicht: auf sie? — s. § 67, 4 Anm.) überzugehen". Nach der schlechten Fassung der Regel müßte sich sogar, genau besehen, die Tätigkeit des Verbs einer Handlung zuwenden! Die beiden zitierten Stellen stimmen also nicht miteinander überein. Zudem heißt es weiter: Daher steht das Dativobjekt in entfernterer Beziehung zum Verb als das Akkusativ- oder Genetivobjekt. Hiernach müßte auch das letztere „übergehenden" Verben zukommen, die man doch aber in solchem Falle nicht „transitiv" nennt. Es hilft nichts: transire heißt nun einmal übergehen, und ein intransitives Verb geht (angeblich!) nicht über. Und bezeichnet der Dativ den „Richtungspunkt", wie kann man dann die ihn regierenden Verben als „ziellos" behandeln! Hier muß seitens des Herausgebers gründlich aufgeräumt werden. Daß „betragen" (S. 57) nur reflexiv vorkommen könne, ist eine irrige Behauptung; denn es kann z. B. eine Rechnung fünfzehn Pfennig betragen (vgl. S. 23 Z. 14 v. o.). Was heißt (§ 104 Schluß), zu beachten sei: wegen Umbau des Hauses und: wegen des Heeres harten Kämpfen? Soll das eine Empfehlung oder eine Warnung sein? § 111 heißen die Empfindungswörter Zwischenwürfe, weil sie ... dem Satze vorausgehen oder folgen. Sonderbar! Wenngleich § 145, 3 die Umwandlung ins Passiv bei den reflexiv gebrauchten Verben als selten hingestellt wird, so verlangt man doch jedenfalls nach einem Beispiele dafür. S. 143 Z. 13 v. o. könnte das für die aufgestellte Regel gebrachte Beispiel zu der Auffassung führen, die Wortstellung: Wir haben den Gefangenen dem Richter übergeben sei abzuweisen. Auch kann „als Ersatz des Passivs" (§ 184 Anm.) unmöglich das Pronomen man dienen. Welche Fassung der Regel in einem sonst so besonnenen Buche! § 228 halte ich es nicht für empfehlenswert, den Schüler auch den seinem Hauptsatze folgenden Nebensatz Nachsatz nennen zu lassen. Dieser Ausdruck bleibt besser dem Hauptsatze vorbehalten, der hinter seinem Nebensatze steht.

Die vorgebrachten Bemängelungen sollen natürlich das Gute

nicht verdunkeln, das man in dem Buche auf Schritt und Tritt wahrnimmt. Recht brauchbar ist z. B. die Darlegung über die deutsche Schrift und das deutsche Alphabet (§ 12. 13). Daß bei concretis (§ 18) Gegenstände auch bloß dem Glauben nach als wirklich vorhanden angenommen werden können, wird mit Recht betont, und auch manches andere läßt erkennen, daß das Buch auf Unterrichtserfahrungen beruht. Damit hängt auch eine wohltuende Vorsicht zusammen, mit der in zweifelhaften Fällen die Entscheidungen getroffen werden. „Derselbe" soll, wie schon erwähnt, „tunlichst" gemieden werden, und das Relativ welcher wird § 68 nicht in heißsporniger Weise verpönt. S. 65 werden die neuerdings erscheinenden Bildungen: frägst, frug usw. im Vergleich zu den schwachen Formen lediglich als weniger gut bezeichnet. Die verschiedenen Arten des Pleonasmus § 182 Anm. 2 (Otfridscher, Homerischer, Klopstockscher Pl.) sind sehr übersichtlich geordnet. So könnte noch manches mit Lob hervorgehoben werden.

Auch durch Druck und Ausstattung gewinnen wir einen günstigen Eindruck von dem Buche. In nur geheftetem Zustande ist es freilich nicht zu gebrauchen; aber Schüler pflegt man ja so wie so zur Benutzung gebundener Exemplare der vorgeschriebenen Lehrbücher zu verpflichten. Auch vorliegende Schulgrammatik ist in solidem Einbande zu haben. Sollten mit dem dafür angesetzten Preise sonst schon genug belastete Familienväter nicht einverstanden sein, so mögen sie sich auch hier mit dem Gedanken an das non scholae, sed vitae im Interesse ihrer strebsamen Söhne trösten. Diese selbst können mit der ihnen gebotenen Gabe sehr zufrieden sein.

Pankow b. Berlin. Paul Wetzel.

Sinngedichte und Epigramme von Friedrich von Logau. Zusammengestellt und mit einer Vorbemerkung versehen von Pfarrer Todt. Mit einem handschriftlichen Albumblatt des Dichters. No. 1897. 1898 der Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes. Halle a. S. Verlag von Otto Hendel. 104 S. 8. geh. 0,50 *M*. geb. 0,75 *M*.

Im Juni 1904 waren 300 Jahre seit der Geburt Friedrich von Logaus verflossen, in diesem Jahre (26. Juli 1905) ein Vierteljahrtausend seit seinem Tode. Es hieße Eulen nach Athen tragen, die Verdienste dieses zweifellos bedeutendsten Epigrammatisten unserer Literatur hier des längeren zu erörtern; kein Geringerer als Lessing hat sie in den Literaturbriefen 36 und 43 klar und treffend gewürdigt und im Verein mit Ramler durch eine Ausgabe der Logauschen Sinngedichte (Auswahl in 12 Büchern mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters. Leipzig 1759, 2. Auflage 1791) den damals schon fast ganz in Vergessenheit geratenen Poeten dem literarischen Publikum von neuem als

das unübertroffene Beispiel eines Epigrammendichters hingestellt und zur Nachahmung empfohlen. Im 19. Jahrhundert hat vor allem Eitner durch die vollständige Ausgabe der Sinngedichte (Stuttgart 1873, Lit. Verein Bd. 113), der eine Auswahl (Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts Band 3, Leipzig 1868) vorangegangen war, und Simrock durch seine Ausgabe (1874) das Interesse für den Dichter wachgehalten. Ihm in den weitesten Kreisen des Volkes, auch in den Schulen, neue Freunde zu gewinnen, ist die Ausgabe von Todt bestimmt, die gerade 250 Jahre nach dem Tode Logaus im Juli 1905 als Doppelbändchen der verdienstvollen Hendelschen Bibliothek der Gesamtliteratur erschienen ist. Naturgemäß hat sich der Herausgeber auf eine Auswahl der Sinngedichte und Epigramme beschränkt (die Gesamtausgabe von 1644 enthielt 3553 Nummern); denn gerade bei Logau findet sich ähnlich wie bei Rückert in der ungeheuren Masse seiner Gedichte neben wahren poetischen Perlen auch viel Minderwertiges. Schon Lessing nahm nur etwa ein Drittel in seine Auswahl auf, indem er ein Neuntel für vortrefflich, ein Neuntel für gut und ein Neuntel für erträglich erklärte. Noch kleiner ist die Auswahl Todts, sie enthält nur 681 Epigramme, darunter wohl alle, die Lessing für „vortrefflich" gehalten hat. Man kann sich mit der von dem Herausgeber getroffenen Wahl im großen und ganzen wohl einverstanden erklären; auch die Einteilung und Anordnung nach gewissen Gesichtspunkten unter einzelne Rubriken ist durchaus zu billigen, weil gerade so die charakteristischen Eigenheiten des Dichters und seiner Gedichte klarer und deutlicher zu Tage treten. Wir lernen in ihm einen Mann von tiefem Gemüt und hohem sittlichen Adel kennen, der freilich durch die Zeitereignisse — sein ganzes Leben fällt ja in die traurigsten Tage der deutschen Geschichte, in die unselige Zeit des Dreißigjährigen Krieges — und durch allerlei persönliches Mißgeschick schwermütig und pessimistisch gestimmt war. Geduld und Hoffnung auf eine bessere Zukunft halten ihn allein aufrecht. Wahrheitsliebe, tiefe Religiosität und starkes Gottvertrauen, Bescheidenheit und werktätige Nächstenliebe sind seine hervorstechendsten Charakterzüge. Das Hofleben, die schrecklichen Zustände im Vaterlande, die Unsittlichkeit, die Charakterfehler ganzer Stände und einzelner Personen (Juristen und Ärzte, Geizhälse und Schlemmer), die herrschende ausländische Kleidertracht und andere öffentliche Mißstände sind es in erster Reihe, welche seine Satire trifft. Mutatis mutandis paßt vieles auf Auswüchse unseres heutigen sozialen Lebens, so z. B. wenn er das törichte Nachäffen französischen Wesens aufs schärfste tadelt; heute sind es die Engländer, die wir in ihren Sitten und ihrer Kleidung zu kopieren suchen. Vers und Sprache zeigen Opitzens Einfluß; die Form ist das Epigramm. Man hat über die Genesis und eigentliche Bedeutung dieser Dichtungsart viel

gestritten, heute dürfte man darüber einig sein. Ursprünglich in der Form von Distichen als Aufschrift auf Grabmäler (ἐ. ἐπιτύμβια) oder Weihgeschenke (ἐ. ἀναθηματικά) verwandt und meist nützliche Lehren enthaltend (ἐ. ἐπιδεικτικά), erweiterte sich der Begriff allmählich auch auf spielend verfaßte Distichen von anderem, z. B. erotischem und scherzhaftem Inhalt, wie die Sammlung der Epigramme in der griechischen Anthologie beweist. Schon im 4. Jahrhundert waren die erotischen und sympotischen Spielereien (παίγνια) an der Tagesordnung, am Anfange des 3. Jahrunderts v. Chr. wurde der Name ἐπίγραμμα üblich; noch im Laufe desselben Jahrhunderts fand dann eine Vermischung des Epigramms mit der Elegie, der gnomischen wie der erotischen und sympotischen, statt. So entstanden kleine Erzählungen als Belege für Sinnsprüche, auch fand das Epigramm Verwendung für Stimmungsbilder und Gelegenheitsgedichte überhaupt. Verfolgen wir die Entwicklung dieser vielseitigen Dichtungsart weiter, so stellt sich heraus, daß allmählich die Form eines Geschichtchens mit beabsichtigter Pointe überwiegt; vorzugsweise sind es kleine Scherz- und Spottgedichte (ἐ. σκωπτικά). Das Wesentliche am Epigramm ist abgesehen von der Kürze, daß es aus Erwartung und Aufschluß besteht. Sie zerlegen sich alle, wie Lessing in seinen zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten sagt, von selbst in zwei Stücke, in deren einem unsere Aufmerksamkeit auf irgendeinen besonderen Vorwurf regegemacht, unsere Neugierde nach irgendeinem einzelnen Gegenstande gereizt wird, während in deren anderem unsere Aufmerksamkeit ihr Ziel, unsere Neugierde einen Aufschluß findet.

Je nach dem Charakter überwiegt bei den einzelnen Epigrammendichtern des Altertums und der Neuzeit bald diese bald jene Nuance. Bei Logau sind wohl die meisten der oben genannten Abarten vertreten, selbst eine Reihe von Grabschriften (die ursprünglichste Form) sind in dem corpus seiner Epigramme enthalten (bei Todt Nr. 400--406).

In textkritischer Hinsicht ist über die neueste Ausgabe des Dichters wenig zu sagen. Nr. 10, Z. 3 sollte wohl ein Komma vor dem Relativsatz stehen, desgl. Nr. 99, Z. 2; Nr. 369, Z. 2; ebenso Nr. 387, Z. 1 vor und zwischen den beiden Hauptsätzen. Nr. 454, betitelt „Rechtkundige", schreibt Todt folgendermaßen:

Juristen sind wie Schuster, die zerren mit den Zähnen
Das Leder; sie die Rechte, daß sie sich müssen dehnen.

Es ist wohl besser, folgendermaßen zu schreiben:

Juristen sind wie Schuster: die zerren mit den Zähnen
Das Leder; sie die Rechte, daß sie sich müssen dehnen.

Das unterscheidende Moment beider Stände tritt so weit deutlicher hervor.

Der Herausgeber hat die eigentliche Epigrammensammlung

mit einer Vorbemerkung versehen (S. 3—8), die nicht ganz einwandsfrei ist. Sie schildert fast ausschließlich die äußeren Lebensschicksale des Dichters, soviel und sowenig davon bekannt ist. Seine literarische Bedeutung, sein Fortleben und die besondere Dichtungsart, in der er schrieb, das Epigramm, bleiben unberücksichtigt; ein kurzer Hinweis auf Lessing (S. 7) ist alles, was wir davon hören. Dabei ist T. ein Versehen untergelaufen. Logau gab seine Sammlung „Deutscher Sinn-Getichte Drey Tausend" unter dem Namen Salomon von Golaw heraus; es ist dies kein eigentliches Pseudonym, sondern ein Anagramm, d. h. eine Versetzung der Buchstaben seines eigenen Namens (Golaw—Logau). Bekanntlich war das 16. und 17. Jahrhundert das goldene Zeitalter des Anagramms. Besonders störend wirken aber die falschen Zitate der einzelnen Epigramme in dem kleinen Aufsatz. Sie differieren meist um 10 von der wirklichen Nummer. Es ist dieser sonderbare Fehler wohl nur so zu erklären, daß in dem Manuskript des Herausgebers 10 Nummern mehr (also 691 Epigramme) enthalten waren und dieser danach zitiert hat. Es ist demgemäß folgendermaßen zu verbessern: Seite 5, Z. 29. 30 Nr. 642; vgl. auch 406; Z. 35 Nr. 534, 540 u. a.; letzte Zeile Nr. 658, 659; S. 6, Z. 22 Nr. 643; Z. 27 Nr. 628, 632, 638, 644, 646; S. 7, Z. 22 Nr. 658—681; Z. 32 Nr. 428—513; S. 8, Z. 5 vgl. Nr. 572—657.

Sieht man von diesen wenigen und geringfügigen Mängeln ab, kann die Auswahl Todts zur ersten Orientierung über Logau und seine Sinngedichte auch Schülern warm empfohlen werden.

Lyck Ostpr. Richard Berndt.

---

1) F. Teetz, Aufgaben aus deutschen epischen und lyrischen Gedichten. X. Bändchen: Aufgaben aus Goethes Gedankenlyrik. Leipzig 1905, Engelmann. VII u. 151 S. 8. kart. 1,20 *M*.

An dem neuen Buche von Teetz werden alle die, welche von der Notwendigkeit einer mehr künstlerischen Erziehung unserer Jugend überzeugt sind, ihre helle Freude haben. Betrachtet man die Heinze-Schröderschen und die Teetzschen Bücher von dem Standpunkte aus, auf den ich mich bei ihrer Besprechung stets gestellt habe, daß man in ihnen nicht den bezahlten Führer sieht bei der Suche nach einem passenden Aufsatzthema, sondern vor allem den treuen Berater bei der Vorbereitung der Erklärung unserer deutschen Dichterwerke, und schlägt zum Vergleiche die vor noch zwei Jahrzehnten üblichen Erläuterungen nach, so wird man den großen Fortschritt nicht verkennen, den die Erklärung deutscher Dichterwerke erst unbewußt, in den letzten Jahren bewußt nach der Seite der künstlerischen Erläuterung gemacht hat. So hat denn bei dem vorliegenden Buche Teetz die geistvolle Schrift Litzmanns „Goethes Lyrik, Erläuterungen nach künstlerischen Gesichtspunkten" vielfache Anregung geboten, und der Be-

nutzer wird ihm das Lob nicht versagen, daß er in der Gliederung der Gedichte meist ganz neue Wege gegangen ist. Selbstverständlich hat er auch neben Litzmann die sonstigen Erklärer Goethes eingehend berücksichtigt, ich vermisse nur Anthes, der mit seiner trefflichen Schrift „Dichter und Schulmeister" herangezogen zu werden verdient hätte. Verwunderlich ist es auch, daß unter „Biographien" zwar die von Schäfer und Menge genannt werden, aber die von Bielschowsky fehlt trotz des hervorragenden Kapitels — II, 365 flgd. —, das sich mit Goethe als Lyriker befaßt. Behandelt werden folgende 20 Gedichte: 1. Der Wanderer. — 2. Mahomets Gesang. — 3. Adler und Taube. — 4. Prometheus. — 5. Ganymed. — 6. An Schwager Kronos. — 7. Seefahrt. — 8. Grenzen der Menschheit. — 9. Harzreise im Winter. — 10. An den Mond. — 11. Gesang der Geister über den Wassern. — 12. Das Göttliche. — 13. Meine Göttin. — 14. Die Nektartropfen. — 15. Ilmenau. — 16. Zueignung. — 17. Amor als Landschaftsmaler. — 18. Euphrosyne. — 19. Dauer im Wechsel. — 20. Epilog zu Schillers Glocke. Die Aufgaben sind den Anforderungen, die man auf der obersten Stufe an die Schüler stellen kann und muß, entsprechend; die Gliederung ist meist scharf und geschickt. — Von Kleinigkeiten, die mir aufgefallen sind, hebe ich folgende hervor: S. 139, 1 muß statt des Nominativs „Maria Paulowna" der Genitiv stehen; S. 134, 2 a. E. würde es wohl besser heißen: „sie hatte damals noch nicht ihr 19. Lebensjahr vollendet" vergl. S. 126, 4 v. u. Eine sparsamere Verwendung der Fremdwörter würde ich begrüßen: die Begriffe von Potenz, Folie, prägnant, Prinzip lassen sich deutsch ebensogut ausdrücken. — Das in gewissenhafter Arbeit mit liebevollem Eingehen auf den Dichter verfaßte Buch sei den Fachgenossen warm empfohlen!

2) **Aufgaben aus klassischen Dramen, Epen und Romanen.** Zusammengestellt von **Heinze** und **Schröder**. XXII. Bändchen: **Aufgaben aus Shakespeares „König Lear" und „Kaufmann von Venedig".** Zusammengestellt von **Heinze**. Leipzig 1904, Engelmann. IV u. 61 S. 8. kart. 0,80 *M*.

„Neulich fiel mir ein Buch in die Hand, darin ein fleißiger Mann ich glaube achtzig verschiedene aus der „Jungfrau von Orleans" herausgezogene Aufsatzthemen der deutschen Schule zum Gebrauch vorlegte. Achtzig Themen aus einem Drama! Es können aber auch einhundertundachtzig gewesen sein. Ich habe in tödlichem Erschrecken das Buch gleich wiederweggelegt, daher weiß ich es nicht mehr genau. Aber achtzig waren es sicher. Das ist der Literaturaufsatz in seiner Blüte". So beginnt Anthes — „Der papierne Drache" S. 48 — das Kapitel seines anregenden und frisch geschriebenen Büchelchens, in dem er dem Literaturaufsatz „Krieg, Krieg bis aufs Messer" erklärt und unter das der Verleger, damit der Leser ja nicht an der Begierde zweifelt, mit der man dem biederen deutschen Literaturaufsatz nach dem Leben stellt,

den Kopf eines blutdürstigen Tigers hat drucken lassen. „Friede soll erst sein, wenn das letzte Buch aus der Schule verschwunden ist, das Themen aus einer Dichtung zieht". — Wäre diese Ansicht des sonst trefflichen Anthes weit verbreitet, so könnte man dem Verleger Engelmann für die Heinze-Schröder-Teetzschen Bücher nur den einen Rat geben: „Einstampfen!" Es wird sich vielleicht an anderem Orte Gelegenheit bieten, auf die, ich wiederhole es, anregenden Gedanken, die Anthes in dem oben angegebenen Buche niedergelegt hat, einzugehen, hier sei nur so viel gesagt, daß der Literaturaufsatz nie aus der Schule verschwinden wird und aus den verschiedensten Gründen nicht verschwinden darf. Solange er aber bleibt, werden Bücher, wie das vorliegende, das, wie seine Vorgänger, mit peinlicher Sorgfalt gearbeitet ist, großen Nutzen stiften. Heinze bietet zu „König Lear" 16 ausgearbeitete Aufgaben und stellt außerdem 192 zur Auswahl; 10 ausgearbeitete Dispositionen entnehmen ihren Stoff dem „Kaufmann von Venedig" und außerdem 87 zur Auswahl dargebotene Themen. Der Unterricht namentlich am Realgymnasium wird sich des Buches mit Vorteil bedienen.

3) Friedrich von Schiller, Wilhelm Tell. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Paul Strzemcha. Mit 2 Abbildungen und einem Kärtchen. Dritte Auflage. Leipzig 1905, G. Freytag. 144 S. 8. geb. 0,75 *M.*

Die Notwendigkeit, die 3. Auflage erscheinen zu lassen, beweist die Brauchbarkeit des Buches. Die Einrichtung der Freytagschen Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht ist bekannt. Die Anmerkungen der vorliegenden Tellausgabe geben nur das Notwendigste für das Verständnis, ohne der Arbeit des Lehrers vorzugreifen. Ausstattung und Druck sind tadellos.

Schleiz (Reuß). Walther Böhme.

A. Chudzinski, Staatseinrichtungen des römischen Kaiserreichs in gemeinfaßlicher Darstellung. Gütersloh 1905, C. Bertelsmann. XII u. 176 S. 8. 2 *M.* (Gymnasial-Bibliothek, herausgegeben von Hugo Hoffmann, 39. Heft.)

Überblickt man das auf dem Umschlag beigegebene Verzeichnis der bisher erschienenen Hefte der Gymnasial-Bibliothek, so ist es doch auffallend, daß erst ein Heft, das elfte, Ithaka von Menge, eine zweite Auflage erreicht hat. Das ist zu bedauern; denn wenn die Arbeiten auch sehr verschieden an Wert sind, so ist doch viel Gutes darunter, dem man weitere Verbreitung wünschen möchte. Zu diesen verdienstvollen Leistungen gehören auch Chudzinskis Staatseinrichtungen des römischen Kaiserreichs. Das Buch steht von vorn herein auf einem andern Standpunkt, als ihn sonst die Gymnasialbibliothek einnimmt. Sonst war immer der Zweck, dem Schüler zu dienen, wenn man auch schon öfter das Gefühl hatte, der Verfasser denke mehr an Lehrer; dies ist

ausgesprochenerweise auf die Bedürfnisse der Lehrer berechnet. Im Vorwort wird das näher begründet. Man habe die ungeheure Bedeutung der Kaiserzeit in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr erkannt, besonders seit dem Erscheinen von Mommsens 5. Bande; man habe begriffen, daß sie nicht „die Zeit der tiefsten Erniedrigung der Menschheit und zügellosesten Willkür entmenschter Tyrannen" ist, daß „weder die Zeiten der römischen Republik so ideal, noch auch die Kaiserzeiten so trostlos waren, wie man allgemein angenommen hatte", daß wir noch heute in mancher Beziehung unbewußt in dem fußen, was das Kaisertum an Organisationsarbeit geleistet hat. Deshalb sei es Wunsch der Lehrerschaft und der Lehrpläne, daß die Zeit mehr berücksichtigt werde. Dem stehe eine große Schwierigkeit entgegen, weil wir im Unterricht für diesen Abschnitt der Geschichte nur wenig Stunden zur Verfügung haben. Auch sei zwar Belehrung über den äußeren Gang der Ereignisse in dem ersten besten Geschichtsbuche zu finden, für Privataltertümer gebe Friedländers bekanntes Werk dem Leser genügende Auskunft; aber für die innerpolitischen Verhältnisse, „auf die im Tacitus beinahe in jedem Kapitel Bezug genommen wird, muß er zu dem zehnbändigen Marquardt-Mommsenschen Handbuch der römischen Altertümer greifen", was dann seine großen Schwierigkeiten habe. Das alles also hat Chudzinski auf den Gedanken gebracht, „von den Staatsaltertümern des römischen Kaiserreichs alles, was bei der lateinischen Lektüre auf der Prima unseres humanistischen Gymnasiums irgendwie in Betracht kommen kann," kurz zusammenzufassen. Denn die Horaz- und namentlich die Tacituslektüre biete reichliche Gelegenheit, daß der Lateinlehrer dem Geschichtslehrer in die Hand arbeite. — Das sind des Verfassers leitende Gedanken. Wie viel sich davon verwirklichen läßt, das kann nur die Erfahrung lehren. Man wird doch die Lektüre nicht allzusehr mit staatsrechtlichen Erörterungen belasten können; da muß meist eine ganz kurze Andeutung genügen, weil man eben vorwärtskommen will, und weil es nicht angeht, das dichterische Interesse bei Horaz und das menschliche bei Tacitus zu ersticken. Und überhaupt, man redet ja viel von stärkerer Berücksichtigung der Kaiserzeit; in der Praxis der Schule wird es, abgesehen von der Tacituslektüre, doch immer bei einem kurzen Überblick von wenigen Stunden bleiben, der mehr ehrenhalber eingeschoben wird. Was da aufzutischen ist, das ist doch mehr ein Gericht für Männer oder Studenten als für Schüler. Die Jahrhunderte der Kaiser bedeuten für die Geschichte das leise, langsame Hervorkommen von Knospen und Keimen, wie es der Herbst und Winter bringt, unmerkbare Änderungen, die dann in einem neuen Völkerfrühling zur Entfaltung kommen sollen. Sonst sehen wir Verfall und Müdigkeit. Der römische Adel hat auch in der republikanischen Zeit sich schwere Schuld aufgeladen. Aber wir erleben da doch die großen Entscheidungen, wir werden an-

gezogen durch starke Männer der Tat, durch Herrennaturen, die bei allen Fehlern unsere Bewunderung erregen. In der Kaiserzeit treten an ihre Stelle matte Persönlichkeiten oder ordinäre Machthaber, Karikaturen von Herrenmenschen. Daneben dann das stille friedliche Leben, das Bestreben, Erworbenes zu schützen und zu erhalten, eine gute rechtliche Verwaltung. Das alles hat Anziehungskraft für den tiefer blickenden gereiften Mann, es bleibt naturgemäß dem Gymnasiasten fern.

An sich aber ist die Zusammenstellung höchst dankenswert und in der Anlage praktisch und übersichtlich. Seite für Seite zeigt sich die Rücksicht auf die Schule darin, daß auf Stellen der beiden Schriftsteller hingewiesen wird, bei deren Lektüre der Stoff verarbeitet werden soll, und am Schluß des Ganzen, S. 171, sind alle diese Stellen noch einmal in einem Verzeichnis vereint. Daß man sich in der Darstellung leicht zurecht findet, dafür sorgt zunächst das sehr eingehende Inhaltsverzeichnis S. IX—XI, das fast Seite für Seite berücksichtigt; ferner ist im Text bei jedem kleinen Abschnitt, auch fast Seite für Seite, in fetten Lettern eine Überschrift gegeben; und endlich folgt S. 173—176 ein Wort- und Sachregister. Und diese große Sorgfalt ist nicht überflüssig; bei der ungeheuren Fülle des Stoffes bedarf es solcher Hilfen. Ja das Wort- und Sachregister könnte noch eingehender sein; z. B. fehlt darin das öfter erwähnte und S. 94 ausführlicher besprochene Vigintivirat. (Auffallenderweise finden sich in diesem Register auch Druckfehler, von denen sonst das Buch fast ganz rein ist; so in den Zahlen: bona damnatorum und caduca 159 statt 153; Rekuperatoren 108 statt 106, 133 statt 134.) Lästig sind mehrfach im Text Verweisungen auf „oben“ und „unten“, weil sie oft langes Suchen veranlassen. Von den quaestores arcarii ist S. 94 als von etwas Bekanntem die Rede; was aber arca ist, wird erst S. 157 erklärt, und darauf verweist weder das Inhaltsverzeichnis noch das Register.

Der Verfasser sagt ja im Vorwort sehr richtig, daß manches damals Geschaffene bis in unsere Zeit fortwirkt. Im Text finden sich nicht eben viele Hinweise darauf. Über die Bezeichnung des Kaisers als princeps ist S. 19 bemerkt: er „war, wie dies ja schon sein Name besagt, nur der Erste unter ihr“, der Bürgerschaft, und S. 44 heißt es, daß der „Ehrenobmann“ des ganzen Ritterstandes „der ursprünglich durch Akklamation der Ritter, später vom Kaiser ernannte princeps iuventutis war, regelmäßig einer von den Prinzen des kaiserlichen Hauses, oft der mutmaßliche Nachfolger“ (Tac. a. XII, 41). Es fehlt aber ein Urteil des Verfassers darüber, woher denn unser deutsches Wort Prinz stammt, ob von jenem oder diesem Gebrauche des lateinischen princeps. — Das Vorwort sagt S. VI verheißungsvoll: „Auch das Christentum, der zweite mitbestimmende Faktor unseres heutigen Lebens, hat im wesentlichen seine Ausgestaltung in der Kaiserzeit unter

der Einwirkung ihrer sozialen und kulturellen Verhältnisse erhalten"; nachher ist nicht wieder davon die Rede, und doch hatte auch der Staat mit ihm sich vielfach auseinanderzusetzen. — Der Titel ist in seiner Fassung zu allgemein; das Buch berührt nur die Verhältnisse bis zur Einrichtung der unbeschränkten Monarchie durch Diokletian. Das ist sachlich wohl berechtigt, weil sonst der Umfang zu sehr angeschwollen wäre; auch deshalb, weil bei einer Darstellung dieser späten Zeit die Verwendbarkeit für die lateinische Lektüre der Prima ganz wegfallen würde. Aber andererseits ist es zu beklagen, weil für den Lehrer eine so gute und bei aller Genauigkeit kurze Schilderung jener eigentümlichen Verhältnisse sehr erwünscht wäre, um gelegentlich im Unterricht auch darauf einen Blick werfen zu können. Vielleicht entschließt sich der Verfasser, darüber in einem besonderen Hefte der Gymnasialbibliothek zu handeln.

Aber das sind Wünsche über Wünsche. Die Hauptsache bleibt: die Arbeit ist vortrefflich, und jeder Lehrer, der sie benutzt, wird dem Verfasser dankbar sein, daß er ihm Ergebnisse der Forschung, die sonst so schwer zugänglich sind, bequem zurecht gelegt hat, und er wird Gelegenheit genug finden, das Gebotene zu benutzen.

Neustrelitz. Th. Becker.

Ciceros rhetorische Schriften. Auswahl für den Schulgebrauch von Wilhelm Reeb. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. Text 1904, XV. u. 226 S. kl. 8. geb. 1,80 ℳ. Kommentar 1905, 80 S. kl. 8. geb. 0,90 ℳ.

Mit Beifall ist es zu begrüßen, daß die neuen preußischen Lehrpläne Ciceros rhetorische Schriften wieder als Lesestoff der Prima zugeteilt haben; denn gerade sie zeigen uns im Verein mit den philosophischen Werken am deutlichsten Ciceros wahre Größe und packen — die richtige Auswahl und Art der Behandlung vorausgesetzt — auch den Schüler erfahrungsgemäß mehr als die Reden, die durch ihre Übertreibungen, die Unwichtigkeit vieler darin vorkommenden Personen und die Schwierigkeit, sie mit dem übrigen Unterricht in organische Verbindung zu bringen, die Schüler oft mehr langweilen als anregen. Neben die anderen Ausgaben, die mehr oder weniger für Schulzwecke berechnet sind, tritt nun auch die Auswahl aus Ciceros rhetorischen Schriften von W. Reeb auf den Plan, deren Hauptwert mir darin zu liegen scheint, daß sie durch eine reichlichere Auswahl den Lehrer instand setzt, den Zwecken seines Unterrichts entsprechend selbst noch auszuscheiden, und den Schüler durch einen Kommentar zur häuslichen selbständigen Vorbereitung befähigt.

Dem Texte vorausgeschickt ist eine Einleitung (9 Seiten), die alles zunächst Wissenswerte über den Schriftsteller und seine Entwicklung, die Geschichte und das Wesen der Rhetorik sowie

über Ciceros rhetorische Schriften in knappster Fassung bringt, gewissermaßen als Gerippe, das der Unterricht des Lehrers mit Fleisch und Blut ausstatten soll. Wohl kann man über die Grenzen dessen, was in eine solche Einleitung gehört, verschiedener Meinung sein; aber darüber sind wohl alle Pädagogen einig, daß nur so viel als Einleitung gegeben werden soll, als unbedingt nötig ist. Denn das Werk des Schriftstellers selbst soll in dem Mittelpunkte stehen, alles andere darf nur dazu dienen, recht schnell in das Verständnis des Schriftstellers einzuführen (vgl. Matthias, Prakt. Pädagogik S. 52; Dettweiler, Lateinisch in Baumeisters Handbuch III 223 u. 227; Dettweiler, Griechisch ebenda IV 78: „Lange Einleitungen in die Schriftsteller sind zu verwerfen"). In dieser Beziehung möchte ich Reebs Einleitung, wenn sie auch an einigen Stellen etwas ausführlicher sein könnte, doch der Weißenfelsschen von 122 Seiten unbedingt vorziehen. Denn so dankenswert dessen Ausführungen für die Vorbereitung des Lehrers, der in diesem Gebiete vielleicht weniger eingehende Studien gemacht hat, auch sein mögen, für den Schüler bieten sie m. E. viel zu viel. Alle diese Dinge müssen in dem Unterricht selbst aus dem Texte herausgearbeitet oder zum Verständnis des Textes hinzugefügt werden.

Reebs Auswahl ist mit richtigem Gefühl und Verständnis für die Bedürfnisse der Schule getroffen. Anzuerkennen ist auch, daß das erste Buch de oratore fast ganz Aufnahme gefunden hat, um dem Schüler eine Vorstellung von der schriftstellerischen Gesamtleistung Ciceros zu geben. Die Abschnitte sind durch häufige Absätze angedeutet; die Bildung der zusammenfassenden Überschriften ist mit Recht dem Unterrichte überlassen, ebenso die inhaltliche Durcharbeitung. So wird der Schüler durchweg zu selbständigem Denken veranlaßt, und der Lehrer kann zur Erklärung des Textes noch viel beitragen.

Was der Schüler zur häuslichen Vorbereitung wirklich nötig hat, sei es grammatischer, stilistischer oder erklärender Art, gibt in wohltuender Kürze der als zweiter Band beigegebene Kommentar. Er erspart das gerade bei inhaltlich schwierigen Ausführungen meistenteils unfruchtbare Lexikonwälzen und bewahrt den Schüler vor den gefährlichen Eselsbrücken. Im einzelnen hätte vielleicht manches nicht gleich in fertiger Übersetzung gegeben werden sollen; so hätte S. 14 zu 30, 134 die Bemerkung „Hendiadys" den Schüler von selbst auf die richtige Übersetzung gebracht; aber auch hier ist das Maß des Notwendigen oft schwer zu beurteilen.

Das Verzeichnis der Eigennamen geht in seiner Ausführlichkeit über die Bedürfnisse des Durchschnittsprimaners etwas hinaus. Trotzdem wird meines Erachtens in der WS. f. klass. Phil. 1905 Nr. 17 gar zu schroff geurteilt, wenn dieser in vielen Ausgaben (z. B. in der von Piderit) beobachtete Brauch als Zeichen geis-

tigen Tiefstandes der Schüler angesehen wird. Der Schüler schlägt — wenn er es überhaupt tut — in einem solchen Verzeichnis doch nur dann nach, wenn ihm der Zusammenhang der Stelle nicht sofort klar zeigt, welche Person mit dem Namen gemeint ist.

Für den Gebrauch der Schüler können wir die Reebsche Ausgabe, die auch die Tätigkeit des Lehrers zu ihrem vollen Rechte kommen läßt, nur aufs wärmste empfehlen.

Mainz. J. Köhm.

Holzweißig, Übungsbuch für den Unterricht im Lateinischen. Kursus der Obersekunda und Prima. Hannover 1905, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel. XII u. 342 S. 8. geb. 3 M.

Obwohl es nicht an lateinischen Übungsbüchern für die oberen Klassen der Gymnasien, die den Grundsätzen der neuen Lehrpläne entsprechen, fehlt, sind doch neue Vorlagen zum Übersetzen ins Lateinische noch immer willkommen; denn die alten werden allmählich verbraucht, und ein Wechsel ist von Zeit zu Zeit notwendig. So ist auch das vorliegende Übungsbuch für den lateinischen Unterricht in der O II und I willkommen zu heißen. Es bietet zunächst auf S. 1—93 Einzelsätze zur Einübung bestimmter stilistischer Eigentümlichkeiten, die in einem Anhang in 111 Paragraphen geschickt zusammengestellt sind. Sodann folgen größere zusammenhängende Stücke, deren Inhalt der römischen Geschichte und Literatur entnommen ist, und zwar 1. das Wachsen des römischen Freistaates bis zur Erlangung der Herrschaft über Mittel- und Unteritalien; 2. der Kampf Roms mit Karthago; 3. die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft bei den Römern; 4. über die Entwicklung der römischen Literatur. Die griechische Literatur und Kunst werden mit Recht, wie mir scheint, nur in soweit berücksichtigt, als sich ihr Einfluß auf die römische Welt geltend macht. Die Stücke sind ihrem Inhalt nach wohl geeignet, den Schüler in die Geschichte und das Geistesleben der Römer einzuführen. Die rein geschichtlichen Stoffe sind für die O II, die kulturgeschichtlichen für die I bestimmt, während die Einzelsätze nebenher Verwendung finden sollen. Sie schließen sich nicht an die Lektüre an; aber wenn der Inhalt auch völlig frei gestaltet ist, so liegt der Text doch sprachlich durchaus innerhalb des von den Schülern beherrschten Kreises von Worten und Wendungen. Auch sind die deutschen Sätze der Vorlagen so gestaltet, daß echt lateinische Perioden herauskommen. Ein Wörterverzeichnis zu den 262 einzelnen Stücken schließt das Buch ab.

Es würde sich für eine neue Auflage empfehlen, die Vokabeln nicht nach den einzelnen Paragraphen zu ordnen, sondern zu einer kleinen alphabetischen Phraseologie zu vereinigen. Die jetzige Anordnung führt zu lästigen Wiederholungen; so findet sich

'Alleinherrschaft' mehrfach, und während als Vokabel zuerst nur *dominatus* angegeben wird, kommen später die üblicheren Ausdrücke *dominatio* und *principatus* hinzu. — Auch 'jemanden im Triumph aufführen' wird öfter angegeben; hier steht neben dem weniger zu empfehlenden *aliquem ducere in triumpho* (zweimal auf S. 336!) das bessere *aliquem ducere per triumphum* auf S. 331. — § 3 *compotatio* für 'Gelage' ist wohl nur eine etymologische Nachbildung des griechischen *συμπόσιον*; der übliche lateinische Ausdruck dafür ist *convivium*; vgl. Cic. Cato de sen. 13, 45. — Für *breviter exponere aliquid* (§ 5) 'eine kurze Darstellung geben von etwas' wäre wohl *explicare* besser gewesen; *exponere* heißt mehr 'vortragen, mitteilen'; vgl. Cic. Brut. 164. — Statt *praeterfluere urbem* (§ 8) ist in dem Sinne 'vorbeifließen an' *praefluere urbem* die üblichere Wendung. — Ist (§ 9) *a partibus Lacedaemoniorum stare* gutes Latein? Man sagt wohl *ab aliquo stare*, aber nicht so gut *a partibus alicuius stare*. — *Interdicere et imperare, ne* (§ 85) können nicht 'etwas aufs gemessenste befehlen' bedeuten; es muß natürlich 'verbieten' heißen. — Für *vectigalium exactio* (§ 120) ist 'Steuerzahlung' kein glücklicher Ausdruck. — *Mare mediterraneum* (§ 142) entspricht nicht unserem 'Mittelländischen Meer' (im Text steht 'Mittelmeer'). Wie soll übrigens 'Mittelitalien' übersetzt werden? — Für 'offene Reede' (§ 147) war *statio* der üblichere Ausdruck. — Warum wird für 'Schlupfwinkel' § 58 *latebra* angegeben, § 149 hingegen *latebrae*? — 'Eine entscheidende Schlacht liefern' (§ 166) hätte gut durch *decertare* wiedergegeben werden können. — *Mollis* (§ 167) heißt natürlich nicht 'reich', sondern 'weich'. — Warum wird zu 'ein Amt niederlegen' (§ 169) nicht *magistratum deponere* mitangegeben? — Heißt *causas agere* (§ 244) 'Prozesse entscheiden'? — Warum wird (§ 247) für 'etwas betrachten' *iudicare rem* empfohlen? — Für 'der Fluß rauscht' (§ 249) wäre wohl *flumen obstrepit* der gewähltere Ausdruck gewesen.

Unter den stilistischen Eigentümlichkeiten hätte für 'bewundert werden' (§ 74) *admirationem habere* vor *admirationi esse* den Vorzug verdient; auch konnte hier für 'angegriffen werden' neben *impetus fit in aliquem* auch *peti* erwähnt werden. Sagte man (§ 88) *qua re facta* 'hierauf' statt quo *facto*?

Druckfehler sind selten; s. S. 119 *connubium*; S. 329 *insultum*; S. 338 *tessara*; S. 339 Rythmus.

Das Buch, das offenbar aus langjähriger Praxis erwachsen ist und überall den bewährten Schulmann und trefflichen Kenner des Lateinischen verrät, wird sich die ihm gebührende Stelle neben den älteren Hilfsmitteln für den lateinischen Unterricht erobern.

Berlin. K. P. Schulze.

Christian Ostermanns lateinisches Übungsbuch. Erster Teil: Sexta. Ausgabe C, bearbeitet von H. J. Müller und G. Michaelis. Leipzig und Berlin 1905, B. G. Teubner. 192 S. 8. geb. 1,80 ℳ.

Der soeben erschienene, für die Sexta bestimmte erste Teil der Ausgabe C des allbekannten Ostermannschen Übungsbuches — der Quintateil soll spätestens in Jahresfrist vorliegen — entspricht langgehegten und sicher berechtigten Wünschen einer großen Anzahl von Lateinlehrern nicht allein mehrerer Anstalten der Rheinlande, wie die Vorrede sagt, sondern gewiß vieler Schulen des deutschen Vaterlandes. Er ist dazu bestimmt und dafür geeignet, den lateinischen Anfangsunterricht in Sexta in neue Bahnen zu lenken. Die Erlernung der Deklination im Sommer-, der Konjugation im Wintersemester des Schuljahres wurde von nicht wenigen als ein Übelstand im Lateinunterricht dieser Klasse angesehen; sie führte oft dahin, daß viele Schüler und darunter auch solche, die nach Quinta versetzt wurden, zwar die Deklination beherrschten, in der Flexion des Verbs dagegen nicht die genügende Sicherheit erlangt hatten. Einsichtige Lehrer suchten diesen Mißstand dadurch zu beseitigen oder zu mildern, daß sie bereits im Sommerhalbjahr die 1. Konjugation mit den Schülern durchnahmen, um auf dieser Grundlage im Winter weiter bauen zu können. Freilich war und blieb dieses Mittel nur ein Notbehelf: über ein mechanisches Einüben der Formen kam man dabei nie hinaus. Ein tieferes Verständnis der Natur des Verbs und seiner Bedeutung für den Satzbau konnte nicht erreicht werden, da die Einrichtung des Übungsbuches ein solches erschwerte. Die neue Ausgabe des Ostermann, und das ist ihr Hauptverdienst, bringt nun eine andere Einteilung und Anordnung des Lehrstoffs. Der Lateinunterricht soll fortan mit dem Verb beginnen, einmal aus den oben angeführten äußeren Gründen, vor allem aber, weil das Verb die Seele des Satzkörpers bildet. Die Rektionsverhältnisse des Nomens und Verbs werden in organische Verbindung gesetzt, ihre Erlernung soll fortan nicht mehr getrennt geschehen, der innere Zusammenhang dieser beiden wichtigsten Bestandteile jedes Satzes soll künftig auch bei Erlernung der Fremdsprache gewahrt bleiben. Demgemäß werden die erste Konjugation und das Zeitwort *esse* zusammen mit der 1. 2. 4. und 5. Deklination behandelt, und zwar das Aktiv mit der 1. und 2., das Passiv mit der 4. und 5. Deklination. Es folgt die Erlernung der 2. Konjugation, die den Schülern auf diese Weise wohl gar keine Schwierigkeiten machen wird. Das dürfte etwa das Pensum des Sommersemesters sein. Im Winter werden sodann die 3. Deklination, die Komparation der Adjektiva, die Pronomina, die 4. Konjugation und die Zahlwörter behandelt werden; das ganze Pensum schließt mit der Erlernung der schwierigen 3. Konjugation, wobei zwischen Bildung der Stammformen und der vom Präsensstamm abgeleiteten Formen unter-

schieden wird. Dieser wichtige Abschnitt der Grammatik muß schon in Sexta zum festen geistigen Besitz der Schüler werden, wenn man auf der folgenden Klasse nennenswerte Erfolge erzielen will.

Abgesehen von der verschiedenen Einteilung der Pensen bietet das neue Übungsbuch auch sonst nicht zu unterschätzende Vorteile. War es bisher ein für den Lateinunterricht in Sexta wichtiger Grundsatz, schon die Nominal- und Verbalformen am Satze einzuüben, so gehen die Verfasser in dem neuen Lehrbuch noch einen Schritt weiter. In den Ausgaben A und B des Ostermann für Sexta wird daran festgehalten, daß dem Schüler zwar möglichst bald zusammenhängende Stücke vorgelegt werden sollen, aber nicht von vornherein, nicht ausschließlich, nicht eher, als bis er durch reichliche Übungen im Konstruieren sicher und fest geworden ist. In der Ausgabe C sind von den 88 Stücken des Buches alle bis auf 10 zusammenhängend. Auch was den Inhalt betrifft, haben die Verfasser einen glücklichen Griff getan; abgesehen von wenigen Stücken, welche Stoffe aus dem täglichen Leben behandeln, z. B. 4a *hortus avi*, 47 *de avibus*, 65 *colloquium* ist der Inhalt nur der alten Sage und Geschichte entnommen. Aus vollem Herzen wird jeder Freund der gymnasialen Bildung den Verfasser beistimmen, wenn sie sagen: „in diese können Schüler des Lateinischen nicht früh und gründlich genug eingeführt werden“. Zwar wird erst von Quarta ab durch regelmäßigen Unterricht in der Geschichte und erst von Tertia ab durch die Lektüre der antiken Schriftsteller der Sinn und das Verständnis fur die Geschichte und die Kultur, für die Mythologie und die Göttervorstellungen des Altertums geweckt, die Grundlage dazu muß aber bereits in Sexta und Quinta gelegt werden, und es gibt dazu augenblicklich kaum ein besseres Hilfsmittel als diese neue Ostermannausgabe.

Noch ein dritter Vorzug des neuen Lehrbuchs darf nicht übergangen werden. Bei seiner Benutzung wird die Methode des Unterrichts in den unteren Klassen eine andere werden müssen. Bisher galt dieser vielleicht mit Recht für eine besonders anstrengende und zugleich nicht besonders interessante Aufgabe, die meist jüngeren Lehrern übertragen wurde; künftig wird dieser Unterricht, legt man ihm den neuen Ostermann zugrunde, zu einer sehr anziehenden Lehraufgabe des Gymnasiums werden. Denn bisher bildete das Lehrbuch, wie in den meisten Unterrichtsfächern, so auch im Lateinischen in Sexta und Quinta ein Hindernis für den unmittelbaren Gedankenverkehr zwischen Lehrern und Schülern; es war gewissermaßen eine Scheidewand, die bei den Schülern die Freude und Lebhaftigkeit der Teilnahme am Unterrichte beeinträchtigte. Künftig werden beide, Lehrer und Schüler, sich von dem Übungsbuche, das nur den Lehr- und Repetitionsstoff bietet, unabhängiger machen können; der Schüler wird an

innerer Anschauung und an Fähigkeit, sich schnell, selbst in lateinischer Sprache, auszudrücken, gewinnen; die Freudigkeit und das Interesse der Lehrer am Unterricht wird, wenn er weniger an die Marschroute des Übungsbuches gebunden ist, höher werden. Schon bisher hatten manche Lehrer bereits in Sexta durch Stellen von Fragen in lateinischer Sprache im Anschluß an den Lesestoff des Übungsbuches, namentlich an die zusammenhängenden Stücke, die Scheu der Schüler vor dem selbständigen Gebrauch der Fremdsprache zu beseitigen gesucht; künftig wird jeder Lehrer den Unterrichtsstoff nach eigenem Gutdünken gestalten können.

Allerdings werden alle diese Wünsche und Hoffnungen sich nur unter zwei Bedingungen verwirklichen lassen: erstens muß der Lateinunterricht in Sexta stets in der Hand eines Fachmannes, d. h. eines geprüften Altphilologen, liegen, was heutzutage nicht immer der Fall ist. Mit Recht betonen die Herausgeber, daß die oben erwähnte Methode des sogenannten Operierens mit dem Stoff didaktische Fertigkeit, Regsamkeit und Erfindungskraft des Lehrers voraussetzt; nur wenn dieser gewissermaßen über dem Stoffe steht, kann ein frischer, fröhlicher Zug in den Betrieb des Lateinischen schon auf der Unterstufe kommen. Der zweite Punkt ist m. E. noch weit wichtiger. Auf den höheren Schulen im allgemeinen und auf den Gymnasien im besonderen ist das Schülermaterial oft derart, daß im Lateinischen trotz aller Bemühungen der Lehrer wegen der geringen Begabung der Schüler nicht einmal in Sexta das Endziel erreicht wird. Es ist in den letzten Jahren eher schlimmer als besser geworden. Auch in dieser Hinsicht kann die Ausgabe C des Ostermann eine Besserung herbeiführen, wenngleich man sich nicht allzu großen Hoffnungen hingeben darf. Das Lateinische hat auf den unteren Klassen auch die Aufgabe, festzustellen, ob ein Schüler für die Gymnasialstudien und damit für den Erwerb einer höheren Bildung überhaupt geeignet ist. Kein anderer Unterrichtsgegenstand, auch nicht das Französische, kann in derselben Weise diesen Zweck erfüllen. Die Kenntnisse im Lateinischen sind der Prüfstein, ob der betreffende Schüler überhaupt auf eine höhere Schule (Gymnasium, Realgymnasium) hingehört oder nicht. Nun stellt aber der Ostermann in der neuen Gestalt an die Schüler der untersten Stufe, wie die Verfasser selbst sagen, etwas größere Anforderungen als die bisher gebrauchten Ausgaben. Bei der Einführung von Ausgabe C müßte also bei der Versetzung und Aufnahme nach Sexta mit besonderer Sorgfalt verfahren werden, und es dürften nur solche Schüler in diese Klasse aufgenommen werden, deren geistiger Fassungskraft etwas mehr zugemutet werden darf. Ist diese Voraussetzung nicht vorhanden, dann bleibt man meiner Überzeugung nach besser bei dem alten Lehrbuch und der Methode des sogen. Einpaukens. Man wird bei weniger begabten Schülern auf diese Weise mehr erreichen als mit der Ausgabe C.

Das Buch enthält außer den lateinischen und deutschen Übungsstücken Wörterverzeichnisse (S. 96—163) und einen Abriß der Formenlehre, der ein unveränderter Abdruck aus der Ausgabe A des Übungsbuches ist. In dem Wörterverzeichnisse sind aus praktischen Gründen die Vokabeln ohne Rücksicht auf die grammatischen Kategorieen zunächst in der Reihenfolge angegeben, wie sie in den Übungsstücken selbst vorkommen; am Schluß jedes Abschnitts sind aber die bereits gelernten Wörter, alphabetisch und nach Kategorieen geordnet, noch einmal zusammengestellt. Denn die Erwerbung eines nicht zu kleinen und sicheren Vokabelschatzes gehört zu den wichtigsten Aufgaben des lateinischen Unterrichts der Unterstufe. Was den Vokabelschatz selbst betrifft, so sind darin allerdings mitunter Wörter enthalten, die in den bisherigen Ausgaben des Ostermann fehlen, wie z. B. *luscinia, fagus, cerasus, cerasum, sedulus, noctua, gena, caeruleus* u. a. Wenngleich sich manche davon nicht bei Nepos oder Cäsar finden, so schadet es nicht viel, wenn bereits Sextaner diese Wörter lernen; früher oder später begegnen sie ihnen doch. Auf ein Versehen auf S. 99 möchte ich übrigens aufmerksam machen: der Bär heißt *ursus*, der Auerochs *urus*, nicht umgekehrt. Auf S. 104 sind beide Wörter mit der richtigen Bedeutung versehen.

Möge das neue Lehrbuch überall Segen stiften und zur Förderung des lateinischen Unterrichts, der doch das Rückgrat des Gymnasiums bildet, in seiner Weise beitragen. Ganz besonderer Dank aber gebührt den beiden Verfassern für ihre unausgesetzten Bemühungen, den alten Ostermann den Forderungen der Neuzeit anzupassen. Auch bei ihnen bewahrheitet sich das Wort: „Jedes tiefere Nachdenken über jeden einzelnen Punkt der Didaktik treibt zu immer neuem Suchen und zu immer neuen praktischen Versuchen“.

Lyck Ostpr. Richard Berndt.

A. Walde, Lateinisches etymologisches Wörterbuch. Heidelberg 1905, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. Lieferung 1—5, *ā—mūs*, S. 1—400. 8. je 1,50 *M*.

Mehr als früher steht das Deutsche im Mittelpunkte auch des Gymnasialunterrichts. Die grundlegenden Sprach- und Denkgesetze zwar werden dem Schüler besser zuerst an dem strengen Aufbau des Lateinischen zum Bewußtsein gebracht. Aber dieselben Gesetze auch in der Muttersprache als wirksam zu erweisen, wird jeder Lehrer von Anfang an sowohl im lateinischen wie im deutschen Unterricht beflissen sein. Wie im lateinischen wird er auch im deutschen grammatischen Unterricht dem Schüler zeigen, wie aus Grundformen abgeleitete Bildungen entstehen. Tritt dann mit Quarta das Französische ein, so wird er, schon um die Aneignung der neuen schweren Wortformen zu erleichtern,

den Schüler auf die bereits bekannten stammverwandten lateinischen und deutschen Wörter hinweisen (z. B. auf *hêtre* = Heister = Buche). Der Schüler bekommt so eine erste Vorstellung davon, wie jüngere Sprachen nach bestimmten Gesetzen (*magister*, Meister, aber *maître*) eine ältere Sprache umbilden. Mit dem Griechischen wird der Tertianer geradezu darauf hingewiesen, über den Zusammenhang seines geliebten Mutterdeutschs mit den drei Fremdsprachen nachzudenken. Stammt „Tür" aus dem Griechischen wie *la porte* aus dem Lateinischen? Ist „Weich"-bild ebenso mit *vicus*, *οἶκος* verwandt wie „Wein" mit *vinum* und *οἶνος*? Aus Cäsar weiß er, daß die Germanen den Wein von den Römern und Kelten bezogen: haben sie auch die Bauart ihrer Gehöfte von auswärts übernommen? Der Schüler hört jetzt etwas davon, daß, von der späteren Entlehnung abgesehen, das Deutsche mit Latein und Griechisch urverwandt ist. In seinen Sprachunterricht ist ein neues Bildungsmittel eingeführt, die Lehre von der Entstehung der Sprachen, die Etymologie. — Die Etymologie für den altsprachlichen Unterricht fruchtbar zu machen. dafür fehlten bisher die passenden Hilfsmittel. Curtius und Vaniček sind keine Handbücher, sie sind zu umfangreich, zu teuer und auch zu alt (Vaniček von 1879 bzw. 1881). Da war es ein glücklicher Gedanke, daß die „Sammlung indogermanischer Lehrbücher herausgegeben von H. Hirt" neben der „I. Reihe, Grammatiken" eine „II. Reihe, Wörterbücher" eröffnete. Das „Lateinische etymologische Wörterbuch" bildet hier den ersten Band. Berechnet ist es auf 10 Lieferungen = 800 Seiten, in Subskription kostet es 15 *M*, später 20 *M*. Da es handschriftlich fertig ist und bis Ende Juli schon die Hälfte gedruckt war, wird es, wie der Verleger in Aussicht stellt, bis Ende 1905 abgeschlossen vorliegen. — Waldes Buch ist zunächst nicht für Sprachforscher bestimmt, es soll vielmehr als vergleichendes Wörterbuch dem Einzelphilologen den Weg weisen, wenn er von seinem besonderen Arbeitsfeld auf weitere Gebiete überzugreifen hat. Allerdings muß der Nichtlinguist sich erst mit der sprachvergleichenden Terminologie (z. B. cymr[isch], bret[onisch], corn[wallisch] usw.) bekannt machen. Ein Verzeichnis der Abkürzungen[1]) (auch der Druckwerke), ferner eine Erklärung weniger üblicher Druckzeichen soll (wie mir der Herr Verfasser schrieb) die Vorrede bringen, ebenso ausführliche Verzeichnisse aller nichtlateinischen Wörter, die im Buche genannt sind. Daß diese Nachlesen besser aus dem gedruckt vorliegenden Buche gezogen werden, ist zuzugeben. Die Vorrede wird sich auch über die Gesichtspunkte der Bearbeitung aussprechen. Brieflich sagt darüber Walde: Oberstes Gesetz ist die Heranziehung der nächstverwandten italischen Dialekte, des Oskischen, Umbrischen, Pä-

[1]) Ein „vorläufiges Verzeichnis häufigerer Abkürzungen" bringt von Lief. 4 ab die letzte Umschlagseite.

lignischen, Faliskischen usw., weiter der übrigen idg. Sprachen bis hinauf zum ai. (Altindischen). Letzteres ist im weitesten Maße ausgebeutet, nur war bei der klaren Durchsichtigkeit dieser Sprache die Nennung einer oder weniger Formen ausreichend zur Kennzeichnung der jedesmal zusammengehörigen ai. Wortsippe. Dagegen ist das Iranische wesentlich nur da stärker berücksichtigt, wo es Aufschlüsse gibt, die aus dem Indischen nicht zu holen sind. Beim Griechischen sind die zweifellosen Lehnwörter der klassischen Zeit ausgeschlossen, da ja die bekannten Arbeiten von Weise und von Saalfeld genügend darüber unterrichten. Berücksichtigt ist also nur der alte gräko-italische Bestand und das Zweifelhafte, außerdem von unzweifelhaften Lehnwörtern die, die eine sprachliche Besonderheit aufweisen. Eine Kennzeichnung des Alters der Entlehnungen ist nicht versucht; sie ging auch über den knappen Rahmen der W.schen Arbeit hinaus. Den breitesten Raum nehmen die keltischen, germanischen und slawischen Sprachzweige ein. Die Entlehnungen, z. B. die durch Cäsars Gallischen Krieg in Aufnahme gekommenen keltischen Bezeichnungen des Verkehrswesens, die ins Spätlatein eingedrungenen kriegerischen Ausdrücke der Germanen (z. B. *burgus*), sind kenntlich gemacht. Romanische Bildungen werden nur als Ersatz von fehlenden Einzelheiten des Lateins herangezogen (z. B. unter *crista*: „ĭ wegen italien. cresta"). Semitische Lehnwörter erscheinen vereinzelt (z. B. *agga* hebr. — *ebenus* und *ebur* ägypt. — *acerra* wird mit Acerrae in Kampanien zusammengebracht), ebenso etruskische (z. B. *fala*). — Die lateinischen Stammwörter werden gruppenweise besprochen, oder besser: es werden in demselben Zusammenhang nur die Hauptvertreter der einzelnen Wortverzweigungen erklärt; die leichtverständlichen Ableitungen fehlen. Komposita werden nur dann aufgeführt, wenn sie in derselben Zusammensetzung und Bedeutung in einer anderen idg. Sprache vorkommen oder wenn das Stammwort im Latein verschwunden ist (*com-perio* zu *peritus*), Ableitungen auch dann, wenn die Bildung undeutlich oder unsicher ist. — Das auf Hunderte von schwer zu erreichenden Veröffentlichungen verstreute sprachgeschichtliche Material hat W. mit der größten Sorgfalt und mit besonnenem Urteil gesichtet. In knappster Form gibt er zuerst das allgemein Anerkannte, dann bei Zweifelhaftem zunächst seine Ansicht, weiter die abgelehnten Ansichten anderer. Überall wird mit kurzen Zeichen, aber mit größter Genauigkeit auf die beste Quelle verwiesen. Vermißt habe ich unter den Quellenwerken Stowassers Lat.-deutsches Schulwörterbuch, während doch neben dem Thes. L. L. sogar der alte Georges zu Ehren kommt (z. B. unter *adminiculum*). Mit seinen vielen Einzelschriften wird Stowasser vielfach, bald zustimmend, bald ablehnend, angeführt. Etymologien, die nur das Schulwörterbuch hat, fehlen (z. B. *adminiculum, aemulus, aestimo, agnus* u. a.). Ganz besonders

ungern vermisse ich eine Beurteilung der Stowasserschen Etymologie von *domus* und *elementum*. — Daß ein Buch, welches die jahrzehntelangen sprachvergleichenden Arbeiten nach inzwischen schärfer festgelegten Gesichtspunkten zusammenfaßt, mit altgewohnten Vorstellungen aufräumt, nimmt nicht wunder. Die Konsuln sind nicht mehr (mit Mommsen) die „Zusammenspringenden", sondern die „Zusammensitzenden" (vgl. *praesidium*), der Verbannte ist nicht wie der griechische *ἐκπίπτων* der „Herausspringende", sondern der, der vom väterlichen Boden fort muß (*ex* und *solum*; vgl. Hor. carm. II 16, 18 ff.); *exsul* ist also gleichbedeutend mit *extorris* (von *terra*). Der Klient ist nicht mehr der „Hörige" (von *cluo*), sondern der Schutzverwandte (zu *κλίνω*), der Schüler nicht mehr der Lernende (von *disco*), sondern der Aufnehmende (*dis-cip-ulus*) im Gegensatz zum Vormachenden (*praeceptor*). *Crimen* ist nicht die zu beurteilende Tat (zu *κρίνω*), sondern das Geschrei (*κρίζω* „kreische"), das wegen einer Untat erhoben wird. Die Religion ist nicht, nach Cicero, ein Wiederlesen heiliger Bücher noch auch, nach der landläufigen theologischen Erklärung, eine Verbindung mit Gott (von *religare*), sondern wie *pietas* nur die „Gewissenhaftigkeit" (von *ἀλέγω*; vgl. *diligo, neglego*). Bei Horaz (carm. IV 4, 41) ist nicht mehr *adorea* (von *ador*), sondern *adoria* (= *gloria*) zu lesen. Alba Longa hat außer von der schimmernden Farbe der kalkgestrichenen Häuser seinen Namen auch von der Höhenlage (*alb* = hoch). — Diese wenigen Beispiele zeigen, welch ein Schatz von neuen, fruchtbaren Anregungen in dem anscheinend so trockenen Wörterbuche steckt. Das Waldesche Buch bezeichnet zweifellos nicht bloß einen Markstein der Sprachwissenschaft, da es die Ergebnisse vieler Jahrzehnte endlich einmal knapp zusammenfaßt, es verspricht auch, wenn es in dem bisherigen Sinne zu Ende geführt und vor allem wenn es durch ein entsprechendes griechisches Werk ergänzt wird, für den Altphilologen auf viele Jahre hinaus das standard work seiner etymologischen Wissenschaft zu werden.

Cöln. A. Chambalu.

Benseler-Kaegi, Griechisch-deutsches Schulwörterbuch. Zwölfte Auflage. Leipzig und Berlin 1904, B. G. Teubner. X u. 981 S. Lex.-8. 8 *M*.

Daß durch diese neue Auflage ein gutes Schulbuch besser geworden ist, weiß jeder, und es wäre zwecklos, ein Verzeichnis der diesmaligen Änderungen und Besserungen zu geben. Natürlich konnte Menges Wörterbuch, das schulmännische Erfahrung und unermüdlichen, glücklichen Eifer in seltener Weise vereinigt, nicht ohne Einwirkung auf die Gestaltung der neuen Auflage bleiben, und ebenso zwecklos wäre es, die Stellen, an welchen etwa dieser Einfluß bemerkbar, hier vorzuführen. Will man von einer *Ἔρις* sprechen, so ist es eine *ἀγαθὴ Ἔρις*, eine den Ver-

fassern und namentlich der Sache Gewinn bringende. Die Grundsätze, die Kaegi befolgt, sind bekannt; über einige Punkte, die mir bei einem Schulwörterbuch wichtig scheinen, habe ich bei anderer Gelegenheit im allgemeinen gesprochen; ich brauche dies hier nicht zu wiederholen, da hierüber und über einiges andere damit Verwandte die folgenden Bemerkungen zu einzelnen Artikeln genügend orientieren. Wenn ich die zahlreichen Vorzüge, die das Buch hat und jeder Benutzer kennt, hier nicht aufzähle, so wird niemand, am wenigsten der Verfasser, darin eine Minderschätzung des Werkes finden; wie hoch ich das Buch schätze, glaube ich am besten zu zeigen durch die Besprechung einer größeren Zahl von Stellen, die in einer neuen Auflage m. E. eine andere Behandlung finden könnten oder auch zu berichtigen sind.

1. Ist *ἐριούνης* wirklich kyprischen Ursprungs 'rasch laufend' (von *οὖνος*), so darf doch m. E. die auf *ὀνίνημι* gestützte Bedeutung nicht fehlen, auch nicht 'kriegerisch' bei *δαΐφρων* (mit Etymologie), nicht *ἀνόπαια* (neben *ἀνοπαῖα*) mit der Interpretation des Alexandriners. Man kann das Vermächtnis einer langjährigen Tradition berücksichtigen, ohne den wissenschaftlichen Charakter der Worterklärung zu beeinträchtigen. (Dieses Verfahren hat übrigens K. z. B. bei *μέροπες* und *Ἀργεϊφόντης* beobachtet.)

2. Kaum wird jemand 'schnellhufig' unter *μώνυξ* vermissen, eher unter *ἦνις* (neben *ἦνοψ*) 'glänzend'; bei *αὐλῶπις* fehlt vielleicht nicht ohne Grund 'mit Visierlöchern, mit Löchern zum Durchblick', aber die Angabe 'ein Helm mit einem Rohr für den Helmbusch' genügt (vom Sachlichen abgesehen) dem Schüler nicht, der zur Übersetzung für das griechische Epitheton ein deutsches braucht. — Unter *τανηλεγής* wird *ἀνηλεγής* kurz berührt; nach Bechtel ist neuerdings Blaß für *ἀνηλεγέος θανάτοιο* eingetreten (in den Odysseeinterpolationen); es könnte wohl unter A behandelt werden, da ihm die Schultexte vielleicht nicht verschlossen bleiben. — Für *τῇ δ' ἄπτερος ἔπλετο μῦθος* (*ἄπτερος* 'wohl beachtet, befolgt') fehlt die eine Auffassung: 'ein Wort der Erwiderung kam ihr nicht über die Lippen'; die Beachtung der zweifachen Interpretation war hier sicher mehr gerechtfertigt als für das Archilochische *ἐν δοκοῖσιν ἐχθρῶν πλησίον καταστάθείς* (wo die zweite Erklärung: '*δοκός* nach anderen der Speer' kaum Erwähnung verdiente). — B 356 *τείσασθαι δ' Ἑλένης* ist von K. in dem Sinne gefaßt, daß Nestor voll Teilnahme für Helena auf Reue und Sinnesänderung dieser hinweist; die alte Erklärung (*τιμωρίαν λαβεῖν ἀνθ' ὧν ἐστενάξαμεν καὶ ἐμεριμνήσαμεν περὶ Ἑλένης*) sollte berücksichtigt sein, selbst wenn Apollonios Dyskolos nicht für sie eingetreten wäre.

3. '*Πάτροκλος*, Genetiv auch *Πατροκλῆος*': Die Nominativform, zu der *Πατροκλῆος* gehört, fehlt im Wörterbuch, und doch findet sie sich bei Theokrit, in den Adoniazusen (*οὐ Πατροκλῆς*,

οὐ Πύρρος 140). — Das Adjektiv zu adverbialem *θαμινά*, die Singularform zu *κτέατα*, *ἀτασθαλίαι* werden als ungebräuchlich bezeichnet: adjektivisches *θαμιναί* gebraucht Callimachus (hymn. in Cer. 64), den Singular *κτέαρ* (der wegen der Nominativbildung erwähnt sein sollte) u. a. Quintus, *ἀτασθαλίῃ χρησάμενον* sogar Herodot. Es sind dies allerdings nur vereinzelte Fälle, aber gebraucht hat man die Formen; um so mehr befremdet, daß im Wörterbuch Formen, die sonst nie begegnen, angeführt sind: *ἠλός*, *ἐισος* 3. (auch mit diesem Akzent neben *ἐῖσος*), *ἴος*, *ἴα*, *ἴον* (wo außer dem Femininum nur das Neutrum im Dativ existiert), *ἀναδαίω* in der Bedeutung des Teilens wiederholt statt *ἀναδατέομαι* oder *ἀναδαίομαι*, da weder aktives Stammwort noch Kompositum die bezeichnete Bedeutung hat. — 'Episch und sp. *νίπτω*' (statt *νίζω*): bei Homer findet sich die Form *νίπτω* nicht, nur einmal das mediale Kompositum *ἀπονίπτομαι* (dazu die von Ludwich angeführte Konjektur *ἀπονίζομαι*). — Die Formen *καννaβίδα*, *καννάβιδα* auf 'hanfenes Kleid' zu beschränken, also für 'Hanf' nur *κάνναβιν* gelten zu lassen, ist eine müßige Distinktion und stimmt nicht mit dem Sprachgebrauch, z. B. hat Pausanias für 'Hanf' die viersilbige Form VI 26, 4 *τὴν μὲν δὴ καννaβίδα σπείρουσιν*. — Neben *λύτο* gibt das Wörterbuch *λῦτο* als gleichberechtigte Indikativform; diese erscheint einmal ausnahmsweise *Ω* 1 und Blaß beseitigt sie auch hier, mit Recht: kurz *υ* hat die Arsis des ersten Taktes wie kurz *ι* in *φίλε κασίγνητε*: wer hier *φῖλε* (wie Kaegi) gibt, sollte m. E. nicht *λῦτο* zulassen. — Zu epischem *ἴ(μ)μεναι* konnte auch *ἴμεναι* kommen (wie von *ι* und *ἴ* bei *ἴομεν* die Rede ist), zu *περιιτέον* auch *περιτέον*, da ja in dieser Auflage das Lesebuch von Wilamowitz Berücksichtigung findet (aus demselben Grund war, um dies hier zu erwähnen, *ἑκατοντάκις* aufzunehmen, zumal im Lesebuch aus Versehen *ἑκοντάκις μύριοι* 'eine Million' steht).

4. Zweckmäßig sind bei *κατά* die Formenreihen für Apokope und Assimilation, aber man vermißt entsprechende bei *ἀνά*: solche Übersichten erleichtern und sichern das Verständnis von Formen, die manchem Anfänger Schwierigkeiten bereiten. — Bei *παρέκ*, *παρέξ*, *πάρεξ* sollte eine Notiz über Wahl und Verwendung der einzelnen Formen belehren; mißverständlich ist '*ὑπέρ*, aus metrischen Gründen *ὑπείρ*' ohne Belehrung über den Ursprung der epischen Form (es bietet sich ja hier auch eine dem Schüler naheliegende Analogie in *εἰν ἐνί*). — Unstatthaft erscheint mir in einem Schulbuch die Kürze der Bezeichnung in *πετράεις* (*πετρήεις*) *-εσσα -εν* statt *πετρᾶεν* (*πετρῆεν*), fehlerhaft *βορέης*, *αο* und *εω* (statt *βορέω* oder *έαο* und *έω*), als ein Mangel, daß bei Adjektiven wie *εὐώδης*, *συνήθης*, *ἐξώλης*, *αὐθάδης* das Neutrum nicht angegeben ist: der Schüler ist hier auf das Raten angewiesen, denn nicht jede Schulgrammatik gibt für jeden Fall Auskunft. — Unter *ἄτεχνος* erscheinen die beiden Adverbien *ἀτέχνως* und

ἀτεχνῶς; der Betonung und Bedeutung wegen würde ich zwischen dem Adverb von *ἄτεχνος* und *ἀτεχνής* scheiden. — Man wundert sich wohl, daß Kaegi, der auf Orthographisches Gewicht legt, einmal '*νίσομαι*, gewöhnlich unrichtig *νίσσομαι*', dann einfach *προσνίσομαι* oder *-νίσσομαι*' schreibt; S. 125 steht *ἄσῳτος*, S. 870 (unter *σῴζω*) *ἄσωτος*, auf derselben Seite '*σῳστέον* und *σωστέον*', S. 871 nur *σωστέον*: das für die Schule praktische scheint einfaches *ἄσωτος* und *σῳστέον*.

5. Ins einzelne gehende Angaben über Literaturperiode und -gattung, über Autor und Stil vermag das Schulwörterbuch natürlich nicht zu bieten, doch scheidet es prosaischen und poetischen, klassischen und nachklassischen Sprachgebrauch, von dem Attischen das Jonische, Dorische, Äolische, bestimmt gelegentlich auch das der Lyrik, Bukolik, dem Drama Angehörige, meist in allgemeiner Bezeichnung, die manchmal nur das annähernd Treffende erreichen kann. Der attische Dativ von *κέρας* ist nicht *κέρᾰσι*, sondern *κέρᾱσι* (Aesch. fr. 185). — Daß bukolisches *καλιά* das *ι* kurz hat, konnte erwähnt werden, da sonst das Wort (z. B. bei Hesiod *καλιή*) mit lang *ι* erscheint; überflüssig aber sind wohl bei *πλευρόν* die Zusätze: 'ep. jon. poet. und spät.', die Form hat auch Xenophon, der freilich manches der Poesie entlehnt hat. — Die Partikel *δαί* auf das Attische zu beschränken ('*δαί* att. st. *δή*') ist gewagt wegen der bekannten Homerstellen (*α* 225, K 408), denen man es nicht entziehen wird. — *Μέχρι* 'erst später auch *μέχρις*': die älteste nachhomerische Dichtung, die der Schüler kennen lernt, beginnt mit '*μέχρις τεῦ κατάκεισθε*'; es genügt also *μέχρι*, *μέχρις*, dagegen konnte bei *πτέσθαι*, *πτάσθαι*, *πτῆναι* angedeutet werden, daß die 3 Infinitive nicht gleich ausgedehnte Verwendung fanden. — '*Σκύλλα*, bei Homer gewöhnlich *Σκύλλη*': Homer hat immer *Σκύλλη* und den entsprechenden Akkusativ *Σκύλλην*; unter *Πιερία* heißt es *Πιερικὴ πίσση* mit Bezug auf das von Herodot IV 195 Berichtete. Die Form *πίσση* existiert ebensowenig im Epischen und Ionischen bei Herodot als im Attischen: *μελάντερον ἠύτε πίσσα* heißt es *Δ* 277 und *ἀναφέρουσι τῇ μυρσίνῃ πίσσαν* Herod. IV 195 (der Genitiv *Πιερικῆς πίσσης* an derselben Herodotstelle gab wohl Veranlassung, daß auch Abichts Herodotindex die falsche Nominativform enthält).

6. Zwischen *ἀτέω* (diese ungebräuchliche Indikativform findet man S. 126 und 128) und *ἀτύζω* besteht nach K. trotz der Quantitätsverschiedenheit des *α* etymologische Verwandtschaft; aber dann ist *ἀτύζων* nicht bloß Intensivum zu *ἀτέων*, sondern in erster Linie Faktitivum 'betäubend, sinnbetörend: sinnbetört'. — Auch die neuste Auflage der Kühnerschen Grammatik gibt im Verbalverzeichnis fehlerhaft '*ῥυπᾶν* beschmutzen', richtig das Wörterbuch 'schmutzig sein'; aber ungenauer Weise wird in diesem auf das eine *ῥυπᾶν* außer den 'episch zerdehnten' Formen *ῥυπόω*, *ῥυπό-*

ωντα auch das passive Perfektum ῥερυπωμένα zurückgeführt. Es sind doch offenbar zwei Verba zu scheiden: intransitives ῥυπᾶν 'schmutzig sein' mit den homerischen Assimilationsformen und faktitives ῥυποῦν 'beschmutzen' mit dem Partizipium ῥερυπωμένα (daß diese Form den lenis, nicht asper hat, lehrt Herodian; die Bezeichnung 'zerdehnte Formen', die jetzt teilweise aus dem Gymnasium verbannt ist, verschwindet vielleicht auch künftig im Wörterbuch). — Den Verben ἀλέγειν und ἀλεγίζειν, die man vereinigen mag, darf ἀλεγύνειν nicht angeschlossen werden; zwar fehlt nicht die Wendung δαῖτα ἀλεγύνειν, aber vorangeht als eine für die 3 Verba gleichmäßig gültige Angabe: 'achtsam sein — Ehrfurcht haben vor jemand τινός'; wo hat ἀλεγύνειν diese Bedeutung und Konstruktion? — Wer ἄσμενος zu doppeltem Stichwort teilt, darf ἀκήριος bei offenbarer Verschiedenheit der Etymologie und Bedeutung (κήρ 'unverletzt', κῆρ 'entseelt') nicht ungetrennt lassen; noch auffälliger ist, daß bei völlig gleichem Verhältnis von Nomen und Verbum auf derselben Seite doppeltes δίαιτα, aber einfaches διαιτᾶν erscheint. — Τέτευχα ist als Perfekt zu τεύχω und zu τυγχάνω aufgefaßt, mit Recht, in der Bedeutung 'etwas erlangen τινός' erscheint es jedoch unter τεύχω (mit Hinweis auf τετύχηκα), merkwürdigerweise nicht unter τυγχάνω: wer möchte in dem Verse 'ἀρχῆς τετευχὼς ἴσθι καὶ τῆσδ' ἄξιος' das Partizipium von τεύχω ableiten?

7. Unter πᾶς stehen die verschiedenen davon gebildeten Adverbien; diese Vereinigung, die vielleicht manchem nicht zusagt, ermöglicht immerhin einen raschen Überblick über eine Reihe von Wortformen, die mit gleichem Stamm differierende Suffixe verbinden. Nur soll dann auch die verschiedene Bedeutung der Endungen nicht verwischt werden. Die Adverbien 'πανταχόθεν, πανταχοῖ, πάντοθεν überallher' bilden eine Gruppe unter πᾶς, eine weitere faßt 'πανταχόσε, πάντοσε, πάντοτε überallhin' zusammen, natürlich gehört πανταχοῖ (auf die Frage Wohin?) nicht zu πανταχόθεν, sondern zu πανταχόσε, und es ist verkehrt, temporales πάντοτε und πάντοσε zu identifizieren; es wird auf das Neue Testament verwiesen, allein Marc. 14, 7 (ὅταν θέλητε δύνασθε αὐτοῖς πάντοτε εὖ ποιῆσαι, Matth. 26, 11) hat πάντοτε die Bedeutung, die ihm zukommt und die es sonst hat. Daß sich πάντοτε 'jedesmal' zu πάντοσε 'überallhin' verhält wie ἄλλοτε zu ἄλλοσε, sollte der Schüler aus seinem Wörterbuch erfahren.

8. Von πόντος, ποντόθεν, πόντονδε bildet jedes einen besonderen Artikel, dagegen sind zu einem mit οἶκος die Formen οἴκοθεν, οἴκοι, οἴκαδε, οἶκόνδε vereinigt. Von ἀγχοῦ ist nicht nur ἀγχόθεν, und das mit Recht, getrennt, sondern auch ἄγχι, ἀγχόθι, ἄγχιστος, ἀγχότατα, von denen jedes für sich behandelt ist; andererseits erscheint unter νέος nicht nur νεόθεν, sondern auch das wesentlich verschiedene νειόθεν und νέωτα. Einen

Grund für dieses ungleichartige Verfahren wird man nicht leicht finden; doch ist die Inkonsequenz hier ohne Bedeutung, obwohl *νέωτα* wenigstens zu scheiden war. Verkehrt aber ist, wenn *τῆλε, τηλοῦ, τηλόθεν, τηλόθι, τηλόσε* nicht bloß in einem Artikel, sondern in einer Reihe zusammengefaßt sind. Zwar werden unter 2 und 3 Bedeutungen angegeben als den Formen *τηλόσε* und *τηλόθεν* 'insbesondere' zukommend; aber die erste und wichtigste Bedeutungsangabe umfaßt diese Wörter alle, sie ist mit der Logik schwer vereinbar, da sie nicht bloß den Stamm, sondern Stamm mit Endung betrifft und da die Suffixe von *τηλόθεν* und *τηλόσε* nie sich decken, immer gegensätzlich sind.

9. Im Wörterbuch steht *πῦρ πῠρός*, als ob man den Vokal in der zweisilbigen Form gleichmäßig lang und kurz gebraucht hätte; im Gegensatz zum zirkumflektierten Nominativ ist die regelmäßige Vokalkürze in den übrigen Kasusformen zu betonen; wenn der Genitiv von 'Feuer' zu sagen ist, soll der Schüler nicht 'Weizen' sagen. Zulässig wäre die Angabe 'mit schwankender Quantität des *υ*' bei *πλημυρίς*, es heißt im Wörterbuch: *πλημμυρίς* 'ep. *ῠ*, sonst *ῡ*'; Homer hat allerdings kurz *υ*, aber das spätere Epos auch *ῡ*, andererseits Bakchylides wieder *ῠ* (Apoll. Arg. II 578 *πλημῡρὶς παλίνορσος*, Bakch. fr. 37 *πλήμῠριν πόντου φυγών*). Kaegi schreibt *κῆρυξ*, *κῆρυξ* und *κήυξ*; es empfiehlt sich die einheitliche, mit Herodians Lehre übereinstimmende Schreibung *κῆρυξ*, *κῆυξ*; das *υ* ist hier (wie das *ι* von *φοῖνιξ*) kurz vor *ξ*, nicht bloß in den zweisilbigen Kasus (das gleiche gilt beim Verbum; mit Recht verlangt man also Soph. Ai. 1240 die Infinitivform *κηρύξαι*).

10. Da und dort vermißt man die Quantitätsbezeichnung. Wenn der Schüler *σῠ*, *τύ*, *τύνη* (dies ohne Längezeichen über *υ*), die Formen *ἰθῡνω*, Aor. *ἴθῡνα* (unter *εὐθύνω*) findet, so liest er nicht, wie er sollte, spondeisches *τῡνη*, sondern iambisches und wird annehmen, daß *ι* in *ἰθύνω* kurz ist, erst durch das Augment lang wird. — Neben *πενταπλήσιος* sollte *πενταπλάσιος* das Kürzezeichen über dem zweiten *α* haben, da der Schüler für ionisches *η* nicht attisches *ᾰ*, sondern *ᾱ* voraussetzt (bei *διπλάσιος* fehlt das Zeichen nicht). — Über dem *υ* hat das Nomen *ἀυτή* kein Quantitätszeichen (st. *ἀῡτή*), das zugehörige Verbum ein falsches Kürzezeichen (*ἀῠτέω* st. *ἀῡτέω*), nachher kommen die Formen '*αὔω* oder *ἀύω* (◡ – –)'; aber die dreisilbige Form mit der genauen Quantitätsbezeichnung ist ungriechisch.

Liest man S. 89 *ᾰ-πειρος ἡ* (Festland), so möchte man meinen, daß aus Versehen der Strich, der auf *ᾰ* gehört, nach *ᾰ* gesetzt wurde, wo er ungehörig ist; sicher sind es nicht beachtete Versehen des Setzers, auf denen an einigen Stellen auffällige Fehler der Quantitätsbezeichnung beruhen. So begegnet *λιπᾱρός* st. *λιπᾰρός*, *ἀρτῠνω* st. *ἀρτῡνω* (das vorhergehende *ἀρτῠω* paßt für Homer, nicht für das Attische, vgl. Eur. El. 422 *καὶ τᾶνδον*

ἐξάρτυε); in dem Wörterbuch findet der Schüler κιχάνομαι, βρύω, dagegen in seinem Homer *T* 289 νῦν δέ σε τεθνηῶτα κιχάνομαι, *P* 56 καί τε βρύει ἄνθεϊ λευκῷ. — Statt σκύτινος heißt es σκυτινος (trotz beigefügtem σκῦτος); daß es nicht τρίχινος (wie in der neuen und in der früheren Auflage steht), sondern τρίχινος heißt, bedarf keines Beleges, doch verweise ich auf Anth. Pal. VII 637, 2.

11. Zu konjunktivischem εὖτε ist bemerkt 'mit ἄν, einmal auch ohne ἄν'. Die merkwürdige Zahlangabe stammt wohl aus dem Homerwörterbuch und paßt für dieses (denn außer η 202 wird man nicht *B* 228 anführen, sondern hier εὖτ' ἄν πτολίεθρον ἕλωμεν gelten lassen); aber wie oft sich sonst bei Dichtern konjunktivisches εὖτε ohne ἄν findet, ist nicht so leicht zu sagen, aber auch völlig gleichgültig für das Wörterbuch. Die Konjunktion εὖτε schließt sich den andern temporalen an, die bei Dichtern von Homer an und bei Herodot im hypothetischen oder iterativen Temporalsatz den Konjunktiv ohne ἄν haben können. — Mit so spezieller Bemerkung kontrastieren allgemeine, unbestimmte Angaben wie ἀνέχεσθαι: 'τί oder τινός etwas (dulden)', als ob man hier Genitiv und Akkusativ gleichmäßig und ungefähr gleich oft gebraucht hätte. Der Genitiv kommt für die Schule fast nur verbunden mit dem Partizipium in Betracht; ohne ein solches ist dieser Kasus etwas Ungewöhnliches und verlangt eine Belegstelle mit Übersetzung, die das Eigentümliche der Rektion verständlich macht. — Für τοιγάρ (im W. steht aus Versehen τοίγαρ), τοιγαροῦν, τοιγάρτοι war die Stellung 'zu Anfang des Satzes' zu bezeichnen, da sich die Komposita in dieser Hinsicht von den Bestandteilen, auch von τοίνυν unterscheiden.

Verworren und nicht ganz korrekt ist das S. 582 über μὴ ὅτι 'nicht nur nicht, geschweige' Bemerkte, indem zwei verschiedene Fälle: μὴ ὅτι im ersten Glied 'nicht nur nicht' und zu Beginn des zweiten 'geschweige' zusammengefaßt sind. Wie kann bei dem letzteren von 'nachfolgender Negation' die Rede sein? 'Im ersten Glied μὴ ὅτι 1. nicht nur, 2. nicht nur nicht (mit folgendem ἀλλά, ἀλλὰ καί, ἀλλ' οὐδέ) — im zweiten geschweige denn (mit einer Negation οὐδέ, οὐκ im vorangehenden Glied)': damit sind nicht alle, aber die für die Schule wichtigsten Fälle m. E. bezeichnet, ein einfaches Beispiel sollte nicht fehlen, auch nicht μή τί γε (δή). — Das fehlerhafte störende μὴ ὅτι 'außer, ausgenommen', das in der früheren Auflage stand, ist merkwürdigerweise auch in der neuen nicht geändert in ὅτι μὴ (=εἰ μή).

12. Aus eigner Beobachtung findet der Schüler, daß bei νομίζω die regelmäßige Konstruktion nicht die mit ὅτι, sondern die mit dem Infinitiv ist, im Wörterbuch Gleichstellung der beiden Verbindungen, ja an erster Stelle ὅτι, wofür noch eher das nicht erwähnte ὡς in Betracht kommt. — Man mag *N* 132 (ψαῦον κόρυθες νευόντων) übersetzen 'wenn sie sich vorwärts neigten';

doch ist νευόντων nicht 'Gen. absolutus', den ja die homerische Dichtung kaum kennt, sondern einfacher Gen. possessivus zu κόρυθες 'Helme solcher, die den Kopf neigten' ('fast absoluter Genitiv,' sagt vorsichtiger Faesi). — S. 238 steht: ἑκὼν εἶναι 'mit der Rücksicht, daß er es gern tut', S. 259 einfach ἑκὼν εἶναι = ἑκών. Es ist m. E. zunächst die limitierende, einschränkende Bedeutung von ἑκὼν εἶναι (= ὅσον ἑκὼν εἶναι) zu bezeichnen 'soweit der freie Wille gültig, nicht durch Zwang gebunden ist', dann aber auch anzugeben, daß die infinitivische Wendung fast ausschließlich auf negative Sätze beschränkt ist. Ein einfaches Sätzchen wie ἑκὼν ἀπέδωκεν — οὐκ ἀναγκασθείς und ἑκὼν εἶναι οὐκ ἀποδώσει — ἀλλ' ἴσως ἀναγκασθείς vermag den Schüler über den wesentlichen Unterschied von ἑκὼν und ἑκὼν εἶναι zu belehren.

13. Schwerlich wird je ein Schulwörterbuch Bedeutungsangabe, Übersetzung und Erklärung so gestalten können, daß nicht so ziemlich jeder Benutzer das und jenes vermißt, manches für unnütz oder weniger treffend hält. Unter βουλυτός heißt βουλυτόνδε (mit falsch übersetztem Suffix) 'am Nachmittag', unter μετανίσομαι richtiger 'zum Nachmittag (hinüberwandeln)', aber für βουλυτός müßte der Verf. einen mehr adäquaten Ausdruck neu finden, wenn ein solcher nicht vorhanden wäre. — Αἰγανέη 'Wurfspieß oder Pfeil': man darf sich hier m. E. an die alte Erklärung halten: ἀκόντια μακρά, das damit verbundene δολίχαυλος wird wohl passender mit 'langröhrig' als mit 'langohrig' übersetzt, wenn auch ein Mißverständnis für das letztere durch die Erklärung 'mit langer Tülle' (entsprechend dem unter αὐλός stehenden 'Dille') ausgeschlossen ist. — Die Bemerkung 'νηνεμίη bisweilen mit γαλήνη' läßt (für die Stelle ἡ δὲ γαλήνη ἔπλετο νηνεμίη) über das Verhältnis der beiden Substantiva ratlos; eine Erklärung ist hier um so mehr am Platze, da wenn nicht adjektivisches γαληνῇ (von γαληνός) oder der Dativ νηνεμίῃ im Text, doch die Annahme eines adjektivischen νηνεμίη in manchem Wörterbuch begegnet (z. B. in der jüngsten Auflage des Autenriethschen Homerwörterbuches). — Selbst Wörter wie μελίβρομος, μελίγηρυς, μελίγλωσσος sollte, meine ich, das Schulbuch nicht identifizieren; es entspricht nicht der Forderung, daß schulmäßige Interpretation jede Nuance des fremdsprachlichen Ausdrucks möglichst wahre; mit 'süßtönend' (das soll für die 3 Adjektive gelten) scheint mir übrigens nicht eine besonders gewählte Übersetzung geboten für das Adjektiv in παρθενικαὶ μελιγάρυες oder in μελιγλώσσῳ τιθήνῃ: allerdings wird das Alkmanfragment kaum einmal, Nonnus sicher nie in der Schule gelesen. — Zu dem poetischen Ausdruck χνοάζων ἄρτι λευκανθὲς κάρα im Oed. R. gibt das Wörterbuch unter λευκανθής 'weißblühend, weiß', unter χνοάζειν 'eben grauhaarig werden'; ist die deutsche Sprache so dürftig, daß sie nur dies, nicht etwas dem griechischen Wort einigermaßen Ent-

sprechendes zu bieten vermag? Eine Übersetzung wie 'mit des Alters erstem Schnee, Silberschein auf dem Haupte' dürfte auch das Wörterbuch enthalten, jedenfalls war, damit χνοάζειν nicht verkehrt aufgefaßt wird, seine Grundbedeutung 'den ersten Flaum bekommen' mitanzuführen.

14. In der neuen Auflage liest man wie in der früheren: ἀδηκότες, ἀδήσειε 'übersatt an etwas τινός, wegen etwas τινί': hier ist also die Optativform nicht berücksichtigt; eine Verbindung, die nicht vorkommt, mit dem Genitiv, ist angegeben, nicht erwähnt die Schreibung mit spiritus asper, die auch Ludwich aufgenommen hat; es wird nur etymologisch interpretiert, eine für καμάτῳ ἀδηκότες ἠδὲ καὶ ὕπνῳ passende Übersetzung nicht geboten ('übermannt, überwältigt' findet sich wohl in andern Wörterbüchern). — Bei ἀδινός erscheint als erste, also als eigentlichste Bedeutung 'pochend'; die Angabe ist wohl irreführend, wenn die Art des Pochens nicht durch eine Verbindung (κῆρ ἀδινόν) näher bezeichnet wird. — Bei λεωφόρος ist für die Bedeutung des Wortes nur bemerkt: (ὁδός) Heerstraße; aber in einer mit Vorliebe in Sekunda gelesenen Herodotstelle begegnet dem Schüler τῶν μάλιστα λεωφόρων πυλέων (I 187). — 'Rings deckend' πάντοσ' ἐίση heißt der Schild; aber der Ausdruck verlangt zunächst eine Übersetzung, welche die Beschaffenheit, Gestalt des Schildes an sich veranschaulicht, daher die Übersetzung 'oval' ('kreisrund', die immer noch begegnet). — Zum Unterschied von ὁμοῖος hat ὁμοίιος kausative Bedeutung 'gleich machend'; als Übersetzung wird dies kaum zu einer der betreffenden Verbindungen recht passen; auch ὁμοίιος θάνατος ist nach homerischer Auffassung nicht der 'alle gleichmachende', sondern der allen gemeinsame Tod. Die beiden Formen unterscheiden sich m. E. so: ὁμοῖος bedeutet 'das eine gleicht einem bestimmten andern Gegenstand', ὁμοίιος 'eines betrifft mehrere gleichermaßen, in bezug auf eines stehen alle einander gleich'; der Ausdruck ὁμοίη μοῖρα Σ 120 besagt also etwas wesentlich anderes als ὁμοίιος θάνατος. — 'Πρίνινος, spät., derb' hat die neue Auflage unverändert beibehalten; auch bei folgendem πρῖνος (auf das jedoch nicht verwiesen ist) vermißt man (außer dem Längezeichen auf dem ersten ι) die eigentliche Bedeutung 'von der Steineiche, von Steineichenholz'; dagegen ist die Angabe, daß πρίνινος, ein von Aristophanes wiederholt gebrauchtes Wort, der späteren Zeit angehöre, natürlich zu tilgen.

15. Erklärungen wie 'Νήριτον Gebirge in Ithaka', 'βήρυλλος ἡ und ὁ der Beryll, ein Edelstein' sind wohl selten im W. zu finden; bei ἴασπις ἡ heißt es wenigstens 'der Jaspis, ein grüner Edelstein' (es konnte, wie bei βήρυλλος, auch hier ἡ und ὁ stehen, vgl. Anth. Pal. IX 750 τὰς βοῦς καὶ τὸν ἴασπιν ἰδών). — Für die Apologiestelle ἐκ τῆς ὀρχήστρας πριαμένοις schließt sich K., doch zweifelnd, der Auffassung an, nach welcher die

Marktorchestra mit Buchladen gemeint ist: es ist m. E. die richtige, und das Fragezeichen kann wegbleiben, wenn man nicht die neuerdings wieder von Nilsson verfochtene Ansicht, daß an Belehrung durch Dramen zu denken sei, mitanführen will (überflüssig ist auch die Berufung auf Cron, die dem im allgemeinen beachteten Verfahren wenig entspricht). — Für die Parodosstelle in der Antigone 126 ist die doppelte Schreibung und Interpretation berücksichtigt (*τινός*, *τινί* heißt es sogar hier bei einmal vorkommendem *δυσχείρωμα*, in singulärem Fall, statt des bestimmten Nomen); dabei dürfte die Bedeutung der bildlichen Ausdrücke 'Adler und Drache' angegeben sein; der Chor kann jedoch nicht sagen, daß dem Volk Thebens (*δράκοντι*) eine schlimme Not bestimmt war, sondern nur, daß der Drache dem Adler (dem argivischen Heer) schwer zu bestehenden und nicht bestandenen Kampf bereitet hat, es ist also m. E. nur *δυσχείρωμα δράκοντος* zulässig. — Die Erklärung 'der Lochage stand an der Spitze des in einer Reihe aufgestellten Lochos' dürfte wohl einem Schüler, der über Xenophontische Taktik einigermaßen orientiert ist, auffällig erscheinen; vielleicht handelt eine weitere Auflage etwas eingehender über die Aufstellung des *λόχος*, das Verhältnis der *ζυγά* und *στίχοι*, über den Chor der Tragödie, der doch nicht immer aus 15 Choreuten bestand. — Unter *Ἐφιάλτης* ist bemerkt, daß das Brüderpaar 'von Apollo und Artemis' getötet wurde; soll hier mehr geboten sein, als was der Schüler *λ* 318 findet (*ἀλλ' ὄλεσεν Διὸς υἱὸς — ἀμφοτέρω*), so konnte das Pindarfragment *ἀλλαλοφόνους ἐπάξαντο λόγχας ἐν σφίσιν αὐτοῖς* (163) mit der Scholiastennotiz (zu Pyth. IV 88) *κατατοξεύσειν τὴν ἔλαφον ὑπολαμβάνοντες* berücksichtigt werden. — Unter *Σειρήν* dürfte zuletzt wohl auch des Sirenengrabes, der Sirenenstele gedacht sein.

16. Etymologien, die nicht fehlerhaft, aber doch nur möglich oder etwa wahrscheinlich sind, halte ich für zulässig, ja wünschenswert, wenn sie im Einklang mit der Bedeutung stehen, die Gedächtnisarbeit verringern und dem Schüler Unbekanntes in den Kreis von bekannten Erscheinungen rücken. Kein Verf. eines Wörterbuches, das Etymologien bringt, wird sich auf unumstößlich richtige, auf völlig und objektiv sichere beschränken. In der vorigen Auflage ist *ἐριούνης* von *ὀνίνημι* abgeleitet 'Segenspender', ist *δάμαρ* der Gegensatz von *ἀδμὴς παρθένος* und kommt von *δαμάζω*, gibt es nur ein einfaches *ἄσμενος* von *ἥδομαι*, erscheint *ἐπί-κουρος* ohne etymologische Erklärung: jetzt kommt das Epitheton des Hermes von kyprisch-arkadischem *οὖνος* ['rasch laufend'], ist *δάμαρ* die 'des Hauses waltende' von *δόμος* und *ἀρτύω*, erscheint ein doppeltes *ἄσμενος* (das zweite mit 'genesen' verwandt), bei *ἐπί-κουρος* die Bemerkung 'aus *ἐπίκορσος*' mit Hinweis auf lat. curro und curso; werden diese Etymologien, um weitere nicht anzuführen, als fragelos sicher auch in den

folgenden Auflagen sich finden? Und wenn zu einer problematischen Stelle gelegentlich zwei Interpretationen mitgeteilt werden, warum sollen nicht auch da und dort mehrere etymologische Möglichkeiten geboten werden, zumal wenn die Bedeutung eines Wortes aus seiner Verwendung nicht völlig festgestellt werden kann, sondern auch auf etymologischem Weg gesucht werden muß?

17. Einige Versehen sollen hier erwähnt werden, weil in einem für Schüler bestimmten Buch auch derartiges nicht ohne Belang ist. Die neuste Auflage bietet wieder ὁ πρόχοος, ἡ ἀυτμήν, ὁ θῶμιγξ, ἡ νεφεληγερέτα statt ἡ πρόχοος, ὁ ἀυτμήν, ἡ θῶμιγξ, ὁ νεφελ.; man sagte nicht bloß ὁ θίς, οἱ κύρβεις, sondern auch ἡ θίς (πολιᾶς θινός, κελεινὰν θῖνα bei Sophokles), αἱ κύρβεις (Arist. Av. 1354, Anth. Pal. 15, 36 κύρβεις γηραλέας). S. 341 steht ἐστὶν ὅτε (richtig ἔστιν ὅτε S. 237), κρηνή unter πηγή (aber richtig κρήνη als Stichwort), ἐλύθησαν S. 550 (neben λύθεν); ἕως, οὗ mit störender Interpunktion S. 371; der Gründer des Pontischen Reiches wurde nicht Κτιστής, sondern Κτίστης genannt (S. 586). Man findet προθήβη st. πρωθήβη, S. 651 οὐνὲν und οὐδενῶν st. οὐδὲν und οὐδένων, 'vom Untergang der Sonne θύω' st. δύω, unter διηνεκής wieder ἀτραπιταί, ebenso ἰσχυρός 2. st. ἀτραπιτοί und ἰσχυρός 3, unter κύρω und ἐλλύχνιον steht '(viel hilft viel) πολλὰ πωλλῶν κυρεῖ' st. πολλῶν, (nach der Studierlampe riechen) ἐλλυγνίων ὄξειν st. ἐλλυχνίων ὄζειν, unter πτύον 'Körper und Spreu scheiden sich' st. Körner. Man liest S. 651 οὐδὲν μᾶλλον 'trotzdem', vielmehr 'trotzdem nicht'. Der Genitiv von Ὠλήν dem Hymnendichter heißt nicht Ὠλένος, sondern Ὠλῆνος, der Fisch nicht ἔλλωψ, sondern ἔλλοψ. Auf die Ausdrucksweise dürfte eine weitere Auflage vielleicht da oder dort noch mehr achthaben: κελεύειν τινά mit Infinitiv 'ganz der Konstruktion von heißen entsprechend, dem es auch dadurch gleicht, daß es auch gegen Gleich- und Höhergestellte gebraucht wird' (S. 484): ist dies wirklich der Fall bei 'heißen'?

18. Aus der Zusammenstellung obiger Bemerkungen ergibt sich von selbst, auf welchen Gebieten insbesondere und in welchem Sinne m. E. die bessernde Hand in der nächsten Auflage tätig sein könnte. Nur auf zweierlei möchte ich hier noch hinweisen. Die Zugabe eines etymologischen Abrisses, wie ihn Kaegi ins Auge gefaßt und für eine nächste Auflage in Aussicht gestellt hat, werden gewiß viele freudig begrüßen; vielleicht könnte eine Zusammenstellung der wichtigsten Erscheinungen des Epischen, Ionischen, Äolischen, Dorischen in einer großenteils aus Beispielen bestehenden Synopsis hinzutreten. Und zweitens: Die Realerklärung, die im allgemeinen das richtige Maß hält, nicht zu dürftig und nicht zu ausgedehnt ist, sondern das Erforderliche bietet, entbehrt doch m. E. einer wichtigen Stütze. Es sind bildliche Darstellungen, welche Geographisches und Topographisches, Pläne von Städten und Stadtteilen in reicher Zahl, Schlacht und

Belagerung, Taktisches, Schiffs- und Seewesen, Theater, Tempel, Palast und Haus, mannichfaltige Gerätschaften und ähnliches umfassen. Werke der Kunst und Funde werden natürlich dieses und jenes beisteuern, aber wichtiger sind hier einfache, den Textstellen entnommene, an sie angeschlossene Zeichnungen, welche zahlreiche und wichtige Partien verschiedener Autoren dem Schüler erst zum vollen und klaren Verständnis bringen, der Lektüre mehr Interesse und Reiz verleihen, während ohne ein solches Hilfsmittel die gleichen Abschnitte oft ohne die rechte Anschauung und darum wohl auch mit Unlust gelesen werden. Die Zeichnungen würden sich auf dem Wörterbuch beigefügten Tafeln befinden; von Auflage zu Auflage dürfte, meine ich, nicht zum Nachteil des Buches, die Zahl der Tafeln mit der Zahl der illustrierten Stellen wachsen.

Für eine entsagungsvolle Arbeit, die jedoch nicht ohne reiche Frucht geblieben, zollen Schule und Lehrer dem Verf. Dank; er wird ihm vielleicht nicht unwillkommen sein auch vonseiten solcher, die in Menges Wörterbuch ein durchaus ebenbürtiges Werk erkennen; daß dieses in mancher Hinsicht, namentlich in der Entwickelung der Begriffssphären, hohen Wert hat, ist ja wohl unbestreitbar. Wenn aber jeder Verfasser eines Schulwörterbuches die Empfindung hat, Vollkommenes nicht geschaffen zu haben und Abschließendes nicht leisten zu können, so mag der, welcher ein unentbehrliches Buch in einer dem Bedürfnis genügenden Trefflichkeit geboten hat, sich mit dem an einen Hesiodeischen Spruch anschließenden Worte trösten:

Νήπιοι, οὐδὲ ἴσασιν ὅσῳ πλέον αἴσιμον ἄκρου
οὐδ' ὡς μέτρι' ἔφυ, τὰ τελείων φαίνετ' ἀμείνω·
μεμφέσθων, ἐπεὶ οὐδὲν ἐν ἡμερίοισιν ἄμεμπτον.

Heidelberg. H. Stadtmüller.

Karl Feyerabend, Taschenwörterbuch der hebräischen und deutschen Sprache zu den gelesensten Teilen des Alten Testaments. Berlin-Schöneberg. Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. 306 S. kl. 8. geb. 2 *M.*

Dieses in der Sammlung der Langenscheidtschen Taschenwörterbücher erschienene Wörterbuch des Hebräischen dürfte sich auch für den Gymnasialunterricht als wertvoll erweisen. Bestimmt für den Anfänger im Studium der hebräischen Sprache, beschränkt es sich auf den Wortvorrat der folgenden Bücher des Codex sacer: Genesis, Exodus, I. u. II. Sam., I. u. II. Reg., der Psalmen, Jesaja, Ruth und Jona, außerdem sind noch einzelne Abschnitte berücksichtigt, nämlich Lev. 19, Num. 6, 22—27, 11—14, 16, 17, 20—24, Deuter. 28—34, Josua 1—11, 24 (warum nicht auch 23?), Jud. 1—16, Hiob 1, 2, 42. Damit ist in der Tat die Lektüre hebräischer Texte auf dem Gymnasium erschöpft; ob aber damit auch den „meisten Universitätsstudierenden" gedient ist, ist mir denn doch recht fraglich. Die Versicherung des Verfassers, daß das

Buch ein zuverlässiges Hilfsmittel zur Vorbereitung auf den Bibeltext darbiete, erweist sich nach den vorgenommenen Stichproben als durchaus berechtigt. Das Wörterbuch zeugt von Sorgfalt und Sachkenntnis, der Druck ist deutlich und schön, auch korrekt, Druckfehler sind mir nur ganz vereinzelt aufgefallen (so ist S. 95 יְבִים, S. 192 עֵירֹם, S. 274 pi. pf. שִׁלֵּם zu lesen). Stellenangaben fehlen natürlich ganz, einzeln begegnende Formen sind abgedruckt. Die Wortbedeutungen sind in der Reihenfolge ihrer Herleitung aus der Grundbedeutung angegeben, Bedeutungsgruppen dabei durch ein Semikolon getrennt. So S. 96 יָד 'Hand (des Menschen und Gottes), Pfote, Zapfen; Macht, Kraft; Seite, Seitenlehne, Teil, Denkmal' oder S. 50 דָּבָר 'Rede, Wort, Ausspruch, Botschaft, Nachricht, Gebot, Verheißung; Sache, Vorfall, Begebenheit, Angelegenheit, Frage, Rechtsfrage'. Damit wird der Benutzer des Wörterbuchs im allgemeinen auskommen, vielleicht hätte vereinzelt eine etwas reichhaltigere Angabe statthaben können, so wäre bei יָד auch das präpositionale בְּיַד 'durch' (z. B. I. Reg. 12, 15) zu nennen gewesen. Wo findet, um ein anderes Beispiel anzuführen, der Anfänger die Bedeutung von בְּ in Verbindung mit נִלְחַם? Derartige auffällige Konstruktionen hätten sich beim Verbum unterbringen lassen, unter בְּ ist diese soziative Bedeutung der Präposition, hier feindlich = 'gegen', 'mit', nicht anzutreffen, übrigens fehlt hier auch das בְּ essent. לְפָנִים (z. B. Jud. 1) ist unter פָּנִים nicht zu finden. Doch das sind nur Einzelheiten, im allgemeinen reicht das sachgemäß und geschickt gearbeitete Wörterbuch für den ihm gesetzten Zweck aus. Das Buch, welches sich auch durch seinen niedrigen Preis für die Anschaffung im Bedarfsfalle empfiehlt, wäre für unsere Schüler ein durchaus geeignetes Hilfsmittel, wenn nicht sein Gebrauch bei der schriftlichen Reifeprüfung durch die dem Lexikon beigegebenen Verbaltabellen unmöglich gemacht würde. Was dieselben eigentlich hier bedeuten, ist mir unverständlich, im Besitz einer Grammatik ist doch wohl jeder, der das Wörterbuch zu benutzen hat.

Ohlau. P. Dörwald.

Auswahl aus Victor Hugo. Erklärt von Oskar Weißenfels. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. V u. 248 S. 8. 2,20 *M.*

Bei der ausgesprochenen nationalen und persönlichen Eigenart Victor Hugos wird die Gesamtheit seiner Werke gerade in Deutschland nicht eben auf viele Leser rechnen dürfen. Man braucht nun seine Bedeutung für die Weltliteratur nicht so hoch einzuschätzen, wie dies Weißenfels tut, und kann doch dabei zugeben, daß es durchaus berechtigt ist, in einer reichlich bemessenen Auswahl seiner Dichtungen das Gesamtbild seines

Schaffens der jetzigen Generation wieder vorzuführen. Ebenso berechtigt war es, in der Einleitung zusammenfassend die Persönlichkeit des Dichters so zu schildern, daß damit zugleich der richtigen Würdigung der Auswahl selber vorgearbeitet wurde. Zehn Abschnitte — V. Hugos Leben, Übersicht über seine literarische Tätigkeit, die Epochen seiner dichterischen Entwicklung, V. Hugò als Dramatiker, V. Hugo als Epiker, V. Hugos Romane, das Eigentümliche in V. Hugos dichterischer Begabung, V. Hugos Gedankenwelt, V. Hugo im Lichte der romantischen Bewegung, bibliographische Hilfsmittel (zusammen 48 Seiten) — bieten dem Herausgeber überreiche Gelegenheit, sich über alles, was sich wesentlich doch zugunsten seines Helden sagen läßt, ausführlich zu verbreiten. Schon die Überschriften zeigen, daß bei dieser Anlage der Einleitung Wiederholungen kaum zu vermeiden waren. Der Herausgeber konnte sich mehrfach um so eher kürzer fassen, weil er auch die einzelnen Gedichte und Abschnitte aus den größeren Werken noch wieder mit meist sehr treffenden und feinsinnigen Einleitungen versehen hat; seine eigene Diktion ist dabei freilich nicht selten mehr, als uns sympathisch ist, in den Bann der Phrasen des Dichters selber geraten. Die Einzelanmerkungen zeugen von der umfassenden Belesenheit und dem poetischen Empfinden des Herausgebers; manchem werden sie freilich noch lange nicht genug erklären, und das Geständnis, daß ein verstandesmäßiges Begreifen der hochtönenden Worte des Dichters oft überhaupt nicht gelingt, wäre an mehr als einer Stelle noch erwünscht gewesen. Auch hätte das wahre Verständnis der gesamten Persönlichkeit Hugos gewonnen, wenn Weißenfels öfter und entschiedener Kritik an seinen unleugbaren Geschmacklosigkeiten geübt hätte. Mit Recht bringt er vorwiegend lyrische Gedichte (Seite 49—161), dann den 5. Akt von Ruy Blas, endlich 2 Abschnitte aus Romanen, die Vorreden zu Les Rayons et les Ombres und den Contemplations und die Gedächtnisrede auf Balzac. Indem die Reihenfolge der Gedichte sich im ganzen an die Sammlungen hält, in denen Hugo sie zuerst veröffentlichte, verzichtet sie auf eine Anordnung nach den Stoffen, bietet dafür aber ein um so anschaulicheres Bild der an den verschiedensten Stoffen sich versuchenden Schaffenskraft des Dichters.

Sondershausen. A. Funck.

K. Schenks Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten. Zweite Auflage, gemeinsam für alle Schularten neu bearbeitet von Julius Koch. VII. Teil. Lehraufgabe der Obersekunda. Geschichte des klassischen Altertums. Ausgabe A. Für Gymnasien. Ausgabe B. Für Realgymnasien und Oberrealschulen. Leipzig und Berlin 1905, B. G. Teubner. IV u. 206 S. 8. geb. 2,40 *M*.

Zunächst sei bemerkt, daß die Einheit des Buchs durch die Doppelausgabe durchaus nicht gestört worden ist. Es handelt

sich in der Ausgabe B nur um die Paraphrasierung der in der Ausgabe A im griechischen Urtext gegebenen Zitate, während der Text vollkommen übereinstimmt. Auf diese Weise wird den Schülern der Realanstalten der Stoff unverkürzt dargeboten, und sie brauchen sich doch nicht mit Unverstandenem zu quälen. Es ist nun aus der Verschmelzung der beiden früheren Sonderausgaben ein ausgezeichnetes Buch hervorgegangen, und das war zu erwarten; bewegt sich doch der Bearbeiter hier auf einem Gebiete, das ihm durch jahrelange erfolgreiche Arbeit so vertraut ist wie kein anderes. Viel ernstes Mühen steckt in der Umarbeitung; ein Vergleich zeigt, wie überall dahin gestrebt worden ist, die Auffassung zu vertiefen und der wissenschaftlichen Problemstellung zu nähern, sie lebendiger und durch Einzelbeispiele anschaulicher zu machen; überall ist daneben eine Menge von Kleinigkeiten verbessert oder zugesetzt, anderes wieder gestrichen, vieles neu gruppiert und besser geordnet worden; hier und da gewinnt man den Eindruck eines ganz neuen Werkes. Und man wird bei näherer Überlegung sich fast durchweg mit den Erweiterungen wie Streichungen einverstanden erklären können; manchmal seufzt man freilich ob der unbarmherzigen Schere, aber hier muß der Lehrer selbst eintreten; der Unterricht verliert wohl auch zu leicht an packendem Interesse und persönlicher Färbung, wenn das Lehrbuch das Detail in zu großer Fülle und reizvoller Form bietet. Andrerseits ist ja auch in dankenswertester Art recht vieles und Gutes hineingearbeitet worden; namentlich erfreuen die vielen im Sinne der „Palaestra vitae“ eingestreuten Vergleiche mit modernen, dem Ideenkreis der Schüler näher gelegenen Erscheinungen und Einrichtungen. Hier hatte schon Schenk einen wichtigen Anfang gemacht, schien ihm doch die alte Geschichte besonders geeignet, für die Belehrung über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen der Gegenwart die Anknüpfung zu bieten. Auch sonst sind des ersten Verfassers Ziele noch deutlicher erfaßt und klarer herausgearbeitet worden. Namentlich sind die inneren Verhältnisse und Zustände gebührend im Vordergrund geblieben — ohne das kann man die einzige Bedeutung des Griechentums für die Entwickelung der Menschheit eben nicht veranschaulichen —, ohne daß darum die Wirkung des Persönlichen und der Enthusiasmus für die geniale Begabung der einzelnen zu kurz gekommen wäre. Fügen wir noch hinzu, daß auch die Sprache wiederum die feilende Sorgfalt und die kräftige, schwungvolle Art zeigt, die wir auch früher an der Urüberarbeitung loben konnten, so werden wir unser Urteil bündig dahin zusammenfassen müssen, daß in diesem Buche alles erreicht ist, was nach dem Standpunkt der gegenwärtigen Forschung und den Forderungen pädagogischen Taktes und unserer Lehrpläne von einem Lehrbuch der Geschichte des Altertums erwartet werden kann und daß jeder Fachlehrer, mag er von Haus aus mehr

Philologe oder Historiker sein, sich freuen kann, wenn er an der Hand eines solchen Buches den Geist des Altertums der Jugend nahebringen darf.

Berlin. A. Reimann.

---

1) Chr. Scherling, Grundriß der Experimentalphysik. Sechste Auflage, für Schüler höherer Lehranstalten bearbeitet von H. Rühlmann. Leipzig 1904, H. Haeßel Verlag. VIII u. 267 S. geb. 4 ℳ.

Das Buch bietet auf mäßigem Raum den physikalischen Lehrstoff, wie die höheren Lehranstalten ihn ihren Schülern vorzuführen pflegen. Mit Recht weist der Herausgeber in der Vorrede darauf hin, wie in vielen derartigen Lehrbüchern die Masse des Stoffes so groß geworden sei, daß seine Erledigung im Unterricht in das Gebiet des Unmöglichen gehöre. Demgegenüber hat er den Stoff auf die grundlegenden Gesetze und Haupterscheinungen beschränkt; er läßt das Buch mehr Resultate als Begründungen bringen, wesentlich den Inhalt der Unterrichtsstunde in kurzer Form wiedergeben. Es enthält denn auch wirklich manche Neuerungen in bezug auf Auswahl, Anordnung und Darstellung des Stoffes, Neuerungen, die meistens zugleich als Verbesserungen bezeichnet werden können. Besonders tritt dies bei der Elektrizitätslehre hervor, die, vor allem in der Elektrodynamik, vor vielgebrauchten Lehrbüchern, wie denen von Jochmann und Sumpf, eine grundsätzliche Gestaltung nach den neuen Anschauungen voraushat und durch originale Abbildungen, zumeist in der Form von Skizzen, erläutert wird. Aber auch an andern Stellen zeigt sich die Eigenart des Buches, z. B. in der ausführlichen Behandlung der Festigkeits- und Elastizitätslehre, in der Darstellung der Wellenlehre und an manchen Stellen der Mechanik. Einzelne Abschnitte, z. B. die über die Planetenbewegung und über das Wesen des Lichts, sind in geschickter Weise so bearbeitet, daß der Schüler zugleich die historische Entwickelung kennen lernt. Ebenso geschickt sind auch die als letzte Abschnitte der Katoptrik bzw. Dioptrik angefügten Vergleichungen der Kugelspiegel bzw. Linsenarten. Anderseits finden einige Kapitel, die in andern Lehrbüchern weitausgesponnen zu werden pflegen, eine unverhältnismäßig knappe Darstellung, z. B. Luftpumpe, Sirene, Regenbogen, auch die neuesten Errungenschaften auf dem Felde der Elektrizität, wie die Hertzschen Versuche, die Tesla-, Röntgen- und Becquerelstrahlen.

Für die Fachgenossen wird es lehrreich sein, Auswahl und Darstellungsart des Buches kennen zu lernen. Den Gebrauch in der Schule uneingeschränkt zu empfehlen, hindert bedauerlicherweise eine nicht mehr ganz unbedeutende Zahl von Druckfehlern, schiefen und gelegentlich unverständlichen Wendungen, die dem Leser besonders in der ersten Hälfte aufstoßen.

2) Kurt Geißler, Die Kegelschnitte und ihr Zusammenhang durch die Kontinuität der Weitenbehaftungen, mit einer Einführung in die Lehre von den Weitenbehaftungen. Für Selbststudium und Unterricht. Jena 1905, H. W. Schmidt. VIII u. 201 S. 19 Tafeln Figuren. 5 *M*.

Der bekannte Gelehrte behandelt in dem vorliegenden Werke die Lehre von den Kegelschnitten von verschiedenen Gesichtspunkten aus (elementar-synthetisch, projektivisch, analytisch) in ihren elementaren Teilen, indem er sie mit der von ihm ausgebildeten und anderweitig begründeten (Die Grundsätze und das Wesen des Unendlichen in der Mathematik und Philosophie. Leipzig 1902, B. G. Teubner) Lehre von den Weitenbehaftungen in Beziehung setzt. Der Berichterstatter muß gestehen, daß er auch aus diesem Buche zu keinem abschließenden Urteil über den Wert der neuen Lehre hat gelangen können. Gewiß aber sind die Akten über den Gegenstand nicht als geschlossen zu betrachten, und dieser neueste Beitrag ist geeignet, das Interesse für ihn in weitere Kreise der Fachgenossen zu tragen. Die Darstellung ist so gehalten, daß diejenigen Leser, die nur das Landläufige der Disziplin sich zu eigen machen wollen, dazu imstande sind, ohne durch die in Anmerkungen und besonderen Kapiteln (in kleinerem Druck) vorgetragenen Zusammenhänge mit den eigentümlichen Anschauungen des Verfassers gestört zu werden. Anderseits sind diese Kapitel durch die große Zahl interessanter und unerwarteter Beziehungen, mit denen sie den Leser bekannt machen, geeignet, ihn zu näherer Beschäftigung mit der neuen Lehre in ihrer abstrakten Gestalt anzuregen.

3) H. Thieme, Leitfaden der Mathematik. I. Teil: Die Unterstufe: a) für Gymnasien, b) für Realanstalten. Zweite Auflage. Leipzig 1905, G. Freytag. geb. je 1,60 *M*.

Die erste 1901 erschienene Auflage dieses Werkes ist s. Z. hier angezeigt worden. Daß schon nach vier Jahren sich die Notwendigkeit einer neuen Auflage ergeben hat, zeugt von der Brauchbarkeit des Buches, das an einer ganzen Reihe von höheren Lehranstalten eingeführt worden ist. Es ist unter diesen Umständen erklärlich, daß die neue Auflage mit der alten in der Hauptsache übereinstimmt und daß wesentlich nur Druckfehler und kleinere Versehen beseitigt worden sind. In der für Realanstalten bestimmten Ausgabe sind außerdem noch den Abschnitten zur Trigonometrie und Stereometrie Übungsaufgaben hinzugefügt worden, die bisher fehlten. Hoffentlich erlebt auch der zweite, für die Oberklassen bestimmte Teil bald eine neue Auflage.

Nordhausen a. Harz. Max Nath.

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

---

1. Zeitschrift für Lehrmittelwesen und pädagogische Literatur. Herausgegeben von F. Frisch in Wien. Jahrgang 1, Nr. 6 (S. 177—208).

2. G. Jägers Monatsblatt. Zeitschrift für Gesundheitspflege und Lebenslehre. Jahrgang 24, Nr. 8 (S. 121—136).

3. Blätter für deutsche Erziehung, herausgegeben von Arthur Schulz. Jahrgang 7, Heft 7 und 8 (S. 93—127).

4. Vierteljahrsschrift für körperliche Erziehung, herausgegeben von L. Burgenstein und V. Pimmer. Wien 1905, F. Deuticke. Jahrgang 1, Heft 2 (S. 59—144).

5. Zentralorgan für Lehr- und Lernmittel, herausgegeben von Scheffer. Jahrg. 3, Nr. 8—10.

6. Beiträge zur Jugendschriften-Frage, herausgegeben von Lichtenberger-Neuderben. Leipzig, K. G. Scheffer. Jährlich 12 Nr. zum Preise von 1,20 *M* (Sonderabdruck aus dem „Zentralorgan für Lehr- und Lernmittel"). Jahrg. 1, Nr. 1—3.

7. J. Kvačala, Th. Campanella und die Pädagogik. 30 S.

8. M. Kronenberg, Kant. Sein Leben und seine Lehre. Dritte Auflage. Mit einem Porträt Kants. München 1905, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). XI u. 409 S. geb. 4,80 *M*.

9. M. Henschke, Deutsche Prosa. Ausgewählte Reden und Essays. Zur Lektüre auf der obersten Stufe höherer Lehranstalten zusammengestellt. Mit 4 Abbildungen. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin 1905, Th. Hofmann. XVI u. 428 S. gr. 8. 3 *M*, geb. 3,50 *M*. — Das Buch ist hauptsächlich für den Gebrauch in Mädchenschulen bestimmt.

10. Deutsche Bücherei. Preis jeden Bandes 0,25 *M*, in Ganzleinen geb. 0,50 *M*. Redaktion: Oberlehrer Dr. A. Reimann. Expedition: Alfred Sarganek, Berlin S.W. 61, Johannistisch 4.

Band 11: Gustav Schwab, Die vier Heymonskinder. — Der arme Heinrich. 127 S.
„ 12: Gustav Schwab, Griseldis. — Die schöne Magelone. — Genovefa. — Der gehörnte Siegfried. 119 S.
„ 13: Gustav Schwab, Herzog Ernst. — Doktor Faustus. 115 S.
„ 14: Gustav Schwab, Die Schildbürger. — Die schöne Melusina. 135 S.
„ 15: Otto Ludwig, Aus dem Regen in die Traufe. — Das Märchen vom toten Kinde. 99 S.
„ 16: Adalbert Stifter, Bunte Steine. I. Granit. — Kalkstein. — Turmalin. 127 S.
„ 17: Adalbert Stifter, Bunte Steine. II. Bergkrystall. — Katzensilber. — Bergmilch. 132 S.

Band 18: Max Lenz, Ausgewählte Vorträge und Aufsätze. 2. Auflage. 182 S. Zum Gedächtnistage Johann Gutenbergs. — Humanismus und Reformation. — Dem Andenken Ulrichs von Hutten. — Philipp Melanchthon. — Gustav Adolf. — Wie entstehen Revolutionen? — Bismarcks Religion. — Bismarck und Ranke. — Jahrhundertsende vor hundert Jahren und jetzt. — Die Stellung der historischen Wissenschaften in der Gegenwart.

„ 19: Otto Ludwig, Zwischen Himmel und Erde. 187 S.

„ 20: Roderich Benedix, Auseinander. Skizzen. 133 S.

„ 21: Friedrich Halm, Die Marzipanliese. — F. Frhr. v. Gaudy, Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen. 136 S.

„ 22: Fritz Reuter, Ut mine Stromtid. I. Mit Anmerkungen. 195 S.

„ 23: Fritz Reuter, Ut mine Stromtid. II. Mit Anmerkungen. 191 S.

„ 24: Fritz Reuter, Ut mine Stromtid. III. Mit Anmerkungen. 223 S.

„ 25: Marie v. Ebner-Eschenbach, Uneröffnet zu verbrennen. — Ossip Schubin, Blanche. — Ernst Wichert, Ein Wohltäter. 91 S.

„ 26: Ilse Frapan, Der Sitter. — Adalbert Meinhardt, Aus dem Kriegsjahr. — Julius Petri, Apostata. 127 S.

„ 27: Ludwig Riess, Allerlei aus Japan. I. 142 S. Staat und Politik. — Kultur und Bildungswesen.

„ 28: Ludwig Riess, Allerlei aus Japan. II. 136 S. Häusliches Leben und Wirtschaftliches. — Wie man in Japan Feste feiert. — Freierfundenes und Nacherzähltes. — Aus der Geschichte der Europäer in Japan.

„ 29: Heinrich v. Treitschke und Erich Marcks, Biographische Essays. 104 S. Luther und die deutsche Nation. — Fichte und die nationale Idee. — Heinrich von Treitschke. — Otto von Bismarck.

„ 30: Heinrich v. Treitschke und Erich Schmidt, Biographische Essays. 136 S. Lessing. — Heinrich von Kleist. — Gustav Freytag. — Theodor Storm.

„ 31: Friedrich Paulsen, Zur Ethik und Politik. Gesammelte Vorträge und Aufsätze. I. 125 S. Goethes ethische Anschauungen. — Die Ethik Jesu im Verhältnis zur Gegenwart. — Zum Nietzsche-Kultus. — Das geistige Leben des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert. — Deutsche Bildung-Menschheitsbildung. — Bildung. — Simultan- oder Konfessionsschule? — Friedrich Wilhelm Dörpfeld. — Dorf und Dorfschule als Bildungsstätte.

„ 32: Friedrich Paulsen, Zur Ethik und Politik. Gesammelte Vorträge und Aufsätze. II. 119 S. Politik und Moral. — Die Monarchie und die Parteien. — Das Sinken des Parlamentarismus. — Parteipolitik und Moral. — August Reichensperger. — Der stille Katholizismus. — Deutschland und England.

11. Cl. Rutilius Namatianus. Édition critique accompagnée d'une Traduction française et d'un Index et suivie d'une étude historique et littéraire sur l'œuvre et l'auteur par J. Vessereau. Paris 1904, Ancienne librairie Thorin et fils (Albert Fontemoing). XXIII u. 443 S. Lex.-8.

12. Aetna. Texte latin publié avec traduction et commentaire par J. Vessereau. Paris 1905, Ancienne librairie Thorin et fils (Albert Fontemoing). LI u. 107 S. Lex.-8.

13. H. Schefczik, Der logische Aufbau der ersten Philippischen Rede des Demosthenes. Progr. Troppau 1905. 16 S. Lex.-8.

14. K. Meister, Der syntaktische Gebrauch des Genetivs in den kretischen Dialektinschriften. Dissertation von Leipzig. Straßburg i. E. 1905, Verlag von K. J. Trübner. Sonder-Abdruck aus den Indogermanischen Forschungen Band XVIII S. 134—204.

15. M. de Fleury, Nos enfants au Collège. Paris 1905, Armand Colin. 3 *fr.* 50 c. Schließt sich an das frühere Werk desselben Verfassers Le Corps et l'Ame de l'Enfant an.

16. Le Commerce de France. Für die Oberklassen von Handelsschulen aller Art herausgegeben von H. F. Haastert. Leipzig 1905, G. Freytag. 146 S. geb. 1,50 *M*. Dazu ein Wörterbuch 34 S. 0,40 *M*.

17. H. Plate, Lehrgang der englischen Sprache. Teil II: Methodisches Lese- und Übungsbuch mit beigefügter auf das Lesebuch Bezug nehmender Sprachlehre. 61., der Neubearbeitung 8. Auflage, durchgesehen von K. Münster. Dresden 1905, L. Ehlermann. VIII u. 368 S. 2,40 *M*, geb. 3 *M*.

18. L. Fulda, Unter vier Augen. Lustspiel in einem Aufzug, zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Englische bearbeitet von Ph. Haagen. Dresden 1905, L. Ehlermann. VIII u. 93 S. geb. 0,80 *M*.

19. M. Mertens, Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Geschichte. In drei Teilen. Teil II: Deutsche Geschichte vom Beginn der Neuzeit bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen. Siebente und achte Auflage. Freiburg i. Br. 1905, Herdersche Verlagshandlung. 100 S. 1,20 *M*, geb. 1,60 *M*.

20. K. Schenk, Lehrbuch der Geschichte für höhere Lehranstalten. Teil VI: Lehraufgabe der Untersekunda, Neuere Geschichte von 1740—1888, verfaßt von E. Wolff. Mit 1 Karte und 4 Plänen. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin 1905, B. G. Teubner. VI u. 85 S. geb. 1,40 *M*.

21. G. Pierleoni, La Numismatica nell'insegnamento secondario. 7 S. (S.-A. aus Biblioteca delle Scuole Italiane III, 1905, Nr. 7.)

22. E. Kösters, Natur und bildende Kunst. Anregungen zur Pflege des Kunstsinns in höheren Schulen. Progr. Brühl 1905. 39 S. 0,60 *M*. (Paderborn 1905, Verlag von F. Schöningh.)

23. W. F. Wislicenus, Der Kalender in gemeinverständlicher Darstellung. Leipzig und Berlin 1905, B. G. Teubner. 118 S. geb. 1,25 *M*. (Aus Natur und Geisteswelt 69. Bändchen.)

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Noli me tangere!

Neben manchen erfreulichen Erscheinungen im geistigen Leben unserer Zeit scheint es mir doch sehr bedenklich zu sein, daß auch bei denen, die keine Anhänger des materialistischen Egoismus sind, sondern das Gute und Schlechte vom Nützlichen und Schädlichen unterscheiden wollen, vielfach das Gute doch wieder nur als das der Gesamtheit Nützliche aufgefaßt wird, sei diese nun das Volk oder die Menschheit. Das zeigt sich leider auch bei der, an sich gewiß erfreulichen, neueren Bewegung gegen die Unsittlichkeit. Ausgegangen ist diese nicht von dem Entsetzen über die Sünde gegen Gott oder, wie Tolstoi es nennt, dem Verbrechen gegen die Natur, das sich in der Unsittlichkeit zeigt, sondern von der Besorgnis wegen der verheerenden Krankheiten, die als schädliche Folgen dieser Sünde am Mark des Volkes zehren.

Auch die Warnungen, die seitens der Universitäten an die Studenten bei der Immatrikulation gerichtet werden, die Mahnungen, welche Sittlichkeitsvereine durch Vermittelung der Eltern an die Abiturienten schicken, und die Vorträge, welche Gymnasialdirektoren durch Ärzte ihren Oberprimanern halten lassen, suchen, wenn auch nicht allein, so doch in erster Linie durch den Hinweis auf die verderblichen Folgen der Unsittlichkeit zu wirken. Wir wünschen diesen Bestrebungen den besten Erfolg, wenn es ja auch klar ist, daß eine Sittlichkeit nur aus Furcht vor den Folgen der Unsittlichkeit keine Sittlichkeit ist. Wir fürchten aber, der Erfolg wird nicht groß sein, solange in weiten Kreisen, in denen unsere Jugend ihre Vorbilder sucht, die Unsittlichkeit kein Vorwurf ist, solange sie nur für den Stand der Geistlichen und Lehrer als verpönt gilt und es selbst unter den Lehrern Leute gibt, die dies in Zeitschriften als einen der Nachteile ihres Berufes gegenüber andern Berufsarten bezeichnen.

Aber meine Überzeugung von der Erfolglosigkeit dieser Bemühungen um die heranwachsende Jugend würden mich nur mahnen, noch mehr bei meinen Schülern auf die religiösen und

sittlichen Überzeugungen hinzuwirken, die allein mit ihrem kategorischen Nein in der Versuchung standhalten; ich würde mich nicht gedrungen fühlen, zur Feder zu greifen, wenn die Bemühungen der neueren Pädagogen, die wähnen, die Jugend besser zu machen, wenn sie sie klüger machen, in allerneuster Zeit nicht noch weiter gingen.

In einer der angesehensten pädagogischen Zeitschriften ist kürzlich der Vorschlag gemacht worden, es sollten die zehnjährigen Knaben zur Verhütung gewisser geschlechtlicher Verfehlungen mit Genehmigung der Eltern in der Schule über derartige Dinge belehrt werden. Mir war, als ich das las, als müßte ich mit einem: „Ach, bitte, nein!" die Hände vor unsere Kinder halten.

Was das Kind von dem erwachenden Geschlechtsleben wissen muß, offenbart ihm bei normalem Verlauf die Natur selbst, oder wo ein bestimmter Anlaß mehr erforderlich macht, ist die Mutter die Berufene, mit einem kurzen, durch die Gelegenheit veranlaßten Wort das Nötige zu sagen, ohne daß die Sache unnatürlich wird. Dadurch, daß gewisse Dinge von den Personen, die den Kindern Autorität sind, nicht berührt werden, bildet sich der *pudor*, den Horaz so schön den *primus honor virtutis* nennt. Das so entstehende natürliche Schamgefühl sagt den Kindern besser wie alle Belehrung, was sie nicht tun dürfen, und stärkt zugleich viel mehr als die Furcht vor etwaigen bösen Folgen die Widerstandskraft gegen die Versuchung zum Bösen. Dieses würde dagegen schon dadurch, daß es von einem Lehrer oder Arzt besprochen würde, zu einer gewissermaßen anerkannten Macht in der Vorstellungswelt des Kindes werden. Kein Lehrer und Erzieher darf die Gefahren der Jugendsünden ignorieren; er bewahre seine Pfleglinge davor, aber so, daß sie es nicht merken. Wir wollen doch an pädagogischem Takt nicht hinter Luther zurückstehen, der wohl wußte, warum er bei der Erklärung des sechsten Gebotes von dem schwieg, wodurch wir uns gegen dieses Gebot nicht versündigen sollen.

Man darf gerade auf diesem Gebiete der die bösen Folgen berechnenden Klugheit am wenigsten bewahrende Kraft zuschreiben. Gerade hier läßt die böse Lust die Sünde vor der Tat ganz anders erscheinen. Glücklich das Kind, das in heiliger Unkenntnis aufwächst!

Vor allem vergesse man das eine nicht, daß dasjenige, wovor alle bösen Gedanken in einer Kinderseele im Nu verschwinden, ein frommes Gebet ist. Gelingt es, ein Kind so zu erziehen, daß es aus seiner eigenen Seele spricht: „Gott sieht's, Gott weiß's, ich darf nichts Böses treiben, sonst könnt' ich ja sein liebes Kind nicht bleiben", dann hat es einen Schutzengel in seinem Herzen, der es mehr bewahrt als alle Vorschriften der Klugheit.

Merseburg. L. Spreer.

Münchs Stellung zur neusprachlichen Reformbewegung.

Im September-Oktoberheft der Monatschrift für höhere Schulen ergreift Münch noch einmal das Wort zur neusprachlichen Methodik und rechtfertigt sich denen gegenüber, die in einigen wesentlichen Punkten anderer Meinung sind als er. Da auch ich zu diesen gehöre und in dieser Zeitschrift 1904 S. 491—499 Münchs Stellung zur neusprachlichen Reformbewegung einer Kritik unterzogen habe, so möchte ich mich an dieser Stelle ebenfalls noch einmal zur Sache äußern.

Münch sagt in der Monatschrift: „Ich finde überhaupt, daß man mir bald meine vermittelnde Stellung als zu wenig deutlich übelnimmt, und bald eine allzu deutliche Neigung zum Radikalen bei mir gewahren will und mißbilligt". Die vermittelnde Stellung habe ich bei M. nie mißbilligt, sondern mich über sie stets gefreut. Ich habe aber behauptet, daß mit einer solchen vermittelnden Stellung derartige radikale Vorschläge, wie ich sie in der zweiten Auflage der Methodik des französischen Unterrichts von Münch an einzelnen Stellen finde, nicht vereinbar seien, daß man nicht radikal und vermittelnd zugleich sein könne, und diese Behauptung muß ich aufrechthalten. Der neusprachliche Unterricht hat allerdings nicht bloß ein Ziel, sondern mehrere Ziele zu verfolgen; aber diese Ziele sind nicht alle gleichwertig, und es muß deshalb eine bestimmte Unterordnung stattfinden. Herbart sagt mit Recht: „Man läßt die Erweckung der Neigungen fürs Wahre, Schöne und Gute für die Hauptsache gelten, aber auch die Fertigkeiten in Sprachen und im Rechnen will man nicht entbehren; diese Nebensache soll jener Hauptsache zur Begleitung und Verzierung dienen. Dagegen ist nun zwar nichts einzuwenden; allein wer auf solche Weise mehrere Zwecke verbindet, der muß sich allemal darauf gefaßt machen, daß eine bestimmte Unterordnung nötig sein wird, die den einen Zweck voranstellt und den andern nachsetzt; sonst läuft man Gefahr, beide zugleich und einen über den andern zu verfehlen". Diese bestimmte Unterordnung vermisse ich bei Münch. Für mich ist der Hauptzweck des neusprachlichen Unterrichts auf der Oberstufe die Einführung in den Inhalt, und diesem Ziele haben sich alle andern unterzuordnen. Die formalistischen Ziele, also auch die Sprechfertigkeit, müssen gegenüber dem Hauptziel zurücktreten. Was Matthias in dem Aufsatz „Zur Jahreswende" (Monatschrift 1903) im allgemeinen über die Ziele des Sprachunterrichts sagte, gilt auch vom neusprachlichen Unterricht, daß nämlich „Hauptsache die Übermittelung wertvoller Kulturgüter, der Lebensinhalt der Zeiten ist, von welchen uns die Schriften berichten, sowie das Heranführen an die Probleme und das Hinführen auf die Wege, auf denen geistig hoch entwickelte Völker

Wahrheit und Glück gesucht haben". Die Geschichte der sprachlichen Methodik lehrt aber, daß in Zeitperioden, in denen im Sprachunterricht das formalistische Prinzip, das Können oder die Fertigkeit herrschten, die offiziell immer geforderte Einführung in eine neue Gedankenwelt stets nur auf dem Papier gestanden hat. Das ist im altsprachlichen Unterricht des Schulzeschen Gymnasiums so gewesen, und das war auch im allgemeinen so im neusprachlichen Unterricht der radikalen Reformer. Einzelne Ausnahmen können an dieser Sachlage nichts ändern. Weshalb sind denn so viele, die es mit der Reformmethode selbst versucht haben, davon zurückgekommen? Vielleicht einige aus Bequemlichkeit, manche auch sicherlich, weil sie der neuen Aufgabe nicht gewachsen waren, aber auch sehr viele, und nicht die schlechtesten, weil sie zu der Einsicht kamen, daß bei diesem Verfahren wichtige Unterrichtsziele preisgegeben wurden. Das Ausscheiden der Muttersprache im neusprachlichen Unterricht ist und bleibt ein äußerst gefährliches Experiment, trotzdem es vielleicht einmal diesem oder jenem geglückt ist. Deshalb ist vor ihm zu warnen. Daß es amtlich verboten werden soll, hat kein Mensch verlangt, und daher ist die „Bewegungsfreiheit der Lehrer", die ich nicht minder schätze als Münch, in keiner Weise gefährdet.

Münch wiederholt ausdrücklich, daß seiner Meinung nach ein wesentlich technisch übender Betrieb im neusprachlichen Unterricht an den Gymnasien am ehesten zulässig sei. Über die Einwände, die ich seinerzeit dagegen gemacht habe, schweigt er. Durch einfache Wiederholung gewinnt aber eine Behauptung nicht an Beweiskraft. Ich muß dabei bleiben, daß das Minimum an Sprechfertigkeit, das infolge der geringen Stundenzahl an Gymnasien erreicht werden kann, praktisch von gar keiner Bedeutung, dagegen eine wenn auch bescheidene Einführung in das französische und englische Geistesleben gerade für die Gymnasien sehr wichtig ist. Ich erinnere an die Worte Waldecks, die sich in seinem Aufsatz über den Unterricht im Lateinischen in Lexis' „Reform des höheren Schulwesens in Preußen" finden: „Eine höhere Bildung, die Verständnis des Lebens der Gegenwart bezweckt, kann sich nicht bloß auf das klassische Altertum beschränken und kann nicht bloß eine formale sein; sie bedarf eines umfassenden positiven Wissens von den Dingen der Gegenwart". Diese Ergänzung zum klassischen Altertum soll auch der neusprachliche Unterricht mit geben. Die zu technischen Lehrern degradierten Neusprachler sucht M. mit der Aussicht zu trösten, daß der verachtete Begriff der Fertigkeit vielleicht in Zukunft zu ungewohnten Ehren kommen wird. Ich glaube nicht, daß dies auf dem Gebiete des sprachlichen Unterrrichts zu befürchten ist. Ich bin gar kein Verächter von Fertigkeiten, meine aber, daß sie innerhalb gewisser Grenzen auszubilden sind. Die Bedeutung, die Münch der Fertigkeit im neusprachlichen Unterricht zuweisen

möchte, wird sie meiner Meinung nach nie erlangen dürfen. Infolge eines schon seit längerer Zeit bemerkbaren Umschwungs in dem gesamten geistigen Leben der Zeit wird diesen wie noch manchen andern Gedanken der Münchschen Pädagogik die Zukunft wahrscheinlich noch weniger günstig sein wie die Gegenwart. Allerdings will Münch Wetterzeichen bemerkt haben, die auf die Absicht der Schulverwaltung, die „Fertigkeit" stärker zu betonen, hindeuten, und Münch wohnt in Berlin und weiß sicherlich besser als mancher andere, was vorgeht. Daß die Schulverwaltung aber tatsächlich mit dem Gedanken umgehen sollte, die neueren Sprachen an den Gymnasien zu technischen Fächern zu machen trotz des lebhaften Widerspruchs wohl fast aller Neusprachler und auch sicherlich des größten Teils aller andern Schulmänner, kann ich unmöglich glauben. Nun, vorläufig sehen wir andern solche Wetterzeichen noch nicht. Ich hoffe aber, daß, wenn sie bemerkbar werden, alle neusprachlichen Kollegen und auch die andern, denen das Wohl der Gymnasien am Herzen liegt, jene Wetterzeichen als Sturmzeichen betrachten werden, die sie geschlosssen auf die Schanze rufen.

Hannover. G. Budde.

Ein alter Zopf der Schul-Justiz.

Zu den mannigfachen Einrichtungen und Gepflogenheiten, die im Schulwesen durch die Macht der Gewohnheit von Generation zu Generation erhalten werden, zu all dem, was „morgen gilt, weil's heute hat gegolten", gehört auch die Nachbleibestunde oder, wie sie mit unschönem, polizeimäßigem Namen auch genannt wird, die Arreststunde.

Einen vernünftigen Sinn hat diese Strafe nur in folgendem Falle. Fertigt ein Schüler seine häuslichen Arbeiten nachlässig an, läßt er es trotz Ermahnung und Tadel an Fleiß fehlen, so kann man ihn nach Schluß des Unterrichts in der Schule zurückbehalten, läßt ihn das Versäumte nachholen und zeigt ihm so, daß ihm die Arbeit nicht erspart bleibt und sich nur unter unangenehmeren Formen vollzieht. In diesem Sinne allein läßt auch die Verfügung vom 2. 5. 1867 die Strafe des Nachsitzens zu und verlangt zudem, daß in jedem Falle dem Direktor vorher davon Mitteilung gemacht werde[1]). Voraussetzung sollte natürlich bei dieser Strafe sein, daß der Lehrer, dessen Anforderungen

---

[1]) Zentralbl. f. d. gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen 1868 S. 9; A. Beier, Die höheren Schulen in Preußen u. ihre Lehrer, 2. Auflage Halle 1902, S. 222. Von dieser Strafe unterscheidet die Verfügung den Arrest hinter verschlossenen Türen, jedoch nur „unter Beschäftigung mit schriftlichen Arbeiten"; er darf nur von der Lehrerkonferenz verhängt werden, also eine Form der Strafe, die sonst meist Karzer genannt wird.

nicht erfüllt waren, nun selbst die Arbeit überwacht, dem Schüler, wo es nötig ist, die erforderliche Anleitung gibt und ihn erst entläßt, wenn das Pensum zu seiner Zufriedenheit erledigt ist. Diese für den Schüler unter Umständen recht nützliche Arbeitsstunde bedeutet aber einerseits eine starke Zumutung für den einzelnen Lehrer, andererseits ist es, wenigstens in den großen Städten, wegen des Straßenverkehrs nicht zulässig, die Schüler ohne Wissen der Eltern über die gewöhnliche Zeit hinaus in der Schule zu behalten.

Stand nun wenigstens in dem angenommenen Falle Schuld und Strafe in einem inneren Verhältnis, so fehlt dies dagegen gänzlich, wenn man einen Schüler z. B. wegen Unordnung, wegen Ungezogenheit, oder weil er gelogen hat, nachsitzen läßt. Mag auch die Freiheitsberaubung an sich empfindlich sein und deshalb in vielen Fällen wirksamer als andere Mittel erscheinen, mag sich ferner damit auch der Charakter der Ehrenstrafe verbinden, es bleibt doch mißlich, daß nun die Stunde irgendwie mit Arbeit ausgefüllt werden muß. Die Arbeit wird hier notwendig zur Strafarbeit, also einer Kategorie der Arbeit, die offiziell verpönt ist. Während sie sonst aber nur noch im geheimen ihr Dasein führt, wird sie hier sanktioniert; während man sonst den Schüler daran zu gewöhnen sucht, in der Arbeit die notwendige Vorbedingung seines Wissens und Könnens zu sehen, gibt man hier zu, daß er eigentlich recht hat, wenn er in ihr zunächst eine Unannehmlichkeit sieht. Oder was soll der Schüler denken, wenn er in der Nachbleibestunde, wie sonst zu Hause, ein deutsches Stück in eine fremde Sprache oder ein Kapitel aus dem Caesar ins Deutsche zu übersetzen hat, vielleicht weil er sich mit einem Mitschüler geprügelt hat!

Vollends verkehrt erscheint die Maßnahme, wenn sie so gehandhabt wird, daß nicht die Strafe der Ungehörigkeit auf dem Fuße folgt, sondern an einem bestimmten Wochentage und zur festgesetzten Zeit sich alle Schüler in der „Nachbleibeklasse" versammeln, die innerhalb der letzten Woche eine „Stunde" erhalten haben. Den Kindern vergeht die Zeit bekanntlich langsam; was kann sich alles für sie innerhalb einer Woche ereignen! Welch ein Widersinn, daß ein Knabe, der am Montag seine Vokabeln nicht gewußt hatte, vielleicht nun am Sonnabend nachsitzt, — eigentlich doch, um jetzt erst jene Vokabeln zu lernen! In vielen Fällen kann inzwischen das Unrecht längst wieder gut gemacht sein. Wenigstens wird sich der Schüler, wenn ihm die Erteilung der Strafe Eindruck macht, bemühen, dies zu erreichen. Weiß er jedoch, daß er in jedem Falle noch nachbleiben muß, so wird dies Bewußtsein nicht gerade anspornend wirken.

Nun versammeln sich also groß und klein in der Nachbleibeklasse, ordentliche Jungen, die doch einmal das Verhängnis ereilt

hat, und alte Sünder, die „Stammgäste". Welchen Eindruck muß da der Knabe von Ehrgefühl gewinnen, der sich schämt, zum erstenmal in dieser Gesellschaft zu erscheinen, wenn er sieht, wie andere gleichgültig oder sogar ganz vergnügt zum Absitzen dieser Strafe antreten! Es gehört dann eigentlich bloß noch dazu, daß es dem die Aufsicht führenden Lehrer, der naturgemäß nur einen Teil der Arrestanten kennt und über Person und Schuld der andern kein Urteil hat, auch an der rechten Disziplin fehlt, und daß die Stunde sich zu einem allgemeinen Vergnügen gestaltet. Daß es eigentlich überhaupt eines Lehrers unwürdig ist, die Funktionen des Büttels und Gefängniswärters zu übernehmen und womöglich allein zu diesem Zwecke sich nach der Schule zu begeben, sei nur nebenbei bemerkt. Übrigens ist schon in der Verfügung vom 14. 12. 1898 der Wunsch ausgesprochen, daß die Einrichtung „gemeinsamer Nachsitzstunden", wo sie etwa noch besteht, künftig in Wegfall komme[1]).

Viele werden das Vorhandensein der geschilderten Übelstände zugeben, aber trotzdem der Ansicht sein, daß man diese mit in Kauf nehmen müsse, weil die Schule die Institution selbst nicht entbehren könne. So sieht auch A. Matthias trotz aller Bedenken im Arrest eine — wenn auch schwache — Stütze für die Aufrechterhaltung der Gesamtordnung und manchmal ein refugium pädagogischer Schwäche, die in ihr Nichts versinken würde, wenn ihr die Schule dieses Mittel nicht noch freundlich zur Verfügung stellte[2]). Mir scheint indessen, wir könnten sehr gut ohne diese Einrichtung auskommen. Je besser und anregender der Unterricht selbst ist, je mehr der Lehrer durch seine ganze Persönlichkeit das Vertrauen und die Anhänglichkeit seiner Schüler zu erwerben weiß, desto weniger bedarf er der eigentlichen Strafmittel. Ein rechtes Wort, zur rechten Zeit gesprochen, wirkt dann oft schon mehr als alle diese. Ferner bleibt uns ja die Möglichkeit, einen Tadel im Klassenbuch und auf der Zensur zu verzeichnen. Freilich sollte es selbstverständlich sein, daß nicht jede Kleinigkeit — etwa einmaliges Vergessen eines Buches, was auch Erwachsenen und selbst Lehrern begegnen soll — schriftlich festgelegt wird[3]). Wirken diese Tadel nicht mehr oder hat sich der Schüler etwas Erhebliches zu schulden kommen lassen, so können wir mit dem Vermerk im Klassenbuch, der nun, zur Unterscheidung von jenen, Verweis oder Rüge

---

[1]) Zentralbl. 1899 S. 279; Beier a. a. O., S. 223.

[2]) Praktische Pädagogik, 2. Auflage München 1903, S. 187. Er mahnt aber zu größter Vorsicht und möglichst sparsamer Anwendung und setzt voraus, daß stets der Lehrer, der die Strafe verhängt hat, die Aufsicht führt. — Zu ähnlichen Ergebnissen wie der Verf. gelangt dagegen H. Schiller (Handbuch der praktischen Pädagogik, 4. Auflage, Leipzig 1904, S. 221—222).

[3]) Über die mechanische Fixierung und Summierung aller Tadelsurteile vgl. W. Münch, Geist des Lehramts, Berlin 1903, S. 197 und A. Matthias a. a. O. S. 200.

genannt werden mag, die **schriftliche Mitteilung** an die Eltern verbinden[1]). Diese Mitteilung an die Eltern ist ja gerade das, was beim Verhängen des Nachbleibens auf die Schüler am meisten zu wirken pflegt, was vielen die Strafe erst empfindlich macht. Behalten wir also das wirksame Ingrediens der alten Strafe, indem wir auf den äußerlichen Strafakt selbst verzichten!

Vielleicht könnte jemand einwenden, mit einer solchen Mitteilung bekenne sich der Lehrer zu der Annahme, daß auf andere Weise die Eltern nichts von dem Vergehen erführen, es sei aber doch die Pflicht der Kinder, von allem in der Schule Vorgefallenen, also auch von den Tadeln, zu Hause zu erzählen, und somit bedeute ein solcher schriftlicher Verweis nebst Mitteilung gar keine Steigerung der Strafe. Allein abgesehen davon, daß ein so ideales Verhältnis recht selten ist, die meisten Schüler vielmehr, was sie begangen haben, zu verschweigen suchen: der Lehrer kann sich auf den Standpunkt stellen, daß, wenn auch schon die Eltern durch die Kinder von der Strafe erfahren, er selbst doch seinerseits das Vergehen für erheblich genug ansieht, um den Eltern davon eine Darstellung zu geben und um zugleich deren Einwirkung und Mithilfe anzurufen. Selbstverständlich dürfen also nicht Kleinigkeiten auf diese Weise nach Hause gemeldet werden, sondern nur Dinge, an deren Abstellung Eltern und Lehrer ein gleiches Interesse haben — oder doch haben sollten. Sind wir der Unterstützung durch das Haus nicht sicher, so werden auch Schulstrafen wie das Nachbleiben nichts nützen.

Versagt nun auch die wiederholte Anwendung des schriftlichen Verweises, so bleiben der Schule immer noch als letzte Mittel die Erteilung des consilium abeundi und schließlich die Entfernung des Schülers.

Die gegen das Nachbleiben erhobenen Bedenken richten sich natürlich auch gegen die verschärfte Form der Strafe, gegen den Einzelarrest oder die **Karzerstrafe**. Es wäre demnach m. E. das Richtigste, auch diese abzuschaffen. Den Schüler aber etwa ohne Beschäftigung und ohne Aufsicht stundenlang einsperren, hieße ihn geradezu zum Unfug herausfordern. Daß endlich in den Augen der Schuljugend auf dem Karzer nicht ein Makel, sondern ein studentischer Nimbus ruht, ist schon wiederholt hervorgehoben worden[2]).

Berlin. **R. Wessely.**

---

[1]) Daß diese nur als portopflichtige Dienstsache durch die Post befördert und nicht etwa dem bestraften Schüler selbst die Übergabe an die Eltern zugemutet werden darf, braucht wohl kaum mehr besonders betont zu werden. (Vgl. die Verfügungen vom 18. 4. 1901 und 18. 3. 1903, Beier a. a. O. S. 247 und erstes Ergänzungsheft, 1904, S. 33).

[2]) Trotz der von ihnen selbst erhobenen Bedenken meinen aber auch Pädagogen wie Matthias, Münch und Schiller auf die Karzerstrafe nicht ganz verzichten zu können (vgl. die angeführten Schriften).

Eine Umfrage würde wahrscheinlich ergeben, daß der Zopf, den der Verfasser des voranstehenden Aufsatzes abschneiden will, an manchen Anstalten überhaupt nicht mehr getragen wird, sicher nicht in der Form, wie er vor zwanzig Jahren Mode war. Daß man ohne diese Einrichtung ganz gut auskommt, kann ich erfahrungsgemäß bezeugen. An der Anstalt, der ich vorstehe, ist dieser Zopf vor länger als einem Jahrzehnt beseitigt und ein Verfahren genau so, wie Wessely es vorschlägt, eingeführt worden. Und anderswo ist es, wie ich weiß, ebenso oder ähnlich, nur daß man bei schwerem Disziplinarvergehen eines Schülers an der sogenannten Karzerstrafe festhält, die in einem Klassenzimmer verbüßt wird.

Berlin. H. J. Müller.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

1) Verhandlungen des Zweiten allgemeinen Tages für deutsche Erziehung. Weimar, 12. bis 14. Juni 1905.

„Es wird sich nicht alle Tage eine so eigenartige Gesellschaft zusammenfinden“, meint der Vorsitzende Arthur Schulz in seiner Begrüßungsansprache; darin hat er ohne Zweifel recht. Dr. med. Georg Liebe meint, Goethe werde wohl aus olympischen Höhen die Versammlung stark unter seine oft benutzte kritische Lupe nehmen; darin hat er nicht recht. Goethe, dessen tiefe Geistesbildung zum guten Teil auf der Grundlage klassischer Studien beruht, dessen dichterisches Schaffen und künstlerisches Wirken ohne Kenntnis des klassischen Altertums gar nicht verstanden werden kann; Goethe, der gesagt hat: „wenn unser Schulunterricht immer auf das Altertum hinweist, das Studium der griechischen und lateinischen Sprache fördert, so können wir uns Glück wünschen, daß diese zu einer höheren Kultur so nötigen Studien niemals rückgängig werden“, und der den Wunsch äußert: „möge das Studium der griechischen und römischen Literatur immerfort die Basis der höheren Bildung bleiben“; Goethe würde den Blick von diesem barbarischen Treiben unwillig wenden. Denn auf die Zerstörung der Altertumsstudien und ihrer Pflegestätte, des Humanistischen Gymnasiums, haben sie es abgesehen. Arthur Schulz tut den feierlichen Schwur: „die Herren mögen sich merken, solange unser Verstand noch denkt, unser Herz noch schlägt und Blut in unsern Adern fließt, wollen wir nicht rasten und nicht ruhen, bis sie herunter sind vom hohen Roß, bis das Gymnasium, das so unendliches Weh über unser Volk gebracht hat, zertrümmert ist“. Herunter müssen sie, diese Altphilologen. Sie, als die bestellten Führer der Jugend zur Wahrhaftigkeit, hätten die Pflicht, „aufzustehen und als freudige Vertreter des Rechtes und der Wahrheit die öffentliche Unduldsamkeit und Lüge zu bekämpfen. (Lebhaftes Händeklatschen). Sie tun es aber nicht. Und so kann man sagen, sie gehen uns in der Lüge und Heuchelei voran, nicht aber im Idealismus“. —

Was soll denn nun aber an die Stelle der bestehenden höheren Schulen — auch Realgymnasium und Oberrealschule taugen nichts — gesetzt werden? Eine einheitliche deutsche Volksschule. Wie sieht die aus? Das erfahren wir nicht so recht. Nur so viel leuchtet ein, daß alles auf den Kopf gestellt wird. Aus der Gegenwart ist die Vergangenheit zu verstehen, nicht umgekehrt; vor den fremden Sprachen sind unsere Knaben so lange zu behüten, bis sie der Muttersprache vollkommen Herr geworden sind, und das, obwohl Goethe gesagt hat: „wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen". Für die Beschäftigung mit der lateinischen und griechischen Sprache bleibt jedenfalls erst in den obersten Klassen Raum. Die Frage, ob dann überhaupt noch etwas darin geleistet werden kann, kümmert den deutschen Erzieher nicht. Macht nur reine Bahn, dann wird alles von selbst gehen! Eröffnet jedem Volksschullehrer den Zugang zur Universität, so wird sich daraus allmählich „von selbst" ein einheitlicher Lehrerstand entwickeln. „Los von Rom, los von Griechenland, los von Juda! Was wir zuerst für unsere Jugend erstreben müssen, ist die feinste Bildung in der deutschen Geschichte, Sprache, Literatur, Kunst, Philosophie, Naturwissenschaft usw. Sie sehen also, wie sich eine naturgemäße Erziehung tatsächlich ganz von selbst zur volkstümlichen gestaltet". Ist das nicht köstlich, dieses „Sie sehen also", obschon nichts vorher gesagt worden ist, aus dem man etwas ersehen könnte?

So viel von der ersten Rede. Sie gibt den Grundton an, auf den die folgenden zumeist gestimmt sind. Wir beschäftigen uns nur mit denen der Herren Gurlitt und Förster, weil beide Gymnasiallehrer sind und zu den seltenen Vögeln gehören, die ihr eigenes Nest beschmutzen.

Gurlitt will über die Erziehung zur Wahrhaftigkeit sprechen, sagt aber nicht, wie das zu machen ist, sondern verliert sich in allerlei mehr oder minder burleske Redensarten über die verschiedenen Klassen von Wahrheit. Daß wir zwischen Tatsachen und Satzungen einerseits, erkenntnistheoretischen (metaphysischen), religiösen und sittlichen Wahrheiten andererseits unterscheiden müssen, brauchte uns nicht mit einem solchen Wortschwall gepredigt zu werden. Daß wir alle nicht im Besitze der absoluten Wahrheit sind, sondern nur Wahrheitsucher sein können, geben wir Gurlitt so bereitwillig zu wie Lessing; aber er hätte nicht Goethe, Schiller, Nietzsche in einem Atem zusammen nennen sollen, das klingt ein wenig komisch. Auf seine Diatribe gegen dogmatisches und kirchliches Christentum einzugehen, verbietet uns die Würde des Gegenstandes. Wir beschränken uns auf ein paar Proben von Gurlitts Denk- und Redeweise. Auf S. 36 lesen wir: „Und nun die Grammatik, von der unser bekannter Prof. Oskar Jäger, diese Säule des Gymnasiums, die nun auch schon geborsten ist, so stolz bekennt: schon an dem Satze *terra est rotunda*

werde der Schüler in wissenschaftliche Arbeit eingeführt und zur Wahrheit erzogen. Erziehlicher Wert liegt in dieser Mitteilung keineswegs. Die Grammatik sagt freilich: es heißt *agricola strenuus*, ja nicht etwa *strenua*. Das eine sei eben Wahrheit, das andere falsch. Aber das ist doch dem Jungen vollständig gleichgültig. Und es ist auch gar nicht Wahrheit, sondern nur Satzung, Dogma, daß es so heißt. Die Leute haben allerdings vor 2000 Jahren in Rom so gesprochen, aber ohne innern logischen Zwang, rein nach dem Herkommen, und zumal — was geht das meinen Sohn an? Wenn sich die römische Sprache dahin entschieden hätte, *agricola strenua* zu sagen, so wäre eben dies wahr! Diesen ganzen Unsinn lernt man erst richtig schätzen, wenn man ins Ausland kommt. In der Schule lernte ich 10 Jahre lang, es heiße *mulier*, da erfahre ich, wie ich nach Italien komme, es heißt *mollie*. Mit dem Gewissen des Jungen hat es gar nichts zu schaffen, ob er so etwas weiß oder nicht weiß, und wenn er 50 Fehler im Extemporale macht, so bleibt er trotzdem ein ehrenwerter Junge, dem keiner seiner Kameraden deswegen die Freundschaft kündigt". Ehrenwert wohl, aber auch dumm vielleicht und faul und flüchtig. Doch ich will hierüber kein weiteres Wort verlieren, möchte aber gegen Gurlitt die Worte einer Genossin anführen, die über die Erziehung zur deutschen Frau und Mutter gesprochen hat. Fräulein Dr. Selma von Lengefeld sagt: „Heutzutage ist für einen gebildeten Menschen fast unentbehrlich, mindestens eine fremde Sprache so zu beherrschen, daß er sie verstehen und selbst etwas sprechen kann. Die Sprache ist ein lebendiger Organismus, der in ständigem Wandel begriffen ist, und diesen Wandel, dieses Leben der Sprache kann man den Schülerinnen in den oberen Klassen wohl klar machen durch Heranziehen anderer Sprachen und ihnen die Sache sehr interessant machen. Die verschiedenen Methoden, auch die Berlitz Schools, sind nicht die richtigen, vielmehr ist das der wahre Drill. Der Grammatikunterricht muß anders gehandhabt werden als jetzt, aber ohne ihn können wir nie eine Sprache gründlich lernen und so, daß wir sie auch behalten, wenn wir sie einmal eine Zeitlang nicht sprechen oder hören. Herr Prof. Dr. Gurlitt war gestern so ungehalten darüber, daß der Schüler lernen muß *agricola strenuus* und nicht sagen darf *strenua*, wenn er dies lieber tut. Nach dem Grundsatz allerdings brauchen wir keine Grammatik, dann ist ja auch der Berliner vollkommen im Recht, wenn er überall 'mir' statt 'mich' sagt. Übersetzungen, wenn sie noch so gut sind, sind Diamanten ohne Fassung; ein Teil des Glanzes geht verloren, denn Form und Gehalt sind nicht zu trennen, wenn man das vollendete Kunstwerk genießen will". — Noch ein Pröbchen Gurlittscher Weisheit. „Auf dem Gebiete der Mathematik gibt es untrügliche Wahrheiten. Wir glauben auch, daß die Sinne uns ehrliche Wahrheitsverkünder seien. Wenn

man dann aber Kants Kritik der reinen Vernunft liest, so schwindet auch diese Zuversicht". Beim Hunde, was sucht der Mann uns aufzuschwatzen! Wie? Kant soll die Wahrheiten der Mathematik angefochten und das Zeugnis der Sinne verworfen haben? Eine dreiste Behauptung. Doch seien wir billig. Der Mann gesteht selbst, er sei fast 50 Jahre alt geworden, bis er den Mut hatte, selbst zu denken. Daher erklärt es sich denn, daß er Kant so kläglich mißverstanden hat. Philosophie vermag nicht jeder zu verstehen, aber logisch denken sollte jeder können, der öffentlich spricht oder schreibt. Ist es logisch zu schließen: weil, wie überall, so auch auf dem Gymnasium gelogen wird, darum erzieht das Gymnasium systematisch zur Lüge? Wir geben uns die größte Mühe, den Schülern das Lügen abzugewöhnen; wir suchen sie durch Zucht und Vermahnung, durch Lehre und Beispiel zur Wahrhaftigkeit zu erziehen: tut nichts, das Gymnasium wird verdammt. In der neuen Schule dagegen wird alle Sünde ausgelöscht sein, werden alle Tugenden blühen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen. Denn also spricht Gurlitt: „Nicht Roß noch Reisige Schirmen die steile Höh', Da Fürsten stehn. Wohl aber schützt sie Liebe des freien Mannes. Frei aber ist nur wer im Dienste der Wahrhaftigkeit steht. Wir sind hier zusammengekommen, um solche freie deutsche Männer zu schaffen, zusammengekommen in der Stadt, wo Goethe, Schiller, Nietzsche diese Aufgabe bereits zu lösen arbeiteten. Immer muß das auch unsere Aufgabe sein und bleiben. (Bravo!) Und wir werden nicht ruhen, bis auch die Fürsten auf uns sehen und uns als ihre treuesten Männer erkennen lernen. Mögen diese Fürsten nur sorgen, daß sie dereinst dann all der opferfreudigen Liebe und Treue ihrer freien deutschen Männer und Frauen auch wert seien!" (Lebhaftes, begeistertes Händeklatschen. Bravos!)

Wir klatschen nicht in die Hände, sondern fragen wißbegierig: Wie wollt ihr das machen? Wie soll die Schule aussehen, in der ihr solche Edelmenschen „schaffen" wollt? Bisher haben wir eine Antwort nicht erhalten; sehen wir zu, ob sie uns Prof. Dr. Förster in seinem Vortrag über die Wirkungen des Gymnasiums auf das öffentliche Leben gibt.

Redete Gurlitt nach Art eines Naturburschen frisch darauf los, so schießt Förster in überlegter Bosheit seine giftigen Pfeile auf die höheren Schulen ab, besonders auf das Humanistische Gymnasium, das an allem Unheil die Hauptschuld trägt. Es befördert die drei großen Lügen, die durch unser ganzes öffentliches Leben gehen: die religiöse oder besser die theologische, die klassisch-humanistische, die patriotische. Es züchtet sogenannte Gebildete, die in der Welt zu nichts taugen. Denn dieser „Gebildete" ist neutral in allen großen Fragen, die unsere Zeit bewegen. Er weiß nichts von Rassenfragen und alldeutscher, ja allgermanischer Gesinnung und Staatskunst; er läßt sein Volk in dem Zwiespalt

von knechtendem Großbesitz (Kapitalismus) und besitzlosem Proletariat ruhig zugrunde gehen und lehnt sich nicht auf gegen die Verwüstungen römischer Rechtsbegriffe; er ist Weltbürger, nicht bloß klassisch, sondern auch byzantinisch gebildet; er schwärmt für Gewissensfreiheit, politische Rechte und persönliche Freiheit, erhebt sich aber nicht zornig gegen ihre Mißachtung und Verletzung, kämpft nicht gegen Impfzwang und Vivisektion; nicht einmal Mitglied eines Tierschutzvereins ist er. Und um dieses Gymnasium, das so schauderhafte Früchte zeitigt, zu schützen, bilden sich gar noch Gesellschaften! Es ist unerhört. Aber zu fürchten braucht man sich vor ihnen nicht. Sie sind meist Heuchler, diese Herren, denen es um ihre Gottähnlichkeit bange wird; der Herdensinn oder die Hammelhaftigkeit des Menschen treibt sie zum Anschluß an die vermeintlichen Autoritäten, „namentlich wenn eine solche fleischgewordene Autorität das rednerische und dialektische Zeug hat, sich im Sturme den Minnesold der ahnungslos überrumpelten Hörer zu erringen, sie geschickt zu harangieren oder 'harnackieren'". (Hier verzeichnet der Bericht kein Au!) — Von den Zorn- und Wutausbrüchen haben wir nun wohl genug. Erwähnen wir etwas Erfreulicheres. Förster preist nämlich das „wunderbare, einheitliche, in der Art seines Werdens und Schaffens vorbildliche Hellenentum". Und von dem sollen wir nichts lernen? Doch, wir sollen von ihm lernen, nur nicht so mühsam und verkehrt wie auf dem Gymnasium. „Was am Altertum bleibend groß, wahr, schön ist, das möge in dem Rahmen eines groß angelegten und alles menschliche Schaffen umfassenden Geschichtsunterrichtes untergebracht werden, eines Geschichtsunterrichtes, bestehend vor allem in der Anleitung zur Heldenverehrung, der Helden des Schwertes, des Staatsruders, des Wortes, der Feder, der Künste und Wissenschaften". Also über den Homer, über Thukydides und Demosthenes, über Platon und Sophokles sollen wir zu den Schülern in hohen Tönen reden, aber den Homer, den Thukydides und Demosthenes, den Platon und Sophokles selbst lesen, und zwar in der Ursprache, sollen die Schüler nicht? Oder wie will der Redner verstanden sein? Wenn wir doch nur erführen, wie die Herren ihre großen Pläne auszuführen gedenken, wie die deutsche Schule der Zukunft aussieht! Auf unsere wiederholte Frage erhalten wir auch von Förster keine Antwort. Denn das ist doch keine Antwort, wenn er verspricht, „einen zugleich schönen und gesunden, weiten, luftigen, sonnigen Bau zu errichten, in edlem, deutschem Stile, einfach aber groß, würdig und schön". Dergleichen Redensarten sind tönendes Erz und klingende Schelle. Auch folgendes sind Phrasen: „Wir gehen aufs Ganze, weil wir das, was wir wollen, im Plane klar vor Augen haben: die deutsche Schule in einheitlichem, vierfachem Aufbau: Volksschule, Mittelschule, Oberschule, Hochschule, eine Stätte deutscher Bildung und Erziehung, befreit hier von dem Schutte und Gerümpel

theologischen oder philologischen Wissens, das wider Recht und Vernunft allgemeiner, vielleicht gar alleiniger Bildungswert zu sein beansprucht; und dadurch frei geworden für so vieles Herrliche und Notwendige, das nun Raum und Zeit findet, ja dessen weniger verlangt, als durch die Aufräumung frei geworden ist". Elendes Wortgeklingel! Nichts von Lern- und Lehrstoff, nichts von einem Lehrplan, von der Organisation dieser Zukunftsschule. Das alles scheint noch Geheimnis zu sein. Warten wir also, bis der Schleier gelüftet wird.

Förster liebt es, sich in die Brust zu werfen — „wir sind dazu da, uns mausig zu machen", sagt Gurlitt —, und ruft uns herausfordernd zu: „Wer nun anderer Meinung ist, der zetere und schimpfe nicht; der widerlege uns mit guten Gründen!" Nun, das Zetern und Schimpfen ist nicht auf unserer Seite. Und widerlegen? Widerlegen kann man nur Behauptungen, die einigen Sinn und Verstand haben. Wer die Sonne am hellen lichten Tage leugnet, dem kann man nicht beweisen, daß sie scheint. Wer behauptet, Deutschland sei trotz Kaiser Wilhelm I. und Bismarck geeinigt worden, dem wendet man kopfschüttelnd den Rücken. Schmähungen, die blindwütig gegen das Gymnasium ausgestoßen werden, bezeugen bloß die geistige Ohnmacht seiner Verächter. Widerwärtig aber ist dieses Pochen auf die eigene Weisheit, die es doch über hohle Phrasen nicht hinausbringt; und die Philologen, die Verwalter und Pfleger der humanistischen Bildung als Feiglinge, Heuchler und Dummköpfe herunterzureißen, das ist unter aller Kritik.

2) Gymnasium und Kulturstaat. Offener Brief an Herrn Dr. A. Kalthoff, Pastor an St. Martini, von Prof. Dr. E. Ziegeler, Oberlehrer am Alten Gymnasium zu Bremen. — Bremen, Rühle u. Schlenker 1905. 12 S. 8. 0,25 ℳ.

Der bekannte Pastor Kalthoff hat in einer Broschüre „Schule und Kulturstaat" behauptet, das Lebensideal der privilegierten Stände in Deutschland schaue sehnsüchtig zurück in eine entschwundene, künstlich herausgeputzte Vergangenheit, zu dem Griechentum und dem Römertum, und hat gemeint, solange dieses doppelte Lebensideal, das griechische und das lateinische, als das Ideal der sogenannten klassischen Bildung, die führenden Geister der Nation beherrsche, sei an eine Entwickelung des Schulwesens im Sinne und Geiste des Kulturstaates nicht zu denken. Ihm wird von Ziegeler mit überlegener Sachkenntnis ebenso ruhig als gründlich heimgeleuchtet. Der Fachmann beweist dem Dilettanten schlagend, daß er weder von der Entwickelung der Philologie seit Fr. A. Wolf noch von der Behandlung des Altertums im deutschen Gymnasium, deren Art durch kernige Sätze formuliert wird, eine hinreichende Kenntnis besitzt. Er führt ihn durch den Hinweis auf die Lektüre des Sallust, des Cicero (4. Verrine) und Tacitus vornehmlich ad absurdum mit seiner Behaup-

tung, allen reaktionären Gewalten empfehle sich das Römertum dadurch, daß es den Typus eines bis zum Wahnsinn gesteigerten Zäsarismus geschaffen habe. Kalthoff will dem Leser weismachen, das Studium des Altertums sei längst nicht mehr Bildungszweck, nicht mehr ein Wertfaktor menschlicher Kultur; Ziegeler betont demgegenüber mit Recht, daß über den Wert dieses Studiums nur der ein Urteil zu fällen befugt sei, der ihn an sich selbst erfahren habe. „Es ist wie mit dem Christentum. Wer seinen Wert weder an sich noch an andern erfahren hat, der wird jedem Beweise für seine Wahrheit und Wichtigkeit unzugänglich sein. So wird, wer nicht von dem Werte einer historischen Bildung überzeugt ist, beharrlich leugnen, daß die klassischen Studien geeignet sind, den Verstand, das Gemüt, die Phantasie und den Willen unserer Jugend wohltätig zu beeinflussen". Wenn vollends Kalthoff schreibt, das Altertumsstudium sei bloß noch ein Mittel zum Zweck der Aufrechterhaltung alter Standesprivilegien, ein Weg zur Erlangung bürgerlicher Berechtigungen, so flunkert er bedenklich; denn er muß wissen, daß das Gymnasialmonopol seit fünf Jahren aufgehoben ist, daß aber trotzdem Leute, die gar keine Privilegien beanspruchen, von dem hohen Werte dieses Studiums überzeugt sind, z. B. Bremer Fabrikanten und Großkaufleute, die auch jetzt noch den Gymnasialabiturienten gern als Lehrling auf ihrem Kontor sehen.

Indessen nehmen wir Herrn Kalthoff nicht gerade tragisch. Seine Kritik ist rein negativ, also unfruchtbar. Bis die Schule des Kulturstaates auf den Trümmern des Gymnasiums emporsteigt, wollen wir ruhig warten. Jedem aber, der sich über das Wesen der gymnasialen Bildung in aller Kürze und Bündigkeit unterrichten will, empfehlen wir angelegentlich das ausgezeichnete Schriftchen von Ziegeler.

Blankenburg am Harz. H. F. Müller.

John Dewey, Schule und öffentliches Leben. Aus dem Englischen übersetzt von Else Gurlitt. Mit einleitenden Worten von Ludwig Gurlitt. Berlin 1905, Hermann Walther. IV u. 72 S. 8. 1,50 *M.*

In dem Vorwort spricht sich L. Gurlitt in seiner bekannten temperamentvollen, die Worte nicht wägenden Weise dahin aus, daß unser Volk den Widerspruch zwischen den jetzt bestehenden Schulen und den Anforderungen des öffentlichen Lebens schmerzlich empfinde; daraus folge, daß eine der dringendsten kulturellen Aufgaben unserer Zeit eine tiefgreifende Reform unseres gesamten Erziehungswesens sei. Der Anfang damit müsse an den Volksschulen gemacht werden, welche stehen geblieben seien, während die Zeit gebieterisch voranschreite. Dadurch habe die Volksschule ihre das Leben bestimmende Gewalt auf ihre Zöglinge und die Achtung der niederen Stände vielfach eingebüßt. Seien doch selbst die

drei Millionen Stimmen, welche bei der letzten Reichstagswahl den Sozialdemokraten zufielen, zum großen Teil mit durch die Volksschulen mit ihrem veralteten Geiste verschuldet worden (!!). Daher sollte man allen denjenigen Bestrebungen rege Teilnahme zuwenden, welche eine rechtzeitige Rettung in Aussicht stellen. Alles dieses enthält zweifellos die stärksten Übertreibungen. Nach unseren Erfahrungen ist das Gegenteil der Fall; das Volk hat vor der Schule noch immer eine große Achtung. Unter Berufung auf einen Ausspruch und das Urteil W. Münchs nennt Gurlitt nun als einen trefflichen Führer auf diesen Geistesbahnen den amerikanischen Pädagogen John Dewey. Dieser richte seine Kritik gegen amerikanische Schulen, dieselbe treffe aber auch die deutschen; auch seine positiven Vorschläge seien nicht allein für Amerika, sondern auch für Deutschland beachtenswert. Gewiß werden wir dem Schreiber des Vorworts ohne weiteres recht geben, wenn er sagt, daß wir auf diesem Gebiete viel Nützliches von den Amerikanern lernen können; wir dürfen aber darüber nicht vergessen, daß unsere deutsche Volksschule in mancher Beziehung geradezu vorbildlich ist.

Die Schrift setzt das Verhältnis der Schüler zu dem öffentlichen Leben in 4 Vorträgen auseinander: I. Die Schule und der soziale Fortschritt. II. Die Schule und das Leben der Kinder. III. Vergeudung in der Erziehung und IV. Drei Jahre der Universitäts - Elementarschule. Im I. Abschnitt zeigt Verf., wie es darauf ankomme, die Entwickelung der neu anzubahnenden Erziehung mit der übrigen Entwickelung unserer staatlichen Verhältnisse in Beziehung zu setzen. Am auffälligsten seien neuerdings die Errungenschaften auf industriellem Gebiete, die Anwendung der Naturwissenschaften in den großen Erfindungen, durch welche die Naturkräfte in einer ungeheuren, schier unfaßlichen Ausdehnung nutzbar gemacht wurden. Ganz verschieden von dem jetzigen Maschinensysteme seien das frühere Haushalts- und Nachbarschaftssystem gewesen, bei dem sich die ganze damals gekannte industrielle Tätigkeit im Haushalte selbst abgespielt oder sich doch um diesen gruppiert habe. Damals sei die ganze Erziehung auf die Beobachtung, auf die Erweckung des Scharfsinnes, der schaffenden Einbildungskraft zum folgerichtigen Denken, zum klaren Verstande durch diese unmittelbare Berührung mit der Wirklichkeit gerichtet gewesen. So müsse denn der Unterricht und die Erziehung neuerdings umgestaltet werden. Der sogenannte Handfertigkeitsunterricht (das Arbeiten in den Werkstätten und die Anleitung zu den Haushaltungskünsten wie Nähen und Kochen), den man vielfach eingeführt habe, sei für diese Zwecke nicht genügend. Die Schule stehe so abseits, sei so isoliert von dem übrigen Leben, daß der Ort, zu dem wir unsere Kinder zur Erziehung schicken, zugleich der Platz innerhalb der ganzen Welt sei, wo es die größten Schwierigkeiten

mache, sich Erfahrung zu erwerben. So müsse denn bei Einführung verschiedener praktischer Tätigkeiten in die Schule zugleich der ganze Geist der Schule erneuert werden. Die Schule sei mit dem Leben zu verbinden. Eine Verbindung aller Naturwissenschaften finde sich im erdkundlichen Unterricht. In diesem Sinne sei derselbe auszunutzen. Verf. legt dies näher dar an dem Studium der Faser bis zu deren Verwandlung in ein Gewebe. Soziale Aufgabe sei es, darauf hinzuwirken, daß der, welcher eine Arbeit leiste, sie mit Verständnis leiste, indem er sich über die Methode klar mache, die er anwende, und über den Nutzen dessen, was er anfertige, damit ihm seine Tätigkeit selbst etwas bedeute. In diesem Sinne müsse die Schularbeit betrieben werden. Unsere jetzige Erziehungsweise sei aber im höchsten Grade spezial, einseitig und engherzig; sie werde fast ausschließlich von dem mittelalterlichen Begriffe des Wissens beherrscht. Bei der größeren Mehrzahl (das zeigten die ziffernmäßigen Zusammenstellungen) der Schulbevölkerung in Amerika seien die rein geistigen Interessen nicht vorherrschend. Da müsse man die Erziehungs-Grundsätze und Ziele in einer weniger exlusiven Art auffassen lernen, man solle in den Erziehungsplan den Schaffenstrieb mit hineinziehen, der bei denen vorherrsche, deren Hauptinteresse das Schaffen, das Tun sei; dann werde der Einfluß der Schule auf die Zöglinge ein viel lebhafterer, andauernder und veredelnderer sein. Ja, die Schule solle man zu einem Gemeinwesen im kleinen machen, in dem die einzelnen Glieder sich in praktischer Arbeit betätigen. — In den Ideen des Verf. ist ein wahrer Kern nicht zu verkennen; es läßt sich auf dem von ihm gewiesenen Wege, den wir kurz zu skizzieren versucht haben, eine für das Leben recht geeignete Jugend erziehen. Ähnliche Gedanken sind übrigens auch früher schon geäußert worden. Ob jedoch alles das, was Verf. erstrebt, erreichbar ist, steht dahin. Wir möchten doch stark in Zweifel ziehen, ob die Schule die dafür erforderliche Zeit verfügbar hat, so daß z. B. der erdkundliche Unterricht in der gewünschten Art erteilt werden kann. In Deutschland haben ja manche (namentlich größere Städte) die Verbindung des Schulunterrichts mit der Praxis des Lebens angestrebt. Das Interesse für die Kunst (auch dies will Verf. erweckt wissen) regt man in Deutschland mit vollem Rechte an; dahin zielen die Kunsterziehungstage. So verhallen die Anregungen des Verf. und anderer nicht ungehört. — Im zweiten Hauptabschnitte behandelt Dewey die Beziehungen der Schule zu dem Leben und zu der Entwickelung der Kinder in der Schule. Die ganze Einrichtung der Schulen ziele nicht auf das Arbeiten der Kinder, sondern nur auf das Hören ab. Durch die Schule seien die Triebe der Kinder zu fördern, nämlich der gesellige Trieb, der Schaffenstrieb, der Forschungstrieb und der Kunsttrieb. Verf. zeigt des näheren, wie er sich diese Förderung denkt. — Im

dritten Abschnitt handelt er von der Vergeudung in der Erziehung. Auch hier komme es darauf an, in praktischer Weise den Unterricht der Schule mit den verschiedensten Verhältnissen und Dingen des Lebens in Beziehung zu setzen unter Vermeidung alles Überflüssigen, was jetzt dort getrieben werde. — Im letzten Abschnitte schildert Verf. drei Jahre der Universitäts-Elementarschule, welche die Ideen des Verf. zu verwirklichen bestimmt war, indem sie von ihrem Beginn an zwei Aufgaben zu erfüllen hatte: zunächst die der Belehrung der Kinder und dann jene, die engen Beziehungen zur Universität aufrecht zu erhalten, da die Schule unter der Aufsicht der Universität stehe und einen Teil von deren pädagogischen Tätigkeit bilde. Mit 4 Fragen oder Problemen sei das Unternehmen begonnen: 1. Man wollte die Schule in engere Verbindung mit dem Leben der Kinder zu Hause und in der Nachbarschaft bringen. 2. Man wollte in der Geschichte, den Naturwissenschaften, der Kunst Lehrstoffe finden, die einen positiven Wert, eine wirkliche Bedeutung in des Kindes eigenem Leben haben. 3. Man wollte die Belehrung in den formalen Fächern (Lesen, Schreiben, Rechnen) in einer Weise bebetreiben, daß dabei die Erfahrungen und die Beschäftigungen des täglichen Lebens den Hintergrund bilden. 4. Man wollte beim Erziehen individualisieren; Verfasser zeigt kurz, welche Wege man dazu eingeschlagen hat. — Die ganze Schrift, welche die praktische Art der Amerikaner widerspiegelt, verdient auch bei uns sicherlich Beachtung, wir können der Übersetzerin nur dankbar sein, die sie uns in einem sich angenehm lesenden Deutsch zugänglich gemacht hat. Nur wenig von dem, was das Heft enthält, wird sich durchführen lassen. Aber die gegebenen Anregungen sind dankenswert; sie lassen sich zum Teil wohl auch auf das höhere Schulwesen anwenden.

Köslin. R. Jonas.

W. Schulze, Volksgeschichte Israels. Berlin 1905, Reuther & Reichard. Zweite, verbesserte Auflage. 244 S. gr. 8. 4 *M*. (Heft 9, 10 u. 23 der Hilfsmittel zum evangelischen Religionsunterricht, herausgegeben von Evers & Fauth.)

Diese zweite Auflage ist fast ein neues Buch geworden. Der Verf. hat zwei bedeutende Abschnitte, die Urgeschichte und die Erzväter behandelnd, neu hinzugefügt, die Geschichte Israels vom Exil ab weit eingehender als bisher dargestellt und auch die mittleren Teile seines Werkes vielfach umgearbeitet. Er hat für diese Neuerungen die Literatur der letzten Jahre in weitem Umfange mit höchstem Fleiße verwertet; die zahlreichen Zitate weisen besonders die Namen der kritischen Richtung auf den Gebieten der alttestamentlichen theologischen und geschichtlichen Forschung auf. Wer in Kürze und ohne den Ballast der Forschung sich über die Gestalt unterrichten will, die unter der

Einwirkung der Kritik die Volksgeschichte Israels angenommen hat, dem wüßte ich kein Buch mehr als das vorliegende zu empfehlen. Allerdings, erfreulich kann man diese Gestalt der Geschichte nicht nennen. Den scharfen Augen und scharfen Messern der Kritik haben wenig Züge der biblischen Überlieferung, was wenigstens die ältere Zeit angeht, standgehalten, und hier, wo man Sicherheit am liebsten haben möchte, wegen der Bedeutung dieser Geschichte für die Vorstufen zu unserer christlichen Religion, bietet die strenge Wissenschaft nach Zerpflückung des Überlieferten meist nur noch zweifelhafte Gebilde wechselnder Hypothesen. Die Urgeschichte ist begreiflicherweise längst in Mythus und Sage zerflossen; die Patriarchengeschichte ist wie ein Kartenhaus zusammengestürzt, die Tell el Amarna-Briefe haben ihr den letzten Stoß versetzt; Moses bleibt eine geschichtliche Gestalt, — aber, wie auch die seines Volkes zu seiner Zeit, von den unbestimmtesten Umrissen; was er als Religionsstifter und Gesetzgeber seinem Volke gegeben und hinterlassen hat, liegt im Dunkeln; ähnlich geht es weiter durch die meisten und die wichtigsten Teile der Geschichte hindurch, — vor der Hand unabweislich; möchte nur künftig die Kritik über die Verneinung hinaus zu der Feststellung des Wirklichen, nach der sie strebt, gelangen. Gegenwärtig scheint die Auflösung noch fortzuschreiten; so werden, wenn ich recht sehe, den älteren Schriftpropheten die messianischen Hoffnungen („messianisch" im weiteren Sinne des Worts genommen) jetzt abgesprochen und die solche Hoffnungen aussprechenden Stellen ihrer Bücher für nachexilische Zusätze erklärt. Von Amos 9, 8—15 heißt es hier S. 138: „Die spätere Zeit hat sich in die schrille Dissonanz nicht finden können, mit der Amos schließt, und hat geglaubt in seinem Sinne das beruhigende Zukunftsbild von dem Wiederaufrichten der zerfallenen Hütte Davids hinzuzufügen"; von Jes. 2 und Micha 4 wird S. 145 geurteilt: „Die schönen Stellen vom Bestande Zions und dessen alles überragender Bedeutung für die sittliche Förderung der Welt und der Anbahnung des Weltfriedens sind wahrscheinlich Zusätze eines wohlmeinenden Ergänzers aus einer Zeit, in der der Prophet zum Dichter geworden ist"; ebenso wird die jesajanische Urheberschaft bei Jes. 9, 1—6 und 11 bezweifelt. Die Kritik hat übrigens auch in den wenigen Jahren seit der ersten Auflage dieses Buches ihre Annahmen mannigfach verändert; der Verf. ist diesen Wandlungen, soweit ich sehe, gefolgt. Manchmal erscheint die Beweisführung dabei gar nicht zwingend. So wird § 37 behauptet, daß der Ritus der Beschneidung, als ein „Überbleibsel" aus der „Vorzeit" stammend, ursprünglich ein Zeichen der Aufnahme des Jünglings in die Gemeinschaft der Männer gewesen sei, wie anderwärts, und die Beschneidung des Neugeborenen sich auf 2. Mose 4, 24 stütze; — wie dies, ist mir unverständlich, da die Stelle überhaupt

nicht von einem Neugeborenen redet. Im Jahweheiligtum in Jerusalem soll eine Aschera, ein heiliger Pfahl, neben dem Altar gestanden haben, — als Beweise werden zitiert Jos. 24, 26, wo doch nicht von Jerusalem, sondern von Sichem die Rede ist, ferner 2. Kön. 23, 6, wo die Sache nicht einmal sicher gemeint und jedenfalls ausdrücklich als zeitweiliger heidnischer Mißbrauch des Königs Manasse bezeichnet wird, endlich 5. Mose 16, 21, wo nur ein Verbot desselben Mißbrauchs steht. Nach § 48 soll ein „Heiligtum Jeruel“ ursprünglich 1. Mose 22, 2 statt „Morijja“ genannt gewesen sein, — aber ein solches wird nirgends erwähnt, scheint voreilig aus dem Namen selbst, der als Ortsname einmal in der Chronik vorkommt, erschlossen zu sein. Doch hier ist nicht der Ort, die Fälle sämtlich aufzuführen wo die Beweise nicht überzeugen. Anzuerkennen ist, daß der Verf. sich gegen die oft auffallenden Hypothesen und Geschichtskonstruktionen H. Wincklers vorsichtig verhalten hat; zuweilen erwähnt er sie nur in Anmerkungen, ohne Zustimmung zu bekunden. Wo aber die Geschichten schon auf Sagen und spätaufgeschriebene Volksüberlieferung oder auf Dichtung zurückgeführt waren und ihrer Glaubwürdigkeit so der Boden entzogen war, da hätte der Verf. nicht noch zu natürlicher Erklärung des als Wunder Berichteten zu greifen gebraucht, wie er es hie und da versucht, z. B. wenn er den Verkehr Gottes mit Abraham § 40 für „Inkubationstraum“ erklärt (obwohl die Geschichtlichkeit des Erzvaters überhaupt geleugnet ist), oder wenn er die Gotteserscheinung im brennenden Busche auf dem Horeb als einen Traum Mosis begreiflich machen will. Auch zu einer Deutung des „mene etc.“ Daniel 5, die über die eigenen Angaben des unbekannten Verfassers des Danielbuches hinweggeht — wie sie sich S. 165 findet —, sehe ich keinen Anlaß.

Während hinsichtlich der Ur- und der Patriarchenzeit der sichere Tatsachengewinn ziemlich klein ist, hat der Verf. in dieser zweiten Auflage von dem nachexilischen Israel eine inhaltreiche Darstellung gegeben, die nicht nur die äußere Geschichte des Volkes, sondern auch seine geistige, insbesondere die religiöse Entwickelung in ansprechender Form darbietet. Er führt in drei Hauptabschnitten durch die Zeit unter den Chaldäern und den Persern, die griechische Zeit und die Geschichte Israels unter der Herrschaft Roms bis zur Vernichtung des jüdischen Staatswesens unter Titus und deren nächsten Folgen für Leben und Geist des Volkes. Auch die jüdische Literatur dieser Periode, sowohl die in den Kanon aufgenommene als auch die außerkanonische, bespricht er eingehend. Namentlich richtet er dabei das Augenmerk auf die jüdischen messianischen Erwartungen und zeigt — ich bediene mich seiner Worte —, „wie man sich den zukünftigen Gottgesandten dachte: als eine glänzende Erscheinung ohne besonderen persönlichen Gehalt, als ein Schreckbild, einen Popanz,

vor dem die Völker in den Staub sinken; nichts von geistiger, höchst nötiger Umschaffung der Volksseele; .... nur eine Verwandlung des irdischen Wohnplatzes, wenigstens Israels, in ein Paradies tritt mit der messianischen Periode ein". Dieser Oberflächlichkeit stellt er dann zum Abschluß kurz und wirkungsvoll die religiöse Tiefe Johannis des Täufers und Jesu gegenüber.

Das Buch ist, wie bereits bemerkt, ein gutes Studienmittel.

Waren (Mecklenburg-Schwerin). R. Niemann.

---

1) L. Bellermann, Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnis. Dritter Teil. Dritte Auflage. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. 328 S. 8. geb. 6 ℳ.

Entsprechend dem Plane, dieses Werk, das wir schon früher als eine der bedeutendsten Erscheinungen in der Schillerliteratur der letzten zwei Jahrzehnte bezeichnen konnten, in dieser neuen, dritten Auflage in drei Teile zu zerlegen, enthält dieser vorliegende dritte Teil zunächst die Besprechungen der Braut von Messina und des Wilhelm Tell, und zwar ohne wesentliche Änderungen gegenüber den bisherigen Auflagen. Nur hat der Verfasser da und dort noch mehr auf größere Übersichtlichkeit des Textes auch durch äußerliche Kennzeichnung (neue Überschriften, neue Abschnitte) Bedacht genommen, einiges hinzugefügt. z. B. die Anmerkungen S. 21 u. 49, besonders wo es galt, sich mit neueren literarischen Veröffentlichungen auseinanderzusetzen (z. B. S. 48 mit der Abhandlung von Diebitsch über die Führung der Handlung in der Braut von Messina, S. 54 mit der Abhandlung von Bergmann über die Verknüpfung der Handlung in demselben Drama, S. 93 mit Deuerlings Einwendungen gegen Bellermanns Erklärung der Verse 2123 ff. in Wilhelm Tell IV 1), anderes dagegen, besonders Texterklärungen, die der Leser der Dramen leicht selber sich geben kann, gestrichen.

Ganz neu ist das große Kapitel über Schillers dramatischen Nachlaß (123 Seiten) und das Schlußwort „Zum 9. Mai 1905" (6 Seiten). Der Verfasser betont die erstaunliche Fülle von dramatischen Entwürfen und Plänen in Schillers Nachlaß, welche von der ungeschwächten, ja gesteigerten Schaffenskraft des Dichters Zeugnis geben, einen sehr interessanten Einblick in seine dichterische Werkstatt eröffnen und geeignet sind, das Vorurteil zu berichtigen, daß Schiller ausschließlich ein philosophischer Dichter gewesen, der stets nur vom Allgemeinen ausging und zu abstrakten Ideen gleichsam nur dichterische Verkörperung suchte, vielmehr die Beobachtung bestätigen, daß seine Einbildungskraft oft genug durch Einzelheiten, durch echte Realitäten befruchtet wurde. Der Verfasser bespricht sodann die bedeutendsten Entwürfe, besonders eingehend die Malteser, den Warbeck und den Demetrius, den Intentionen des Dichters

sorgfältig nachgehend und die dramatische Fruchtbarkeit des Entwurfes untersuchend. Vom Demetrius, von dem Schiller ja den ersten Akt und den Anfang des zweiten noch ausführen konnte, während für den weiteren Verlauf des Stückes nur seine Entwürfe vorliegen, denkt Bellermann mit Recht sehr hoch: „Es ist ein wunderbares, ein ehrfurchtgebietendes Vermächtnis, überaus reichhaltig und in vieler Hinsicht staunenerregend, nach Inhalt und Form, dieser ungeformte oder halbgeformte Stoff, der doch überall schon die gestaltende Schöpferhand des Künstlers spüren läßt“ (S. 294). Auf die vortreffliche Analyse, die Bellermann von der genialen Konzeption des Ganzen, dem Gang der Handlung, den Charakteren und dem tragischen Gehalt gibt, seien besonders die Lehrer der Oberprima hingewiesen, die ja den Demetrius stets in der Klasse behandeln werden. — Das Schlußwort bringt dem Dichter zur hundertjährigen Feier seines Todestages eine sehr schöne Huldigung dar, indem in durchaus zutreffender Weise die großen Züge der Schillerschen Tragik herausgehoben werden, in denen Schillers lebendige Bedeutung für die Gegenwart liegt, in denen ihm kein anderer vergleichbar ist und die ihn durch ihre erhebenden Wirkungen in so starken Gegensatz stellen zu dem modernen Naturalismus, der uns durch seine Vorliebe für das Kleinliche und Niedrige, Häßliche und Rohe fast immer in peinlicher und gedrückter Stimmung entläßt.

Auch die schöne äußere Ausstattung des Buches entspricht ganz seinem Inhalte.

2) Goethes Werke. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Herausgegeben von K. Heinemann. Sechzehnter, siebenzehnter und zweiundzwanzigster Band. 455, 423 u. 427 S. 8. Leipzig o. J., Bibliographisches Institut. Jeder Band geb. 2 ℳ.

Mit dem 15. Bande wurde die erste Reihe dieser kritisch durchgesehenen und erläuterten Goetheausgabe abgeschlossen. Während diese erste Reihe diejenigen Schriften und Dichtungen Goethes enthält, die zur Verbreitung in weiteren Kreisen bestimmt sind, wird die mit dem 16. Band beginnende Reihe, die ebenfalls auf 15 Bände berechnet ist, diejenigen Schriften und Dichtungen Goethes liefern, die die Kenntnis seines literarischen Schaffens und Dichtens vervollständigen. Bis jetzt liegen von dieser zweiten Reihe der 16., 17. und 22. Band vor. Wie die äußere Ausstattung, so ist auch die innere Einrichtung dieselbe wie die der ersten Reihe. Einleitungen geben kurz, aber ausreichend das Wissenswerte über die Entstehung, die Quellen, die Bedeutung, die Aufnahme usw. der einzelnen Schriften; Fußnoten erklären in unaufdringlicher Weise nur das zum Verständnis einzelner Stellen oder Ausdrücke Notwendige oder geben Aufschlüsse über Personen und Dinge, die im Text erwähnt sind. Wer tiefer in die Schriften eindringen und den Stand der jetzigen

Forschung über sie oder einzelne Ausführungen derselben kennen lernen will, der findet die gewünschte Belehrung oder wenigstens die literarischen Nachweise am Ende jedes Bandes. Sorgfältig gearbeitete Register erleichtern das Auffinden der Einzelheiten. Die Texte der Schriften selbst sind sorgfältig durchgesehen und stützen sich auf die beste Überlieferung. Der 16. Band, besorgt von dem Goethebiographen K. Heinemann, bringt die Tag- und Jahreshefte, gewissermaßen eine Fortsetzung von Goethes Selbstbiographie, der 17., ebenfalls von K. Heinemann besorgt, die 2. Abteilung der Briefe aus der Schweiz (also die Briefe von 1779), die Schriften „Aus einer Reise in die Schweiz 1797“, „Aus einer Reise am Rhein, Main und Neckar 1814/15“ (darunter die so anschauliche Schilderung des Rochusfestes zu Bingen), der 22. Band, besorgt von O. Harnack, dem Verfasser des prächtigen Buches „Goethe in der Epoche seiner Vollendung“, bringt die „Schriften über bildende Kunst“ I (die Kunstschriften bis 1810 in der Folge ihrer Entstehungszeit, darunter die herrliche Schrift über Winckelmann und die erste Hälfte der von Goethe nur stilistisch gesäuberten Selbstbiographie Ph. Hackerts). Auch diese drei Bände erfüllen alle Anforderungen, die man an eine wissenschaftliche Leistung stellen darf. In der Einleitung zu den Briefen aus der Schweiz (1779) 17. Bd. S. 8 sagt Heinemann, Goethe sei von Emmendingen über Freiburg und durch das Höllental nach Basel gereist. Liegt hier nicht ein Versehen vor? Man reist doch nicht, wenn man von Emmendingen oder Freiburg nach Basel kommen will, durch das Höllental! Von Goethes Briefen ist mir im Augenblick nur die von E. von der Hellen besorgte Auswahl zugänglich, und hier finde ich (1. Band S. 303), daß Goethe am 17. Okt. von Bern aus an Merck schreibt: „In Emmendingen alles recht gut und brav; hinter Freiburg in die Hölle einen guten Tag mit Schlossers und den Mädels. In Basel Mechel; bei ihm interessante Porträts“ usw. Daraus schließe ich, daß Goethe in Gesellschaft von Emmendingen aus einen eintägigen Ausflug über Freiburg ins Höllental machte und von da wieder nach Emmendingen oder bloß nach Freiburg zurückkehrte und von E. oder Fr. nach Basel weiter reiste. In dem ersten der Briefe von 1779 (17. Bd. S. 11) schreibt Goethe von Münster aus am 3. Okt.: „Von Basel erhalten Sie ein Paket, das die Geschichte unserer bisherigen Reise enthält“. Nach der Bemerkung K. Heinemanns unter dem Text und in der Einleitung waren die Briefe S. 11 ff. ursprünglich an Frau v. Stein gerichtet. Aber in der von K. Heinemann besorgten Ausgabe der Briefe Goethes an Frau v. Stein (1. Bd. S. 160) habe ich vergebens um Aufschluß über die Reise von Emmendingen nach Basel gesucht. Es heißt dort nur: Von hier (Emmendingen) wird's nun auf Basel gehen.

3) Fr. Th. Vischer, Shakespeare-Vorträge. Sechster Band. Stuttgart 1905. J. G. Cotta. XI u. 399 S. 8. 8 M.

Dieser abschließende Band enthält die Vorträge des berühmten Ästhetikers über Shakespeares drei Römerdramen. Was zunächst die Übersetzungen anbelangt, die Vischer hier seinen Vorträgen zugrunde legte, so behält er von der Schlegelschen Übersetzung des Julius Cäsar das meiste bei. Größer dagegen ist sein Anteil an der Verdeutschung der Tragödie Antonius und Kleopatra; nur hat er, namentlich gegen das Ende hin, manches von Paul Heyse benutzt, dessen Übersetzung er der Baudissins in dem Schlegel-Tieckschen Shakespeare vorzieht. Noch mehr als hier von P. Heyse entlehnte er im Koriolan von Adolf Wilbrandts Übersetzung, die er für die beste Übersetzung dieses Stückes erklärt, während ihm die von Dorothea Tieck im Schlegel-Tieckschen Shakespeare meist ungenießbar erscheint.

In einer Einleitung in die drei Dramen wird treffend der Unterschied zwischen dem Menschen des klassischen Altertums und dem modernen Menschen hervorgehoben. Jener war — führt Vischer aus — viel mehr aus einem Gusse und viel objektiver als wir modernen Menschen. Die Persönlichkeit des einzelnen war so natürlich verwachsen mit seinem Volke, er lebte so ganz in der Öffentlichkeit, daß all die vielen kleinen porträtartigen Züge sich nicht wie bei uns ausbilden konnten. Erscheint so der einzelne Grieche oder Römer der alten Zeit weniger interessant, so wird er dafür um so größer, weil er ganz Gefäß einer allgemeinen politischen Macht ist. Selbst wenn er sich vom Ganzen losreißt, so bleibt ihm doch noch diese Größe, diese Macht geschichtlichen Geistes. Er hat, was im Ganzen waltet, in sich aufgesaugt und ist eine Welt. Dadurch wird er in Wesen und Erscheinung heroisch. Shakespeare versetzt sich, obgleich er ganz Engländer bleibt, in die statuarische Einfachheit der Alten mehr als irgend ein anderer Dichter; es weht durch seine Stücke ein antiker Geist. Er wird hierin unterstützt durch sein nationales Wesen: er fühlt im Römertum etwas Verwandtes; denn die Engländer waren damals schon ein politisches Volk wie die Römer, und Shakespeare war ganz durchdrungen vom Staatsgefühl, der Größe, Macht und Ehre seines Vaterlandes.

Es folgen sodann die Vorträge über die einzelnen Dramen. Besprochen werden die Überlieferung des Textes, die Quellen (hier Plutarch in Norths Übersetzung), dann wird das Stück Akt für Akt und innerhalb jedes Aktes Szene für Szene vorgeführt, teils durch Vortrag des übersetzten Textes, teils durch Fortführung der Handlung in Form eines prosaischen Referates; dazwischen fallen bald kürzere, bald längere treffende Bemerkungen über die Charaktere, den Verlauf der Handlung, die Komposition, einzelne Situationen (vgl. z. B. die interessante Auseinandersetzung über die Leichenrede des Antonius S. 43), über

das Verhältnis des Stückes zu Plutarch, über ähnliche Situationen (z. B. wird die Szene zwischen Brutus und Portia im Julius Cäsar II 1 mit der zwischen Percy und Käthchen in Heinrich IV. [1. Abt. 2. Akt. 3. Sz.] verglichen S. 24). Unter dem Text befinden sich kurze Bemerkungen über das Verhältnis des Textes zu Plutarch, Erklärungen schwieriger Stellen oder Ausdrücke und Redewendungen des englischen Textes.

Den Schluß bildet jeweils ein „Rückblick“ auf das ganze vorgeführte Stück, auf den inneren Gehalt, die Entwickelung der Handlung, die Charaktere. Aus der reichen Belehrung, die hier Vischer gibt, sei nur einiges herausgehoben. In Julius Cäsar ist das Motiv hoch tragisch: ein Mann kommt in einen Konflikt und kann sich nicht rein herausbringen; mag er handeln, wie er will, er wird seine Seele zerreißen. Das ist Menschenlos. Der Beste fällt in Schuld, wenn er sich am Kampf zweier einseitig berechtigter Prinzipien beteiligen muß. Das Prinzip der Verschworenen, die römische Republik zu retten vor einem großen Mann, der sichtbar nach der Alleinherrschaft strebt, ist an sich das edlere und berechtigtere. Aber dieses Recht ist ein formales geworden, ist kein reales mehr, weil der Staat nur noch Republik heißt, weil es fast gar keine Republikaner mehr gibt. Die wenigen, welche die Idee des freien Vaterlandes noch in sich tragen, haben also keinen Boden mehr unter sich; denn der Geist dieser wenigen ist nicht mehr der Volksgeist; sie müssen also, weil ihre Idee zeitwidrig ist, zu unreinen Mitteln greifen (Verschwörung, Mord). Was dagegen Cäsar will, ist zeitgemäß; denn das Volk, das keinen Willen mehr hat, muß ihn in einem Monarchen verkörpert sehen. Der edelste der Verschwörenen ist Brutus; in diesem herrlich großen Charakter wird die republikanische Gesinnung in ihrer ganzen Würde verkörpert. Er handelt aus reiner Begeisterung für die Republik, deren morsche Balken er mit seinem Mangel an Weltblick gar nicht sieht. „Sein Herz blutet“, weil er Cäsar morden muß, den er als edel kennt, von dem er Wohltaten erfahren hat. Brutus ist also ein öffentlicher Charakter, aber er hat Züge, die ihm als solchem schaden. Es fehlt ihm der Zynismus, die erbarmungslose Härte, Falschheit und grausame Tücke, ohne die es in der großen Politik nicht abgeht. Er kann sich an die Spitze der Verschwörung stellen und sich an der Ermordung Cäsars beteiligen, aber durch seine Tugenden schadet er dem Zwecke, den er durch ein so blutiges Mittel zu erfüllen meint. Er begeht aus Menschlichkeit Fehler, die dem Erfolg jener Tat zuwiderlaufen und ihm selber den Untergang bereiten. Um nicht mehr als nötig Blut zu vergießen, schont er den gefährlichen Antonius, Cäsars Freund, und gestattet ihm, an dessen Leiche eine Rede an das Volk zu halten. Brutus erscheint so dem Wert nach als die Hauptperson. Und trotzdem heißt die Tragödie Julius Cäsar. Denn erstens

gab man damals einem Schauspiel gern den Namen der vornehmsten Person in ihm. Sodann ragt Cäsar doch höher als Brutus; alles geht von ihm aus; er überdauert seinen Tod, der Gemordete steht auf, lebt als Rachegeist fort, regiert in den Schwertern bei Philippi, er ruht nicht, bis seine Mörder ihn durch ihren Tod besänftigt haben. Sehr treffend erinnert Vischer in dieser Beziehung an das Nibelungenlied. „So könnte man auch das Nibelungenlied Siegfriedslied nennen. Siegfrieds Geist lebt fort, bis die Nibelungen alle gefallen sind. Er ist die Einheit des Ganzen“. — Während im Julius Cäsar der politische Konflikt auch der dramatische ist, teilt sich in Antonius und Kleopatra das Interesse. Zwei Fragen beschäftigen uns: 1) Wer wird die Welt beherrschen, Antonius oder Oktavian? 2) Wird sich die Seele des Antonius befreien von der Leidenschaft zu Kleopatra oder nicht? Es fehlt die dramatische Einheit. Den Mittelpunkt bildet ohne Zweifel Antonius' Liebe zu Kleopatra. Aber der Dichter läßt die große Politik sich zu sehr vordrängen, so daß kein richtiges Verhältnis zwischen dem Politischen und dem rein Menschlichen entsteht. Indes springen trotz dieses Ballastes des Politischen die Hauptpunkte genügend stark und hell hervor. Heldentum und poetische Lebens- und Liebeslust, das sind die beiden Mächte, die sich hier in einem hochangelegten Menschen streiten. So entsteht eine successive Reihe von Zuständen schwelgender Leidenschaft, männlichen Aufschwungs, neuen Zusammensinkens und so fort. Vischer möchte daher das Stück die Tragödie des moralischen Rückfalls nennen. „Antonius will sich immer losreißen von diesem Weib, das er verachten muß, und wird von ihrem berückenden Zauber, wie der Schmetterling von der Lampe, immer wieder angezogen, bis er endlich verloren ist. Dies das trübe und doch so romantische Charakterbild“. Wie sich in ihm Heldensein und üppige Liebe bekämpfen, so tritt nach außen die eifersüchtige Spannung zwischen ihm und Oktavian hervor. Es ist ein Verhältnis, das stets aufs neue gestört, mühsam zum Frieden hergestellt wird, um endlich unheilbar in Kampf auszubrechen. Und in diesem muß Antonius unterliegen. Er ist ein Phantasiemensch, ein Genie und ebendaher ein Stimmungsmensch, also besonders disponiert, der Leidenschaft zu verfallen, Oktavian dagegen von staatsmännischer Klugheit, kalt berechender Klarheit, von entschlossener, den Moment ergreifender Tatkraft, ohne Phantasie, ohne Schwung des Gefühls. „Der Genialere ist verloren gegen den Berechnenden, und das ist tief tragisch“. Ist des Antonius Genius in diesem Kampfe auch der ungleich höhere, so geht er doch unter, weil er, in der Liebe zu Kleopatra, sich selbst erliegt. „Nicht Cäsars Kraft hat Mark Anton besiegt, Antonius' Kraft hat selbst sich überwunden“ (4. Akt, 13. Szene). — Der „Koriolan“ scheint freilich zunächst ein politisches Drama zu sein, denn es handelt sich hier um

einen Konflikt zwischen Vaterlandsliebe und aristokratischer Leidenschaft. Aber im Grunde ist das Drama doch wesentlich eine Charaktertragödie; denn das Prinzip der Aristokratie wirkt im Koriolan ganz als Temperament, ganz wie eine Naturmacht, Der Kampf zweier politischer Prinzipien wäre ja an sich ein recht tragisches Problem. Eine vollkommene Lösung dieses Problems wird aber nur dann möglich sein, wenn auf beiden Seiten gleich viel Recht liegt; der Held, der sich auf die eine stellt, geht dann unter, weil sein Prinzip selbst einseitig und das andere ebenso gewichtig ist. Was er verficht, kann wohl edler, schöner, glänzender sein, nur muß das andere, Entgegengesetzte wesentliche Bedeutung haben, so daß einleuchtet, wie nur die Harmonie beider Rechte das Ganze trägt (S. 178). Eine solche Gleichberechtigung der beiden Prinzipien fehlt aber in unserem Drama. Der Held macht sich nicht viel Ideen über das Verhältnis der Staatsgewalten. Nur einmal nimmt er einen Anlauf, einen inneren Grund der politischen Weisheit für seinen Haß auszusprechen. Es sollen, sagt er, nicht zwei Willen herrschen. Allein es sollten auch nicht zwei Hälften da sein, deren eine willenlos ist. Letzteres ist aber in diesem Drama der Fall. Das Volk erscheint als eine rohe, willenlose, haltlose, nach der Ansicht der Aristokratie unberechtigte Masse. Koriolans Schuld besteht also nicht darin, worin sie eigentlich bestehen sollte, in der Verachtung des Volkes überhaupt und somit auch des Guten in ihm, sondern bloß in dem Übermaß, womit sich dieser Stolz und dieser Verachtungsgrimm in seinen Reden äußert, in seiner allzu großen Schroffheit, also nur im Mangel an Vorsicht, nicht in seinen Grundsätzen. Denn diese werden im ganzen Drama gebilligt. Und nur Rache führt ihn ins Feindeslager, nur aus übermächtiger Racheglut kämpft er gegen sein eigenes Land. Aber das ist nun unter allen Umständen ein Verbrechen des unbändig stolzen Selbstwillens. Er bekriegt jetzt auch seine Freunde in der Aristokratie. So findet das an sich hoch tragische Problem in diesem sonst so vollendeten Werk doch keine reine Lösung. Es müßte klar gemacht werden: Koriolans Verbrechen gegen das Vaterland ist eine Folge des ungerechten Volkshasses. Statt dessen werden die Fehler des Helden, nämlich die Kränkungen des Volkes durch ihn, nur als zufällige Fehler seiner Persönlichkeit hingestellt. Wenn Koriolan hierauf zum Feinde übergeht, so ist seine Schuld nicht die große tragische gegen das Vaterland — dadurch veranlaßt, daß er ein wesentliches Glied desselben haßt und verachtet —, sondern bloß eine Schuld gegen das Vaterland, insofern der Adel allein das Vaterland ist. Auch als Koriolan später sich zur Gnade bewegen läßt, weicht er nicht der Idee des Vaterlandes und dem Rechte des Volkes, sondern bloß dem Gesetze der Liebe zu seiner Familie. Die Schilderung der Plebs als einer durchaus rohen, ekelhaften, unpersönlichen, willen-

losen, dumpfen, von bewußtlosen Instinkten geleiteten, jedem Wahne zugänglichen haltlosen Menge wäre ja ganz zutreffend, wenn damit nur der Pöbel gemeint wäre. Aber ganz fälschlich stellt Shakespeare die Bürger so dar; die damaligen Verhältnisse in England haben ihn zu dieser Verwechslung von Pöbel und Bürgerstand gebracht (S. 237) —. Da im Volke selber die Eigenschaften vermißt werden, wodurch es als würdiger Gegner Koriolans erschiene, so sucht man einen Vermittler. Ein solcher könnte in Menenius und in Koriolans Haus gegeben erscheinen. Aber Menenius ist nur ein ästhetischer Vermittler, nur verwendet, humoristisches Öl zwischen Tür und Angel zu gießen. Und Koriolans Mutter verachtet ja das Volk so heftig wie er selber als „lumpige Sklaven". So kommt in der bedeutungsvollen Rede, womit sie ihrem Sohn im Volskerlager zu besänftigen sucht, der tiefere Grund des tragischen Konflikts nicht zum Ausdruck. Sie müßte sagen: „Du hast dich mit dem Vaterlande entzweit und stürzest deine Familie in diesen schrecklichen Zwiespalt, weil du zum voraus dein Vaterland durch deinen Bürgerhaß zerrissest". Das aber kann sie nicht sagen, weil sie selbst wie ihr Sohn schroff aristokratisch ist. Aber trotz dieses inneren Fehlers, der das tragische Motiv nicht zu seiner vollen Kraft gelangen läßt, hat die Dichtung doch außerordentliche Vorzüge, eine Fülle von Kraft, Schönheit und auch zarter Anmut, eine meisterhafte Charakterisierung der Hauptgestalten (vgl. Vischers treffende Bemerkungen über den Charakter Koriolans S. 239), eine ausgezeichnete Komposition und Führung der Handlung, besonders im dritten und vierten Akt, einen großen, erhabenen, tief ergreifenden Schluß.

Von der hohen Verehrung, die Vischer dem großen Dichter zollte, legen die Worte, mit denen er seine Vorträge endigte, beredtes Zeugnis ab (S. 245, vgl. 1. Bd. S. 98): „Als von den unzuverlässigen Bildnissen Shakespeares die Rede war, sagte ich: Wenn einer käme wie der Doktor Faust, der in Erfurt vor den Studenten Heldengestalten des Altertums heraufbeschwor, und wenn er nun zu mir sagte: 'Von welchem Manne der Vergangenheit möchtest du wissen, wie er aussah? Nenne mir ihn! Er soll dir erscheinen!' Ich würde sogleich antworten: 'Shakespeare'. — Aber ich fürchte, ich würde ihn mit Fragen derart belästigen, daß er die Unterredung nicht lang aushielte. — Und so wollen wir ihn auch hier endlich in Ruhe lassen".

Es folgen nun noch Nachträge zu diesem Bande von dem Herausgeber, dem Sohne des Ästhetikers, und L. Morsbach, Nachweise zu den Übersetzungen, Berichtigungen in diesem Bande und den früheren Bänden, Nachträge zu den früheren (u. a. Erwiderungen auf Rezensionen dieser Ergänzungen, Literaturnachweise), und den Schluß bildet ein sehr ausführliches Register zu den 6 Bänden.

So sei das Werk, das der Verleger auch äußerlich tadellos ausgestattet hat, allen Freunden des großen Dichters, besonders auch den Lehrern des Deutschen in den oberen Klassen der höheren Lehranstalten angelegentlich empfohlen.

Freiburg i. B. L. Zürn.

---

1) Rudolf Wessely, Zur Geschichte der deutschen Literatur. Proben literarhistorischer Darstellung für Schule und Haus ausgewählt und erläutert. (Aus deutscher Wissenschaft und Kunst.) Leipzig 1905, B. G. Teubner. 169 S. 8. geb.

Wie haben wir es doch herrlich weit gebracht, wenigstens in den wissenschaftlichen Hilfsmitteln, die heut dem Studierenden dargeboten werden! Wo waren vor 30 Jahren, als die ältere Generation von Germanisten Examen machte, Werke wie Pauls Grundriß, der Jahresbericht für germanische Philologie, Ergebnisse der germanistischen Wissenschaft und dgl. oder die kleineren Einführungen in einzelne Zweige der Sprach- und Literaturgeschichte u. a.? Die Früchte freilich suchen wir heut sehr oft vergeblich. Soweit meine Erfahrung in der Wissenschaftlichen Prüfungskommission reicht und ich sonst sehen kann, ist das wissenschaftliche Interesse und Verständnis nicht gestiegen. Nur ganz selten findet man noch eine gründliche Durchbildung, eine wirkliche Vertiefung in den Gegenstand, ein Eingehen auf wissenschaftliche Probleme.

Man sucht den Grund hierfür häufig darin, daß sich das Gebiet in den letzten 25 Jahren stark erweitert habe, daß die vielen eindringenden Forschungen und Einzeluntersuchungen dem Lernenden die Übersicht erschweren. Dem ist aber die Tatsache gegenüberzustellen, daß die allgemeinen Anforderungen durch die Erleichterung des Oberlehrerexamens herabgesetzt worden sind. Viele Kandidaten fordern heute überhaupt nur eine, höchstens zwei Fakultäten für Prima und suchen daneben eine oder zwei leichte Mittelklassen zu erhaschen. Und das Examen, in jedem Gegenstande auf eine Stunde beschränkt, gleicht mehr einem Colloquium als einer gründlichen Prüfung.

Der wichtigste Grund liegt vielmehr darin, daß den Studenten auf der Universität noch nicht überall in der rechten Weise der Weg zu einem erfolgreichen Studium gezeigt wird, der einerseits in die Tiefe führt und die Schüler gründlich mit der Methode wissenschaftlicher Forschung bekannt macht, andrerseits aber auch zu der breiten Basis, die sie für ihren künftigen Beruf nicht entbehren können. Der Student kann unmöglich in den fünf Jahren, die ihm bestenfalls zur Verfügung stehen, alle bedeutenden wissenschaftlichen Werke seines Hauptfachs durcharbeiten. Bei einigen ist dies unbedingt nötig; sie müssen ihm genannt werden. Bei andern wird eine oberflächlichere oder teilweise Einsicht genügen.

Daneben aber dürfen die gelehrten Professoren in richtiger Erkenntnis der beschränkten Kraft und Zeit auch nicht verschmähen, auf die bequemen Hilfsmittel hinzuweisen, welche geschaffen sind, schnell einen Überblick zu gewähren und gerade dadurch wieder zu weiterem Studium anzuregen. Man kann z. B. selbstverständlich von einem Kandidaten nicht verlangen, daß er alle bedeutenderen Literaturgeschichten durchgearbeitet hat. Andrerseits muß man doch seine Vorbereitung für mangelhaft erachten, wenn er seine Weisheit allein auf Vogt und Koch oder Scherer basiert. Man erwartet, daß er von der Literaturgeschichte als Wissenschaft und ihren wichtigsten Vertretern Kenntnis genommen hat.

Da kommt ihm nun das kleine Buch von Wessely entgegen, indem es ihm zuerst eine kurze Übersicht über die Entwicklung der Literaturgeschichte gibt und über die wichtigsten Vertreter derselben das Wichtigste beibringt, dann interessante und charakteristische Abschnitte von elf Literaturhistorikern abdruckt. Beides ist wohl gelungen, und darum kann man das Buch, das einen möglichst großen Leserkreis in Schule und Haus sucht, auch für den oben angegebenen Zweck empfehlen, der mir gerade besonders am Herzen liegt. Über die Auswahl der Verfasser und Stücke läßt sich natürlich streiten. Was letztere angeht, so verfolgte der Herausgeber den Gesichtspunkt, daß wichtige Perioden in der Geschichte unserer Dichtung geschildert und den Größten unter den Dichtern geeignete Darstellungen zuteil werden sollten. Dadurch sind natürlich die Charakterisierungen ganzer Perioden gegen die einzelner Personen zurückgetreten. Auch bei der Auswahl der Verfasser (Vogt, Uhland, Treitschke, Gervinus, Hettner, Bielschowsky, Bellermann, Brahm, Scherer, Mayne, E. Schmidt) kann man hier und da Bedenken haben. Aber in solchem Falle muß man sich eben einfach dem Geschmack und der Führung des Herausgebers anvertrauen und für das, was er geboten hat, schlechthin dankbar sein. Und das kann man mit gutem Gewissen.

2) Gedichte Martin Greifs. Auswahl für die Jugend. Leipzig 1905, Amelang. 75 S. kl. 8. geb. 0,80 *M*.

Ich darf an das anknüpfen, was ich im 58. Bande dieser Zeitschrift S. 1 ff. über die deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts im Unterricht der Prima ausgeführt habe, wenn ich auf die kleine Auswahl Greifscher Gedichte, es sind etwa 90, aufmerksam mache, welche Julius Sahr herausgegeben hat. Man muß ihm beipflichten: Martin Greif als kraftvolle, unverfälschte Dichternatur hat ein Recht darauf, daß seine Gedichte Allgemeingut unserer Nation und vor allem der Jugend werden. Die Auswahl ist so getroffen, daß sie vom Leichtfaßlichen zu Schwierigerem führt, und dadurch geeignet, unsere Jugend bis in das Alter der Reife zu begleiten. Sie kann vor allem dem Primaner dienen, der dazu ausersehen ist, seiner Generation diesen deutschen Dichter in einem Vortrage

und durch Deklamation einiger Gedichte nahezubringen und liebzumachen. Für diesen besonderen Schulzweck sei das Büchlein hier bestens empfohlen.

Friedenau b. Berlin. Karl Kinzel.

Karl Müller-Fraureuth, Aus der Welt der Wörter. Vorträge über Gegenstände deutscher Wortforschung. Halle a. S. 1904, Max Niemeyer. 230 S. 8. 5 *M*.

Das erste Kapitel handelt davon, wie der Deutsche spricht. Es werden die Wörter und Wendungen besprochen, die Sprachweise und -inhalt bezeichnen, z. B. dahlen, lispeln, wispern, munkeln. Auf den Inhalt der Rede beziehen sich Wörter wie reden, sprechen, sagen, mären (schles. märmichel), schwatzen; letzteres Wort bezeichnet ursprünglich wie viele andere die plätschernde Bewegung von Feuchtem. Viele mundartliche Ausdrücke werden erörtert, Wörter, die aus der Sprache der Weber und Müller entlehnt, die Tierlauten nachgebildet sind wie kläffen u. a., besprochen. Auch von den fremden Sprachen entnommenen Ausdrücken wie dischkerieren, parlieren, schmusen wird gehandelt. Auf S. 4 sagt M.: „Die Morgenstunde hat also ihr Gold in der Hand“, ich glaube aber, daß diejenigen recht haben, die in dem Worte letztlich eine Spielerei mit Aurora und aurum in ore sehen wollen. Zu dem auf S. 8 erwähnten „Sprachwasser“ sei die schlesische Redensart gestellt: „er hat Plapperwasser getrunken“. Die Worte: auf Vorspiegelung falscher Tatsachen hätte M. in Anführungszeichen setzen sollen, denn er wird sie doch auch für „Gefasel“ halten.

Das zweite Kapitel spricht vom Bedeutungswandel der Wörter, von der Einschränkung des Bedeutungsumfanges, wie in Ehe, von seiner Erweiterung wie in elend = aus dem Lande verbannt; ködern möchte ich als Beispiel hierfür nicht gelten lassen, da wir uns auch bei seinem übertragenen Gebrauche stets der ursprünglichen Bedeutung bewußt bleiben. Die Bedeutungsverengerung ist häufig nach der schlechten Seite hin erfolgt, wie in stinken, Schimpf — Paulis Schimpf und Ernst stammt aus dem 16., nicht dem 15. Jahrhundert (S. 45) —, ich glaube, daß ironischer Gebrauch der Wörter oft mit Schuld daran ist; doch finden wir auch die Entwickelung nach der besseren Seite, z. B. in Schelm, Wonne. Es wird gezeigt, wie der sinnliche Gehalt eines Wortes oft verloren geht, Farblosigkeit an seine Stelle tritt. Als eins der besten Beispiele dafür ist mir immer das Wort heiter erschienen, das einst hell, klar bedeutete; so sagt der Elsässer: am heiter hellen Tage, findet sich bei Pestalozzi: es wurde mir heiter = es wurde mir klar; Schiller hat jedenfalls die sinnliche Bedeutung des Wortes noch empfunden, wenn er singt: Ihm ruhen noch im Zeitenschoße Die schwarzen und die heitern Lose. Euphemismus und Prüderie, die Sucht nach Vornehmheit haben auf den Be-

deutungswandel der Wörter Einfluß gehabt; am steigenden und fallenden Werte der Wörter, besonders der Fremdwörter, wird dies gezeigt. Der Abschnitt schließt mit einer warmherzigen Mahnung, die „eignen schönen Wortgebilde mit ihrem ehrlichen deutschen Sinne nicht durch fremde Blendlinge“ zu verdrängen.

„Die Wiederbelebung alter Wörter“ ist das Thema des dritten Vortrages. Für sie sind besonders im 18. Jahrhundert Stimmen von Forschern und Dichtern laut geworden. Mit Erstaunen liest man auf S. 74 die Wörter, die, einst für veraltet gehalten, in unserer jetzigen Sprache gang und gäbe sind, wie sich beraten, jem. ereilen, verursachen, wähnen u. a. Wie schon Quintilian den Dichtern erlaubte, veraltete Wörter neu zu beleben, so mögen auch unsere Dichter manche Perle aus dem Schatze unserer älteren Sprache heben, Beispiele zeigen, wie Lessing, der junge Klopstock, Bürger, Uhland, die Romantiker, Rückert dies getan haben. Die Prosa wird besser daran tun, altes Gut vor dem Verfall zu wahren als eine Neubelebung vergessener Wörter zu versuchen.

Weiterhin wird die Verstärkung des sprachlichen Ausdrucks erörtert, wie sie sich in Wiederholungen, in der Verbindung verwandter Begriffe, in der Verwendung von furchtbar, höllisch, schrecklich, heillos usw. als Adverbien zeigt. Auf Vorsatzsilben wie ur, erz, kern, grund wird eingegangen, auf die durch Vergleiche entstandenen Bildungen lammfromm, aalglatt, steinhart, deren erste Silbe dann unter Verlust ihrer sinnlichen Bedeutung zu Wörtern getreten ist, zu denen sie eigentlich nicht paßt, wie z. B. steinreich.

Das fünfte Kapitel macht uns mit deutschen Wörtern in der Fremde bekannt. Wie wir von anderen Völkern, deren Kultur uns einst beeinflußt hat, Wörter übernommen haben, so haben wir deutsche Wörter besonders den Russen und Polen gegeben, doch auch den romanischen Sprachen hat das Deutsche als Entgelt sehr viele Wörter geschenkt, nicht bloß in der Zeit der Völkerwanderung und im Mittelalter. Ins Italienische sind besonders viele deutsche Vornamen übergegangen, ins Romanische überhaupt Bezeichnungen aus Kriegs- und Gewerbswesen, wir tun hier einen schönen Blick in die Kulturgeschichte. Viele deutsche Wörter sind aber auch in der Fremde ihres deutschen Aussehens verlustig gegangen, als Fremdlinge wieder zu uns zurückgekehrt, so Bivouak (bîwake, Beiwache), Bresche, dem brëken, brechen zugrunde liegt, Fauteuil (Faltstuhl), Email (Schmalte, schmelzen), Pedell, das auf ahd. bitil, bitten = einladen zurückgeht.

Ferner wird uns in launiger Weise gezeigt, welche Formen die Namen der Arzneimittel oft im Munde des Volkes annehmen.

Deutsches Volkstum im Spiegel elsässischer Mundart betitelt sich der siebente Vortrag. Nach einem kurzen Überblick über die Geschichte des Deutschtums im Elsaß zeichnet M. aus dem Wörterbuche der elsässischen Mundarten ein Bild der Leute dieses

Landes, erzählt von ihrem Verhältnis zu den Nachbarstämmen, ihren Sprachlauten, den Bezeichnungen für Maße und Münzen, den Festbräuchen, Kinderspielen, von ihrer Arbeit, die sich auch in den Gruß- und Anredeformeln widerspiegelt, führt eine Menge von Wörtern an, deren Bedeutung sich von der hochdeutschen sehr unterscheidet, und läßt uns in nicht wenigen altes Sprachgut erkennen. Aus vielen Wortspielen lernen wir den Mutterwitz des Elsässers schätzen, wir sehen, welche Form und Bedeutung er, hier oft sehr selbstherrlich, französischen Wörtern gibt.

Das achte Kapitel bringt volkstümliche Wortspiele, das neunte handelt von schmückenden Beiwörtern. Der Dichter gibt oft Wörtern Epitheta, um dadurch größere Anschaulichkeit zu erreichen. So finde ich bei Marie von Ebner-Eschenbach ein vortreffliches epitheton ornans: sie spricht einmal von den wegverschlingenden Hufen der Rosse. Häufig lebt aber das schmückende Beiwort nicht in unserer Anschauung, sondern in der Schätzung unseres Gefühls, z. B. wenn Goethe von der Überredung „goldner Zunge“ spricht. Vielfach haben sich nun gewisse Hauptwörter und Beiwörter verbunden, scheinen unscheidbar „verheiratet“, Festreden und Zeitungsgewäsch liefern genug Beispiele dafür, die Begeisterung scheint doch eine Heringsware zu sein, wenn man von den vielen „begeisterten Hochs“ liest. Müllers Spott über diesen Unfug ist sehr berechtigt.

Das Buch schließt mit der Abhandlung von dem Kind und der Sprache. Beobachtungen haben ergeben, daß das Kind eine eigene Sprache von selbst nicht erfindet. Geselligkeits- und Nachahmungstrieb lehren es sprechen, der Ton und die Gebärde Sprechender wirkt bildend auf die Sprache des Kindes ein. M. führt uns Beispiele der Phonetik der Kindersprache vor Augen, zeigt uns Analogiebildungen in der Wortbildung und der Beugung der Zeitwörter, die wohl am spätesten in der Kindersprache eintritt. Hauptwörter ersetzen dem Kinde zunächst ganze Sätze, spät erst bildet es Nebensätze, in denen oft eine merkwürdige Kinderlogik zutage kommt. Es wird darauf hingewiesen, wie es mit dem Kennenlernen von Wörtern beim Kinde nicht getan ist, wenn damit nicht ein Begreifenlernen verbunden ist. Ergötzliche Beispiele zeigen uns, welch wunderbare Begriffe Kinder oft mit lautlich ganz richtig wiedergegebenen Wörtern verbinden. Schade, daß M. bei seinen Ausführungen über Fremdwörter in der Kindersprache nicht auch auf zweisprachig aufwachsende Kinder zu sprechen kommt. Je kleiner der Wortvorrat des Kindes ist, um so größeren Begriffsinhalt haben die Wörter, auch tritt mit zunehmender Beobachtungsfähigkeit Wandel ein. Mit der Mahnung, Kindern Fremdwörter nach Möglichkeit vorzuenthalten, ihnen lieber das sinnliche, zum Denken anregende deutsche Wort zu geben, schließt der schöne Aufsatz über die Kindersprache.

Das Buch ist sehr lesenswert und geeignet, das törichte Ge-

rede Ungebildeter von „trockner Grammatik" und „toter Wissenschaft" verstummen zu lassen; es begegnet wirksam einer Überschätzung realistischer Bildung. Aus ihm wird besonders der Lehrer des Deutschen viel für seinen Unterricht schöpfen. Zu bedauern ist nur, daß das Wort: Tiutschez wort gât vor in allen, das auf der letzten Seite über den Kapitelüberschriften steht, nicht über einem Wortindex steht.

Glogau. F. Pradel.

A. Jonas, Deutsche Aufsätze für die Mittelklassen höherer Schulen. Zweite Auflage. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. IV u. 163 S. 8. 2 *M*.

Es ist heute kein Streit mehr darüber denkbar, daß gut ausgearbeitete Aufsatzproben, mögen sie nun nach Schüleraufsätzen entworfen oder vom Lehrer selbständig geschrieben sein, gute Dienste leisten können. Auch die vorliegende Sammlung von A. Jonas in Stettin, neben der seit 1896 auch ein Teil für die Oberklassen bekannt geworden ist, erfüllt diesen Zweck. Es werden uns rund hundert Aufsätze geboten. Der Stoff ist teils der deutschen Dichtung, teils der Weltgeschichte, teils dem allgemeinen Leben entnommen. Auch das Alte und Neue Testament ist mit Geschick herangezogen.

Daß der Herausgeber auch Sprichwörter behandelt, daß er es nicht verschmäht, allgemein sittliche Themata zu bearbeiten, daß er es nicht unterläßt, einige Vergleiche zu bieten, können wir nur billigen. Auch die Besprechung synonymischer Begriffe, wie Mund und Maul, photographieren und malen u. a. m. ist recht dankenswert. Ob freilich die Aufsätze: Sinnestäuschung und Vorurteile (Nr. 89) und: Phantastisch, märchenhaft, romantisch (Nr. 97) der Fassungskraft eines Untersekundaners, ja selbst eines Obersekundaners vom Mittelschlage angepaßt sind, geben mir zu bedenken. Für Prima sind sie wohl geeignet. Doch dies sind Zweifel, die den Wert des praktischen und trefflichen Buches nicht antasten sollen.

Das Deutsch ist rein, der Satzbau knapp und straff. Auch die Größe der Aufsätze ist einer Schülerleistung entsprechend. Ganz besonders seien noch hervorgehoben Nr. 39 (Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr), Nr. 53 (Wandervögel und Reisende) und Nr. 75 (Lessings Fabel: „Die Eiche", und ihre Deutung). Druck und Ausstattung des Buches sind gut.

Wir wünschen dem Werke besten Erfolg.

Homburg v. d. Höhe. Wilhelm Bauder.

Eugen Kühnemann, Schiller. Mit einer Wiedergabe der Schillerbüste von Dannecker in Kupferdruck. Erste und zweite Auflage. München 1905, C. H. Beck'sche Buchhandlung Oskar Beck. VII u. 614 S. 8. geb. 6,50 *M*.

Das vorliegende Buch ist nicht nur das bedeutendste, das

das Erinnerungsjahr gezeitigt hat, sondern es gehört überhaupt zu dem Besten, was über Schiller gesagt und geschrieben worden ist.

Es ist nicht eigentlich eine Lebensbeschreibung was K. geben will, sondern eine Einführung in das Verständnis der künstlerischen Persönlichkeit Schillers und ihrer Schöpfungen. Das Buch „möchte gern ein Erziehungsbuch zu Schiller sein und wendet sich an die, welche es für eine Pflicht halten, ihn in seinen Taten einmal wieder auf sich wirken zu lassen, als ob er jetzt unter uns träte. Diesen will es helfen in seinen Leistungen die große geistige Gesamtpersönlichkeit im Innersten des Lebens anzueignen". Es „will hineinführen in das künstlerische Leben der Schillerschen Dichtungen". Das biographische Element ist somit dem literarischen und ästhetischen untergeordnet. Gleichwohl sind die wesentlichen Lebensbeschreibungen, die wichtigeren Einflüsse und Ereignisse berücksichtigt, zum Teil sogar eingehend dargestellt. Die Freunde, besonders Körner und Humboldt, sind treffend charakterisiert. Die Verbindung mit Goethe ist in ihrer Eigenart und Bedeutung selten so klar und gerecht gewürdigt worden wie hier; das gemeinsame Ziel, das den beiden vorschwebte, wird S. 387 vortrefflich formuliert: „So begriffen Goethe und Schiller in der Kunst die höchste Arbeit des Menschengeistes. Sie war ihnen ein mit heiligem Ernst ergriffener Beruf. So waren sie aber auch einig darin, was es hieß, wenn man den Deutschen die künstlerische Erziehung brachte". „Die Erziehungsaufgabe für sich selbst und in ihrer Wirkung auch für die Deutschen haben Goethe und Schiller erkannt. Ihre nationale Bedeutung ruht darauf. Aus Philistern und Pedanten, aus einseitigen Fachleuten und dem bloß sinnlichen Volk galt es einen neuen Adel zu schaffen, den Adel der wahren und vollendeten Bildung, die nicht nach Kenntnissen gemessen wird und die nicht im Fachwissen besteht, sondern in der lebendigen Anschauung, in der Teilnahme an dem höchsten Kulturbesitz, der die Menschen über ihre Sonderinteressen hinweg verbindet, in der inneren Freiheit der Persönlichkeit, die ihrer selbst in der Stellung zu den ewigen Fragen unbefangen gewiß ist. So sehr sich die Zeiten ändern, diese Erziehungsziele bleiben dieselben. In ihnen, die als Idee der ästhetischen Kultur im tiefsten Sinne bezeichnet werden können, fand sich die Einigkeit zwischen Goethe und Schiller. Sie begriffen darin die augenblicklich höchste Aufgabe der Nation". Einen wie wohltuenden Gegensatz bildet dieses verständnisvolle Erfassen des Wesentlichen zu den flachen und schiefen Urteilen, wie sie noch H. Grimm und V. Hehn über dieses Verhältnis geäußert haben!

Der Schwerpunkt des Buches aber liegt, wie bereits gesagt, in der Darstellung der künstlerischen Entwicklung Schillers, in der Art wie die einzelnen Werke, besonders die dramatischen, als Stufen dieser Entwicklung erfaßt und gewürdigt werden, in dem Bilde der Gesamtpersönlichkeit des Dichters, das auf diese

Weise vor uns ersteht. Was Kühnemann hier über die meisten seiner Vorgänger hinaushebt, ist der Umstand, daß er mit einem umfassenden philosophischen Verständnis für die Weltanschauung Schillers an seine innere Entwicklung und an seine Dichtung herantritt und daß er es daher vermag, den Blick des Lesers für ihre Tiefe zu erschließen und wiederum zu ihrer ganzen Höhe emporzurichten. Ein volles und umfassendes Verständnis dieses Genius ist für keinen Darsteller erreichbar, der nur eine einseitig literarhistorisch-philologische Schulung für diese Aufgabe mitbringt: zu entschieden wurzelt Schillers ganzes Wollen und Können in dem Boden einer philosophischen Anschauungsweise, zu innig ist in ihm der Denker, der Erzieher der Menschheit mit dem Dichter verwachsen. Hier liegt der entscheidende Mangel der meisten bisherigen Schillerbiographien und eben hier der wesentliche Vorzug K.s, dem es zugute kommt, daß er von dem Studium des Kantischen Systems und der Schillerschen Ästhetik aus an die literarische Betrachtung herangekommen ist. So sind die Abschnitte über die philosophischen Studien und Dichtungen Schillers (S. 349 ff., 395 ff.) in ihrer sichern Beherrschung des Gegenstandes, in ihrer Klarheit und Prägnanz die reife Frucht der früheren Arbeiten des Verfassers, deren Ergebnisse sie zum allgemein verständlichen Ausdruck bringen; und dasselbe gilt von der Behandlung des Wallenstein. Daß K. auch die literarhistorischen Methoden beherrscht, beweisen die ausführlichen Analysen der Jugenddramen, zumal die Erörterung der Räuber und die trefflich gelungene Behandlung von Kabale und Liebe, welche Tragödie in ihrer geschichtlichen Bedeutung für die Entwicklung des bürgerlichen Trauerspiels eingehend gewürdigt wird. Im Verhältnis hierzu sind nun freilich die nachwallensteinschen Dramen verhältnismäßig kurz behandelt und ihrem Gehalt nach nicht überall erschöpft. Das gilt besonders von der Braut von Messina. Bei manchen feinen Bemerkungen und tieferen Blicken vermißt man hier doch ein gründlicheres Eingehen auf die Probleme, welche das Drama in ästhetischer und ethischer Hinsicht stellt, und auf den Zusammenhang, in welchem sie zu der Idee der übrigen Dramen stehen. Es gilt das sowohl von dem Schicksalsgedanken, welcher die Braut mit dem Wallenstein verbindet und in einer anderen Fassung als tragische Notwendigkeit im Demetrius wiedererscheint, wie von der Frage des Chors in der modernen Tragödie. Im Zusammenhang hiermit steht es, daß K. weder auf den Demetrius noch auf die Malteser irgendwie eingeht, die zum Verständnis dieser Fragen unentbehrlich sind, wie er denn überhaupt die Fragmente beiseite läßt, trotz der tiefen Einblicke, die sie uns in die Ideenfülle und das Phantasieleben des Dichters gewähren. Die ganze Anlage des Buchs scheint mir darauf hinzudrängen, daß es bei einem erneuten Erscheinen, das ja hoffentlich nicht lange ausbleiben wird, in zwei Bände geteilt und dadurch Raum für

eine weitere Ausgestaltung der letzten und wichtigsten Epoche geschaffen wird.

Noch ein Wort über den Stil. Er bildet für den, welcher K.s frühere Arbeiten kennt, eine Überraschung, und wie groß der Fortschritt ist, den der Verf. seit seinem Buche über Herder zu Klarheit und Sicherheit gemacht hat, zeigt sich hier vielleicht am deutlichsten. An Gehalt übertrifft sein Werk Kuno Fischers Schillerbücher beträchtlich; aber in der scharfen und glücklichen Formulierung, in der Knappheit und Kürze der Sätze, scheint K. von diesem Meister der Darstellung gelernt zu haben. Mitunter freilich erinnert er auch an die Schwächen seines Stils, gesuchte Antithesen stören zuweilen (so S. 506: „Neben dem Höfling, welcher Staatsmann ist (Burgleigh) steht in dem Grafen Leicester der Staatsmann, welcher Höfling ist"). Hier und da begegnet eine schwülstige Wendung (S. 502: „Nicht die Königin von Schottland in ihrer geschichtlichen Einzigkeit ist es, die uns beschäftigt, sondern das ewige Weib und in diesem das Leben"). Ganz verunglückt ist der mittlere Satz auf S. 19: „In allen Akzenten der Liebe usw.", was ich für eine künftige Durchsicht beiläufig anmerken will. Für eine solche empfiehlt es sich auch, das Wort wundervoll, das einigermaßen reichlich verwendet ist, bisweilen zu unterdrücken, wie überhaupt mit Lobeserhebungen etwas sparsamer umzugehen.

Doch das sind Kleinigkeiten, die für den Gesamteindruck nicht in Betracht kommen. Im ganzen kann ich mich nur aus voller Überzeugung dem Wunsche des Verfs. anschließen, daß sein Buch „zahlreiche Deutsche als einen Führer benutzen, um sich frisch in die Werke Schillers zu versenken und zu ihnen wieder ein Verhältnis zu gewinnen, wie es so vielen leider verloren gegangen ist". Denn, wie K. mit Recht sein Vorwort abschließt, „sich in Schiller wahrhaft versenken heißt: sich durchdringen von der geistigen Macht des Deutschtums und sich kräftigen in dem, was unsere beste Stärke ist".

Berlin. Rudolf Lehmann.

De viris illustribus. Lateinisches Lesebuch nach Nepos, Livius, Curtius für die Quarta höherer Lehranstalten herausgegeben von Hans Müller. Sechste Auflage. Hannover und Berlin 1905, Carl Meyer (Gustav Prior). XII u. 157 S. 8. 1,20 *M*, geb. 1,50 *M*.

Die neue, vielfach verbesserte Auflage dieses Buches verdient ein Wort der Empfehlung in dieser Zeitschrift. Das Buch ist in erster Linie für die latein. Lektüre in der Quarta des Gymnasiums bestimmt, ist aber auch für die Untertertia des Realgymnasiums durchaus geeignet. Es soll einen Ersatz bieten für die Viten des Cornelius Nepos, gegen deren Verwendung in der Quarta der Gymnasien eine Reihe sowohl vom pädagogischen wie vom historischen Standpunkte berechtigter Bedenken laut geworden sind.

Trotz der gegen den Nepos gemachten Einwendungen haben sich freilich zahlreiche Schulen noch nicht entschließen können, die Lektüre des Nepos durch einen andern, geeigneteren Lesestoff zu ersetzen. Das hat, wie der Verfasser der viri illustres in der Vorrede zu seinem Buche hervorhebt, einmal seinen Grund darin, daß gerade für die Altersstufe des Quartaners die biographische Behandlung des geschichtlichen Stoffes als die geeignetste erscheinen muß. Nichts wirkt ja so charakterbildend, erziehend und begeisternd wie große Persönlichkeiten. Zum andern aber spricht dafür der Gesichtspunkt des konzentrischen Unterrichtes auf einer Stufe, auf der im Geschichtsunterrichte dem Schüler die ersten Kenntnisse der alten Geschichte geboten werden, die wenigstens für die griechische Geschichte durch die Neposlektüre in geeigneter Weise gestützt und erweitert werden. Daß aber die Lebensbeschreibungen der großen Römer im Cornelius Nepos, wie wir ihn jetzt haben, fehlen, ist eben einer seiner Mängel. Dazu kommen die oft gerügten geschichtlichen und chronologischen Fehler, die z. T. nicht korrekte Ausdrucksweise, die nichtklassische Sprache des Nepos, kurz all das, was den Unterricht hemmt und was namentlich von pädagogischer Seite immer wieder und mit Recht gegen den Schulgebrauch desselben eingewendet worden ist.

H. Müller hat nun in seinem lateinischen Lesebuch de viris illustribus den Lehrern und Schülern der Quarta einen trefflichen Ersatz für den Nepos in die Hände gegeben. Das Buch enthält die für den Geschichtsunterricht wichtigsten Viten des alten Cornelius Nepos in freier Form. Alles Weitschweifige, Nebensächliche, Unübersichtliche der alten Darstellung ist beseitigt; in geschichtlicher Hinsicht ist die Darstellung des Nepos nach Maßgabe von Herodot, Thukydides u. a. wo nötig berichtigt; die Sprache ist die der Klassizität, und in grammatischer Hinsicht ist auf das für die Quarta bestimmte Pensum aus der Kasus- und Moduslehre gebührende Rücksicht genommen. Endlich sind auch Abschnitte aus Livius und Curtius in freier Form in das Buch aufgenommen worden. Wie richtig dieses Verfahren war, wird jeder Lehrer erfahren, der mit seinen Quartanern die Vita Alexanders des Großen liest und etwas erfährt von der Freudigkeit und dem lebhaften Interesse, mit welchem die Klasse die Taten und Schicksale dieses Helden verfolgt.

Die neueste Auflage des Buches weist gegen die früheren eine Reihe anerkennenswerter Verbesserungen auf. Die Druckfehler der 5. Auflage sind gründlich beseitigt; an der Ausdrucksweise ist auf Grund von praktischen Erfahrungen gefeilt und gebessert worden. In der Phrasensammlung und im Vokabularium sind alle den Schüler verwirrenden und zu Mißverständnissen Anlaß gebenden Abkürzungen weggelassen worden. Im Wörterverzeichnis sind endlich bei den Substantiven, soweit es nötig war,

Genitiv und Genus, bei den unregelmäßigen Verben die Grundformen mitangeführt worden. Unterzeichneter kann auf Grund eigener, im Unterricht im Laufe der letzten Jahre gesammelter Beobachtungen das Buch in seiner neuen Gestalt warm empfehlen. Es bietet nicht bloß einen den Bedürfnissen der Quarta angepaßten Lehr- und Lesestoff, es ist auch seiner ganzen Anlage nach durchaus geeignet, die Lektüre des Cäsar in der Untertertia anzubahnen und vorzubereiten.

Weimar. M. Jacobi.

Fr. Klincksieck, Französisches Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Leipzig 1903, Rengersche Buchhandlung. VII u. 236 S. geb. 2,25 *M*. Anmerkungen dazu 71 S. 0,80 *M*.

Als eines der Verdienste der Reformer auf dem Gebiete der neueren Sprachen ist es unzweifelhaft zu bezeichnen, daß sie der Schriftstellerlektüre zu ihrem Recht verhalfen und so dem Unterricht größere Einheitlichkeit und Konzentration gaben. Trotzdem hat sich in den letzten Jahren in pädagogischen Aufsätzen wie auf den Neuphilologentagen gezeigt, daß für Chrestomathien doch wieder „Stimmung“ vorhanden ist. Man bedauert, daß den Schülern die Kenntnis vieler hervorragender Erzeugnisse der Literatur verloren gehe: sie hören wohl die Namen so vieler wichtiger Klassiker des 17. und 18. Jahrhunderts, hören und sprechen vielleicht gar von ihrem Einfluß auf die Literaturen und die geschichtliche Entwicklung Europas, — zu lesen bekommen sie aber nicht eine Zeile von ihnen, die Urteile fußen auf keinerlei Quellenkenntnis und werden wieder nur nachgesprochen! Bedenklich erscheint es vor allem, die wichtigsten Abschnitte der Literatur mit den Schülern zu behandeln (s. Lehrpläne), ohne eine Unterlage dafür zu haben. Die Unersprießlichkeit eines solchen Beginnens mag wohl für Chrestomathien wieder günstiger gestimmt haben, und ein Zeichen dafür ist es, daß nach langer Pause jetzt wieder „Lesebücher“, „Manuels“ und wie sie heißen mögen, zu erscheinen beginnen.

Als ein sehr brauchbares Hilfsbuch unter ihnen kann das Klincksiecksche warm empfohlen werden. Als einzige Lektüre in den Oberklassen soll und will es nicht dienen, aber als Lektüre während eines oder zweier Semester dürfte es sich ausgezeichnet bewähren. Für länger will auch Kl. seine Auswahl aus französischen Autoren nicht benutzt wissen. Als leitenden Gesichtspunkt für sie gibt er an (Vorwort S. IV): „Alle größeren Werke, die als Lektüre für ein Semester oder Quartal dienen, also die Dramen von Corneille, Molière, Racine, Hugo, Sandeau, Augier, weiterhin die historischen Werke von Thiers, Guizot, Lanfrey usw., endlich die größeren Erzählungen von Erckmann-Chatrian, Feuillet, Mérimée u. a. waren auszuschließen“. Dadurch hat er auch Raum für die

neuere Literatur gewonnen und bietet in den letzten hundert Seiten sehr gut gewählte Stücke, z. B. aus Balzac, George Sand, Flaubert, Daudet, Zola, Leconte de Lisle, Sully Prudhomme, Hérédia, Maupassant, Anatole France, Bourget, — vielen gewiß sehr willkommene Gaben. Aber auch die Anstalten (wie die Oberrealschulen), die sich mit der französischen Literatur beschäftigen müssen, kommen auf ihre Rechnung: können doch in Kl.s Buch den Schülern Proben aus La Rochefoucauld, Bossuet, Madame de Sévigné, La Bruyère, Montesquieu, Rousseau, Buffon, Mirabeau vorgelegt werden. Daß La Fontaine und Voltaire auch in dem Lesebuch vertreten sind, versteht sich von selbst. Ebenso klar ist es allerdings auch, daß immer noch Wünsche offen geblieben sind. Wir würden z. B. auf manches aus der Literatur des 19. Jahrhunderts gern verzichten, wenn von Descartes, Pascal, Boileau, Diderot, Fénelon, Le Sage Proben gegeben wären. Wie wir hören, hat der Herausgeber die Absicht, bei einer neuen Auflage diesem Mangel abzuhelfen, und wir sind überzeugt, daß das Buch durch diese noch eingehendere Berücksichtigung der klassischen Literatur gewinnen wird. — Das Buch ist handlich. Druck und Ausstattung sind sehr gut. Nur wenige Fehler sind zu bessern. Es muß heißen S. 13, 20: non seulement; S. 13, 27: religieux; S. 14, 14: soutiens; S. 14, 37: se servir; S. 23, 5: parce qu'il; S. 25, 24: cachottant; S. 35, 22: veut; S. 35, 31: caressa; S. 38, 1: il n'y en a pas; S. 193: Nachstehender Abschnitt. — In Bezug auf die beigegebenen trefflichen Anmerkungen, in denen auch zu 16 der 50 poetischen Stücke der Sammlung metrische Übersetzungen mitgeteilt werden, wäre nur zu wünschen, daß Seiten- und Zeilenzahl den einzelnen behandelten Wörtern oder Stellen vorgesetzt würden.

Halle a. S. C. Weber.

---

1) Alfred Stern, Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Vierter Band: Geschichte Europas von 1830 bis 1848. I. Stuttgart und Berlin 1905, Cottasche Buchhandlung. XVIII u. 617 S. Lex.-8. 12 M, geb. 14 M.

Der vorliegende Band hebt mit einer kurzen Einleitung (S. 1 u. 2) an, die darauf hinweist, daß in den Völkern der Drang lebendig geblieben war, dem die Revolution einst durch die Worte 'Freiheit und Gleichheit' Ausdruck gegeben hatte, und daß zugleich die Idee nationaler Selbstbestimmung und Zusammengehörigkeit sich regte. Der erste Abschnitt (bis S. 74) behandelt Frankreich. Die Julirevolution und die Anfänge des Königtums Louis Philipps werden eingehend geschildert. „Für den Nachlebenden ist es kaum möglich sich vorzustellen, mit welchem Jubel das Ereignis der Julirevolution im weiten Umkreis der Völker Europas von Tausenden begrüßt wurde. Wer immer unter dem Druck politischer Zustände gelitten hatte, die seit einem halben Menschen-

alter mehr oder weniger gleichartig vorherrschend gewesen waren, atmete auf wie von einem Alp erlöst. Der Ausgang der Erhebungen auf der Pyrenäischen und Apenninischen Halbinsel im Beginn der zwanziger Jahre war für viele Leichtgläubige zu einer Quelle grausamer Enttäuschungen geworden. Der Philhellenismus, so Großes er geleistet hatte, war doch nicht durch ein vollständiges und reines Ergebnis belohnt worden. Aber an dem spannenden Schauspiel, das Paris der Welt gegeben, an dem verschönerten Bild einer Umwälzung, die sich verhältnismäßig mit so wenig zerstörender Gewalt, so rasch und so sicher vollzogen hatte, erquickten und stärkten sich Unzählige, von der Schelde bis zur Weichsel, vom Po bis zur Eider, voll Hoffnung für die Erfüllung ihrer eigenen Wünsche". Das Gelöbnis der Friedensliebe, durch das Louis Philipp seine Anerkennung in der europäischen Staatengesellschaft erreicht hatte, wurde zuerst im Königreich der Niederlande auf eine schwere Probe gestellt. Die Revolution und die Losreißung Belgiens schildert der zweite Abschnitt (bis S. 128), während der dritte (bis S. 192) sich mit der polnischen Revolution befaßt, deren wechselvoller Verlauf fast dreiviertel Jahr hindurch Europa in Spannung erhielt und für den Erdteil schließlich das hemmende Schwergewicht des 'heiligen Rußland' zur Folge hatte. Im vierten Abschnitte (bis S. 233) wendet sich die Darstellung der Revolution in Italien zu. Hier waren die Unruhen noch nicht beendigt, als die Londoner Konferenz ihre Bemühungen mit Erfolg gekrönt sah, den in Belgien entfachten Brand zu löschen, bevor seine Funken Europa in Flammen setzen konnten; dort war der europäische Friede nicht weniger schwer bedroht gewesen als in Italien. Die Begründung des Königreichs Belgien berichtet der fünfte Abschnitt (bis S. 266). Dann behandelt St. Deutschland unter dem Einfluß der Julirevolution (bis S. 334). Was in Deutschland geschah, ermangelte zwar der dramatischen Züge einer gewaffneten Selbsthilfe größerer Massen, geschweige denn einer einheitlichen nationalen Erhebung. So vereinzelt wie die gewaltsamen Erschütterungen oder die friedlich errungenen Änderungen des Bestehenden blieben, bedeuteten sie doch einen tiefen Einschnitt im politischen Leben des deutschen Volkes. Innerhalb der Grenzen Norddeutschlands erschöpfte der Rückschlag der Julirevolution seine Kraft so gut wie ganz mit dem Siege der konstitutionellen Bewegung; eine andere Richtung ward den neu erweckten politischen Hoffnungen und Wünschen in Schleswig-Holstein gegeben. Jenseits der Mainlinie handelte es sich nicht um Erkämpfung, sondern um Befestigung des Repräsentativsystems. Man konnte auf dem schon vorhandenen Fundament weiterbauen und erlebte so gut wie keinen Bruch der gesetzlichen Ordnung. „Es war der damaligen Bewegung der Geister in Süddeutschland eigen, der Idee der deutschen Einheit einen neuen Schwung zu geben". Freilich blieben die Umrisse des

Einheitsprogrammes nicht selten verschwommen, und vielen Anhängern des Einheitsgedankens wurde der Boden daheim zu heiß. „Wer von ihnen nicht an der Seine oder jenseits des Meeres eine Zuflucht fand, suchte sie in der durch Schillers Muse verklärten Schweiz". Hier nahm, wie der siebente Abschnitt (bis S. 376) eingehend schildert, das öffentliche Leben mit dem Jahre 1830 einen neuen, nicht länger zu hemmenden Aufschwung; eine Umwälzung der Staatseinrichtungen gelang in der Mehrzahl der Kantone und fast durchweg von unten herauf. Eine Einmischung des Auslandes schien sich bei mehr als einem Anlaß geltend machen zu wollen, erfolgte indes nicht. Bald entfaltete auf Schweizer Boden eine internationale Flüchtlingsschar das Banner des 'jungen Europa', und deshalb wurde das kleine Land für die nächste Zeit erst recht in die Netze der großen politischen Gegensätze verstrickt, die den Weltteil bewegten.

„Die Großmächte und das junge Europa" ist der achte Abschnitt (bis S. 416) betitelt. Er wird mit einer warmherzigen Würdigung Mazzinis eingeleitet; dann schildert Verf. Metternichs Plan eines 'Zentralpunktes' der Ostmächte und das Mißlingen des Mazzinischen Unternehmens. 'Das Wort Nationalität ward zu einer umlaufenden Scheidemünze des Liberalismus' — dieser Äußerung pflichtet St. bei. Die Begriffe Vaterland und Menschheit sollten durch ein unauflösliches Band verknüpft werden. Vorläufig waren allerdings nur drei Vaterländer in dem jungen Europa vertreten: Italien, Polen und Deutschland; der deutsche Bestandteil blieb der stärkste, obschon zahlenmäßig sehr unbedeutend. Auch auf Spanien und Portugal äußerte die Julirevolution ihren Einfluß, wie der neunte Abschnitt (bis S. 459) darlegt. Auf diesen Schauplatz wirkte die Entfremdung ein, die nach und nach das gute Einvernehmen Englands und Frankreichs lockerte. Damit trat im westlichen Bereich der großen europäischen Politik dieselbe folgenreiche Umwandlung in die Erscheinung, die sich in ihrem östlichen Bereich allmählich vorbereitete. 'Orient und Occident sind nicht mehr zu trennen'. Ein unverkennbarer Parallelismus der Erscheinungen auf dem Felde der großen Politik springt während der ersten auf die Julirevolution folgenden Jahre in die Augen: das geht aus dem mit Griechenland und der Türkei sich befassenden zehnten Abschnitte (bis S. 496) hervor. Westeuropa hatte zwar den Befreiungskampf Griechenlands mit atemloser Spannung verfolgt, schenkte aber der Entwicklung des neuen Staatswesens im allgemeinen geringe Aufmerksamkeit. Hingegen weckten die Geschicke der Türkei eine dem einstigen Philhellenismus beinahe widerstreitende, wachsende Teilnahme. Der dabei hinsichtlich der Zukunft des Osmanischen Reiches hervortretende Gegensatz der Anschauungen trug nicht am wenigsten zur beginnenden Entfremdung der beiden Westmächte bei, deren innere Entwicklung gleichzeitig einen grundverschiedenen Anblick

gewährte. Während in Frankreich das öffentliche Leben zwischen gewaltsamen Ausbrüchen und gewaltsamem Gegendruck schwankte, bewegte es sich in England nach heißem Kampf mit widerstrebenden Mächten in den Geleisen der Reform. Dies führt der elfte Abschnitt (bis S. 551) näher aus; besonders eingehend wird die gewaltige Volksbewegung aus Anlaß der Reformbill geschildert. Die bürgerliche Mittelklasse, die den Löwenanteil davontrug, erschien im ganzen und großen befriedigt. Der Weg für friedlichere Umgestaltung Alt-Englands war beschritten. Die kommenden Geschlechter, so dunkel und gewitterhaft auch der Horizont häufig aussah, sind nicht von ihm abgewichen. Der zwölfte und letzte Abschnitt (bis S. 600) wendet sich wieder Frankreich zu und schildert die Regierung Louis Philipps im Kampf mit den Parteien; das Julikönigtum ward immer mehr dazu verführt, sich die breiten Volksschichten zu entfremden, um den Interessen einer selbstsüchtigen Gesellschaftsklasse zu dienen, und je sichtlicher es auf den Weg der Reaktion gedrängt wurde, desto mehr suchte es sich den festländischen Ostmächten zu nähern. Dadurch schien sich eine neue Gruppierung innerhalb der Staatenwelt Europas vorzubereiten.

Dies ist, zum Teil mit des Verfs. eigenen Worten, eine kurze Übersicht über den Inhalt des Bandes. Der Anhang (S. 603—617) bringt 9 Aktenstücke — teilweise im Auszug —, unter denen ein Bericht Rumpffs, des Ministerresidenten der vier freien Städte Deutschlands in Paris, vom 12. Januar 1834 besonderes Interesse erregt.

An seinem früher in dieser Zeitschrift (1896 S. 643 ff., 1898 S. 406 ff. und 1902 S. 667 ff.) eingehend begründeten Urteile über das groß, vielleicht zu groß angelegte Werk hält Ref. auch hinsichtlich dieses vierten Bandes fest. Wir finden mehr Feinheit der Durcharbeitung als Reichtum an Gedanken. Verf. ist auf möglichst gründliche und allseitige Benutzung der diplomatischen Quellen, der gedruckten wie der handschriftlichen, bedacht und hat durch Verwertung von Archivalien nicht selten die früheren Darstellungen ergänzt oder berichtigt, beispielsweise Hillebrands Geschichte Frankreichs, Paulis Geschichte Englands, gelegentlich auch Treitschkes Deutsche Geschichte. Ich weise auf folgende Stellen als auf besonders wichtige hin: S. 44, 113, 134, 217, 295, 313, 316, 444 und 526. Gerade auf der Benutzung der Gesandtschaftspapiere beruht der Wert des Sternschen Werkes. Ob Verf. indes nicht öfter ihre Bedeutung überschätzt? An manchen Stellen mußte ich an folgende Äußerung eines unzweifelhaft erstklassigen — wie man jetzt so gern sagt — Diplomaten denken: „Die Depeschen und Briefe sind, auch wo sie einmal etwas enthalten, denjenigen, welche die Personen und Verhältnisse nicht kennen, nicht verständlich; wer weiß da nach 30 Jahren, was der Schreiber selbst für ein Mann war, wie er die Dinge

ansah, wie er sie seiner Individualität nach darstellte?" Es ist kein Geringerer als Bismarck, der so urteilt.

Noch mehr als in den früheren Bänden finden wir bei den Einzelbildern, in die der gleichzeitige Ablauf der europäischen Geschichte aufgelöst werden muß, fast nur die staatliche Entwicklung berücksichtigt unter Heranziehung auch der jüngst erschienenen Literatur, die St. sehr gründlich kennt und gewissenhaft verwertet; Einzelheiten, die unverbürgt wiederholt worden sind, hat er mit Recht stets beiseite gelassen. Die Darstellung der allgemeinen Kulturzustände wünschte man öfter eingehender. Vergleiche sind verhältnismäßig selten gezogen, z. B. zwischen 1830 und 1688 (S. 39) und zwischen Polen und Belgien (S. 144); kurz, aber treffend ist zumeist die Charakteristik der führenden Persönlichkeiten, unter denen Zumalacarregui (S. 448) nicht vergessen sei.

Zum Schluß kann Ref., so sehr ihn auch dieser Band angezogen hat, doch nicht umhin, seine Ansicht dahin zu äußern: Weniger wäre nicht selten mehr gewesen! Wir an höheren Lehranstalten Wirkenden hegen den dringenden Wunsch, daß uns das unbedingt nötige Fortschreiten mit der Wissenschaft nicht durch große Weitschweifigkeit der betreffenden Werke erschwert wird.

2) Immich, Geschichte des europäischen Staatensystems von 1660 bis 1789. München und Berlin 1905, R Oldenbourg. XIII u. 462 S. Lex.-8. 12 *M*, geb. 13,50 *M*.

In der Besprechung der Loserthschen Geschichte des späteren Mitelalters in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1904 S. 661 ff., hat Ref. die Eigenart des von den Universitätsprofessoren Below und Meinecke unternommenen Handbuches der Mittelalterlichen und Neueren Geschichte kurz gekennzeichnet. Die Herausgeber veröffentlichen jetzt das hinterlassene Werk des früh verstorbenen Königsberger Privatdozenten Immich, an das Professor Hirsch (für den ersten Abschnitt) und Privatdozent Preuß (für den zweiten und dritten Abschnitt) die letzte Feile gelegt haben. Below und Meinecke weisen im Vorworte mit Recht darauf hin, daß seit Heerens 1809 zuerst erschienenem Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems bei uns der Versuch nicht wieder gemacht worden ist, vom Standpunkte europäischer Gesamtgeschichte aus die Geschicke der Staaten im großen in ihrer Verflechtung miteinander für einen größeren Zeitraum darzustellen, nicht sowohl eine Geschichte der Staaten, als eine Geschichte der Staatenfamilie zu schreiben, daß man indes, wenn irgendwo, schon in Rankes Geschichtschreibung 'alle die großen Atemzüge dieses unvergleichlichen Vereins' der romanisch-germanischen Welt belauschen konnte. „Ranke lebte und webte, man möchte sagen, instinktiv in der Anschauug der europäischen Zusammenhänge. Er sprach ihre Sprache, ohne einer Grammatik

zu bedürfen. Wir Jüngeren bedürfen aber einer solchen Grammatik, eines systematischen Kompendiums jener Zusammenhänge, um wieder ganz heimisch zu werden in ihnen". Daß I. ein solches geliefert hat, wird jeder anerkennen, der sich der nicht gerade leichten Aufgabe unterzieht und sein Buch durcharbeitet. Es führt klar, kurz und übersichtlich in die großen Zusammenhänge der europäischen Politik ein und gibt dabei — das ist ein Hauptunterschied von dem oben besprochenen Werke Sterns — den vollständigen wissenschaftlichen Apparat. Die Zusammenstellung der Quellen und der Literatur beweist einen ungewöhnlichen Fleiß und außerordentliche Sorgfalt; schon deshalb werden I.s Buch vor allem die wissenschaftlich ausgebildeten Historiker und die Studierenden der Geschichte hochschätzen. Vom Verf. ist aber auch unzweifelhaft der Beweis erbracht, daß er den umfassenden, vielverschlungenen Stoff geistig beherrscht. Gegliedert hat er ihn folgendermaßen: Erster Abschnitt von 1660 bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts (bis S. 159), Zweiter Abschnitt bis 1740 (bis S. 281), Dritter bis 1789 (bis S. 446); jeder Abschnitt zerfällt wieder in 8 bezw. 7 Kapitel.

Um nun den Standpunkt des Verf.s und zugleich seine Darstellungsweise im allgemeinen zu kennzeichnen, führe ich zwei Stellen im Wortlaut an: „Der Große Kurfürst maß die Schuld an diesem Ausgang des Krieges den Niederländern und dem Wiener Hofe bei, die er des treulosen Abfalls beschuldigte, in seiner begreiflichen leidenschaftlichen Erregung nicht fähig, die Motive jener zu würdigen und einen billigen Maßstab zur Beurteilung ihres Verhaltens zu finden. Sie hatten sich doch auch nur von dem Interesse ihres Staates leiten lassen, ganz wie Friedrich Wilhelm, und waren dem Grundsatz gefolgt, der in der Politik aller Staaten und auch in der Brandenburgs seine Geltung behauptete, daß Verträge nur so lange gehalten zu werden brauchen, als sie nicht dem Wohle des eigenen Landes zuwiderlaufen. Es lag nahe, daß der Kurfürst, nachdem er im Bunde mit dem Kaiser keinen realen Gewinn davongetragen hatte, nun sein Ziel im Anschluß an Ludwig zu erreichen suchte" (S. 101). „Mit dem dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts begann für Europa eine längere Zeit des Friedens. Nachdem die spanische Erbschaft mit der Anerkennung Philipps durch die deutschen Habsburger ihre Erledigung gefunden und das Gespenst einer bourbonischen Universalmonarchie ebenso vorübergegangen war wie die Gefahr der Wiederherstellung eines habsburgischen Weltreiches, als die 1688 in England geschaffene Ordnung sich siegreich gegen alle Stürme behauptet, der Schwedenkönig sein kriegerisches Abenteurerleben geendet hatte und der Ansturm der Osmanen mit leichter Mühe abgeschlagen war, da gab es kaum noch eine Frage, welche die ganze europäische Politik in lebhafte Tätigkeit zu versetzen imstande gewesen wäre" (S. 254).

Den dermaligen Stand der Forschung gibt Verf. in knappster Form an und erwähnt alle streitigen Fragen, ohne daß er selbst immer ganz entschieden dazu Stellung nimmt [vgl. S. 310 Anm. 2]. Besonders hervorgehoben sei sein Urteil über den Ursprung des Siebenjährigen Krieges, über den ja auch jetzt noch keine Übereinstimmung erzielt ist. Im Texte (S. 350) lesen wir: „Kaum ein Zweifel, daß dieser Ausgang des Konfliktes (wenn alles wieder in den früheren Stand gesetzt würde) ihm erwünscht gewesen wäre“; in der Anmerkung heißt es: „Hat Friedrich wirklich seit langem einen Eroberungskrieg vorbereitet, so sind seine Anfragen in Wien nur als Kunstgriffe zu verstehen“. Es hätte übrigens meines Erachtens der Umfang der Anmerkungen, so wie sie jetzt vorliegen, verringert und dafür eine Anzahl bezeichnender Quellenstellen hinzugefügt werden sollen. Denn da es sich um eine Geschichte der europäischen Staatenfamilie handelt, so braucht auch in den Anmerkungen nicht auf die kleinsten Einzelheiten, wie Erbansprüche u. ä., bei der Geschichte der einzelnen Staaten eingegangen zu werden. Ferner sind unter den ziemlich zahlreichen Hinweisen auf frühere oder spätere Stellen des Buches manche deshalb unnötig, weil sie sich auf ganz unmittelbar Vorhergehendes oder Folgendes beziehen. Ob nicht einige Anmerkungen besser in die Literaturnachweise oder in den Text aufgenommen wären, darüber kann man verschiedener Meinung sein.

Daß nicht die gesamte Kultur zur Anschauung gebracht, daß alles Kriegsgeschichtliche ganz kurz abgetan (der Nordische Krieg nimmt etwa 18, der Siebenjährige [1]) etwa 20 Seiten in Anspruch) und daß keine Charakteristik der bedeutenden Persönlichkeiten gegeben wird, darin besteht eben die Eigenart des Unternehmens, von dem I.s Werk einen Teil bildet. Von Einzelheiten, die mir aufgefallen sind, kann ich hier nur hervorheben, daß S. 125 die Geldnöte des Kurprinzen hätten erwähnt werden müssen, daß S. 229 über die Unterhandlungen zwischen England und Frankreich nicht ganz einwandsfreie Bemerkungen sich finden und daß S. 344 das Eigentümliche des europäischen Staatensystems gut hervorgehoben wird.

Das Register (S. 447—462) ist sorgfältig. Zu den auf der Schlußseite sich findenden Berichtigungen ist hinzuzufügen: S. 101 Anm. 2 II statt IV, 281 Großen statt on, 316 Z. 5 v. o. eines statt esein, 345 Anm. 1 Kassel statt Kessel.

Von den angezeigten Werken, die beide mit der europäischen Geschichte in ihren Zusammenhängen sich befassen, wird also das zuletzt besprochene besonders in der Gelehrtenstube ge-

[1]) Die auch in diesem strengwissenschaftlichen Werke sich findende Schreibweise Hohenfriedberg statt Hohenfriedeberg und Landshut statt Landeshut wird von guten alten Schlesiern sehr übel vermerkt, obschon auch sie nur vom Hohenfriedberger Marsch sprechen.

schätzt werden, während Sterns Darstellung unzweifelhaft auch in den weiteren Kreisen der Gebildeten Anklang findet.

Görlitz. E. Stutzer.

H. K. Stein, Geschichts-Tabellen in übersichtlicher Anordnung für die mittleren und oberen Klassen höherer Schulen. Elfte verbesserte Auflage, besorgt von Richard Stein. Münster 1905, Theissing. II u. 103 S. 8. 1 ℳ, geb. 1,30 ℳ.

Häufig findet man neuerdings an Stelle wissenschaftlicher Abhandlungen in den Osterprogrammen eine Zusammenstellung der Jahreszahlen, deren Einprägung nach dem Urteil der Fachlehrer notwendig erscheint. Sind diese mehr oder minder sorgfältigen Arbeiten nur für die betreffende Anstalt bestimmt, so macht das vorliegende Werkchen größere Ansprüche: es wendet sich an die höheren Schulen im allgemeinen. Der Verfasser hat deshalb in Ausdruck, Auffassung und Auswahl sich nicht nur nach seinem eigenen „Lehrbuch der Geschichte“, sondern auch nach den gangbarsten geschichtlichen Schulbüchern gerichtet, von denen mir bei der Durchsicht besonders die Oskar Jägerschen Bücher in Erinnerung gekommen sind. Die Einrichtung ist recht zweckmäßig: der für die oberen Klassen bestimmte Lernstoff ist durch kleineren Druck bemerkbar gemacht. Von den Jahreszahlen sind nur die aus dem Text vorspringenden zum Auswendiglernen bestimmt und die wichtigeren durch den Druck noch besonders ausgezeichnet. Am Rande finden sich an den passenden Stellen zahlreiche Bemerkungen aus der Geschichte der Kirche, der Literatur, der Kunst oder sonstige kulturhistorische Notizen. Mit Recht hat der Herausgeber an der neuen Auflage keine größeren Änderungen vorgenommen und nur in der alten Geschichte und in der außerdeutschen Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit einige Kürzungen für nötig gehalten. Er hätte unbedenklich hier noch mehr streichen können, so S. 15-16 manches aus der Zeit der Diadochen, S. 58-59 aus der Geschichte der östlichen und nordischen Reiche, S. 85 aus der russischen Geschichte vor 1762. Unnötig erscheint mir auch S. 17 bei der Vertreibung der Tarquinier der Hinweis auf die Vertreibung des Hippias, S. 53 bei der „Verurteilung des Hus“ (warum nicht „Verbrennung“?) die Erwähnung der Schlacht bei Azincourt; überflüssig ferner die doppelte Erwähnung von Ereignissen oder Namen hintereinander, so S. 75 die Einführung europäischer Kultur durch Peter d. Gr., S. 96 die Namen Kossuth und Görgey, S. 102 der 2. September. Dafür hätte manches etwas ausführlicher gegeben werden können, wie S. 71 die letzte Periode des Dreißigjährigen Krieges; S. 101 vermißt man bei dem Kriege 1870/71 eine Bemerkung über die Aufstellung der Heere; S. 47 fehlt bei den Verhandlungen zu Venedig der Name Alexanders III, S. 49 die Schlacht bei Vittoria, S. 84 bei der Erwähnung O'Connels

eine nähere Bezeichnung. Auch hätte der letzte Abschnitt (S. 95 ff.): „Die wichtigsten Ereignisse der Gegenwart, 1815 bis jetzt“ (d. h. bis zur Vernichtung der Burenstaaten 1902) eine genauere Einteilung erfordert. Gut ist auf S. 24 die Bezeichnung des fünfjährigen Konsulats des Marius als einer Vorstufe der Monarchie und des Bundes zwischen Marius, Saturninus und Glaucia als eines Vorläufers der Triumvirate; solche Hinweise hätten zahlreicher sein sollen. Aber freilich kann man darüber verschiedener Meinung sein, was bei solchen für die Wiederholung bestimmten Tabellen notwendig ist.

Da das Werkchen schon seine elfte Auflage erlebt, so hat es sich an vielen, wohl vorzugsweise katholischen Anstalten bewährt, und ich beschränke mich deshalb auf das, was mir sonst bei dem Durchlesen aufgefallen ist. Zu loben ist die Bezeichnung der Quantität auf der vorletzten Silbe behufs richtiger Betonung; sie ist aber nicht ausreichend; so fehlt sie bei Namen wie Eurymedon, Gaugamela, Arbela, Seleucia, Craterus u. v. a. Warum aber S. 9-10 Tanāgra gesprochen werden soll, weiß ich nicht. Die Ortsnamen sind häufig (leider nicht immer) durch nähere Bezeichnung bestimmt: so die in Frankreich liegenden durch Hinzufügung des Departements, was allerdings nicht immer größere Klarheit gibt; auch die Worte „Plewna (am Wid)“ (S. 104) erklären ein Unbekanntes durch ein Unbekanntes. Denn was wissen die Schüler vom Wid? — Manches erscheint nicht an richtiger Stelle; so steht der Satz: „Der Normannenherzog Robert Guiscard von Apulien wird Lehnsmann des Papstes“ (S. 42) erst nach 1080; die Gründung des deutschen Ritterordens wird schon nach dem Ersten Kreuzzuge erwähnt (S. 44); der Hinweis auf die Magna charta ist auf S. 49 überflüssig; dagegen hätte auch hier die Schlacht bei Bouvines genannt werden können; Sachsen wurde Königreich erst nach der Schlacht bei Jena, wie unter dem Frieden zu Tilsit richtig bemerkt wird (S. 90). — Recht hart klingt der bestimmte Artikel, den der Verfasser einige Male vor Eigennamen setzt, so S. 26: „Kriege des Cäsar“ (C. Julius ist gemeint), S. 43: „unter dem Schutze des Robert Guiscard“, S. 45: „Kreuzzug des Friedrich I. Barbarossa, Richard I. Löwenherz und Philipp II. August“, S. 53: „Verurteilung des Hus“. Wenig angenehm klingt auch: „der orleansschen Partei“ (S. 56) und „der pfalz-orleansche (!) Raubkrieg“ (S. 73).

Der Herausgeber betont, daß er sich um Beseitigung von Druckfehlern und Irrtümern bemüht habe; doch ist eine ganze Reihe davon stehen geblieben. Die Zeichensetzung ist zwar im ganzen sorgfältig, doch muß u. a. S. 21 unter 207—201 vor „besiegt“ ein Komma stehen, S. 53 unter Sigmund in der zweiten Zeile hinter „Ungarn“ das Komma fehlen, ebenso S. 100 hinter „Königgrätz“, S. 55 unter Philipp II. hinter „zurück“ der

Punkt. S. 89 muß das Komma vor „mit Österreich" gestrichen und dahinter gesetzt werden. Von Druckfehlern und anderen mir unrichtig erscheinenden Schreibungen habe ich mir folgende angemerkt: S. 4 und 10 unter einander (statt untereinander), S. 9 Önophytä (statt Önophyta), S. 16 und 22 Pergamum (statt Pergamus; vgl. Hesselmeyer, Die Ursprünge der Stadt Pergamos, Tübingen 1885), S. 17 Etruscer (statt Etrusker), sacram (statt sacrum), S. 18 peb. (statt pleb.), S. 19 Attilius (statt Atilius), S. 22 Flaminius (statt Flamininus), S. 27 am Rande: der (st. des), S. 30 Geschichtsschreiber (statt Geschichtschreiber), S. 32 Ulfilas (st. Wulfila; vgl. Wackernagel, Geschichte d. deutschen Literatur 2. Aufl. I. § 8 Anm. 4), S. 33-34 Theodorich (st. Theoderich), S. 34 Totilas, Tejas, Theodolinde (st. Totila, Teja, Theodelinde), nieder gelassen (st. niedergelassen), S. 34, 35, 37 Longobarden (st. Langobarden), S. 35 Testri (st. Tertry, zwischen Péronne und St. Quentin; vgl. Dahn, Urgeschichte d. german. u. roman. Völker III 713 Anm. 3; auch Schauplatz eines Gefechts am 18. Januar 1871), S. 36 Abassiden, S. 43 Abbasiden (statt Abbassiden), S. 37 unterwnrfen (st. unterworfen), S. 41 Heribert (gebräuchlicher ist Aribert), S. 44 Ludwig VII (statt Ludwigs), S. 49 von (st. Von), S. 50 unterstüzten (st. unterstützten), S. 51 Grütli (Schiller hat die Form Rütli unsterblich gemacht; auch nennt man die Schlacht wohl besser „am Morgarten"), unter 1322 Zeile 2 muß das „ge" wegfallen, S. 53 Fehmgerichte (st. Femgerichte), S. 53 u. 78 Husiten (statt Hussiten), S. 56 nördiche (st. nördliche), Rheims (st. Reims; vgl. Remi), S. 59 Posthumus (st. Postumus), Wladislaus (statt Wladislaw, wie kurz vorher), S. 66 Mores' (st. Morus'), S. 72 Refugiés (st. Réfugiés), Triplealliaz (st. Tripelallianz), der große Kurfürst (st. wie sonst immer „der Große K."), S. 74 Blenheim (die deutsche Form ist Blindheim, Blenheim House heißt das Schloß bei Oxford, das Marlborough als Dotation für seinen Sieg erhielt), S. 75 Friedrichshall (zwei Orte dieses Namens liegen in Deutschland, die norwegische Stadt heißt Frederikshald), S. 79 Kalkstein (st. Kalckstein), S. 80 Plauenscher Kanal (st. Plauescher K.), S. 81 Sorr (gebräuchlicher ist doch wohl „Soor"), ebenso schreibt man besser Kolin st. Kollin (S. 82), ebenda steht Lehwald und Großjägerndorf (st. Lehwaldt und Groß-Jägersdorf), S. 83 am Rande Göthe (unmittelbar vorher besser Goethe), S. 84 right (st. rights), S. 85 Rurick (st. wie S. 59 Rurik), ebenda „und der Vormundschaft" (st. „unter der V."), S. 88 Luneville (st. Lunéville), S. 96 u. 99 Custozza (st. Custoza nach Friedjung), S. 97 Jahdebusen (st. Jadebusen), S. 105 Boers (st. wie S. 106 Buren). Auch sonst zeigt sich eine Ungleichmäßigkeit in der Schreibung; so steht S. 72 der holländische, S. 79 der

Holländische Krieg, S. 71 der, S. 103 das Elsaß. Ferner ist unrichtig abgeteilt Amphik-tyonen (S. 14), Preus-sen (S. 80), Schö-pfung (S. 84 am Rande).

Außerdem scheinen mir im Texte oftmals Wörter ausgelassen zu sein; so muß es wohl heißen S. 33 „des oströmischen Kaisers Justinian“, S. 41 „erhebt den Bischof von Bamberg als Clemens II. zum Papst“, S. 42 „seit 1063 auch von B. Adalbert von Bremen geleitet“, S. 74 oben „seinen zweiten Sohn Karl“, S. 80 „Vorpommern bis zur Peene“, S. 83 am Rande „Kritik der reinen Vernunft“. S. 38 ist bei König Konrad die Zahl I ausgefallen. Der Numerierung 1) beim Peloponnesischen Krieg (S. 10) entsprechen keine weiteren Ziffern; S. 89 unten muß die Bezeichnung a) vor den 3. Koalitionskrieg treten.

Auch bei den Zahlen sind mir manche Druckfehler oder Irrtümer aufgefallen. Zwar ist dem Verfasser die neuere Literatur nicht unbekannt geblieben; so setzt er S. 35 Chlodwigs Alemannensieg und Taufe wieder 496 (nach Ruppersberg im 101. Bande der Bonner Jahrbb. 1897 S. 38 ff. gegen Vogel in der Histor. Zeitschr. Bd. 56 S. 385 f.) und S. 36 den Tod des heil. Bonifatius nach Tangls Ergebnis (Zeitschr. des Vereins für hess. Gesch. und Landesk., Neue Folge Bd. 27) in das Jahr 754. Aber sonst sind so manche unrichtige Zahlen stehen geblieben: Alexanders Eroberung Syriens usw. (S. 14) war 332; die Gracchischen Unruhen dauerten bis 121 (S. 23); Bischof Wulfila (S. 32) starb 383 (Sievers, Beiträge z. Gesch. d. deutschen Sprache XX 302 ff.); der Awarenkrieg (S. 37) ward 796 beendet; Ludwig das Kind (S. 38) ward erst am 21. Januar 900 zum Könige gewählt; Moritz von Sachsen (S. 63) verriet 1552 den Kaiser; die Bartholomäusnacht fiel zwischen 23. und 24. August und zwar unter Karl IX. (S. 65); der Prager Friede fand statt 1866 am 23. August (S. 100); der Dreibund trat 1883 ins Leben (S. 105). Auf S. 34 unten beziehen sich die Zahlen 586—590 auf Authari, nicht auf Theodelinde. Die erste Herrschaft des Hauses Österreich in Ungarn dauerte nicht bis 1490 (S. 59), sondern bis zum Tode des jungen Ladislaus Postumus 1457. Das Haus Oranien hat in England (S. 84) nicht bis 1714 regiert; das Haus Hannover rechnet man bis 1901, mit Eduard VII. beginnt das Haus Coburg.

In Bezug auf das Sachliche gestatte ich mir folgende Bemerkungen: Hamilkar bedrängte nicht nur vom Erkte aus die in Eryx verschanzten Römer (S. 20), er setzte sich sogar am Abhange des Eryx selbst fest, während den Gipfel und den Fuß des Berges die Römer innehatten. — Der erste Mazedonische Krieg dauerte 215—205, der zweite also 200—197, der dritte 171—168, der vierte war 148 (S. 22. 23). — Die Bezeichnung Fritigerns (S. 32) als Königs der Westgoten erscheint mir etwas

kühn. — Der Zeitraum 768—1096 wird (S. 32 u. 36) charakterisiert durch die Worte: „Das Kaisertum auf seiner Höhe". Wo bleiben da Friedrich I. Barbarossa und Heinrich VI.? — Der Abschnitt 1096—1273 (S. 32 u. 43) wird u. a. gekennzeichnet durch die Bemerkung: „Kampf des Kaisertums gegen die päpstliche Macht". Aber dieser Kampf begann schon vorher unter Heinrich IV. und Gregor VII. und endigte erst unter Ludwig d. Bayer und Johann XXII. — Karls des Großen Sohn Pippin war es (nicht Ludwig, wie S. 37 steht), der die Awarische Mark eroberte; auch fand (ebenda) bei Kolmar keine Schlacht statt, denn Ludwig d. Fr. war „nicht mehr in der Lage, seinen Söhnen mit bewaffneter Hand entgegenzutreten" (Simson, Ludwig d. Fr. II 52). — Ludwigs des Deutschen Sohn Karl III. erhielt den Beinamen des Dicken (S. 38) erst im 12. Jahrhundert. — Daß Heinrich I. (ebenda) der Große heißt, ist freilich nicht ganz unverdient, und mit demselben Rechte könnten auch Karl Martell und Pippin d. Kl. diesen Beinamen führen. Aber der Gebrauch hat ihn lieber den glänzenderen Vollendern des Werkes ihrer Vorfahren gegeben. — Otto II. ward in Kalabrien besiegt (S. 40) und zwar nur von Arabern. — Ludwig IX. starb nicht während der Vorbereitungen zu einem 7. Kreuzzuge (S. 46), er befand sich bereits mitten darin. — Heinrich der Stolze erhielt Sachsen erst nach dem Tode seines Schwiegervaters (ebenda). — Daß der greise Kanzler Petrus de Vinea vom Kaiser abgefallen sei (S. 49 f.), ist nicht klar erwiesen. — Bei der Bemerkung (S. 51): „Erhebung der Schweizer, durch Sagen entstellt" gefällt mir der Ausdruck „entstellt" nicht. — Die Gräfin von Maultasch hieß Margarete, nicht Maria (S. 52). — Hussens Lehre war keine Irrlehre (S. 53). — Das Kriegswesen ward nicht „umgestaltet durch die Anwendung des Schießpulvers im Kriege" (S. 61). Die Feuerwaffen waren noch zu plump und zu kostspielig, als daß sie in Feldschlachten hätten entscheidend wirken können. Viel wichtiger war der Verfall der Ritterheere und das Aufkommen des Söldnerwesens. — Independenten und Puritaner sind nicht dasselbe (S. 67); zu den letzteren, die alle Gegner der anglikanischen Hochkirche und der katholisierenden Bestrebungen der Stuarts umfaßten, gehörten auch die Presbyterianer, die zu den Independenten in immer feindlicheren Gegensatz traten. — Man darf nicht kurzweg, der polnischen Legende folgend, sagen, daß Johann Sobieski Wien 1683 gerettet habe (S. 73); die Polen machten nur ein kleines Drittel des Gesamtheeres aus; am 12. September wurden sie sogar geschlagen, und ihr Rückzug wurde nur durch das Eingreifen des Kurfürsten von Bayern und des Fürsten von Waldeck aufgehalten. „Es ist eine auf christlicher Seite durchaus gut geführte Schlacht gewesen", sagt Erdmannsdörffer in seiner Deutsch. Gesch. vom

Westf. Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs d. Gr., I 688, „ohne daß dabei das Hauptverdienst dem offiziellen Oberbefehlshaber Sobieski beigemessen werden kann; jedenfalls gebührt dem Herzog Karl von Lothringen mindestens der gleiche Ruhmesanteil" (vgl. auch Joh. Newald, Beiträge z. Gesch. d. Belagerung von Wien u. s. w. 1883). — Der Schwedisch-polnische Krieg 1655—1660 wird gewöhnlich ein Erbfolgekrieg genannt (so auch in diesem Buche S. 75 u. 79). Diese Bezeichnung aber ist ganz unrichtig. Denn die ohnmächtigen Proteste Johann Kasimirs gegen die Thronfolge der Wittelsbacher in Schweden waren die geringste Ursache dazu. Der treffliche Erdmannsdörffer setzt in seinem schon genannten Werke (S. 211 ff.) auseinander, daß es vor allem die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des schwedischen Staates waren, die ihn nach kurzer Rast wieder auf die Bahn der Eroberung trieben. Die schwedische Armee bildete die Hauptsäule des schwedischen Großstaates; das arme Land war aber nicht imstande, sie ohne große Opfer zu ernähren, und eine Entwaffnung Schwedens würde als ein freiwilliger Verzicht auf die Großmachtstellung erschienen sein. So bildete ein Krieg den besten Ausweg. Man beriet im schwedischen Kriegsrate, gegen welche Macht man die Waffen wenden sollte. Daß Karl Gustav sich für einen Krieg gegen Polen entschied, lag in erster Linie in der Erinnerung an den Stumsdorfer Frieden 1635 begründet, in dem alle einst von Gustav Adolf eroberten preußischen Küstenplätze hatten abgetreten werden müssen. Dann schienen die zerrütteten inneren Verhältnisse der Adelsrepublik ebenso wie ihre Beunruhigung durch Rußland einem kühnen Angreifer die besten Aussichten auf Erfolg zu bieten. Dazu traten der religiöse Gegensatz zu dem von Jesuiten geleiteten katholischen Polen und das Drängen des beute- und kriegslustigen Adels. Es würde sich also empfehlen, diesen schwedischen Eroberungskrieg nach dem Vorgange Erdmannsdörffers den ersten Nordischen Krieg zu nennen. — Der König August II. von Polen (S. 75) hieß als Kurfürst von Sachsen Friedrich August I. der Starke. — Die Bezeichnung der Maria Theresia 1740 bis 1780 als Kaiserin (S. 80) ist ebenfalls ungenau. Sie war nach dem Tode ihres Vaters Erzherzogin von Österreich, Königin von Böhmen und Ungarn; Kaiserin ward sie erst durch die Krönung ihres Gemahls 1745 und hörte es auf zu sein, als er 1765 starb. — Unter Ferdinand von Braunschweig (S. 86 u. 90) versteht man den genialen Sieger von Krefeld und Minden; der Besiegte von Auerstädt heißt Karl Wilhelm Ferdinand. — Der eigentliche Leiter der Preußen bei Preußisch Eylau war Scharnhorst, nicht der altersschwache L'Estocq (S. 90). — Das im französ. Departement Meuse liegende Ligny en Barrois (S. 94) ist nicht der Schlachtort vom 16. Juni 1815; das richtige Ligny liegt vielmehr in der belgischen Provinz

Namur. — Die Armee Mac Mahons ward nicht „durch einzelne Gefechte (bei Beaumont 30. Aug.) nordostwärts gedrängt“ (S. 101), sondern sie wurde vielmehr durch sie gezwungen, ihren nordöstlichen Marsch (auf Metz zu) aufzugeben und sich nach dem nördlich gelegenen Sedan zurückzuziehen.

Am Ende des Werkchens befindet sich eine Tafel mit den Namen und Regierungszeiten der deutschen Könige und Kaiser. Auch hier muß nach dem Ausgeführten der Beiname Karls III. „der Dicke“ gestrichen werden. Ludwig das Kind hat von 900—911, die Karolinger haben von 751 ab regiert. Die Herrscher aus der sächsischen und staufischen Dynastie sowie die „aus verschiedenen Häusern“ waren nicht alle Kaiser. Maria Theresia durfte nicht in diesem Zusammenhange erwähnt werden; dafür fehlt Karl VII., und Joseph II. hat als Kaiser 1765—1790 (S. 83 richtig) regiert. Mit Franz I. 1745—1765 beginnt das neue Haus Lothringen-Toskana. Hier hätte also ein Abschnitt gemacht werden sollen, ebenso bei Franz I. 1804—1835, dem ersten Kaiser von Österreich.

Die Besprechung hat einen größeren Raum eingenommen, als sie beanspruchen durfte. Aber ich hoffe, die Berücksichtigung meiner „gravamina“ wird die Brauchbarkeit des schon bewährten Büchleins noch erhöhen.

Kottbus. K. Liersch.

Willi Ule, Lehrbuch der Erdkunde für höhere Schulen. Ausgabe A in zwei Teilen. Erster Teil. Für die unteren Klassen. Mit 2 farbigen und 53 Schwarzdruckabbildungen. Fünfte Auflage. Leipzig 1905, G. Freytag. VIII u. 144 S. 8. geb. 1,80 ℳ. — Zweiter Teil. Für die mittleren und oberen Klassen. Mit 12 farbigen und 84 Schwarzdruckabbildungen. Fünfte Auflage. Leipzig 1905, G. Freytag. VIII u. 338 S. 8. geb. 3 ℳ.

Das bekannte und vortreffliche Lehrbuch ist binnen Jahresfrist in neuer Auflage erschienen. Die Veränderungen des Buches sind äußerst geringfügig; nur ein paar Berichtigungen und stilistische Verbesserungen sind angebracht. Ules Buch nimmt nach wie vor den ersten Platz unter denjenigen erdkundlichen Schulbüchern ein, die eine knapp gehaltene Auswahl des Stoffes bieten und zugleich ein anschaulich, leicht verständlich und flüssig geschriebenes Lesebuch für die Schüler sein wollen. Erwünscht wäre es, daß ein großer Teil der Abbildungen in Schwarzdruck bei der nächsten Auflage durch technisch besser hergestellte Bilder ersetzt würde.

Hannover. A. Rohrmann.

Kuhnert-Leipoldt, Wandkarte von Palästina zur Zeit Christi. Verlag von A. Müller-Fröbelhaus, Dresden und Wien. Aufgezogen auf Leinwand mit Stäben 15 *M.*

Realschullehrer M. Kuhnert in Chemnitz hat in Verbindung mit Prof. Dr. G. Leipoldt in Dresden diese recht plastisch wirkende Wandkarte im Maßstab 1 :.150 000 entworfen. Von dem sattesten Grün der Tieflandsfurche des Ror (oder, wie man zur Förderung falscher Aussprache zu schreiben pflegt, des Ghor) sehen wir den Gebirgsboden in braungrauen Farbentönen sich erheben. Die Flüsse ziehen in kräftigen dunkelblauen Linien durchs Gelände; Meeres- und Seespiegel sind lichtblau gehalten; die Ortschaften leuchten grellrot hervor. Die Böschungen sind nicht schraffiert, sondern in Schummerung wiedergegeben; die Beleuchtung ist von Westen her gedacht, der Lehrer wird also die Schüler auf die Licht- und Schattenwirkungen hiervon aufmerksam zu machen haben, damit die dunkeln Schatten der westlichen Gehängeseite des Rors z. B. gegenüber den lichten Flanken der ebenso hohen östlichen Einfassung richtig verstanden werden.

Der erste Durchflußsee des Jordans ist zwar richtig nach der heutigen Bezeichnung Hule-See auf der Karte benannt, aber daneben steht, obschon mit einem Fragezeichen, „Wasser Merom". Aus schon mehrfach an dieser Stelle erwähnten Gründen sollten wir die Schüler mit diesem ganz irrtümlichen Namen doch endlich verschonen. Außerdem sollte die weite, jetzt mit Papyrus bestandene Sumpfstrecke des Ard el Hule im Norden des Sees angegeben sein, weil sie gemahnt an die vom Jordan erst verursachte starke Zuschwemmung des Sees, der zu Josephus', mithin erst recht zu Christi Zeit noch doppelt so lang wie breit war. Der groteske schwarzgraue Karn Hattin tritt nicht deutlich hervor; das „Taubental" an seinem Nordfuß, durch das Christus immer wandern mußte, wenn er von Nazareth her den Schritt zum Uferstädtchen Magdala am Tiberiassee lenkte, vermißt man ungern. Auch die Gennesarebene bei Kapernaum sollte für die Zwecke der Biblischen Geschichte deutlicher und mit Namen bezeichnet sein.

Mockau bei Leipzig. A. Kirchhoff.

P. Kuckuck, Der Strandwanderer. Die wichtigsten Strandpflanzen, Meeresalgen und Seetiere der Nord- und Ostsee. Mit 24 farbigen Tafeln nach Aquarellen von J. Braune. München 1905, J. F. Lehmann, 76 S. 8. 6 *M.*

Gar mancherlei an Tieren und Pflanzen pflegt dem Besucher der Nord- und Ostseebäder fremdartig und auffallend zu erscheinen, und gern fragt er nach den Namen und erfährt vom Nutzen und Schaden der Geschöpfe. Aber unvollständig und unsicher ist oft die Auskunft, die er erhält, und viele Fragen bleiben ganz unbeantwortet. Da tritt nun das vorliegende, prächtig ausgestattete

Büchlein ein, das auf 24 Tafeln in naturgetreuen farbigen Abbildungen das enthält, was an lebenden Wesen am Strande und im Küstenmeere zu finden ist. Ein begleitender Text bringt gemeinverständliche kurze Beschreibungen und Mitteilungen über Entwickelung, Verbreitung, Nutzen und Schaden und ähnliches: den zahlreichen Besuchern der Seebäder ist das interessante und belehrende Werkchen warm zu empfehlen. Groß und klein werden auch nach ihrer Heimkehr gern nachschlagen, was sie gesehen haben, und so spielend ihre Kenntnisse und ihren Gesichtskreis erweitern.

Seehausen i. d. Altmark. Martin Paeprer.

Erklärung zu S. 561.

1. Die Partes proportionales für Zahlenlogarithmen, wie sie außer mir bei J. Brunn, F. G. Gauß, S. Gravelius, A. Kallius, C. Rohrbach u. a. vorkommen, sollen gewöhnliches Rechnen nicht verdrängen; sie sind daher nur gelegentlich zu benutzen, anderseits soll man sie schon mit Rücksicht auf mehrstellige Tafeln kennen.

2. Eine Differenz (D) von Zahlenlogarithmen am Ende jeder horizontalen Reihe wird außer in meinen Tafeln auch von F. M. Rex, C. Rohrbach, H. Schoder, A. Schülke, K. Teichmann und H. Groß, F. Tietjen und P. Lehmann u. a. angegeben. Teilweise sind diese Differenzen genau gleich, teilweise weisen sie Unterschiede auf. Um die Differenz zweier aufeinanderfolgenden Mantissen genau zu erhalten, muß man (schon Vega machte darauf aufmerksam) erst die niedrigsten Dezimalstellen subtrahieren. Der Unterschied der von mir eingeführten kleinsten Differenz gegen die „mittlere" Differenz, welch' letztere je nach der Auffassung teilweise voneinander abweichende Werte haben kann, beträgt entweder 0 oder 1.

3. Verfasser vierstelliger Tafeln wie Th. Albrecht, J. Brunn, C. Rohrbach, F. Tietjen und P. Lehmann, Th. Wittstein (oder andere wie O. Schlömilch, Vega) richten sich bei Angabe von Differenzen für Winkelintervalle stets nach ihren Tafeln. Bei Verfassern, welche Interpolationsrechnungen wünschen, aber keine derartigen Differenzen angeben, wie bei A. Schülke in seinen Vierst. Log. T. (S. 4 bis 7) oder auch bei Adolf Sickenberger, F. G. Gauß, H. Pitz u. a. könnte man diese Differenz gar nicht anders bilden. Bei den Vierst. Log. T. von A. Kallius und C. Rohrbach heißen die Differenzen für 6 Minuten bei log sin zwischen 81°, 81° 6′, 81° 12′ und 81° 18′ 1, 2, 1.

4. Die Bestimmung der Funktionen kleiner Winkel, wie ich dies an einem Beispiele zeigte, hängt zusammen mit einer Bemerkung von A. Schülke (Zeitschr. f. m. u. n. Unt., 26. Jahrgg.,

S. 241). Er sagt, daß man nach Teichmann aus log sin 2 · 46° = 0 · 6327 — 2 auf log sin 0 · 00246° = 0 · 6327 — 5 schließen kann.

Im übrigen ist der genaue Wert von log sin 0 · 00426°, nach 3 Methoden berechnet, 0 · 8713 — 5.

Prag-Smichow. Joh. Arbes.

Der Verfasser entschuldigt die von mir gerügten Mängel damit, daß sie auch in anderen Büchern vorkommen. Die meisten der von ihm bezeichneten Bücher besitze ich nicht. Soweit ich habe nachprüfen können, stimmt seine Entschuldigung nicht immer; denn in meiner Ausgabe von Rohrbach steht die erste überflüssige Tabelle nicht, und in dem Buch von A. Schlömilch ist seit etwa 15 Jahren in den neueren Auflagen der von mir gerügte Fehler beseitigt.

Wandsbek. A. Richter.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISZELLEN

42. Versammlung des Vereins rheinischer Schulmänner.

Der Verein rheinischer Schulmänner hielt seine diesjährige Versammlung entgegen der sonstigen Gepflogenheit Dienstag, den 11. April, im Isabellensaale des Gürzenich ab. Der Vorsitzende, Prof. Lambert Stein (Köln, Marzellen), hieß die Teilnehmer herzlich willkommen. Nach einigen geschäftlichen Mitteilungen warf er einen Rückblick auf die für das höhere Schulwesen wichtigen Ereignisse des verflossenen Jahres. Besonders betonte er die Konstistuierung des Reichsverbandes deutscher Oberlehrer. Unter Teilnahme der staatlichen, städtischen und Hochschulbehörden habe in Darmstadt die erste Versammlung in den letzten Osterferien einen glänzenden Verlauf genommen. Was der ganzen Veranstaltung die Weihe gegeben, sei die Rede Paulsens gewesen, „Die höheren Schulen Deutschlands und ihr Lehrerstand in ihrem Verhältnis zum Staat und zur geistigen Kultur", und die Bedeutung des Tages liege darin, daß gegenüber der Zerklüftung, die im Oberlehrerstande herrsche, der Oberlehrertag eine Vermittelung bilde. Wir haben allerdings einen Philologentag, aber man müsse zugeben, daß diese Versammlung dem nicht ganz entspreche, was sie zuerst sein sollte. Die Vertreter verschiedener Richtungen klagten, daß ihre Fächer zu dürftig vertreten seien. Die Schuld dafür sei nicht zu suchen bei den Leitern der Veranstaltung, sondern in der Zurückhaltung der Realisten. Das sei nicht zu verwundern. Seitdem die vielen realistischen Anstalten entstanden seien, gebe es getrennte Tagungen. Diese Mannigfaltigkeit sei nicht zu bedauern, auch der Streit sei nicht zu bedauern; denn auch im Schulleben sei der Streit der Vater des Fortschrittes, und über allem Streit stehe das Bewußtsein, daß die Aufgabe aller die Bildung und Veredelung des Teiles der Jugend sei, dem die Zukunft des deutschen Volkes gehöre. Deshalb sei es wünschenswert, daß allen die Einheit ihrer Bestrebungen zum Bewußtsein komme; daher sei der Oberlehrertag sehr am Platze. Der Vorsitzende geht dann näher auf die Vorbereitungen ein, die die Tagung erforderte, und weist darauf hin, daß ohne die Bayern, die sich noch nicht angeschlossen hätten, deren Anschluß aber bevorstehe, 12 500 Oberlehrer auf der Versammlung vertreten gewesen seien. Die nächste Tagung findet bekanntlich in Eisenach statt.

Nach diesen einleitenden Worten des Vorsitzenden widmete Geheimrat Jäger (Bonn) dem verstorbenen Mitgliede Johannes Zahn (Direktor des Gymnasiums zu Mörs) einen gehaltvollen Nachruf. Er führte aus, daß er, der dem Verstorbenen ein halbes Jahrhundert nahegestanden, ein Recht darauf habe, ein Wort des Dankes und Abschiedes an ihn zu richten. Zahn sei das populärste Mitglied der Versammlung gewesen, nicht allein weil er 1863 einer der Begründer des Vereins rheinischer Schulmänner gewesen,

weil er so gut wie regelmäßig erschienen und dabei aus dem reichen Schatze seiner Lebens- und Lehrererfahrung sich an der Debatte beteiligt, sondern auch weil er, wenn die Debatte vorüber gewesen, bei der Geselligkeit seinem übersprudelnden Geist und seinem lebhaften Temperament die Zügel schießen ließ, weil er das belebende Element gewesen, das die Versammlung vor dem Vertrocknen schützte. Trotz seiner 77 Jahre sei er immer jugendlich gewesen; er habe die Frische der Jugend und auch ihren Mutwillen besessen. Aber auf einem so leichten Grunde baue sich das Ansehen in einer solchen Versammlung nicht auf. Dazu gehöre ein Innenleben und eine große Natur, wie Zahn sie besessen. Dieses Innenleben, das auch der Kirche und Politik gewidmet gewesen, das er auszuarbeiten pflegte auf seinen einsamen Spaziergängen, pflegte er nicht in Schriften niederzulegen, das war ihm nicht Bedürfnis, dazu hätte er keine Zeit gehabt. Auch habe er sich ablehnend verhalten gegenüber all dem papierenen Dienst des Direktors. Er sei aufgegangen in lebendigem Gespräch. Er sei nicht allein Humanist gewesen, sondern humanistischer Irredentist, der keine Zugeständnisse machte. Unter seinen Gegnern habe er keinen einzigen Feind gehabt. Überall habe er durch seine Persönlichkeit gewirkt, und zwar dadurch, daß er in alles seine Seele legte. Das sei auch der Grund gewesen, daß er von der Jugend verstanden worden und er sie verstanden hätte. Zum Schlusse führte der Redner aus, wie er mit Zahn bekannt geworden sei. 1863 sei er, Jäger, Rektor des damaligen Progymnasiums geworden, während Zahn sich Hoffnungen auf die Stelle gemacht habe. Bei seiner Ankunft in Mörs sei es bald zwischen ihm und Zahn zu einer herzlichen Freundschaft gekommen, die bis zum Tode Zahns angehalten habe. Kraft dieser Freundschaft, meinte Jäger, habe er Zahn diesen Nachruf widmen dürfen. Die Versammlung ehrte darauf das Andenken des Toten durch Erheben von den Sitzen.

Hierauf hielt Geheimrat Jäger einen Vortrag über Schiller und seine Bedeutung für die vaterländische Schule. Angesichts der Feier am 9. Mai, sei es ihm ein Bedürfnis, bei einer größeren Anzahl von Fachgenossen einige Augenblicke kurzer Betrachtung dem Dichter zu widmem, der der Chorführer der edlen Schar der Sänger der Befreiungskriege sei. Er entnehme sein Recht dazu aus dem Umstande, daß er vermutlich der Älteste sei und sich also am längsten mit Schiller beschäftigt habe. Zum ersten Male äußerten Schillers Dichtungen ihre Bedeutung im Jahre 1813, man denke an die prophetischen Worte im Prolog zum Wallenstein, die sich auf Napoleon deuten ließen:

Ihr kennet ihn — den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der, ungesättigt immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.

Auch vergleiche man die Rede Stauffachers im Tell:

Wir haben diesen Boden uns erschaffen
Durch unsrer Hände Fleiß usw.

Schiller, der diese Zeit nicht miterlebte und die tiefe Kraft des Nationalgefühls nicht anerkennen konnte, habe ihr den höchsten Ausdruck verliehen. Das zweite Mal habe er selbst den Einfluß des Dichters in Wetzlar

miterlebt. Am 10. Nov. 1859 war es, an einem klaren Tage. In unzähligen Huldigungen habe sich diese nationale Feier vollzogen. Noch einmal, ehe man zum blutigen Kampfe schritt, reichte man sich hier vor dem Bilde des großen Dichters die Hand, „ja, wir sind eines Herzens und Blutes". Die Grundlagen waren dann gelegt, als die große Prüfung von 1870 kam. Auch da erklangen Schillers Worte: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.

Im Anschlusse daran führte der Redner aus, was Schiller für das Schulleben bedeute. Von vornherein möchte er die abweisen, die Schiller und Goethe in breiterem Strome in die Schule einfließen lassen wollten, was mehr deutsche Stunden verlange. Nichts vermindere den Eindruck der Literaturgrößen mehr, als wenn sie täglich behandelt würden. Bei der Behandlung des Dichters müsse alles wegfallen, was sich zwischen Gedicht und Schüler stelle.

Auf jeder Stufe, von Sexta bis Prima, trete Schiller dem Schüler vor die Seele. Schon in Sexta und Quinta sei dem Schüler eine Blüte Schillerscher Lyrik zugänglich, seine Rätsel. Einige müsse man „als Besitztum für immer" auswendig lernen lassen. Die Balladen seien für Quarta und Tertia. Bei der Behandlung sei alle Schulmeisterweisheit zu verwerfen. Der Lehrer werde Sinn und Geist durch einfache Mittel dem Schüler erschließen, wenn er die Handlung und die Persönlichkeiten als Wirklichkeit behandele. Für Untersekunda, den Übergang vom Knaben zum Jüngling, eigneten sich Tell und Jungfrau von Orleans. Bei dem ästhetisierenden Alexandrinismus von heute müsse daran erinnert werden, daß die Wirkung nicht auf der Exposition, den Spielern und Gegenspielern usw. beruhe, sondern darin, daß das Drama als ein Stück der Völker- und Menschengeschichte dem Schüler gegenübertrete. Und dann die Schillerschen Frauengestalten. Was jenen alten Schriftsteller bei den Germanen in Staunen setzte, war ihr Verhältnis zum Weibe; der eindringlichste Kommentar dazu seien die Frauengestalten in Schillers Dramen. Daß man den Dichter in Obersekunda eine Zeitlang in den Hintergrund treten lasse, sei wohlgetan. Habe doch Schiller selbst dazu ein Beispiel gegeben: 1787 erschien Don Carlos, und erst 1799 wurde Wallensteins Lager aufgeführt; in der Zwischenzeit fallen seine philosophischen und historischen Studien. Es habe sich eine Stimme erhoben, die geglaubt habe, Schillers Bedeutung in der Weise ergänzen zu müssen, daß man den Schüler an der philosophischen Arbeit des Dichters sich beteiligen lasse. Man solle eine philosophische Schrift im Unterrichte behandeln. Der Vortragende kann sich bei der kurzen Zeit und bei der Schwierigkeit der Behandlung nichts Erhebliches davon versprechen. Die Schule müsse sich mit Glocke und Spaziergang und was sich von den übrigen Gedichten und Epigrammen heranziehen lasse, begnügen. Für die Oberstufe kämen dann noch in Betracht die übrigen Dramen Schillers, das Höchste, was er geschaffen habe. Welche Fülle der Charaktere, der Formen und Gestalten, in denen sich das Ringen der Menschheit darstelle! Die Wallensteintragödie, die mit dem originellen Satyrspiel des Lagers beginnt und mit Wallensteins Tod endet. Maria Stuart, das Drama, in dem auf dem Hintergrunde des Kampfes des katholischen und protestantischen Prinzips das Bild einer Frau aufsteigt, die, durch Leiden geläutert, frühere Schuld büßt und dann fällt. Die Braut von Messina, das Gegenstück zu

Goethes Iphigenie. An ihnen soll unsere Jugend es innewerden, wie die alten Völker ihr Leben fortsetzen in den Werken unserer Nation. Endlich bleibe noch übrig jener unvergängliche Torso des Demetrius. Er sei Schillers letzte Hinterlassenschaft, unschätzbar seien die wenigen Szenen des Stückes, in dem ein heldenhafter Mensch, der im Glauben an seine fürstliche Geburt ein Unternehmen beginnt, an dem das Glück und der Friede großer Völker hängt, und der auf seiner Höhe erfährt, daß er nicht der Berechtigte ist, und nun in Schuld vollenden muß, was er gläubig und rein begonnen hat.

Zweierlei sei besonders zu beachten. Schillers Dichtungen ergänzen uns die Goethes, und beide zusammen bezeichnen die höchste Höhe des geistigen Lebens der Nation, auf die wir die Jugend zu heben berufen seien. Wer Schiller nicht ehrt, ist Goethes nicht wert.

Das zweite sei, daß der große Krieg von 1813 in Schiller seinen Propheten gefunden habe. Da sei es von besonderer Bedeutung, daß in Schillers Dramen fast alle Hauptnationen Europas vertreten seien. Es sei ein großer Fehler gewesen, als man unsere Dichter dem Shakespeare nachstellte. Schiller sei der nationale Dichter geworden, weil er den Deutschen einen weiteren Horizont eröffnete. Wir machen an seinen Dramen unsern Patriotismus stark, indem wir ihn von Einseitigkeiten frei machen.

Das Beste an Schiller aber sei, daß wir an ihm ein Menschenleben hätten voll dramatischer Größe und sittlicher Reinheit, in dem nichts zu verbergen sei. Mit der Flucht von Stuttgart habe der Kampf begonnen, unter stetem Fortschritt sei er zur Selbstvollendung gelangt in der Stille des Schaffens.

So sei es klar, daß, wenn Schillers Dichtung zum Lebensgut werden solle, seine Bedeutung nicht in dem abgeschlossen sein könne, was der 9jährige Unterricht bringe. Der Vortragende wünscht deshalb, daß das Gymnasium durch den Mund des Lehrers, der die Kraft der Dichtungen an sich erfahren habe, jedem Abiturienten den Rat gebe, daß er sich in den Ferien oder sonst die Zeit nehme, von Kapitel zu Kapitel die Lebensgeschichte Schillers durchzunehmen, und bei jedem Kapitel die entsprechenden Werke lese.

Und für uns Lehrer bedeute Schiller nichts anderes, als was er der Nation bedeute. Es werde unsere Aufgabe sein, uns nicht fortreißen zu lassen, sondern die Begeisterung in die Arbeit des Werktags überzusetzen. Wir seien berufen, diese Besitztümer für alle Zeiten den kommenden Geschlechtern zu übermitteln.

Der Vorsitzende sprach dem Vortragenden den herzlichen Dank der Versammlung aus.

Nach der üblichen Pause erhielt Prof. Dr. Klinkenberg (Köln) das Wort zu einem Vortrag über „die ara Ubiorum und die Anfänge Kölns". So alt wie die rheinische Altertumskunde und die Tacitusforschung, führte der Vortragende aus, sei auch der Streit um die ara Ubiorum, jene soziale Institution des Ubierlandes, die an zwei Stellen des 1. Buches der Annalen des Tacitus genannt werde, im 39. und 57. Kapitel. Der ganze Streit, der seit dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts bis heute eine fast unübersehbare Literatur gezeitig habe, drehe sich um die Beantwortung dreier Fragen:

1. Was war die ara Ubiorum? 2. Welches ist ihre Entstehung und Entwickelung? 3. Wo stand die ara Ubiorum?

Nur die erste Frage sei heute endgültig gelöst: der alte Lipsius habe recht, wenn er die ara als einen Altar des vergöttlichten Kaisers Augustus bezeichnete, daß auch sie eine Stätte des Kaiserkultes war, der in der berühmten ara Lugdunensis, die Drusus selbst am 1. August 12 v. Chr. als politischen Mittelpunkt der drei Gallien am Zusammenflusse von Rhone und Saone einweihte, seinen großartigsten Ausdruck fand.

Genaueren Aufschluß über den an der ara Ubiorum gepflegten Kult gäben jene Münzen des Augustus und Tiberius, auf deren Revers die zu dem nämlichen Zwecke errichtete ara Lugdunensis abgebildet sei. Man sehe auf ihnen eine Altarmensa, deren Vorderseite Bäume und Kränze mit Schleifen schmückten. Flankiert sei dieselbe von zwei Säulen, auf denen sich Viktorien erhöben, die in der ausgestreckten Hand Kränze über den Altar hielten. Auf der Mensa stünden, anscheinend im Hintergrunde, zwei Ädikulen mit rundbogigem Abschluß, zur Seite derselben je drei Statuen. Was die beiden Ädikulen zu bedeuten hätten, das lehre uns die Unterschrift der Darstellung, die sich, wie aufgefundene Reste der ara Lugdunensis zeigten, auf dem Altare selbst in 17,5 cm hohen vergoldeten Buchstaben befunden hätte: ROM ET AUG d. h. der Dienst an der ara Lugdunensis habe der Roma, der vergöttlichten Personifikation römischer Weltherrschaft und deren jeweiligem Vertreter, dem regierenden Kaiser, gegolten; dasselbe müsse auch von der ara Ubiorum angenommen werden.

Die zweite Frage nach der Entstehung und Entwickelung der ara Ubiorum sei viel schwieriger. Man müsse annehmen, daß die ara Ubiorum schon in früher Zeit entstanden sei als Augustusaltar der Ubier, daß ihr aber später von den Römern eine bedeutsamere Stellung und Aufgabe zugedacht worden sei. Für die frühe Entstehung des Ubieraltars spreche die frühe Gründung ähnlicher Kultstätten, zumal im rechtsrheinischen Germanien. 9 v. Chr. habe Drusus einen Augustusaltar im Lande der Lingoner geweiht, und Germanikus habe auf seinem letzten Zuge im Jahre 16 an der Lippe eine „vetus ara Druso sita“ wiederhergestellt. Es sei geradezu undenkbar. daß die der Adulation so sehr ergebenen Ubier zu einer Zeit, wo sich schon an der äußersten Grenze des von den römischen Waffen in Besitz genommenen Gebietes ein Altar des Augustus, im Herzen Germaniens ein Altar des verstorbenen Prinzen Drusus erhoben habe, keine Kultstätte des Kaisers besessen haben sollten. Als dann aber Germanien mehr und mehr in Abhängigkeit von Rom gekommen sei, und sich allmählich friedliche Beziehungen zwischen Römern und Germanen angebahnt hätten, da sei römischerseits der Gedanke aufgetaucht, die neuen germanischen Reichsangehörigen durch den Kult am Augustusaltar der Ubier, der ältesten Römerfreunde unter den Germanen, ebenso fest an die Römerherrschaft zu knüpfen.

Mit dem jähen Sturze des großen Planes einer Provinz Germanien durch die Varianische Niederlage sei dann auch die ara Ubiorum von der ihr zugedachten Bedeutung als Augustusaltar der Rhein-Elbeprovinz wieder zurückgesunken, aber sie sei sicherlich nicht bald nachher eingegangen, habe doch der Kaiserkult bis in die spätesten Römerzeiten sich erhalten. Daß es auch in Köln so gewesen sei, bewiesen die Steindenkmäler, die einmal ein Kollegium des Augustus, einmal einen sevir Augustalis und zweimal einen sacerdotalis d. h. einen gewesenen Provinzialpriester des Kaisers, letzteren im Jahre 352 n. Chr. bezeugten. Durchschlagend aber sei für das

Fortbestehen der ara Ubiorum der Name der Kolonie, deren Gründung von Tacitus in das Jahr 50 n. Chr. verlegt werde. Sie heiße auf militärischen Denkmälern des 1. Jahrhunderts ausschließlich Ara, einmal auch Ara Agrippinensis, seit dem Anfange des 2. Jahrhunderts Claudia Ara, und col. Cl. Ara, bei den Schriftstellern col. Agripp. Ihr Vollname erscheine zuerst auf den Stempeln der Kölner Terrakottenfabrikanten Vindex und Alfius, die nach den jüngsten Untersuchungen noch dem 1. Jhrh. angehörten, in der Form C· C· A· A· d. h. Col. Cl. Ara Agripp. Ara bezw. Ara Agripp. sei also der Hauptbestandteil des Namens vielleicht bis in das 3. Jhrh. hinein, was unmöglich wäre, wenn nicht die Ara noch immer das Wahrzeichen der Stadt gebildet hätte.

Darauf wandte sich der Vortragende zur Beantwortung der Hauptfrage: Wo erhob sich die Ara Ubiorum? Zunächst weist er nach, daß die Ara als Institution der Ubiergemeinde auf keinen Fall im Kölner Legionslager gestanden haben könne, sondern entweder vor dem oppidum oder in demselben, und wenn man ihre Bedeutung für die Benennung der Kolonie und vielleicht auch schon des oppidum erwäge, so könne man nur zu dem Ergebnis gelangen: die Ara hat ihren Standort an einem hervorragenden Platze im oppidum gehabt. Nun sei die Lage des Legionslagers derart, daß sein Südtor an der Hochpforte lag, sein Nordtor am Dom, an Obenmarspforten das Osttor und das Westtor am Schnittpunkte der Verlängerungen der Luxemburger- und Aachenerstraße, das sei die Nordostecke des Neumarktes. Das oppidum habe westlich vom Lager gelegen, und die Kolonie sei angeblich im Jahre 50 einfach dadurch entstanden, daß man das Stadtgebiet, wie auch anderswo, über den Ruinen des verlassenen Lagers ausgedehnt habe. Jedenfalls sei der bedeutendste Punkt des oppidum Ubiorum der Neumarkt, jener Platz, von dem die Aachener- und Luxemburgerstraße ausging, an dem das Haus des Germanikus stand, und wo sich jene rührende Trennungsszene abspielte, die die rauhen Soldaten aus ihren Zelten lockte und einen vollständigen Umschlag ihrer Gesinnung herbeiführte. Dort hat auch nach der Ansicht des Vortragenden die ara Ubiorum gestanden. Dafür bringt er noch weitere Beweismittel.

Zum Schlusse weist der Vortragende noch auf folgendes hin: Wenn die Lage der hiberna und des oppidum Ubiorum richtig angesetzt sei, so sei es klar, daß das Lager älter als das oppidum oder doch wenigstens gleichalterig mit ihm sein müsse; und da die das Lager bestimmenden Straßenzüge nach dem Zeugnisse des Strabo auf Agrippa zurückwiesen, denselben, der die Ubier auf das linke Rheinufer verpflanzte, so dränge alles dazu, in ihm den eigentlichen Gründer Kölns zu erblicken. Es sei also volle historische Wahrheit, was das Spruchband unter dem Standbilde Agrippas am Gürzenich zu Köln besagt:

„Der herrliche Markus Agrippa, heydensch Mann,
Vur Gotz Geburt Agrippinam nu Coelne began".

Nachdem der Vorsitzende im Namen der Versammlung herzlich gedankt, fanden die Ergänzungswahlen zum Vorstande statt. Gewählt wurden: Direktor Cauer (Düsseldorf), Direktor Stephan (Kalk) und Oberlehrer Droxes (Schillergymnasium Köln). Im Anschlusse an die Versammlung fand ein gemeinsames Essen in der Erholung statt.

Köln. Anton Flofs.

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11 000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 130 Textbeilagen. Elfter Band: Kimpolung bis Kyzikos. Leipzig und Wien 1905, Bibliographisches Institut. 908 S. gr. 8. eleg. geb. 10 *M*.

Der neue Band zeigt dieselben Vorzüge wie seine zehn Vorgänger: gründliche Sachkunde, vortreffliche Darstellung, ausgezeichnete Illustrationen. Es ist eine Freude, aus diesem Werke Belehrung zu schöpfen, da man auch die neuesten Forschungen, Erfindungen und Entdeckungen berücksichtigt findet. Als besonders interessant sind die Artikel zu bezeichnen, die es mit dem Kolonial-, Kranken-, Kredit-, Kriegs- und Kriminalwesen zu tun haben: lauter Aufsätze, denen man es ansieht, daß sie von gründlichen Sachkennern verfaßt worden sind, welche zugleich über ein umfangreiches und zuverlässiges statistisches Material geboten. Höchst dankenswert sind die beigegebenen zahlreichen Tafeln, Tabellen und Karten, die alle in technischer Ausführung auf der Höhe stehen.

2. Blätter für deutsche Erziehung, herausgegeben von Arthur Schulz, Jahrg. 7, Heft 9.

3. Der Säemann. Monatsschrift für pädagogische Reform, herausgegeben von der Hamburger Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung (Schriftleiter: Carl Götze). Jahrg. 1, Heft 9.

4. Zeitschrift für Lehrmittelwesen und pädagogische Literatur, herausgegeben von F. Frisch, Jahrg. 1, Nr. 7.

5. Aus der Natur. Zeitschrift für alle Naturfreunde, herausgegeben von W. Schönichen, Jahrg. 1, Heft 13 (S. 385—416 mit einer farbigen Tafel und vielen Abbildungen).

6. Deutsche Juristen-Zeitung Jahrg. 10, Nr. 18. Hierin ein Aufsatz von Glock: Staats- und Rechtskunde in unseren Schulen (Sp. 825—829).

7. Bericht über die fünfzehnte Jahresversammlung des Sächsischen Gymnasiallehrervereins. Leipzig 1905, Dürrsche Buchhandlung. 60 S.

8. Kulturgeschichtliche Bücherei. Kötschenbroda und Leipzig, G. F. Adolf Thalwitzer.

a) Nr. 3. Mathäus Friderich, Wider den Saufftеuffel. Nach dem ersten Drucke (Leipzig 1552 bei Georg Hantsch) neu herausgegeben. 51 S. 0,30 *M*.

b) Nr. 4. F. Zetzsche, Das Mikroskop. Mit Faksimileportrait Leeuwenhoeks und zahlreichen Textabbildungen. 72 S. 0,50 *M*.

c) Nr. 5. Joco-Serius, Allamodische Artzney-Affen. Nach der Ausgabe von 1710 (Frankfurth und Leipzig bei Michael Rohrbachs seel. Wittib und Erben) neu herausgegeben. 56 S. 0,25 *M*.

9. Germanus, Die amerikanische Gefahr keine wirtschaftliche, sondern eine geistige. Altenburg 1905, Stephan Geibel. 46 S. gr. 8. 0,75 *M*.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Schillers Entwurf zu dem Gedichte „Deutsche Gröſse".

Im Juli 1828 erhielt der Osnabrücker Gymnasiallehrer Abeken, der sich nachher in der literarischen Welt durch Herausgabe der Schriften Justus Mösers, durch seine Bücher „Cicero in seinen Briefen", „Goethe in den Jahren 1771—1775", „Ein Stück aus Goethes Leben" einen Namen gemacht hat, bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Weimar von Goethe, der ihm sehr zugetan war, eine schriftliche Einladung „zu einem stillen freundschaftlichen Mittagessen" für sich und seinen Neffen. Während des Tischgespräches gedachte Goethe u. a. auch Zelters, und Abeken erwähnte, wie glücklich ihn die Abende während seines Aufenthalts in Berlin gemacht hätten, wo Zelter mit einigen Mitgliedern der Singakademie frisch komponierte Lieder Goethes vorgetragen habe. „Das waren gute Zeiten", bemerkte daraufhin Goethe, „da hatten wir noch Hoffnungen, da lebte Schiller noch. Es war ein trefflicher Mann, ich habe nie ein leeres Wort aus Schillers Munde gehört" [1]). Diese Äußerung Goethes über seinen so früh verstorbenen großen Mitstrebenden hatte sich Abeken so tief eingeprägt, daß er, nach Osnabrück zurückgekehrt, beim Herannahen von Goethes Geburtstag auf den Gedanken kam, ein Manuskript, dessen Inhalt wohl als eine Bestätigung jener Äußerung gelten konnte, an Eckermann zu schicken mit der Bitte, „es zu Goethes Geburtstag zu schicklicher Stunde zu überreichen; es sei ein Andenken an Schiller, das gewiß Freude bereiten werde". Es hatte nämlich seine Frau, eine geborene Christiane von Wurmb aus Rudolstadt, im Jahre 1801 eine Zeitlang in Weimar, wo sie unter Leitung der Sängerin Jagemann sich im Gesang ausbilden sollte, als Muhme der Gattin Schillers in Schillers Hause gelebt. Schiller war ihr freundlich zugetan gewesen und hatte sich mit ihr, wenn

[1]) A. Heuermann, Goethe in meinem Leben. Erinnerungen und Betrachtungen von Bernhard Rudolf Abeken. Weimar 1904. S. 176 ff.

er den Tee getrunken hatte oder mit ihr spazieren ging oder von seiner Arbeit aufgestanden war, gern unterhalten, da der helle Verstand und die ernste Richtung des zwanzigjährigen Mädchens ihn lebhaft interessierten. Aus diesen Gesprächen hatte die fleißige Zuhörerin einzelnes, ihr besonders Merkwürdiges aufgezeichnet[1]. Diese Aufzeichnungen schienen mit Recht Abeken bedeutend genug, um sie, in Erinnerung an jene Äußerung Goethes über Schiller, zu einem Geburtstagsgeschenk für Goethe zu bestimmen[2].

---

[1] Karoline von Wolzogen, Schillers Leben (Cottasche Handbibliothek) S. 237 ff.

[2] Die Gespräche zeigen, „wie gehaltvoll Schillers tägliche Unterhaltung im häuslichen Zirkel war, wie er alles ihn Umgebende mit Geist und Herz ergriff" (K. v. Wolzogen a. a. O. S. 237), welch „hoher sittlicher Ernst sich durch Schillers Leben, auch durch das gewöhnliche des Tages zog" (Abekens Äußerung bei Heuermann a. a. O. S. 203). Wie Abeken erwartet hatte, bereiteten die Aufzeichnungen Goethe große Freude. Dies beweist ganz besonders Goethes Äußerung zu Eckermann (11. Sept. 1828): „Schiller erscheint hier, wie immer, im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur; er ist so groß am Teetisch, wie er es im Staatsrat gewesen sein würde. Nichts geniert ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein!" „Ich habe nie ein leeres Wort aus Schillers Mund gehört", hatte er kurz vorher zu Abeken gesagt, und in dem Brief an Zelter vom 9. Nov. 1830 schreibt er: „Jedes Auftreten von Christus, jede seiner Äußerungen geht dahin, das Höhere anschaulich zu machen. Immer von dem Gemeinen steigt er hinauf, hebt er hinauf... Schiller war diese Christustendenz eingeboren, er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln. Seine innere Beschäftigung ging dahin". Er verweist sodann auf den Inhalt unserer Manuskriptblätter. Dieße Äußerungen stimmen zu dem, was er 23 Jahre früher im „Epilog zu Schillers Glocke" dem vor vier Monaten heimgegangenen Freunde nachgerühmt hatte:

Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

An Goethe hatte Abeken jedenfalls eine Abschrift der Gespräche geschickt. Zwei Jahre darauf (1830) veröffentlichte Karoline von Wolzogen den Text derselben in ihrer Schillerbiographie, aber mit zahlreichen Änderungen nicht bloß in der Orthographie, sondern auch im Ausdruck, wodurch zuweilen auch der Sinn geändert wurde. Das ursprüngliche Manuskript, das Abeken sorgfältig aufbewahrt hatte, eine Reihe von losen Blättern vergilbten, brüchigen Papiers, hat jetzt Dr. A. Heuermann, ein Neffe Abekens, in seiner ursprünglichen Gestalt in dem schon oben genannten Buche veröffentlicht. Mit dem Original konnte Heuermann eine sehr frühe, von Abekens Schwester angefertigte Abschrift vergleichen; sie bestätigte, daß in jenem von Abeken aufbewahrten Manuskript der ursprüngliche Text vorhanden ist. Aus diesem ersieht man deutlich, wie Christiane sogleich nach ihren Gesprächen mit Schiller bemüht war, unbekümmert um die äußere Form, die Gedanken des Dichters festzuhalten, daß sie niemals das ganze Gespräch, sondern nur einzelne Hauptgedanken daraus niederschreiben wollte, die aber deshalb nicht immer in engem Zusammenhange stehen (Heuermann a. a. O. S. 187). So dürfen wir Dr. Heuermann dankbar sein, daß er diese Fragmente ganz unverändert, mit allen Unregelmäßigkeiten und Verstößen gegen die Grammatik zum Abdruck gebracht und in Anmerkungen auf die wichtigsten Verschiedenheiten dieses und des durch die Frau von Wolzogen bekannt gewordenen Textes hingewiesen hat.

Nach diesen Aufzeichnungen äußerte Schiller am 28. März 1801, als Christiane den Tee einschenkte und von ihrer Lektüre Gibbons erzählen mußte, folgendes: „Es ist sonderbar, daß Deutschland nie sein Glück durch Waffen machen konnte. — Vielleicht ist es ein Beweis, daß die Deutschen einen zu ehrlichen, geraden Sinn besitzen. Desto mehr blühten von langer Zeit Künste und Wissenschaften und jede Veredelung zärterer Gefühle. Selbst diese Nachahmungssucht ist löblich. Er prüft und untersucht mit strengem Ernste jedes Fremde, und das Beßre steht am Ende immer oben". Dr. Heuermann weist in einer Anmerkung zu diesen Sätzen darauf hin, daß schon die Worte „Diese" und „Er" eine Wendung des Gesprächs vermuten lassen, die hier nicht ganz vollständig wiedergegeben ist, und Suphan bemerkt in der sogleich zu nennenden Schrift, daß in der ersten dieser drei Gedankenreihen der Hörerin, deren zärterer Sinn sich wohl williger an die mittlere anschmiegte, sicherlich ein Moment entfallen sei. Schiller werde ungefähr gesagt haben, es sei sonderbar, daß der Deutsche nie sein Glück mit den Waffen gemacht habe, die Kunst der diplomatischen Ränke habe ihn eben stets um die Früchte seiner Tapferkeit gebracht. Vielleicht sei dies ein Beweis, daß die Deutschen einen zu ehrlichen, geraden Sinn besitzen usw.

Als Schiller dieses Gespräch mit Christiane führte, da mag er sich mit dem Entwurf zu dem Gedicht beschäftigt haben, dessen Inhalt mit den drei Hauptgedanken des Gesprächs merkwürdig übereinstimmt. Von den drei Folioblättern, auf denen dieser Entwurf von Schiller „in jenen festen, großartigen, prächtigen, kühnen Schriftzügen, wie der ganze Mensch selber war"[1]), niedergeschrieben wurde, hat Suphan 1902 in der Beilage zum 16. Band der Schriften der Goethe-Gesellschaft in Weimar eine photographisch getreue Nachbildung geliefert und ihnen zum erstenmal auch die richtige Reihenfolge angewiesen.

Die drei Blätter stellen nicht etwa mehrere getrennte Bruchstücke dar, sondern ein zusammenhängendes Ganzes. Freilich ist alles noch unfertig. Einzelne Teile sind in Prosa, neben diesen finden sich Versuche poetischer Umgestaltung dieser prosaischen Teile, oft aber auch nur einzelne Verse oder Reime, die Verse selbst nicht immer fertig, auf dem Rande beigefügt. Anderes erscheint von Anfang an in gebundener Rede entweder in voller Pracht der dichterischen Form dahinrauschend oder meistens auch noch unfertig. Außerdem zeigen Wiederholungen[2]), Streichungen, Lücken, die Beifügung von Ausdrücken und Redewendungen, Ansätze zu neuen Gedanken, daß alles noch im Werden begriffen war.

[1]) Bemerkung Hoffmeisters über die Schriftzüge in Schillers Handschrift des Gedichts: „Dem Erbprinzen von Weimar". Nur das in dem „Entwurf" auf den Rand Geschriebene zeigt einige Flüchtigkeit in den Schriftzügen.

[2]) Vgl. Z. 14f. und Z. 19f. mit den Versen Z. 94ff., ferner Z. 28f. mit Z. 72f., Z. 46ff. mit Z. 125ff.

Der Entwurf trägt keine Überschrift. Goedeke, der ihn in seiner historisch kritischen Ausgabe von Schillers Werken zuerst veröffentlichte, war der Ansicht, das Gedicht sei für eine geplante Säkularfeier bestimmt gewesen. Dieser Annahme widerspricht aber die Bemerkung Schillers in seinem Brief an Körrner vom 5. Januar 1801, er sei überhaupt nicht willens gewesen, für die Säkularfeier etwas Poetisches zu machen. Suphan betitelt den Entwurf richtiger „Deutsche Größe“ [1]) und bringt ihn in Beziehung zu dem Frieden von Luneville und zu der durch diesen geschaffenen Lage [2]).

Die schon berührte Übereinstimmung der Grundgedanken unseres Entwurfs mit dem von Christiane unter dem 28. März 1801 aufgezeichneten Gespräch, der auf dem Rande des ersten Blattes des Entwurfes stehende Vers: „Lächelnd naht der goldne Friede“ [3]), mit dem nur der am 9. Februar 1801 unterzeichnete und am 6. März vom Reichstag genehmigte Friede von Luneville gemeint sein kann, der Hinweis auf die Wahrscheinlichkeit der baldigen Auflösung des alten Reiches in den Worten des Entwurfes [4]): „Und wenn auch das Imperium unterginge!“, alles dieses deutet ungefähr auf den Februar und März 1801 als die Zeit, wo der Entwurf entstand. Wiederholte Aufforderungen Cottas, ein Gedicht auf den Luneviller Frieden zu verfassen, und auch eine Anfrage Göschens in derselben Richtung hatte Schiller abschlägig beschieden, letztere mit der Bemerkung, er fürchte, wir Deutsche würden eine so schändliche Rolle in diesem Frieden spielen, daß sich die Ode unter den Händen des Poeten in eine Satire auf das Deutsche Reich verwandeln müßte. Aber nachdem er jene Anerbietungen abgelehnt hatte, scheint er einem inneren Antriebe gefolgt zu sein, gerade jetzt, wo sein Volk politisch so tief gesunken war, der Welt den Wert und die Größe desselben laut zu verkünden. Während er die Nationalheldin der Franzosen verherrlichte, trug er das eigene Vaterland in seinem warmen Herzen. Er sah

> Zwo gewalt'ge Nationen ringen
> Um der Welt alleinigen Besitz [5]),

die Franzosen und die Engländer, er sah, wie diese übermütig dem deutschen Volk den Fuß auf den Nacken setzten und herrschend sein Geschick bestimmten. Was lag da näher, als daß sich dem

---

[1]) Diesen Ausdruck gebraucht Schiller selbst in dem Entwurf Zeile 98.

[2]) Vgl. hierüber Suphan a. a. O S. 9 ff.

[3]) Vgl. in Schillers Gedicht „Dem Erbprinzen von Weimar, als er nach Paris reiste“ (wahrscheinlich im Februar 1802 gedichtet) Str. 5 mit Bezug auf den Friedenszustand: „Doch lächelnd grüßt der Friede die Gefilde Und streut die goldne Saat“.

[4]) Zeile 19, ferner Z 96 f.

[5]) Schillers Gedicht „Der Antritt des neuen Jahrhunderts“ (wahrscheinlich erst Mitte 1801 entstanden) Str. 3 f.

Dichter die Frage aufdrängte, ob sich der Deutsche noch fühlen und seines Namens rühmen und freuen dürfe? Und die Antwort auf diese Frage sollte das Gedicht geben. Doch hören wir den Dichter selbst[1])!

[1]) Der folgende Text des Entwurfes richtet sich genau nach dem Text bei Suphan.

(Erstes Blatt, erste Seite)[1]).

Darf der Deutsche in diesem Augenblicke
wo er ruhmlos aus seinem thränenvollen
Kriege geht, wo zwey übermüthige Völker
ihren Fuß auf seinen Nacken setzen,
5 und der Sieger sein Geschick bestimmt —
darf er sich fühlen? Darf er sich seines
Nahmens rühmen und freun? Darf
er sein Haupt erheben und mit Selbst-
gefühl auftreten in der Völker Reihe?

———

10 Ja er darfs! Er geht unglücklich
aus dem Kampf, aber das, was seinen
Werth ausmacht, hat er nicht verloren.
Deutsches Reich und deutsche Nation
sind zweierlei Dinge. Die Majestät
15 des Deutschen ruhte nie auf dem
Haupt seiner Fürsten. Abgesondert von
dem politischen hat der Deutsche sich
einen eigenen Werth gegründet und
wenn auch das Imperium untergienge
20 so bliebe die deutsche Würde unan-
gefochten. glaubt, raubt.
erlaubt belaubt.

———

Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur und
im Character der Nation, der von ihren
25 politischen Schicksalen unabhängig ist.
— Dieses Reich blüht in Deutschland,
es ist in vollem Wachsen und mitten unter
gothischen
den Ruinen einer alten barbarischen
30 Verfassung bildet sich das Lebendige
aus. (Der Deutsche wohnt in einem
alten sturzdrohenden Hauß, aber er

Wo der Franke wo
der Britte
Mit dem stolzen Sieger-
schritte
Herrschend sein Geschick
bestimmt?
Unter seinen Nacken
tritt!
Schweigend in der Ferne
stehen
Und die Erde theilen
sehen,
Lächelnd naht der
goldne Friede.
Ohne Lorbeer, ohne
Aus dem thränen
vollen
Und
[Ohne Lor][2])
Und mit lorbeer-
leerem Haupt!
Der die Stirne sich
belaubt
Aus dem thränen
Und mit lorbeerleerem
Haupt?

Er hat sich längst[3])
seinen politischen Zu-
stand emporgehoben
ein strebendes Geschlecht

[1]) Die zweite Seite ist leer gelassen.
[2]) Das zwischen [] Gesetzte bedeutet Wörter, die vom Dichter geschrieben und dann wieder ausgestrichen wurden.
[3]) Suphan fügt mit Recht hier „über“ ein.

selbst ist ein edler Bewohner, und indem
das politische Reich wankt hat sich
35 das Geistige immer fester und vollkommener
gebildet.)

wohnt in dem alten
Gebäude und der
Deutsche

(Zweites Blatt, erste Seite.)

Dem, der den Geist bildet, beherrscht,
muß zuletzt die Herrschaft werden, denn
endlich an dem Ziel der Zeit, wenn anders die
40 Welt einen Plan, wenn des Menschen
Leben irgend nur Bedeutung hat, endlich
muß die Sitte und die Vernunft siegen,
Die rohe Gewalt der Form erliegen —
und das langsamste Volk wird alle
45 die schnellen flüchtigen einhohlen.

Die andern Völker waren dann
die Blume, die abfällt.

Wenn die Blumen abgefallen bleibt
die goldne Frucht übrig, bildet sich,
50 schwillt die Frucht der Aernte zu.

Und im löchrigten
Gefäße
Rinnt

Das köstliche Gut der deutschen Sprache
die alles ausdrückt, das tiefste und
das flüchtigste, den Geist, die Seele,
die voll Sinn ist.

55 Unsre Sprache wird die Welt
beherrschen.

Die Sprache ist der Spiegel einer
Nation, wenn wir in diesen Spiegel
schauen, so kommt uns ein großes
60 trefliches Bild von uns selbst daraus
entgegen. Wir kennen[1]) das jugendlich
griechische und das modern ideelle
ausdrücken.

Fest auf seinem
Wellenthrone
Steht der Britte,

Keine Hauptstadt und kein Hof übte
65 eine Tyrannei über den deutschen Geschmack
aus. Paris. London.

Soviele Länder und Ströme und Sitten, soviele
eigene Triebe und Arten.

(Zweites Blatt, zweite Seite.)

Keine freie Bürgerkrone
70 Keine freie Bürgerkrone
Bringt er nach Hauß!
Wie der Franke seinem
Sohne mit
Keinen Lorbeer [bringt
75 er] zurück [mit]!

Finster zwar und grau von Jahren
Aus den Zeiten der Barbaren
Stammt der Deutschen altes Reich.
[Aber] Doch lebendge Blumen grünen
Ueber gothischen Ruinen
[Und] gleich.
Zu erobern mit den Flotten zu

[1]) Wohl verschrieben statt „können“.

[Er] Das ist nicht des Deutschen Größe
Obzusiegen mit dem Schwert,
In das Geisterreich zu bringen
Vorurtheile zu besiegen,
80 Traurig mit gesenktem Blick! Männlich mit dem Wahn zu kriegen
Das ist seines Eifers werth.

Schwere Ketten drückten alle
Völker auf dem Erdenballe
Als der Deutsche sie zerbrach
85 Fehde bot dem Vatikane
Krieg ankündigte dem Wahne
Der die ganze Welt bestach.
Höhern Sieg hat der errungen
Der der Wahrheit Blitz geschwungen,
90 Der die Geister selbst befreit,
Deutsche Freiheit der Vernunft erfechten,
Nicht, wo Deutschland Heißt für alle Völker rechten,
Gilt für alle ewge Zeit.

Deutschlands Majestät und Ehre
95 Wohnt nicht Ruhet nicht auf dem Haupt seiner Fürsten.
Stürzte auch in Kriegesflammen
Nicht auf Deutschlands Kaiserreich zusammen,
Wohnt auf seiner Bürger Haupt. Deutsche Größe bleibt bestehn.

Nicht aus dem Schooß der Verderbniß
100 nicht am feilen Hof der Könige
schöpft sich der Deutsche eine trostlose
Philosophie des Eigennutzes, einen
traurigen Materialism, nicht da wo
die Meinung Tugend prägt, wo der
105 Witz die Wahrheit wäget. Nicht
Redner sind seine Weisen. — Darum
blieb ihm das heilige heilig.

(Drittes Blatt, erste Seite.)

Ewge
[Weh und] Schmach dem deutschen Sohne
110 angebohrne Krone
Der die hohe Krone
[Von sich wirft mit] seines [Adels] Menschenadels schmäht,
Der sich beugt vor
Kniet vor einem fremden Götzen,
115 Der des Britten toten Schätzen
Huldigt und des Franken Glanz. lüstern späht

---

soll
Nach dem Höchsten [darf] er streben,
die Natur und das Ideal. b

120 Er verkehrt mit dem Geist der Welten.

Ihm ist das Höchste bestimmt, die Menschheit die allgemeine
Und so wie er in der Mitte von | in sich zu vollenden
Europens Völker sich befindet, | und das schönste
So ist er der Kern der Menschheit, | was bei allen Völkern
125 Jene sind die Blüthe und das Blatt. | blüht, in einem Kranze
zu vereinen,

Er ist erwählt vom Weltgeist, während
des Zeitkampfs
an dem ewgen Bau der Menschenbildung
zu arbeiten,
130 zu bewahren was die Zeit bringt,
daher hat er bisher Fremdes sich ange-
eignet und es in sich bewahrt,
Alles was schätzbares bei andern Zeiten
und Völkern aufkam, mit der Zeit
135 entstand und schwand, hat er aufbewahrt,
es ist ihm unverloren, die Schätze von
Jahrhunderten.
Nicht im Augenblick zu glänzen und
seine Rolle zu spielen sondern den großen
140 Prozeß der Zeit zu gewinnen. Jedes Volk
hat seinen Tag in der Geschichte, doch
der Tag des Deutschen ist die Aernte der
ganzen Zeit — wenn der Zeiten Kreis sich
füllt, und des Deutschen Tag wird scheinen
145 Wenn die Scha sich vereinen
In der Menschheit schönes Bild!

Jedem Volk der
Erde [scheint] glänzt
Einst
[Glänzt] sein Tag in
der Geschichte,
Wo es strahlt im
höchsten Lichte
Und mit hohem Ruhm
sich kränzt
Doch des Deutschen
Tag wird scheinen
[kommen]
Wenn der Zeiten
Kreis sich füllt.

(Drittes Blatt, zweite Seite.)

Mag der Britte die Gebeine
Alter Kunst, die edeln Steine
Und ein ganzes Herkulan
150 Gierig nach dem kostbarn greifen
Und auf seiner Insel häufen
Was ein Schiff nur laden kann.

Der Witz hat nichts
gemein mit dem
Schönen

---

zum Leben
Nimmer werden sie leben, immer fremd und
155 verbannt bleiben, sie werden nie auferstehn
Nimmer werden sie zum Leben
Auferstehn und sich erheben
Vom Gestelle,

höhnen
söhnen
Scenen

160 Ewig werden sie Verbannte
heimisch Bleiben an dem fremden Strande,
Nie [zu Hause] seyn [Nie zum Leben auferstehn,]

mit den idealen Denn der Witz hat mit dem Schönen
Mit dem Hohen nichts gemein!
[Mit dem Witze hat]
165 Denn der Witz
Wassergotte
Führt der Britte seine

Und den [Allen] Königen zum Hohne
Mit der freien Bürgerkrone
170 Ziert der Franke sich das Haupt!

Es ist unverkennbar, daß zwischen dem früher erwähnten Gespräch Schillers mit Christiane von Wurmb und seinem Gedichtentwurf ein innerer Zusammenhang besteht. Die drei Gedankenreihen jenes Gesprächs finden sich auch hier. Dort hatte Schiller gesagt: Nicht durch Waffen macht der Deutsche sein Glück. Destomehr blühen Künste und Wissenschaften. In dieser Hinsicht ist selbst die Nachahmungssucht des Deutschen löblich. Der Entwurf führt diese Gedanken weiter aus. (1) Ruhmlos geht der Deutsche aus dem gegenwärtigen Krieg, ja zwei übermütige Völker setzen ihren Fuß auf seinen Nacken und bestimmen sein Geschick. Er steht schweigend in der Ferne und muß zusehen, wie sie die Erde teilen. — (2) Und doch darf er sein Haupt erheben und mit Selbstgefühl auftreten in der Völker Reihe. Denn das, was seinen Wert ausmacht, hat er nicht verloren. Deutsches Reich und deutsche Nation sind eben zweierlei Dinge. Deutschlands Majestät und Ehre ruhte nie auf dem Haupte seiner Fürsten, sondern, wie der Dichter in einer späteren Randbemerkung (zu Z. 98) sagt, auf dem Haupte seiner Bürger; diese bilden den Kern der Nation. Der Deutsche hat sich einen eigenen Wert gegründet, der von seinen politischen Schicksalen ganz unabhängig ist; er hat sich längst über seinen politischen Zustand emporgehoben, und selbst wenn das Imperium unterginge, die deutsche Würde bliebe unangefochten. Sie ist eine sittliche Größe, wohnend in der Kultur und in dem Charakter der Nation, ein geistiges Reich, das sich, während das politische Reich wankt, immer fester und vollkommener gebildet hat, in vollem Wachsen ist, und mitten unter den gotischen Ruinen einer alten barbarischen Verfassung bildet sich das Lebendige aus. Geistige Bildung, dazu die herrliche Sprache, die alles ausdrückt, das Tiefste und das Flüchtigste, das jugendlich Griechische und das modern Ideelle, die freie und durch keine herrschende Hauptstadt bestimmte Entwicklung des Geschmackes[1]) werden das deutsche Volk, wenn anders die Welt

[1]) Im Gegensatz zu Frankreich und England; darauf deuten wohl die Namen „Paris. London“ Z. 66.

einen Plan hat, zum ersten der Völker machen, und seine Sprache wird die Welt beherrschen. Die andern Völker waren dann die Blume, die abfällt, die goldne Frucht deutscher Geistesbildung dagegen schwillt der Ernte zu. Mag der Franke sich mit seiner freien Bürgerkrone und seinen kriegerischen Lorbeeren brüsten, der Britte mit seinen Flotten die Meere beherrschen, die geistige Führerschaft — und das ist mehr als jenes — wird dem Deutschen bleiben. Wer will es da dem Protestanten Schiller verargen, daß er unter den geistigen Großtaten seines Volkes in erster Linie die Reformation aufführt, daß seine Sprache sofort einen mächtigen Schwung nimmt und die ganze Fülle ihrer Kraft in mächtig dahinrauschenden Rhythmen entfaltet, wenn er dieses Ereignisses gedenkt, dessen unermeßliche Bedeutung für die geistige Entwicklung nicht bloß des deutschen Volkes, sondern der ganzen Menschheit nur eine ganz engherzige Geschichtsauffassung leugnen könnte? Mag auch Deutschlands Kaiserreich in Kriegsflammen zusammenstürzen, deutsche Größe bleibt bestehen; ihre Träger sind nicht die deutschen Fürsten, sondern die deutschen Bürger. Den Grund, warum der Deutsche auf geistigem Gebiete Großes, für alle Zeiten und für alle Völker Bedeutendes zu leisten vermag, findet der Dichter darin, daß der Deutsche seine Weisheit nicht von den verdorbenen Höfen der Fürsten und aus den Schulen der Rhetoren und Sophisten holte und ihm eben darum das Heilige heilig blieb. — (3) Mit der dritten Gedankenreihe, die zugleich den Schluß des Ganzen bildet, erreicht das, was der Dichter zum Ruhme seines Volkes zu sagen hat, seinen Höhepunkt. Ewge Schmach ruft er auf den Deutschen herab, der die hohe, angeborene Krone seines Adels schmäht und sich beugt vor fremden Götzen, sich von des Britten toten Schätzen[1]) und dem Glanze des Franken blenden läßt und lüstern nach ihnen späht. „seines Adels“ schrieb der Dichter zuerst, änderte aber den Ausdruck sofort, ihn näher bestimmend, in „seines Menschenadels“. Mensch sein, Menschheit, Humanität, das sein, was das Wesen des Menschen ausmacht, war der Wahrspruch Schillers, Herders, Goethes, wie der Besten ihrer Zeit überhaupt. Mensch sein war ihnen nicht bloß das Höchste, ein „Adel“, eine „hohe Krone“, Mensch sein war ihnen auch das höchste Ziel, nach dem der Mensch zu streben habe. Mensch sein oder Menschheit[2]), d. h. möglichst vollkommene und harmonische Entwicklung aller menschlichen Kräfte und Anlagen, war das neue Bildungsideal, das um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts Dichter und Denker in gleicher Weise dem deutschen Volke verkündeten. Nach diesem Bildungsideal

[1]) d. h. Reichtümern.

[2]) Also nicht die Gesamtheit der Menschen bezeichnend, wie wir jetzt das Wort gebrauchen, sondern im Sinne von Menschlichkeit (z. B. in den bekannten Worten Goethes: Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit).

wird der Mensch sich selbst zu unablässiger Aufgabe, das Menschsein selbst, die Humanität, die reine Menschlichkeit zum Ideale, ja zum höchsten aller Ideale. „Der Mensch hat", sagte Herder, „kein edleres Wort für seine Bestimmung, als er selbst ist". Daher ewge Schmach dem Deutschen, der seinen angeborenen Menschenadel schändet, dadurch daß er vor fremden Götzen kniet, lüstern begehrt nach den toten Schätzen des Britten und dem eitlen Glanz des Franken. Vielmehr sollte er durch ernste Arbeit an seinem eigenen Wesen die „Menschheit" in sich zur vollendetsten Ausbildung bringen und sich in diesem Streben das „Höchste" zum Ziel setzen[1]), das Schiller in der Abhandlung „Über Anmut und Würde" das Siegel der vollendeten Menschheit nennt, jenen Idealzustand, in dem die beiden Prinzipien Natur und Vernunft sich in voller Übereinstimmung befinden[2]), die Neigung mit dem

---

[1]) Mir scheint der auch grammatikalisch noch nicht fertige und eine Fortsetzung fordernde Satz: „Nach dem Höchsten soll er streben, die Natur und das Ideal. d" darauf hinzudeuten, daß Schiller hier, wenn er seine Gedanken ausgeführt hätte, seinen Anschauungen über die höchste Aufgabe des Menschen, wie er sie in seinen philosophischen Abhandlungen und im Briefwechsel mit Körner, Kants starres Pflichtgebot und seine grämliche Abweisung aller sinnlichen Neigungen und Antriebe teils bekämpfend, teils weiterbildend, darlegte, poetischen Ausdruck gegeben hätte.

[2]) Schiller bezeichnet den Menschen auf dieser sittlichen Höhe als „schöne Seele". „Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grade versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben in Widerspruch zu stehen. Daher sind bei einer schönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht sittlich, sondern der ganze Charakter ist es. Man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienst anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes nie verdienstlich heißen kann. Die schöne Seele hat kein anderes Verdienst, als daß sie ist. Mit einer Leichtigkeit, als wenn bloß der Instinkt aus ihr handelte, übt sie der Menschheit peinlichste Pflichten aus, und das heldenmütigste Opfer, das sie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt wie eine freiwillige Wirkung eben dieses Triebes in die Augen. Daher weiß sie selbst auch niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, daß man anders handeln und empfinden könnte... In einem schönen Leben sind, wie in einem Tizianischen Gemälde, alle schneidenden Grenzlinien verschwunden, und doch tritt die ganze Gestalt nur desto wahrer, lebendiger, harmonischer hervor: in einer schönen Seele ist es also, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmonieren, und Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung" (Über Anmut und Würde). Ein solcher Mensch, in dem die natürlichen Triebe mit dem Sittengesetz übereinstimmen, handelt aus Natur vernünftig:

Suchst du das Höchste, das Größte, die Pflanze kann es dich lehren,
Was sie willenlos ist, sei du es wollend; — das ist's.

In Schillers Abhandlung „Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde" heißt es: „Der Mensch sollte den Stand der Unschuld, den er verlor, wieder aufsuchen lernen durch seine Vernunft und als ein freier, vernünftiger Geist dahin zurückkommen, von wo er als Pflanze und als eine Kreatur des Instinkts ausgegangen war; aus einem Paradies der Unwissenheit und Knechtschaft sollte er sich, wär' es auch nach späten Jahrtausenden, zu einem Paradies der Erkenntnis und der Freiheit heraufarbeiten, einem solchen nämlich, wo er dem moralischen

Sittengesetz zusammenfällt, der Mensch wirklich frei ist und der Gottheit, auf deren „Stirn der Sinnlichkeit und der Sittlichkeit vereinter Strahl glänzt“, nahe rückt[1]).

Wie der Deutsche nach dem „Höchsten“ streben soll, so ist ihm vom Weltgeist das „Höchste“ bestimmt, nämlich „die Menschheit, die allgemeine, in sich zu vollenden“, alles, was bei andern Völkern Großes, Schönes und Tüchtiges blühte und blüht, die Schätze von Jahrhunderten, zu einem Kranze zu vereinen, aufzubewahren und wirksam zu machen. Ihm ist vor den andern der Sinn für das Weltganze eigen: „Er verkehrt mit dem Geiste der Welten“. Er ist im Rate der Völker der berufene Träger der Humanität. Er ist der Kern der Menschheit. Mögen die andern Völker den Zeitkampf, d. h. den Kampf um zeitliche Macht kämpfen, der Deutsche ist nicht bestimmt, im Augenblick zu glänzen und eine Rolle zu spielen, ihm ist bestimmt, den großen Prozeß der Zeit zu gewinnen. Jedem Volk glänzt einst sein Tag in der Geschichte, wo es strahlt im höchsten Lichte und mit hohem Ruhm sich kränzt: doch des Deutschen Tag wird scheinen, wenn der Zeiten Kreis sich füllt, wenn die Strahlen der Menschheit[2]) sich vereinen in der Menschheit schönes Bild[3]); sein Tag ist die Ernte der ganzen Zeit. Während der Deutsche befähigt ist, alles Große und Schöne mit dem feinsten Verständnis zu erfassen und in sich aufzunehmen, werden dem Britten all die herrlichen Werke der alten Kunst, die er gierig in ganzen Schiffsladungen nach seiner Insel bringt und dort häuft, nimmer lebendig werden, sondern immer Fremde und Verbannte bleiben — denn der Witz hat mit dem Schönen, mit dem Hohen nichts gemein, oder, wie Schiller in dem Gedicht „Das Mädchen von Orleans“ (aus dem Jahr 1801) sagt, „Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen“, mag der Britte, der Schützling des Wassergottes, seine Flotten siegreich durch die Meere führen — sein Tag in der Geschichte — und mag der Franke den Königen zum Hohne sich das Haupt mit der freien Bürgerkrone zieren — des Franken Tag in der Geschichte — dem Deutschen wird zu-

---

Gesetze in seiner Brust ebenso unwandelbar gehorchen würde, als er anfangs dem Instinkte gedient hatte, als die Pflanze und die Tiere diesem noch dienen“. In der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ lesen wir: „Wir lieben in den Gegenständen die in ihnen dargestellte Idee, das stille, schaffende Leben, das ruhige Wirken aus sich selbst, das Dasein nach eigenen Gesetzen, die innere Notwendigkeit, die ewige Einheit mit sich selbst; sie sind, was wir waren, sie sind, was wir wieder werden sollen. Wir waren Natur wie sie, und unsere Kultur soll uns auf dem Wege der Vernunft und Freiheit zur Natur zurückführen“.

[1]) Schillers Gedicht „Das Ideal und das Leben“ V. 9f.

[2]) d. h. der Humanität bei den einzelnen Völkern.

[3]) „Wenn die Scha sich vereinen“ usw. „Schatten“ war der Dichter im Begriff zu schreiben, er setzte aber die Feder wieder ab, da er in der Eile nicht gleich das richtige Wort fand.

letzt die Herrschaft werden, er wird den Prozeß der Zeit gewinnen, sein Tag ist die Ernte der ganzen Zeit[1]).

Die Überzeugung Schillers, daß der Deutsche vom Weltgeist berufen sei, die Ernte der Jahrhunderte und der Völker einzuheimsen, war auch die anderer großer Männer seiner Zeit. So verlangte z. B. auch Goethe, als er drei Jahre nach Schillers Tod auf Ansuchen der bayerischen Regierung ein Buch zur Bildung des deutschen Volkes mit Unterstützung anderer deutscher Schriftsteller abzufassen sich entschloß, in dem noch erhaltenen Entwurf, es sei auf den Charakter des deutschen Volkes dadurch zu wirken, daß das Rechte, Tüchtige und Kernhafte aller Zeiten und Nationen dem Tüchtigen in dem Charakter des deutschen Volkes sich als ein gleich Gesundes zugeselle. Deswegen hätten Übersetzungen einen wesentlichen Teil unserer Literatur zu bilden. So vereinigten sich im deutschen Volke alle Wege der Kultur[2]). Mit den Gedanken in Schillers Entwurf berühren sich auch, wie manches in der „Adrastea" Herders überhaupt, so auch besonders die Notizen, die sich Herder für ein unvollendetes Kapitel dieser Sammlung gemacht hatte (mitgeteilt in Suphans Ausgabe von Herders Werken Bd. 24, S. 463) und in denen er im Gegensatz zu der „Verteilung", d. h. der politischen Zerrissenheit Deutschlands, dem Wohlleben der Höfe, u. a. hinweist auf die „unaustilgbare Trefflichkeit der Sprache" („Poesie allein in ihr und in Tönen, kernfest, bildsam)[3]), auf den Gewinn, den uns die „Verspätung" gebracht hat, auf „die genialische Frische" der deutschen Nation im Gegensatz zu andern Nationen, „die abgeblüht" haben. Auch Friedrich der Große stützte in seiner Schrift „Sur la littérature Allemande" seine Hoffnungen auf die geistigen Leistungen des deutschen Volkes und die rechtzeitige Benutzung des Fremden, soweit es wertvoll sei, und schloß mit den Worten: „Wer zuletzt kommt, übertrifft zuweilen den Vorgänger[4]). Das kann bei uns schneller eintreten, als man meint . . . Wir werden unsere klassischen Schriftsteller haben; jeder wird sie zu seinem Nutzen lesen wollen; unsere Nachbarn werden deutsch lernen, die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen, und es kann geschehen, daß unsere verfeinerte und ausgebildete Sprache, um unserer guten Schriftsteller willen, von einem Ende Europas bis zum anderen dringt[5]). Diese schönen Tage unserer Literatur

[1]) So vielleicht können wir uns den Schlufs des Entwurfes ergänzen.

[2]) Suphan a. a. O. S. 16.

[3]) In den Briefen den Charakter der deutschen Sprache betreffend S. 388 ff. desselben Bandes bekämpft er ihre Verunstaltungen und preist (S. 393) die Kühnheit und Kraft der älteren deutschen Sprache.

[4]) Vgl. in Schillers Entwurf Z. 44 ff. „Das langsamste Volk wird alle die schnellen, flüchtigen einholen".

[5]) Vgl. in Schillers Entwurf Z. 55: „Unsere Sprache wird die Welt beherrschen".

sind noch nicht gekommen, aber sie nahen. Ich kündige sie Ihnen an, sie sind im Anzuge. Ich werde sie nicht schauen; das verbietet mir mein Alter. Mir geht es wie Moses: ich sehe das gelobte Land von ferne, aber ich werde es nicht betreten".

Daß Schiller den „Tag des Deutschen" nicht von einem straffen staatlichen Zusammenschluß der deutschen Stämme erhoffte, sondern ausschließlich von seiner hohen geistigen Kultur, daß er dem bevorstehenden Zusammensturz des alten deutschen Reiches ohne Bedauern entgegensah, war angesichts der Jämmerlichkeit der Verfassung des aus mehr als 100 Staaten und Stäätchen zusammengesetzten Reiches, der Machtlosigkeit des Reichsoberhauptes, der Bedeutungslosigkeit des deutschen Reichstages zu Regensburg, der Lächerlichkeit der deutschen Wehrkraft wenigstens der kleineren Staaten und der unpatriotischen Haltung der meisten deutschen Fürsten nicht zu verwundern. Auch dürfen wir nicht außer acht lassen, daß jenes auf die höchste Bildung des Menschen gerichtete Streben, das um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts die Besten der deutschen Nation erfüllte, leicht zu einer Gleichgültigkeit gegen das politische Leben, gegen den Staat und die Kämpfe der Staaten und Völker untereinander führte und dem Gedanken Vorschub leistete, daß der einzelne gut tue, sich um solche politische Verwicklungen möglichst wenig zu kümmern, weil er sonst in der ruhigen Arbeit an seiner inneren Bildung gehemmt werde. Freilich irrte Schiller, wenn er glaubte, eine große Nation könne inmitten sie bedrohender anderer Nationen bestehen allein auf Grund ihrer hoch entwickelten geistigen Bildung und Kultur ohne innere Einheit und eine der Bedeutung der Nation entsprechende materielle Macht. Schon das Schicksal der Griechen, in deren Kultur ja die Humanität nach der Anschauung des Neuhumanismus, die auch Schiller teilte, ihre vollkommenste Ausbildung fand, hätte zeigen können, daß auch die höchste geistige Bildung ein Volk nicht vor dem Untergang bewahrt, wenn es äußeren Feinden sich nicht als eine in sich geeinte starke Macht entgegenzustellen vermag. In diesem Sinne sprach sich später auch Goethe aus, als er in dem für die richtige Beurteilung seiner Stellung zu den Befreiungskriegen so wichtigen Gespräch mit dem Geschichtschreiber Luden im November 1813 sagte[1]: „Wissenschaft und Kunst ersetzen das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volk anzugehören". Jetzt steht das deutsche Volk groß, stark, geachtet und gefürchtet unter den Völkern da dank dem festen und einmütigen Zusammenschlusse der deutschen Fürsten und der deutschen Stämme. Aber über der Sorge um die Er-

[1]) Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller, herausgegeben von Burchardt (Stuttgart 1870) S. 113 ff. Auch in Goethes Gesprächen, herausgegeben von Woldemar Freiherr v. Biedermann (Leipzig 1888) 3. Band, S. 97 ff.

haltung und Mehrung seiner Achtung gebietenden Machtstellung sollte es doch nie vergessen, durch eifrige Pflege der geistigen Güter sich der hohen weltgeschichtlichen Aufgabe, zu der Schiller das deutsche Volk von dem Weltgeist vor den anderen Nationen berufen erachtete, würdig zu erweisen, nämlich das Schöne und Große aller Zeiten und Völker an sich zu ziehen und es mit dem eigenen Tüchtigen auszuwirken und so an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten, damit deutsches Wesen immer mehr die Welt beherrsche und emporhebe[1]). Denn schließlich ist es doch nicht die materielle Macht, die „rohe Gewalt", sondern der „Geist", dem die Herrschaft der Welt zufallen muß.

Schiller hat zwar seinen Entwurf nicht zur Ausführung gebracht, vielleicht durch die Arbeit an dem Drama „Die Jungfrau von Orleans" zu sehr in Anspruch genommen; nur die beiden kleinen Gedichte „Die Antiken in Paris" und „Die deutsche Muse", von denen jenes sich gegen die Kunsträubereien der Franzosen wandte[2]), dieses mit Stolz die aus eigener Kraft zu schönster Blüte gediehene deutsche Dichtkunst feierte[3]), sind aus dem geplanten Hymnus auf das deutsche Volk hervorgegangen. Aber schon aus dem Entwurf spricht Schillers hoher Geist und sein felsenfester Glaube an den inneren Wert und die große Zukunft seines Volkes, das er durch die Gottheit zum Höchsten bestimmt sah. Hätte der Dichter das Werk wirklich vollendet, so hätte er durch seinen begeisterten Hinweis auf eine große Vergangenheit und durch seinen unerschütterlichen Glauben an eine noch größere Zukunft das tief gesunkene Selbstvertrauen seines Volkes mächtig gehoben und seine auf die Frage, ob der Deutsche in dieser Zeit der tiefsten Erniedrigung sich noch fühlen und mit Selbstgefühl auftreten dürfe in der Völker Reihe, mit Nachdruck einsetzende Antwort: Ja er darf's, hätte einen starken Widerhall in den Herzen der Besten seines Volkes gefunden.

Aber was dem beabsichtigten Hymnus auf das deutsche Volk versagt war, das bewirkte der vaterländische Geist, der die Dramen „Wallenstein", „Die Jungfrau von Orleans", besonders aber „Wilhelm Tell" durchzog, das bewirkte die reiche Fülle geistiger Kraft, die

---

[1]) „Bleibe der Deutsche seiner schönen Mission getreu, das Besitztum aller Völker in ein geistiges Gemeingut zu versammeln und ihnen daraus veredelt wieder zu spenden, jene Weltliteratur wirklich zu machen, von der seine Leibnize, Herder und Goethe geträumt haben". Ernst Freiherr von Feuchtersleben.

[2]) In unserem Entwurfe (Z. 147 ff.) wendet er sich fast mit denselben Worten gegen die Barbarei der Engländer.

[3]) Schiller hätte gewifs in seinem Hymnus auf das deutsche Volk auch noch die deutsche Kunst verherrlicht, die ja einen wesentlichen Teil der deutschen Kultur bildete. Die Worte des kleinen Gedichtes „Selbst erschuf er sich den Wert" stimmen ganz zu dem Hochgefühl, das den Entwurf durchzieht. Suphan hat wohl recht, wenn er es derselben Zeit zuweist, in dem der Entwurf entstand.

von der innigen Verbindung der edelsten Menschenbildung, die der Neuhumanismus anstrebte, mit dem künstlerischen Schaffen Schillers und Goethes ausging, immer weitere Kreise erfaßte und so, wenn auch mittelbar, von großer Bedeutung für die Geschicke Deutschlands werden mußte. Denn „aus dem Kreise dieser scheinbar so unpraktischen Idealisten gingen zum guten Teil die Männer hervor, welche nach der erschütternden Niederlage den Mut, die Kraft, das Geschick besaßen, das Vaterland von jähem Fall wieder aufzurichten; hat doch bekanntlich Napoleon selbst, der große Realist, seinen Sturz in erster Linie nicht dem Geschick der Staatsmänner oder der Übermacht der Bajonette, sondern dem geistigen Widerstand der „Ideologen“ zugeschrieben[1]).

Freiburg i. B. Ludwig Zürn.

---

[1]) Vgl. R. Eucken, Die Lebensanschauungen der grofsen Denker, 2. Aufl., S. 442.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Paul Paschaly, Aufgaben über den religiösen Unterrichtsstoff der höheren Schulen. Heft I: Aufgaben über das Alte Testament. Leipzig 1905, W. Engelmann. VIII u. 95 S. gr. 8. kart. 1 ℳ.

Das Buch ist betitelt nach Analogie der in demselben Verlag erschienenen Sammlungen von Heinze-Schroeder, Probasel-Wahner; es enthält 96 Themata und ausgeführte Dispositionen aus dem alttestamentlichen Religionsstoff. Über seine Absichten spricht sich Verf. im Vorwort aus. Die Gleichgültigkeit der Gebildeten in religiösen Dingen bildet heute eine weitverbreitete Klage; sie wird verstummen, wenn wirkliches Interesse an der Religion und wirkliches Verständnis für sie während der Schulzeit geweckt wird. Man lehre die Schüler selber arbeiten, man versetze sie in Selbsttätigkeit. Rezeption und Reproduktion eines Stoffabschnittes genügen nicht allein, man stelle an den Schüler die Aufgabe, das Erlernte zu übersehen, mit andern Stoffen zu verknüpfen und dann selbständig darzustellen; so wird er imstande sein über den Stoff zu verfügen, er wird lernen nach den Gründen, Folgen, Zwecken zu fragen, er wird zum Nachdenken angehalten. Solch eigene Arbeit, solch Suchen und Finden belebt die Seele, erweckt Lust und Freudigkeit. Der Religionsunterricht ist in enge Beziehung zu den übrigen Unterrichtsfächern zu setzen, damit nicht später im Leben der einzelnen die Religion isoliert und in ein Sonntagchristentum veräußerlicht wird. Daher ist es empfehlenswert, wenn dem Schüler religiöse Themen zur selbständigen Bearbeitung zu Hause als schriftliche Aufsätze gestellt werden.

Um zu zeigen, wie dies durchzuführen ist, bietet Verf. den Kollegen seine Aufsatzsammlung, sei es zur Besprechung in der Klasse, sei es zur schriftlichen Behandlung. Auf die Frage nach seinem religiösen Standpunkt erwidert Verf. am Schlusse des Vorwortes frei nach Schiller: Welche Partei ich bekenne? Keine von allen, die du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion.

Ich bezweifle sehr, ob der Verf. mit schriftlichen Ausarbeitungen aus dem religiösen Stoff das Ziel erreichen wird, das er erwartet;

ich fürchte eher das Gegenteil. Die Schüler durch religiösen Stoff zu dogmatischen und ethischen Auslassungen zu zwingen, ist durchaus zu verwerfen; an den biblischen Stoff mögen sich historische und ästhetische Themen anlehnen; alles übrige ist vom Übel, bald bringt es die Schüler in Gewissensnot, bald drängt es sie zur Heuchelei. — Unser Buch macht einen recht unbehaglichen Eindruck. Ich nenne zunächst einige Themen, denen Verf. keine Bemerkungen hinzugefügt hat: „Noah, Deukalion und Xisuthros", „In welchen Punkten haben Abraham und Achilleus Ähnlichkeit?", „Jakob und Odysseus", „Das Wort Josephs (Gen. 50, 12) Deutschlands Erklärung an Frankreich nach dem Kriege 1870/71", „Davids Familienleben", „Moses und Hammurabi", „Welchen Beitrag liefert Salomo für die Erklärung des Jesu-Gebotes: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes?". Auf derselben Seite des Buches spricht Verf. im Anschluß an ein anderes Thema über den frommen Salomo von seiner Vorliebe für schöne Frauen! „Unsere Gegenwart im Spiegel von Jesaja 1 und 5", „Die individullen Eigentümlichkeiten der alten Propheten", „Das prophetische Zukunftsreich und der sozialistische Zukunftsstaat", „Welche prophetischen Weissagungen harren noch der Erfüllung?".

Die mit ausgeführten Dispositionen gestellten Aufgaben erregen vielfach Bedenken. Dies eingehender darzulegen, hieße die Grenzen einer Anzeige überschreiten. Einige Beispiele mögen genügen. Verf. stellt das Thema: „Worin liegt der bleibende Wert des biblischen Schöpfungsberichts?". In der Einleitung sagt er, daß der Erzähler den Schöpfungsbericht als Geschichte vorträgt. — Woher weiß das unser Verfasser? Historische und epische Darstellung sind doch nicht verschieden. Warum sagt er nicht, daß wir es hier mit einem poetischen Versuch zu tun haben, der den Urbeginn aller Dinge anschaulich machen will? Was soll weiter die Bemerkung: „Wir erblicken in der Bibel kein Lehrbuch für Naturgeschichte"? Soll ein Schüler sich so in einem Aufsatze ausdrücken? — Das Thema: „Joseph und Jesus". Die geistreiche Einleitung beginnt: Das Alte Testament schildert manche Personen, die voller Mängel und Laster sind; es zeichnet uns andere, die durchaus nicht frei von Fehlern sind, bei denen aber die guten Seiten überwiegen. Zu diesen gehört Joseph. Sein Leben hat Berührungspunkte mit dem Leben Jesu. Zum Schluß heißt es: Beide werden erhöht, Joseph wird in die erste Kaste der Ägypter aufgenommen, ihm wird die Stellung nach dem Könige eingeräumt; Jesus wird von Gott dem Leben wiedergegeben, ihm wird die Weltregierung übertragen.

Bekanntlich haben die Mythologen Herakles mit Simson zusammengestellt. Warum soll nicht auch ein Schüler das tun? Thema: „Simson und Herakles". Nach einer höchst all-

gemeinen und darum überflüssigen Einleitung heißt es: Die Großtaten beider: 1. Simson tötet ohne Waffen einen Löwen, Herakles besiegt die Löwen von Nemea und vom Kithäron; 2. Simson fängt dreihundert Schakale, Herakles fängt den Hirsch der Diana; 4. Simson hebt die Torflügel in Gaza aus und trägt sie auf einen Berg; Herakles trägt den Kretensischen Stier fort.

Zu der Behandlung des wunderlichen Themas: „In welchem Sinn kann man an der Hand Jesajas in dem heutigen Umsichgreifen der materialistischen Weltanschauung eine von Gott gewollte Zeiterscheinung erblicken?“ geht Verf. von Spinoza aus, findet den Übergang zu Jesaja, betrachtet die Gegenwart und ihren Materialismus, zitiert Feuerbach, erinnert an Nietzsche — der Terebinthenkult zur Zeit des Jesaja hat sein modernes Seitenstück in dem europäischen Buddhismus! — und schließt dann die Betrachtung mit den Worten: „Tut die gegenwärtige Christenheit so wenig Buße wie das einstige Juda, so ist sie zu dem Gericht und Untergang reif. Der Materialismus droht diesen ihr (!). Wir sind berechtigt, ihn nach Analogie des Jesaja als Organ unseres Gottes anzusehen und anzunehmen: sein furchtbares Umsichgreifen ist Gottes Wille; er selbst dagegen ist an und für sich nicht unüberwindlich, eben nur Mittel zum Zweck in dem Liebesratschluß Gottes“. — Zu diesem Gesalbader macht Verf. die ihn selbst verurteilende Anmerkung: „Wird diese Aufgabe zur schriftlichen Bearbeitung gestellt, so ist von vornherein der Gefahr zum Moralisieren, zu hohlem Phrasentum, zur Heuchelei, wozu bei ethischen Themen manche Schüler neigen, durch den Lehrer ein kräftiger Riegel vorzuschieben“. Zweitens fügt Verf. als Anmerkung hinzu: „Von aktueller Bedeutung wäre es ferner, die Idee dieses Themas auf die sogenannte „gelbe Gefahr“ und Rußland oder auf die weiße Rasse zu übertragen.

Genug zur Beurteilung. Derselbe Verf. stellt nun ein ähnliches Buch im Anschluß an das Neue Testament in Aussicht! — Dieses vorliegende Buch ist in seinen Absichten wie in seinem Inhalt m. E. völlig verfehlt.

Stettin. Anton Jonas.

Adolf Stölzel, Die Verhandlungen über Schillers Berufung nach Berlin, geschichtlich und rechtlich untersucht. Berlin 1905, Franz Vahlen. 97 S. 8. 2 ℳ.

Im Oktober 1829 hatte Goethe bei der Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller in der Widmung an König Ludwig I. den Gedanken ausgesprochen, welches Glück es für Schiller gewesen wäre, wenn auch er schon der Gunst Sr. Majestät sich hätte erfreuen können. In diesem Lobe des Bayernkönigs erblickte der frühere Kanzler Friedrich Wilhelms III., v. Beyme, einen „mittelbaren Vorwurf gegen seinen Landesherrn; er veröffentlichte deshalb in der Hallischen Literaturzeitung eine „Be-

richtigung“ etwa des Inhalts: aus seiner eigenen Amtsführung wisse er, daß der König von Preußen den Dichter, als er im Mai 1804 nach Potsdam gekommen sei, ein jährliches Gnadengehalt von 3000 Tlr. nebst freiem Gebrauch einer Hofequipage für den Fall seiner Umsiedelung nach Berlin zugesichert habe, ein Anerbieten, das nur infolge des frühzeitigen Todes Schillers ohne Wirkung geblieben sei. Diese Berichtigung Beymes erregte ihrerseits vielfach Widerspruch; der Münchener Professor Niethammer, ein Jenenser Freund Schillers, nannte sie geradezu „die kecke Behauptung eines schwachgewordenen alten Mannes“.

Um nun in diese bisher unaufgeklärte Sache Licht zu bringen, hat Stölzel mit großer Sorgfalt und Umsicht alles irgendwie belangreiche Material, selbst die Potsdamer Hofküchenrechnungen vom Mai 1804, zusammengestellt und zugleich die Verhandlungen über Schillers Berufung vom juristischen Standpunkte aus beleuchtet. Die Hauptfrage ist, warum Schiller, als er nach seiner Rückkehr nach Weimar seine Bedingungen formulierte, auf seine Eingabe vom 18. Juni 1804 von Berlin aus keine Antwort erhalten hat. Stölzel weist überzeugend nach, daß allein die Umstände an dieser auffallenden Tatsache schuld sind. Die ganze Untersuchung wird somit zu einer Art Apologie des Kanzlers Beyme und seiner Regierung.

Unleugbar ist der Gegenstand dieser Abhandlung, wie der Verfasser selbst es zugibt, an sich von geringer Bedeutung. Immerhin scheint es mir sehr erfreulich, daß ein Teil der Arbeit, die bisher in etwas einseitiger Weise Goethe zugewendet wurde, jetzt auch auf seinen großen Freund verwendet wird. Auch ist die Schrift nicht etwa nur für den Biographen Schillers von Wert; sie enthält viele Einzelheiten, die uns in die kulturellen Zustände Deutschlands, insbesondere Berlins, am Anfange des 19. Jahrhunderts interessante Blicke tun lassen.

Berlin. Johannes Schmidt.

Walther Schwahn, Diktate für die unteren Klassen höherer Lehranstalten. Leipzig und Berlin 1905, B. G. Teubner. IV. u. 31 S. kl. 8. 0,60 *M.*

Das Heft bietet für Sexta 36 Stücke zu den §§ 3–22 unseres amtlichen Regelbuches für die deutsche Rechtschreibung, so daß jede Regel in zwei Stücken geübt werden kann. In fast gleicher Weise sind für Quinta dieselben Paragraphen (hier unter Berücksichtigung auch des dort übergangenen § 5) bedacht worden; die Zahl der hier gegebenen Diktate kommt mithin der für die unterste Stufe berechneten ziemlich nahe. In der Tat treten ja die Nacherzählungen erst in Quarta den Diktaten gegenüber in den Vordergrund. Infolgedessen muß sich diese Klasse mit einem Stücke für die einzelnen Regeln begnügen, so zwar, daß gewöhnlich deren mehrere unter einer Nummer zusammengefaßt

sind. Wenn erst dieser Stufe die Fremdwörter zugewiesen werden, so stimmt das mit dem in meinen Übungsstücken zur deutschen Rechtschreibung (3. Aufl. Berlin 1093, Weidmann) beobachteten Verfahren überein. Daß der § 23 über Silbentrennung nicht weiter berücksichtigt ist, kann ich verstehen, obwohl sich vielleicht auch für ihn eine (freilich auch bei mir fehlende) gedruckte Vorlage schaffen läßt und er nicht notwendigerweise so stiefmütterlich behandelt werden muß, daß er laut Vorworts zwar durchzusprechen und zu üben, aber nicht durch Diktate zu befestigen ist. Wirklich findet er erst in Stück 76 (Quarta), merkwürdigerweise gerade mit den Anfangsbuchstaben zusammen, einige Beachtung, und zwar muß er sich in dieser einen Nummer mit einem einzigen Beispiele zufrieden geben, wie überhaupt die Meinung des Verfassers, es stehe für die in Frage kommenden Regeln immer eine größere Anzahl von Beispielen zur Verfügung (Vorwort S. IV), dem vorliegenden Tatbestande nicht ganz zu entsprechen scheint. Ich weiß ja allerdings: δεῖ χειρὶ σπείρειν, οὐχ ὅλῳ τῷ θυλάκῳ, aber etwas tiefer könnte er bei einer neuen Auflage doch hineingreifen. Für den wirklich gesetzten Apostroph z. B. tritt uns in dem dafür in Betracht kommenden Stück 77 nur ein einziges Muster entgegen, und wie die Schüler der Sexta und Quinta auch davon ganz befreit werden können, den Bindestrich in der Schrift zu handhaben, ist mir nicht klar. Brauchen sie wirklich Grimms Märchen und Claudius' Gedichte nicht schreiben zu können, abgesehen von Ciceros Plänen, die vielleicht auch ihnen schon einmal im lateinischen Unterrichte aufstoßen? Ich glaube mich dessen zu entsinnen, daß ich nicht erst im zwölften Lebensjahre dem Namen meines Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums die richtige äußere Form auf dem Papier zu geben wußte.

Die Stücke sind für die Schüler der verschiedenen Stufen sachlich wohl geeignet und mit Rücksicht auf die Lehrpläne ausgewählt. Es könnte daher in der Vorrede die an sich selbstverständliche Tatsache Erwähnung finden, daß der Lehrer in Quinta mancherlei (22 von 32 Stücken) aus dem klassischen Altertum entlehnt sieht. Hält es doch auch sonst der Verfasser für angebracht, sich über die von ihm herangezogenen Stoffe in den einleitenden Bemerkungen auszusprechen. In Nr. 36 ist wohl die Überschrift nicht ganz glücklich gewählt, da sie nur auf den ersten Satz Bezug nimmt. Die Nummern naturkundlichen Inhalts — bekanntlich (mit Ausnahmen!) eine crux unserer deutschen Lesebücher — werden ja, denke ich, sachlich zuverlässig sein. Wenn Nr. 24 der Löwe in gewohnter Weise als das stärkste aller Tiere vorgeführt wird, so hat man mich darüber neuerdings, hinsichtlich seines Verhältnisses zum Tiger (s. Stück 26), eines andern belehrt (Zell, Tierfabeln). — Stück 72 Z. 10. v. o. schlage ich aus bekanntem Grunde vor, auf der Burg von Athen der Stadtgöttin,

soll sie schon einmal so heißen, nicht ihr, sondern ein Heiligtum zu geben.

Was die Form der Stücke betrifft, so ist mir aufgefallen, daß der Verfasser z. B. die Schreibung „ziehn“ und „das Eliehn“ (Nr. 65 u. 78) geradezu zu empfehlen scheint, während er doch z. B. Nr. 69 „späteren“ drucken läßt. Und nun die großen und kleinen Anfangsbuchstaben! Nach dem „Regelbuche“ § 21, 5 haben wir die von Personennamen abgeleiteten Eigenschaftswörter klein zu schreiben, wenn sie eine Gattung bezeichnen. Es kann sich aber, wie Duden (Die deutsche Rechtschreibung, 7. Aufl. München 1902, § 16, 5) sehr richtig hervorhebt, auch um einen Artbegriff handeln, was ihn freilich das Wort „generell“ in seiner Regel, genau besehen, hätte ausmerzen lassen sollen. Zum Beispiele dient das auch sonst in den Grammatiken an dieser Stelle immer noch spukende homerische Gelächter, dessen differentia specifica in dem ihm eigenen ἄπαυστον liegt. Am weitesten kommt man wohl auch hier mit einer negativ gehaltenen Anweisung: Schreibe solche Adjektiva klein, wenn sie nicht individualisieren. Für reifere Schüler kann man hinzufügen, daß es sich in solchem Falle um eine Charakterisierung, d. h. darum dreht, daß der Sprechende durch eigenes Urteil erst seinerseits eine Verbindung zwischen Substantiv und Adjektiv herstellt: Da ist denn freilich von bloßem Namen oder einem Titel keine Rede. Eben darum werden die von Orts- und Volksnamen abgeleiteten Eigenschaftswörter (Regelb. § 22, 2) für gewöhnlich klein geschrieben, somit auch die mohammedanischen Pilger, die versehentlich nach § 21, 5 geraten sind, obgleich sie doch keine mohammedschen Pilger, sondern Mitglieder eines wenn auch weit verzweigten Religionsvolkes sind. Würde das eine oder das andere von beidem im Gegensatz zu sonstigen Religionsgemeinschaften eine offizielle Bezeichnung sein sollen, so wäre das Adjektiv natürlich groß zu schreiben. Wer nur eine vom Geist des Reformators getragene Kirche Luthers anerkennt, rechnet sich zur Lutherischen Kirche, kann aber wohl zur Hervorhebung ihres inneren Wesens von den Grundsätzen seiner lutherischen Kirche sprechen, und in einer Ortschaft mag neben dem Katholischen (bezw. Reformierten) Gotteshaus ein Lutherisches bestehen, sei auch zehnmal die ihm gegebene stehende Bezeichnung aus irgend welchem Grunde anfechtbar. Solche peinlichen Unterscheidungen erscheinen nun dem Schüler vielleicht als eine harte Nuß; aber er wird sich ja an ihr nicht gleich die Zähne ausbeißen. Anders liegt die Sache für das große Publikum, dem es natürlich willkommen sein darf, in zweifelhaften Fällen (§ 22 Schluß) mit kleinem Anfangsbuchstaben schreiben zu sollen. Für unsere Zöglinge aber hätte Schwahn am Ende an deren Denkkraft und -lust gerade im Stück 76 etwas kräftiger appellieren können.

als es geschehen ist. Hat Rom einmal politisch, dann durch seine Kirche die Welt erobert, so sehen wir allerdings zunächst das römische Reich und die römische Kirche vor uns. Als diese aber „die Grenzen des Reiches überschritt“ und zuletzt „durch die Reformation erschüttert würde“, war sie damit zur Römischen Kirche geworden. Dabei erlaube ich mir den Verfasser daran zu erinnern, daß er Nr. 3 den Deutschen Kaiser im Deutschen Reiche auftreten und uns Nr. 53 auf den Trojanischen (wie Nr. 21 auf den Siebenjährigen) Krieg einen Blick werfen läßt. Ich möchte ihn auch fragen, seit wann wir wieder angewiesen sind, zwischen namens und Namens zu unterscheiden (Nr. 37 u. 60), wovon, soviel ich sehe, auch die „Kanzleiorthographie“ nichts weiß, an die ich uns in der Schule für gebunden erachte. Wie weit man bei schwankenden, d. h. nicht einmal „bis auf weiteres Freiheit“ gewährenden Schreibungen (z. B. dem Vornamen Walter) den Fall der „Zulässigkeit“ oder „tunlichster Vermeidung“ ansetzen will, wird man nach jeweiligen Verhältnissen mit sich abmachen müssen; bei Schülern sähe ich keinen rechten Grund, warum sie, was sich vermeiden läßt, ihrerseits nicht vermeiden sollten. In Stück 68 Z. 6 v. o. ist „um ein Beträchtliches“ (Regelb. § 22, 4) offenbar Druckversehen, wie auch Nr. 42 Z. 8 v. o. ein solches vorliegt.

Das Büchlein wird neben anderen, zumal da es auch auf die Satzlehre einige Rücksicht nimmt, seinen Weg machen und manchem Amtsgenossen willkommen sein. Hoffentlich hat er aber ein besser geheftetes Exemplar in Händen als ich; denn es ist, in steifen Umschlag gekleidet, doch wohl nicht darauf berechnet, noch einmal zum Buchbinder zu wandern.

Pankow bei Berlin. Paul Wetzel.

Krebs' Antibarbarus der lateinischen Sprache. Siebente, genau durchgesehene und vielfach umgearbeitete Auflage von J. H. Schmalz. 1. Lieferung. Basel 1905, Benno Schwabe. VIII u. 160 S. 2 *M.*

Eine neue Auflage eines Buches, das den Lehrern des Lateinischen in so vielen zweifelhaften Fällen und unsichern Einzelheiten mehr oder minder erschöpfende Auskunft zu geben vermag, wie der nunmehr in siebenter Auflage erscheinende Antibarbarus, darf immerhin als ein bedeutsames Ereignis bezeichnet werden, besonders wenn diese neue Auflage derartig ergänzt, berichtigt und verbessert ist, wie es hier von der Hand des unermüdlichen und auf dem einschlägigen Gebiete so wohl bewanderten Verfassers geschehen ist. Neue Wörter sind in der vorliegenden Lieferung zwar nur wenige aufgenommen (*absens, acceptus, Albani, albere, aliquo* und *aliquot*, soviel ich sehe); aber in welchem Maße die alten Artikel ergänzt und erweitert sind, zeigt z. B. gleich die Präposition **ab** (jetzt $3^1/_2$ statt der bisherigen $2^3/_4$ Seiten), ferner *abesse, accusare* u. a., vor allem aber

der Umstand, daß die erste Lieferung jetzt auf 160 Seiten die Wörter behandelt, für die die letzte Auflage 147 Seiten gebrauchte. Daß ferner der äußeren Erweiterung auch die gründliche und sorgfältige Durcharbeitung der einzelnen Artikel entspricht, tritt überall hervor. Überall sind die neueren Erscheinungen, größere Werke sowohl wie kleinere Abhandlungen, herangezogen und in ihren Resultaten verwertet, so auch schon die bisher erschienenen Lieferungen des Thesaurus linguae latinae, dessen Angaben auch hier und da kleine Berichtigungen erfahren. Mit vollem Rechte sind auch die bisherigen Zitate aus älteren Werken und Ausgaben, die doch heute kaum noch jemand zur Hand hat, gestrichen und durch eingehende und sachkundige Verweisungen auf die neuere Literatur ersetzt. Auch die Zitierweise ist vereinfacht und verbessert; so sind z. B. bei den Zitaten aus Cicero überall die neben den Paragraphen ganz entbehrlichen Kapitelzahlen in Wegfall gekommen. Alles in allem darf die neue Auflage, soweit sie vorliegt, in jeder Weise empfohlen werden; das Werk müßte nicht nur jeder Gymnasialbibliothek einverleibt werden, sondern sich auch im Privatbesitze eines jeden Lateinlehrers befinden.

Namentlich in den ersten Bogen des Antibarbarus hatte ich mir am Rande meines Exemplars eine Reihe von Ergänzungen und Berichtigungen angemerkt, die mir im Laufe der Zeit wünschenswert erschienen waren, ohne daß ich jedoch bisher Zeit oder Gelegenheit gefunden hätte, sie dem Verfasser mitzuteilen. In den bis jetzt vorliegenden Bogen sehe ich nun die allermeisten meiner Wünsche auch so erfüllt; um so weniger will ich jetzt mit einigen Einzelheiten zurückhalten, die m. E. noch der Abhilfe bedürfen. Ein Abschluß ist ja, wie der Verfasser selbst sagt (S. VII), bei einem Werke dieser Art schwerlich zu erreichen; so ist es denn auch kein Wunder, wenn trotz all seiner Sorgfalt noch Wünsche laut werden. Es sind ja meist nur Kleinigkeiten, die ich, teils hinsichtlich der sachlichen Angaben, teils in bezug auf die Fassung, vorzubringen habe; aber sie sind vielleicht nicht ohne Belang bei einem Werke, das sich aus zahllosen Einzelheiten zusammensetzt. Jedenfalls mag der Verfasser versichert sein, daß mich vor allem das persönliche Interesse für seine tüchtige Arbeit zu der folgenden Zusammenstellung bewogen hat.

S. 38 oben ist der Passus über ab bei Städtenamen nicht gut geordnet; zwischen den Stellen aus Livius erscheinen schon Zitate aus Caesar und Cicero, und dann wird zum Schluß wieder die bekannte Regel für den Sprachgebrauch der Klassiker in diesem Falle gegeben. Richtiger wäre es wohl gewesen, zunächst Regel und Beispiele für Cicero und Caesar anzuführen und dann auf den abweichenden Sprachgebrauch anderer Schriftsteller einzugehen. — S. 40 ist gesagt, daß *abalienare* von Cicero verhältnismäßig selten und von Caesar nie gebraucht werde; diese

Fassung wird, wie ich fürchte, übereifrige Leser unter Umständen veranlassen, den Gebrauch des Wortes (gewiß gegen den Willen des Verfassers) zu beanstanden, während es doch im Grunde genommen bei Cicero gar nicht selten ist (ich habe mir 18 Stellen dafür notiert), jedenfalls kaum seltener als alienare, bei dem ein solcher Zusatz nicht gemacht ist. — Bei *abesse ab* oder mit einfachem Ablativ (S. 43) würde ich auch zunächst wieder den klassischen Sprachgebrauch klarstellen und dann erst die Abweichungen anderer Schriftsteller berücksichtigen. Hinsichtlich der Klassiker heißt es ferner, daß sich abesse mit dem bloßen Ablativ nur bei einigen Ortsbezeichnungen finde, z. B. *domo, foro, urbe, patria.* Aber von diesen Wörtern ist zunächst domo zu streichen, dessen Anschluß an die Konstruktion der Städtenamen nichts Auffallendes hat, wenn sich auch an anderen Stellen abesse *a* domo findet. Ebenso kommt aber auch foro nicht in Betracht, denn an der einzigen Stelle, die meines Wissens dafür angeführt werden kann, steht d o m o absum et foro (Cic. fam. 4, 6, 2), ist also foro mit in die Konstruktion des unmittelbar vorausgehenden domo hineingezogen; solche Fälle läßt aber der Verf. auch sonst nicht gelten (vgl. abhorrere S. 47). Somit bleiben für den bloſsen Ablativ nur zwei kritisch zweifelhafte Stellen, Tusc. 5, 106; fam. 5, 15, 4[1]), während abesse *a* sehr häufig ist; man wird also dieses als klassischen Sprachgebrauch hinstellen und den bloſsen Ablativ mindestens als zweifelhaft bezeichnen müssen. Dasselbe gilt dann auch für die noch besonders behandelte Verbindung *non longe abesse.* Bei Städtenamen dagegen (und ebenso bei domo) kann ab s t e h e n und f e h l e n; für ab bietet besonders Caesar (vgl. Meusel s. v. absum) Belege. Es ist mir übrigens aufgefallen, daß in all den fraglichen Stellen der Klassiker abesse a sich bei Städtenamen nur dann findet, wenn die Entfernung in genauerer Angabe hinzugesetzt ist, z. B. Cic. Cluent. 27 abest a Larino XVIII milia passuum. Diese Unterscheidung stimmt auch für die im Antibarbarus angeführten Stellen aus Nepos und Livius[2]). Bei *domo* wird freilich diese Unterscheidung nicht beachtet (vgl. z. B. Verr. 4, 39; 5, 82 abesse a domo ohne Angabe der Entfernung).

S. 48 ist se *abicere* in terram als unklassisch bezeichnet; erwähnenswert ist demgegenüber immerhin Cic. Verr. 5, 140 ad terram abiectus. — S. 48 *abire* fehlen Verbindungen wie abire *de* provincia Cic. Verr. 2, 55; *de* Sicilia Att. 10, 4, 9. —

[1]) Wie leicht und häufig übrigens ein a oder ab in den Handschriften ausgefallen ist, zeigt C. F. W. Müller adnot. crit. zu Cic. ep. I, 7, 3.

[2]) Unsicher ist die Lesart Lent. bei Cic. ep. 12, 15, 7. Übrigens hat hier der Thesaurus 207, 68 irrtümlich: ep. fam. 12, 15, 1. Andere Druckfehler, die mir im Thes. aufgefallen sind, stehen 206, 24: 6, 31 st. 6, 31 und *rea* st. ea; 1254, 82: Caes. civ. 2, 23 (statt 32), 13; 1255, 4: 21, 4 st. 21, 1, 4; 1255, 8: 28, 45 (st. 42), 6.

S. 61 med. wird *ac non* bei berichtigenden Angaben besonders in Bedingungssätzen = 'und nicht vielmehr' belegt. Es hätte wohl hinzugefügt werden können, daß in demselben Sinne sich auch *et* non findet, vgl. Cic. Cluent. 34; dom. 53; Mur. 75; Planc. 60; 70; 71; Phil. 10, 10 et non contra; Tusc. 1, 13; 3, 37 u. ö. Sogar *neque* steht in demselben Sinne vereinzelt Deiot. 28 si saltatorem avum habuisses neque eum virum, unde pudoris pudicitiaeque exempla peterentur. Wo sich in solchen Sätzen bei scharfer Gegenüberstellung einfaches *non* findet (z. B. Cic. div. 2, 56; 119; nat. deor. 3, 86; leg. 1, 40; ac. 2, 80; Verr. 1, 110; 4, 120), ist der Sinn vielleicht ein klein wenig anders, obwohl auch hier die Übersetzung mit 'und nicht vielmehr' möglich wäre. — S. 62 med.: 'Sp. L. ist auch *ac si* = *tamquam*, *quasi*' ist in dieser Fassung ungenau; es mußte hinzugesetzt werden: 'vor substantivischem Prädikativum'.

S. 64 med. heißt es, daß bei dem unpersönlichen *accedit* statt des Beisatzes von *huc*, *eo*, *eodem*, *quo* ein neutrales Pronomen wie *illud* genüge. Das 'statt' verstehe ich nicht; Pronomen und Adverb sind hier doch nach Bedeutung und Beziehung ganz verschieden. Weiterhin ist die Rede von accedit *ad ea*, *ad haec* u. ähnl.; es durfte wohl erwähnt werden, daß accedit ad mit einem Substantiv auch klassisch öfter vorkommt, z. B. Cic. Att. 1, 19, 1 ad occupationes meas accedit quod; Brut. 1, 18, 4 ad reliquos hic labor accessit ut; Cat. mai. 16 ad senectutem; Caes. B. civ. 3, 24, 4 ad hoc detrimentum; vgl. auch Liv. 1, 48, 8 ad gloriam; 28, 12, 7 ad cetera; 33, 9, 9; 41, 16, 2. Für Wendungen wie accedit illa causa, aliud incommodum quod (ut) konnten auch Belege aus Cicero gegeben werden, z. B. Rosc. Am. 4; Quinct. 3; Att. 3, 24, 2; übrigens wäre der Hinweis auf derartige Ausdrücke mit der voranstehenden Erwähnung des hinweisenden illud bei accedit zu verbinden gewesen. — S. 73 hätte neben *accusare* crimine auch accusare *lege* oder *nomine* erwähnt werden müssen. — S. 89 fehlen Beispiele für *adhaerescere c. dat.*; es findet sich Cic. off. 1, 86; de or. 1, 258. — Bei *adigere* (S. 93) konnte erwähnt werden, daß es Cic. dom. 78 mit ut konstruiert ist. — S. 97 wird auf die übliche Unterscheidung von *mirari* (sich verwundern) und *admirari* (bewundern) hingewiesen, freilich nur für Livius; ob dieselbe Unterscheidung auch für die Klassiker gelten soll, ist nicht klar. Jedenfalls behauptet v. Kobilinski (Progr. von Königsberg 1890, S. 3), m. E. nicht mit Unrecht, daß beide Verba ohne merkbaren Unterschied gebraucht werden. — S. 97 sind die vereinzelten Wendungen *admiscere* aliquem *ad* consilium Cic. Phil. 12, 16 und admiscere aliquem *cum* rationibus Att. 7, 1, 9 vielleicht absichtlich nicht erwähnt. — Das vereinzelte passive *admoneri c. gen.* Cic. top. 5 ist S. 99 erwähnt; analog ist das gleichfalls vereinzelte commonefieri c. gen. Verr. 5, 112, das in der neuen Auflage gleichfalls bei commonefacere angeführt zu werden ver-

dient[1]. — S. 104 unter *advenire* sind die Verbindungen *in* domum und *in* domo (im Sinne von domum und domi) zu streichen. — S. 117 *aerarium* a. E. würde ich das Zitat aus Bembus weglassen; die Korrektur seiner Fehler bringt nach dem vorher Gesagten nichts Neues mehr, und sonst hat der Satz für uns keinen Wert. — Für adjektivisches Afer wird S. 123 aus Livius als einzige Stelle, wo es sich finde, 21, 22, 2 angeführt; vgl. jedoch auch 30, 35, 9 milites Carthaginienses Afrosque. Übrigens ist hier die Fassung der Regel über den Gebrauch von *Africanus* nicht gerade glücklich, namentlich wenn es heißt, es werde angewandt, 'wenn man die Beziehung auf das Land hervorheben' wolle; ich würde etwa sagen: Africanus steht von Personen oder Sachen, die sich in Afrika befinden oder irgendwo in Beziehung zu dem Lande stehen, ohne doch aus dem Lande zu stammen oder dem Volke anzugehören, z. B. bellum A., negotiator A., Scipio A. — Bei *Africanus* S. 127 mußte auf den Artikel Afer verwiesen werden. S. 130 wird die übliche Unterscheidung zwischen *agitur aliquid* und *de aliqua re* gegeben; es ist mir nur fraglich, ob sie sich ganz durchführen läßt. Agitur de re heißt zunächst zwar nur: 'es wird über etwas verhandelt, es ist von etwas die Rede'; aber wie die synonymen deutschen Wendungen 'es handelt sich um, die Frage dreht sich um' schon in die Bedeutung übergehen 'etwas steht auf dem Spiele', ebenso liegt auch bei agitur de ein entsprechender Übergang nahe. In der Tat muß Cic. Man. 14 agitur de geradezu im Sinne von agitur aliquid gefaßt werden; und Sall. Cat. 52, 6 non agitur de vectigalibus neque de sociorum iniuriis: libertas et anima nostra in dubio est wird die gleiche Auffassung durch den Parallelismus zwischen agitur und in dubio est nahegelegt. Dagegen agitur *aliquid* behält stets seine eigentliche Bedeutung. — S. 132 wird *agmen* an 2 Caesarstellen = iter exercitus in Übereinstimmung mit Meusel gedeutet; agmen bezeichnet m. E. auch hier das in Marschordnung befindliche Heer, den Heereszug, wenn wir auch am bequemsten in agmine = auf dem Marsche übersetzen. — *Alienum est si* wird S. 138 als Neulatein bezeichnet. Gewiß ist der Infinitiv als Subjekt eines solchen unpersönlichen Ausdrucks durchaus das Regelrechte; daß aber in solchen Fällen auch si nicht gerade unlateinisch ist, darauf weist z. B. Menge, Repetitorium der lat. Syntax § 384, 3 hin. Freilich wird es sich bei alienum est nicht belegen lassen; aber sollte das neben Wendungen wie mirum est si, das doch recht oft vorkommt, nicht mehr Zufall sein? Empfehlen würde ich demnach alienum est si zwar nie, aber kaum auch einen Fehler darin sehen. Ähnlich steht es mit *alienum est ut*, das doch nach Analogie von verum, verisimile, optimum etc. est ut nichts Auffallendes haben kann; übrigens steht ut auch an der im Antibarb.

[1] Ist in der inzwischen erschienenen 2. Lieferung geschehen.

nicht erwähnten Stelle bei Cic. prov. 37 nihil alienius quam ut. Endlich hätte bei richtiger Anordnung das für alienum est ut gegebene Zitat an alienum est c. inf. oder si angeschlossen werden müssen; das unmittelbar vorhergehende alienus sum ut ist ganz anderer Natur. Angeführt wird an der Stelle auch Kunze Sall. III 1, 37. Ohne der verdienstlichen Abhandlung irgendwie zu nahe treten zu wollen, so meine ich doch, der Verweis war hier ganz überflüssig, weil die zitierte Stelle nichts Wichtiges zur Sache bietet. An anderen Stellen wäre es übrigens am Platze, bei wichtigeren Zitaten gleich eine Andeutung über den Inhalt der angeführten Stelle anzufügen, wie das schon mehrfach in der neuen Auflage geschehen ist, da nicht jeder in der Lage ist, alles nachzuschlagen. So würde S. 111 die Auseinandersetzung über aemulari viel verständlicher sein, wenn kurz gesagt wäre, was Kühner zu Tusc. 1, 44 sagt (C. F. W. Müller sagte übrigens in seiner adn. critica zu den fraglichen Worten: non intellego). — S. 142 ist bei der Scheidung von *aliquis* und *quidam* der Ausdruck scriptor quidam wiedergegeben durch 'eine Art von Schriftsteller', offenbar im Hinblick auf das gleich folgende Beispiel; aber die Worte können doch auch sein = 'ein bestimmter Schriftsteller, den ich aus irgend welchen Gründen nicht nennen will oder kann'. Übrigens zitiert John zu Tacit. dial. 39 für die Vertauschung von aliquis und quidam noch Cic. Arch. 18 *quasi* deorum *aliquo* dono, de or. 1, 46 *tamquam* in *aliquod* pistrinum. — S. 144 für *omnes ceteri* oder *ceteri omnes* usw. ist das beachtenswerte Programm von Ch. F. E. Meyer, Herford 1897, S. 9 zu vergleichen, der die verschiedene Stellung m. E. mit Recht auf die verschiedene Betonung der Begriffe zurückführt. — S. 149 unter *alter* würde ich für unus aut alter, unus alterve noch die Übersetzung 'ein bis zwei' zufügen; übrigens findet sich vereinzelt auch *vel* in diesem Sinne, vgl. Cic. de or. 2, 79 quattuor quinque sexve partes *vel* etiam septem; Phil. 14, 15 hoc triduo *vel* quatriduo. In steigerndem Sinne = unus *et* alter steht auch unus *atque* alter, z. B. Cic. Cluent. 77.

Ein paarmal will mir der deutsche Ausdruck nicht recht gefallen. So hätte trotz der S. 1 Fußnote betonten Pietät gegen die früheren Herausgeber S. 14 der ungelenke Ausdruck: 'mit der neuen Bekanntwerdung der alten Griechen und Römer', S. 21 Z. 6 v. o. usw. der undeutsche Bau der Periode verbessert werden können; ebenso die 'tägliche und nächtliche Zeitangabe' S. 29 Z. 3 v. u. S. 44 Z. 4 v. u. heißt es: 'so wird abesse dadurch personal' statt 'so wird abesse persönlich' gebraucht; S. 131 Z. 1 v. o. sind die Wörter 'bei folg. Infin., etwas zu tun' sehr ungeschickt und dazu überflüssig. Hin und wieder begegnet auch der so vielfach eingerissene Mißbrauch, zu römischen Eigennamen den Artikel zu setzen, so S. 4 Note 6 'des Kato und des Sisenna, S. 56 des Cicero'. — Dazu noch einige andere Kleinig-

keiten, zum Teil Druckfehler, wobei übrigens der sonst sehr korrekte Druck voll anerkannt werden soll. S. 27 Z. 11 v. o.: sollte *tribunatu militum* wirklich ablativus *absolutus* sein? S. 57 *abstractius* sollte es statt 'selbst fast nicht' wohl heißen 'fast gar nicht'; S. 96 kann ich mich nicht damit befreunden, wenn *admirari* mit indirektem Fragesatz 'geradezu elegant' genannt wird; S. 105 Z. 7 v. u. lies *adversari* = *detestari, spernere* (ohne Klammern); S. 116 [illegible] Z. 6 ist das 'dann' unverständlich, es soll wohl heißen 'dafür' oder 'in diesem Sinne'; S. 139 Z. 4 v. o. schreibe: quod nisi ita *est*, esset usw.

Norden i. Ostfriesland. Carl Stegmann.

Die Hellenische Kultur, dargestellt von Fritz Baumgarten, Franz Poland, Richard Wagner. Mit 7 farbigen Tafeln, 2 Karten und gegen 400 Abbildungen im Text und auf 2 Doppeltafeln. Leipzig 1905, B. G. Teubner. X u. 491 S. gr. 8. geb. 12 *M.*

Wahrscheinlich ist es schon manchem überzeugten Anhänger des humanistischen Gymnasiums so gegangen wie mir, daß man von den *προμαχοι* unserer Sache treffende und begeisterte Worte allmählich genug gehört zu haben glaubt, aber sich nach Werken umsieht, die den Wert unserer Bemühungen weiteren Kreisen überzeugend beweisen. Die gegnerischen Fachgenossen und die rabiaten Reformer lassen sich durch die schönsten Reden nicht umstimmen, und die trefflichen Bücher und Aufsätze, die ja unzweifelhaft aus letzter Zeit vorliegen, dringen in die breiteren Schichten der Gebildeten nicht ein. Um so rühriger sind die Gegner aller Schattierungen am Werke, die Rückständigkeit der gymnasialen Bildung zu erweisen. Sie haben ein leichteres Spiel und nützen es rücksichtslos aus. Der Zeitgeist kommt ihnen zu Hilfe, die Tagespresse steht ihnen größtenteils zur Verfügung und auf ihrer Seite, in den höheren Regionen weht ungünstiger Wind. Und wenn wir wenigstens noch unsere Schüler als überzeugte Anhänger ihrer empfangenen Ausbildung entließen! Zum großen Teile sind sie es leider nicht. Ja was noch schlimmer ist, wären nur alle Lehrer am Gymnasium von seiner Trefflichkeit und Zukunft überzeugt! Aber auch hier hapert es. Bei denen, die an realistischen Anstalten vorgebildet sind, ist dies begreiflich, aber für die gymnasiale Sache ist es nicht gut, daß sie nun am Gymnasium wirken sollen. Es gibt aber auch unter humanistisch Vorgebildeten Zweifler, Laue, Abtrünnige. Das müssen wir als erschwerende Tatsache hinnehmen und zu bessern suchen. Die wichtigste Aufgabe indessen bleibt doch die, unsere Schüler für das ganze Leben zu gewinnen. Sind es doch keineswegs nur die Untüchtigen, die hernach die genossene Ausbildung schmähen oder ihren Wert verkennen. Wie ist da zu helfen?

In diesen Tagen habe ich unsere jetzigen Primaner ohne Namensangabe aufschreiben lassen, welchen Unterricht sie, gesetzt,

man stellte ihnen die Wahl frei, in der Oberprima haben wollten. Das erhaltene Material (63 Wunschzettel) ist natürlich von sehr relativem Werte, und mancher Lehrer wird es für völlig wertlos halten wollen. Ich glaube, mit Unrecht. Trotz weitgehendem *μέμνασ' ἀπιστεῖν*, das ja am Platze ist, kann man doch aus den teilweise begründeten Wünschen manches schließen. Der gefährdetste Unterricht ist danach der griechische, viel gefährdeter als der lateinische. Deutsch, Geschichte, Philosophie und Naturkunde sollen sich in die griechischen und einen Teil der lateinischen oder überhaupt der altsprachlichen Stunden teilen, so wollen es die meisten unserer jetzigen Primaner. Ob dieses Verlangen vernünftig ist oder nicht, wollen wir hier nicht untersuchen, genug, es ist vorhanden und ernst gemeint. Es entspringt auch, soweit ich lese und fühle, nicht einer Verkennung der Vorzüge der griechischen Sprache und Kultur, sondern der Meinung, daß die genannten Wissensgebiete für den Abschluß ihrer Bildung, meinetwegen für das spätere Leben, notwendig seien. Sie denken wohl auch, es komme nicht so sehr darauf an, daß sie ein Stück Thukydides, einige Bücher Homer, eine Tragödie mehr oder weniger gelesen haben, als daß sie einen Abschluß ihrer bisherigen jahrelangen Bemühungen erzielen. Darum betonen sie ausdrücklich, sie sehnten sich nach Literaturgeschichte des Altertums, nach Kunst- und Kulturgeschichte überhaupt. Kann man es ihnen eigentlich verdenken? Mit wenigen Ausnahmen bekommen sie später keine Gelegenheit dazu. Nun werden wir uns nicht dazu verstehen wollen, auf der obersten Stufe lediglich akroamatisch zu unterrichten. Die Unterweisungen müssen vielmehr erotematisch bleiben, aber, an geeignete Stellen aus der klassischen Literatur angeschlossen, könnten sie doch mehr als bisher zur übersichtlichen Darstellung der Kultur des Altertums gemacht werden. Wir entlassen unsere Jünglinge in der Tat mit zu geringen Kenntnissen in den Realien alter Kultur. Sie sollten doch von Pindar, Aristoteles, Lukrez, Seneca u. a. etwas mehr wissen, als gemeiniglich der Fall ist; von den wichtigen Funden in Mykene, Knossos, Rom sollten sie nicht nur durch gelegentliche Notizen in der Tagespresse etwas erfahren. Wie das am besten zu machen wäre, kann natürlich hier nicht des weiteren erörtert werden, aber dieser schwierigen Aufgabe wird sich das Gymnasium auf die Dauer nicht entziehen können.

Man wird nicht behaupten können, daß an Büchern Überfluß ist, die uns diese Aufgabe wesentlich abnähmen, indem wir den wißbegierigen Jüngling einfach auf sie verweisen könnten, selbst wenn ihre Lektüre den Unterricht zu ersetzen vermöchte. Ich verkenne den Wert gewisser Unternehmungen gewiß nicht, wie den der Gymnasialbibliothek, der Bilderbücher von Luckenbach und Oehler, der römischen Literaturgeschichte von Aly usw.; auch die Hilfshefte der Schülerausgaben dürfen hier genannt werden.

Aber an zusammenfassenden, verständlich und gut geschriebenen Büchern, die den Ertrag des gymnasialen Unterrichts im Gebiete des Altertums darböten, ihn maßvoll erweiterten und vertieften, fehlt es doch, sehe ich recht, noch sehr. Sie müßten nicht nur eine Zierde der Bücherei eines Primaners sein, sondern ihm auch später lieb und wertvoll bleiben. Solch ein Buch nun scheint mir das zu sein, dessen Besprechung und Empfehlung mich zu den vorangegangenen Worten veranlaßt hat.

'Die hellenische Kultur' ist als ein erster Teil gemeint, aber nicht als solcher bezeichnet, weil der stattliche Band ein Ganzes bildet und für sich verkäuflich ist. Die Verfasser haben sich so in die Arbeit geteilt, daß F. Poland Land und Leute, Staat, Leben und Götterverehrung, R. Wagner die geistige Entwicklung und Literatur, F. Baumgarten die Kunst behandelt haben. Den verfügbaren Raum haben sie sich brüderlich geteilt, auch Baumgarten hat sich trotz des verlockenden Stoffes in seinen Grenzen gehalten. Nach einleitenden Bemerkungen über Land und Leute, Sprache und Religion wird die Zeit bis Alexander eingeteilt in drei, freilich sehr verschieden lange, Abschnitte: I. Das griechische Altertum, d. h. die mykenische Zeit, II. Das griechische Mittelalter (bis zu den Perserkriegen), III. Die griechische Blütezeit. Anhänge bilden ein gutes Register und eine vergleichende Zeittafel. Alle drei Verfasser haben ihre Sache trefflich gemacht. Der Inhalt ist jedenfalls peinlich ausgewählt und überlegt, die Ergebnisse der Forschung sind bis auf die neueste Zeit berücksichtigt, die Darstellung vermeidet ebenso die Skylla kleinlicher Abschweifungen und gelehrter Anmerkungen oder gar Polemiken wie die Charybdis der Anhäufung von Namen und Daten. Die Sprache ist sorgfältig, klar, übersichtlich, wohltuend arm an Fremdwörtern. Kleine Unebenheiten kommen allerdings vor, am ehesten in der Literaturgeschichte, in der auch eher zu viel als zu wenig Namen ohne genügende Erläuterung gegeben sind. Man versteht es ja, warum der Reiz der Neuheit dem Bakchylides und Timotheos mehr Raum verschafft hat, aber darüber hätte es doch nicht versäumt werden sollen, von Pindars Stil wenigstens eine Probe zu geben. Das bessere Alte brauchte doch nicht zugunsten des minderwertigen Neuen in den Schatten zu treten.

Besonderes Lob verdient die prächtige und sorgsam gewählte Illustration des Werkes. Planlosigkeit nnd Zufall oder rein ästhetische Gründe herrschen hier nicht vor, wie sonst so häufig. Man hat offenbar weder Mühe noch Kosten gescheut, um wirklich etwas Zweckmäßiges und Schönes herzustellen. Natürlich begegnet man vielfach alten Bekannten, aber auch diese haben sozusagen Festkleidung angelegt und sind bisweilen kaum wiederzuerkennen. Der Faustkämpfer freilich aus dem Thermenmuseum mit seinem derben Realismus steht mitten im Texte zum Pindar wohl nicht an der richtigen Stelle. Schon die Landschaftsbilder (meistens

nach Photographien des Archäologischen Instituts in Athen) sind künstlerisch aufgenommen und trefflich wiedergegeben. Auch sonst sind die besten Quellen benutzt, z. B. Collignon und Furtwängler. So ist die Zahl der für den Nichtfachmann neuen Abbildungen sehr stattlich und konnte füglich nicht gut größer sein, wenn der Text nicht durch die Überfülle erdrückt werden sollte. Acht herrliche, meist farbige Tafeln sind eingefügt, auf einer Doppeltafel die Rekonstruktion des Heiligen Bezirks von Delphi in der Rekonstruktion von A. Tournaire mit Grundriß und Erklärung, mit deren Hilfe man sich auf dem fast überladenen Bilde doch zurechtfinden kann. Auch die beiden angehängten Karten von Griechenland und Athen erfüllen ihren Zweck. Die Ausstattung in Druck und Einband ist mustergültig.

Das schöne und verhältnismäßig billige Buch ist also eine wertvolle Gabe für jeden klassisch Gebildeten, aber auch andere Vorgebildete können es, da überall Übersetzungen geboten werden, wohl verstehen und werden am Ende bei einiger Vorurteilslosigkeit Achtung bekommen vor der 'hellenischen Kultur' und den Zielen, die sich das Gymnasium gesteckt hat und die es nie aus den Augen verlieren darf, wenn es sich behaupten will. Zur Unterstützung des griechischen Unterrichts tragen solche Bücher jedenfalls viel bei, man soll sie kaufen, lesen und Freunden wie Gegnern zum Studium empfehlen.

Hannover. F. Fügner.

---

1) N. Wecklein, Euripides, Iphigenie im Taurierland. Für den Schulgebrauch erklärt. Dritte Auflage. Leipzig 1904, B. G. Teubner. IV u. 135 S. 8. 1,50 *M*.

Ein um die griechischen Tragiker hochverdienter Mann legt hier ein bewährtes Schulbuch in neuer Auflage vor. Da werden Verf. und Buch es wohl vertragen, wenn ich im folgenden einige Ausstellungen mache.

Ich will zuerst von den Anmerkungen reden. S. 42 *βοὺς* ist ein Druckfehler. — S. 26 ist Meisterhans Gramm. der att. Inschr. in zweiter Auflage angeführt, seit 1900 haben wir die dritte. Hätte W. diese benutzt, würde seine Bemerkung zu V. 34 „*ἱέρεα* ist die att. Form f. *ἱέρεια*“ nicht so apodiktisch lauten; vgl. Meisterhans S. 44, 15: „In einigen Fällen dauert das Schwanken fort bis in die Kaiserzeit, so bei *ἱέρε(ι)α*“, S. 40 A. 222: „Die gewöhnliche Orthographie *ἱέρεια* . . . Die Form *ἱέρεα* läßt sich allerdings auch mit W. Schulze q. e. S. 489 auf *ἱερῆϝα* zurückführen“. In der Tat schreibt Reiter in seiner Ausgabe der Iphigenie in Tauris durchweg *ἱερέα*. — Nicht selten sind Stellen aus lateinischen oder französischen Kommentaren zur Iphigenie im Wortlaut angegeben (z. B. S. 118 und 112); aber was sind dem Schüler Namen wie Hermann, Markland, Weil, und die Stellen selbst sind meist so wenig kanonisch, daß ihr Inhalt besser deutsch

angegeben werden konnte. — Anmerkungen wie zu V. 95 „εἴ ist bei σύ nicht nötig“, V. 319 „βάλλοντες, αὐτούς“ sind für den Primaner überflüssig, dagegen wird er der Angabe zu 272 „Διοσκόρω, Διοσκόροιν ist die gewöhnliche Form; die Form Διόσκουροι ist durch Umdeutung des Namens (κοῦροι Διός..) entstanden“ ratlos gegenüberstehen. Was heißt denn Διόσκοροι ursprünglich? Und über die Priorität von Διόσκοροι vor Διόσκουροι spricht sich Meisterhans [3] S. 27, 23 sehr reserviert aus.

Ich komme jetzt zum Text. Ich erkenne von vornherein an, daß W. im allgemeinen in der Texteskonstitution vorsichtig ist, so vorsichtig, daß er z. B. 1215 im Text πρὸ ναῶν hat, im Anhang vorschlägt „vielleicht 'πὶ ναῷ“, was Reiter schon 1902 aufgenommen hat. Aber wer wollte der mangelhaften Textesüberlieferung gegenüber nicht bekennen: nec dubitamus multa esse, quae et nos praeterierint. Homines enim sumus et occupati officiis subsicivisque temporibus ista curamus (Plin. n. h. I praef.). Doch zur Sache. V. 232 wird τότε βρέφος ἔτι νέον, ἔτι θάλος geschrieben für ἔτι βρέφος, ἔτι νέον, ἔτι θάλος „sowohl des Sinnes als des Versmaßes halber“. Beides ist mir unverständlich. — 234 ἐν χερσὶν ματρὸς πρὸς στέρνοις τ' wird τ' als „ungehörig“ weggelassen. Ich halte es für durchaus notwendig. — 294 μιμήματα ist ganz matt, Naucks μυκήματα ist untadlig. — 477 κοὐδέν' οἶδ' οὐδεὶς σκοπόν ist besser als Weckleins κοὐδὲν οἶδ' οὐδεὶς σαφῶς. Übrigens ist die Berufung auf V. 687 wohl ein Irrtum. — 559 ist Blomfields ἀντιτιμωρούμενος allen andern Vorschlägen vorzuziehen. — 573. 574 ἓν δὲ λυπεῖται παθών, ὅτε.. ὄλωλεν kann ich nicht besser finden als Reiters ἓν δ. λ. μόνον ὅς.. ὄλωλεν. Die Bemerkung „παθὼν soll das folgende ὅτε erklären“ überzeugt nicht. — 604 für πέμψει γὰρ Ἄργος schreibt W. οἴσει γ. Ἄ. mit Berufung auf 733 εἰς Ἄργος φέρειν. Einen Beweis, daß φέρω so gebraucht werden kann, brauchen wir nicht, aber da Luc. amor. c. 47 bei der Anführung der Verse 603—605 πέμψω hat, so ist zu folgern, daß bei Euripides πέμψει stand. — 697 ist vielleicht μνήμη τ' ἐμοῦ γένοιτ' ἂν statt ὄνομα κ. τ. λ. zu lesen. — 796 Marklands ὅμως σ' ἀπίστῳ περιβαλὼν βραχίονι ist tiefer empfunden als Madvigs ὅ. σε πιστῷ.. — 834 τηλύγετον hat W. aus 828 entfernt und hier statt τό δέ τι eingesetzt, außerdem σ' nach βρέφος eingefügt. Etwas gewaltsam. Dasselbe muß in bezug auf 837. 838 gesagt werden, doch kommt man hier ohne Gewaltsamkeit nicht durch, wie auch 895—897. — 908 καιρόν τ' ἀφέντας ἡδονῆς ἀπαμπλακεῖν ist nur dem Sinn nach richtig. — 935 Weckleins Änderung αἱματηρὸν πνεῦμ' ziehe ich wegen ἐπεμβάλλειν die alte Lesart αἱματηρὰ στόμι' vor. — 942 Weils ἠλαυνόμεσθα φυγάδες ἐμμανῆ πόδα will Wecklein rechtfertigen durch ἐμβαίνειν πόδα und πόδα παρθένιον. Ein jungfräulicher Fuß Beweis für einen verrückten Fuß! Auch war

die Folge sofort die Änderung in 943 ἔστ' εἰς und δή μ'. — 957 μεταστενάζων für μέγα στενάζων, doch paßt der ganze Vers hier nicht, Reiter klammert ihn mit Recht ein. — 980 warum ἂν durch ἦν ersetzt wird, ist mir unerfindlich. — 1154. 1168. 1300. 1329 ist τῶν ξένων in τοῖν ξένοιν geändert, ich glaube ohne Grund. 1300 ist doch Iphigenie mitgemeint, und 1315 steht auch der plur. σὺν τοῖς ξένοισιν.

Um mich kurz zu fassen, auch V. 1010. 1042. 1047. 1268. 1380. 1386 erregt mir Wechleins Text schwere Bedenken, noch schwerere aber die Fülle von Vermutungen, die im kritischen Anhang ausgestreut ist. V. 1031 werden sogar für σαῖσι μανίαις gleich zwei Vorschläge gemacht: σαῖς ἄλαισι oder μάταισι. Der Zusammenhang rechtfertigt μανίαις vollkommen.

Auf einen Punkt möchte ich noch hinweisen, die Orthographie. Die ist natürlich bei dem Verf. der Curae epigraphicae in guten Händen. Nur auf die eine Form ἵσατο (946) will ich aufmerksam machen. Glaubt W. wirklich, diese durch ἷζε und ἐγκαθίσατο rechtfertigen zu können? καθίζω bildet einen aor. act. u. med. aber ἵζω nur pr. u. impf.

2) Angelus Taccone, Sophoclis tragoediarum locos melicos e novissimorum de Graecorum poetarum metris scriptorum disciplina descripsit, de antistrophica responsione et de locis vel dubia vel certa vexatis corruptela disseruit. Torino 1905, Carlo Clausen. Folio. (Accademia reale delle scienze di Torino.) S. 151—221.

Trotz des langen Titels erfahren wir nirgends, daß nur drei Dramen des Sophokles hier besprochen werden, Aias S. 151—172, Electra 173—200, Oedipus Rex S. 200—221. Wir werden also wohl noch einen zweiten Teil über uns ergehen lassen müssen.

Nur die eigentlich melischen Stücke behandelt T., keine anapästischen, so daß z. B. im Aias von der Parodos des Chores (V. 134—200) nur der letzte Teil (179—200) dem Leser vorgelegt wird. Die novissimi de Graecorum poetarum metris scriptores, denen T. folgt, sind H. Gleditsch, Die Kantika der Sophokleischen Tragödien nach ihrem rhythmischen Bau besprochen. Zweite Bearbeitung. Wien 1883, Masqueray, Traité de métrique grecque, Paris, Klincksieck 1899, Joh. Luthmer, De choriambo et ionico a minore diiambi loco positis (Dissertationes philologae Argentoratenses vol. VIII), Fr. Blaß ed. Bacchylides, praef., von dem er die Bezeichnungen τὸ κατ' ἐνόπλιον εἶδος (früher Daktylo-Epitriten) und τὸ κατὰ βακχεῖον εἶδος (früher Logaöden) übernommen hat. Das sind alles Schriften, die nicht gerade zu den letzten Tagesneuigkeiten gehören und die den deutschen Herausgebern Sophokleischer Dramen natürlich auch bekannt waren. Vergleicht man aber irgend eine melische Partie bei T. mit Weckleins oder Muffs Ausgaben, so ist ein großer Unterschied wahrzunehmen. T. teilt z. B. Strophe und Antistrophe der Parodos

des Aias in vier Perioden statt der üblichen drei, das letzte Strophenpaar des dritten Stasimons in zwei statt der gewöhnlichen vier Perioden. Warum? fragt der naive Leser, der zunächst glaubt, die neue Theorie sei zu beweisen. 'In quatuor divisi periodos', 'e duabus constat periodis'. Das genügt.

T. verfährt nun regelmäßig so, daß er erst die jedesmalige melische Partie, so wie er sie konstruiert hat, griechisch abdrucken läßt, darauf folgt der conspectus metrorum, dann eine Art von metrischer Besprechung, endlich die textkritische Begründung. Letztere hätte T. an die erste Stelle rücken, auch weniger stiefmütterlich behandeln sollen. So rühmt er sich S. 154 'lectiones, quas locis vexatis probavi, codicum verba magis referunt quam quas ceteri philologi secuti sunt'. Ob er ein Recht hat, darauf stolz zu sein? Greifen wir einige Sätze seiner philologischen Ausführungen heraus. 'In V. 176 cum libris *νίκας ἀκάρπωτον χάριν* lego'. So liest schon Wecklein [3], München 1894. 'In V. 177 codicum *ψευσθεῖσα δώροις* servo, cum non pauci huic lectioni Stephani correctionem *ψευσθεῖσ' ἀδώροις* praeposuerint'. Altmodischen Leuten würden die non pauci zu denken gegeben haben. 'In V. 1199 si *κεῖνος*, quod r codex exhibet, pro *ἐκεῖνος*, quod in reliquis exstat, restituimus, hoc assequimur, ut in antistropha librorum lectionem *καὶ πρὶν μὲν ἐννυχίου* servemus, quae ut corrigatur, ne corrumpatur dicam, nihil est quod requirat'. Wie rückständig sind doch die deutschen Gelehrten, welche hier *ἢ κεῖνος* und *αἰὲν νυχίου* einmütig schreiben! Kurz, man erhält bei T. ganz den Eindruck, als sollte eine vorher gefaßte metrische Theorie nachträglich philologisch gerechtfertigt werden.

An Druckfehlern habe ich bemerkt S. 153 palidonica statt palinodica, S. 154 receperint statt receperunt.

Liegnitz. Wilh. Gemoll.

---

1) Molière, Les Précieuses ridicules, erklärt von H. Fritsche. Zweite Auflage, durchgesehen von J. Hengesbach. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. Text 73 S., Anmerkungen 24 S. geb. 1,20 *M*.

Die bewährte Ausgabe von Fritsche ist von dem Herausgeber sorgfältig durchgesehen worden unter Benutzung der seit dem ersten Erscheinen veröffentlichten Litteratur; der Text ist unverkürzt nach dem von Despois wiederholten Originaltext von 1660 gegeben, geringe Abweichungen sind in den Noten erwähnt. Eine ausführliche Einleitung gibt Auskunft über die Entstehung und Verbreitung des Preziösentums, seine Beeinflussung durch das Italienische, seine Pflege im Hôtel Rambouillet, seine Verdienste um Bereicherung der Sprache, Verbesserung des Stils und der geselligen Formen und seine Entartung. Darauf wird Molières Stellungnahme zu demselben, die Entstehung seines Stückes, das Verhältnis desselben zu der vollendeten Sittenkomödie Les femmes

savantes und die Aufnahme desselben beim Publikum besprochen. Recht erwünscht sind auch die genauen Angaben über die Namen der im Stücke auftretenden Personen. So erfahren wir, daß der Name Cathos auch Catau geschrieben und ebenso gesprochen wurde; danach ist die Angabe im Wörterbuch von Sachs zu berichtigen. Die Anmerkungen sind eingehend und berücksichtigen gleichmäßig den Zusammenhang, die Phraseologie und Grammatik, ferner geben sie Aufklärung über damalige Sitten und Gebräuche, sowie über die mannigfachen Anspielungen.

Druckfehler im Text, Zeile 640 je vous en conjure . . que nous ayons quelque chose . . . dafür ist zu lesen oyions, eine seltene Form von ouïr; in den Anmerkungen zu 264 lies Martial IX 16, zu 389 lies Lieblingstropus, zu 453: Szene 12.

Erwähnung hätte verdient Polixène statt Polyxène 163, que = lorsque 582, on est instruite 327 und 470, encore si = wenn noch wenigstens, préface 33, d'abord = sofort 77, 93 und 138, encore un coup = noch einmal 126 und 182, voici bien du haut style 129, zu erklären nach Benecke II § 34 b (nicht etwa wegen bien!), s'en aller mit Infinitiv 285 war auch 133 und 525 zu erwähnen, das dem zweiten Imperativ vorgesetzte Pronomen 152 und 628, d'abord que 284, il ne fait que mit Infinitiv ohne de 564 findet sich auch 676, où = auquel 81, à leur défaut = da sie fehlen, nicht da sind 752, die Stellung des Pronomens in qui se doit faire 109, Que me vient conter celle-ci? 95, il m'en doit bien souvenir 596 u. ö., das familiäre dépêchez = rasch, schnell! 719. Nous mènerions promener ces dames hors des portes ohne se 615 vgl. Benecke II § 73.

2) P. Corneille, Le Cid, herausgegeben und erklärt von Fr. Strehlke. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von Franz Meder. Berlin 1905, Weidmannsche Buchhandlung. Text 113 S., Anmerkungen 25 S. geb. 1,40 ℳ.

Der Herausgeber hat die vor 28 Jahren von Strehlke veröffentlichte Ausgabe des Cid gemäß den veränderten Grundsätzen der Schriftstellererklärung umgearbeitet. Eine ausführliche Einleitung S. 5—39 gibt nähere Auskunft über Corneilles Leben und Werke, über die Entwicklung der französischen Tragödie bis Corneille und über Corneilles Cid, daran schließt sich eine kurze Belehrung über das Versmaß. Die Anmerkungen sind kurz und bündig, ohne philologisches Beiwerk. Auf die oft geschmacklosen und unnatürlichen Gedanken und Wendungen wird an den betreffenden Stellen hingewiesen und der Mangel an wahrer Empfindung aufgedeckt. Lessings Besprechung in der Hamburgischen Dramaturgie wird zu Vers 226 erwähnt. Daß das s am Ende spanischer Eigennamen gesprochen wird, mußte hervorgehoben werden. Auch verdiente wohl eine Besprechung tant que mit Subjonctif 994, choisis qui tu voudras 1431, quand il en fait 222, ne ohne pas 1518 (1800), d'un côté nach einer Seite 166 und

1701, das in mehrfacher Beziehung merkwürdige vienne qui voudra komme was will 591, où = auquel 791 cf. 289. 826. 1647. 1693, en vain 469 und 1009 und peut-être 573 am Anfang des Satzes ohne Inversion; Et que dois-je espérer qu'un tourment éternel 807 ist übersetzt, aber nicht erklärt. — In den Anmerkungen lies zu 341 déçu, 226 jetzt, 397 débarrasser.

Herford i. W. Ernst Meyer.

Theodor Mommsen, Reden und Aufsätze. Zweiter, unveränderter Abdruck. Mit 2 Bildnissen. Berlin 1905. Weidmannsche Buchhandlung. VI u. 479 S. 8. 8 ℳ.

Ein köstliches Vermächtnis, den edlen, reifen Firnewein Mommsenscher Altersweisheit in dem goldnen Becher seiner Meistersprache reicht hier der Herausgeber Otto Hirschfeld und die Weidmannsche Buchhandlung den Zeitgenossen. Lebensvoller noch als die trefflichen Bildnisse, die den Band schmücken und uns den großen Gelehrten im Beginn seines Mannesalters und als immer noch geistsprühenden 80jährigen Greis, wie ihn das Berliner Volk oft genug auf der Charlottenburger Straßenbahn sehen konnte, vergegenwärtigen, rufen seine gesammelten Reden den unvergeßlichen Mann in unser Gedächtnis zurück und lassen ihn in seiner herben, aber hinreißenden Eigenart vor unserm Auge wiedererstehen.

Während in Mommsens gleichzeitig erschienenen gesammelten Schriften der Fachgelehrte zu Worte kommt, sind in dem vorliegenden Bande die akademischen Fest- und Gedenkreden, einige volkstümliche Vorträge und ein paar Aufsätze populär-wissenschaftlichen, biographisch-persönlichen und endlich politischen Charakters gesammelt. Die Sammlung, die sich somit an alle Gebildeten der Nation wendet, bringt uns in hervorragendem Sinne den genialen Gelehrten als Menschen nahe, und indem sie Erzeugnisse seiner Feder aus dem Zeitraum eines reichlichen halben Jahrhunderts (von 1848—1901) bringt, bietet sie die wertvollste Quelle für die Darstellung seines innern Lebens.

An verschiedenen Stellen des Buches verstreut finden wir Aufsätze und Vorträge, in denen Mommsen wissenschaftliche Gegenstände in volkstümlicher Form behandelt. Mit der ihm eigenen stolzen Bescheidenheit verläßt er in diesen Essays nur selten das Gebiet der römischen Geschichte, das er als Meister souverän beherrscht. Und da die Zeit der römischen Republik schon früh durch ihn ihre monumental abschließende Darstellung gefunden hatte, so wählte er zu solchen Skizzen gern das Gebiet der römischen Kaisergeschichte.

Das glänzende Darstellungstalent, das Mommsen eigen war und ihn vor allen andern zur Popularisierung gelehrter Forschung befähigte, zeigt er auch hier, und die deutsche Lateinschule wird wohltun, diese genialen Skizzen im Sprach- und Geschichtsunter-

richt frei zu verwerten. Es ist schwer, aus der Fülle des Gebotenen etwas besonders hervorzuheben, da alles das Gepräge des Meisters trägt. Mögen die geistreichen politischen Kommentare zu Horaz, die Charakteristik der Germania des Tacitus die klassischen Philologen besonders erfreuen, den Historiker werden die virtuos ausgemalten kulturgeschichtlichen Genrebilder ergötzen, in denen Mommsen ein farbenreiches Bild des sich mählich romanisierenden Westgotenhofes von Tolosa unter Eurich entwirft, oder ein Fest der römischen Ackerbrüder unter Caligula zeichnet, das die seltsamste Vermischung uralter einfältiger Sitten mit dem raffinierten Luxus der verderbten Aristokratie des kaiserlichen Roms zeigt.

Eine zweite Gruppe der Reden und Aufsätze ist den wichtigen Fragen der Gelehrtenbildung und der wissenschaftlichen Organisation gewidmet. Für die Kreise dieser Zeitschrift wird darin besonders interessant sein die Auslassung über das Geschichtsstudium, wo der große Universitätslehrer dem übertriebenen methodischen Drill der Historiker entgegentritt und den höchsten Wert auf gründliche Kenntnis der Sprache und des Rechts der Epoche legt, während die Theorie der Geschichtskunde eigentlich nicht lehrbar sei.

Als der wichtigste Teil des Buches erscheint uns aber doch das, was in den Reden und Aufsätzen von Zeugnissen der politischen Entwicklung Mommsens niedergelegt ist. Manch ungeberdig pessimistisches Wort des jugendlich leidenschaftlichen Greises aus seinen letzten Lebenstagen klingt noch schrill in unsern Ohren. Da ist es von höchster Bedeutung, aus den ersten Quellen zu erfahren, wie tief und rein der Strom vaterländischen Gefühls durch die Adern des großen Mannes pulsierte. Auch in dem vorliegenden Buche findet sich manch herbes Urteil, manche heftige Anklage gegen die Politik der Gegenwart. Der Sohn der alten Generation, die an den weltbürgerlichen Stimmungen unserer klassischen Literatur genährt und in den trüben Zeiten politischer Reaktion, im Kampfe um konstitutionelle Freiheit groß geworden war, hat es im Innern niemals ganz verwunden, daß das neue deutsche Reich nicht allen Idealen entsprach, die die Jugend von 1848 einst in der Brust getragen hatte, und hat dem gesteigerten Nationalismus unserer Tage oft seinen flammenden Protest entgegengerufen. Aber es steht genug in unserm Buche, was solche herben Worte mildert, und überhaupt werden wir in den Stand gesetzt, die Entwicklung seines nationalpolitischen Denkens zu überschauen. Den Reigen eröffnet eine gleichzeitige Schilderung der Schlacht bei Schleswig am Ostertage 1848, die er als „journalistischer Schlachtenbummler“ verfaßte und in der er sein volles Herz den preußischen Befreiern seines Heimatlandes darbrachte. Daran schließt sich ein Sendschreiben des Landtagsabgeordneten an die Wahlmänner der Stadt Halle und des Saalkreises vom Jahre 1865, in dem der preußische Oppositionsmann

und alte Schleswig-Holsteiner die politische Notwendigkeit der Annexion seines Heimatlandes durch Preußen beredt befürwortet. Dann folgen eine große Anzahl akademischer Reden an nationalen Festtagen, in höchstem Grade merkwürdig durch die stolze Offenheit, mit der der Redner alles, was sein politisches Gemüt bewegte, an dieser Stelle zum Ausdruck bringt, ergreifend aber durch den hohen Nationalstolz, den sie atmen. Den Höhepunkt dieser nationalen Ansprachen bezeichnet wohl die wundervolle Gedächtnisrede auf die im Kriege gefallenen Studenten von 1875. Die zarte und männliche Huldigung des alten Kaisers Wilhelm in diesen Reden wiegt hundert urteilslose Lobreden auf. Zu beklagen ist nur, daß unter diesen nationalen Bekenntnissen der Aufruf vom August 1870 fehlt, den Mommsen auf Veranlassung der preußischen Regierung an die Italiener richtete, um sie vom Kampfe gegen Deutschland abzumahnen.

Alles in allem ist das Buch ein Hausschatz für alle gebildeten Deutschen, eine Bereicherung unserer klassischen Literatur, in deren Hallen Theodor Mommsen allezeit ein Ehrendenkmal verdient.

Brandenburg a. H. Otto Tschirch.

Eduard Heyck, Deutsche Geschichte, Volk, Staat, Kultur, geistiges Leben. Bielefeld, Leipzig, Berlin 1905, Velhagen und Klasing. Erste Abteilung[1]). 160 S. gr. 8. 3 *M.*

Ob und wie weit der Verfasser beim Plane seines Werkes an den Geschichtsunterricht der höheren Schulen gedacht hat, ist mir nicht bekannt. Hat ihm ein solcher Gedanke, wie ich vermute, ferngelegen, so wird er doch nichts dagegen haben, wenn hier im Hinblick auf den Leserkreis und die Aufgaben dieser Zeitschrift ein besonderes Gewicht gerade darauf gelegt wird, welchen Gewinn etwa der Geschichtsunterricht aus seinem Buche schöpfen könne. Im übrigen aber soll dieser Standpunkt, der allerdings die Gefahr einer einseitigen und ungerechten Beurteilung nahelegen könnte, uns nicht hindern, dem Werke auch objektiv nach seiner sonstigen Bedeutung gerecht zu werden.

Den Interessen des Geschichtsunterrichts verspricht Heycks Deutsche Geschichte, soweit ich auf Grund der vorliegenden ersten Abteilung urteilen kann, einen überaus großen Dienst zu leisten. Man weiß, mit welchen Schwierigkeiten von außen und innen der deutsche Geschichtsunterricht es zu tun hat: von außen, insofern wenigstens für das sogenannte humanistische Gymnasium eine rührige und angesehene Gruppe des Gymnasialvereins zugunsten der alten Geschichte eine bedenkliche Einschränkung der dem vaterländischen Geschichtsunterricht zur Verfügung stehenden

---

[1]) Das Werk soll in etwa 10 Abteilungen bis Ende 1906 vollständig sein; die 2. und 3. Abteilung sind inzwischen schon erschienen.

Zeit erstrebt; von innen, weil die didaktische Behandlung gewisser Abschnitte der deutschen Geschichte, zumal der mittelalterlichen, den Lehrer auf Schwierigkeiten führt, vor denen ihm auch eine rege Fühlung mit den Fortschritten und Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung nicht immer zu raten weiß. Denn gerade hier, im Unterrichtspensum der Unterprima, macht jeder Geschichtslehrer, der eine mehr, der andere weniger, die Erfahrung, daß unsere Universitätsprofessoren, mit Oskar Jäger zu reden, durch die didaktischen Fragen ihres Faches sich weder die Arbeit noch den Schlaf stören lassen. Daß die Geschichte des Mittelalters im Unterricht der Prima eine weitgehende Beschränkung und Sichtung vertragen kann und sogar erwünscht macht, darüber sind wir ja wohl alle einig. Aber wie das in der Praxis zu machen sei, was ausgeschieden, was gekürzt, was ausführlich behandelt werden soll, ferner und wichtiger, wie dem Schüler die mittelalterliche Welt mitsamt ihren Menschen, die uns selbst noch so manches ungelöste Rätsel aufgeben, anschaulich und verständlich gemacht werden könne, auf welche Weise ihm beispielsweise die bedeutsame Kulturentwicklung von den Zeiten Armins bis auf Karl den Großen auch nur einigermaßen klar zu machen sei, sodann welche Stellung der Unterricht zu so mancher wichtigen, aber noch immer umstrittenen Frage nehmen soll — diese und andere Schwierigkeiten begegnen dem Lehrer auf Schritt und Tritt und erschweren ihm seinen Weg. An didaktischen Winken und Ratschlägen zwar ist auch für solche Fälle kein Mangel, aber willkommener und ersprießlicher als alle Theorie ist es dem Wegsuchenden, wenn ein scharf- und feinsinniger Forscher, der durch die tausend Einzelfragen der wissenschaftlichen Diskussion hindurch den tiefen und großen Zusammenhang des geschichtlichen Werdens schaut, die Dinge und Menschen der Vergangenheit, wie sie vor seinem geistigen Auge leben, lebendig darzustellen weiß. Die Art, wie Eduard Heyck in der ersten, vielleicht schwierigsten Abteilung seiner Deutschen Geschichte diese Aufgabe angefaßt und gelöst hat, berechtigt zu der Erwartung, daß sein Werk nicht nur für unsere, des Geschichtsunterrichts, Interessen, sondern weit über unsere Kreise hinaus, für alle, die der vaterländischen Geschichte Interesse entgegenbringen, eine willkommene, ja epochemachende Erscheinung sein wird.

Durch den Zusatz des Titels — Volk, Staat, Kultur, geistiges Leben — bekennt das Buch sich zu der Geschichtsauffassung derjenigen Historiker, die den Hauptton nicht vorwiegend auf die politischen Ereignisse und Zustände, sondern mehr auf die sonstigen Erscheinungen und Lebensäußerungen, kurz auf das Kulturgeschichtliche legen. Doch kommt auch die politische Geschichte zu ihrem Recht, insofern sie, wie Heyck sagt, die Richtungslinie und das Gefäß für die Weiterbildung der Sprache, des Rechts und aller weiteren Kulturverhältnisse gibt — ein Satz, dessen

ein unter dem Ballast der politischen Geschichte des Mittelalters seufzender Fachgenosse gelegentlich sich erinnern mag.

Sehen wir den Inhalt der ersten Abteilung näher an, so finden wir als Einleitung einige Bemerkungen über das Land, den Schauplatz der deutschen Geschichte. Mehrere Verfasser deutscher Geschichten haben seltsamerweise auf geographische Vorbemerkungen verzichtet, vermutlich in der Meinung, daß dergleichen für ihre Leser überflüssig sei. Nun, auch Heyck setzt bei seinen Lesern geographische Kenntnisse voraus, die sie haben sollen, aber vielleicht, wofern sie in der Ära der 1892er Lehrpläne groß geworden sind, nicht haben. Auf etwa fünf Seiten entwirft er in starken Strichen den grundlegenden, d. h. geschichtemachenden Charakter des deutschen Bodens, die eigenartige Wechselwirkung seiner trennenden und vereinigenden Naturbedingungen, worin er die Ursache — richtiger doch wohl: eine Ursache — von so vielen Hemmungen und Widerständen in der nationalen Entwicklung unseres Volkes sieht, aber auch die Ursache von segensreicher Verlangsamung, Vermannigfaltung und vermehrter Kräfteausbildung. Er denkt hier einerseits an die Verteilung des ebenen Landes und der Gebirgslandschaften, die die westöstliche Trennung der deutschen Erde bewirkt hat, anderseits an die Ströme, die diese Trennung durchqueren und überwinden. „Von den Alpen herab strömt der Rhein und bahnt sich seinen Weg vom äußersten Süden des Deutschtums nach Norden zu den westlichsten Niederdeutschen. Prachtvolle Nebenflüsse des Rheins greifen nach seitwärts aus und geben der südnördlichen Verbindung, die er bildet, verstärkende Breite und Fülle. Weit in die Gebirgslande Oberdeutschlands hinauf reichen Weser und Elbe: Oder und Weichsel haben mit ihren Stromläufen wichtigste deutsche Völkerbewegungen gelenkt. All diese genannten Flüsse und Nebenflüsse, von Mosel und Neckar bis zu den großen Oströmen, verkünden dem Oberdeutschen, der ihre jungen Wasser davonwirbeln sieht, seinen eigenen Anteil an Nord- und Ostsee, die natürliche süddeutsche Schicksalsverbundenheit mit Niederdeutschland, und daß über die Häfen von Rotterdam, Bremen, Hamburg, Stettin auch sein Weg in die Welt hinaus, in den großen Wettbewerb der Nationen geht. Aber die deutsche Geographie ist nicht so einfach, daß sie uns Deutschen eine genügsame, leicht erfüllte geschichtliche Aufgabe, eine von Anfang an klarliegende, nur einseitige Richtung gegeben hätte. Aus Gebieten, wo seit alters werktätige Deutsche wohnen, strömen die Etsch zur Adria, die Rhone zum Tyrrhenermeer; auch mit ihren graugrünen Gebirgswassern sind deutsche Gedanken in die Ferne geeilt, und freudige deutsche Kaiser sind mit Erobererlat gefolgt". — Von der Donau lesen wir: „Sie ist von allen deutschen Flüssen der merkwürdigste, und insbesondere ist es ein wunderliches Spiel von sich lieben, nähern und necken, das zwischen

der jungen Donau und dem jungen Rhein geschieht; man könnte fast meinen, sie wollten in parodistischem Kinderspiel und geographischem Mummenschanz etliche Perioden deutscher Volksgeschichte vorwegnehmen". Die Sätze, die diesen poetisch-symbolischen, aber doch tiefernsten Gedanken erläutern, sind Perlen einer Schilderungskunst, die einem Friedrich Ratzel Ehre machen würde. Ich muß leider darauf verzichten, sie hier ganz abzudrucken, nur die Schlußbetrachtung sei noch angeführt: „So demütigt und übertrumpft „sie" „ihn", das wandernde Schwarzwaldkind den größten männlichen Strom. Sonst freilich meint sie's mit uns andern Deutschen nicht schlecht und hält's doch mit uns. Herrlichste Großtaten der Deutschen haben ihre Ufer gesehen, mit aller Romantik von Landschaft, Geschichte und epischer Poesie umgibt sie ihre Höhen von Passau bis Wien. Von Preßburg, wo das Deutschtum ihres Weges lückenhaft wird, sendet sie freundliche Botschaft, womit sie die March betraut, in die Mährische Pforte hinauf, um die Oder und die deutsche Ostsee zu grüßen, und immer noch wieder freut es sie, den Landmannnsfleiß versprengter deutscher Landsleute an ihrem Uferstrande zu grüßen. Und von der andern Seite wir Deutschen in der Heimat, schon in alten guten Zeiten und hoffentlich in Zukunft auch, haben sie zumeist ganz richtig begriffen, daß sie ob ihres Weges zum Schwarzen Meer doch alles eher als von uns vergessen und geschieden sein will und wir ihr nur mit Treue und dem richtigen Verständnis nachblicken sollen. — So will die Natur des deutschen Landes und hat es von je in unserer Geschichte gewollt, daß der Recke der deutschen Volkskraft Arbeit und Aufgabe genug für zwei gleich starke Arme habe und daß jeder seine beiden Hände für sich so fest fasse und so tüchtig schaffe, als sonst eines gewöhnlichen Mannes ganze Stärke vermag . . . Alle mittelalterliche und neuere deutsche Geschichte ist Wechselwirkung, gleichzeitige Vereinigung und Trennung, Versöhnung, Wiederabstoßung und abermalige Versöhnung von Rhein und Donau, Westnord und Südost; wir in der Gegenwart stehen mitten darin, und auch fernerhin wird keine Zukunft auf diese Doppelgestaltigkeit der Kräfteaufnahme und Kräfteanstrengung des Deutschtums leichtfertig verzichten dürfen".

Ich habe gleich hier den Verfasser ausgiebig zu Wort kommen lassen, um von seiner Art eine wirksame Probe zu geben. Die geographische Einleitung des Werkes gibt uns schon die Gewißheit, daß wir die Wanderung durch die deutsche Geschichte an der Hand eines Mannes antreten, der nicht nur fleißig in die Bücher gesehen, sondern auch Land und Leute mit warmem Herzen und offenen Augen angeschaut hat, und dem, auch wenn er von vergangenen Dingen spricht, die Gegenwart mit ihren Sorgen und Aufgaben nahegeht.

Über den Inhalt der folgenden Abschnitte darf ich mich kürzer fassen. Das erste Buch berichtet in zwei Teilen über die Vorgeschichte des Bodens und des Volkes. Die Umsicht und Gründlichkeit des Forschers bewährt sich hier in einer sorgfältigen Abwägung der prähistorischen Beweisstücke, nur ganz zweifelfreie Ergebnisse legt er seiner Schilderung der ältesten Zustände zugrunde. Diese Schilderung ist einfach und klar, sie verzichtet auf ein Vielerlei von Angaben, erleichtert dem Leser das Verständnis durch Vermeidung schwieriger, nur den Fachleuten geläufiger Ausdrücke und verschmäht es nicht, gelegentlich einen unvermeidlichen Fachausdruck, wie das Wort Diluvium, zu erklären, eine rühmliche Gepflogenheit, die manchem Bücherschreiber zur Nachahmung empfohlen werden kann; er würde seiner und seiner Leser Gelehrtheit damit nichts vergeben. In den Ausführungen über die Vorgeschichte des Volkes hat der Verfasser Gelegenheit, sich auch als gründlichen Sprachkenner zu erweisen, Auch stoßen wir hier gelegentlich auf eine Äußerung köstlichen Humors, z. B. wenn wir zu der bekannten Benennungsgeschichte des Pferdes lesen: „Es ist, als ob von Anfang an das edle Pferdewesen sich in fremdländischen Ausdrücken nicht habe genug tun können; die Ritter, dann die Sportsleute setzen das getreulich fort . . . Als im römischen Gallien eine tolle Wortbildung, paraveredus, — halb griechisch, halb gallisch und die Endung lateinisch — ein kaiserlich römisches Postbeipferd bezeichnete, da widerstanden die Deutschen so viel Schönheit nicht, und aus paraveredus wurde Pferd".

Die geschichtliche Wanderzeit bildet den Inhalt des folgenden Buches, das auf 80 Seiten zuerst die Angriffe der Römer, dann die Eroberung des Weströmischen Reiches durch die Germanen behandelt. Auch hier findet der Leser, selbst der mit den Quellenschriften vertraute, manchen Anlaß, sich der meisterhaften Art, wie die Vorgänge in ein neues Licht gerückt und gedeutet werden, zu freuen. So lesen wir im Anschluß an die tückische Behandlung der Kimbern durch Papirius Carbo: „Und so beginnt hier die römisch-germanische Kriegsgeschichte mit einer deutschen Vertrauensseligkeit und einer römischen Gemeinheit. Was auch später die Römerschriftsteller im Varusärger über deutsche Verräterei gesagt haben, es beseitigt doch nicht das immer gleiche Bild, das sich von Papirius Carbo im Jahre 113 und von Cäsar, Tiberius an bis zu den Grenzkriegen des 4. Jahrhunderts und bis zu Justinian darstellt. Auf der einen Seite ein Volk mit mancher Rauheit, mancher Grausamkeit, wie z. B. dem Opfern von Gefangenen, das aber nicht ohne weiteres aus Roheit entspringt, sondern den Göttern und uralt überlieferten, geheiligten Anschauungen geschuldet wird; ein Volk mit derben Unarten, aber keinen moralischen Defekten; tapfer, ehrlich, voll Wahrheit und Vertrauen, alles offen heraussagend und alles glaubend, wie edle

große Jungen; auch wenn sie zum Kampf schreiten, so soll es nach Recht und Sitte hergehen; wie im Rechtsgang zum Hundertthing, so laden sie den Gegner zur Schlacht und überlassen ihm, daß er Walstatt und Kampfzeit bestimme. Auf der andern Seite die Römer, in den Ränken und Überlistungen des Partei- und Erwerbslebens erwachsen, an die Ausbeutung des beherrschten Orbis gewöhnt, alle Nichtrömer als minderwertig, als foreigners, um eine moderne Parallele zu berühren, als Gegenstand jeglicher Rücksichtslosigkeit betrachtend, gegen fremde Redlichkeit hochfahrend, verächtlich-verständnislos".

Daß Heyck nach neueren Untersuchungen über den Ursprung der Teutonen diese als Kelten bezeichnet, hat mich nicht überzeugt. Nicht nur das ganz unkeltische Verhalten der Teutonenfrauen nach der Vernichtungsschlacht macht mir das Germanentum des Volkes zweifellos, sondern auch die ebenso einwandfreie Überlieferung, daß Marius bei der ersten Annäherung der Teutonen einen Kampf vermied, um sein Heer an den Anblick der fremden Männer zu gewöhnen; wären die Fremdlinge Kelten gewesen, so hätte es einer solchen Gewöhnung nicht bedurft, und das ohnehin schon bedenkliche Zaudern des Marius während des Vorbeimarsches der Teutonen an seinem ersten Lager würde vollends ganz unverständlich. — An anderen Stellen zeigt der Verfasser gegenüber den Ergebnissen neuerer Untersuchungen sich zurückhaltender: „Über den Ort der Varusschlacht pflegen alljährlich einige Abhandlungen das Licht der Welt zu erblicken, ihre Gesamtmenge beläuft sich in die dreistelligen Zahlen, und meistens sind natürlich die Verfasser von der Richtigkeit ihrer Bestimmungen fest überzeugt. Es ist entmutigend für die jemalige Lösung dieser Frage, daß auch der kühle Scharfsinn eines Theodor Mommsen mit seiner Ortsbestimmung berechtigten Einwänden nicht vorzubeugen vermocht hat".

Nicht übergehen möchte ich in diesem Zusammenhang das schöne Wort, das die Erzählung vom tragischen Untergang Armins schließt: „Da er tot, den Kämpfen der Interessen, den beharrenden Widerständen, den Parteien und Meinungsverschiedenheiten entrückt war, da stieg das Hohe seines Andenkens, die Größe seines Vollbringens, die wahrhafte Tragik seines Unterliegens ergreifend und leuchtend empor. Unser Volk kann in kleine Zeiten verfallen, aber dann klammert es sich mit erwachendem Sehnen an die Erinnerung seiner großen Tage und erhebt sich dadurch wieder".

Die Art, wie Heyck aus der vielverschlungenen Geschichte der germanischen Wanderungen die wichtigsten Züge hervorhebt, in das Wirrnis der Ereignisse und Berichte Ordnung und Zusammenhang bringt, verrät den seiner Sache gewissen Führer. Unter vielem andern, was in dieser Hinsicht als wohlgelungen zu rühmen wäre, ist die auf etwa vier Seiten zusammengedrängte

Geschichte Alarichs ein mustergültiges, in unserm Sinne vorbildliches Beispiel einer bis auf den Grund der Dinge gehenden, zugleich aber doch einfachen und klaren Darstellung. Alarich wird als der erste Germane eingeführt, der nicht länger ertragen mochte, was seit Jahrhunderten die ins Reich aufgenommenen Germanen ertragen und sogar gesucht hatten: unter den Fremden nach deren Vorschriften zu sitzen und ihnen zu dienen, anstatt die deutsche Volkskraft zur Begründung eigener Reiche aufzuraffen. Den oft gehörten Vorwurf, er habe auf seiner ersten Eroberungsreise durch Griechenland die letzte Blüte des Heidentums, die Stadt Athen, zerstört und dort als „Wandale“ gehaust, weist Heyck mit guten Gründen als gedankenlose Wiederholung eines zur Renaissancezeit erfundenen Märchens zurück: zu Taten, wie sie die Armee Ludwigs des XIV. am Rhein verübt habe, gehöre ein herostratischer Neid und die Sprengttechnik zivilisierter Zerstörungswut, was beides den Goten gefehlt habe. „Noch stand — als Alarich vor Athen kam — die Stadt in alter Schöne, ob auch die Tempel geschlossen worden waren; noch dauerte die Universität, an der die Neuplatoniker und Aristoteliker ihre Tätigkeit, wiederaufgenommen hatten, und die erst Justinian endgültig wieder aufhob; unentweiht ragte die Burg mit ihrem Parthenon, die Pallas Athene des Phidias aus Gold und Elfenbein stand noch im Heiligtum, und noch immer sah der Schiffer am Vorgebirge Sunion die Sonne von Hellas auf der Lanze der Athene Promachos auf der Akropolis leuchten. Alarich hat an alles das nicht gerührt; erst ein römischer Beamter hat die Goldelfenbeinstatue, von der alle Welt erzählte, wenn von Athen die Rede war, schnöde herabgeholt. Ja, die Zeitgenossen wußten sich die Zurückhaltung Alarichs gegen die Stadt, die ihre Tore geöffnet hatte, nur durch ein Wunder zu erklären, in welchem ein tiefer und schöner Sinn liegen könnte: Pallas Athene und Achill, so erzählt Zosimus, seien dem Barbaren auf den Mauern erschienen, und da sei er ehrfurchtsvoll davongezogen“.

In dieser Stelle tritt eine beachtenswerte Eigenart des Verfassers hervor: er liebt es, Vorgänge und Zustände durch treffende, geistvolle, bisweilen auch ironisch gefärbte Anspielungen auf spätere Jahrhunderte und auf die Gegenwart zu beleuchten, ein gutes Mittel, den Leser anzuregen, wofern es mit weiser Sparsamkeit angewandt wird. Auch hierin kann Heycks Darstellungskunst als vorbildlich bezeichnet werden. Ein besonders auffallendes Beispiel dieser Art steht in der Geschichte der Plünderung Roms durch die Wandalen: „Ob Geiserich seinen Leuten auf wandalisch gesagt hat „Enrichissez-vous!“, wie in demselben Italien Napoleon Bonaparte seinen Generälen, wissen wir nicht; jedenfalls hat er für den gallischen Cäsar in kleinerem Maße ein Vorbild geschaffen, wie man mit Kunstschätzen und Kostbarkeiten anderer Völker seine Hauptstadt schmücken könne“.

Am ausführlichsten wird unter den ostgermanischen Wandervölkern die Geschichte der Ostgoten behandelt: Theoderichs dualistische Stellung als König der Goten und als Patricius für die Römer, seine weder den Unterworfenen, noch den Eroberern zuträgliche Versöhnungspolitik, der unglückliche Ausgang seiner eigenen Regierung und endlich, als dessen tragische Folge, auch der Untergang seines hochbegabten Volkes. Von den Westgermanen beanspruchen, ihrer geschichtlichen Stellung entsprechend, die Alemannen und Franken das größte Interesse. Die durch manchen neuen, überraschenden Zug belebte Geschichte der Alemannen bildet den Schluß des zweiten, der Wanderzeit gewidmeten Buches, während die ältere Geschichte der Franken, als der Führer in die deutsche Zukunft, erst im vierten Buche, im Zusammenhang mit der von ihnen durchgeführten Reichsgründung erzählt werden soll.

Das dritte Buch, das fertig vorliegt, schildert gewissermaßen als Ergänzung zu der vorhergehenden, die politische Geschichte vorweggreifenden Darstellung die Kulturzustände der alten Deutschen. Namen, Volksart, Familie und Sippe, Hundertschaft und Völkerschaft, Adel, Fürstentum und Königtum, Bünde und Großvölker, Arbeit, Wirtschaft und Häuslichkeit, Geselligkeit und Krieg — das sind die Zustände, die uns in diesem Buche mit meisterhafter Kunst in einer Reihe anschaulicher, fesselnder Bilder geschildert werden. Wem je der Kopf geschwirrt hat bei dem Versuche, auf diesem an Hypothesen und Zweifeln überreichen Gebiet zu einiger Klarheit vorzudringen, der wird dem Verfasser Dank wissen für die bündige Behandlung dieser Dinge, die an wirkungsvoller Anschaulichkeit von keinem seiner Vorgänger übertroffen wird und jedenfalls dem Geschichtslehrer unter allen Hilfsmitteln, die ihm zu Gebote stehen, den besten Dienst zu leisten vermag. Das erreicht er nicht zuletzt dadurch, daß er solche Probleme, mit denen, wie man zu sagen pflegt, gar nichts anzufangen ist, und die nur als Spielball für gelehrte Konjekturen Bedeutung haben, kurzer Hand abweist. Man lese nur, was er über die Ethnogonie der Ingwäonen, Istwäonen und Erminonen sagt, die sich noch immer in den Geschichtsbüchern breit macht: „Von derartigen Leistungen grübelnder Deutscher der Vorzeit wüßte man kaum etwas, hätten nicht Plinius und Tacitus davon erfahren, freilich ohne daß beide was Rechtes damit anzufangen wußten. Diese Ethnogonie ist in der Tat kein Spiegelbild irgend welcher für die Römer noch für uns erfaßbarer Vorgänge oder Sachlagen. Sie wird es auch nicht, wenn sich ähnliche Spintisierer im frühen Mittelalter die Mühe geben, sie zu erweitern und zu verbessern. Die modernen Bemühungen, sie geschichtlich auszudeuten, sind abzulehnen, da sie nur bei unvollständiger Kenntnis der altgermanischen Völker- und Verfassungsentwicklung sich einen Anschein von Methode vortäuschen können“.

Die mit sicherer Kritik durchgeführte Abweisung unfruchtbarer Hypothesen ist eine wichtige Voraussetzung für die plastische Wirkung der von Heyck entworfenen kulturgeschichtlichen Skizzen; gefördert wird diese Wirkung durch eine umfassende Kenntnis der Quellen und eine große Fertigkeit, die alte Überlieferung zu deuten. Überdies hat der Verfasser für diesen Teil seines Werkes eine Quelle angebohrt und verwertet, von deren Vorhandensein man sonst in Geschichtswerken nur selten etwas zu spüren pflegt: die Gegenwart. Dieses auf den ersten Blick befremdende Verfahren begründet er so: „Land und Leute der deutschen Gegenwart zu kennen, ist die Vorbedingung, um die Zustände der alten Deutschen nicht festzustellen, aber zu verstehen. Das Heute ist niemals das Damals mehr, auch auf dem Lande bei dem Bauern nicht; es ist sehr vieles hinzu- und hinweggekommen, nicht bloß äußerlich, auch im Kern. Die alte Zeit war sehr viel rotbackiger in der ganzen Lebensführung; wo sich heute ein Dutzend hineinschicken müssen, da wurde es damals schon dem einzelnen zu eng. Und während seitdem eine vielverästelte Daseins- und Arbeitsteilung eingetreten ist, gehören damals alle freien Männer, sie mögen sonst sein und anstreben, was sie wollen, einer und derselben ackerbauenden Kultur und einer erst wenig durchkreuzten Gleichförmigkeit sozialer Lebensführung an".

Von der Schilderung deutscher Volksart mögen die ersten Sätze über die Treue und den Freiheitssinn der Germanen eine Probe geben: „Die Treue hat darum eine überaus wichtige Bedeutung für die deutsche Geschichte erlangt, weil sie die geeignetste und wertvollste Überwindungsform der dem Deutschen am meisten angeborenen Eigenschaft, des Selbsttums oder Individualismus, war. Zeigen die Deutschen, vom Volksganzen gesprochen, viele Züge der Selbstlosigkeit, am deutlichsten den der nationalen Bescheidenheit, so waren sie desto selbstischer in ihrem Persönlichkeitsstolz und ihrem Eigenwillen. Ihr nationales Schlagwort fällt in diese Richtung, das ist die Freiheit. Zu allen Zeiten ist von ihr geredet worden, und zu allen Zeiten hat dies Wort am meisten gezündet. Von der gegen die Römer und gegen Marbod zu verteidigenden Freiheit sprach Armin; indem der Name der Franken, die an die Führung aller gelangt waren, zu einem Eigenschaftswort wurde, verband man mit „frank" alsbald die Bedeutung „frei". Gemeinfrei, sempenfrei, Freiherr, Freischöffe waren stolze Worte des Mittelalters. Und wie schlug das Wort, obwohl es ganz anders gemeint war, in die Seelen, als Luther von der Freiheit des Christenmenschen schrieb! Als deutsche Libertät bewachten die Reichsstände des Alamodezeitalters eifersüchtig ihre absolutistische Landesherrlichkeit, und vor allem dem Worte, in dessen Namen sie auftraten, verdankten die Freiheitsmänner des 19. Jahrhunderts die sie umjubelnde Popularität. Die Freiheit ist das großgeschriebene Hauptwort alles Volks-

tums, und niemals versagt es seinen Zauber ... In der Freiheit wurzeln all die demokratischen Urformen der deutschen Verfassung; aber auch die deutsche Rechthaberei, der leidige Zustand, daß zwar der einzelne in seinen Dingen sich gut oder leidlich berät, daß aber die gemeinsame Beschlußfassung im Vollwort oft so bedenklich abfällt und guter Rat, wie das Sprichwort sagt, nachkommt. Hier wurzelt die deutsche Zerspaltenheit gegen den nationalen Feind, der Partikularismus und die Vereinstümelei, das ganze mühsame und vielgehemmte Weitergelangen der nationalen Entwicklung von kleineren zu größeren politischen Formen".

Die Beurteilung des Werkes gab uns mehrmals Grund, die Anschaulichkeit der Darstellung als besondern Vorzug zu rühmen. Diesen Vorzug noch zu verstärken, ist das Werk mit einer großen Zahl von Illustrationen ausgestattet, die erste Abteilung mit nahezu hundert. Deren Auswahl ist durchgehends zu loben; jedoch vermisse ich, beiläufig gesagt, eine Abbildung der Mark-Aurelssäule oder wenigstens einige ihrer Reliefs, etwa die bei Furtwängler und Urlichs veröffentlichte Hinrichtungsszene oder den gut erhaltenen Kopf des gefangenen Germanenfürsten, dessen Wiedergabe sich schon deshalb empfohlen hätte, weil wir hier zum Unterschied von mancher Schablonenarbeit zweifellos ein germanisches Porträt vor uns haben. Im übrigen regen die Illustrationen wegen ihrer sorgfältigen Ausführung zu eingehender Betrachtung an, und besonders freut es mich, einige Bilder, mit denen früher andere Werke desselben Verlags in einer weniger anerkennenswerten Weise ausgestattet wurden — z. B. die sogenannte Thusnelda — in würdiger und verbesserter Ausführung zu finden. Willkommen wäre schließlich bei mancher Abbildung eine Angabe der natürlichen Größe.

Köln a. Rh. Johannes Kreutzer.

---

1) R. Hassenkamp, Zusammenfassende Geschichtswiederholungen für Prima. Zweite, durchgesehene Auflage, besorgt von K. Schrader. Düren 1905, W. Solinus. 49 S. gr. 8. 0,75 *M.*

Die zusammenfassenden Geschichtswiederholungen für Prima beschäftigen sich, um zunächst den Umfang des behandelten Stoffes zu bestimmen, dem Pensum und der geschichtlichen Reifeprüfung gemäß hauptsächlich mit der preußischen und deutschen Geschichte, außerdem aber auch mit den außerdeutschen Verhältnissen von weltgeschichtlicher Bedeutung. Sie verzichten freilich auf Vollständigkeit. Es fehlen z. B. der Aufbau der schwedischen Großmacht, der Aufbau und Verfall der spanischen Monarchie, die orientalische Frage, die englische Geschichte, obgleich England im spanischen Erbfolgekriege, in den schlesischen Kriegen und zur Zeit der Koalitionskriege gegen Frankreich wiederholt bedeutsam in die Entwickelung der deutschen Verhältnisse eingegriffen hat. Die römische Kaisergeschichte, die doch auch zum Pensum

der Prima, wenigstens in Preußen, gehört und aus der an preußischen Gymnasien, wie überhaupt aus der griechischen und römischen Geschichte, in der Reifeprüfung Fragen zu stellen sind, ist gar nicht berücksichtigt. Man kann das aber verstehen, da sonst der einheitliche Charakter des Buches ebenso gelitten haben würde, wie die Einheitlichkeit des Geschichtspensums der Prima unter diesem Agglomerat leidet. Viel auffallender dagegen ist es, daß das Buch mit der Besprechung des dritten schleswig-holsteinischen Krieges von 1864 schließt, des Krieges von 1866 nur gelegentlich gedenkt und dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71 kein Kapitel widmet, sondern sich für diesen auf eine beiläufige Bemerkung beschränkt. Allgemeine Verfassungsfragen werden nur sporadisch erörtert, das wirtschaftliche und geistige Leben aber findet, von der kluniazensischen Kirchenreform und der Reformation abgesehen, keine Berücksichtigung. Es kommt Verf. vielmehr darauf an, die Karte Europas in übersichtlicher und knapper Darstellung, die durch die Einteilung des Stoffes in 32 Kapitel gefördert wird, nach politischen Gesichtspunkten zu entwickeln. Seine Absicht dabei ist, „das Gelernte in einem anderen Zusammenhange vorzuführen als in dem, in welchem es ursprünglich betrachtet worden war", und dadurch den Stoff zu zusammenfassenden Wiederholungen und Übungsarbeiten zu liefern. Da dieser Zweck in wünschenswerter Weise erreicht wird, wird sich auch seine Hoffnung, „damit für manchen Geschichtslehrer eine Anregung zu bieten", erfüllen, obgleich der Text manche Härten des Stiles und sprachliche Wiederholungen enthält, die sich hätten vermeiden lassen. Von den Kapitelüberschriften seien genannt: Entwickelung der Mark Östreich, Italische Reiche vom Untergange des weströmischen Kaiserreichs bis auf die Ottonen, Der Islam in seinen Beziehungen zu Europa, Das päpstliche Rom, Die Hausmachtsbestrebungen deutscher Könige von Rudolf von Habsburg bis auf Maximilian I., Reichstage in der Reformationszeit, Die pommersche Frage, Militärische Reformen in Preußen, Ausbau der preußischen Großmacht, Die schleswig-holsteinische Frage.

Im einzelnen sei bemerkt, daß die Reihenfolge und Rangordnung der kurfürstlichen Erzbischöfe folgende ist: Mainz, Trier und Köln (S. 8); daß „keltisch" verdruckt ist (S. 14); daß sich nicht „der erste Vorstoß des Islam gegen das Abendland gegen die pyrenäische Halbinsel richtete" (S. 18), wohl aber der erste erfolgreiche. S. 28 muß es „ein jeder Stand" heißen. Für die Kapitelüberschrift „Innere Reformatoren unter den Hohenzollern" möchte Ref. vorschlagen „Hohenzollernsche Reformatoren auf dem Gebiete der Staatsverwaltung" und zugleich erwähnen, daß in diesem Kapitel Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, als der Schöpfer des brandenburgischen Heeres hätte genannt werden müssen. Die Wörter „Tyrol" (S. 25) und „Nystadt" (S. 42) sind vielmehr „Tirol" und „Nystad" zu schreiben; auch

die Namen „Aegypten" (S. 19) und „Oesterreich", das sich in dieser Form oft wiederholt, und ähnliche entsprechen der Rechtschreibung nicht.

2) Karl Neumann-Strela, Die Erziehung der Hohenzollern vom Großen Kurfürsten bis zur Gegenwart. Festschrift zur Hochzeit des Kronprinzen. Für das deutsche Volk, für Schule und Haus. Oldenburg 1905, Gerhard Stalling. 210 S. kl. 8. 0,75 *M.*

Die Darstellung des Büchleins beschäftigt sich mit der Jugendgeschichte und Erziehung der Hohenzollern, aber nicht der Hohenzollern überhaupt, wie man nach dem Titel vermuten könnte, sondern der zum Throne berufenen; und zwar werden die einzelnen Lebensbilder lose aneinandergereiht. Wir erfahren, welche Personen die Ehre hatten, die militärische Leitung, die geistige und religiöse Erziehung der ihnen anvertrauten fürstlichen Zöglinge zu übernehmen; welche Vorschriften die kurfürstlichen oder königlichen Väter und Vormünder den Lehrern machten; wie sich die jungen Prinzen zu ihren Erziehern und dem Erziehungswerk stellten. Durch Abdruck von einschlägigen Briefen und sonstigen Mitteilungen aus dem Leben der hohenzollernschen Prinzen wird die Darstellung angenehm unterbrochen. Von einem poetischen Hauch durchzogen ist die Jugendgeschichte Friedrich Wilhelms IV., der aber auch das Glück hatte, eine Königin Luise seine Mutter nennen zu können. Eine besondere Anziehungskraft möchte das letzte Kapitel haben, „Unser Kronprinz" betitelt, das mit einer kurzen Darstellung des Lebens der Kronprinzessin Cecilie schließt. Das Titelbild „Unser Kronprinzenpaar" und viele sonstige Holzschnitte dienen zur Belebung und Ausschmückung des Textes. Wenn der 16. Januar als Vorabend des Geburtstages Kaiser Wilhelms II. (S. 165) angegeben wird, so ist das natürlich ein Druckfehler. In stilistischer Beziehung fallen namentlich die gehäuften, oft überhaupt nicht haltbaren Partizipialkonstruktionen auf und ebenso die zahlreichen Auslassungen der Hilfsverba bei zusammengesetzen Temporibus. Wahrscheinlich wird das Buch, zumal es Gegenwartsinteresse hat, dankbare Leser und Leserinnen finden.

Stargard i. Pomm. R. Brendel.

Karl Schwering und Wilhelm Krimphoff, Ebene Geometrie. Fünfte Auflage. Freiburg i. Br. 1905, Herdersche Buchhandlung. VIII u. 136 S. 8. 1,50 *M*, geb. 2 *M*.

Dem Berichterstatter war das vorliegende Buch nach Tendenz und Einrichtung zwar schon bekannt, doch vermag er, da eine der früheren Auflagen ihm nicht zur Hand ist, über die Veränderungen der neuen nichts zu sagen. Gern hat er sich jetzt einmal genauer in das Werk vertieft. Es ist im besonderen der erste Abschnitt, dem er unbeschränkten Beifall zollt. Denn er gibt wirklich einmal

einen Abriß einer ernstlich auf Anschauung gegründeten geometrischen Propädeutik, die eine Anzahl der grundlegenden Lehrsätze dem Schüler zur Kenntnis und Erkenntnis bringt, ohne ihn doch zu bald in den Ketten logischer Schlußfolgen fest- und mehr oder weniger lahmzulegen, die darauf verzichtet, die Vorstellungen, die der Schüler von den geometrischen Gebilden gewonnen hat, sofort in Erklärungen umzusetzen und ihn zum Auswendiglernen und Herbeten derselben anzuleiten. Sie setzt denn auch die Lehre vom Parallelismus an das Ende der Dreieckslehre und vermeidet auch hier die noch so vielfach gebräuchliche Schlußform der Beweise.

Charakteristisch ist im übrigen die enge Verbindung des Systems mit den Übungen, die nicht in gesonderten Abschnitten den einzelnen Kapiteln folgen, vielmehr in jedem von diesen eingestreut zur sofortigen Anwendung der erkannten Wahrheiten anleiten und die Auffindung neuer Wahrheiten vorbereiten. Der dargebotene Stoff liegt innerhalb der Grenzen, die die Lehrpläne ziehen. Die Paragraphen, die die sogen. neuere Geometrie behandeln, bringen, wenigstens für Realanstalten, vielleicht etwas zu wenig. Die Sätze des Pascal, Brianchon, Monge, die man doch gern, als Ziel- und Ruhepunkte der Betrachtung, den Schülern geben wird, fehlen, die Apollonische Berechnungsaufgabe wird nicht gestreift. Indessen ist das natürlich ein Mangel, der den Wert und die Brauchbarkeit des Buches nur ganz unwesentlich beeinträchtigt. Wer es wünscht, kann das Fehlende seinen Schülern ja leicht zugänglich machen.

Es ist gewiß ein gründliches, auf genauer Sachkenntnis und eingehender Erfahrung beruhendes Lehrbuch. Sehr angenehm berührt, daß die Schlußbemerkungen vorsichtig und einsichtig zu Betrachtungen überleiten, die auf Erörterungen der Grundlagen der Geometrie führen.

Nordhausen a. H. Max Nath.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISZELLEN.

Die 14. Versammlung des Gymnasialvereins.

Gleichsam ein Präludium zu der großen 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner bilden die Verhandlungen der 14. Versammlung des Gymnasialvereins, dessen Mitglieder aus allen Gauen Deutschlands sich am Montag, den 2. Oktober 1905, in der Aula des Johanneums zu Hamburg zu ernster Aussprache versammelten. Vorhergegangen war am Sonntag ein Begrüßungsabend in den Räumen des Vereins für Kunst und Wissenschaft. Hier konnte man leider schon die betrübende Wahrnehmung machen, die der nächste Tag mit unwillkommener Schärfe wiederholte, daß die erschienenen Mitglieder zumeist würdige, ältere Herren waren, daß der jüngere Nachwuchs dagegen so gut wie ganz fehlte. Mit wenigen Ausnahmen waren die anwesenden Gäste mindestens mit dem Professorentitel geschmückt, fast noch größer war die Zahl der Direktoren und Geheimräte. Diese Lauheit der jüngeren Mitglieder des Vereins ist ein höchst unerfreuliches Zeichen der Zeit. Es wäre vielleicht gut, wenn die Leiter der Ortsgruppen dieser Erscheinung noch mehr Beachtung schenkten, als dies bisher der Fall gewesen zu sein scheint.

Um $^1/_2$10 Uhr eröffnete der erste Vorsitzende, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Oskar Jäger, die Versammlung. Er führte etwa folgendes aus: Der Gegensatz zwischen den drei höheren Schularten habe an akuter Schärfe verloren. Sie seien sich gleichwertig, wenn auch nicht gleichartig. Der Gymnasialverein habe jetzt hauptsächlich zwei Gegner. Der eine, loyale, sei das Reformgymnasium, dessen prinzipielle Gegner wir seien, da eine Schule, die zum akademischen Studium vorbereiten solle, nicht mit einer Sprache des lebendigen Marktes beginnen dürfe. Der andere, bekämpfenswertere Gegner sei ein gewisser Reformradikalismus, der daran arbeite, die Grundlagen der humanistischen Bildung zu beseitigen. Er werde hernach näher hierauf eingehen. Eine Bewegung, die sich als das Bessere gebärde, sei der Feind des Guten. „Wir setzen dieser Reformbewegung ein anderes Reformprogramm entgegen: die immer notwendige Reform an uns selbst und unserem Unterrichte“.

Darauf erstattete der Schatzmeister des Vereins, Oberlehrer Brey (Magdeburg), den Rechnungsbericht. Die gegenwärtige Mitgliederzahl beträgt etwa 2200. Es ist gegen Marburg eine geringe Abnahme zu verzeichnen, vielleicht weil es immer schwerer wird, Mitglieder zu werben. (Zu Ehren der verstorbenen Mitglieder erhebt sich die Versammlung von ihren Sitzen.) Der Überschuß des letzten Jahres beläuft sich auf 912,34 ℳ. Der vorige Rechnungsbericht ist durch die Herren Prof. Philippson und Oberlehrer Jensch für richtig befunden worden.

Oskar Jäger macht darauf einige geschäftliche Mitteilungen und erteilt das Wort Herrn Direktor Lück (Steglitz). Dieser redet im Namen der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums zu Berlin: „Dies sollte ursprünglich ein Zweigverein des Gymnasialvereins werden. Allein man

sieht in Berlin den Namen „Verein" nicht gern. So wählten wir diesen etwas umständlicheren Titel. Allein wir sind Kampfgenossen des Gymnasialvereins und verfolgen die gleichen Ziele. Von einem Gegensatze ist keine Rede".

Alsdann erhielt Herr Physikus Dr. Pfeiffer (Hamburg) das Wort zu seinem Vortrage über das Thema: „Wie hat sich das humanistische Gymnasium gegenüber den neuerlichen schulhygienischen Aufstellungen und Ansprüchen zu verhalten?" Dazu hatte er eine Reihe von Thesen drucken und am Eingange der Aula verteilen lassen, so daß alle Hörer diese Thesen während des Vortrages in Händen hatten. Diese Thesen lauteten:

I. Es ist anzustreben, daß geplante Neuanlagen sowie Umbauten von Schulhäusern gemeinsam von Schulmännern, von Baumeistern und ärztlichen Sachverständigen beraten werden. Diese Kommission muß fernerhin Einfluß erhalten auf die Wahl des Klassen- und Lehrerzimmer-Inventars, des Anstrichs der Räume, der Heizungs- und Lüftungsanlagen, des Fußbodenbelages und dessen Behandlung, der Abortanlagen sowie der Spiel- und Turnplätze.

II. Die hygienische Überwachung der Schüler ist von Lehrern und Ärzten gemeinsam auszuführen. Hierbei hat der Arzt der Schule als Berater zu dienen ohne Befugnis zu selbständigen Anordnungen. Diese Beratung hat sich zu erstrecken:

1. a) auf das Erkennen von körperlichen Besonderheiten der Schüler, wie Blutarmut, Kurzsichtigkeit, Schwerhörigkeit, Haar- und Bluterkrankungen, Lungenschwäche, Schiefwuchs und dergleichen,
   b) auf Erkennen von geistigen Besonderheiten der Schüler, wie leichter Ermüdung z. B. durch schnelles Wachstum, zerstreutes Wesen, durch krankhafte Veranlagung oder Masturbation oder häusliche oder überhaupt außerhalb der Schule erworbene schädliche Momente, ferner auf die Feststellung von Simulation sowie von angeborener geistiger Minderwertigkeit;
2. a) auf die hygienische Beratung der Lehrer in bezug auf Benutzung und Schonung der eigenen Stimmittel sowie der der Schüler,
   b) auf die Frage, wie die Unterrichtsstunden am besten auf die verschiedenen Tageszeiten verteilt werden,
   c) auf die Lage der Ferien,
   d) auf die Maximal- und Minimalforderungen von Arbeit, Ruhe und körperlichen Übungen für die verschiedenen Unterrichtsstufen sowie auf die empfehlenswerten Arten von Leibesübung,
   e) auf die Stellungnahme zu den von Zeit zu Zeit auftretenden Forderungen nach Beschränkung oder Erweiterung des Lehrplanes des Gymnasiums, soweit hygienische Gesichtspunkte angeblich oder in Wahrheit in Frage kommen,
3. auf Unterweisung der Lehrer in hygienischen und speziell schulhygienischen Fragen und auf Anleitung derselben zu selbständiger gesundheitlicher Beobachtung der Schüler.

Zu diesen Thesen führte der Redner etwa folgendes aus: „Das erste Thema unserer heutigen Versammlung wird den meisten nicht viel Neues bieten. Der Schularzt, den ich fordere, soll eine überwachende, vorbeugende Rolle spielen. Während die niederen Schulen zum Teil schon etwas dergleichen haben, fehlt es den höheren Schulen noch durchweg.

In der These I lege ich den größten Nachdruck auf das Wort „gemeinsam“. Diese gemeinsame Beratung muß aber bei dem Grundplan, der ersten Skizze, stattfinden, nicht bei der Reinschrift. Änderungen in der Kladde sind naturgemäß viel leichter. Vor allem aber muß man von Fall zu Fall entscheiden, wie schon Ehrismann in Nürnberg verlangte. Was für die süddeutschen Städte etwa paßt, paßt darum noch lange nicht für die norddeutschen. Ein Beispiel möge dies erläutern. Man trat hier bei uns für eine geräuschlose Pflasterung der die Schule umgebenden Straßen ein. Allein es hat sich herausgestellt, daß gerade dieses Pflaster eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf die Droschkenkutscher und Lastwagenführer ausübte, die ihre Pferde schonen wollten. So trat eine Steigerung des Wagenverkehrs ein, und der Lärm nahm nicht ab, sondern zu.

Es gibt unzählige Banksysteme. Aber der Wert des besten Banksystems ist illusorisch bei mangelhaftem Reinigungspersonal und ungenügender Erziehung der Kinder. Man übertreibt überhaupt die Wichtigkeit der Bankfrage in der Schule. In der Bankfrage im Hause liegt eine viel größere Gefahr für das Kind. An der schiefen Haltung der Kinder soll durchaus immer die Schulbank schuld sein. Das ist nicht so. Gesunde Kinder können auch ein schlechtes Banksystem ertragen, schiefe Kinder werden durch das beste Banksystem nicht gerade. Ihnen muß man auf anderem Wege helfen, durch bessere Ernährung, Orthopädie u. dgl. Wir fordern eine gewisse Bankgröße für die einzelnen Klassen. Die Größe der einzelnen Schüler einer Klasse ist aber nicht gleich, die größten Schüler sind nicht immer die fleißigsten, und doch erfordert die Disziplin ein Umsetzen in der Stunde. Da ist es unmöglich, jedem einzelnen eine genau für ihn passende Bank anzuweisen.

Die Sorgfalt der Schule hat sich in der Hauptsache auf eine genaue, gesundheitliche Beobachtung der Schüler durch die Lehrer zu erstrecken. Dazu müssen aber die Lehrer anders als bisher in dem Erkennen und Beobachten der hauptsächlich in der Schule vorkommenden oder sich entwickelnden Erscheinungen vorgebildet sein. Eine gewisse Klasse von Schülern, die leicht als unaufmerksam gilt, leidet im Grunde nur an einer Augenanomalie, die wir Fernsichtigkeit nennen. Sie sind für einen Arzt unschwer zu erkennen. Eine Brille hilft ihren Kopfschmerzen, ihrer Unaufmerksamkeit usw. fast augenblicklich ab.

Die Ermüdungsmessungen haben bisher für die Schule brauchbare Resultate nicht gezeitigt; ob von der geplanten internationalen Zahlensammlung mehr zu erwarten ist, ist zum mindesten zweifelhaft. Man hat sich aber überhaupt bisher immer mehr mit der Schule beschäftigt als mit der Häuslichkeit. Wie steht es zu Hause mit den Ablenkungen durch Vergnügungen, mit der genauen Abmessung für Schlaf, Licht, Luft, Bad, Lektüre u. dgl.? Es sind nicht alle Kinder aus dem harten Holze geschnitzt wie ihre Eltern. Die Eltern kennen die Leistungsfähigkeit ihrer Kinder oft gar nicht, sie kommen schneller zu dem Schlusse, ein Kind sei überbürdet, als zu der Erkenntnis, daß es unbegabt ist. In vielen Fällen liegt auch zu schnelles Wachstum der Kinder vor, die Kräfte des Körpers reichen nicht aus, um gleichen Schritt mit den andern Kindern halten zu können. Freilich, der notorische Faulpelz schont sich, wo er kann. Der Ehrgeizige, Übermüdete, Minderbegabte aber, dessen Nahrungsaufnahme eben infolge seiner

Übermüdung ungenügend ist, bietet ein dankbares Objekt der hygienischen Überwachung.

Wir verlangen nun keine Hygieneprüfung für die mit Fächern jetzt schon überlasteten Schulamtskandidaten, auch nicht etwa Einführung des Hygieneunterrichts in der Schule. Das wäre vielleicht sogar schädlich. Was der Lehrer haben muß, ist ein anatomisch-physiologisches Verständnis. Nach dem besten Ofensystem, der gesundesten Klosettanlage usw. wird er ja doch nicht gefragt, da redet der Fachmann. Wenn aber Arzt und Lehrer Hand in Hand arbeiten, dann ist bei gegenseitigem guten Willen und Respektierung der Stellung und Rechte des einzelnen eine Menge ersprießliche Arbeit zu erwarten, vor allem können auch die Ärzte wiederum von den Pädagogen lernen.

Und da möchte ich Ihr Augenmerk auf einen anderen Übelstand hinrichten. Auf ärztlichen und anderen Kongressen reden sehr viele pädagogische Laien über pädagogische Fragen. Der höhere Lehrerstand dagegen hält sich zurück. Das ist verhängnisvoll. Unwidersprochene Behauptungen gehen so hinaus in alle Welt. Aus ihnen werden Schlüsse gezogen, auf ihnen werden neue Theorien aufgebaut, und doch waren sie unzutreffend und falsch.

Meine Herren, treten Sie heraus aus Ihrer Reserve! Es gilt auch hier Pflichten zu erfüllen. Sie müssen die öffentliche Meinung beeinflussen. Das ist besonders ein dankbares Feld für die jüngeren Herren.

Die Jahrgänge und Klassen sind nicht gleichwertig, auch die verschiedenen Jahreszeiten spielen eine Rolle, die Länge der Semester, der Ferien spricht mit. Man kann deshalb nicht alles über einen Kamm scheren. Die Lage der Ferien ist eine viel umstrittene Frage. Die Wünsche der Eltern, die Verkehrserleichterungen, die Gesuche an die Hausärzte um Atteste, die die Kinder von den Tagen vor und nach den Ferien befreien sollen, spielen dabei eine große Rolle. Der Arzt befindet sich dabei in einer sehr unangenehmen Lage. Hier können Sie uns dienen und dienen damit zugleich sich selbst, wenn Sie Vertrauensärzte schaffen, deren Atteste Sie allein anerkennen.

Springstunden für Lehrer sind nicht zu vermeiden. Der Lehrer will darin korrigieren, arbeiten, sich auf die nächste Stunde vorbereiten. Im Lehrerzimmer stören ihn die Kollegen, die dort frühstücken oder sich unterhalten. Ist er Bibliothekar oder Freund des Bibliothekars, so kann er in der Bibliothek, im Bücherstaube, arbeiten. Auch das ist nicht gesund. Es müßten daher besondere Korrigier- und Arbeitszimmer eingerichtet werden.

Man preist uns so oft den englischen Bildungsgang an. Ich bin froh, daß wir ihn nicht haben. Man erstaunt oft über die große Unwissenheit der sogenannten gebildeten Kreise Englands. Das ist sehr schlimm. Lernen aber können wir von der Betonung der körperlichen Bewegung. Das Jugendspiel hat heute noch eine Aschenbrödelrolle (Zurufe: In Hamburg nicht!). Das Jugendspiel muß von besonders honorierten Lehrern geleitet werden, aber im Rahmen der Schule; dadurch wird zugleich ein Auswachsen desselben zum wilden Sport verhindert und der Betätigungsdrang der Jugend in bestimmte, ihnen zuträgliche Bahnen gelenkt.

Man hat Anfänge gemacht mit Elternabenden. Sie sind gut; vergessen Sie dabei den Arzt nicht! Und dann, diese Abende dürfen nicht zu feierlich aufgezogen werden. Es muß eine gemütliche Aussprache werden.

Und dann ein letztes. Es ist das gewissermaßen mein Glaubensbekenntnis in dieser Sache: Das Griechische auf dem Gymnasium darf nicht eingeschränkt oder gar ganz gestrichen werden. Ich würde das unendlich bedauern. Die schönste Erinnerung für das Kind sind die Kinderstube und die Stunden der Märchenerzählungen auf dem Schoße der Mutter. Für den Jüngling ist das Aufgehen des Verständnisses für die Wunder der griechischen Poesie und Prosa ein ähnlicher Schatz für die reiferen Jahre. Unbewußt nimmt die Jugend gerade vom Griechischen eine Reihe idealer Erziehungsmomente mit. Wenn man die Leistungen des deutschen Volkes betrachtet, speziell die der Abiturienten unserer höheren Schulen, so kann man doch nicht von einer Schwächung der Nation durch Überbürdung in der Schule reden. Man soll sich auch sehr in acht nehmen und nicht zur Belebung der Kongresse und Vereinigungen eine degenerierte, neurasthenische Schuljugend beschreiben, welche gar nicht vorhanden ist. Ich möchte schließen mit dem immer noch wahren Wort: 'Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται". (Lebhafter Beifall.)

Oskar Jäger dankt dem Redner für seine von der Versammlung vielfach mit Zustimmungskundgebungen begleiteten Ausführungen und eröffnet die Diskussion. Die Dauer der Diskussion sei für den einzelnen auf 10 Minuten festgesetzt. Man könne in diesem kurzen Zeitraum außerordentlich viel Gescheites sagen. (Heiterkeit.) Man rede jetzt immer so viel von Hygiene und verstehe darunter die möglichste Entlastung der lieben Schuljugend von allen möglichen Anstrengungen. Das Gesundeste von allem aber sei die Arbeit. (Beifall.)

Direktor Aly (Marburg) nimmt hierauf als erster Diskussionsredner das Wort: Wir danken dem Redner besonders für seine σωφροσύνη. „Das Wort Hygiene, über dessen Schreibung man sich sogar schon gestritten hat, kann man übersetzen mit Reinlichkeit. Daran hat es früher, als ich Schüler war, manchmal gefehlt. Das lag daran, daß es an Geld für solche Sachen gebrach. Man kann wohl sagen: Wir Preußen haben uns so sachte hinaufgehungert. (Heiterkeit.) Aber die Schäden der alten Erziehung werden stark übertrieben. Sehen Sie mich an, ich bin ganz unhygienisch erzogen, habe einen der lebensgefährlichsten Berufe und bin wohl und munter dabei. Und dann wenden Sie Ihre Blicke auf unsere moderne, hygienisch erzogene Jugend. Ich bin Vorsitzender der Prüfungskommission und erlebe da eine solche Fülle von ärztlichen Attesten, Bitten um Aufschub des Termins, Zusammenklappen im Examen und dergleichen unerfreulichen Erscheinungen mehr, daß das kein gutes Licht auf den Gesundheitszustand unserer heutigen Jugend wirft. Wir gingen frischer ins Examen. Heute wird die Jugend verzärtelt, das kann nie ein Geschlecht von Männern geben.

Wir wollen nun aber keinen besonderen Schularzt, sondern können dessen Tätigkeit dem Kreisarzte (hier in Hamburg nennt man ihn Physikus) zuweisen. Da haben wir ja einen beamteten Arzt. Nun kommt es freilich sehr darauf an, wie der Kreisarzt zur Schule steht, und das wiederum hängt sehr davon ab, wie er selbst durch die Schule gekommen ist. So kann sich also seine Tätigkeit sehr verschieden segensreich gestalten.

Was nun endlich die hygienische Belehrung anlangt, so kann sie auf der Universität (z. B. durch Einrichtung eines Publikums) und in Ferien-

kursen erfolgen. Auch ich glaube übrigens, daß die Gesundheit viel mehr zu Hause ruiniert wird als in der Schule".

Darauf erklärte der Redner seine Zustimmung zur These I und schlug für die These II 1 und 2 eine seinen Ausführungen gemäß geänderte Fassung vor.

Als zweiter Redner bestieg dann das Rednerpult Herr Prof. Waldeyer (Berlin): „Ich stimme dem Herrn Physikus zu. Das Gymnasium muß wirklich ein γυμνάσιον bleiben, eine wirkliche Erziehungsstätte. Dazu muß der Gesundheitspflege ein möglichst weiter Spielraum gestattet werden. Nichts ist wichtiger als Heizung und Lüftung. Darüber aber kann nur ein Arzt entscheiden. Wir müssen ferner auch Badeeinrichtungen für das Gymnasium verlangen. Ein wöchentlich zweimaliges Brausebad ist notwendig für die Schüler der Gymnasien. Hygiene ist Reinlichkeit, in der Reinlichkeit aber ist Hautpflege das Wichtigste.

Ich vermisse ferner eine These über die Maximalzahl der in eine Klasse aufzunehmenden Schüler. Wir müssen kleinere Klassen fordern. An der Geldfrage darf das nicht scheitern. Dafür muß eben Geld da sein. Endlich: eine große Zahl von Unterrichtsstunden hintereinander ist ermüdend. Die ungeteilte Schulzeit mag bequemer sein, aber die geteilte ist gesunder".

Prof. Hildebrand (Breslau): „Auch ich bin wie Herr Direktor Aly ein Produkt der untergehenden Zeit, und ich bin es gern. Allein ich stimme ihm nicht ganz bei. Die Erscheinungen vor der Prüfungskommission erkläre ich mir zum großen Teile anders. Die Zahl der armen, ungenügend ernährten Studierenden hat in den letzten Jahren ganz außerordentlich zugenommen, mehr als es der wirklichen Begabung dieser Studenten für das Studium entspricht. Jahre angestrengter Arbeit aber, in denen der Betreffende sich kümmerlich durchschlagen muß, zeitigen dann die von Herrn Direktor Aly geschilderten Erscheinungen.

Ich kann mir ferner die Tätigkeit des Kreisarztes für die Schule nicht segensreich denken. Er kann das Individuum des Schülers nicht so studieren wie der langjährige Hausarzt. Sie hätten an ihm eine einheitliche, aber gefährliche, weil oft mechanische Instanz. Alle Übelstände kann man einfach nicht beseitigen.

Man kann aber die Kandidaten im Seminarjahre hygienisch aufklären, da ist Zeit genug dazu vorhanden".

Prof. Wotke (Wien) teilte dann der Versammlung die letzten hierauf bezüglichen Anordnungen des eben aus dem Amte geschiedenen österreichischen Kultusministers von Hartel mit, die sich segensreich bewährten. Alle Studierenden seien verpflichtet, ein Kolleg über Hygiene zu hören.

Direktor Kuthe (Parchim): „Ich habe hier viel gehört über die Aufgaben des Schularztes. Aber ich kann nicht recht sehen, wie das in der Praxis durchzuführen sei. Der Lehrer überwacht seine Schüler tagtäglich. Wie aber soll der arme Arzt das machen? Kommt er zum Hospitieren in eine Klasse, so richten sich zunächst die Augen aller Schüler auf ihn als ein Novum. Wissen aber die Schüler etwa gar, daß der Arzt ihretwegen kommt, so werden sie sofort eine gerade Haltung einnehmen, ihr Buch in die richtige Lage bringen u. dgl. m. Der Arzt sieht die Schüler also gewissermaßen immer nur im Sonntagsanzuge. Wie können wir dann

aber die hygienischen Forderungen praktisch durchführen? Es kommt darauf hinaus: Wir Lehrer müssen hygienisch erzogen werden, damit wir die Überwachung unserer Schüler erledigen können. Der Arzt kann das nicht".

Dr. Sänger (Hamburg): „Ich hielt an dieser Stelle Vorträge vor Lehrern und Lehrerinnen über nervöse Erkrankungen von Schulkindern. Seitdem werden mir fortgesetzt in meine Klinik Kinder zugesandt, die die Lehrer mit sicherem Griffe als pathologisch herausgegriffen haben. Wir müssen aber doch besondere Schulärzte verlangen. Jeder Arzt kann das nicht, die Fragen sind zu spezialistisch. Der Schularzt muß kompetent, d. h. besonders vorgebildet sein. Dann wird sein Urteil auch von den Eltern als authentisch anerkannt werden. Die Herren vom Gymnasium müssen sich mehr mit solchen Fragen beschäftigen, z B. auch an Zeitschriften mitarbeiten. Ich lese beispielshalber eine Zeitschrift für Kinderfehler. Darin stehen viele Beiträge namhafter Ärzte; einen akademischen Lehrer habe ich noch nicht darin gefunden".

Direktor Lück (Steglitz): „Gewöhnlich wirft man in solchen Fragen die höheren und niederen Schulen in einen Topf. Das geht aber nicht. Die niederen Schulen müssen dauernd überwacht werden, bei den höheren ist das anders. Da empfiehlt sich vielleicht das, was wir in Steglitz schon tun. Bei der Aufnahme in die Schule werden alle Schüler untersucht. Dabei hat sich das interessante Resultat ergeben, daß bei der Aufnahme in die Vorschule die Hälfte der Schüler bereits krank war. Das hat nicht die Schule gemacht. Sie wirkt da oft geradezu hygienisch.

Wir haben in Steglitz auch den Versuch gemacht, den Mittwochnachmittag frei von Schularbeiten zu halten. Das hat keine Bedenken hervorgerufen, so daß wir das im Winter wieder machen wollen. Ob geteilte oder ungeteilte Schulzeit, muß örtlich entschieden werden. In den großen Städten sind die weiten Entfernungen ein Haupthindernis der geteilten Schulzeit. Der Aufenthalt in Turnhallen ist nicht hygienisch. Aber man kann da ja differenzieren. Wir können im Sommer mehr Turnstunden haben, und zwar im Freien; im Winter genügen zwei Stunden vollauf. Bei allen Reformen vermisse ich zwei Forderungen, und die möchte ich als hygienisches ceterum censeo hier aussprechen:

1. Kleinere Klassen.
2. Herabsetzung der Pflichtstundenzahl der Lehrer".

Stadtschulrat Michaelis (Berlin): „Ich gehöre zu einer Sorte von Menschen, die nicht gern gesehen, nicht gern gehört werden. Dennoch möchte ich zu Ihnen reden. Wo wir in Berlin für die Gemeindeschulen Schulärzte haben, hat sich eine ganz sichere Praxis herausgebildet. Der Arzt tritt bei der Aufnahme ein, er entscheidet nach einiger Zeit die Zuweisung zu den Nebenklassen usw. So würde sich auch bei den höheren Schulen eine eigenartige Praxis entwickeln. Der Kreisarzt ist aber nicht von Nutzen, sondern nur ein wirklich mit der Schule vertrauter Schularzt. Dabei wird auch der Arzt von der Schule lernen. Beide geben und empfangen. Es muß etwas geschehen".

Geh. Hofrat Uhlig (Heidelberg) verzichtet auf das Wort, da es inzwischen 12 Uhr geworden ist.

Prof. Martensen (Elberfeld) verweist auf seinen Aufsatz im Maihefte

der Neuen Jahrbücher über die sexuelle Belehrung der Schüler. Die müsse ihnen der Arzt bieten; denn unsere Schüler hielten uns doch nur für Idealisten und Schwärmer, die das wirkliche Leben nicht kennten. Wir haben zu Ostern in Elberfeld die Abiturienten unserer Schulen aufgeklärt. Das war eine heilige Stunde.

Oskar Jäger schließt darauf auf Wunsch der Versammlung die Diskussion. Die Versammlung lehnt eine Abstimmung über die Thesen Pfeiffer und Aly ab und begnügt sich mit den gewonnenen dankenswerten Anregungen.

Alsdann tritt eine Pause von einer Stunde ein.

Um $1^1/_4$ Uhr beginnt der zweite Teil der Verhandlungen, die dieses Mal von Herrn Geh. Hofrat Uhlig geleitet werden, da Herr Geh. Reg.-Rat Oskar Jäger, der die zweieinhalb Stunden über stehend die Verhandlungen geleitet hatte, nun selbst als Redner das Wort zu längeren Ausführungen ergreift.

Geh. Hofrat Uhlig eröffnet die Versammlung und erteilt das Wort Herrn Geh.-Rat Oskar Jäger zu seinem Vortrage über das Thema: „Wie hat sich das humanistische Gymnasium gegenüber der Behauptung, daß der höhere Schulunterricht in Deutschland zu wenig national gestaltet sei, zu verhalten?“ Er führte dazu folgendes aus:

„Man macht dem Gymnasium den Vorwurf, daß es zu wenig die nationale Gesinnung pflege. Wie kann man da Abhilfe schaffen? Das Nationalbewußtsein ist heute sehr gestärkt worden, wenn auch freilich das Wort „national“ durch allzu häufigen Gebrauch und Mißbrauch entwertet worden ist.

Die Geschichte zeigt uns einen stetigen Wechsel des Bildungsideales. Unser heutiges Bildungsideal ist in unmittelbare Beziehung gesetzt zu dem nationalen Staate. Das unterscheidet es von allen früheren, von der elegans pietas, von dem galanthomme, von dem ἀνὴρ καλὸς κἀγαθός der Neuhumanisten. Wie aber denken wir uns dieses neue, nationale Erziehungsideal? Arnold wollte aus Knaben christliche Männer machen; wir sollen nationalgesinnte Männer heranbilden, nicht etwa nationaldenkende Sextaner oder Quintaner. Eine nationale Schule wird darum dort sein, wo die Lehrer von patriotischem Geiste erfüllt und geleitet sind. Man hat dem höheren Lehrerstande den Vorwurf gemacht, er habe dem sozialistischen Übel nicht energisch genug entgegengewirkt. Dieser Vorwurf trifft aber nicht unseren Stand allein, sondern ebenso alle anderen.

Aber unser Latein und Griechisch soll antinational wirken, unser Gymnasium soll sich darum den anderen höheren Schulen anzupassen haben. Wir wollen nun die einzelnen Schulfächer einmal durchmustern. Mathematik und Naturwissenschaft, die nicht gut national erteilt werden können, lassen wir gleich beiseite. Ebenso den Religionsunterricht. Dieser zieht seine Lebenskraft ja gerade aus dem, was allen Menschen ohne Unterschied der Nation gemeinsam ist.

Wie der Unterricht im Französischen und Englischen nationaler gestaltet werden soll, ist mir unerfindlich. Man müßte denn etwa meinen, daß die fremdländische Konversation auf das reine nationale Weiß der Schüler abfärbt.

Aber, so argumentiert man, Lateinisch und Griechisch verdrängt

vieles Notwendigere von seinem Platze; junge Deutsche, nicht junge Griechen oder Römer gilt es zu bilden. Das hat ja aber auch niemand gewollt. Am Lateinischen und Griechischen wollte man junge deutsche Männer zu strenger Denkarbeit erziehen. Das kann man heute noch ebensogut, arbeiten lernen an hartem und sprödem Stoffe, an den Sprachen der Völker, bei denen der nationale Staatssinn am meisten entwickelt war und die zugleich beide auf unser deutsches Geistesleben am meisten gewirkt haben. Wohl können wir an dem Beispiele des Ariovist und Cäsar national denkende Männer erziehen.

Allein der deutsche Unterricht wird getadelt. Es sind ja nur zwei Stunden, sagt man. Zunächst einmal, deutsch ist aller Unterricht am Gymnasium [mit viel größerem Rechte könnte man da die neusprachlichen Schulen tadeln, an denen der Übung halber der Unterricht in französischer oder englischer Sprache erteilt wird. Deutsch also ist aller Unterricht], diese beiden Stunden, die wir in Ermangelung eines besseren Ausdruckes den „deutschen" Unterricht nennen, dienen nur besonderen Aufgaben, wie Rechtschreibung, Grammatik, Kenntnis der Nationalliteratur, Aufsatz u. a. m. Diesen Aufgaben dürfen wir aber nicht mehr Raum anweisen. Soll dieser Unterricht nationaler gestaltet werden, so kann das nur geschehen, indem der Lehrer sich selber bessert.

Betrachten wir nun die Geschichte und Geographie. Der Untersekundaner soll die Machtmittel und Hilfsquellen seines Staates im Vergleiche zu denen der anderen kennen lernen, dann kann er später seine Kenntnisse vertiefen. Eine eigene Geographiestunde in Obersekunda und Prima würde kein Fortschritt sein, weil sie den ebenso wichtigen Geschichtsunterricht in eine üble Lage bringen würde. Der Geographieunterricht muß mit dem Geschichtsunterrichte das machen, was die Franzosen in Marokko eine pénétration pacifique nannten, d. h. er muß ihn durchdringen. Unsere Presse verlangt gedankenlos nationalen Geschichtsunterricht. Eine ausgiebigere Kenntnis der vaterländischen Geschichte ist etwas Gutes, aber ein Fortschritt in nationaler Richtung liegt darin noch nicht ohne weiteres. Der liegt nur in dem Wie des Unterrichts. Bismarck ist unser großer nationaler Erzieher gewesen. Seiner müssen wir gedenken. Er lobte die deutschen höheren Schulen, weil ihre Lehrer darauf aus seien, den Schülern über die vaterländische Geschichte die Wahrheit zu sagen, ohne Schönfärberei wie in Frankreich und auch England. Wenn wir die Jugend wahr machen, dann machen wir sie deutsch. (Bravo.) Damit stehen wir aber nicht an einem Abschlusse, sondern an einem Anfange. Denn was heißt: wahr machen? Darüber aber habe ich in der bisherigen Debatte nichts gefunden als vage Besprechungen und Anklagen. Die wirksamste Reform ist die tägliche, dauernde Reform an uns selbst, an unserem Unterrichte. So überwinden wir die agitatorische Phrase". (Beifall).

Geh. Hofrat Uhlig eröffnet darauf die Debatte. Als erster ergreift das Wort Herr Direktor Kuthe (Parchim): „Ich will nicht polemisieren, sondern mir nur eine kleine Berichtigung erlauben. Der französische Unterricht verbannt das Deutsche fast ganz, während Latein und Griechisch bisher deutsch unterrichtet werden. Unser Stiefbruder, das Reformgymnasium, freilich will wieder das lateinische Sprechen einführen. Die Schule, der ich vorzustehen die Ehre habe, ist in der glücklichen Lage, eine Stunde Geo-

graphie in Obersekunda und Prima zu haben. Das wirkt bei uns sehr gut im nationalen Sinne. Ich pflege in ihnen das Thema zu behandeln: Der Deutsche im Auslande und zu Hause. Doch damit wir ein praktisches Ergebnis erzielen, so schlage ich eine Resolution vor, dahingehend, daß das deutsche Gymnasium keine Gelegenheit vorbeiläßt, die Jungen tatsächlich national zu machen. Wir gehen in der Kritik des Altertums eher zu weit als nicht weit genug. Liebe zum Altertume wollen wir erzielen, aber keine Affenliebe".

Dr. Capelle (Hamburg): „Die großen nationalen Historiker und Schriftsteller der Griechen und Römer wirken wirklich national, direkt vorbildlich". Der Redner zeigt das an einigen Beispielen, Herodot, Thukydides, der Haltung des römischen Senates nach der Schlacht bei Cannä.

Prof. Hildebrand (Breslau) tritt für die Resolution Kuthe ein: „Das Gymnasium erzielt nationale Männer".

Geh. Rat Wallichs (Altona) vergleicht seine Erziehung mit der heutigen. Er habe niemals Unterricht gehabt, der mit besonderen nationalen Allüren aufgetreten sei, und doch gebe er keinem an Patriotismus etwas nach.

Prof. Martensen (Elberfeld): „Die Resolution Kuthe ist zu bescheiden. Wir müssen der undeutschen Agitation entgegentreten. Das gelbe Buch von Gurlitt: „Der Deutsche und sein Vaterland" ist von Cauer vornehm, aber viel zu sanft abgelehnt worden. Wir sind heute fähig, von den Fremden zu lernen, ohne in Nachäfferei zu verfallen.

Direktor Kuthe (Parchim) verliest seine inzwischen formulierte und etwas geänderte Resolution.

Prof. Imelmann (Berlin) tritt für die erste Kuthesche Resolution ein.

Darauf erhält noch einmal das Wort Oskar Jäger: „Ich bin gegen eine besondere Resolution. Wozu sollen wir Zeugnis ablegen über uns selbst? Ich gönne den Gegnern diesen Triumph nicht. Es ist seltsam, daß diese jungen Gegner uns Alten (ich bin 1830 geboren) darüber belehren wollen, was nationale Gesinnung ist. Wir haben es am eigenen Leibe erfahren, haben in trostlosen Zeiten gelernt, was national ist. Wir haben die furchtbare Krise von 1863—66 erlebt. Damals, als wir kaum hofften, das gelobte Land auch nur vom Berge zu schauen, haben wir in den Herzen der Jugend die Hoffnung auf nationales Glück geweckt. Sie dagegen, unsere Gegner, leben in einem national geordneten Staate, was uns in unserer Jugend nicht vergönnt war".

Oberlandesgerichtspräsident Dr. Martin (Hamburg): „Ich stamme zwar nicht aus dem Jahre 1830, aber doch aus dem Jahre 1834 und stimme dem Vorredner voll zu.

Darauf lehnt die Versammlung mit allen gegen zwei Stimmen die Fassung einer Resolution ab.

Geh. Hofrat Uhlig erledigt dann noch einige geschäftliche Dinge. Die nächste Versammlung soll Pfingsten 1906 zu Berlin stattfinden. Als Themata für das nächste Jahr sind vom Vorstande approbiert und werden von der Versammlung gebilligt:

1. Welche Grenzen müssen bei einer freieren Gestaltung des Lehrplans in den oberen Klassen des Gymnasiums notwendig innegehalten werden? (Ein Zusatz von Martensen (Elberfeld) soll dem Redner über dieses Thema zur Kenntnis gebracht werden.)

2. Inwieweit vermag der griechische und lateinische Unterricht eine wirksame Propädeutik für das Verständnis der modernen Literaturen, insbesondere der deutschen, zu sein?

Nach kurzer Debatte werden zu dem bisher bestehenden und im Amte verbleibenden Vorstande von 32 Mitgliedern kooptiert:

33. Stadtschulrat Michaelis (Berlin),
34. Direktor Kuthe (Parchim),
35. Direktor Schneider (Frankfurt a. O.),
36. Rektor Kaemmel (Leipzig).

Nachdem alles Geschäftliche erledigt war, ergriff noch einmal zu ein paar kurzen Bemerkungen das Wort Geh. Hofrat Uhlig: „Trotz der erfreulichen, vorhin mitgeteilten Zahl der Mitglieder muß doch ein Wachstum des Vereins energisch erstrebt werden, da gar viele, die gleichgesinnt sind, noch nicht handeln, wie sie sollen. Das humanistische Gymnasium gleicht gegenwärtig einer Festung, die von allen ihren Freunden ohne Unterlaß zu verteidigen ist. Wir hoffen und wünschen, daß auch alle diejenigen, die bisher bloß *δυνάμει* Mitglieder waren, nun auch *ἐνεργείᾳ* Mitglieder und Mitarbeiter werden".

Damit waren die Verhandlungen der 14. Generalversammlung des Deutschen Gymnasialvereins beendet. Der Besuch hätte wohl zahlreicher sein können, allein dafür war es eine erlesene Schar, die zu gemeinsamer Aussprache zusammengekommen war, small but selected party. Um 6 Uhr vereinte dann noch ein fröhliches Mahl die Teilnehmer mit ihren Damen, doch ging man früh auseinander, da die meisten noch die anstrengenden Tage der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner vor sich hatten.

Cuxhaven. W. Haase.

Verhandlungen der Direktoren-Versammlungen in den Provinzen des Königreichs Preufsen seit dem Jahre 1879. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

70. Band, 1905. Dreizehnte Direktoren-Versammlung in der Provinz Schlesien. 179 S. Fol.

1. Nach welchen Grundsätzen ist bei dem Übersetzen aus den fremden Sprachen zu verfahren? — Zu berücksichtigen sind die alten wie die neuen Fremdsprachen, ferner die Vorübersetzung, die Nachübersetzung und die unvorbereitete Übersetzung der Schüler.

2. In welchem Umfange soll auf Grund der Lehrpläne von 1901 die philosophische Propädeutik in Prima behandelt werden? Wie ist dieser Unterricht im einzelnen zu gestalten und wie durch die andern Lehrfächer zu unterstützen? Ist dabei auch einzelnes aus der Geschichte der Philosophie heranzuziehen?

3. Inwieweit hat die Schule das Recht und die Pflicht zur Beaufsichtigung der Schüler außerhalb der Unterrichtszeit, und wie wird diese Beaufsichtigung am zweckmäßigsten ausgeübt?

4. Über den pädagogischen Wert und die zweckmäßigste Einrichtung der Schulspaziergänge.

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER

(Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten).

1. **Zentralorgan für Lehr- und Lernmittel**, herausgegeben von Dr. Scheffer, Jahrg. 3, Heft 12 (S. 361—392).

2. **Zeitschrift für Lehrmittelwesen und pädagogische Literatur**, herausgegeben von F. Frisch. Jahrg. 1, Nr. 8 (S. 241—272).

3. **Blätter für deutsche Erziehung** (Herausgeber Arthur Schulz) Jahrg. 7, Heft 10 (S. 145—160).

4. **Tierschutz-Kalender** 1906. 48 S. 0,10 *M*.

5. **Tierschutz-Korrespondenz** Nr. 14. 8 S. Folio.

6. G. Hergel, **Winke zur Erhaltung körperlicher und geistiger Gesundheit.** Progr. Staats-Gymn. in Aussig 1905. 15 S. gr. 8.

7. **Freiburger Taschen-Liederbuch.** 325 der beliebtesten Vaterlands-, Volks- und Studenten-Lieder, nebst einigen Sologesängen, zumeist mit Melodie. (Herausgeber: Hugo Zuschneid.) Freiburg i. Br. o. J., Herdersche Verlagshandlung. XII u. 287 S. kl. 8. geb.

8. F. Sieveking, **Die Hamburger Universität.** Ein Wort der Anregung. Hamburg 1905, Otto Meißners Verlag. 39 S. 0,50 *M*.

9. H. Oertel und E. P. Morris, **The Nature and Origin of Indo-European Inflection.** Sonderabdruck von Harvard Studies Vol. XVI S. 63—122.

10. Geneva Misener, **The Meaning of ΓΑΡ.** Diss. Chicago 1904. 75 S.

11. P. H. Schoute, **Mehrdimensionale Geometrie.** Teil II: Die Polytope. Leipzig 1905, G. J. Göschensche Verlagshandlung. IX u. 329 S. geb. 10 *M* (Samlung Schubert Band 36).

12. H. Schubert, **Auslese aus meiner Unterrichts- und Vorlesungspraxis.** Band I mit 17 Figuren. Leipzig 1905, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 239 S. geb.

13. A. H. Bucherer, **Elemente der Vektar-Analysis.** Mit Beispielen aus der theoretischen Physik. Zweite Auflage. Leipzig 1905, B. G. Teubner. VIII u. 103 S. geb. 2,40 *M*.

14. R. Schröder, **Die Anfangsgründe der Differentialrechnung und Integralrechnung.** Für Schüler von höheren Lehranstalten und Fachschulen sowie zum Selbstunterricht. Mit zahlreichen Übungsbeispielen und 27 Figuren. Leipzig 1905, B. G. Teubner. VII u. 131 S. geb. 1,60 *M*.

15. F. Schütte, **Anfangsgründe der darstellenden Geometrie für Gymnasien.** Leipzig 1905, B. G. Teubner. 42 S. 0,80 *M*.

16. L. Dressel S. J., **Elementares Lehrbuch der Physik** nach den neuesten Anschauungen für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Dritte Auflage. Freiburg i. Br. 1905, Herdersche Verlagshandlung. Erster Band. Mit 292 Figuren. XV u. 520 S. Lex. 8. Zweiter (Schluß-) Band. Mit 363 Figuren. S. I—X u. 521—1063. Lex. 8. Zusammen 16 *M*. eleg. geb. 17,60 *M*.

17. Alexander Gleichen, Vorlesungen über Photographische Optik. Mit 63 Figuren. Leipzig 1905, G. J. Göschensche Verlagshandlung. IX u. 230 S. gr. 8. 9 ℳ.

18. H. Wolgast, Das Elend unserer Jugendliteratur. Ein Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend. Dritte Auflage. Leipzig 1905, B. G. Teubner. VIII u. 225 S. 2,40 ℳ.

19. F. Panzer, Märchen, Sage und Dichtung. München 1905, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 56 S. eleg. brosch. 1 ℳ.

20. F. Fauth, Der fremdsprachliche Unterricht auf unseren höheren Schulen vom Standpunkt der Physiologie und Psychologie beleuchtet. Berlin 1905, Reuther & Reichard. 34 S.

21. Festschrift zum 25jährigen Stiftungsfest des Historisch-philologischen Vereins der Universität München. München 1905, J. Lindauersche Buchhandlung. 96 S. gr. 8. — Enthält außer einer Geschichte des Vereins zehn Abhandlungen aus dem Gebiete der klassischen Altertumswissenschaft.

22. Oskar Weise, Charakteristik der lateinischen Sprache. Dritte Auflage. Leipzig 1905, B. G. Teubner. VI u. 190 S. 2,80 ℳ.

23. H. Blase, Studien und Kritiken zur lateinischen Syntax, 2. Teil. Progr. Herbstgymnasium Mainz 1905. 57 S.

24. M. Annaei Lucani de bello civili libri decem. G. Steinharti aliorumque copiis usus iterum edidit C. Hosius. Lipsiae MCMV in aedibus B. G. Teubneri. LX u. 374 S. kl. 8. 4,40 ℳ.

25. Larue van Hook, The metaphorical Terminology of Greek Rhetorik and Literary Criticism. Diss. Chicago 1905. V u. 51 S. gr. 8.

26. Appiani Historia Romana ex recensione Ludovici Mendelssohnii. Iterum edidit Paulus Viereck. Vol. II. Lipsiae MCMV in aedibus B. G. Teubneri. XVI u. 645 S. kl. 8. 6 ℳ.

27. H. H. Wingerath, New English Reading-Book for the use of Middle Forms in German High-Schools. Second edition. With a map of Great Britain and Ireland. Cologne 1905, M. Dumont-Schauberg. V u. 367 S. gr. 8. 3,50 ℳ.

28. G. Krüger, Englisches Unterrichtswerk für höhere Schulen. Unter Mitwirkung von W. Wright bearbeitet. Teil III: Lesebuch. Mit 8 farbigen Karten und Tafeln. Leipzig 1906, G. Freytag. 400 S. gr. 8. geb. 3,60 ℳ.

29. Shakespeare, Julius Caesar. Edited by F. W. Moorman. Leipzig 1905, B. G. Teubner. Text: X u. 91 S. Notes: 66 S. Zusammen 1 ℳ.

30. M. Mertens, Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Geschichte. In drei Teilen. Erster Teil: Deutsche Geschichte von den ältesten Zeiten bis zum Ausgange des Mittelalters. Neunte und zehnte Auflage. Freiburg i. Br. 1905, Herdersche Verlagshandlung. VIII u. 140 S. 1,40 ℳ, geb. 1,80 ℳ.

31. Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig, B. G. Teubner. Jedes Bändchen geb. 1,25 ℳ.

a) K. Kraepelin, Die Beziehungen der Tiere zueinander und zur Pflanzenwelt. 175 S.
b) B. Maennel, Vom Hilfsschulwesen. Sechs Vorträge. VIII u. 140 S.

32. Sammlung Göschen. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. Jedes Bändchen geb. 0,80 ℳ.

a) E. Leher, Das Wasser und seine Verwendung in Industrie und Gewerbe. Mit 15 Abbildungen. 124 S.
b) H. Jantzen, Gotische Sprachdenkmäler. 153 S.
c) W. Golther, Nordische Literaturgeschichte, Teil I: Die isländische und norwegische Literatur des Mittelalters. 123 S.

ZEITSCHRIFT

FÜR DAS

GYMNASIALWESEN

HERAUSGEGEBEN

VON

H. J. MÜLLER.

LIX. JAHRGANG.
DER NEUEN FOLGE NEUNUNDDREISZIGSTER JAHRGANG

DEZEMBER.

BERLIN 1905.
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW. ZIMMERSTRASZE 94.

Manuskripte und Briefe, die für die Redaktion bestimmt sind, werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers: Gymnasialdirektor Prof. Dr. Müller, Berlin S. 42, Brandenburgstr. 37.

Bücher, Karten u. s. w. sind nur zu senden an die Weidmannsche Buchhandlung, Berlin S. W. 12, Zimmerstr. 94.

Preis für den Jahrgang in 12 Heften 20 Mark.

INHALT.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITERARISCHE BERICHTE.

Erwiderung.

Die Herren Prof. Hellwig und Prof. Hirt, Herausgeber des im Verlage von L. Ehlermann erschienenen Deutschen Lesebuches, haben in den letzten Wochen ein Flugblatt verbreitet, in welchem sie die folgenden Behauptungen aufstellen: „Herr Steinecke hat sämtliche geographische Aufsätze, die wir in Sexta bieten, mit einer Ausnahme, bei der wir die Frage nicht entscheiden wollen, ohne Quellenangabe für das neue Lesebuch von R. Lehmann auf das ausgiebigste benutzt.“ Sie versuchen diese Behauptung auf den Nachweis zu stützen, daß die Aufsätze 1. „Das Meer“, 2. „Die Flüsse“, 3. „Der Harz“, die aus fremden, zum Teil allgemein bekannten Büchern herrühren, ihrem Lesebuche „ohne Angabe ihres Ursprunges entnommen seien,“ und daß der Aufsatz „Das Gebirge“, der mit meinem Namen gezeichnet ist, in Wirklichkeit aus ihrem Lesebuche übernommen sei; ebenso sei ich bei dem Aufsatze „Die Halligen“, der in ihrem Lesebuche, wie in dem R. Lehmannschen nach Biernatzki bearbeitet ist, ihrer Fassung so wesentlich gefolgt, daß ich dieselbe hätte als Quelle angeben müssen, wiewohl sie in diesem Falle zugestehen, „daß ich noch das Original oder ein anderes Lesebuch benutzt“ hätte. Dagegen erklären sie es für „sehr zweifelhaft“, daß ich in den erstgenannten Aufsätzen die von mir angegebenen Quellen (Guthe sowie Hentschel und Märkel) eingesehen habe.

Diese Beweisführung steht, wie man sieht, an sich schon auf schwachen Füßen, und ihre Kraft wird nicht eben verstärkt, wenn man bedenkt, daß die Herren Hellwig und Hirt im Sextateil ihres Lesebuches sechs Aufsätze geographischen Inhalts, ich dagegen in dem entsprechenden Teile 25 bringe. Jedenfalls ersieht man schon hieraus, daß ich nicht gerade auf den Ideenschatz von Hellwig, Hirt und Zernial angewiesen war, als ich meine Sammlung herstellte. Anderseits war es bei einer so großen Auswahl selbstverständlich, daß ich eine Anzahl von Stücken aufnehmen mußte, die in älteren Lesebüchern bereits stehen, wie das übrigens die Herren Hirt und Hellwig gleichfalls getan haben.

Im einzelnen habe ich auf ihre Anschuldigungen folgendes zu erwidern:

1. Die Autorschaft des Aufsatzes „Das Gebirge“ nehme ich auch jetzt noch im vollen Umfang in Anspruch. Sein Inhalt ist von mir bereits vor 12 Jahren einer Geographiestunde in der Quinta des Koblenzer Realgymnasiums, und zwar in Gegenwart des damaligen Provinzialschulrates W. Münch, zugrunde gelegt und später wiederholt bei der Anleitung von Seminaristen benutzt worden. Er stellt den Aufstieg von Landeshut nach dem Riesenkamm dar. Jeder geographische Fachmann erkennt, trotz der durch den gleichen Gegenstand erklärlichen Ähnlichkeit mit dem Hellwigschen Lesestücke, die innere Verschiedenheit.

2. Die Behauptung, ich hätte den Guthe nicht eingesehen, ist eine so törichte Verdächtigung, daß ich darüber kein Wort zu verlieren brauche. Meine Kenntnis des Guthe setzt mich sogar in die Lage, Herrn Hellwig zu korrigieren, denn der Schlußgedanke des Aufsatzes „Die Flüsse“ (nicht alle Flüsse münden ins Meer), den er als sein Eigentum in Anspruch nimmt, stammt in dieser Formulierung von Guthe.

3. Ebenso hätten die Herren für die Vermutung, daß ich Hentschel und Märkel nicht kenne, ein besseres Beispiel wählen sollen, als den Aufsatz über den Harz. Derselbe stammt nämlich im wesentlichen aus dem Buche von Kutzen, Das deutsche Land (3. Auflage, S. 358 ff), das ich in vierter Auflage bearbeitet und herausgegeben habe. Die Herren Hellwig und Hirt kennen offenbar selbst die Originalgestalt nicht. Aber es ist denn doch ein starkes Stück, zu behaupten, daß ich diesen Artikel ihrem Lesebuche hätte entnehmen müssen.

4. Bei der Bearbeitung der Artikel „Die Flüsse“ und „Die Halligen“ sind mir allerdings ohne mein Wissen und Wollen drei Sätze der Hellwigschen Fassung in die Feder geflossen. Das erklärt sich einfach genug dadurch, daß ich diese beiden Lesestücke aus dem Hellwigschen Lesebuche öfters meinen Schülern vorgelesen hatte und mir daher einige Einzelheiten unbewußt im Gedächtnis haften geblieben sind. Auf dieselbe Weise mögen sich vielleicht auch noch einige andere vereinzelte Wendungen erklären lassen. Das zu bestreiten habe ich keine Veranlassung und bin gerne bereit, um dem empfindlichen Eigentumssinne der Herren Genüge zu leisten, zu der bisherigen Quellenangabe dieser beiden Artikel hinzuzufügen: „Einige Sätze nach dem Lesebuche von Hellwig, Hirt und Zernial.“

Abgesehen von seinem Inhalt wird der Charakter dieser eigentümlichen „Rechtsverwahrung“ durch die Art ihrer Versendung gekennzeichnet. Sie ist mit anderen Buchhändleranzeigen der Firma Ehlermann zusammen verschickt worden, und zwar unmittelbar vor dem Termin, wo die Anträge für Neueinführung von Lehrbüchern stattzufinden haben.

Sie ist ferner an alle irgendwie interessierten Schulmänner direkt versandt worden, sogar an mehrere Mitglieder meines Kollegiums, aber weder an mich noch an den Herrn Herausgeber des Lesebuches, so daß ich erst von dritter Seite darauf aufmerksam gemacht worden bin. Dieses Vorgehen entspricht jedenfalls nicht den Formen, die in den Kreisen von Gelehrten und akademischen Beamten üblich sind; es erinnert vielmehr an die Gepflogenheit einer gewissen Klasse von Geschäftsleuten, denen ein Anlaß zur Reklame unter allen Umständen erwünscht ist.

Essen, Ende November 1904.

Dr. Steinecke.

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

Inhalt.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISZELLEN.

VIERTE ABTEILUNG.

Titelblatt und Inhaltsverzeichnis.

JAHRESBERICHTE DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN.

Titelblatt und Inhaltsverzeichnis.